Tagebuch einer Reise

durch einen Theil

Deutschlands und durch Italien,

in den

Jahren 1804 bis 1806.

Von

Elisa von der Recke,

gebornen Reichsgräfin von Medem.

Herausgegeben

vom

Hofrath Böttiger.

Erster Band.

Berlin, 1815.

In der Nicolaischen Buchhandlung.

Fl. sing.
(791 m/1

Ihrer

Kaiserlichen Hoheit

der Großfürstin

Maria Paulowna

Erbprinzessin

von

Sachsen-Weimar und Eisenach,

der

hochherzigen Fürstin

Deren zartes Gemüth

das allgemeine Völkerwohl so innig

umfaßt,

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

der

feinsinnigen Kunstfreundin

Deren Blick alle Künste belebt

Der alle Künste dankbar huldigen,

wurden

diese Reisebemerkungen

über das

Geburtsland der neuen Künste

mit

Ehrfurcht und tiefer Huldigung

gewidmet

von

der Verfasserin

und dem Herausgeber.

Vorrede.

In dem Zeitraume von 1804, wo ich meine Reise durch Italien machte, bis zum Jahre 1814, hat der politische Zusammenhang von Europa eine sehr veränderte Gestalt erhalten, wodurch zugleich das Interesse des Innern jedes einzelnen Staates mehr oder weniger mit berührt werden mußte. So manche hoffnungsreiche Bestrebung hat dringendern Rücksichten, mächtigern Forderungen, oder auch gewaltsamen Einwirkungen von außen, weichen müssen. Mein Tagebuch erzählt, was sich und wie es sich meinen damaligen Anschauungen darbot; und daß es dies darf, verdanke ich meinem hochgefeierten Kaiser Alexander, dem erhabenen Erretter aus den Ketten einer vollendeten Tyrannei.

Alle jene traurigen Befürchtungen, welche sich mir in Italien aufdrangen, waren bereits bis zum Jahre 1813 auf eine empörende Weise eingetroffen; und die fortschreitende Tyrannei der Französischen Macht war nahe daran, den lezten Knoten einer willkürlichen Weltbeherrschung zu schürzen. Aber als die Kühnheit zur Tollkühnheit anwuchs, da stellte dem Uebermuthe sich der Muth eines tapfern Volkes, welches andre Völker begeisterte, entgegen Gott und dem Rechte vertrauend, beschlossen Rußlands großer Monarch, und Preußens tapfrer König, unsere Erlösung. Vereint zu dem erhabensten Bunde, der je geschlossen wurde, zogen sie kampfgerüstet den Völkern voran; und wir wurden gerettet.

Was meine Bemerkungen betrift, so widme ich solche einzig denjenigen Personen meines Geschlechts, die, so wie ich, ohne eigentliche gelehrte Bildung, einen Sinn für das Alterthum und dessen Geschichte in der Seele tragen.

Der Zustand meiner wankenden Gesundheit nöthigte mich, das wärmere Klima Italiens aufzusuchen; und eben diese Ur-

ſache meiner Reiſe muß den Mangel an Vollſtändigkeit meiner Bemerkungen entſchuldigen. Hiehin und dorthin konnte ich nur flüchtige Blicke werfen, und ſelbſt dem Theater nicht ſo viel Aufmerkſamkeit widmen, als meine Neigung gern darauf verwendet hätte; aber Natur und Kunſt, Sitten und Gebräuche, Religion, Staatsverfaſſung und Regierungsweiſe, durch Gewohnheiten oder Grundſätze beſtimmt, und wie aus dem allen die Beſchaffenheit des Volkscharakters hervorgeht: dieſes durfte meiner Anſchauung nicht entgehen.

Gerne verweilte ich daher bei Stellen, die durch geſchichtliche Beziehungen ſich auszeichnen. Mit Entzücken zögerte mein Herz in jedem heiligen Raume, wo einſt ein großer edler Menſch wandelte; aber im Gefühle der Wehmuth, das der Menſchheit gewidmet war, ſtand ich auch da ſtill, wo das Andenken eines großen Frevlers, wie eine Schandſäule, mir entgegen trat. In den Tagen der Vergangenheit wandelnd, war ich ſo glücklich, mein Gemüth von dem zudringlichen Elende der Gegenwart auf eine wohlthätige Art abzuziehn. Jene alte harte

Zeit, welche so weit hinter uns liegt, war ja der Kaufpreis manches Heils, dessen Segen noch unsern Tagen zu gute kömmt.

In Florenz wurde ich zuerst mit der Einrichtung der Italiänischen Brüderschaften, und deren wohlthätigen Zwecken bekannt. Mit gerührtem Herzen verweilte ich gern bei dieser Frucht des älteren Christenthums. Doch wenn mir, bei einem vergleichenden Blicke, in der protestantischen Christenheit nicht eine durchaus ähnliche Einrichtung entgegen trat, so liegt dies einzig in der Ermangelung des Bedürfnisses. Die neuesten Begebenheiten haben es wohl offenbahret, daß wenn ein solches Bedürfniß sich hervorthut, die hülfereichenden Hände nicht zurückbleiben. Wem rinnt nicht eine Freudenthräne vom Auge, wenn er den Blick auf die ehrwürdigen Frauenvereine wendet, die in Berlin und andern deutschen Städten zusammen traten, um verwundeten und kranken Kriegern ihr Elend zu mildern? Und wie würdig stehn die Versorgungs- und Erziehungsanstalten hiesiger Gegenden jenen Brüderschaften in Italien gegenüber, de-

nen ich gerne das Dankopfer meiner Anerkennung darbrachte.

Zu Rom verweilte ich am längsten; daher denn auch der bei weitem größere Theil meiner Bemerkungen dieser größten Antike der Welt gewidmet ist. Den scharfsinnigen und gründlichen Nachforschungen meines Freundes Zoega, der meine Wanderungen dort begleitete, und leider nun nicht mehr ist, verdanke ich die Berichtigungen und Zurechtweisungen meines nach Kenntnissen strebenden Geistes. Unter den vielen Römischen Villen, Kirchen und Palläſten habe ich nur diejenigen besucht, die entweder eine bedeutende Erinnerung an das Alterthum aufbewahren, oder durch Kunstwerke, und sonstige Vorzüge der neueren Zeit, vor der Menge sich auszeichnen.

Mit Aufmerksamkeit, und inniger Zuneigung, habe ich die Gegenstände beobachtet; über die Richtigkeit meiner individuellen Ansichten mögen meine Freunde urtheilen. Ich wollte nur darlegen, wie mir die Dinge erschienen, und durchaus fern blieb von mir die Absicht ein entschei-

dendes, ein anmaßendes oder belehrendes Wort zu sagen.

Herr Hofrath Böttiger in Dresden, dieser bewährte Alterthumskenner, dem ich die Handschrift zur Durchsicht mittheilte, hat die Herausgabe dieses meines Werkchens freundschaftlich übernommen, und wird es mit seinen belehrenden Bemerkungen begleiten.

Berlin, den 1. Decemb. 1814.

Die Verfasserin.

Vorbericht des Herausgebers.

Der sinnreich erzählende Orientale hat eine anmuthige Dichtung, nach welcher dem weisen und hochbegabten König Salomon, nachdem er den berühmten Siegelring erhalten hatte, der ihn zum Herrn der Geister und durch deren Beistand auch zum Herrn der thierischen Schöpfung machte, alle vierfüßige Thiere, alle Vögel und Insekten Geschenke brachten. Nach allen andern, die Köstliches und Glänzendes an die zwölf Stufen seines Thrones gelegt hatten, kam auch die fleißige und bescheidene Ameise, und brachte ein einziges Weizenkörnchen getragen. Und dies ward von dem Könige, der eben darum der Weise hieß, weil er in Allem das Zweckmäßigste erschauete, so wohl aufgenommen, daß er in den Sprüchen die sich bis zur heutigen Stunde im Munde aller Geschlechter und aller Zeitalter erhalten haben, die Ameise über viele Thiere erhebt und sie dem Menschen selbst als Muster vorbildet.

Jenen Hesperidengärten Italiens, wo die nie alternde Kunst den goldnen Aepfeln, die sich stets wieder erzeugen, immer von neuem silberne Schalen unterlegt, sind seit Jahrhunderten von Reisenden aus allen Ländern Europa's so viele Huldigungen dargebracht worden; sie sind so oft besungen, gepriesen und beschrieben worden: daß Wasser ins Meer tragen und einen neuen Reisebericht über Italien abstatten, schon längst als völlig gleichbedeutend angesehen wurde.

Und doch erscheint hier wieder ein Tagebuch, das auf einer Reise nach Italien niedergeschrieben, beinahe so viele Jahre zurückgehalten wurde, als Horaz selbst forderte, und also wohl auf immer hätte zurückbleiben können. — Möge die Fabel des Orientalen von der zwar spät kommenden, aber doch wohl aufgenommenen Ameise auch auf vorliegenden Fall Anwendung finden, und die Kritik, welche schon im voraus das ganze Unternehmen als etwas sehr Ueberflüssiges zu verdammen geneigt seyn könnte, wo nicht entwaffnen, doch vor einem vorschnellen Richterspruch bewahren.

Die Salomonische Ameise wußte sehr gut, daß ihr Weizenkörnchen den König, dem der Nil und Euphrat die Speicher füllten, nicht reicher noch satter machen konnte; aber sie wollte dennoch das Nützende und Nährende bringen.

Auch der großherzigen und gemüthvollen Verfasserin, die stets das Schöne nur darum weil es gut ist begehrte, und es nur dann in Schrift darstellte wenn es sittlich gut war, war das Wort nicht unbekannt: daß man mit den Büchern und Reisebeschreibungen, die über Italien geschrieben worden sind, vielleicht eben so viel Kameele beladen könnte, als jener erwerblustige Jude von Emesa brauchte, um die von dem Kalifen in Masse erkauften Erzklumpen des umgestürzten Sonnen-Kolosses aus Rhodus fortschaffen zu lassen. Lange blieb, was sie zu eigener Belehrung und zum Erinnerungsfest, wie sichs nach Jahren noch jeder Verständige gern verschaffen mag, an Ort und Stelle selbst aufgezeichnet hatte, im Schreibetische ihr strengbewahrtes Eigenthum. Allein als sie sich durch das Urtheil gemeinschaftlicher Freunde überzeugt hielt, daß, was sie nur für sich selbst niedergeschrieben hatte, doch auch jetzt noch hier und da Nutzen bringen könne, vermochte sie der Gedanke, daß schon alles gesagt sey, vor der Bekanntmachung nicht weiter abzuschrecken. Zu sanft, um mit dem heiligen Hieronymus die zu verwünschen, welche auch in der Schriftstellerrei durch das Recht der Erstgeburt uns vorgegriffen haben *), fühlte sie sich doch beim Bewußtseyn ihres löblichen Zwecks zu selbstständig, um durch

*) Pereant qui ante nos nostra dixerunt!

die Besorgniß: was werden die Leute dazu sagen? sich wie durch den Schatten eines leeren Medusenkopfes, scheuchen zu lassen.

Sie hat sich über ihren Zweck in dem gehaltreichen Vorwort so klar und bestimmt ausgesprochen, daß darüber weiter kein Zweifel vorhanden seyn kann. Nicht für Gelehrte, welche, über alles sorgfältig Buch und Register zu halten gewohnt, auch über das neue und alte Italien nichts ungelesen und unverglichen gelassen haben, sollte diese anspruchlose Erinnerungstafel aufgestellt werden. Diese mögen immer aus ganz andern Werken Ergänzungen zu ihrem Volkmann schreiben, und, wollen sie alles beisammen haben, nur die mit erschöpfender Uebersicht des schon Vorhandenen ausgestatteten und mit dem Kennerurtheil eigener Anschauung durchflochtenen Nachrichten vergleichen, die mit der Aufschrift Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden in Italien der gelehrte und geistreiche Morgenstern uns mitzutheilen fortfährt. Auch nicht für eigentliche Künstler und Kunstkenner schrieb die Verfasserin. Diese dürfen überhaupt, wenn sie ganz zufrieden gestellt seyn wollen, nur sich selbst lesen, und sollten, da sie gewöhnlich alles, was nicht aus ihrem Augenwinkel gesehn und beobachtet wurde, schief und tadelhaft finden, fremder Augengläser sich gänzlich

enthalten. Sie mögen es allenfalls beklagen, daß der von Sickler und Reinhart für die Jahre 1810 und 1811 in Rom selbst verfertigte, mit deutscher Kunstliebe gepflegte Almanach aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst so schnell der Ungunst der Zeit unterlag, und wohl nicht eher die gewünschte Fortsetzung erleben wird, als bis Italien und Deutschland seine noch blutenden Wunden zugeheilt sieht. Auch nicht für geistige Schmecker, die auf hochgewürzte Schüsseln eingeladen seyn wollen, wie sie uns hier und da aus überraschenden Naturscenen, effektvollen Sittengemälden und unterhaltenden Anekdoten kunstreich zubereitet werden, berechnete die bescheidene, alles Auffallende gern vermeidende, Verfasserin ihre Mittheilungen; ob sie gleich die lebendige Darstellungsgabe eines Moritz und Meyer, die wizzige Unterhaltungsweise eines Kotzebue, die meisterhafte Farbengebung eines Fernow in seinem immer noch nicht übertroffenen Sitten- und Kulturgemälde von Rom zu achten, und an allem was Genußreiches hier oder in den trefflichen Blüthen aus Italien geboten wird, sich selbst dankbar zu ergötzen weiß. Wer auf diese Weise unterhalten seyn will, den wird der neueste Theil von Matthisson's Erinnerungen gewiß nicht unbefriedigt lassen.

Unsere Verfasserin dachte sich zunächst für die Bemerkungen aus ihrem Reisetagebuche jüngere Leser ihres eigenen Geschlechts, die im gebildeten Kreise ihrer täglichen Umgebung von dem Wunderlande jenseit der Alpen, wohin jetzt alles ziehn und die Citronen blühen sehn will, auch schon allerlei Kundschaft vernahmen, und mit lobenswürdiger Wißbegierde erfüllt, sich gern von einer erfahrnern, das was ihnen gerade am meisten zu wissen noth thun möchte, richtig beurtheilenden Führerin in jenem Geburtslande aller neueuropäischen Cultur begleitet und herumgeführt sähen. Darum die bei mehreren Veranlassungen absichtlich eingeschalteten Erläuterungen aus alter und neuer Geschichte und aus Local-Ueberlieferungen, die freilich manchem andern Leser nicht erst vorerzählt zu werden brauchen, die aber nach diesem Plane überall nützlich eingeschaltet sind. Nicht jeder unserer jungen Leserinnen, in deren Hände man dies Buch am liebsten gebracht zu sehn wünschte, stehn gleich die erforderlichen Hülfsmittel zu Gebote: um z. B., wenn in Siena von dem berüchtigten Tyrannen Pandolfo Petrucci die Rede ist, das Gewebe seiner Listen und Gewaltthaten sich hinlänglich zu vergegenwärtigen; oder, wenn im zweiten Theile die Wanderungen auf den sieben Hügeln Roms und zu den Trümmern der ältesten Römerherrschaft angestellt werden,

den, daselbst schon im voraus einheimisch zu seyn, oder wenn von den Greueln eines Claudius und Nero die Rede ist, die hier unerläßlichen Vorkenntnisse aus der frühern Geschichte Roms sich ins Gedächtniß zu rufen. Mit feiner Auswahl des Wissenswürdigsten, wie es an jedem Ort der Verfasserin selbst zur Aufklärung willkommen gewesen war, ist überall das Geschichtliche beigebracht. Selten ist etwas bloß im Auszug geliefert oder mit fremden Worten erzählt worden. Allein, auch dem fremdartigen Stoff hat sie den Stempel ihres forschenden und prüfenden Geistes, mit der ihr eigenen Klarheit und ungeschmückten Würde im Vortrag, aufgedrückt.

Man würde sich indeß eines sehr einseitigen Urtheils schuldig machen, wenn man, was ein Hauptzweck der Verfasserin war, auch für den einzigen halten wollte. Ein lauterer ungetrübter Wahrheitssinn, und eine muthvolle Beharrlichkeit im Bekenntniß des Hasses gegen alle Arglist und Gewaltthat, gegen Gewissenszwang, Pfaffentrug und Unterjochung, zeichnete die von den ersten Männern der Nation darum hochgefeierte Elisa von der Recke seit der Zeit aus, wo sie im Jahre 1787 zum erstenmal für die Sache des Protestantismus und der Vernunft gegen die Gaukelspiele des Betrugs als Schriftstellerin auf-

trat, und den berüchtigten Cagliostro in der „Nachricht über seinen Aufenthalt in Mitau im J. 1779" entlarvte. Das Verdienst dieses Zeugnisses für die Wahrheit wurde dadurch erhöhet, daß die freimüthige Bekennerin sich selbst dabei nicht schonte, sondern rücksichtlos das Truggewebe enthüllte, wodurch auch ihr argloses Gemüth auf eine kurze Zeit von ihm getäuscht worden war. Man wird im zweiten Theile dieses Tagebuchs noch heute nicht ohne Rührung die Betrachtungen lesen, die sie am Schlusse des Jahres 1805 vor dem Kerker Cagliostro's in der Engelsburg anstellte, und auch in diesem Selbstgeständnisse die unerschrockene Bekennerin wieder finden, der Wahrheit über alles geht. Seit dieser Zeit hat die Freifrau von der Recke nie aufgehört, im schönsten Sinne des Worts Protestantin zu seyn, das heißt, mit stets zunehmender Erkenntniß jede Menschensatzung zu bekämpfen, die sich göttliches Ansehn anmaßt, und jede Entweihung des Heiligsten die aus Stolz oder Eigennutz entspringt, unerschrocken anzuklagen. Als eifrige Protestantin bereisete sie also auch die Staaten, in welchen die Fesseln der Schlüsselgewalt zuerst geschmiedet und der kräftige Volkscharakter durch Mönchere und Müßiggang so sehr entadelt wurde. Ein edler Unwille überwältigt sie nicht selten bei

ſolchem Anblick. Aber nie verleitet ſie dieſer zu unbilliger Härte, zu unduldſamen Aeußerungen, zum Mißkennen des wahrhaft großen, ſich ſelbſt aufopfernden, wohlthätigen Edelmuths, oder um es mit einem für uns faſt unüberſetzbaren Worte zu ſagen, der echten Carità der römiſch-katholiſchen Confeſſion. Sie umfaßt mit gleicher Liebe ihre proteſtantiſchen und katholiſchen Mitchriſten, ſpricht mit der lebendigſten Anerkennung von den menſchenfreundlichen und barmherzigen Brüderſchaften, wo ſie ihr in Toskana begegnen (Th. 1, S. 268 fgg.), und von vielen andern ſchönen und rührenden Seiten des Katholizismus, manchem frommen alten Gebrauch, der Feier für die Verſtorbenen, u. ſ. w. Um ſo unverdächtiger mag denn aber auch ihre Mißbilligung des Lebendigbegrabens jugendlicher Novizen in den Nonnenklöſtern bei Gelegenheit einer Einkleidung, ihr Urtheil über das Kindiſche der Präſepien-Feſte, und ſo manche andere Betrachtung, die einem an Fleiß, Ordnung und Nachdenken gewöhnten Geiſt ſich dort aufdringt, jedem Unbefangenen erſcheinen. Auch andern Reiſenden iſt die Bemerkung da, wo ſie an der Wiege der katholiſchen Heiligenfeſte und ihrer Liturgie, die auf feinern Sinnenreiz ſo wohl berechnet iſt, verweilten, keinesweges entgangen, daß der römiſche Kultus in vielen Punkten eigentlich

nur eine Ueberſetzung, zuweilen wohl auch nur eine Traveſtirung des heidniſchen ſey. Jedermann kennt den faſt in alle Sprachen überſetzten Brief, den der gelehrte Conyers Middleton ſchon vor faſt hundert Jahren über die Uebereinſtimmung des Papſtthums und Heidenthums ſchrieb *); und in den neueſten Zeiten haben nicht nur der unvergeßliche Freund unſerer Verfaſſerin, der jedem Mißbrauch offen entgegen tretende Nicolai in ſeinen Reiſen durch Deutſchland, ſondern auch der Conſervateur Millin in Paris, ein übrigens unbeſcholtener Katholik, ſowohl in ſeiner ſachreichen Reiſe durch die ſüdlichen Provinzen Frankreichs, als in einem jetzt vorbereiteten Werke, wel-

*) A Letter from Rome, shewing an exact Conformity between Popery and Paganism, or the Religion of the present Romans derived from that of their Heathen Ancestors, etc. by Con. Middleton. London 1733. Man zieht die franzöſiſche Ueberſetzung ſelbſt dem Originale vor, da ſie auch die frühere Hauptſchrift in dieſer Unterſuchung von Pierre Muſſard mit aufgenommen hat. Sie iſt unter dem Titel: Conformités des Cérémonies modernes avec les anciennes zu Amſterdam 1744 in zwei Bänden erſchienen. Zu läugnen iſt nicht, daß auch hier der Witz die Vergleichungen zu weit treiben, und was in jedem Zeitalter Erzeugniß des ſinnlichen Volksglaubens war, für eine fortgepflanzte Nachahmung ausgeben kann. Dieſe Bemerkung machte ſchon Warburton in ſeiner Divine Legat. of Moses, vol. II, part. I, p. 365.

ches die Resultate seines dreijährigen Aufenthalts in Italien enthalten, und überhaupt das vollständigste seyn wird, was in antiquarischer und politischer Hinsicht über Italien bisher erschienen ist, auch diese unläugbare Conformität überall hervorgehoben. So mag es also wohl als eine interessante Eigenthümlichkeit dieses Reisejournals angesehen werden, daß sich die zwar eifrige, aber nicht unduldsame Protestantin darin nirgend verläugnet.

Nur unbesonnene Hitzköpfe oder Fackelträger der Parteisucht können einem ganzen Volke anrechnen, was die Verblendung oder Ruchlosigkeit Einzelner verbrach. Daß aber die Unthaten solcher Verblendeten und Gesetzlosen unverhüllt ans Licht gezogen und zur Lehre und Warnung überall aufgestellt werden, wo sie die Menschheit mit Füßen treten, frommt der Menschheit. Die tieffühlende Verfasserin dieser Reise stieß fast bei jedem Schritt, den sie in Italien that, auf zertrümmertes Völker- und Familienglück, auf Frevel der rohesten Gewalt und Raubsucht, und auf namenloses Elend, das eine entfesselte Soldateske, mit den Verworfensten der Landeseingebornen im Bund, und von Geiern und Hyänen in Menschengestalt angeführt, über das schöne Italien ausgoß. Sie schrieb es trauernd in die geheimen Blätter ihres

Tagebuchs. Dank den erhabenen Befreiern Europa's, daß bei der Bekantmachung jetzt davon nichts unterdrückt werden darf. Man wird in diesen Blättern manchen nach der Natur gezeichneten Charakterzug, manche Scene französischen Uebermuths und Hohns aufgezeichnet finden, die für den künftigen Geschichtschreiber dieser verhängnißvollen Zeit nicht untergehen durfte; und man wird es der freimüthigen Verfasserin Dank wissen, daß sie diese Eindrücke ruhig bewahrte, und sie nun, ohne Bitterkeit gegen Personen, mit reiner Indignation über die Sache, treu wiedergab. Man lese, um nur aus diesem ersten Theil Ein Beispiel anzuführen, die empörende Erzählung des Festes, womit auf Bonapartes Befehl der Freiheitsbaum in Modena aufgepflanzt wurde (S. 204). Aber auch in solchen, mit festem Griffel gezeichneten Schilderungen vergaß die Verfasserin jene liebenswürdige, dem wahren Menschenfreund stets heilige Tugend der Mäßigung nicht, die dem vermittelnden Charakter der Frauen so schön eignet, und die selbst im alten Rom die Dichterin Sulpicia nicht verließ, als sie jene Satire auf die entarteten Zeiten Domitians niederschrieb, die uns als Strafgedicht von weiblicher Hand allein aus dem klassischen Alterthum übrig geblieben ist. Um aber an einem Beispiele zu lernen,

wie gerechter Unwille gegen die französischen Unbilden zu Ausbrüchen der leidenschaftlichsten Erbitterung, die stets reizen, nie bessern, fortgerissen werden kann, lese man die von einem katholischen Geistlichen, Eustace, herausgegebene „klassische Reise durch Italien (Classical tour through Italy, 2 Quartbände)." Sie erschien zwar erst 1813 in London, wurde aber schon im J. 1802 niedergeschrieben. Wie schonungslos schwingt dieser die Geißel gegen alle Franzosen!

Es ist die Eigenthümlichkeit schöner Seelen, daß sie weit lieber entschuldigen, als anklagen, das sittlich Schöne und Edle weit stärker beloben, als das Häßliche züchtigen, und jedem ausgezeichneten Talent den Zoll aufrichtiger Hochachtung darbringen. Von allem diesen wird man im Verfolg der Reise die unverkennbarsten Spuren finden, und der Verfasserin, deren ganzes Leben in Erweckung des schlummernden, Unterstützung des darbenden Verdienstes, in der anspruchlosen Anerkennung und Bekanntmachung jeder geistigen, literarischen und artistischen Vortrefflichkeit, so wie in großmüthigen Erweisungen der uneigennützigen, sich selbst oft aufopfernden, Freundschaft sich bethätigte, schon um der Quelle willen, aus welcher alles dieses floß, seinen Beifall nicht versagen können, gesetzt auch, daß man ihren Ansich-

ten über gewisse Personen und deren Leistungen nicht ganz unbedingt beipflichten könnte. Mit derselben herzlichen Bereitwilligkeit, womit sie die Materialien zu des unvergeßlichen Naumann (der die Kraft seiner Tonkunst auch an so manchem zarten Liede seiner Freundin erprobte) lehrreicher Biographie an Meißner abgab, und womit sie selbst dem in Wort und That gleich ehrwürdigen Gottesmann Neander, der schon früh ihre ersten geistlichen Gedichte und Hymnen herausgab, ein rührendes Denkmal setzte, hören wir sie auch hier bald den Conversazionen der geistreichen Signora Fabbroni in Florenz, bald dem edelgesinnten Prinzen Stanislas Poniatowski und dem biederen d'Agincourt in Rom, bald dem ehrwürdigen Cardinal Dugniani und der Gräfin Massimi, eben daselbst, bald andern erwählten Freunden in Neapel ein wohlerwogenes Lob ertheilen, sehen sie bald über die häuslichen Leiden einer Angelika Kaufmann einen zartverhüllenden Schleier decken, bald die so oft verkannte, so gehässig angeklagte Königin Caroline in Neapel und manche andere Personen, die als öffentliche Charaktere dem Doppelsinn des Lebens (wie ihn Schiller nennt) bloß gestellt waren, in ein sanfteres Licht stellen. Auch hier wird der aufmerksamere Leser ihre Theilnahme an aus-

gezeichneten Menſchen unter ihren Zeitgenoſſen überall durchſchimmern ſehen. Und war nicht der edle, von ganz Deutſchland dankbar genannte Sänger der Urania, der geiſt- und gemüthvolle Tiedge, ſelbſt ihr Begleiter auf dieſer Reiſe? Empfing er nicht, da er in Neapel gefährlich erkrankte, die großmüthigſte und beharrlichſte Pflege von derſelben Hand, die wenige Jahre ſpäter einem andern, uns allen theuren Sänger, dem diogeniſch genügſamen Wanderer nach Syrakus und St. Petersburg, dem redlichen Seume, den ſinkenden Pilgerſtab abnahm, und ihm bis zum letzten Ziel ſeiner Wanderungen auf dem Begräbnißplatz in Teplitz zur Stütze diente? So treten in dieſe Reiſebemerkungen nach und nach die edelſten Männer und Frauen, die verdienſtvollſten Schriftſteller und Gelehrten, die geiſtreichſten Dichter und Künſtler, die ihr Wohlwollen freundlich erwiederten, zum Vergnügen des Leſers hervor, und bilden einen Kreis um ſie, in dem es jedem wohl wird. Darum mag es nicht als Schmeichelei geachtet werden, wenn man ſagt, daß auch dieſe Reiſe einen neuen Beweis von der Richtigkeit jener Vergleichung liefert, die ein gefeierter Literator Italiens zwiſchen ihr und der einſt unter Leo's X Regierung als liebliche Dichterin, freimüthige und wohl gar des Proteſtantismus beſchuldigte Denkerin, und treue

Freundin der ersten Künstler und Dichter ihrer Zeit, berühmten Vittoria Colonna, Markgräfin von Pescara, mit seiner Entwickelung vieler Aehnlichkeiten aufgestellt hat *).

An der Hand des gewissenhaftesten und umsichtigsten Alterthumsforschers, des noch immer betrauerten Dänen Georg Zoega, durchwandelte die Verfasserin die Trümmer der heidnischen und christlichen Roma, die Museen, die der Brandschatzungs-Friede von Tolentino und was darauf folgte, noch nicht ganz verödete, und die Villen, welche französische Eitelkeit und römische Dürftigkeit damals als die Verfasserin sie besuchte, zum Theil noch unangetastet gelassen hatten. Weit davon entfernt, in den Antiken und Gemäldesamm-

*) Der Abbé Denina in seiner Prusse Littéraire t. III, p. 205 fgg. Wer diese von allen Italiänern noch jetzt mit Vorliebe genannte Vittoria, die 1547 in Rom starb, und als Schriftstellerin, und Freundin und Pflegerin der trefflichsten Männer jenes Mediceischen Zeitalters, vor allen des großen Michel Agnolo, von Zeitgenossen und Nachkömmlingen rühmlich erwähnt wird, genauer kennen lernen will, lese Roscoe's Leben des Papstes Leo X, B. III, S. 35—40 der Glaserschen Uebersetzung mit Henke's Anmerkungen. Ihre vorurtheilsfreie Denkart und der Umgang mit dem hellsehenden Ochino machten, daß sie allgemein der deutschen Ketzerei bezüchtigt wurde: in pravitatis sectariae suspicionem incidit, sagt de Thou Hist. 39, 21.

lungen Alles erschöpfen, oder auch nur über das Herrlichste genau Buch halten zu wollen — wem dies Vergnügen macht, dem wird, bis Hr. von Ramdohr sein neues Werk vollendet, im 3ten Bändchen der prosaischen Schriften von Friederike Brun eine kunstfertige Unterhaltung geboten — besah sie unter des kundigsten Führers treuer Leitung, fleißiger noch die räthselhaften Ueberbleibsel alter Römergröße in den unermeßlichen, oft dreifach über einander gethürmten Trümmerhaufen, wo bei jedem Schritt ein Blatt in der Weltgeschichte gelesen seyn will, als die aufgehäuften Kunstschätze in den päpstlichen Sammlungen und prinzlichen Pallästen, bei deren Beschauung sie übrigens den Rath, welchen der feine Kenner von Erdmannsdorf einst der hochverehrten Fürstin von Dessau nach Rom geschrieben hatte *), vollkommen befolgte. Indeß erhalten gerade dadurch diese Reisebemerkungen ein neues Interesse, daß unsere Verfasserin nach den Weisungen Zoega's, und von ihm überall selbst begleitet, Rom in allen Richtungen durchwanderte, und durch seine kritische Fackel die Dunkelheit, die sich über so manche zweifelhafte Ueberlieferung wegen der Lage alter Tempel und Prachtgebäude dort fortdauernd erhält, glücklich aufge-

*) Leben des Hrn. v. Erdmannsdorf, von A. Rode. S. 230.

hellt sah. Noch fehlt es bis zu dieser Stunde an einer echt kritischen Topographie der Roma antica e moderna. Lumisden's Remarks on the Antiquities of Rome enthalten viel Eigenes und Gutes, sind aber unvollständig. Selbst Guattani's fleißig empfohlne und wiederaufgelegte Compilation Roma descritta ed illustrata will, wie prüfende Augenzeugen uns warnend zurufen, mit großer Behutsamkeit und mißtrauender Sichtung benutzt seyn. Aus dem lebendigen Gefühl dieses Bedürfnisses, welches am Ende immer wieder zu dem alten ehrlichen Nardini zurückzukehren nöthigt, hatte Zoega selbst eine vergleichende Topographie des alten Roms in seinem Sinne ausgearbeitet, und ihren Verlag schon im J. 1798 dem Buchhändler Heinrich Geßner in Zürich antragen lassen. Allein die Stürme der Zeit, die am Ende selbst den Vater des Werks ins frühe Grab legten, erstickten auch dies Unternehmen in der Geburt, und es ist nicht zu erfragen gewesen, ob die vollendete Handschrift davon unter dem literarischen Nachlaß, den ein indeß auch zur Mehrzahl versammelter wackerer Däne rettete, sich befunden haben mag. Darum wird es selbst dem Kenner ein nicht ganz unwillkommnes Geschenk seyn, daß wir Zoega's Ideen über so manche vielbestrittene Bedeutung römischer Rui-

nen und seine stets treffenden Kunsturtheile von unserer Verfasserin sorgfältig aufgezeichnet und hier für immer aufbewahrt finden. — Dabei unterstützte der lehrreich begleitende Führer die stets mildurtheilende, das Menschlichste an den Menschen am liebsten hervorhebende Freundin gern in ihren Ansichten, und bewahrte sie vor jedem schneidenden Urtheil über den oft verkannten und gemißdeuteten Charakter der Italiäner überhaupt und der Römer insbesondere. Jenes in der Allgemeinheit recht leichtsinnig ausgesprochene Urtheil des nur nach witzigen Gegensätzen haschenden Dupaty — das G. A. v. Halem vor kurzem in seinen Apophthegmen und Denksprüchen so gut gefaßt hat *):

Rom, du bist Leiche nur noch der Roma, dein Grab die Campagna,
Und das Volk ist Gewürm, welches die Leiche verzehrt —

erhält hier, wie billig, seine vielfachen Beschränkungen und mäßigenden Zurechtweisungen.

Nur sehr unbedeutend und geringfügig konnte demnach, bei der gewissenhaften Sorgfalt womit die Verfasserin alles sah und das Gesehene in ihr Tagebuch eintrug, und bei der unverbesserli-

*) v. Halem's Töne der Zeit (Bremen, Hisse, 1813), S. 195.

chen Einfachheit und Klarheit in der Darstellung des Bemerkten, die Nachlese von kleinen Zusätzen und Anmerkungen ausfallen, welche der Herausgeber hier und da unterzusetzen die Erlaubniß erhielt.

So ehrenvoll und schmeichelhaft ihm auch der Auftrag erscheinen mußte, die Herausgabe einer so vielfach ausgestatteten Reise zu besorgen, die den Namen Eliso von der Recke an der Stirn trägt: so wenig würde er doch in sich die erforderlichen Eigenschaften und Kenntnisse gefunden haben, da ihm unter andern die Hauptforderniß abgeht, die eigene Anschauung, welche kein Abbild und kein Buchstabe je zu ersetzen vermag. Allein die Freundin, deren viel erprobtes Wohlwollen ihn so viele Jahre schon durchs Leben begleitet hat, seit der als Schriftsteller und Mensch gleich unvergeßliche Geh. Rath Bode in Weimar ihm dasselbe als schönstes Erbtheil hinterließ, ordnete es so. Gewiß, sie hätte dies Geschäft in weit geschicktere Hände legen können. Doch ihr Zutrauen gestattete keine Widerrede. Gehorsam war Pflicht. Und ich gehorchte gern, da es mich, wie mit einem Zauberstab, auf jenen klassischen Boden entrückte, den wenigstens mit der Phantasie zu durchschweifen jedes gebildeten Menschen süßester Lebenstraum seyn muß. Denn, um auch

hier Göthe's Taſſo das bekannte Wort nachzuſprechen,

— ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!

Wie ſchön, wenn jene ſtummen Lehrer, wie hier, auf einmal recht beredte Zungen bekommen! — Nur ſchüchtern wagte es der Herausgeber, zuweilen eine kleine Bemerkung und Nachweiſung unterzuſetzen, wo etwa die Zeit, die ſeit dem Jahre 1806 ſo viele bitter-ſüße Früchte getragen hat, eine ſpätere Abänderung oder eine neuere Anſicht zu Tage gefördert hatte. Der mit den Gegenſtänden ſchon bekannte Leſer wird leicht von ſelbſt ermeſſen, warum noch mehr, als geſchehen iſt, Randgloſſen machen zu wollen, eben ſo zudringlich, als unſchicklich geweſen ſeyn würde.

Auch ſo ſchon iſt wahrſcheinlich durch manche einſeitige Anmerkung mehr verloren als gewonnen worden. Auch hier mag manche Berichtigung, wie ſo oft, wieder eine Berichtigung verdienen! So war bei der bekannten unvollendet gebliebenen Büſte in der Großherzogl. Gallerie in Florenz, die Michel Agnolo bildete (Thl. I, S. 252) bemerkt worden, daß die Meinung, welche vermuthet der Künſtler habe einen echten Bru-

tuskopf machen wollen, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich habe. Dagegen hat nun die Verfasserin in einer spätern Zuschrift Folgendes erinnert: „Der verstorbene, eben so geist- als kenntnißreiche Oberaufseher, Ritter Puccini, sagte mir was ich in meiner Reise angeführt habe; wozu ich hier noch nachstehenden kleinen Umstand hinzufüge. Ohne mich für eine Kennerin antiker Büsten auszugeben oder auch nur im geringsten zu halten, stand ich überrascht vor dem Brustbilde, als Puccini es mir zuerst als den Brutus der Römer nannte, und ich erwiederte unbefangen, dieser Brutus hat mehr moderne als antike Gesichtszüge. Da lächelte mein Führer, und erzählte nun die Geschichte des Brustbildes. Um nicht zu weitläuftig zu seyn, und nicht von mir zu sprechen, habe ich nur kurz berührt, was mit Gründen ausführlicher mir mitgetheilt wurde. Puccini fand selbst Familienähnlichkeit in dieser Büste mit den so oft gebildeten Zügen der Mediceer, auch erklärte er mir, wie die Inschrift entstanden seyn." — Puccini's Ansehn wiegt viel auf der Wagschale der Autorität. Wer möchte ihm aus der Ferne durch bloße Muthmaßung widersprechen? Noch ist der zweite Theil von Visconti's Ikonographie, worin auch die Brutusbüsten gemustert werden sollen, nicht erschienen.

Zu-

Zuweilen möchte aber auch eine kurze Erläuterung sehr willkommen gewesen seyn, wo die edle Verfasserin sich mit einer bloßen Andeutung begnügte. So äußert sie, daß bei ihrer Annäherung an Rom, als ihr zum erstenmal die majestätische Peterskuppel aus der Ferne erschien, der Gedanke sie lebhaft ergriff, daß was hier die ganze Christenheit vereinigen sollte, diese getrennt habe (Thl. I, S. 299). Eine kleine Erinnerung, daß die Ablaßbriefe, die damal zum Zweck des Kirchenbaues auch in Deutschland verkauft wurden, so gut als die Laster der damaligen Päpste und der hohen Geistlichkeit, die Kirchenspaltungen sehr beförderten, wäre hier wohl an ihrer Stelle gewesen; und eine Nachweisung auf Seume's Betrachtung über diesen Himmels-Dom (Spaziergang nach Syrakus S. 379, zweite Ausg.), und Fernows berühmte Elegie darauf, würde mit diesen Empfindungen einer eifrigen Bekennerin des reinen Protestantismus sehr gut in Einklang gestanden haben.

Es war Anfangs im Plane, jedem Theile dieses Tagebuchs eine topographische Karte zur Begleitung mitzugeben. Der erste sollte einen Grundriß von der wunderbaren Lagunenstadt und ihren nächsten Umgebungen; der zweite eine Karte des neuen Roms, nebst einem verkleinerten Grundriß der sieben Hügel und des Janiculus, erhalten.

Allein in Erwägung, daß diese Zugabe den Preis des Buches ungemein erhöhen und seinen Ankauf erschweren müsse, und daß jeder gebildete Leser oder Reisender ohne großen Aufwand sich in Besitz eines solchen Hülfsmittels setzen könne, wären es auch nur die zur ersten Uebersicht ganz brauchbaren Reichardschen Panoramen, entschloß sich die Verfasserin, diese Idee aufzugeben. Zur versinnlichenden Anschauung Roms und seiner Umgebungen haben wir durch Sickler's Pantogramm der Umgebungen Roms, das sehr verständig von der Villa Mellini aufgenommen wurde, (Weimar, im Industrie Comtoir) neuerlich einen sehr dankeswerthen Beitrag erhalten; so wie sein großer topographischer Plan nebst der lehrreichen Anweisung, wie sie 1808 in Rom erschien, Reisenden und Liebhabern genauer topographischer Blätter mit vollem Rechte empfohlen werden kann.

Die ganze Reise ist in voraus auf vier nicht allzustarke Bände berechnet. Der erste führt uns von Baireuth bis Rom. Der zweite beschäftigt sich ausschließlich mit Rom. Der dritte umfaßt Neapel mit seinen paradiesischen Umgebungen. Da sich die Verfasserin um ihrer Gesundheit willen einige Zeit auf Ischia aufhielt, und die Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten dieser noch viel zu wenig gekannten Insel genauer zu erforschen Gelegenheit fand, so müssen die ausführ-

lichen Schilderungen ihres Lebens und Thuns daselbst, womit der dritte Band schließt, den Lesern ein vielfaches und ganz neues Interesse gewähren, welches dadurch erhöhet wird, daß dazu eine sehr richtig gezeichnete Karte von Ischia, sauber gestochen, beigelegt wird: so daß durch Karte und Beschreibung die ganze Insel, die auch nach der interessanten Schilderung, die Friederike Brun und Marcard davon gaben, noch viel dort nicht hervorgehobenes Pittoreskes und Bemerkenswerthes umschließt, dem Leser gleichsam vors Auge geführt wird.

Der vierte und letzte Band, welcher gleichfalls noch im Laufe des Jahrs 1815 erscheinen wird, enthält die Rückreise von Neapel über Rom, und dann durch Oberitalien nach Genf. Er wird, nebst andern Beilagen, auch mehrere Briefe enthalten, die der geistreiche Gefährte der Reisenden, der Dichter Tiedge, sowohl aus Italien als aus der Schweiz über diese Reise an deutsche Freunde geschrieben hat, voll lebendiger Ergreifung und Darstellung der Gegenwart. Nur wenige derselben sind früher schon in einigen Zeitschriften mit Vergnügen gelesen worden. Auch diese Briefe gewähren einen schönen Gewinn für Leser, die reine Empfänglichkeit und rege Fantasie mitbringen.

Möge, was mit frommen und liebevollem Sinn aufgefaßt, und mit dem edelsten Bestreben,

etwas Nützliches zu verbreiten, mitgetheilt wurde, mit wohlwollender Freundlichkeit und williger Anerkennung der Absicht, die fern von Eigennutz und Selbstsucht nur das Gute bezweckt, von allen welchen dies in die Hände kommt, aufgenommen werden. Martial's Ausspruch mag auch hier gelten:

— — — ich hab' es
Nur mit den Gästen allein, nicht mit den Köchen zu thun.

Dresden, den 31. December 1814.

C. A. Böttiger.

Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Baireuth	3
Amberg. Regensburg	4
Landshut. Trautnitz	5
Karl Theodor, Kurfürst von Baiern	6
Rumford	7
Oeffentliche Anstalten in München	8
Kunst	12
Itzige Aufheb. der Klöster	13
Nymphenburg. Die Kurfürstliche Familie	15
Steindruckerei	17
Febersheim. Wasserburg	19
Stein. Hainz von Stein	21
Salzburg	25
Auswanderung der Salzburger nach Magdeburg	29
Der letzte Erzbischof	29
Umgebungen der Stadt	31
Leopoldskrone	32
Aigen	36
Untersberg	39
Marmorbruch	42
Ursprung der Klan	44
Berchtesgaden. Wasserfahrt	46
Göling	49
Der Schwarzbach	51
Die Oefen	54
Der Paßlueg	56
Hallein	57
Der Dürrenberg. Besuch der Salzbergwerke	59
Folgen der Intoleranz	65
Gastein	67
Erziehungsanstalt der Ursulinerinnen	72
Cretinismus	73
Reichenhall	80
Unken	81
Tyrol. St. Johann	82
Würgel	83
Schwaz	84
Inspruck	86
Philippine Welserin	90
Naturerscheinung. in Tyrol	91
Einfluß der Staatsverfassung auf den Nationalcharakter	103
Schönberg	107
Denkmal der Rettung Kaisers Maximilian I.	108
Steinach. Matrey	109
Stöbzing	110
Mittenwalde	111
Brixen. Seben. Kolman.	113
Clausen. Teutsch	114
Botzen	115
Jakob Graff	118
Trient	122
Roveredo	124
Volarni	126
Verona	130
Die Arena	133
Gründung Verona's	135
Ezzelino	136
Vicenza	139
Johann von Vicenza	141
Palladio's Theater	144
Padua	144
Gerichtssaal	148
Paduanische Lukretia	149
Kirchen	150
Prato della Valle	150
Hospital	153
Die Brenta	15
Fusina. Mestre	

	Seite
Heneter. Hadria. Lagunen	160
Venedig	161
Markusplatz	165
Markuskirche	168
Pallaſt des Doge, und die Gefängniſſe	172
Palläſte Manfrino und Albrizzi	178
Arſenal	180
Geſellſchaftlicher Ton	185
Mantua	188
Gründung der Stadt	190
Virgil	191
Mantua's Einnahme 1797.	193
S. Benedetto	195
Carpi	196
Mirandola	198
Modena	200
Bologna	205
Gründung der Stadt	207
Straßen, Plätze, Thürme.	208
Pallaſt Sampieri	211
La Specula	213
Madonna di S. Luca	214
Pater Lazarani	217
Das Reiſen in Italien	221
Pianora. Scaricalaſino	222
Pietra-Mala	225
Tagliaferro	227
Florenz	228
Kurze Geſch. von Florenz	229
Kirchen	237
Palläſte	241
Oeffentliche Plätze	242
Gemälde und Antiken	245
Das Leopoldiniſche Muſeum	253
Akademie der Künſte	255
Grab der Mediceer	259
Bräderſchaften	267
Varderino	269
Poggibonſi	270
Maremma di Siena	272
Siena	273
Pandolfo Petrucci	274
Der Dom von Siena	276
Katharina von Siena	279
Buonconvento	282
S. Filippo	284
Radicofani	286
Einfluß der Böſen Luft	287
Räuber auf der Gränze	288
Acquapendente. Päpſtlicher Segen	289
S. Lorenzo delle Grotte, und S. Lorenzino	290
Lago di Bolſena. Inſel Martana	291
Bolſena	292
Viterbo	293
Die heil. Roſa	294
Monterofi	295
Ronciglione	296
La Storta	297
Baccano. Lago di Braciano	298
Eintritt in Rom	299
Erſter Tag in Rom. Das ſogen. Grab des Nero	300
Ponte Molle	301
Platz del Porolo	302
Spaniſcher Platz	304
Ehemalige Freiſtätten	305
Die Propaganda	306
Pinziſcher Hügel. Villa Medici	308
Corſo	310
Leichenzug	313
Prinz Stanislas Poniatowſki	316
Acqua acetoſa	316
Martis d'Agincourt	317

Erſter Theil.

Reiſe von Baireuth durch Baiern, Salzburg und Tyrol, nach Italien, bis Rom.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

München, den 21. August 1804.

Früh habe ich mich gewöhnt, ein Rechnungsbuch über mein Leben zu führen, um meine Erfahrungen und die Resultate meines Nachdenkens fester zu halten, und daraus ein Kapital von Lebensweisheit zu sammeln, welches mir in der Folge, für die Ruhe meiner Tage, manchen Vortheil darbieten könne. Auch jetzt, da meine zerrüttete Gesundheit mich auf einige Zeit ein wärmeres Klima aufsuchen heißt, will ich die wichtigsten Punkte meiner Wanderungen ausheben, und meine Bemerkungen aufzeichnen. Der nahende Winter, vor dessen Eintritt ich das Land der Künste, und der wärmeren Sonne erreichen muß, gebietet Eile; auch wird meine Kränklichkeit mich manches Genusses berauben: aber dennoch werde ich, was mein Geist genießen kann, so viel ich vermag, daurender für mich und meine Freunde machen, und mir so versüßen, was mir stets das Bitterste war, die Trennung von meinen Geliebten.

Baireuth war der letzte Ort, an welchem herzliche Erinnerungen für mich haften. Seit zwanzig Jahren wandelte ich dort von Zeit zu Zeit,

mit edlen Freunden, durch die schönen Anlagen dieser wohlgebauten Stadt, die der Geist guter Fürsten noch zu umschweben scheint: edler Fürsten! welche ihr Ländchen mit öffentlichen Anstalten beglückten, die herrliche Gegend durch Lustsitze verschönerten, und um die Stadt schattige Alleen pflanzen ließen.

Der Weg bis Amberg führt durch eine heitre fruchtbare Berggegend; doch liegt zwischen Dombach und Amberg eine ziemliche Strecke ödes Land. Das Volk ist hübsch und fröhlich, auch scheint es in ziemlichem Wohlstande zu leben. Amberg hat eine freundliche Lage; Hopfenfelder durchschneiden die Fichtenwaldungen, und anmuthige Hügel geben der Landschaft Reiz. Als wir hinter Amberg von der höchsten Höhe hinabstiegen, öffnete sich unsern Blicken ein weites, von Gebirgen eingeschlossenes Thal, das beim ersten Anblicke eine reiche Mannichfaltigkeit ahnen ließ, sich aber, da wir näher kamen, in eine schlecht angebaute Ebene verwandelte, in welche das Dunkel des Schwarzwaldes einzelne größere Einschnitte macht.

Regensburg, wo ich nur eine Nacht blieb, erfüllte meine Erwartung nicht. Die Ufer des Donaustroms mögen weiter hinab reizend und prächtig seyn; bei Regensburg sind sie es nicht. Gleichwohl läßt sich der Wirth zum Lamme die Aussicht auf den Strom theuer bezahlen: eine neue Art, Wasser für Wein zu verkaufen!

Die Gegend hinter Regensburg ist minder

anmuthig, als die von Baireuth bis Amberg. Die Phyſionomieen des Volks auf dieſem Strich Landes ſind ſeelenloſer und weniger wohlgeſtaltet; die Sprache wird gröber, faſt unverſtändlich; und die Weiber gehen äußerſt unvortheilhaft gekleidet. Erſt hinter Ebersbach fängt die Landſchaft an, freundlicher und anmuthiger zu werden. Man überſchaut, wenn man auf der Höhe iſt, die weite Fläche, in welcher Landshut liegt. Ferne Gebirge umſchließen dieſe reiche Ebene. Hier liegen Städte, Kirchen, und ſchöne Landſitze, zwiſchen Waldungen und Feldern angenehm zerſtreut. Auf dem höchſten Berge in dieſem Thale thront das Kurfürſtliche Schloß Trautnitz, in altritterlicher Würde. Landshut, mit ſeinem hohen Martinsthurme, ſcheint in der Ferne zu dem alten Schloſſe zu gehören, das an ſchauerliche Rittergeſchichten mahnet, und der Gegend ein romantiſches Anſehn giebt. Bald aber ſieht man, daß Trautnitz durch die grünliche Iſer von Landshut getrennt iſt. Unſern Zeitgenoſſen wird dieſe Univerſität durch die Geſchichte der Illuminaten merkwürdig, deren Verfolgung und Unterdrückung die katholiſche Geiſtlichkeit unter Karl Theodor bewirkte. Noch haben die Schwingungen davon zu zittern nicht ganz aufgehört.

Menſchenfreunde, die nur aus der Ferne die Regierung des letztverſtorbenen Kurfürſten tadelnd beurtheilen, nennen deſſen Namen nicht ohne tiefes Wehgefühl; indeſſen viele ſeiner Unterthanen hier ſein Andenken in mehr als einer Rückſicht ſegnen.

Den 23. August.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere unbefangene Personen, die dem verstorbenen Kurfürsten nahe genug standen, über ihn sprechen zu hören; und diese überzeugten mich, daß Karl Theodor in seinem Herzen den heißesten Wunsch genährt habe, seine Unterthanen glücklich zu machen. Allein mancherlei Umstände und Verhältnisse drangen seinem sonst offenen Sinne gewisse Ansichten auf, mit welchen er die zweckmäßigen Mittel zur Erreichung seiner Absicht verfehlen mußte: und so ergaben sich dann Auftritte, von denen der Menschenfreund gern die Augen wegwendet *). Eine Regierung, die ein gutes Gewissen hat, wird das Licht der Vernunft nicht scheuen. Friedrich der Einzige liebte und schützte die Denkfreiheit. Unter der Leitung seines hellen Geistes entwickelten sich Kräfte, welche den Preußischen Staat zu einer bedeutenden Höhe erhoben. Ackerbau und Fabrikwesen schritten, durch ihn begünstiget, mächtig hervor, und gelangten unter dem offenen Geiste seiner Regierung zu einer Thätigkeit, welche ein vorleuchtendes Beispiel wurde. Joseph der Zweite ahmte Friederichen mit Kühnheit nach; und wer die Kultur der Oestreichischen Staaten vor

*) Seit die edle Verf. dies schrieb, hat das hier eben so gerecht, als mild ausgesprochene Urtheil über Karl Theodor manche Bestätigung erhalten, vor allem durch v. Dohm's Denkwürdigkeiten.

B.

zwanzig Jahren beobachten konnte, der findet, welch ein Wohlthäter seines Reiches Joseph auch dadurch wurde, daß er dem Müssiggange durch Aufhebung der Wallfahrten steuerte, welche oft die Sitten verderben, nie das Herz veredeln, und dem Landbau, welcher in unserm rauhen Klima ununterbrochne Thätigkeit verlangt, immer den Fleiß mehrerer Tage rauben. Baiern stehe jetzt noch in der Kultur des Landes eben daher so weit zurück, weil finsterer Aberglaube es so lange beherrschte, und Geistesdruck den Fortgang alles Guten hemmte. Daß Karl Theodor das Glück seiner Unterthanen eben so redlich wünschte, als er diesen heiligen Zweck oft verfehlte, davon zeugen einige Anstalten, welche er zum Besten seines Volkes gründete.

Er benutzte nicht nur die Einsichten Rumfords; sondern er zog diesen berühmten Mann selbst an seinen Hof, und ließ unter dessen Leitung und durch sein unmittelbares Einwirken die wohlthätigsten Einrichtungen entstehen. So bildete sich eine Armenanstalt, die an treffender Zweckmäßigkeit und durchgreifender Bestimmung wohl kaum ihres gleichen haben dürfte. Nach Rumfords Planen entstanden auch die englischen Anlagen, welche die Umgebungen der Stadt verschönern. Karl Theodor war Rumfords Freund. Was hätte dieser edle Fürst für sich und sein Volk seyn können, wenn Vorurtheile seinen Geist nicht in einer gewissen Befangenheit festgehalten hätten! In

der bereits erwähnten Armenanstalt werden täglich 600 Dürftige unentgeltlich gespeiset. Für die schämige Armuth ist in diesem Hause ein geheimer Gang angebracht, durch welchen diese Dürftigen, ungesehen, in eine der Abtheilungen gelangen, wo sie, wenn sie einen hölzernen Schieber öffnen, und einen Kreuzer auf das vor dem Schieber festgemachte Brett legen, eine Portion wohlschmeckender nahrhafter Suppe, nebst einem guten Stücke Brot erhalten. So manche arme Bürger der Stadt nähren sich auf diese Art.

Mit wenigem Holze wird durch Sparöfen in diesem Hause gekocht; und mit der wirthschaftlichsten Berechnung werden die Zimmer daselbst erwärmt. Auch das Luftreinigungsmittel, in allen Zimmern, verdient Nachahmung. Um der Holzvertheurung zu wehren, schafft eben diese Anstalt Holz an, und verkauft es den Armen für mäßige Preise in kleinen Stücken.

Das Krankenhaus, welchem die Barmherzigen Brüder vorstehn, wird vortrefflich verwaltet. Ueber 40 Kranke lagen in einem großen Saale; jeder hatte seine geräumige Nische, in welcher Bett, Tisch und Stuhl stand. Nicht nur dasselbe Luftreinigungsmittel, wie dort im Armenhause, ist auch hier in Anwendung gesetzt; sondern es ist auch noch eine besondere Reinigungsmaschine, des Hrn. Medizinalraths Hubert Erfindung, eingeführt. Man nimmt jeden Kranken in die Verpflegung auf; er bekömmt bei seinem Eintritt Wäsche, Kleider und

alles frei, was zu seiner Verpflegung nöthig ist. Die Kleider des Kranken werden aufbewahrt, und ihm, wenn er geneset, zurück gegeben. Die Elisabethinerinnen besorgen für Weiber eine gleichmäßige Anstalt. Diese nützlichen Klöster nimmt der Kurfürst in seinen besondern Schutz. Es wäre zu wünschen, daß wir Protestanten ähnliche Klöster hätten, wo verlassene weibliche Personen eine so nützliche Versorgung fänden. *)

Kein Irrenhaus habe ich besser verwaltet gesehn, als das zu München. Hier zeigten auffallende Erscheinungen den verwüstenden Einfluß des Mönchswesens und der erzwungenen Ehelosigkeit auf das Wohl der Menschheit. Der Aufseher der Wahnsinnigen, Hr. Auer, ist ganz dazu geeignet, diese unglücklichen Menschen schonend, rettend zu behandeln. Liebevoll und ernst geht er mit ihnen um. Er ist ein guter Kopf und psychologischer Beobachter. Da er Wundarzt ist, und medizinische Kenntnisse besitzt, so sind seine Beobachtungen über die Wahnsinnigen äußerst interessant; er hält über jeden ein Tagebuch, forscht nach dem Grunde seines Wahnsinnes, macht dann eine kurze Biographie des Patienten, und begleitet sie mit sei-

*) Die Grauen Schwestern verschonte selbst der sengende Typhon oder Smum, der im kaiserlichen Frankreich alles Geistliche ausbrannte. Kein Verein edler Frauen, kein noch so wohl berechnetes Englisches Asylum kann — darin hat Frau von Genlis vollkommen Recht — den Heroismus dieser Klosterfrauen aufwiegen. B.

nen Bemerkungen. Wer Tollhäuser mit prüfendem Beobachtungsgeiste besucht hat, wird finden, daß mehrentheils Stolz bei Männern, Liebe bei Weibern, und irrige Begriffe von Religion in beiden Geschlechtern, die ersten Quellen des Wahnsinnes sind. Hier wurde mir die Bemerkung bestätiget, daß der Mondwechsel einen bedeutenden Einfluß auf die Wahnsinnigen habe. Am heftigsten sind die Anfälle dieser Unglücklichen bei vollem Mondlichte.

Die Feiertagsschule scheint mir sehr zweckmäßig eingerichtet. Arme Kinder bekommen daselbst an Feiertagen freien Unterricht; denn eine solche Beschäftigung ist wohl eine würdige Feier eines heiligen Tages. Sehr gute mechanische Instrumente sah ich in dieser Einrichtung, von den Schülern verfertigt. Mich zog das Modell einer Dreschmaschine an, weil es mich dünkte, daß sie in jedem menschenarmen Lande mit Nutzen einzuführen wäre.

Die Feueranstalt fand ich in größter Vollkommenheit und steter Bereitschaft, augenblicklich Hülfe zu leisten. Man bemerkt in Baiern durchgehends, daß dies Land von einem Fürsten beherrscht wird, der Welt und Menschen kennt, und das Glück seiner Unterthanen zu begründen wünscht.

Die Bettelkinder, welche der jetzige Kurfürst überall in der Stadt und auf dem Lande aufnehmen läßt, werden auf Kosten des Staats erzogen

und so dem Elende entrissen. Von jedem Kinde wird eine Zeichnung gemacht. Namen, Geburtsort und Alter wird, wenn es zu erforschen ist, auf die Zeichnung geschrieben. Alle diese Zeichnungen werden in der Rumfordschen Armenanstalt aufbewahrt. Am Ende seiner Zöglingsschaft, wenn der Jüngling, zu seinem weitern Fortkommen, als Handwerker oder zu irgend einem andern nützlichen Gewerbe angeführt werden soll, wird ihm, unter zweckmäßigen Ermahnungen, seine ehemalige Gestalt vorgezeigt. Jährlich sieht der Kurfürst an seinem-Namenstage alle diese Kinder; er unterhält sich mit ihnen, und prüft auch wohl ihre Fähigkeiten und Fortschritte.

Eine rührende Freude war es mir, den Eifer der echten Menschenliebe wahrzunehmen, der schon seit vier Jahrhunderten die Münchner Bürger beseelte. Von ihnen leiten sich die mehresten wohlthätigen Stiftungen her. Die älteste dieser Anstalten ist das Heiligegeist-Spital, in welchem das hülflose Alter der Männer und Weiber, bürgerlicher Abkunft, verpflegt wird. Es läßt sich fast keine Art von Hülfsbedürftigkeit denken, für welche nicht besonders durch den Zutritt der Bürger, ohne alle Mitwirkung des Adels, gesorgt wäre: seit 400 Jahren verfloß kein Jahrhundert, das nicht ein Denkmal von Wohlthätigkeit der gutmüthigen Bürger Münchens aufzuweisen hätte.

Süßer ist die Freude, wenn man ein gutes Werk gethan hat. Zuförderst fremder Noth ab-

helfen, dann sich bescheidenem Genusse hingeben: ist der Grundsatz eines edlen Gemüthes, ist im Geiste der Christus-Religion. Aus diesem Geiste scheint die Anordnung der Dinge in München hervorgegangen zu seyn. Der Hülfsbedürftigkeit war ihre Hülfe angewiesen: und dann nahmen die Fürsten des Landes auf das Vergnügen des Volkes Bedacht. Eine beträchtliche Gemäldesammlung schmückt die Kunstsäle; und ein wohleingerichtetes und ziemlich gut besetztes Theater bietet dem Publikum eine würdige Unterhaltung dar. Die Münchner Bühne, die Babo dirigirt, würde vielleicht schon manches poetische Talent begeistert haben, wenn nicht das zu mächtige Mönchthum aller Liberalität so lange den Eingang hätte verwehren dürfen; und doch hat sich ein Nationaltrauerspiel, Agnes Bernauerin, hervor gewagt: ein Produkt, welches den Verfasser ehrenvoll auszeichnet, und unter den besten Werken der deutschen Literatur einen rühmlichen Platz behaupten darf. Es ist das Morgenroth eines schönen lichten Tages, den der jetzt regierende Fürst, allen Verfinsterungen abhold, gewiß durch keine neue Wolke verdunkeln lassen wird. Auf die Schulen und Universitäten ist besonders sein Augenmerk gerichtet. Die Stellen werden mit würdigen, zum Theil protestantischen, Lehrern besetzt. Die Maßregeln der Regierung, denen nur zu viel Raschheit vorzuwerfen seyn dürfte, wehren dem Einfluß und zerstören die Macht des Mönchswesens. Jene Raschheit hätte besonders

bei der Aufhebung mehrerer Klöster fast die Schritte des Geschäftsganges unsicher gemacht. Man entdeckte aber dem Volke die Spuren von den finstern Greueln der Klostergeheimnisse, und die grausen Gefängnisse unter den Klostergebäuden wurden dem Publikum geöffnet. Man fand Marterinstrumente und Spuren von Opfern der Priestergewalt. Hier war es, wo das Gerip eines vor wenig Jahren verschwundenen Offiziers gefunden wurde, kenntlich noch an Schärpe und Uniform.

Man öffnete Beichtstühle, mit Fallthüren versehen, und entdeckte unterirdische Gänge, von denen einer seinen geheimen Ausgang im Schauspielhause verbarg. Diese Nachricht hat mir die Polizeibehörde mitgetheilt. Doch würden alle diese Entdeckungen das, über die dreisten Neuerungen murrende, bigotte Volk nicht zum Schweigen gebracht haben, wenn man nicht den Eigennutz der Individuen in Anspruch genommen hätte. Nun kämpfte Interesse mit dem Fanatismus, und überwand ihn. Die dem Fiskus zugefallenen Klostergüter wurden gegen billige Leistungen unter die Bürger vertheilt: und alles Murren verstummte, oder war nur noch bei den Wenigen hörbar, die mindern Vortheil bei dieser Veränderung gewonnen hatten. Aber zu rasch und rücksichtlos war dies Verfahren dennoch. Was dem Volke heilig ist, darf nicht gewaltsam umgerissen und niedergestürzt werden, wenn das plözlich entzauberte Volk nicht alle Religiosität verlieren, und in wilde Rohheit über-

gehen soll. Wäre nur das Kloster mit öffentlich strafender Feierlichkeit aufgehoben worden, in welchem man die Spuren einer heimlichen Inquisition fand: dann würde die Regierung, die auch selbst über die heimlichen Kabalen der Klostergeistlichkeit zu wachen weiß, mehr Vertrauen, und bei der Geistlichkeit mehr Ehrfurcht erhalten haben. Den geistlichen Stand jeder Religion veredeln, nicht aber ihn bei dem Volke herabwürdigen, sey das Geschäft einer Regierung, die das Wohl ihrer Unterthanen zum Zwecke ihrer Maßregeln macht *).

Die Geistlichkeit in Baiern soll das Volk sehr gegen die protestantische Landesmutter, die ihren Gottesdienst mitbrachte, einzunehmen gesucht haben, und die niedre Klasse der Landeseinwohner trug sich noch mit ungeheuren Vorurtheilen gegen den protestantischen Kultus. Man wagte

*) Im Kriege vom Jahre 1809 haben die sonst so gutmüthigen Baiern den hartnäckigen Widerstand ihrer Gegner oft mit Grausamkeit vergolten. Wäre Irreligiosität nicht an die Stelle abergläubischer Bigotterie getreten, dann hätte es dort gewiß weniger Greuelscenen gegeben. Anmerk. der Verf. Man lese „Gedanken zur Berichtigung der öffentlichen Meinung über Tyrol und seine Bewohner in der neuesten Zeit" in der wichtigen Sammlung: Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege vom J. 1809 (Weimar, Industrie-Comtor, 1809) im 4ten Hefte; vor allem aber Bartholdy's klassisches und höchstbeglaubigtes Buch: der Krieg der Tyroler Landsleute im Jahre 1809 (Berlin, Hitzig, 1814). B.

anfangs nicht, den Gottesdienst zu besuchen; dann lockte doch die Neugier diesen und jenen hinzu; es folgten mehrere nach: und man fühlte sich überrascht, dort so würdige Darstellungen von Menschenwürde und Menschenbestimmung zu vernehmen. Die Einfachheit, mit welcher hier erhabene religiöse Wahrheiten vorgetragen wurden, rührte die Herzen; und der Protestantismus erwarb sich eine immer ausgebreitetere Toleranz: wobei ihn freilich die erhabenen Tugenden der vortreflichen Landesmutter kräftig unterstützen. Der Hof hält sich gegenwärtig in Nymphenburg auf. Ich kann mir es nicht versagen, die allgeliebte Fürstin von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Den 25. August.

Ich habe sie gesehen, Baierns herrliche Fürstin; und meine Erwartungen sind auf das vollkommenste erfüllt. Der Russische Gesandte, Baron von Bühler, und seine Gemahlin, denen ich sehr interessante Stunden verdanke, begleiteten mich nach Nymphenburg; der Weg dahin ist überaus reizend, und verschönert sich jemehr man sich dem Fürstensitze nähert. Kunst und Natur, im freundlichsten Verein, zieren diesen Sommeraufenthalt. Hier wurde ich der Kurfürstlichen Familie vorgestellt, und mit einer Huld empfangen, die mir unvergeßlich bleiben wird. Die kalte steife Förmlichkeit, die manchen Hof so unerträglich macht, löset sich hier auf in eine würdevolle Milde, welche zwischen Fürstenhoheit und geselliger Zuvorkommenheit mitten inne liegt.

Der Kurfürst erwirbt sich durch eine sehr einnehmende äußere Form die Huldigung eines Jeden, der sich ihm nahet. Durch sanfte Uebergänge vereinigt sich in seinem Wesen die Würde des Fürsten mit der ungezwungenen Anmuth des feinen Weltmannes. Er spricht gut, versteht Interesse in das Gespräch zu legen, und es von einem Gegenstande zum andern geschickt überzuleiten.

Die Kurfürstin ist ganz Liebenswürdigkeit: eine Gestalt, in der die sanfteste Grazie den Ausdruck der Majestät in einen siegenden Zauber verwandelt. Die Züge, welche an die allgemein verehrte Mutter dieser edlen Frau erinnern, nehmen unwiderstehlich für die hohe Fürstentochter ein. Aber zu welcher Begeisterung steigerte die nähere Unterhaltung mit dieser vortreflichen Fürstin meine Würdigung ihres Herzens und ihres Geistes! Am Spieltische und an der Tafel genoß ich das Glück ihrer Nähe. Was sie sprach, war gedacht, zeigte Beobachtungsgeist, und Kenntnisse. Ihr war es Ernst, Ideen und Vorstellungen zu wechseln. Ueber alles weiß ihre schöne Seele eine hinreißende Anmuth zu verbreiten; und die zarteſten Rücksichten bezeichnen die Behandlungsart, mit welcher sie sich zu jedem Individuum, das sich ihr nähert, hinneigt. Die Prinzessin Augusta, Tochter des Kurfürsten aus der ersten Ehe, ist eine der schönsten Jugendgestalten. Das heilige Wesen kindlicher Unschuld, Unbefangenheit und Naivetät leuchtet bescheiden aus ihrem sanften Auge. Die Innigkeit der Liebe, welche zwischen der hol-

den

den Mutter und der lieblichen Tochter herrscht, spricht ein schönes Zeugniß aus über beide. Nach Mitternacht verließ ich mit denen, die mich eingeführt hatten, Nymphenburg. Der Nebel, der beim Hinwege auf der schönen Gegend lag, war verschwunden; ein heiterer Nachthimmel, den der volle Mond beglänzte, wölbte sich über der prächtigen Landschaft. In dieser magischen Beleuchtung trat Nymphenburg mit seinen Wassern und schwarzen waldigen Wildnissen überaus reizend und romantisch hervor. Süße Erinnerungen nehme ich aus München mit.

Den 26. August.

Morgen verlasse ich München. Die merkwürdige Erfindung eines hiesigen Einwohners, welche Hoffnung macht, wichtig zu werden, darf in meinem Tagebuche nicht unbemerkt bleiben. Es ist die Steindruckerei der Gebrüder Sennefelder. Handschriften, Noten, Zeichnungen aller Art, und Kupferstiche werden vermittelst eines weißgrauen Schiefers auf das allergetreuste wiedergegeben. Man erstaunt über die Vollkommenheit und Schnelligkeit, mit welcher die vorgelegten Handschriften und Zeichnungen abgedruckt werden. Sennefelder versichert, große Landschaften und andre Darstellungen durch den Steindruck vervielfältigen zu können; wir haben nur Proben im Kleinen von unseren eigenen Handschriften und einige unbedeutende Zeichnungen gesehn*). Das

*) Neun Jahre sind verflossen, seit ich dies niederschrieb. Die Steindruckerei wird seitdem mit gu-

Mechanische, welches dieser kunstreichen Erfindung zum Grunde liegt, ist noch ein Geheimniß *), welches der Erfinder gegen ein angemessenes Honorar einer Musikhandlung zum Notendruck oder einem Zeichner mitzutheilen erbötig ist. Es scheint, daß sie, wenn auch nicht der Kupferstecherei, doch der Druckerei einst Abbruch thun wird. Sie ist übrigens ein Kind harter Noth. Der Vater des Erfinders war Schauspieler, starb, und hinterließ eine Frau und sechs Kinder im allerhülflosesten Zustande. Der älteste Sohn, ein Jüngling von tiefem Gefühl, der vergebens gestrebt hatte, auf der Bühne eine Art

tem Erfolg bei dem Drucke der Noten, und bei gezeichneten Umrissen angewandt; aber vollendete Zeichnungen stellt sie nur ohne die gehörigen Nüanzen von Licht und Schatten dar, und in dieser Rücksicht steht die Steindruckerei bis jetzt selbst guten Holzschnitten nach. Anmerk. der Verf.

Die Lithographie ist seitdem ihren Jukunabeln entwachsen. Man lese Göthe's Urtheil in der Allg. Literaturzeit. über Alb. Dürers Gebetbuch, und was in öffentlichen Blättern über die vielseitig gelungene Anwendung des Steindrucks zur Darstellung der Handzeichnungen und Köpfe, so wie über das topographische Institut unter der Aufsicht des Geheim. Raths v. Utzschneider, gesagt worden ist. B.

*) Nicht mehr der Sache nach. Man s. Das Geheimniss des Steindrucks in seinem ganzen Umfange praktisch und ohne Rückhalt nach eigenen Erfahrungen beschrieben von einem Liebhaber. Tübingen, Cotta, 1810. 86 S. in 4to nebst 12 Steindrucktaf. Aber die Manipulation hat ihre Kunstgriffe, und die Presse große Schwierigkeiten. B.

von Glück zu machen, versank in Schwermuth, und war auf dem Punkte, ein Raub der Verzweiflung zu werden. In dieser traurigen Stimmung geht er eines Tages trostlos an den Ufern des Flusses hin, hebt zufällig einen zu seinen Füßen liegenden Stein auf: es war ein weißgrauer Schiefer, in den sich Formen von Moose abgedruckt hatten. Dies bringt ihn von einem Gedanken zum andern, und endlich auf die Idee der künstlichen Nachahmung. Er macht Versuche, das Gelingen stärkt seinen Muth: die Kunst ist erfunden.

Ebersheim den 27. August.

Bald hinter München erheben sich die hohen Salzburger und Tyroler Gebirge. Zuerst erscheinen sie, als dunkles Gewölk; allmählich werden die unbestimmten Umrisse deutlicher, das flache Land wird abwechselnder, und ein schöner Eichenwald erheitert den Reisenden, dessen Auge durch einförmige Fläche ermüdet worden.

Von Steinring an, der zweiten Station hinter München, wird die Landschaft reicher an Gegenständen und schöner. Ein Kranz von hohen Gebirgen tritt hervor, welche wie mächtige Säulen der Natur die blaue Decke zu tragen scheinen. Auf einer Halbinsel, die der Jun bildet, ruht, von den Ufern des Stroms eingefaßt, das Städtchen Wasserburg. Große zerstreute Hopfengärten verschönern das fruchtbare Thal, durch welches der Fluß sich krümmt, der an einer hohen gelben Felsenwand von Sandstein hingleitet. Ein schöner Tannenwald be-

kleidet den breiten flachen Rücken dieses Felsens, hinter welchem die Tyrolergebirge in einiger Entfernung in mannichfaltigen Formen am Horizonte hinstreifen.

Bei Wasserburg sah ich die ersten flachen italiänischen Dächer, doch sind die Häuser so bemalt, daß dies ganze Städtchen das Ansehn eines bunten Christmarkts hat. Guten Kleebau, vortreffliches Vieh, trafen wir in diesem Theile von Baiern an. Die Nation scheint gutmüthig, bigott und fröhlich. Fast in allen Posthäusern fanden wir jubelndes, tanzendes Landvolk, das sich nach einem lustigen Walzer im Kreise drehte, indeß eine andere Gesellschaft unter muntern Gesprächen es sich an einem langen Tische wohlschmecken ließ. Männer und Weiber sind wohlgebaut, und von blühender Gesichtfarbe. Ihre Kleidung ist nett, reinlich, und läßt Wohlstand vermuthen. Die Weiber tragen enge Mieder von dunkler Farbe, ziemlich kurze Röcke, und ihr Kopfputz im höchsten Staate besteht aus einer kleinen, steifen goldtressenen Mütze, die nur das Hinterhaupt bedeckt. Sie lieben mehr kostbaren als geschmackvollen Putz. Selbst in den Dörfern sind Weiber und Mädchen mit silbernen Ketten und mit in Filagran gearbeiteten Halsgeschmeiden geziert. Dieser Schmuck erbt von Mutter auf die Töchter fort, — wie die Vorurtheile. Das Essen, welches uns in den Posthäusern vorgesetzt wurde, war gut, und die Bezahlung billig. Eine üble Gewohnheit scheint unter den wohlhabenden Bürgern einzurei-

ßen: die Mütter tränken ihre Kinder nicht mehr selbst; sie nähren sie mit Kuhmilch. An zwei Orten fand ich hübsche junge Postmeisterinnen, die ihren zarten Säuglingen die Brust entzogen. Ihre Kinder hatten ein bleiches, sehr kränkliches Ansehn, indeß die wohlgenährten Mütter in blühender Fülle umher wandelten, und behaupteten, daß die jetzigen Aerzte das Selbstsäugen für etwas den Weibern Nachtheiliges hielten. Wann werden die Menschen, der Natur getreu, das Leben genießen lernen, und Freuden und Pflichten zu vereinigen wissen? Wann werden sie lernen, schädliche Vorurtheile ablegen, und unbedachtsamer Neuerungssucht widerstehen!

Stein den 28. August.

Die Gegend wird immer romantischer. Die Alz und die Traun durchfließen das schöne Thal, welches die majestätischen Berge von Salzburg und Tyrol einfassen. Im Thal erhebt sich ein mit Laubholz und Tannen bewachsener Berg, dessen Spitze ein altes großes Schloß aus dem zwölften Jahrhundert trägt. Noch jetzt fabelt das Landvolk hier gräßliche Dinge vom Erbauer dieses Raubschlosses. Hainz von Stein, erzählt die Volkssage, sey im zwölften Jahrhundert das Schrecken seiner Zeit gewesen; selbst die benachbarten Fürsten fürchteten diesen Wüthrich. Unter seinem Schlosse, heißt es, hatte der wilde Ritter zwei Gänge durch den Felsengang durchhauen lassen: der eine erstreckte sich eine Stunde weit unter der Erde bis Trosburg, der andere fünf Stunden weit bis Denglein; beide Gänge sollen hoch genug gewe-

sen seyn, daß der Raubritter mit seinen Knappen bequem hindurch ziehen konnte. Auf einem dieser unterirdischen Wege gelangte er zu einem, in tiefer waldiger Wildniß verborgenen Ausgange, von wo aus er die Einwohner der umliegenden Gegend plötzlich überfiel, und Dörfer und Städte verwüstete. Nachdem Hainz von Stein diese feste Burg vollendet hatte, habe er, so erzählt die Sage weiter, einige hundert Arbeiter, die das furchtbare Schloß erbaut hatten, in den heimlichen Burggewölben durch eine künstliche Maschine hinrichten lassen, damit niemand vorhanden sey, der die labyrinthischen Gänge, und das Innere seiner Burg verrathen könne. In solchen Höhlen verbarg Hainz sein finsteres frevelhaftes Leben. In nächtlicher Stille brach er aus diesem dunkeln Aufenthalte hervor, raubte, plünderte, und riß häufig schöne unschuldige Mädchen aus dem Schooße ihrer Familie mit sich fort. Oft ermordete er dann die erbeuteten Schlachtopfer seiner rohen Begierden; auch die Früchte seiner wilden Lüste sollen dem Schicksale der Mütter nicht entgangen seyn. Indessen gelang es einer jener Unglücklichen, von dem grausamen Bösewichte die Erlaubniß zu erschmeicheln, ihren Sohn in der Nacht in irgend einem Dorfe aussetzen zu dürfen. Stein selbst begleitete sie mit dem Knäblein zum bestimmten Orte. Bald darauf machte die Unglückliche einen Plan aus dem Raubschlosse zu entkommen; ihr wilder Tyrann entdeckte ihn; und sie ward, gleich ihren Vorgängerinnen, ermordet. Das ausgesetzte Kind wurde indessen von

einem reichen kinderlosen Bauer gefunden, dieser brachte das Knäblein seiner Frau, und beide erzogen es mit liebevoller Sorgfalt. Der Knabe hatte vom rauhen Vater nur die Körperkraft und den Kriegsmuth, von der holden Mutter waren ihm Schönheit und Anmuth zu Theil geworden. Edelsinn und strenge Liebe zum Rechte flößten seine tugendhaften Pflegeeltern ihm ein. Schon als Kind soll der junge geist- und muthvolle Stein geschworen haben, sobald er Waffen tragen könne, die Welt von dem in der ganzen Gegend so berüchtigten Böswichte zu befreien. Der edle Jüngling ahnete es nicht, daß sein Tugendgefühl ihn gegen seinen eigenen Vater empöre, dessen Laster er schon als Kind verabscheut hatte. Er trat in die Dienste eines Fürsten von Baiern; jeder liebte und ehrte den tapfern hochherzigen Jüngling. In der Folge verlobte er sich mit einem liebenswürdigen Mädchen. Der alte furchtbare Räuber hatte Kunde von dieser aufgeblühten Schönheit; der junge Stein erfuhr, daß seiner Braut von den Knappen des fürchterlichen Rauhritters nachgestellt würde, und unermüdet bewachte der tapfere Jüngling die Wohnung seiner Geliebten. Wirklich brachen die Räuber auch in einer Nacht ein; aber des jungen Stein kluge Wachsamkeit, und sein männlicher Muth vereitelten ihren Angriff. Er tödtete die Knappen des alten Böswichts, ihn selbst nahm er verwundet gefangen, und überlieferte ihn der strafenden Gerechtigkeit, in die Hände der beiden Fürsten von Salzburg und Baiern. Hier

erfolgte eine Erkennungsscene: der wilde Hainz entdeckt in seinem Ueberwinder seinen ausgesetzten Sohn; an ihm erkennt er die, in männlicher Schönheit wieder aufgeblühten, Reize der von ihm gräßlich ermordeten Mutter, die einst seine thierischen Begierden entzündet hatte. Jetzt stand jene Holde vor ihm, in der Gestalt eines strafenden Engels, der alle Furien seiner innersten Hölle um ihn zusammen rief. Sich selbst verfluchend hauchte der Wüthrich unter des Henkers Hand seine schwarze Seele aus. — Mit dem vormaligen Eigenthume des ruchlosen Vaters ward sein edler Sohn belehnt, und nun wurde dies gefürchtete Raubschloß, durch die Tugenden des neuen Besitzers, ein Wohnsitz der Ruhe und des sanften Friedens.

Die volle Wahrheit dieser Volkssage sey dahin gestellt, ihr Sinn ist schön, und Wahres liegt gewiß zum Grunde. Ohne Zweifel waren die finstern Höhlen dieses Raubschlosses in den Zeiten willkürlicher Macht Schauplätze unzähliger Greuelthaten. — Zwei Stunden beinahe führten unsere Begleiter uns durch schauerliche Gefängnisse und unterirdische Gänge. Fackeln leuchteten unsern unsichern Schritten vor; tiefer, als wir uns wagten, gingen unsre Führer hinein. Wir sahen dann eine ferne Strecke vor uns hin das melancholische Geflimmer des wandelnden Lichtes. Endlich zeigte man uns einen Thurm als den heimlichen Ort, in welchem Hainz von Stein die Schlachtopfer seiner Wuth habe tödten lassen.

Als wir aus den unterirdischen Gemächern heraustraten, umfing uns die Fülle der herrlichen Natur, die, wenn das Herz durch Spuren des Frevels erbebte, uns an den ewigen Vater der Liebe erinnert, welche mit Weisheit alle Mißtöne in Harmonie verwandelt, und so die Zufälligkeiten des Lebens ausgleicht. Still, in Dunkel gehüllt, ist ihr Gang, der zwischen den Stürmen der Menschenwelt, und über den blutigen Schauplatz der Schlachtfelder, tröstend hinwandelt.

Salzburg den 30. August.

Schon aus der Ferne gewährt die Stadt Salzburg einen reizenden Anblick; sie liegt an den beiden Ufern der Salza in einem Thale, und steigt bis zu den mit Laubholz bewachsenen Hügeln hinauf. Der Weg zur Stadt streckt sich zwischen zwei senkrecht abgeschnittenen Felsenwänden hin. Erstaunen erregt die Kühnheit, mit welcher an diese Felsen eine lange Reihe Häuser angelehnt ist, die immer, wenn nicht einzustürzen, doch von großen Felsmassen verschüttet zu werden drohen. Die Aengstlichkeit, womit man diese Felsenwände anblickt, verwandelt sich in Schauer des Entsetzens, wenn man hört, daß im J. 1669 den 16. Juli in der Mitternachtsstunde ein Theil des Berges wirklich niedergestürzt sey, und ein Kloster, eine Kirche und dreizehn Häuser verschüttet habe.

Mitten in der Stadt erhebe sich der Berg, auf dessen Gipfel die Citadelle thront. — Einer der interessantesten Gegenstände in Salzburg ist das Neue

Thor, in dem Felsen des Mönchsberges, welchen der Erzbischof Sigismund von Schartenbach durchbrechen ließ. Diese Arbeit kann mit den kühnsten Werken der alten Römer verglichen werden. Im J. 1765 wurde der Anfang damit gemacht, und 1767 wandelten die Einwohner von Salzburg unter der gewölbten Grotte; aber ganz vollendet wurde dies merkwürdige Thor erst unter der Regierung des letzten Erzbischofs von Salzburg. Diese in den Felsen durchgehauene Wölbung ist 420 Fuß lang, 22 Fuß breit, und 36 hoch. Das kühne Unternehmen kostete dem Lande nichts: denn die ausgebrochenen Steine wurden verkauft, und die Einnahme dafür reichte hin die Kosten zu bestreiten. Die Masse des Berges besteht aus Nagelfluhe *). Dies läßt in der Folge den Einsturz des Gewölbes um so mehr fürchten, da sich bereits große Stücke abgelöst haben.

Die sogenannte Sommer-Reitschule ist eine glücklich ausgeführte Idee. Ein großer Theil des Berges wurde gesprengt und geebnet. Auf diesem Raume ward, neben dem Amphitheater, die Reitschule und der Marstall erbaut. Drei Gallerielogen, in der Felsenwand eingehauen, erheben sich über einander: und so erhält dieser Platz seine Bestimmung, nicht allein als Reitschule, sondern auch zu Schauspielen andrer Art.

*) Nagelfluhe ist ein gelblicher Sandstein voll kleiner harter Steine, die über und unter der Größe eines Taubeneies sind.

Prachtvolle Gebäude besitzt die Stadt nur wenig; doch sind einige ansehnliche Klöster und Kirchen der Aufmerksamkeit nicht unwerth. Selbst das ehemalige bischöfliche, jetzt kurfürstliche, Schloß scheint nur die Wohnung eines begüterten Privatmannes zu seyn. Freunde der Kunst werden hier einige sehenswerthe Gemälde finden. In der Stadt durchwandert man oft enge winklige Straßen; diese machen den Anblick der schönen Plätze, unter denen der Schloßplatz der vorzüglichste ist, noch erfreulicher und überraschender. Letzteren ziert ein, freilich nur mit sehr mittelmäßigem architektonischen Schmucke versehener, Springbrunnen. Das fürstliche Schloß, nebst den Gebäuden, in welchen sich die Dikasterien versammeln, und die Domkirche mit ihren marmornen Façaden, sind die schmückenden Umgebungen dieses schönen Platzes.

Das Haus des bekannten Alchimisten **Theophrastus Paracelsus von Hohenheim** wird den Fremden auch als bemerkenswerth gezeigt. Sein Grab ist in der Kapelle der St. Sebastianskirche. Es stellt eine kleine abgestumpfte Pyramide vor, woran sich das Bild des Wundermannes befindet. Das Denkmal ist aus weißem Marmor, und mit einer charakteristischen Inschrift versehen *).

Die Bibliothek legte der Erzbischof, Max

*) Uebersetzung der Inschrift: „Hier ruhen die Gebeine Philippus Theophrastus, der mit seinem „Rufe der Goldmacherei die Welt erfüllte.“ Die Inschrift ist vom Jahre 1752.

Gandolph von Künenburg, ein Freund der Literatur, im J. 1672 an, und der Erzbischof Franz Harrach setzte rühmlich fort, was sein Vorgänger angefangen hatte. Er vermehrte die Büchersammlung, und nahm Männer, die sich um die Wissenschaften verdient gemacht hatten, in Schutz. Einer der folgenden Fürsten aber, Jakob Ernst, war dem Lichte der Vernunft nicht hold; er verschloß die Bibliothek dem Forscher der Wahrheit, und hemmte auf alle Weise die Kultur des Geistes. Zwar dauerte seine Regierung nur zwei Jahre; allein seine besser gesinnten Nachfolger vermochten nicht den Schleier wegzunehmen und das Gewebe der Vorurtheile zu zerreißen, womit die Wahrheit verdeckt war. Der Aberglaube drängte sich vor, und waltete gesetzgebend in der Medizin, wie in der Theologie. Verachtend alle vernünftigere Grundsätze, maßten sich Priester eine Heilkunde an, die von exorzistischen Beschwörungen und Segenssprechungen abhängig war. Denn, da man alle physische und moralische Uebel vom Teufel abstammen ließ, so war es natürlich, daß die Menschen ihre Zuflucht zu Priestern nehmen mußten, welche besoldete Widersacher des bösen Geistes sind. Dies führte auf die Träumereien von gewissen höhern Kräften und Wirkungen, die man sich durch alberne Gebräuche und Ceremonien erwerben könne. Man kann leicht denken, daß unter solchen Umständen die Kunst Gold zu machen eine Menge Liebhaber finden mußte *), und so ward

*) Friedrich Wilhelm Bierthaler in seinen

der Kopf immer finsterer, das Herz immer kälter. Man erwartete Alles von höhern Einflüssen, und forderte nichts von sich selbst. Sehr lange irrten die Einwohner Salzburgs in dieser Nacht des Wahnes umher; denn wo der Geist der Täuschung die Dinge verwirrt, und die Aufmerksamkeit betäubt, da werden die von den Eingebungen der Vernunft geleiteten Stimmen der Bessern schwerlich Gehör finden, und das Loos der Weisern, wenn sie zu kühn sind, ist gewöhnlich Verfolgung.

Im Jahre 1731 traf Salzburg ein hartes Schicksal, dem die Stadt Magdeburg und andre protestantische Staaten, einen großen Theil ihres Flors verdankten. Dahin flüchteten nehmlich, durch religiöse Verfolgung vertrieben, 30000 nützliche Bürger; die ihren Fleiß, ihren friedlichen Sinn, ihren religiösen Glauben dorthin brachten, wo Toleranz und weise Regierung den Staat beglücken. Nur das, bei aller Verblendung des Geistes, noch sanfte Gemüth des Erzbischofs Leopold hinderte, daß Priesterhaß diese 30000 Mitbrüder nicht in die Flamme des Scheiterhaufens werfen durfte. Noch jetzt fühlt Salzburg die traurigen Folgen dieser Auswanderung. Dem Lande fehlen Menschenhände, wie dies sich in der Folge meiner Bemerkungen zeigen wird. Die Stadt Salzburg hat jetzt nur 10000 Einwohner.

Der letzte Erzbischof war ein Fürst von hel-

„Reisen durch Salzburg" (1799, bei Mayr) sagt über diesen Gegenstand viel Interessantes.

lem Geiste und edlem Willen. Seinen weisen Einsichten verdankten die Unterthanen einen besseren Zustand. Er suchte das Volk über seine Pflichten zu erleuchten, den geistlichen Stand zu veredeln, und durch besonnene Aufklärung und Schulverbesserung den Wahn zu vertilgen: daß das Volk, um gezügelt zu werden, zum stumpfen Aberglauben herabgewürdigt werden müsse.

Er zeichnete Männer von Verdiensten aus, und vermehrte die Hofbibliothek. Diese ist reich an schätzbaren Manuskripten, und besitzt einige interessante Prachtwerke. Nach dem Beispiel des Erzbischofs, machten auch einige angesehene Privatpersonen sich um die Wissenschaften verdient. Mehrere legten Bibliotheken und Naturalienkabinette an. Die Sammlung des Freiherrn von Moll gehört zu den vorzüglichsten. In der Vorstadt Nonnenthal ist zu diesem Museum ein schönes Gebäude bestimmt.

Salzburg hat schöne öffentliche Anstalten zur Milderung des menschlichen Elendes. Das Hospital zu St. Johann liegt in der Vorstadt, hat eine gesunde Lage, ein zweckmäßiges Gebäude, und die Kranken werden gut verpflegt. Der Erzbischof Johann Ernst stiftete es. Strenge der Regierung und Wohlthätigkeit zeichneten diesen Fürsten aus. Vom Johannis-Hospitale getrennt, ist das Haus der unheilbaren und bösartigen Krankheiten. Ersteres besitzt einen Fonds von ungefähr 95000, und letzteres von 21000 Gulden. Seit dem J. 1792 ist eine vortreffliche Hebammenschule eingerichtet worden.

Die Spaziergänge um die Stadt sind reizend. Wir besuchten diesen Morgen den Mönchsberg. Eine Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser versorgt, schließt sich diesem Berge an; die Natur hatte ihn schon zum englischen Garten gebildet, wobei die Kunst nur wenig nachzuhelfen brauchte. Man wandelt durch liebliche Schattengänge und Wiesenplätze, von einer schönen Aussicht zur andern. Die erste eröffnete sich uns gegen Norden. In einer reichen Ebene, von Bergen begränzt, liegt die Stadt Laufen, fern im Hintergrunde streifen Gebirgsmassen hin. Wir wandelten einige hundert Schritte weiter, und die Landschaft ward romantischer. Der hohe Geisberg trat hervor, er soll die Höhe des Vesuvs haben *). In der Ferne liegt, am Fuße eines mit Laubholz bewachsenen Berges, Maria-Plan, ein Wallfahrtsort; und näher erhebt sich der langgestreckte Kapuziner-Berg, auf dessen Rücken ein Kloster dieses Ordens liegt. Eine lange Mauer aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges umschließt diesen, in jenen Zeiten befestigten, Berg. Noch einige hundert Schritt windet sich der Weg durch Schattengänge weiter fort, und man erblickt in Westen buntgemischte Wiesen und Felder, hie und da malerisch gruppirte Bäume, einzelne Häuser und Kirchen. Der Horizont scheint

*) Der Vesuv hat nach Saussure 3900 Par. Fuß, der Geisberg nach v. Buch 4012, nach v. Humboldt 3890 Par. Fuß. B.

von den Salzburger Gebirgen getragen zu seyn; und wie tobende Meereswellen, die im Aufthürmen versteinert wurden, schließen sich Berge und Hügel, in verschiedenen Abstufungen, dem fruchtbaren Thale an. Stolz ragt unter diesen Vorbergen der hohe kahle Untersberg hervor; düster hüllt er sein Haupt, den größten Theil des Jahres, in finstere Nebel. Sein Inneres verbirgt Marmor, indem seine äußre Fläche Alpenpflanzen trägt. Gemsen nähren sich auf seinen Höhen, und Adler nisten auf den Gipfeln. Weiter ging unser Weg durch hohe Fichten, Eichen und Buchen; er führte zu einem schönen Wiesenplatz, der von dickbelaubten hochstämmigen Bäumen, gleich einem heiligen Haine, umschlossen war. Aus diesen kühlen Schattengängen wandelten wir zum sogenannten Rittergschlössel. Hier öffnete sich die einzig unbeschränkte Aussicht; die Fläche, die man überschaut, ist die große Ebene zwischen Baiern, Schwaben und Oestreich; sie wird das Norische Meer genannt. Wir sahen einzelne malerische Hügel, um welche die Salza sich in lieblichen Krümmungen, wie um blühende Halbinseln, schlängelt. Maria-Bleun, ein bedeutendes Kloster, liegt auf einem dieser Hügel. Auf unserm Rückwege genossen wir der schönen Ansicht Salzburgs und der übereinander gethürmten Gebirge, welche sich hinter der Stadt erheben.

Den 31. August.

Wir fuhren diesen Vormittag zur Leopoldskrone. Zwischen Alleen von ehrwürdigen Eichen, Buchen,

Buchen, Linden und wilden Kastanien, zieht sich der Weg bis zum Waldemsberge. Hier stiegen wir aus, um ein in der Nähe dieses Berges von der Natur geformtes Felsentheater zu besehen. Die Kunst half nur wenig nach, um aus diesen Felsen die Kulissen und im Amphitheater die Sitze für die Zuschauer zu bilden *). Auf der höchsten Spitze des Waldemsberges hat man eine weite Aussicht auf eine Gegend von der reichsten Mannichfaltigkeit, die wie ein buntgewölbter Teppich ausgebreitet liegt. Der Weg von diesem Berge bis zur Leopoldskrone führt durch schöne Wiesen und hochstämmige Alleen, zwischen verschiedenen artigen Landhäusern. Der majestätische Kranz der Salzburger Gebirge umschließt diese liebliche Landschaft. Das Schloß, welches eine treffliche Lage hat, wurde von dem Erzbischof Leopold von Firmian erbaut, dessen Namen es trägt. Er bestimmte die schöne Fürstenwohnung zu einem Familien-Fideikommiß. Ein Verwandter des Fürsten besitzt daher jetzt diesen herrlichen Lustsitz, welcher eine sehenswerthe Gemäldesammlung in sich faßt. Interessant sind 87 Porträte berühmter Maler, aus verschiedenen Jahrhun-

*) In Sansparell bei Baireuth ist ein ähnliches Felsentheater. — Auch im Parke von Wörlitz findet sich eine Nachahmung; und wo sonst nicht? Aber wo finden sich die Seeprospekte, und der stets unbewölkte Himmel des klassischen Bodens, wo jene in Felsen gehauene Theater einst einheimisch waren, und noch durch ihre Trümmer entzücken?

B.

derten, von den Künstlern selbst gemalt. Unter 20 Künstlerinnen, welche in dieser Gesammtzahl mit enthalten sind, ist der Kopf der Angelika Kaufmann bei weitem der schönste*); auch zog mich das Bildniß von Katharina Litterini an. Raphael, Hannibal Carracci, Guido Reni, Rembrand, Mengs, Battoni, und unser Graff sind die Zierden dieser Sammlung. In einem andern Zimmer sahen wir sechs große historische Zeichnungen in Lebensgröße, reich an Figuren; diese sollen von Poussin seyn, und 40000 Gulden gekostet haben. Als Leopold von Firmian die Leopoldskrone für seine Familie erbaute, bedachte er nur das Eine nicht: daß den Nachkommen seines Bruders fürstliche Einkünfte mangeln würden, um das Prachtgebäude zu unterhalten. — Auf allen Seiten genießt man schöne Aussichten, und der am Schlosse gelegene See giebt der Landschaft Reiz und Leben. Bei unserer Rückfahrt stiegen wir auf der Brücke aus, welche über die Salza führt, und beide Theile der Stadt Salzburg verbindet. Hier scheint das Wasser aus den Bergen hervor zu strömen, die an dem fernen Horizonte hinstreifen. Die schwebenden Kähne auf dem Strome, die arbeitenden Menschen an den Ufern, und das ganze große Am-

*) Hiedurch erhält das Namenverzeichniß sämmtlicher 287 Porträte, wie es der fleißige Hübner in seiner Beschreibung der Residenzstadt Salzburg (Salzburg 1794) S. 159 fg. liefert, eine Berichtigung: denn dort fehlt Angelika Kaufmann.

phitheater von Salzburg, ist ein dankbarer Gegenstand für den Maler eines Panoramas.

Salzburg war in den älteren Zeiten ein Stück der Römischen Provinz Norikum, welches noch jetzt vorhandene Spuren beweisen. Ueberall umher, und auch im Bezirke der Stadt, fand man römische Alterthümer, Münzen, Opferschalen, kleine Statuen von Göttern und Menschen; auch sollen Trümmer eines römischen Triumphbogens auf dem Riethenburg-Berg vorhanden seyn. Von Henneberg bis ins Lungau hinein finden sich dergleichen Ueberbleibsel. Man sieht bei Lungau noch Spuren einer römischen Heerstraße. Schon einer der ersten Cäsaren legte in dieser Gegend römische Wege an, die nach seiner Zeit in Verfall geriethen. Wiederhergestellt wurden sie von Septimius Severus und Caracalla, welche überhaupt sich um diese Gegend sehr verdient gemacht zu haben scheinen; denn die mehresten Säulen, die man hier findet, tragen die Namen dieser beiden Kaiser.

Ein Antinous über Lebensgröße, von Bronze, wird unter den römischen Alterthümern zu Salzburg vorzüglich geschätzt. Im Jahre 1502 wurde diese Bildsäule von einem ackernden Bauer auf dem Helena-Berge bei Maria-Saal in Kärnthen entdeckt *).

*) Sie macht seit acht Jahren die Zierde der Kaiserl. Antikensammlung in der Burg zu Wien, wo sie an dem Prof. Sickler einen begeisterten Ausleger fand, im Journal: Paris, Wien und London, vom

Abends nach 9 Uhr.

Jede Wanderung in dieser Gegend überrascht mit abwechselnden und kontrastirenden Naturscenen; reichen Stoff findet der Landschaftmaler für seine Kunst, der Menschenfreund aber Gegenstände des Mitleids und der Schwermuth: denn niedergedrücktes und verarmtes Landvolk begegnet überall seinem Blicke.

Diesen Nachmittag besuchten wir Aigen: eine wahrlich feenmäßige Gegend, die der Besitzer, Graf von Lodron, noch interessanter dadurch gemacht hat, daß er Kennern der Landschaftgärtnerei hier ihre Ideen nach eigener Fantasie auszuführen Gelegenheit giebt. Der Graf Stahrenberg, Domherr zu Salzburg, hat hier eine der wildesten Felsengegenden in einen zauberischen Garten umgeschaffen.

Jahr 1811, St. 8, S. 325—333. Nach Sickler ist es ein Hermes Logios aus der Schule des Lysippus! Schon Winckelmann spricht mit großer Achtung von ihr (s. Werke Th. V, S. 284), allein nur nach der Tradition. In Vierthaler's Reisen durch Salzburg (Salzburg 1799) findet sich auf dem Titelblatt eine bessere Abbildung davon, als die nach Apiani in Gruter und Lambecius nachgestochene ist. Bei Vierthaler S. 71 erfahren wir auch, daß Nesselthaler sie genau maß, und sie nur 6 Fuß, nicht, wie auch Sickler angiebt, 9 Fuß hoch fand. Sie hat einige Aehnlichkeit mit einer im Mengsischen Museum in Dresden Nr. XIV. befindlichen Statue. Aber man wird billig Bedenken tragen, diese, so wie jene, bestimmt zu nennen, da es an allen Kennzeichen fehlt, und das Merkuriusideal hier noch sehr problematisch ist. D.

Mit leichter Mühe steigt man auf bequemen Fußpfaden, von einer malerischen Aussicht, von einer hinreißenden Stelle zur andern, hinauf. Oft sahen wir zwar bekannte Berge, aber von andern Seiten und Formen. Der Untersberg, der bei heiterem Wetter in der Ferne so schwarz erscheint, hatte heute ganz das grausende Ansehn eines dunklen Sitzes finsterer Geister, wie in den alten Sagen der Vorzeit.

Wir ruhten auf diesem Spaziergange in der Einsiedelei aus, und ergötzten uns hier durch den Anblick von wunderbar übereinander gethürmten, und ineinander geschobenen Bergformen. Den höchsten dieser Berge nennen die Einwohner Vater Watzmann: er hat 9058 Fuß. Hoch ragt dieser Koloß über alle seine Nachbaren hervor. Mir erschienen diese Berge mit ihren scharfen Spitzen sämmtlich wie ein gewaltiges Lager von Zelten, für ungeheure Riesen aufgeschlagen, in welchem Vater Watzmanns Zelt sich vor allen andern auszeichnete. In malerischen Abstufungen schlossen sich mehrere Bergreihen hinter einander an, bis sie zu Hügeln hinabsanken, und sich im Thale verloren. Von den Berghöhen rieseln überall Quellen herab, die nicht selten prächtige Wasserfälle bilden. Schon in der Einsiedelei hörten wir das ferne Rauschen eines solchen Sturzes. Unser Weg führte einige hundert Schritte unter schattigen Gebüschen, und oft unerwartet zu einem Felsenbecken, in welches ein klares Wasser von einer beträchtlichen Höhe herunter fiel, und in diesem Raume so hell spiegelte, daß jedes

vorüberfliegende Wölkchen am Himmel sich deutlich darin abbildete. Je weiter wir neben dieser Kaskade fortwandelten, desto schauerlicher ward die Gegend. Wir kamen in eine Felsengrotte, deren Decke weit über die Kluft hinausragte, und frei zu schweben schien, gleich einem weit ausgebreiteten Schirme, den man, nach der Weise des Volkes, welches solche Erscheinungen gewöhnlich dem bösen Geiste zueignet, Teufelsparasol nennen könnte.

Aus dieser Grotte führt der Weg wieder neben dem rauschenden Wasserfalle, zwischen schattigen Bäumen, zu einer geräumigen Felsenhöhle. Die Natur hat hier große Massen von sogenannter Nagelfluhe mit einem gewaltigen Wurfe übereinander gethürmt, und so zufällig ein hohes Gewölbe gebildet. Durch die Zwischenräume der über der Grotte wild durcheinandergeworfenen Felsenblöcke fällt das Licht hinein: Blauer noch glänzt der Himmel durch diese kleinen Oeffnungen, und das Dämmerlicht der weiten Höhle hat etwas Geheimnißvolles. Durch eine der größern Oeffnungen stürzt die Kaskade in ein von der Natur geformtes Steinbecken, welches in dieser versteckten Grotte zum Bade einladet.

Nach einem mühsamen Spaziergange gelangten wir zu einer von mehreren Bäumen beschatteten Wiese. Ein stiller lustiger Hain war diese liebliche Baumpartie, in deren Mitte eine, aus sieben gewaltigen Wurzeln hoch aufstrebende, Buche mit weit ausgestreckten Zweigen stand, gleich einer schirmenden Freistätte, unter deren Schutz Fr[illegible]de und Stille ein-

trächtig wohnen. Hier ruhten wir behaglich aus; die schattenreichen Aeste des größten Baumes, welchen ich jemals gesehn, gaben diesem Raume eine Tempel-Heiligkeit. Süße Andachtsgefühle ergriffen mich auf diesem einsamen Ruheplatz. Als wir die feierliche Stelle verließen, enthüllte sich uns das von der grünfarbigen Salza durchschlängelte Thal.

Nach Verfolgung verschiedener lieblicher, um die Berghöhen sich windender, Spaziergänge, und nach einem Hinabsteigen von mehr als 60 Stufen, befanden wir uns auf einem großen Platze voll geschorner und auf mannichfaltige Art beschnittener Bäume. Diese Spielerei kontrastirte freilich sehr mit den hohen Gestaltungen der Natur *).

Den 1. September.

Berggegenden bereichern nicht nur die Fantasie mit schönen anziehenden Bildern; sie geben dem Geiste auch eine anschauliche Idee von den großen Umwälzungen der Natur. Der Untersberg ist dem Physiker, dem Maler und dem Freunde schöner Natur gleich merkwürdig. Wir sahen heute nur einige hervortretende Stellen dieses reichhaltigen Berges, und fühlten uns so angezogen, daß wir den Arzt Hoppens aus Regensburg beneideten, der drei Sommer hinter einander die kleine Hütte eines Steinbrechers zu seinem Aufenthalte wählte, um auf

*) Man vergl. über diese ganze Lustpartie Reisen durch Oberdeutschland in Briefen an einen vertrauten Freund (Passau, Ambrosi, 1805) Th. II, S. 36—48. B.

dem Untersberge eine Alpenflora der Salzburgschen Gebirge zu sammlen. Seine Gattin theilte dies Geschäft mit ihm; sie trocknete die Kräuter, die er auffand. Selbst eine bis dahin unbekannte Pflanze ward von ihm auf dem Rücken des Untersberges entdeckt. — Kühn hebt dieser hohe langgestreckte Kalkberg sich aus Moor und Torfgründen empor. Nach unbezweifelten Spuren war einst Meeresgrund, was jetzt um den Untersberg Sumpffläche und fruchtbarer Boden ist. Durch irgend eine Naturrevolution verschwand das Meer, die Vegetation übergrünte den Boden, und goß Anmuth über manche dieser Gegenden aus, in welchen schon zu den Zeiten der Römer Villen und Bäder standen *). Die Form und Farbe des Untersberges unterscheiden ihn sehr von den ihm naheliegenden Bergen. Dunkelroth sind über der Waldregion seine Felsenwände; sie kontrastiren, für das Auge auf eine angenehme Art, mit der grauen, ins Blaßrothe hinüber spielenden Farbe der Felsen des Geisberges und der

*) Alle Chronikschreiber behaupten, nahe am Untersberge sey in der Vorzeit die ansehnliche Stadt Juvavia versunken. Vom Mönchsberge herab, der Leopoldskrone zu, läuft eine Mauer, die man für Reste des alten Juvaviens hält; und eine marmorne Inschrift in der Gegend scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Hr. Vierthaler erklärt aber die Inschrift für zu neu, um etwas zu beweisen. Die Ruinen von versunkenen Gebäuden, welche man im Lazarethwäldchen und dessen Nähe findet, hält er für Reste, die höchstens bezeugen, daß einst römische Villen auf diesem Raume standen.

Staufen. Der Untersberg ist, von seiner Basis bis zu einer Höhe von zwei bis dreitausend Fuß, mit schönen Waldungen bewachsen. Er erhebt sich auf Salzburgischer Seite über die Meeresfläche 5576 Fuß; auf der Seite von Berchtesgaden hin, beträgt seine Höhe 6000 Fuß.

Im sechzehnten Jahrhundert fabelte man Wunderdinge von innern Bewohnern des Untersberges, die in der Mitternacht ihre unterirdischen Städte und Paläste verließen, in feierlichen Prozessionen nach Salzburg durch die Stadt zur Domkirche wandelten, und dort bei prachtvollem Lampenschimmer, unter sanfter Musik, mit abwechselndem Pauken- und Trompetenschall, Gottesdienst hielten. Den Geist Karls des Großen machte der Wahn zum Beherrscher der Zwerge und Riesen. Selbst jetzt noch glaubt ein Theil des Volks an dies platte Mährchen. Viele alte Leute behaupten, das Wundervolk in ihrer Jugend selbst gesehn zu haben *). Sie sprechen von Riesen, die einst furchtbar in düstern Abendstunden aus dem Untersberge hervorschritten, und sich der Länge nach über die Häuser

*) Hr. Vierthaler führt in seinen „Reisen durch Salzburg" an, daß eine alte Frau, die am Untersberge wohnte, zu ihm gesagt habe: sie noch hätte, als kleines Mädchen, das Glück genossen, die Wildfrauen des Untersberges zu sehn, aber in diesen sündigen Zeiten erblicke man so etwas nicht mehr! — In einer Urkunde vom J. 1522 erzählt ein gewisser Lazarus Geuer, mit ernstem Tone der Zuversicht, die Mährchen des Untersberges. Er behauptet, daß

lehnten, so daß ein kalter Schauder die Bewohner der Gebäude ergriff, welche mit diesem furchtbaren Besuche beehrt wurden. Die vielen Nebelwolken, welche sich in kühlen Herbstabenden über den Berg sammeln, dann sich lösen, und als gigantische Luftgebilde umherschweben, sich auch bisweilen auf Gebäude niederlassen, gaben in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zu diesen schauerlichen Wundermährchen Anlaß. So viel, und vielleicht schon zu viel, von der Natur und den Spukgeschichten des Untersberges; auf dem übrigens viele Alpenweiden sind, wo sehr unpoetische Alpenmädchen den Sommer hindurch ihre Herden führen.

Wir nahten uns jetzt dem Marmorbruche. Auf dem Wege dahin gelangten wir zu der Anlage einer Marmorsäge und einer Kugelmühle, in einer sehr romantischen wilden Gegend. Das Getriebe dieser Anlage wird von dem Wasser einer Kaskade in Bewegung gesetzt, zu der wir von der Mühle aus hinauf stiegen. Diese Kaskade brauset unter einem Felsenblocke, von wenigstens 30 Fuß Höhe und 40 Fuß Breite, hervor. Der Fels erscheint so furcht-

er mit eignen Augen, nebst noch vier andern Zeugen, das unterirdische Reich dieses Berges gesehen habe; ja daß selbst die Heil. Schrift darüber Nachrichten enthalte, und den Berg nie anders als den Wundersberg nenne. Diese Urkunde führt den Titel: „Ausführliche Beschreibung von dem welt„berühmten Wundersberg, und wahrhafte Geschich„ten, so sich begeben und zugetragen haben im Jahre „1522.“

bar schwebend, daß man jeden Augenblick seinen Niedersturz fürchten möchte. Durch mühsame und schauerliche Wege klimmt man immer höher und höher, und wird durch den herrlichen Anblick des Marmorbruches überrascht, der schon seit Jahrhunderten Blöcke zu Säulen, und zu Zierathen für Kirchen und Palläste liefert. Etwas überraschenderes als diesen Anblick sah ich nie. Wir traten in das Heiligthum einer großen weiten Tempelrunde von hohen prächtigen Marmorwänden, an denen alle Regenbogenfarben durcheinander spielten. Oben säuselten Bäume herab, deren üppiges Laub Herbstwinde schon buntgefärbt hatten. Eilf Marmorschichten hat die Natur hier aufeinander gelegt. Ungern rissen wir uns von dieser Stelle los, und vermutheten nicht, daß noch erhabenere Scenen sich uns darstellen würden. Durch wild verwachsene Gänge kamen wir an eine Höhe, die aus lauter aufgebirgten Steinblöcken besteht. Wir warfen an verschiedenen Stellen Steine durch die Zwischenräume hinunter; nach einer kleinen Weile ertönte es, dem Donner gleich, in der Tiefe.

Nun stiegen wir auf einem, durch Marmorfelsen gehauenen, Wege zum Ursprunge der Klan hinauf. Vermittelst hölzerner Treppen und Brücken kamen wir durch waldige Felsengegenden, über tiefe Abgründe, zu dem Wasserfalle, welchen die Klan bildet. In zwei Arme getheilt, strömt sie, zwischen üppiger Vegetation, über rauhe Felsenstücke hinweg. Selbst ein Salvator Rosa würde diesen Anblick

auf Leinewand nicht nachzaubern können. Wir stiegen noch 8 Stufen auf einer, in den Felsen gehauenen, Treppe hinan, gingen durch eine kleine Krümmung, hörten immer das Toben des Wasserſturzes, und hatten schon von ferne den Anblick dieſer wildschäumenden Kaskade: dann stiegen wir noch etwa zwanzig Stufen durch eine Schluft empor, und sahen nichts als graue Felsen; oben blinkte der blaue Himmel herein, und um uns her hörten wir das Getöſe des herabſtürzenden Waſſers. So gelangten wir, zum Urſprunge der Klan, in eine schmale Felsenſpalte; nur zwei Personen konnten neben einander stehn. Ueber uns wölbte sich ein Marmorblock, der faſt mein Haupt berührte; durch die schmale Spalte der hohen Felsenwand sahen wir den blauen Himmel mit seinen fliegenden Wolken. Die eilende Fluth rauschte in dieſer engen Schluft an unſern Füßen hin, und brausend ſtürzte ſich die Klan ins Freie hinaus. Das Rauſchen des Falles, das Getön, welches von innen erſchallt, und den ganzen Berg zu erſchüttern scheint, ergreift die Fantaſie auf eine wunderbare Weiſe. Gott, Unendlichkeit, ewiges Seyn, ſchienen dieſe tobenden Kräfte der Natur mir feierlich zuzurufen. Gerührt verlieſſen wir dieſe zauberiſche Stelle. Lange noch hörten wir das Toſen und Toben der Waſſerfälle. Wir ſahen den Waſſerſturz nicht mehr; aber ein ſchauerliches Flüſtern umtönte uns immer fort.

Die Klan iſt kein bedeutender Fluß, ſchwillt aber zu gewiſſen Zeiten furchtbar an, und wird ver-

heerend. Naturforscher schließen aus dem tobenden Geräusche der Klan, welches mit der Größe des Flusses in keinem Verhältnisse steht, daß im Innern des Untersbergs große Wasserbecken und Seen seyn müssen, die eine Verbindung mit den Landseen haben, und einst den Niedersturz des Berges veranlassen können. — Das Wasser dieses Bergstromes hat einen außerordentlichen Grad von Kälte, und wird für sehr gesund gehalten. Der Erzbischof Leopold und sein Nachfolger ließen hier das Trinkwasser schöpfen; daher man die Quelle jetzt noch den Fürstenbrunnen nennt.

Den 2. September.

Wir fuhren in der siebenten Morgenstunde aus Salzburg. Weiße Nebel zogen an den Felsen umher und bildeten fantastische Erscheinungen. Indeß rollte unser Wagen durch herrliche Wiesenthäler, die sich bald verengten, bald erweiterten. Vor dem Flecken Schellenberg fühlte ich eine drückende Luft, welche die Thäler nie verlassen soll, und die wahrscheinlich eine Hauptursache des Cretinismus in hiesigen Gegenden ist. Die Regierung sollte in diesen feuchten Thälern keine Niederlassung dulden, wie reizend auch die Gegend dazu einladen möchte.

Bald fuhren wir durch köstliche Wiesen, dann durch hochstämmige Wälder, und oft engten schroffe Felsen die Thäler so zusammen, daß der Ausgang wie versperrt schien; doch bald öffnete das Thal sich wieder, und Wiese, Wald und Feld waren von

fantaſtiſchen Felſengeſtalten umgeben. Bald durchſchlängelte die ſchäumende Salza, bald der ruhigere Alm ein ſchönes Wieſenthal. Der hohe Watzmann, mit ſeinem Nachbar dem kleinen Watzmann, ragte in ſchimmerndem Schneeglanze hervor. Um dieſe Höhe ſchwebte ein fortwährender Wechſel von leichtem Gewölk, welches einen durchſichtigen Schleier über das Gebirge verbreitete, und den ſchnellen Wechſel der hieſigen Witterung begreiflich macht. Dem Watzmann gegen über, umzog den Untersberg ein ſchweres finſteres Dufftgewölk, wie eine dunkle Zukunft. Die Waſſerleitung, welche Salzburg mit dem Waſſer der Alm verſorgt, verſchönert im Thale die Landſchaft; aber die Spuren einer Staatsverwaltung, die den Ackerbau befördert, und auf das Glück des Landvolkes Rückſicht nimmt, vermiſſe ich durchgehends. Trotz den entgegentretenden Schwierigkeiten, und trotz der Wildheit der Gegend, ließe ſich hier wohl noch mancher Vortheil für den Ackerbau gewinnen.

Große Umwälzungen der Natur haben hier Statt gehabt. In einem Thale vor Berchtesgaden trafen wir weit umhergeſchleuderte Felſenblöcke von außerordentlicher Größe an. Auch dieſe kahlen grauen Felſenſtücke waren übergrünt; und hohe Bäume hatten auf der Fläche jedes einzelnen Blokkes Wurzel gefaßt.

Nah am See von Berchtesgaden liegt ein reinliches Fiſcherhäuschen, wo wir uns an wohlſchmeckender Milch labten, und den Vorgenuß eines

uns neuen Schauspiels hatten. Ein von hohen Felsenbergen eingeschlossener Landsee, dessen Wasserfläche das schöne Hellgrün eines Chrysopras hatte, kontrastirte mit dem tiefern Grün der umgebenden Wiesen, und regte die Einbildungskraft auf, aus dem was vor uns lag, auf das zu schließen, was eine kleine Wasserfahrt uns Schönes gewähren würde. Diesmal aber übertraf die Wirklichkeit die Schöpfung der Fantasie. Wir segelten über zwei Stunden auf der hellgrünen Wasserfläche, die nur sanfte Wellen schlug. Rund umher ist dieser sich krümmende See mit hohen Felsenwänden eingefaßt, die mit schönen Lerchenbäumen, mit Laub- und Nadelholz bis zu einer Region bewachsen sind, welche zu rauh ist, um Bäumen und Kräutern Nahrung zu gewähren. Steil und melancholisch erheben sich da, über die Waldregion, die röthlich grauen Felsenwände. Sie umschließen den See, der bei einer beträchtlichen Tiefe nur sehr schmal ist: um so feierlicher erscheinen daher diese schroffen Granitmauern, die mehr als 4000 Fuß über die grünliche Wasserfläche emporsteigen, und mit ihren dunkeln Häuptern die Wolken zu berühren scheinen. Manche dieser Felsenberge sind in ihren Schlüften mit Schnee angefüllt. Der Lichtglanz stach schön ab gegen die dunkle Farbe der kahlen Felsen. In diesen Schluchten soll eine durch die Natur sonderbar geformte Eiskapelle seyn; doch mußte ich mir, auf Anrathen unsers gefälligen Führers, des Professors und Arztes D'Outrepont, meiner Kränklichkeit wegen,

den Genuß versagen, das merkwürdige Eisgebirge selbst zu sehn. Wir erblickten den Schneeglanz nur aus der Ferne zwischen den hohen Felsenschlüften, über welche der Watzmänn sein Haupt stolz erhob. Heute hatte er sich zum Theil in seine graue Nebelkappe verborgen; doch warfen die Strahlen der Sonne ein schimmerndes Licht auf die Wolken seiner düstern Umhüllung.

In der Hälfte unsrer Wasserfahrt landeten wir an einen kleinen englischen Garten, den der Kaufmann Wallners in dieser unwirthbaren Gegend angelegt hat. Freunde der Natur verdanken diesem gastfreundlichen Manne hier einen sehr bequemen, in Felsen gehauenen Weg, durch den man mit leichter Mühe zu einer recht schönen Kaskade gelangt. Aus einem wilden rauhen Steingeklüfte stürzt ein silberheller Wasserfall sich in die heligrüne See. Schon in einer ansehnlichen Höhe theilt der Wasserfall sich in zwei Arme; rauschend fällt er dann in verschiedenen Absätzen und mehreren Strahlen nieder. Wunderbar fühlt man sich ergriffen, wenn man auf dieser einsamen, von allem Menschenleben getrennten, schauerlichen Stelle sieht, und nichts als die schroffen grauen Felsenwände sieht, an welchen der Wasserstürz niederrauscht. Die einsame Natur umher, nur belebt durch die grün bewegliche Fläche des Sees, giebt dem düstern Orte etwas so geheimnißvoll Grausendes, daß das Volk diese Gegend das Land der Geister nennt.

Mit Ueberwindung verließen wir diese zauberische

sche Stelle, und segelten zum Fischerhause bei St. Bartholomäi hin. Es liegt am See auf einer lieblichen Wiese, welche mit dem Farbenspiel des Sees um den Preis der Schönheit zu wetteifern scheint. Ein Kranz von hohen Buchen umfaßt diese Matte, und schließt sich den grauen Felsenwänden an. Noch sah ich keinen Ort, der den Geist, niedergebeugt von den Beschwerden der großen Welt, mehr zum stillen Einsiedlerleben einladen könnte, als St. Bartholomäi. Außer dem Fürstlichen Fischerhause, steht noch eine Kapelle auf der friedlichen Wiese, von wo aus der Weg zu einem stillen Buchenhaine führt.

Den 4. September.

Warum machen diejenigen Gegenden auf unser Gemüth den tiefsten Eindruck, wo aus den sichtbaren Spuren einer großen Naturumwälzung neues jüngeres Leben voll Anmuth und reizender Schönheit auferstand? Ist es nicht der Geist der ewig schaffenden und leitenden Huld, der dem Gemüthe begegnet, der ihm selige Ahnungen von der Dauer alles geistigen Lebens zuweht? Dieser Gedanke begleitete mich ununterbrochen bei unserer heutigen Wallfahrt.

Durch malerische Landschaften, die uns schon bekannt waren, gelangten wir nach Göbling, und wurden durch den Anblick der Menge von Cretins in diesem Dorfe zu ganz entgegengesetzten Gefühlen gestimmt. Eine Wohlgestalt zog unter dieser, von der Natur so verabsäumten, Menschenklasse unsere Blicke auf sich: die Wirthin der Dorfschenke wan-

delte unter den entstellten Menschenfiguren, wie eine wohlthätige schöne Fee, welche noch die gräßliche Verzauberung der mit Fluch belegten Gestalten ihrer Umgebung nicht lösen darf, aber schon mit Wohlwollen ihren traurigen Zustand versüßt. Der freundliche Gastwirth hatte sich aus einer benachbarten Berggegend sein hübsches Weibchen geholt: auch zeigte sich an ihm keine Spur des Cretinismus. Reinlichkeit und freundliche Dienstleistung bereiteten unser Frühstück.

Der Anfang unserer Wallfahrt prüfte unsern Muth. Wir mußten auf einem, mehrere hundert Schritte langen, hohen und schwankenden Steg über die Salza gehen; er hatte zu beiden Seiten zwar eine Lehne: aber einige der Balken, worauf wir gingen, waren halb versault. Wir erblickten nicht nur von dieser unsichern Höhe hinab den wilden Strom, der zwischen den Bezeichnungen ehemaliger Ueberschwemmung hinrauschte; sondern sahen auch durch die Zwischenräume der Balken des schwankenden Steges, die reißenden tobenden Wellen der Fluth unter unsern Füßen fortrollen. Nach diesem furchteinflößenden Gange erwarteten uns einige Korbwagen, jeder mit einem Pferde bespannt, ganz denen ähnlich, deren man sich in Curland bedient. Schöne Jugendbilder aus dem geliebten Vaterlande traten vor meine Seele, und stimmten noch inniger das Gemüth für den Genuß der reizerfüllten Gegenwart. Bei einer Wassermühle stieg Jeder aus seinem Korbwagen; die Bauern, welche uns gefahren

hatten, wurden unsre Führer in der Wildniß, die uns nun aufnahm. Mein Führer zeigte, trotz seiner rohen Sprache, viel Gefühl für Naturschönheit. Wir wandelten auf einem bequemen Fußpfade zu den erhabensten Landschaftsscenen hinauf. Graf Stahrenberg hat hier, so wie zu Aigen, den Freunden großer Naturgemälde gangbare Wege eröffnen lassen. Auf unserm Wege zur Wassermühle sahen wir Gegenden, die in vergrößertem Maßstabe an das Harzgebirge erinnern. Wir hörten das Rauschen des Schwarzbaches, ehe wir diesen Bergstrom selbst sahen. Bald erblickten wir ihn, wie er über widerstehende Felstrümmer zürnend hinbraus't. Die schroffen Abhänge, über welche wir hinauf wanderten, sind mit Lerchenbäumen und dunklen Tannen bewachsen, die mit einer malerischen Schattirung von Grün gewaltige Felsenmassen bekleiden, von welchen hinab man nicht ohne Schauder in die Wildniß der Tiefe blicken kann.

Unerwartet befanden wir uns in einer lichten Dunstwolke, die der stäubende Wasserfall bildet, welcher über ein dunkles Felsengewölbe, im Schatten ehrwürdiger Fichten und Lerchenbäume, schäumend niederrauscht, dann, über eine Anhäufung von Steinen hin strömend, den Schwarzbach bildet. Dieser fällt von einem, mehr als 140 Fuß hohen, sanft gewölbten Felsen hinab, wird immer breiter, und sinkt als Silberstaub nieder. Eine Menge Wasserfälle entstürzen diesem hohen Felsen, an dessen Fuße die ganze Wassermasse wie eine glänzende

Staubwolke sich fortwälzt. Hoch über diesen merkwürdigen Wassersturz sieht man eine graue Felsenhöhle, mit dunkeln Tannen bewachsen; aus dieser Höhle rinnt ein krystallener Quell sanft in die stürmende Kaskade nieder, gleich einer stillen Erscheinung, welche von dem lauten Gewühle mit fortgerissen wird. Die hier überall ausgegossene Ruhe, die Einsamkeit der Waldgegend, im Gegensatz mit dem lebendigen Getöse der Wasserfälle, laden zu stillem Nachdenken ein, und gern vergißt man das sich ewig durchkreuzende Treiben und Wirken der Welt. Mit ernsten Betrachtungen erfüllt, gelangten wir durch mancherlei Windungen zu einer Stelle, die den prächtigen Wasserfall in seiner höchsten Herrlichkeit darstellte. Das Woher? und Wohin? das Beginnen und Fortströmen, war uns verhüllt. Wie durch einen gewaltigen Stoß dahingeschleudert, schien die Kaskade in der Luft zu schweben, prangend in voller Sonnenverklärung. Ein Felsenbecken nimmt hier die glänzende Wassermasse auf. Von dieser Stelle blickt man in eine grausende Wildniß hinab: hinter ihr leuchtete, wie durch einen zurückgeworfenen Vorhang, das besonnte Grün einer fernen Alpe herein. Wir stiegen höher, und bald öffnete sich die Aussicht auf ein weites Amphitheater von Bergen. In lauter Krümmungen, bald neben uns, bald uns entgegen, rollte in tiefen, bewachsenen Felsenufern der tobende Schwarzbach. Auf dem rechten Ufer gelangten wir endlich zu der merkwürdigen Stelle, wo dieser Waldstrom seinen er-

ſten prächtigen Niederſturz feiert. Von einem Ufer des tiefen Felſenbettes zum andern hat ſich ein hoher Bogen; gleich einem Felſenthore, gebildet. Hinter der Oeffnung dieſes gewölbten Bogens fällt die Waſſermaſſe, und ſtürzt glänzend ins Freie hinaus. Der Waſſerfall erſcheint durch den Bogen, wie ein ſilberner Vorhang, der vor einem geheimnißvollen romantiſchen Heiligthume niederfällt. Wir ſtanden auf dem rechten Ufer des Waſſerfalls, und wendeten uns links; ſo erſtiegen wir eine weit herrſchende Anhöhe, und kamen zu einem Punkt, wo wir nicht nur das von der Salza durchſchlängelte Thal, ſondern auch die verſchiedenen Waſſerfälle des Schwarzbachs mit einem Blick überſahn. Welch ein Wechſel der Scenen! Hier eine romantiſche Wildniß, für Salvator Roſa's Pinſel; dort ein freundliches Thal voll Leben und Licht, für den Pinſel eines Claude Lorrain!

Der Anblick des tobenden Schwarzbachs, mit ſeinen wilden Krümmungen und düſtern Umgebungen, veranlaßte unſern Führer von den ſogenannten Oefen zu ſprechen. Dies iſt die ſehr unpaſſende Benennung einer Schlucht *), in welcher ſich die Salza bis zum Paßlueg, zwiſchen hohen düſtern üppig bewachſenen Felſenwänden, fortwälzt. Den

*) Dieſe Bergſchlucht liegt im Tannengebirge, und man gelangt hier durch ſchauerliche Gänge zum Paßlueg. Der Naturforſcher ſieht daſelbſt große Umwälzungen, und fürchtet neue Umgeſtaltungen der Oberfläche.

Gang zu diesen fürchterlichen Tiefen nannte der Führer „eine Höllenfahrt. Es sey da unten Alles so fürchterlich, so wild und tobend, — und dennoch so herrlich, und groß, für den, der ein gutes Gewissen mit sich bringe. Ob er gleich, um Holz zu fällen, diese Höllenfahrt oft machen müsse, so sey ihm der Anblick da unten doch immer wieder neu.“ Uns alle reizte die Beschreibung der Gegend, die einen ganz einfachen Menschen, dessen Empfindung ihm aber das ruhmwürdige Zeugniß einer reinen Seele gab, so begeistern konnte. Wir beschlossen die Wallfahrt dahin zu machen, und traten, durch ein frugales Mahl dazu gestärkt, unsre Wanderung an. Unsre Führer waren starke Männer, welche sich auf ihre Füße, und die mit Nägeln beschlagenen Schuhe verlassen konnten. Eine lange Strecke ging es auf gebahnten Wegen fort, zwischen einem zaubervollen Wechsel hinreißender Naturscenen, welche nicht verfehlen können Dichter und Maler zu begeistern. Der schöne Weg nahm aber bald ein Ende; und wir stiegen nun, auf unsre Führer gestützt, durch einen Wald kraftvoller Bäume und mannichfaltigen Gesträuches, zu der schaudervollen Tiefe der sogenannten Oefen hinab. Welche wundervolle Wildniß umher! welche Lebendigkeit, und welche Ruhe! Tief unten betäubten uns lärmende Gewässer, die wir nicht sahen; hoch oben schattete das ruhige Grün der kräftigen Waldung! Wir schwebten furchtsam an einem schwindlichen Abhange, und konnten nur hier und da, auf einer sichern Stelle, über und un-

ter uns sehen. Endlich erblickten wir die, durch das enge Felsengedränge hintobende, Salza. Mit welcher unberechenbaren Kraft riß sich der wüthende Strom seinen wilden Weg durch das Felsengeklüft! Ein weites Feld des Nachdenkens öffnet sich hier dem gefühlvollen Betrachter, und ein süßes Entsetzen ergreift das Gemüth. Wir wandelten tiefer hinab; und immer enger ward das Felsenbett des Stromes, immer lauter das Getöse der Wellen. Hier und da schimmerte der weiße Schaum durch das dunkle Grün der überhangenden Waldung. Nach einer mühevollen aber belohnten Stunde erreichten wir die engste Tiefe der Schluft. Wir standen am linken Ufer der Salza, am steilen Felsenabhange, und immer noch tief unter unsern Füßen rauschten die Wellen einem von der Natur gebauten Felsenthore zu. Mehr als alles Bishergesehene setzte uns dies riesenhaft zugespitzte Thor in Erstaunen. Zwei ungeheure Felsblöcke, die von den gegenseitigen Uferwänden durch irgend eine gewaltige Erschütterung niederstürzten, im Sturze sich begegneten und wider einander stemmten, und in diesem Gegendrucke hangen blieben, bildeten dies erhabene Felsenthor: welches sich über das, in der untern Tiefe etwa 40 Schuh breite, Flußbett zu einer Höhe von 150 Fuß erhebt. In dieser Tiefe scheint das Reich Neptuns an das Reich des Pluto zu gränzen. Gedrängt braust die Wassermenge durch dies schauerliche Thor. Wir sahen der eilenden Fluth nach, bis sie sich hinter dem mächtigen Bogen in dunkelgraue

Schatten, wie in eine Unendlichkeit, verlor. Welche Arbeit der Natur, welche Jahrtausende, brachten diese Wunder hervor? — Ein mächtiger Reiz für uns war es, noch das Felsenthor, welches wir von unten angestaunt hatten, selbst zu besteigen. Wir wandten uns vom Abhange wieder aufwärts, in der Richtung dem Paßlueg zu, und erreichten, nach einem mühevollen Emporklimmen, die erwünschte Höhe. Da schwebten wir nun über dem reißenden Fluß, und blickten von dieser schwindelnden Höhe hinab in den unversöhnlichen Kampf von Wellengetümmel und Felsengewirre. Wie von einem allgewaltigen Zauber ergriffen, irrte meine Seele zwischen Gestalten und Bildern umher. Jahrtausende voll Leben und Kraft zogen an ihr vorüber, und rissen sie mit sich in die Unermeßlichkeit fort.

Wir kehrten zur Landstraße zurück, die auf einer mittleren Terrasse des linken Salza-Ufers zum Paßlueg führt. Der Zwischenraum, welcher die beiden hohen Felsenwände trennt, beträgt, eine lange Strecke hindurch, kaum 23 Fuß; und in diesen engen Raum theilen sich die Salza und die Straße, an deren schroffem tiefen Abgrunde der Fluß schäumend fortbraust.

Der Landschaftmaler Nesselthaler hat von dieser sonderbaren Gegend zwei herrliche Zeichnungen vollendet; sie stellen den Paßlueg auf der Süd- und Nordseite dar. Graf Fries zu Wien hat diese schönen Zeichnungen an sich gebracht.

Der Erzbischof Johann Jakob Kuen faßte

im J. 1560 den kühnen Entschluß, den Fluß von Werfen bis Gölling schiffbar zu machen; er ließ ungeheure Felsen sprengen, aber fruchtlos wurden große Summen zur Ausführung dieser Idee verwandt. Mit besserm Erfolge ließ er im J. 1578 von Gölling nach Werfen eine Straße durch die Felsen brechen: und schuf so den Paßlueg, der zu den sehenswerthen Gegenden Salzburgs gehört. Im J. 1647 befestigte der Erzbischof Paris diesen berühmten Paß.

Hallein den 5. September.

Wir blieben eine Nacht hier, um mit Muße das Salzbergwerk des Dürrenberges zu befahren. Professor Doutrepont hatte die Gefälligkeit uns zu begleiten; durch ihn machten wir die Bekanntschaft des Direktors der hiesigen Salzwerke Hrn. von Helmreich, eines in seinem Fache sehr unterrichteten Mannes. Er lebt ganz für das Amt welches er verwaltet, und spricht mit Begeisterung von seinem Geschäft. Er versicherte, die Erde gewänne für denjenigen noch höhern Reiz, der auch das Innere ihres dunklen Schooßes erforsche: und so spannte er meine Erwartung für den morgenden Genuß auf eine angenehme Art.

Der Bergbau ist nicht minder, als die Seefahrt, mit Lebensgefahr verbunden; dennoch lieben Matrosen und Bergleute ihr Geschäft leidenschaftlich. Ist vielleicht die Begierde, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, und sie zu überwinden, uns weise von der Vorsehung zur Entwickelung der Seelen-

kräfte eingepflanzt? — Im J. 1573 kam, beim Aufhauen eines zugewachsenen Stollens *), das wohlerhaltene Gerippe eines hier wahrscheinlich verunglückten Mannes zum Vorschein; eben dies ereignete sich an einer andern Stelle im J. 1616. Auch in neuern Zeiten entdeckt man in solchen verengten Schächten Menschenknochen, Zimmerholz, Leder und Bergwerksgeräth.

Die Stadt Hallein liegt am linken Ufer der Salza, am Fuße des Dürrenberges, welcher sich in Südwesten erhebt, und sich höhern Gebirgen anschließt, die mit den Tyroler- und Schweizergebirgen in Verbindung stehn. Die Lage der Stadt ist schön, die Stadt selbst ist es nicht; sie enthält ungefähr 520 Häuser und über 4600 Menschen. Eine Stecknadelfabrik und eine Baumwollenmanufaktur sind die Hauptnahrungszweige des größten Theils der Einwohner. Im Ganzen scheint das Volk zu Hallein, wie durchgehnds im Salzburgschen, arm zu seyn.

Auch hier hatten wir fast in allen Straßen den schmerzlichen Anblick der Cretins, die uns angrinzten. Es ist ein demüthigendes Gefühl, Menschen auf einer Stufe der Thierheit zu erblicken.

*) Im Dürrenberge sind mehrere Stollen, deren Wände mit der Zeit zusammen wachsen. Hr. von Helmreich sagte mir, dies geschähe nur in Salzgebirgen, an Stellen wo die Thonerde sich mit den Salzadern vermische.

Den 6. September.

Diesen Morgen fuhren wir zum Dürrenberge. Ich erstaunte nicht wenig, als ich am Fuß des Berges einige Schlitten fand, die zu unserer Hinauffahrt bestimmt waren. Schlitten, und kein Schnee, war mir etwas Ueberraschendes. Wir fuhren über eine Stunde in vielen Krümmungen bergauf, und hatten die herrlichsten Aussichten. Gegen Norden erblickten wir in der Ferne das Salzburgsche Thal; der Süden war mit hohen rauhen Tannengebirgen bekränzt *); gegen Westen erhob sich der finstere Untersberg; und in Osten sah man fruchtbare Berge, Dörfer, Wiesen, Felder, Viehweiden und Waldungen. Die Landschaft war mannichfaltig und reich, anmuthsvoll und erhaben. Ungefähr auf der Mitte des Berges stiegen wir aus, bei einem Dörfchen, welches größtentheils aus den Wohnungen der Bergknappen besteht. Am Abhange des Berges liegt eine Kirche, ganz von Marmor erbaut. Im Wirthshause des Dörfchens bekam jeder von uns ein reinliches Bergmannskleid, um einen Theil des inneren Berges zu befahren. Zuvor besahen wir noch das Modell des äußern und innern Dürrenberges, welches die Knappen in verjüngtem Maßstabe in Holz geschnitten hatten.

Dann fuhren wir, sieben Personen an der Zahl, auf einem leichten, von zwei Bergleuten ge-

*) Gestern hatten wir in dem Thale dieses Gebirges die sogenannten Oefen und den Paßlueg besucht.

zogenen, Wagen *) in einen hellerleuchteten Stollen hinein. Es war eine unterirdische Zauberwelt für mich, eine Schattenwelt von zerstreuten Lichtpunkten durchschimmert. Bei der Freudenberg-Rolle stiegen wir zum erstenmale ab, und fuhren auf der Rolle **), jeder von einem Bergmann begleitet, über 42 Klafter hinunter. Da jeder Einzelne des ganzen Zuges seine brennende Fackel in der Hand hatte, so war es für den Letzten der die Rolle bestieg, ein reizender Anblick, so viele flammende Lichter in

*) Dieser Wagen ist ein langes schmales Gestell auf vier Rädern; man sitzt darauf wie zu Pferde, einer hinter dem andern.

**) Diese in der Bergmannssprache sogenannten Rollen verbinden die Schächte mit einander. Der Dürrenberg hat vier solcher Rollen; die längste beträgt 90 Bergklafter. Eine Rolle besteht aus zwei dicken, runden, sehr glatten Holzstämmen, die nur einen Fuß breit Raum zwischen sich haben, und einer Leiter ohne Sprossen ähnlich sind. In paralleler Richtung liegen diese Holzstämme oder Balken, stark am Schachte befestigt. Zur Rechten läuft neben den Balken ein dickes Seil hinab, um sich beim Heruntergleiten daran zu halten. Ein Knappe fährt, mit einer Fackel in der Hand, steif in diese Rolle gelehnt, voran; mit der rechten Hand hält er sich am Seil, der eine Fuß ruht auf dem einen Balken, und so gleitet er blitzschnell in die Tiefe hinunter. Jeder von uns hatte einen solchen Bergknappen zum Führer, auf dessen Schultern man den linken Fuß stemmen mußte. Für die rechte Hand bekamen wir jeder einen großen ledernen Handschuh, zum Anhalten an dem Seile; dieser war brennend heiß, als man von der Rolle stieg.

gerader Richtung hinunter fliegen zu sehen. Wer aber nicht gewohnt ist so vogelschnell in die Tiefe hinabzugleiten, der sehnt sich gleich in der ersten Minute nach Erlösung aus seiner beschwerlichen Lage. Wir stiegen bei dem Hauptstollen Untersteinberg ab, und sahen hier die merkwürdige Erscheinung eines zugewachsenen Stollens. Gewöhnlich werden die Stollen mit Holz ausgezimmert; aber der Nachwuchs des Berges sprengt die Balken des Baues, welchem daher aufmerksam nachgeholfen werden muß, wenn der Stollen nicht zuwachsen soll. An den Plätzen, die dem Zugange der Luft am meisten ausgesetzt sind, wird deshalb eine gewölbte Steinmauer zur Unterstützung angebracht. Aus diesem Stollen fuhren wir auf einer noch weit steileren Rolle zu einem Gange von Thonschiefer hinunter; reine Steinschächte, wie dieser, verwachsen nie. Hier sahen wir den Ort, wo das süße Wasser zu Tage aufgefangen, und durch einen Schurf herabgeleitet wird. Wir kamen dann zu einer, in zwei Absätzen sich hinabsenkenden, Rolle von 60 Klaftern; wir fuhren ein, und stiegen wieder aus dieser Tiefe ungefähr auf 30 in Salzstein gehauenen Stufen aufwärts, und gelangten nun in die prächtig erleuchtete Kammer, das Sulzen-Stuck, „Auer" genannt. Es war ein unterirdischer Saal, von 75 Klaftern Länge, 30 Klaftern Breite, und 7 Fuß Höhe.

Hier schien ich mir in Plutos Reich versetzt zu seyn: jeder von uns hatte ein brennendes Wachslicht

in der Hand; und all die wandelnden Gestalten, in diesem magisch erleuchteten Saale, wo man weder Eingang noch Ausgang bemerken konnte, wo man im weiten Raume nur Gruppen von Figuren in ganz eigenem Schimmerlichte sah, schienen wie Geister der Unterwelt vorüberzuschlüpfen. Der Dürrenberg hat 33 solcher Kammern, die von den Bergleuten Sinkwerke genannt werden. Legt man ein solches Sinkwerk an, so wird ein geräumiger Platz ausgegraben, und in diesen, vermittest einer Röhre, süßes Wasser hineingeleitet, bis der Raum angefüllt ist. Hier wird das süße Wasser mit einer gewissen Quantität aufgelöster Salztheile gesättiget. Durch seine Auflösungskraft nagt das Wasser an der Decke und den Seiten des Gewölbes. Die aufgelöste Thonerde erhöht, als Niederschlag, jedesmal um $1\frac{1}{2}$ Schuh den Boden, und so wird die große Halle nach und nach immer mehr erweitert, so daß die Kammer in einigen Jahren um vieles hinauf gerückt wird. Sobald man fürchtet, die Decke möchte so dünne werden, daß sie einstürzen könnte, dann verläßt man die Kammer. Das Dünnerwerden der Decke bemerkt man daran, wenn das eingefüllte Wasser minder salzhaltig wird. Die Kammer welche uns zu Ehren erleuchtet war, faßt wenn sie angefüllt ist zwei mal hundert tausend Eimer Wasser; sie hatte einen mit Wasser angefüllten Behälter über sich, und einen eben solchen unter sich. Das größte Sinkwerk führt den Namen Stäber, es nimmt 650,000 Eimer Wasser in sich

auf. Die Decke dieses ungeheuren Raumes hält sich ohne Stütze durch sich selbst, auf den Seitenwänden ruhend. Nicht ohne Grauen tritt man zum erstenmal in die so nah über dem Haupte schwebende Wölbung ein. Wir sahen an der Decke des erleuchteten unterirdischen Saales große Feldsteine, die meine Stirn berührten, und mit einer gypsartigen Masse, wie mit spitzen Nadeln, überzogen waren. Auch spielt das krystallisirte Salz manche Farben, an der Decke und an den Wänden. Jede solche Kammer hat hölzerne Kasten, in welche die Salzsulze hineingeführt wird, um sie durch verbundene hölzerne Röhren zum Abgange hinzuleiten. Hier wird die Sulze durch ein starkes Rohr bis zu der Wasserleitung geführt, welche den ganzen Berg umgiebt, und das mit Salz geschwängerte Wasser zu Hallein in die Pfannen der Siederei ergießt. — Aus der erleuchteten Kammer gingen wir zu einem Schachte, wo die Erde ungefähr 18 Klafter tief in den untern Stollen hineingeworfen, und daselbst durch eine kleine Wasserschleuse wieder hinausgeführet wird. Um die Tiefe dieses Schachtes besser zu bemerken, warfen wir in die Schuttbütte ein brennendes Papier, und sahen der flatternden Flamme nach. In dem Ferdinandsstollen fanden wir halbnackte Arbeiter, die den Schacht erweiterten.

Das Interessanteste war mir unsere Rückfahrt aus dem Berge. Wir fanden an einem 6000 Fuß langen Stollen unser Fuhrwerk wieder; nur einige Bergknappen hatten Lichter, und begleiteten unsern

von ihren Gefährten fortgezogenen Rollwagen. Die Wände und die Decke des Stollens flimmerten vom herabträufelnden Wasser, indeß wir mit Vogelschnelle diesen dunklen Raum durchflogen, der schnurgerade fortläuft, und gegen 2000 Schuh noch Salzgebirge ist, dann aber Marmor wird. Auf der Hälfte des Weges erblickten wir, aus der finstern Ferne, den ersten Strahl des Tages, der gleich einem kleinen Sternchen funkelte, dessen zunehmender Glanz bald zur Größe einer flammenden Sonne anwuchs, und dann mit Tageslicht das Ende des langen schmalen Raumes erfüllte, den wir so schnell durchfuhren. Froh erblickte ich Himmel und Erde wieder, nachdem wir ein paar Stunden die dunkeln Höhlen und Gemächer des Bergwerks durchwandert hatten. Dieser 6000 Fuß lange Stollen soll gegen 200 Fuß ansteigen. — Die äußern Wände des Salzberges sind an manchen Stellen Marmorfelsen. — Uebrigens ist der ganze Berg sehr fruchtbar, und mit kleinen Bauerhöfen besetzt. Drei Wasserfälle sahen wir an diesem mit Wasserleitungen umflochtenen Berge.

Schon seit mehr als 1000 Jahren liefert er eine große Menge Salz. Nach bergmännischem Ausdrucke mißt er — so weit er aufgeschlossen ist — 1653 Fuß in die Höhe, 4083 in die Breite, und 8985 Fuß in die Länge. Der Nachwuchs des Salzes ist eine interessante Erscheinung. Hr. von Helmreich hat die Berechnung gemacht, daß, wenn die Salzmasse, die seit ungefähr 800 Jahren aus diesem

Berge

Berge gezogen wurde, zusammen gehäuft wäre, sie einen größern Berg aufthürmen würde, als der Dürrenberg selbst ist. Der Centner Salz kostet in Salzburg zwei Gulden leichtes Geld. Im glücklichsten Jahre lieferte das Bergwerk 100,000, im allerunergiebigsten 85,419 Gulden reinen Gewinn *).

Eine halbe Stunde von Hallein liegt die Messingfabrik Oberalbe. Diese trägt in guten Jahren, nach Abzug aller Kosten, 5000 Gulden.

Salzburg den 7. September.

Je länger man sich in Salzburg aufhält, desto interessanter wird dies Land dem Beobachter. Die ganze Gegend zeigt hier eine furchtbare Verwilderung, die dem Anbaue des Landes und dem Glücke seiner Bewohner höchst schädlich ist. Schlaffheit, Unduldsamkeit, übelberechnete Regierungsgrundsätze, befördern diese Schädlichkeit, oder führen sie gar herbei; wenigstens machen sie solche verderblicher als sie sonst seyn würde. Besonders trägt das herrliche Thal Gastein traurige Spuren der Intoleranz des Katholicismus gegen andere Religionsgenossen. Ich vermochte nicht die schönsten Punkte dieses merkwürdigen Thales zu besuchen: Es enthält Gletscher,

*) Man vergl. mit diesen Nachrichten, was der wakere, wegen seiner Wahrheitsliebe aber sehr verkannte, Schultes in seiner Reise durch Salzburg und Berchtesgaden (Wien, Degen, 1804) Th. I. S. 197 fgg. aus den sichersten Quellen geschöpft und mitgetheilt hat. B.

welche mächtige Wasserfälle von ihren Eisgipfeln herabsenden; Wildnisse und Alpenbildungen, die an Herrlichkeit Schweizergegenden übertreffen. Aber die Zeitschriftsteller erzählen eine Menge trauriger Ereignisse. Die Bergströme schwellen so oft an, daß ihre Fluthen weit verbreitete Verwüstungen hervor bringen. Der letzte Erzbischof, welcher sein Volk aufzuklären, und sein Land zu verbessern bemüht war, hat zwar mit glücklichem Erfolg angefangen, die wilden Krümmungen der Ache in eine geradere Richtung zu zwingen; und wo der Landmann sonst tief im Wasser stehn mußte, um etwas Streu und saures Futter für sein Vieh zu gewinnen, da liegen jetzt schöne Aecker und trockne Wiesen. Doch ist in dieser Rücksicht bei weitem noch nicht Alles geschehen, was geschehen könnte.

Im 15 und 16ten Jahrhundert soll Gastein Bergwerke besessen haben, in denen sich ergiebige Goldadern befanden. Der Bergrath Weitmoser entdeckte dieselben, während der Regierung des Erzbischofs Leonhard von Keutschach; und ward durch deren Anbau ein reicher Mann. Ihm folgten die Brüder v. Roseiberg, die den Bergbau eben so glücklich betrieben, aber gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts der Religion wegen das Land verlassen mußten; und seitdem wurde der Bergbau vernachlässiget. Keine Industrie setzte sich dem immer rauher werdenden Klima entgegen; Gletscher bildeten sich über den vormaligen Goldgruben, und von den prächtigen Wohnungen der Inhaber der

Bergwerke sind jetzt nur Ruinen, Grabmähler und Leichensteine vorhanden, die den verschwundenen Wohlstand bezeichnen, und gleichsam betrauren. Ueberhaupt muß das Klima im Salzburgischen seit 600 Jahren merkliche Veränderungen erlitten haben *): denn nach allen Urkunden blühten im 12ten Jahrhundert, von der Riethenburg bis zum Nonnenberge hin, Weinreben; und selbst im 14ten Jahrhundert soll dies Land noch den Weinbau nicht ohne bedeutenden Erfolg betrieben haben. Jezt ist davon keine Spur mehr vorhanden. Glaubensintoleranz vertrieb zu verschiedenen Zeiten nützliche Bürger, sie hemmte dadurch allen Kunstfleiß und die Thätigkeit, welche Leben umher verbreitete, und der Verwilderung und Verödung entgegen kämpfte. Durch jene unglücklichen Maßregeln der Intoleranz ward die Gegend wüst, die Niederungen versumpften, das Klima ward ungesunder. Solche Spuren der Verödung, die durch Mangel an arbeitenden Händen entsteht, trägt der ganze Weg zu dem Wildbade Gastein.

Das Bad selbst hat eine vorzüglich ausgezeichnete Lage. Reich ist sie an großen Naturbildungen, und von gewaltigen hohen Wasserfällen umrauscht.

*) Jezt sind die Winter dieser Gegend weit härter als vormals, später und kälter die Frühlinge, furchtbar und häufiger die Gewitter. Im Durchschnitte von sechs Jahren, kommen auf das Jahr etwa 70 bis 75 heitre Tage, die übrigen sind regnicht, nebelig, kalt und feucht.

Schon seit dem Jahre 680 ist dies warme Bad berühmt. Die Kraft des Wassers soll so groß seyn, daß, wenn man die Knospe einer Rose über die warme Quelle hält, sich schnell ihre Blätter entfalten; auch halbreife Früchte sollen durch den Anhauch der Quelle vollends reifen (?). Für Wunden, Gicht, Gliederkrankheiten, für schwachen Magen und geschwächte Eingeweide, soll dies mineralische Wasser sehr heilsam seyn. Seine Wärme ist zu allen Jahreszeiten beinahe gleich. Eilf Stunden erfordert es, um das Wasser von 38 bis 28 Grade abzukühlen. Am heilsamsten ist das Bad im August, und bis zu den ersten Tagen des Septembers. Wäre ich früher nach Salzburg gekommen, so würde ich in Gastein, auf Anrathen des geistvollen Arztes Doutrepont, gebadet haben; jetzt fürchtet dieser vorsichtige Arzt, daß es schon zu spät sey, ein so kräftig wirkendes Bad, welches durchaus sehr warme Tage fodert, zu gebrauchen. Die Luft soll zu Gastein durch die Ausdünstungen der heißen Quelle sehr gesund seyn. Schon seit mehr als 300 Jahren besteht daselbst ein Hospital, welches Conrad Strohmer errichtet hat. Man weiß von dem Manne nichts, als daß er Wechseler des damaligen Hofes war, und im J. 1496 diese milde Anstalt stiftete; wo, trotz der herkömmlichen Intoleranz im Salzburgischen, noch bis jetzt arme Kranke ohne Ansehn der Religion aufgenommen werden. Die Zahl der Kranken, die in diesem Hospitale unentgeltlich Pflege und Nahrung finden, steigt in manchem

Jahre bis auf hundert Personen. Doch soll die schöne Anstalt nicht mehr so blühend, als vormals seyn. Selbst Hr. Bierthaler sagt in seiner interessanten Reise durch Salzburg: „Schade, wenn „dieses Hospital, das mitten unter den Monumen„ten der Intoleranz wie ein Heiligthum der Dul„dung erscheint, mit jedem Jahre seinem Verfalle „näher kommen sollte."

Ich kann mich nicht enthalten, aus eben dieser Reise die Beschreibung des Wasserfalles zu Wildbad auszugsweise hier mitzutheilen. „Die Höhe, „von welcher die Ache sich zu Wildbad hinunter „stürzt, beträgt 270 Fuß. Sie schießt daselbst aus „engen Klüften heraus, welche sie sich selbst durch„brochen hat. Noch sieht man hoch oben an den „Felsen die Spuren von ihrem alten Bette; und „eine ungeheure Felsenmasse, die einst die Mündung „des Schlundes, wie ein Pfropfen, verschlossen „hielt, liegt hingeschleudert an der überstehenden „Wand, und widersetzt sich noch immer dem Strome, „aber vergebens: er stürzt unaufhaltsam dahin. „Bei jedem Sturze fahren die Wasserdünste wie ein „dünnes Wolkengewebe in die Höhe. Sie zeigen „der Sonne gegenüber alle Farben des Regenbo„gens; und über dem Wasser selbst schwebt an ver„schiedenen Stellen ein heller Nimbus, wie Feuer„schein. — In den Winkeln der Felsenwände, wo „das Wasser sich mächtig zerstößt, und wo es sich „rasch hinunter in die tiefen Kessel wirft, stäubt es „wie Pulverdampf, kracht wie Kanonendonner; in-

„deß man von fern her ein dumpfes verschiedenarti-
„ges Getön, wie Glockengeläut, wie Wagengeras-
„sel, wie Wirbeln von Trommeln und Pauken, ver-
„nimmt. — Auf der sogenannten Grabenbrücke er-
„scheint das Schauspiel am größten. Man über-
„schaut den ganzen Fall bis zur Kluft hinauf, aus
„welcher das Wasser wie aus einem Rachen hervor-
„bricht. Man sieht die Wassersäulen bald senkrecht
„von Felsen auf Felsen stürzen; bald über schiefe
„Abhänge, wie über Terrassen, hinunter sich wälzen.
„Ein aufgeregter Wirbelwind reißt die Staubwol-
„ken im Sturme davon."

So herrlich der Anblick dieses majestätischen Wasserfalles den Badegästen seyn mag, so nachtheilig soll doch auch die feuchte Luft auf die Badenden wirken, die nahe am Wassersturze wohnen. — Die Ache bildet im Naßfelde noch Kaskaden, die an malerischer Schönheit die zu Wildbad übertreffen. Die schönsten und größten dort sind der Bärfall und der Kessel. Unfern dem letztern bewundert man an einer rothen Felsenwand einen Wassersturz, den das Landvolk, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem faltenreichen Schleier, Schleierfall nennt.

Die größte Alpe dieser Gegend liegt auf dem Naßfelde. Hier nähren sich an 700 Rinder, 200 Pferde, und 4000 Schafe und Ziegen von den köstlichsten Kräutern. Auch im Naßfelde befand sich vor ungefähr hundert Jahren ein Goldbergwerk auf der Schlapper-Alpe; eine Lawine bedeckte dann die Gruben, und verwandelte das Bergwerk

in einen Gletscher. Vor funfzehn Jahren schmolz, in einem sehr heißen Sommer, ein Theil des Gletschers weg, und man sah noch Ueberreste von Bergstuben und Werkgeräthen. Jetzt noch findet man reiche Goldstufen auf der Schlapper-Alpe. Auch im Rathhausberge wird gegenwärtig noch Gold und Silber gegraben; der höchste Ertrag des vorzüglichsten Jahres erreicht eine Ausbeute von 45,757, der geringere 4,760 Gulden. Auch in dieser Gegend am Bockhard war, zur Zeit des Bergraths Weitmoser, die Erzwiese eine ergiebige Goldgrube. Jetzt ist der Bockhard *) nur noch für Botaniker und Mineralogen eine reiche Fundgrube. Vorzüglich soll die Straubinger Alpe einen Schatz von seltnen Kräutern enthalten. Aber nur im Juli und August können diese Gegenden besucht werden, weil man noch oft im Juli durch Schnee wandern muß, und schon der September die Kinder der Flora mit neuem Schnee bedeckt. Große Krystallstücke, reiche Stufen, bisweilen gediegnes Gold, echte Granaten, Amethyst, und andere köstliche Steine und Metalle, findet man in diesen Gebirgen, die ihre mit Schnee bedeckten Häupter in Wolken verhüllen.

So viel auch der Bergbau in Salzburg, seit Weitmosers Zeiten, durch Vernachläßigung gelitten hat; so scheint er doch der vorzüglichste Gegenstand zu seyn, dem die Regierung einige Auf-

*) In den drei Seen am Bockhard bleibt kein Fisch am Leben, vermuthlich, weil die mineralischen Quellen sich in diese Seen ergießen.

merksamkeit widmet. Der Ackerbau ist sehr vernachläßigt; und die Menschenkultur? — Ach! wer ist nicht schmerzhaft erschüttert, der die ungeheure Menge Cretins sieht! Die jetzige Regierung bemüht sich, den Ursachen dieses schrecklichen Uebels nachzuspüren, und möglichst dahin zu wirken, daß diese elende Menschenklasse sich vermindere. Aber die Toleranz gegen andre Religionsverwandten, und die liberalen Gesinnungen, die der letzte Erzbischof einzuführen bemüht war, scheinen mit dem Geiste der gegenwärtigen Regierung nicht sehr verträglich zu seyn. Indeß hat der helle Geist des letzten Erzbischofs tief eingreifend auf die Geistlichkeit gewirkt, dergestalt daß die aufgeregten Bestrebungen nicht mehr erstickt werden können. Ein Funke entzündet den andern! ein Kreis greift in den andern! Helldenkende Geistliche sind schon jetzt in Salzburg keine seltene Erscheinung. Bei einem Aufenthalte in dieser Gegend hatte ich das Vergnügen, den Hrn. Professor Tanner kennen zu lernen, der mit hellen Ansichten, aber auch, wie es überall zu wünschen wäre, mit großer Vorsicht in seinem Amte wirkt. Er ist als philosophischer Schriftsteller bekannt, und leitet die Erziehungsanstalt der Ursulinerinnen. Diese Nonnen sind mit einem edlen Eifer beseelt, sich der Erziehung und dem Unterrichte junger Mädchen zu widmen; einem Geschäfte, zu welchem Professor Tanner, der dort auch die priesterlichen Funktionen besorgt, sie vorbereitet. Wahrlich, diese Nonnen erstreben einen heiligen Zweck.

Die ganze Einrichtung wird von einem heitern Geiste beherrscht, der ein gewisses Maß von Liberalität zuläßt, ohne zu dem gefährlichen Extrem hinüber zu springen. Es ist der Geist der vorsichtigen Vernunft, der hier waltet, und über das Ganze eine heitere Ungezwungenheit und Milde verbreitet, welche dem Herzen so innig wohlthut. Die jungen Mädchen werden, ihrem Alter und ihren Kenntnissen gemäß, durch drei, oder wenn ich nicht irre, vier Klassen, freundlich und sanft zur Sittsamkeit, Ordnung und zum Fleiße angeführt. Der Unterricht ist durchaus zweckmäßig, die Religionslehren trägt Hr. Tanner selbst vor. Die Nonnen, welchen eine Aebtissin vorsteht, betreiben ihr Geschäft mit Anstrengung und Liebe. Dies Institut verdient gewiß eine kräftigere Unterstützung der Regierung. Es wäre zu wünschen, daß mehrere Klöster so würdig vor dem Richterstuhl der Humanität bestehen möchten.

Den 8. September.

Schon oft habe ich der in Salzburg so häufigen Cretins (oder Fexen) erwähnt. Die Ursachen dieser traurigen Ausartung sind noch nicht vollständig ergründet. Aber von einer menschenfreundlichen Regierung ist zu erwarten, daß sie, wenn die Beobachtungen des Arztes Hrn. Doutrepont zu einer gewissen Vollendung gedeihen, diejenigen Maßregeln ergreifen werde, die geeignet sind, diesem physischen und moralischen Uebel kräftig entgegen zu wirken. Eine Mitursache des Cretinismus liegt

unstreitig in der frühern Erziehung. Fast ganz allgemein herrschend ist in Salzburg die widernatürliche Sitte, daß die Mütter den Kindern die von der Natur angewiesene Nahrung versagen, und ihnen dafür einen Mehlbrei reichen, der die zarten Eingeweide ausdehnen, die ganze Organisation vergröbern, und so das Instrument der Seele dermaßen verstimmen muß, daß es unfähig wird reine Töne des Lebens hervorzubringen. Hr. Doutrepont hat bewirkt, daß einige Mütter des vornehmen Standes den untern Klassen der Einwohner ein löbliches Beispiel geben, dem Rufe der Natur zu folgen; und die Erfahrung fängt schon an, den Bemühungen dieses edlen Arztes einleuchtend beizustehn.

Eine Hauptursache des Cretinismus aber liegt in der örtlichen Beschaffenheit. Die tiefen, kalten, feuchten, neblizen Thäler bringen die meisten Cretins hervor. Auf hohen Gegenden verliert sich die Spur ganz. Auf Ebenen rechnet man unter 12000 Menschen 170 Cretins. Letztere Zahl nimmt im Verhältniß der absteigenden Tiefe zu. Je weniger bewohnt eine solche Niederung ist, je weniger Feuerstätten sie enthält: desto gräßlicher tritt die Erscheinung des Cretinismus hervor. Man versicherte mich, daß in der Nähe der Stadt Salzburg ein kleines einsames Dorf durchaus von lauter Mißgeschöpfen aller Grade dieser Menschenart bevölkert sey. Sollten diese Thatsachen nicht bedeutende Winke für die Regierung seyn?

Der stärkste Grad des Cretinismus liegt tief

unter der Stufe der Thierheit, und steigt so grad-weise zur reinen Menschenbildung auf. Man nimmt vier Klassen an. Geschöpfe der niedrigsten Gattung gelangen selten zu einem Alter von funfzehn Jahren, und erreichen dabei nur die Größe eines sechsjährigen Kindes. Sie sind taubstumm, scheinbar gelähmt an allen Gliedern, wirklich gelähmt am After und an der Urinblase; denn diese unglücklichen Geschöpfe kann man nicht bis zur Reinlichkeit eines Hundes erziehen. Sie lernen durchaus nichts, ihr Leben ist bloß ein Pflanzenleben: sie können nur fressen; haben ein rundes, sich in die Breite ziehendes Gesicht, sehr hervorragende Backenknochen, eine dicke eingedrückte Nase, rundere Kinnladen als andere Menschen, einen großen immer offenstehenden Mund, sehr dicke Lippen, kleine starre Augen, eine flache Stirn, erdfahle Gesichtsfarbe, ein sehr flaches Hinterhaupt, das in fast senkrechter Linie nach dem Rückgrade hinunter geht.

Die zweite Klasse dieser Menschen hat schon mehr ein thierähnliches Leben: sie lernen gehen, und können zur Reinlichkeit angehalten werden; haben übrigens die nehmliche leere Physiognomie, sind sehr klein, und gelangen auch selten über das Alter von 15 Jahren. Diese Gattung ist häufiger, als die erste.

Die dritte Klasse hat gleichfalls noch eine kleine Figur, doch eine schon etwas gemilderte Cretins-Physiognomie. Das Leben und Weben dieser Gattung schwebt zwischen Thier und Menschen; sie lernt

noch nicht sprechen, obzwar sie schon hört, die umgebenden Gegenstände und Wege kennen lernt, auch zu kleinen häuslichen Geschäften zu gebrauchen ist, und Geschlechtstriebe fühlt. Diese Gattung ist schon sehr häufig.

Noch häufiger aber die vierte Gattung, bei welcher die Feren-Physiognomie noch gemäßigter erscheint. Die Individuen werden größer, erreichen oft die gewöhnliche Menschengröße, sind auch eines Grades von Verstandeskultur fähig: sie lernen sprechen, wiewohl sehr undeutlich, sind schon mehr zu allerlei Verrichtungen zu gebrauchen, unterscheiden Recht und Unrecht, haben Begriffe von Strafen, fühlen starken Geschlechtstrieb, lieben das Geld, dessen Gebrauch sie kennen; übrigens gränzt ihr ganzes Wesen und Handeln noch oft an Wahnsinn.

Wir sahen mehrerwärts alle Gattungen dieser Thiermenschen. In Salzburg selbst führte man mir zwei Familien zu, davon jede einige Cretins unter ihren Kindern hatte. Das eine Ehepaar zählte deren sechs unter acht Kindern; sie gehörten zu der vierten und der dritten Klasse. Von der letztern war ein achtjähriges Mädchen, kaum von der Größe eines vierjährigen Kindes. Der einzige Verstandesbegriff, den das arme Geschöpf zeigte, war: daß, wenn man seine Hand an das Licht bringen wollte, es die Hand wegzog; gab man ihm zu essen, so griff es gierig nach der Speise, und lächelte wie der Wahnsinn. Ein Mädchen und ein Knabe, die zur vierten Klasse gehörten, und älter waren, konnten bis vier zählen,

aber nicht weiter. Als ich dieſe ältere Schweſter fragte, warum die jüngere das Licht nicht angreifen wolle, erwiederte ſie in einem gräßlichen Tone: brennt! An Gefräßigkeit waren alle ſich gleich. Ein Bruder von ſieben Jahren, kein Cretin, verrieth freilich auch wenig Geiſt; aber er hatte eine ganz andere Phyſiognomie als ſeine Geſchwiſter, war viel größer als das Mädchen, und gab zweckmäßige Antworten. Auch aß dieſer Knabe mit mehr Anſtand, und nahm ohne alle Gierigkeit das Geld an, welches ihm dargeboten wurde. Die Mutter dieſer Kinder hatte ſelbſt eine Cretinphyſiognomie, und ſchien ſehr beſchränkt. Der Vater, ohne Spur von Cretinismus, war ein fleißiger Handwerker; auch war aus der Ehe ſeiner Eltern kein Cretin geboren; aber die Familie der Frau neigte ſich zum Cretinismus hinüber. Das andere Paar, von gegenſeitiger Beſchränktheit, hatte vier Kinder, die mehr und minder Cretins waren. Beide Eltern hofften die Kinder durch Weihwaſſer von der Mißgeſtaltung zu befreien. Bleiben ſie aber Hexen, meinten ſie, ſo ſey auch dies ein Segen für ihr Haus. Die Geiſtlichkeit ermangelt nicht dies Vorurtheil beim Volke zu unterhalten: vielleicht hat ſie die menſchenfreundliche Abſicht, die unglücklichen Eltern über das Daſeyn ſolcher Geſchöpfe zu tröſten, und dieſen eine liebevolle Pflege zu bereiten. Aber beſſer wäre es, wenn den Eltern richtigere Begriffe über phyſiſche und moraliſche Erziehung beigebracht, und die Ehen zwiſchen Cretins ſo viel als möglich verhindert wür-

den. Eine vernünftige moralische Erziehung allein reicht freilich nicht hin dies Uebel ganz auszurotten. Auch auf frische gesunde Luft dringt die Beobachtung, die sich um diesen Gegenstand bekümmert hat. Die Industrie, die man verstieß, werde wieder herbei gerufen, die Bevölkerung werde befördert; aber aus den nächtlichen Thälern müssen die Einwohner weggeschafft, und in gesunde Gegenden versetzt werden *).

Eine nicht wenig zur Mißbildung und Stumpfsinnigkeit des Salzburgschen Volkes mitwirkende Ursache ist die tiefe Verarmung. Mit Grauen und Entsetzen erfüllte mich der Anblick des Bettlergewimmels, welches in Lumpen gehüllt, mit halbthierischem Geheul meinen Wagen bestürmte, und um Almosen schrie. Landeigenthum besitzt der Dorfbewohner nicht, oder doch sehr wenig; es ist in den Händen der Stiftsgeistlichkeit. Die Armuth nöthigt das Landvolk zu den elendesten rohesten Nahrungsmitteln, welche dann auf ihre physische Existenz den nachtheiligsten Einfluß haben; so wie die physische Existenz wiederum auf die geistige Entwickelung abstumpfende Wirkungen äußert. Die thieri-

*) Merkwürdig ist es, daß unter der Menschenmenge, welche die Intoleranz aus Salzburg vertrieb, alle Spur des Cretinismus verschwunden ist, seit sie sich in Magdeburg niederließen. Ist es die gesundere Luft, die zweckmäßigere Erziehung, die bessere Nahrung, oder alles dies vereint, wodurch diese schauderhafte Erscheinung bei den vertriebenen Salzburgern verschwand?

sche Stumpfsinnigkeit der Eltern erbt auf die Kinder. Wenn es so bleibt, und die Regierung nicht eingreifende Maßregeln nimmt, den Wohlstand zu befördern, und die Erziehung zu verbessern, so ist sehr zu fürchten, daß nach und nach das Volk immer mehr zur Dumpfheit des Cretinismus hinabsinken werde. Wenn sich die Regierung, mit Beitritt der begüterten Geistlichkeit, entschließen könnte, ihre Aekker und Wiesenbesitzungen gegen ein gewisses Abgabenverhältniß unter die dürftigen Unterthanen zu vertheilen: so würde dies einen bedeutenden Wohlstand herbeiführen, der, mit zutretender Hülfe eines verbesserten Schulunterrichtes auf dem Lande, geeignet wäre, wenigstens die Nachkommenschaft dieser, der Menschheit so gewaltsam entwendeten, Geschöpfe wieder zu ihrer Bestimmung zurück zu bringen. Weder die Regierung, noch die Geistlichkeit könnten dabei verlieren, wenn die Verleihungen ihrer Güter von 6 zu 6 Jahren, oder nach einem andern Zeitverhältnisse, geschähe; und was gewönne das Ganze! was die Menschheit *)!

*) Mit Recht hat auch Wenzel in der Schrift, welche bisher noch immer als die Hauptschrift gegolten hat, über den Cretinismus (Wien, 1802) S. 156 die Arbeit als ein Hauptmittel gegen das Tyroler oder Salzburgische Fexenwesen empfohlen. Es muß also zuförderst Gelegenheit zur Arbeit für diese Herabgesunkenen, zur Thierheit ausgearteten Lallen, Simpel, Poppel — so heißen die Fexen dort auch — herbeigeführe werden. Und wo wäre diese gesunder und mehr in der freien Luft zu finden, als durch den Feldbau? Viel Treffendes ent-

Uhren den 9. Septbr. Abends gegen 8.

Der Besitzer des Wirthshauses zum goldnen Schiff in Salzburg verdient, als der billigste Gastwirth, den ich kenne, genannt zu werden; auch ist sein ganzes Hauswesen durch Ordnung und Reinlichkeit vortheilhaft ausgezeichnet. — Gegen 11 Uhr Morgens verließen wir das in vielen Rücksichten so interessante Salzburg. Schönes Wetter begleitete unsre Reise, ein Wechsel herrlicher Landschaften entzückte uns. Lange noch blieben die wohlbekannten Bergketten in unserm Gesichtskreise; glänzendes Gewölk spielte um das Haupt des finstern Untersberges. Je weiter wir fuhren, je mehr verengte sich das Thal. Vor uns lagen vier Reihen aufeinander gethürmter, oft so in einander geschobener Berge, daß der zu erwartende Ausgang die Neugierde spannte; dann öffnete sich schnell, wie die Auflösung eines Räthsels, ein fruchtbares Thal.

Unter reizenden Abwechselungen kamen wir nach Reichenhall, einem Baierschen Salzwerke. Dies Städtchen liegt in einem lieblichen Thal. Unser

hält die Recension jenes Werkes von Jos. und Karl Wenzel in der Salzburger medizinisch-chirurgischen Zeitung vom Jahre 1803 S. 65. ff. Noch ist die Frage: ob der Cretinismus ein Erbübel sey, nicht ganz entschieden. Michaelis in Blumenbachs Bibliothek III, 664 leugnet durchaus die nothwendige Erblichkeit. Es fällt in die Augen, daß dieses erst ganz im Klaren seyn müßte, bevor zweckdienliche Mittel von der Landespolizei ergriffen werden könnten. B.

ſer Poſtillon hielt vor einem Hauſe, wo er ein Päckchen abzugeben hatte. Ein gräßlicher Cretin, in Geſtalt eines großen Weibsbildes, mit einem Wolfsrachen, Thierzähnen, die von den Lippen nicht bedeckt werden konnten, brüllte uns mit entſetzlichem Lachen an. — Hinter Reichenhall, zu Kalkſtein, tränkten unſre Poſtillone die Pferde; wir wanderten in der Nähe umher, und freuten uns des fruchtbaren Thales, voll ſchöner maleriſcher Anhöhen. Man ſieht hier zwei hohe ſteile, üppig mit Laubholz bewachſene Hügel, in kleiner Entfernung von einander. Die Spitze des einen trägt eine Kirche, die Spitze des andern eine Ruine; beide ſind ein ſchöner Schmuck des lieblichen Thales.

Der Weg von Kalkſtein bis Unken führt durch wilde Felſengegenden, die gleichwohl mit eigenthümlichen Reizen erfreuen. Eine Stunde vor Unken erheben ſich noch höhere, maleriſch übereinandergethürmte Gebirge. Ihre, mit glänzendem Schnee bedeckten, Häupter verbargen ſich in den Wolken, durch welche ihr Glanz hin und wieder durchſchimmerte. Wir übernachten hier in einem kleinen Poſthauſe. Reinlichkeit und freundliche Bewirthung von hübſchen Menſchen machen uns dieſen Ort angenehm: er gehört noch zu Salzburg. Die Sprache der hieſigen Bergbewohner iſt ſehr rauh; ſie aber ſcheinen, bei einem hohen Grade der Geiſtesbeſchränktheit, gutmüthig und fröhlich zu ſeyn.

Elmau den 10. Sept.

Auf einer vortreflichen Chaussee gelangten wir überraschend schnell hieher. Die Stationen sind kurz; obgleich jede für zwei Meilen bezahlt wird, so legt man sie doch gewöhnlich in einer Stunde zurück. Wir fuhren am steilen Salza-Ufer: mit Schwindel blickt man in die Felsenwildniß hinab, die der ungeduldige Strom, sein Bette bald rechts bald links einwühlend, durchrauscht. Das Thal wird enger; und immer geheimnißvoller scheint das Felsengewirr die Landschaft zu verstecken, welche sich zunächst dem Auge darbieten wird. Liebliche und grause Scenen, lachender Reiz und düstere Wildniß, wechseln mit einander. Indeß verliert sich die Fruchtbarkeit immer mehr; wir sahen bald nur nackte Felsen, aus welchen ärmliche Bäume sproßten, und dürre Wiesen und magere Heuschober.

Zwischen Waidring und St. Johann fanden wir ein ödes Felsenthal; es trug Spuren einer furchtbaren Verwüstung: denn Wildbäche hatten es ganz mit kleinen Steinen überschwemmt; zu dieser dürftigen Umgebung paßten die elenden Flecken und Dörfer. Auch das Posthaus zeichnet sich von den übrigen ärmlichen Hütten nicht aus; und doch soll der Postmeister ein sehr ansehnliches Vermögen besitzen. Die Kirche dagegen ist, in diesem elenden Orte, ein so schönes Gebäude, daß sie jeder protestantischen Stadt zur Zierde gereichen würde.

So unhold das äußere Ansehn von St. Johann ist, so erfreuen die Einwohner sich dennoch

eines ſtillen, bis zum Reichthum ſteigenden, Wohlſtandes. Zum Theil wird dieſer durch den bedeutenden Aufwand der Reiſenden befördert, die gern den ſchönen Weg der ſehr befahrnen Tyroler Straße wählen; den größern Reichthum aber gewinnen die Einwohner durch den Viehhandel: mancher Bauer hat gegen zweitauſend Stück Zugvieh. Aus dieſem Unterlande kömmt die Menge der ſchönen braunrothen Ochſen und Kühe, mit welchen Tyrol das Ausland verſorgt. So öde und menſchenleer die Gegend um St. Johann im Herbſt und Winter erſcheint, ein eben ſo jubelndes Leben ſoll im Frühlinge und Sommer auf den hier umherliegenden Wieſen herrſchen. Das ſchönſte Vieh weidet dann auf üppigem Wieſengrün. Die Erzherzogin Eliſabeth, welche von den Tyrolern angebetet wird, kömmt jährlich nach St. Johann, um des Anblicks der mit kräftigem Vieh ſo reich beſetzten Weiden zu genießen, und ſich des bis zur Luſtigkeit geſteigerten Frohſinns der Landleute zu freuen. Auch pflegt die Erzherzogin bei dieſer Gelegenheit den Einwohnern, welche die beſten Scharfſchützen in Tyrol ſind, ein feierliches Scheibenſchießen zu geben.

Würgel, Abends gegen 9 Uhr.

Oede und traurig, oft ſogar grauſend, war die Gegend der vier Meilen unſers zurückgelegten Weges: zwiſchen ſtarren Felſengruppen lagen, nur einzeln zerſtreut, ärmliche Heuſchober. Begegnet einem Reiſenden auf dieſem Wege ein Unfall, dann iſt er hülflos. Seit Unken ſahen wir nur mürriſches

Landvolk, mit entsetzlichen Köpfen. Diesen Leuten kann man keine Rede abgewinnen: mit einem Ausdruck von Dummheit hören sie zwar, verstehn aber nicht was man zu ihnen spricht, obgleich ihr Deutsch wenig von dem unsrigen abweicht; offenbar liegt der Grund darin, daß unsre Ideen ihnen fremd sind.

Eine Stunde, ehe wir dieses Nachtlager erreichten, zog ein furchtbares Gewitter über den hohen Felsenberg herauf, und gewährte ein großes Schauspiel. Die Abendsonne neigte sich, und der mit schwarzen Wolken behangene Himmel machte den Abend zur finstern Mitternacht. Bergströme durchbrausten diese Felsenwildniß, welche durch augenblickliche Blitze erleuchtet wurde. Furchtbar wiederhallte das Donnergetön aus den Klüften. Nur der aufgehende Mond, welcher seine glänzende Sichel, dem drohenden Gewitter gegenüber, auf einer lichten Wolke, hoch über die starren Felsen erhob, warf einigen Glanz in die schauerliche Dunkelheit; einem Silberkahne gleich, schwamm er am blauen Horizonte auf einer weißen Wolkenfluth, und leuchtete so sanft zu uns in den nächtlichen Tumult herab, als sey er unser schützender Begleiter.

Schwaz, 5 Meilen hinter Würgel.

Nach den öden Felsgegenden, die wir gestern durchfuhren, kamen wir heute durch das segenvolle Innthal. Hier gesellt sich das Liebliche zur Größe und Erhabenheit. Schön geformte, reich angebaute Hügel schmiegen sich malerisch den kahlen Felsenketten an, deren Spitzen von ewigem Schnee glänzen.

Einige Berge hauchten lichte Nebel aus, die das hohe Gebirge wie mit einem durchsichtigen Schleier glänzend umzogen; andre waren wie von Seen umwogt. Aus einigen Felsenschluften stürzte sich der Nebel blendend weiß, gleich einer in Staub aufgelöseten Schneelawine, still hernieder; dann stieg er von einem entfernten Berge, als kolossale Säule, empor. Der höchste Berg war in glänzende Wolken gehüllt, und mahnte mich an den Olymp der griechischen Dichter, die ihre Götter bald zürnend, bald segnend, aus den Wolken zur Erde hinabsteigen ließen.

Je näher wir dem Städtchen Rattenberg kamen, um so schöner und reicher ward die von dem Inn durchströmte Landschaft. Hart am Fuße des Berges sieht man die Trümmer der Festung, welche Kaiser Joseph abtragen ließ. In der Nähe und Ferne ist diese Ruine gleich schön. Der Weg von Rattenberg geht am hohen schroffen Ufer des Inn fort: nur die herrliche sichere Chaussee kann das Grauen vermindern, womit man in das tiefe Flußbett hinabschaut.

Als wir die Nähe des Stromes verlassen hatten, sahen wir noch lange seinen prächtigen Zug durch das weite grüne Thal, umgeben gleichsam mit einem gigantischen Walle von übereinander gethürmten grauen Felsbergen, die bei einer Wendung des Weges zugespitzter, und wieder wie ein Kriegslager von Riesenzelten erscheinen, aus denen der spitzige Gipfel des Umbpenberges herrschend hervorragt.

In dieser Gegend liegt auch Brixlegg, ein wegen seiner treflichen Messing- und Drathziehfabrik berühmter Ort. Hier wird das Messing so fein verarbeitet, und doch so kräftig, daß die Uhrmacher es zu ihren feinsten Arbeiten gebrauchen; es wird seiner Festigkeit wegen auch zu dem besten groben Geschütze benutzt.

Je mehr man sich Schwatz nähert, desto reizender wird die Gegend. Eine halbe Stunde vor Schwatz öffnet sich, links an der Straße, das herrliche Zillerthal mit seinen reichen Triften. Hier hat der Reisende den großen und reizenden Anblick des Harberges, welcher vom höchsten Gipfel bis zum Thale herab, mit Häusern, Waldungen und Feldern überdeckt ist. Das Oertchen Schwatz ist ein schöner Marktflecken. Die hier mit allerlei Heiligenbildern in Fresko nicht schlecht bemalten Häuser geben dem Orte eine Art von festtäglichem Schmuck. Schwatz ist jetzt ein ergiebiges Kupferbergwerk, nachdem die Gold- und Silberbergwerke größtentheils aufgehört haben.

Die schöne Prälatur Ficht liegt nahe bei diesem lieblichen Marktflecken. Im Chor der Klosterkirche bewundert man die vortrefliche halberhobene Arbeit in Holz, von dem Bildhauer Rüssel, einem gebornen Zillerthaler: sie stellt die Leidensgeschichte Jesu dar.

Inspruck den 13. September.

Seit gestern Abend sind wir in der Hauptstadt dieses schönen Landes, das durch eine erhabene Na-

tur, durch ein biederes Volk, und eine glückliche Staatsverfassung gleich interessant ist. Immer reicher und reizender, je weiter wir kamen, enthüllte sich unsern Blicken das herrliche Innthal. Ein üppiger Pflanzenwuchs dränge sich überall hervor, und übergrünt mit Lerchenbäumen den aufgehäuften Grubenschutt. Das Klima wird milder, die Sonnenstrahlen sind wirksamer, und ich fühle den wohlthätigen Einfluß dieser gesunden sanfteren Luft.

Als wir nach Tyrolisch Hall kamen, erweiterte das Thal sich immer mehr. Hier wird der Inn schiffbar; auf diesem Flusse erhält Tyrol den erforderlichen Getreidebedarf. Auch haben einige Privatmänner die Anstalt getroffen, daß hier leichte Fahrzeuge gebaut werden, auf welchen die Waaren aus Italien und Tyrol geladen, und zu Wasser nach Wien geführt werden. Das Salzwerk daselbst ist sehr ergiebig *). Das Städtchen selbst ist wohlgebaut und reinlich. Die Pflanzenfülle dränge und rankt üppig empor. Die Gebirge der Südseite sind bis zu ihren Gipfeln hinauf angebaut; die Höhen der Nordseite sind mit Schnee bedeckt. Wohin ich mich wendete, begegneten entzückende Ansichten meinem Blick; aber im Posthause zu Volders wurde die Begeisterung, in welche die reizende Gegend mich

*) Der Salzbergwerks-Direktor Hr. von Menge läßt nach seiner Erfindung das Salz, wenn es aus der Pfanne kömmt, bloß mit dem Rauche dörren, welchen die Pfannenöfen geben; dadurch wird ein Drittheil Holz erspart.

versetzt hatte, unangenehm unterbrochen durch vier Geistliche aus dem nahegelegenen schönen Servitenkloster, die beim Hereintreten sogleich Wein forderten. Indem sie nun recht tapfer tranken, führten sie so pöbelhaft platte Gespräche, daß es mich tief schmerzte zu sehn, in welcher unwürdigen Gestalt sich manche Religionslehrer dem Volke zeigen. Wie kann durch Lehre gutgemacht werden, was durch Beispiel der Lehrer verderbt wird! Ich erfuhr in der Folge, dies Kloster sey ein Strafort, dem die Geistlichen anderer Klöster, irgend eines Vergehens wegen, zur Besserung zugeschickt werden. Jene Mönche waren also vermuthlich Büßende, die man aber, weil sie von der Besserung noch so entfernt schienen, nicht unter das Volk hätte sollen gehen lassen.

Inspruck ist eine alte Stadt; sie liegt 1511 Fuß höher als die Meeresfläche, gelehnt an einen Halbzirkel von Bergen, gleich einem Amphitheater. Der gelbgrünliche Innstrom windet sich durch kräftiges Wiesengrün. Gefällige Spaziergänge umgeben die Stadt, in welcher zehn bis zwölf Tausend Einwohner angenommen werden; sie hat ein freundliches Ansehn, schöne Gebäude, ansehnliche Kirchen, und heitere zum Theil breite Straßen. Das Thor fällt vortheilhaft in die Augen. Maria Theresia ließ es bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers Joseph bauen. Es ist von einer hier häufig angewendeten festen Breccia oder Nagelfluh erbaut, und mit guten Basreliefs von Marmor geschmückt:

unter dieſen ſind die Profilbildniſſe von Maria Thereſia und Franz, von Joſeph und ſeiner Gemahlin vorzüglich gut gearbeitet. Der Marmor iſt ein Tyroler Produkt. Die Burg hat ein großes, der Beſtimmung nicht unwürdiges, Anſehen. Der Schloßgarten iſt nachläßig unterhalten, könnte aber leicht, da er ſchöne hochſtämmige Bäume enthält, in einen anmuthsvollen Park verwandelt werden. Die Domkirche iſt, ſowohl einer baroken Idee, als einiger ſchöner Grabmäler wegen, merkwürdig. Unangenehm iſt der erſte Eindruck, den die mitten in der Kirche aufgeſtellten, ſchlecht gearbeiteten Statuen von Bronze machen. Faſt alle ſind im Jahre 1526 verfertigt worden. Die merkwürdigſten unter dieſen Darſtellungen ſind Margaretha Maultaſch, durch welche Tyrol 1359 mit Oeſtreich verknüpft wurde, Rudolph von Habsburg, und Gottfried von Bouillon. Man begreift nicht, warum dieſe ſchlechten Kunſtprodukte hier zur Schau geſtellt ſind.

Maximilians Grabmal darf nicht überſehn werden; es iſt von weißem Marmor, und gut gearbeitete Basreliefs deuten einige ausgezeichnete Scenen ſeines Lebens an. Vorzüglich merkwürdig aber iſt die ſogenannte ſilberne Kapelle, die von einem ſilbernen Marienbilde und anderm koſtbaren Geräthe, das daſelbſt aufbewahrt wird, ihren Namen führt. Am Eingange lieſt man in einer Inſchrift das Verſprechen eines beſtimmten Sündenerlaſſes für diejenigen, welche in dieſer Ka-

pelle ihre Andacht verrich'en. Welch eine Idee! Wo auch die Seele sich durch Andacht zum Weltengeist erhebt, und sich so zur thätigen Tugend stärkt, da kann das beängstete Gewissen Trost erwarten; aber einen Sündenerlaß gewährt nur dauernder Fortschritt im Guten. — Ein herrlicher Triumph der Tugend ist in dieser Kapelle dagegen das Mausoleum der berühmten schönen Philippine Welserin, der Tochter eines Augsburgischen Patriziers. Ihre äußeren Reize, ihr himmlisches Gemüth, und ihr ausgezeichneter Geist, fesselten den zweiten Sohn Kaisers Ferdinand I. so sehr, daß er sich heimlich mit ihr vermählte. Anfangs war der Kaiser so erbittert, daß er diese Ehe für ungültig erklärte; aber der junge Erzherzog Ferdinand blieb der erwählten Gattin seines Herzens treu; und die Tugend, der hohe Sinn, der tiefe Geist und die liebenswürdigen Sitten der schönen Philippine gewannen das Herz des Kaisers in der Folge dergestalt, daß er die heimlich geschlossene Ehe seines Sohnes als rechtmäßig anerkannte; doch durfte Philippine nur den Namen einer Markgräfin führen. Bei seinem Tode hinterließ der Kaiser dem Gemahle der schönen Welserin die Grafschaft Tyrol. Im J. 1580 starb die von allen gleichzeitigen Schriftstellern hochgepriesene Philippine, und ihr Gemahl ließ eine eigne Kapelle ihrem Andenken erbauen, in welcher ein treflich gearbeitetes Mausoleum von weißem Marmor die theuren Reste einschließt. Auf dem Deckel des Sarkophages ist die edle hohe Gestalt der Entschlummer-

ten abgebildet. Neben ihr schlafen, nach seiner eigenen letzten Verordnung, die Gebeine des ihr nachgestorbenen Gatten, damit die Ruhe im Grabe diejenigen wieder vereinige, die das Sterben auf kurze Zeit getrennt hatte. Erhebende Gefühle durchdringen das Gemüth, wenn es sich dieser heiligen Todtenwohnung nahet. Es sind die weihevollen Ahnungen, die das höhere Leben ergreifen, welches hinter dem dunkeln Vorhange des Todes das Wiederfinden gleichgestimmter edler Seelen verhüllet. In einer freundlicheren Gestalt kann das Erlöschen des irdischen Wesens uns nicht erscheinen, als wenn es die Rückkehr zu der ewigen Quelle der allumfassenden Liebe andeutet. Dies heilige Gefühl belohne jede zarte Seele, die edel zu lieben weiß!

Den 14. Septbr.

Die Naturerscheinungen dieses Berglandes, wie die Nationalcharaktere der Bergbewohner dieser Grafschaft, machen Tyrol zu einem merkwürdigen Gegenstande der Beobachtung. Unter allen Ländern Deutschlands liegt es am meisten gegen Süden, und am höchsten. Der Flächeninhalt beträgt, mit dem Vorarlberger Kreise, ungefähr 517 Quadratmeilen. Kein Land im Deutschen Reiche vereiniget, wie Tyrol, in so engem Raume ein so mannichfaltiges Klima. Hier sieht man mit einem Blicke den blühenden Frühling und den Schnee des Winters, fruchtreiche Thäler und todte Eisfelder, Berge voll duftender Kräuter und starrende Glet-

scher. Die größere oder mindere Entfernung von Eisbergen bestimmt, ob milde italische Luft oder nordische Kälte den Wanderer in einem Zwischenraume von sechs Meilen anwehen wird. Man theilt das Gebirge in sechs Regionen: die Region des Thals; die der Hügel; dieser schließt sich die Waldregion an; über welche sich die der Alpen erhebt *); die nackte Felsenregion ragt über das Grün der Alpen hervor; und endlich in der höchsten Höhe starrt die Wüste der Eisregion.

Sogleich bei Inspruck erhebt sich schon die Waldregion zu einer Höhe von 1200 bis 3000 Fuß über die Stadt; die Alpenregion steigt von 3000 bis 4200 Fuß. Die höchsten Gebirge Tyrols sind der Glockner und die Oertelsspitze. Der Erzherzog Ferdinand hat kürzlich alle Höhen der bedeutenden Gebirge in der Grafschaft messen lassen. Nach dieser Vermessung beträgt die Höhe des großen Glockners 12000, die des Oertelers 14466 Fuß. Der nahe bei Inspruck gelegene Solstein ist unter den Tyrolergebirgen der niedrigste; doch ragt er über die Meeresfläche 6900 Fuß hervor. In diesen Gebirgen bilden sich aus dem ewigen Schnee und Eise, womit sie bedeckt sind, die Ströme und Seen, wel-

*) Einige Schriftsteller nennen auch die Gletscher Alpen; aber in Tyrol werden nur die Berge Alpen genannt, auf welchen das Vieh im Sommer geweidet wird. Die Tyroler haben für die allerhöchsten Berge, auf welchen sich noch Fußwege hinauf winden, die eigene Benennung Tauern.

che dies Land so sehr verschönern; aber eben diese Seen und Ströme bringen auch furchtbare Verwüstungen. Wildbäche schwellen, sobald der Schnee schmilzt, zu reißenden Fluthen an; schauderhafte Vernichtungen kommen dann über das herrliche Bergland. Trockne und nasse Murren *) bedecken fruchtbare Thäler; diese spalten durch die Kraft ihrer fortreißenden Strömungen Berge, und stürzen sie mit ganzen Wäldern nieder. Auch die Schnee-Anhäufungen, welche aus der Eisregion niederrollen, gehören zu den furchtbaren Naturerscheinungen: zwischen den Gletschern strecken sich Eisfelder hin, die trotz ihres schimmernden Reizes, den Thalbewohnern schreckliche Gefahren drohen. In Tyrol nennt man diese Eisfelder Eisfernen. Die größte Eisferne ist die Oetzthaler: sie hat 15 Meilen Länge, und über 4 Meilen Breite. Selbst die kühnen Bergbewohner wagen sich auf dies Eisfeld nie anders als in Gesellschaft mehrerer Personen. Die Wanderer nehmen dann ein langes starkes Seil; jeder schlingt es sich fest um den Leib, doch so daß

*) Die Tyroler nennen Murren die gräßlichen Stein- und Erdmassen, die von den Gipfeln der Felsenberge, durch Wildbäche losgerissen, in Thäler niederstürzen, und oft ganze Dörfer verschütten. Rollen nur trockne Steine und Erde nieder, so heißt diese Masse trockne Murre. Ist der Sturz aber mit Wasser vermischt, so nennen die Einwohner ihn: nasse Murre. Diese letzteren sind furchtbarer als die trocknen, weil sie mit noch reißenderer Kraft verwüsten.

zwischen jedem Manne ein nöthiger Raum übrig bleibt, damit die Wandernden ohne einander hinderlich zu werden, ihren Zug fortsetzen, sich aber beistehen können, falls einer von ihnen in eine Eisspalte stürzen sollte. Unter ihren, mit Nägeln stark beschlagenen, Schuhen haben sie am Absatze Fußeisen; außerdem tragen sie zur Stütze eine lange mit einer Eisenzacke beschlagene Stange.

Das Entstehen neuer Eisfernen ist eine fürchterliche Erscheinung. Fruchtbare Thäler werden in todte Eisfelder umgewandelt. Im J. 1770 stürzte von der Oetzthaler-Ferne eine überwältigende Eismasse in das Rosenthal hinab, bedeckte mehrere hundert Klaftern fruchtbares Land; von Woche zu Woche drang das Eis weiter vor. Diese fortschreitende Vernichtung schöner Wiesen versetzte die Einwohner in angstvolles Entsetzen, und im August 1771 hatte das Eis sich nicht nur eines Theils des Rosenthales bemächtigt, sondern drang bis zum Venarl-Thale ein. Bisweilen lösen sich auch ungeheure Eisblöcke von diesen Fernen, und stürzen in das nächste Thal mit Donnergetöse nieder; ist das Thal enge, so bildet es gleichsam einen Damm, und es entsteht in diesem beschränkten Raume durch zuströmende Wildbäche ein See: der allmählich ganz ruhig abfließt, wenn das Thal zu niedrig liegt, um durch anhaltende Kälte den See in ein Eisfeld zu verwandeln. — Nicht minder gefährlich sind die sich plötzlich losreißenden Schneelawinen den Einwohnern, und selbst den Reisenden. Wenn diese

ſich den Stellen nahen, wo das Niederſtürzen ſolcher Lawinen am häufigſten iſt, ſo haben ſie die Vorſicht, zuerſt in einiger Entfernung ein paar Piſtolen abzuſchießen, ehe ſie ſich weiter wagen. Wenn die dadurch bewirkte Erſchütterung der Luft keine Lawinen ablöſ't, dann ſetzen ſie ihren Weg fort, aber wagen kaum zu ſprechen. Die an den Pferden hangenden Glocken werden verſtopft und feſt umwunden, damit kein Schall die Luft in Bewegung ſetze. Auch fährt man durch dieſe gefährlichen Stellen gemeinhin mit Tagesanbruch, um ſie hinter ſich zu haben, wenn die heißen Strahlen der Mittagsſonne die gefrornen Schneemaſſen zu ſchmelzen anfangen. Die älteſte Geſchichte Tyrols, ſo wie die Erfahrung neuerer Zeit, beide ſprechen von traurigen Vorfällen, wo durch Schneelawinen, Wildbäche und Murren, imgleichen durch das Verſinken ſchöner Wieſen *), und durch den Einſturz ganzer Berge, paradieſiſche Gegenden in grauenvolle Einöden verwandelt worden. Vorzüglich iſt das mit Gletſchern umgebene Oetzthal ſolchen Verwüſtungen ausgeſetzt. Oft überſchüttet im Herbſt ein zum Strome angeſchwollner Wildbach den Fleiß des Landmannes in wenigen Minuten mit Schlamm und Steinen; aber der Tyroler verläßt dennoch die gefährliche Stelle nicht. Mit unermüdetem Fleiß räumt er, wo es nur möglich iſt,

*) Erdfälle finden Statt, wenn unterirdiſche Waſſer den Boden der Erdfläche nach und nach ausgeſpült haben, daß ſie zu dünn wird, um ſich länger über dem Waſſer ſchwebend zu erhalten.

die zerstörenden Massen weg, und baut mit unerschütterlicher Geduld seine Felder wieder an. Im J. 1762 rissen die Wildbäche zu Umhausen 62 Häuser nieder: sie überschütteten den Raum so mit Steinen, daß kein Eigenthümer den Platz, wo sein Haus gestanden hatte, wieder erkannte. Jetzt läuft über das begrabene Dorf ein schöner Kunstweg.

Im Jahr 1735 wurden in einer Gegend des Vorarlberges fünf Häuser durch eine Schneelawine eingestürzt, und mehrere Menschen kamen um das Leben. Dennoch haben, ungeachtet der immer fortdauernden Gefahr, die übrigen Einwohner sich von ihrem Geburtsorte nicht entfernt. Sie nähren sich in diesem unfruchtbaren Lande als Fuhrleute: weil sie, mit Kenntniß des Lokals, schwerbeladene Frachtwagen durch die gefährlichen Stellen glücklich durchzubringen wissen. Im J. 1797 ward an der Seeseite des Ober-Innthales durch eine Schneelawine ein Jägerhaus verschüttet, in welchem fünf Kinder 32 Stunden begraben lagen *). Der menschenfreundliche Prälat des Orts ließ alle Mühe anwenden, das Haus von der ungeheuren Schnee- und Eismasse zu befreien. Drei Kinder fand man noch lebend. Der eine Knabe und dessen ältere Schwester waren sich ihres Zustandes bewußt geblieben; der jüngere Knabe wußte sich nichts von dem zu entsinnen, was sich mit ihm zugetragen hatte.

Dem

*) Zu Stuben, im Klosterthale, ist dies schaudervolle Ereigniß umständlich beschrieben.

Dem ältern waren alle Zehen erfroren, und er starb nicht lange nach seiner Errettung. Er soll gesagt haben: ihm sey die Furcht angekommen, sein Leben hindurch in solcher Finsterniß schmachten zu müssen; auch habe er sich nur nach Getränk gesehnt; als sich aber sein kaltes Grab aufgethan, sey ihm gewesen, als öffnete sich der Himmel für ihn, und als stiegen heilige Engel zu ihm herab. Die Schwester, welche noch lebt, sagte: der erste Augenblick sey ihr schrecklich gewesen, da sie, ohne eine Gefahr zu ahnen, sich so schnell lebendig begraben gesehen habe, doch bald sey ihr das Leben gleichgültig geworden, und ruhig habe sie dem Tode entgegen gesehn; ihr Trost sey gewesen, daß ihre Verwandten ihre Gebeine im Frühlinge wiederfinden würden. — In Gegenden, welche keine große Wälder zum Schutz haben, und daher solchen Ereignissen am meisten ausgesetzt sind, erbauen die Einwohner Schutzwehren gegen den ersten Andrang der Lawinen: diese Vormauern nennen die Tyroler Schnee-Archen. So drohend aber auch die Schicksale sind, denen dies Bergland ausgesetzt ist, so interessant wird es doch durch jene bis zu den Wolken aufgethürmten Felsenwände, durch Mannichfaltigkeit der Naturschönheiten, durch Belehrung aus der Erdgeschichte, und an vielen Orten durch herrliches Klima.

Hier schon nennen die Einwohner den Südwind Scirocco; er vorzüglich bringt den Mais (das sogenannte Türkische Korn) zur Reife, und giebt den Früchten Gedeihen. Man klagt, daß er

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sehr ermatte; nach meiner Erfahrung aber scheint er auf rheumatische Kranke mit gespannten Nerven, einen wohlthätigen Einfluß zu haben. In den Gebirgen wirkt er freilich verheerend, wann seine Wärme den Schnee plötzlich schmelzt; dann werden Wildbäche zu reißenden Strömen, welche schnelle und starke Ueberschwemmungen hervorbringen. Im Winter streift dieser Wind oft durch die obere Luft, ohne bis ins Thal zu dringen; und dann haben die hochgelegenen Dörfer einen weit geringeren Grad von Kälte, als die in der Tiefe liegenden. Man versicherte mich, daß sogar im Sommer das Wasser sich im Gebirge in Eis verwandele, wenn der Scirocco lange ausbleibe. — Auch im Unter-Innthaler Kreise giebt es schon Gegenden, wo es nur selten regnet, aber um so häufiger Schnee fällt. Der Hinterthürsee gehört zu diesen Gegenden. Die Pfarrei Lankampen ist oft so verschneit, daß mehrere Monate hindurch keine Leiche begraben werden kann. Dennoch lieben die Bewohner dieses rauhen Landes ihre Heimath so, daß sie solche nie mit fruchtbareren Gegenden zu vertauschen suchen. In diesen Gebirgsdörfern heirathen sich die, von allen andern Menschen abgesonderten, Bergbewohner in so naher Blutsverwandtschaft, daß auch diejenigen kanonischen Gesetze, von welchen kein Papst dispensirt, durch solche Ehen übertreten werden; aber Liebe zum harten vaterländischen Boden siegt bei diesem erzkatholischen Volke selbst über religiösen Glauben.

Das Ober-Innthal hat ein sehr rauhes

Klima; doch soll unter Josephs weiser Regierung auch dieser Kreis, und vorzüglich Imst, der Hauptort darin, durch Industrie demselben siegreich entgegen gekämpft haben. Imst liegt nur 6 Meilen von Inspruck, zeigt aber schon ein ganz verändertes Klima, und von Imst aus wird die Gegend immer rauher, unfruchtbarer und schauerlicher, bis zum Arlberge hin. Hier giebt es Orte, wo die Einwohner Monate lang, wegen der über die Häuser hinwegragenden Felsenmassen, den vollen Genuß des Sonnenlichts entbehren. Zehn Monate dauert in solchen Gegenden der Winter. Joseph hat am Arlberge eine schöne Poststraße anlegen lassen, und für den Priester der Ortschaft wurde auf diesem Hochgebirge eine hübsche Wohnung erbaut. Aber zwei hinter einander dort angestellte Geistliche verloren in dieser Schneewüste den Verstand: sie wurden schwermüthig bis zum stillen Wahnsinn *). — Wäre die Ehe der katholischen Geistlichkeit erlaubt, dann würden die jetzt selbst der Verstandesverirrung ausgesetzten Männer durch häusliche Tugenden und Familienfreuden diese furchtbare Einsamkeit heiter ertragen lernen; wie auf der grausend öden Sand-

*) Was ich bei meiner schnellen Reise durch Tyrol über dies merkwürdige Land hier aufgezeichnet habe, verdanke ich theils den Gesprächen mit sehr verständigen Männern, die ihr Vaterland mit Forscherssinn durchreist haben; theils zog ich viele Bemerkungen aus dem „Abrisse der westlichen Provinzen des Oestreichschen Staates" von Joseph Rohrer.

wüste, am Curländischen Haf, unsre protestantischen Geistlichen den traurigen Sommer und die strenge Kälte im Winter fröhlich, unter nützlichen Beschäftigungen, im geliebten Familienkreise durchleben.

Schon seit mehr als 500 Jahren befindet sich auf dem rauhen Rücken des Arlberges ein Denkmal edler Humanität. Wirbelwinde wühlen und wüthen in dem ewigen Schnee dieses Berges auf eine furchtbare Art, und machen für Reisende die Straße gefährlich. Ein armes Findelkind, ein Knabe, Namens Heinrich, welcher Jahre hindurch am Arlberge Vieh weidete, fühlte sich von den Unglücksfällen durchdrungen, welche er als Hirtenknabe so oft gesehen hatte, wenn Fluglawinen oder auch Schneegestöber die Wanderer ergriffen; als er zum Manne reifte, entschloß er sich sein in jenem Stande erspartes kleines Haabe zu einer Rettungsanstalt zu verwenden, und von andern Menschenfreunden Beiträge zu sammeln, um ein Hülfs- und Pflegehaus für verunglückte Wanderer zu erbauen. Der Herzog Leopold von Oestreich berechtigte den wackern Hirten durch einen Beglaubigungsbrief, in Deutschland, Böhmen, Polen und Croatien Beiträge zum Behuf seiner edlen Absicht zusammen zu tragen. Er sah seine Mühe so belohnt, daß er das Hülfshaus stiften konnte. Heute noch trägt diese gute Handlung segenvolle Früchte; denn jährlich werden Menschen durch diese herrliche Anstalt vom Tode gerettet.

Die Unfruchtbarkeit des Ober-Innthals, und einiger zu diesem Kreise gehörenden Nebenthäler, bestimmt die Einwohner alle Jahre ihr Vaterland auf einige Monate zu verlassen, um in fremden Ländern Geld zu verdienen. Sie bereiten aus ihren herrlichen Kräutern Arzeneien, Oele und Liqueure, machen aus Gemsleder berühmte Handschuhe, und tragen Murmelthiere umher. Auch die Tyrolerinnen, vorzüglich aus dem Zillerthale, wandern zum Geldverdienst in die Fremde; diese Reisen aber können der Sittenreinheit nicht anders als nachtheilig seyn.

Die Deutschen Tyroler verlassen ihr Vaterland im Frühling, und kehren zum Herbst mit ihrem Verdienste heim; die Welschen Tyroler hingegen wandern im Herbste nach Italien, um sich im dortigen milden Klima durch Handarbeit Unterhalt zu verschaffen. Diese glücklichen Menschen genießen im Vaterlande den schönsten Sommer, und fühlen dann unter dem blauen Himmel Italiens die Winterkälte nicht. Verläßt ein Tyroler seine Familie auf einige Monate, so ist der Tag des Abschiedes feierlich: Trauer waltet im Hause, wo der Gatte, der Vater oder der Bruder scheidet; aber bald gehen Frau, Töchter und Schwestern wieder mit heiterm Frohsinne zur gewöhnlichen Arbeit; die jüngeren Söhne freuen sich des Vogelfanges, und die geübteren Bursche klettern den Gemsen nach. Die Neigung zum Vogelfange ist den Tyrolern der Berggegenden besonders eigen. Um Inspruck ist im Herbst die ganze Bergreihe mit Vogelfängern be-

ſetzt. Oft werden an einem Tage 3000 Finken gefangen; rechnet man die Zeiſige und andre Vögel hinzu, ſo fängt man in einem Monate oft über 100,000 Vögel. Und dennoch gewährt jedes Jahr einen eben ſo reichen Fang.

Die natürliche Unfruchtbarkeit des Bodens ſucht der Tyroler durch Fleiß zu erſetzen. Wo er dem ſchroffen rauhen Felſen eine Fläche abgewinnen kann, baut er, nach Maßgabe des Klimas, Korn oder Wein. Die Männer machen ſich die Luftbewohner, die Gemſen, und die Murmelthiere zinsbar; von den Weibern werden die Alpenkräuter, ſelbſt auf einer Höhe von 6000 Fuß, geſammelt und in großen Bunden auf dem Rücken herunter getragen: die fleißigſte Kräuterſammlerin kann aufs höchſte in einem Tage einen Gulden verdienen.

Früh bilden die Tyroler ſich zu guten Schützen. Das erſte Hausgeräth jeder Hütte iſt eine Flinte; dieſe iſt dem Tyroler unentbehrlich, theils um die mächtigen Raubvögel abzuwehren, theils um der von ihm ſo leidenſchaftlich geliebten Gemſenjagd nachzugehen. Letztere kräftiget ſeinen Muth, giebt ihm Geiſtesgegenwart und Unerſchrockenheit in den augenſcheinlichſten Gefahren, und macht ihn unüberwindlich. Man erzählte mir, kürzlich ſey ein Gemſenjäger in eine tiefe Eisſpalte geſtürzt; im erſten Augenblicke ſah er einem gräßlichen Tode entgegen, doch das Weidmeſſer, ſeine einzige Begleitung, ward das Mittel ſeiner Errettung, mit demſelben hieb er Stufen in die Eiswand; als die erſte Stiege

gehauen war, ſchwang er ſich auf dieſe, und arbeitete ſich ſo mit 120 Stiegen aus ſeiner Eisgruft heraus.

Den 15. September.

Welchen Einfluß Staatsverfaſſung auf den Nationalcharakter hat, ſah ich noch nie ſo hervorſpringend deutlich, als auf meiner Reiſe von Salzburg nach Tyrol. Faſt das nehmliche Bergland, dieſelbe Religion; und doch ein ſo verſchiedener Volkscharakter! — Das durch die Landesverfaſſung gedrückte, in bittrer Noth lebende, Salzburgiſche Landvolk iſt an Geiſteskraft wie gelähmt; der Tyroler Bauer hingegen, der als Stand im Staate ſeine Gerechtſame vertheidigen kann, hat, ſelbſt bei ſeinen ſehr beſchränkten Begriffen, eine gewiſſe freie Geiſteskraft, und in mancher Beziehung ſehr entwickelte Fähigkeiten: er weiß ſich zu helfen, er weiß ſich zu finden, wenn plötzlich Unfälle über ihn kommen.

Die Einwohner Tyrols ſind in vier Stände getheilt: der Adel, der Bürger-, der Prieſter- und der Bauernſtand; jeder dieſer Stände ſchickt auf die Landtage ſeine Repräſentanten. Der Adel iſt jetzt der am wenigſten begüterte Stand. Die ſchönſten Schlöſſer und Ritterſitze befinden ſich bereits in den Händen der Kaufleute. Am bedeutendſten iſt der Bauer- und Prieſterſtand, denn dieſe ſind die reichſten. Auf den Landtagen führen mehrentheils die Bauern das Wort, und ſie lehnen mit eiſerner Feſtigkeit alle Vorſchläge der Regierung ab, die ihren

Beifall nicht gewinnen. Fast alle Bauern sind bewafnet, und haben zur Vertheidigung ihres Vaterlandes ihre eigne Landmiliz. Sie wählen die Offiziere, gestatten aber dem Kaiser die Hälfte derselben vorzuschlagen. Jetzt da das Jäger-Regiment außerhalb der Provinz sieht, haben sie es dem Kaiser zugestanden, ein Linien-Regiment nach Inspruck zu verlegen *). So arm der Tyroler Bauer auch an Ideen ist, so tief ist sein Erforschungsgeist, so edel die Kraft seines Charakters; auch ist sein Verstand höchst scharfsinnig, wenn es darauf ankömmt, die Rechte des Vaterlandes zu vertheidigen. Diese Menschen konzentriren ihre ganze Geisteskraft dahin, um ihre Verfassung und Rechte aufrecht zu erhalten. Durch Bücher ist ihr Geist nicht gebildet; aber sie sind so verständig, daß sie allen Versuchungen der Regierung, ihre Freiheit einzuschränken, auszuweichen wissen, und ihnen sehr besonnene Festigkeit entgegen setzen. Wäre durch die Regierung und religiöse Erziehung die Denkfreiheit der edlen kraftvollen Tyroler nicht so beschränkt, diese Nation würde sich durch Schriftsteller auszeichnen, wie sie sich durch Künstler Ruhm erworben hat. Eine Angelika, ein Lampi, ein Bergler, ein Zauner, sind der Stolz der Tyroler, und Zierden der Kunst. Der Viehhirt Peter Anich, welcher unter Maria

*) Diese Bemerkungen wurden im Jahr 1804 niedergeschrieben. Seitdem haben die biedern Tyroler den sonderbarsten Glücks- und Regierungswechsel erfahren.

Theresia lebte, wäre gewiß der größte Astronom geworden, wenn seinem Genie Unterricht und nöthige Hülfsmittel verliehen gewesen wären. Ohne alle Anleitung, bloß durch Beobachtung des gestirnten Himmels, und durch eignes Nachdenken über den Lauf der Sterne, verfertigte Anich einen großen ganz richtig eingetheilten Astronomischen Globus, der noch jetzt zu Wien als Seltenheit aufbewahrt wird. Auch ist die beste Karte von Tyrol durch eben diesen Viehhirten verfertiget worden *).

Luxus findet man zu Inspruck bei allen Ständen verbannt; und wo keine Geisteskultur herrscht, da schleicht sich oft ein hoher Grad von Cynismus ein. Geistesfreuden und die daher entspringende Geselligkeit trifft man, wie mir gesagt wurde, zu Inspruck und in einem großen Theile von Tyrol nur selten an; aber eine desto edlere Biederherzigkeit herrscht unter diesen kräftigen Menschen, die ihren anerkannten Pflichten so treu bleiben. Nichts hat im Ganzen genommen für den Tyroler höheres Interesse, als seine fünfhundertjährige Landesverfassung. Jedem Volke sollte diese heilig seyn: aber jeder Staat, der nicht veralten und zerfallen will, sollte sich dem Geiste der Zeit auf die vortheilhafteste Art anschmiegen, ohne sich weder von den Vorurtheilen der Ahnherren befan-

*) Man sehe über seine Arbeiten und Schicksale Kaspar Grafen von Sternberg's Reise nach Tyrol (Regensburg, auf Kosten des Verfassers, 1804 in 4.) S. 28.

gen zu lassen, noch den Uebertreibungen Gehör zu geben, welche so oft die Fortschritte der Kultur zu begleiten pflegen, sobald nur Neuerungssucht ihre Triebfeder ist, und blendende Sophismen den heiligen Geist der Wahrheit verfinstern: wovon der französische Freiheitsschwindel in unsern Tagen gräßliche Zeichen aufstellt, und Monarchen und Völkern ein warnendes Beispiel giebt. Hier in Tyrol, wo das Volk eine glückliche Verfassung hat, waren alle betrügerische Anlockungen der Französischen Freiheitsbringer fruchtlos.

So erfreulich diese Nachricht mir war, so schmerzlich wirkte die Bemerkung auf mich, daß die Tyroler Geistlichkeit — edle Ausnahmen sind gewiß — im Allgemeinen, in Rücksicht der Geisteskultur höchst vernachlässigt ist, und dadurch bei dem Volke hin und wieder die Achtung verloren hat, die es für seine Geistlichen haben muß, wenn die Lehren, welche sie vortragen, einen wohlthätigen Einfluß gewinnen sollen. Hingegen fand ich unter dem Adel Liebe zur Literatur und eine edle feine Geistesbildung mit dem biederherzigen Tyrolersinne vereinigt. Wir machten unter andern die Bekanntschaft drei junger Männer aus angesehenen Familien, deren Geistskultur auf einer hohen Stufe stand. Die Väter dieser würdigen jungen Männer hatte der siebenjährige Krieg aus dem Vaterlande gelockt. Im Umgange mit Protestanten erwachte in ihnen der Trieb zur Geistesbildung; sie kehrten mit aufgeklärten Ansichten des Lebens und seines Zwecks in

ihr Vaterland zurück, und trugen den Geist der edleren Fortbildung in ihre Familien über. Ein sehr gebildeter geistreicher Ausländer, General Chasteler, der seit einigen Jahren in Tyrol lebt, und dem ich die wichtigsten Aufklärungen über die Verfassung und den Nationalcharakter der Tyroler verdanke, schätzt dies brave Volk überhaupt, und besonders von der Seite seines kriegerischen Geistes; der ihm allerdings genau bekannt seyn muß, weil ihm die Leitung des Militärwesens in dieser Provinz anvertraut ist. Er theilte mir eine Antwort mit, welche ein Bauer dem französischen General Sebastiani gab, als dieser, auf seinem Zuge durch das Pusterthal, jenen nach der Einrichtung der Tyrolischen Landmiliz fragte: „Noch ist sie," antwortete der Bauer, „nicht vollkommen zu Stande; aber so viel ist gewiß, daß wir gegen jeden Angreifer uns tapfer zu vertheidigen wissen werden."

Steinach den 16. Sept.

In der Mittagsstunde verließen wir Inspruck. Der Weg bis Schönberg läuft immer Berg an. Wir hatten freundliche Postillone, vorzüglich die von Inspruck aus. Mit vaterländischem Stolze fragten sie uns, als wir auf der Höhe eines ansehnlichen Berges waren, ob wir noch einen Blick in das schöne Innthal thun, und Inspruck in voller Pracht sehen wollten? Wir folgten dieser Aufforderung; und welches reizende Gemälde breitete sich vor unsern Blicken aus! Inspruck, alle Dörfer

im weiten fruchtbaren Thale, Halle, und selbst der entfernte Flecken Schwatz, lagen vor uns. In der Ferne sahen wir am hohen Gebirge eine Felsenwand, auf welcher ein, unsern Augen kaum sichtbares, Kreuz stand, von dessen Veranlassung die Tradition Wunderdinge erzählt. Kaiser Maximilian I, der bei der Gemsjagd sich auf diesem schrofsen, von schauervollen Abgründen umringten, Felsen verirrte, und nachher das Kreuz daselbst errichten ließ, soll nach drei in Todesgefahr zugebrachten Tagen durch einen Engel unversehrt herabgeleitet worden seyn. Der Archivar Burglechner erzählt in seiner Chronik den Vorfall ganz einfach: ein treuer Jäger nehmlich habe seinen Monarchen endlich aufgefunden und glücklich heimgeführt. Aber die guten Tyroler wollen ihren Kaiser lieber durch ein Wunder gerettet wissen, daher beharren sie bei der Erzählung vom Engel *).

Auf der höchsten Höhe unsers heutigen Weges waren wir mehr als 1000 Fuß über dem Brocken,

*) Die einfache Thatsache leidet keinen Zweifel, und ist durch Zeugnisse der Zeitgenossen hinlänglich beurkundet. Warum sollte sie aber nicht, als Episode in den mannichfaltigen Abenteuern des Witz Kunig, auch im Legendenton erzählt, in Balladenform gesungen, den frommen Sinn stärken und erhalten? Jeder Gebildete liebt und schätzt die herrliche Ballade, die der zu früh der vaterländischen Literatur entrissene, mit Recht durch Todtenfeier und Denkmal gefeierte, Collin dieser Sage zu entlocken wußte. B.

und 4481 über der Meeresfläche erhoben. Schwindelnd sahen wir in die Tiefe des engen, aber schönen, Thales hinab. Wir waren schon über die Waldregion hinweg, sahen die Alpenregion in der Ferne, und fuhren an einer kahlen Felswand zur Felsenregion hinan; dennoch umwehten uns sanfte milde Lüfte, die uns mit neuer Lebenskraft beseelten. Das reinste Blau des Himmels wölbte sich über unserm Haupt, und das üppigste Grün bekleidete unter uns die Thäler. Die schäumende Sill schien in dieser Tiefe eine glänzende Furche zu ziehen. Auf der westlichen Seite ist das Gebirge reichlich mit Feldern angebaut. Dörfer und einzelne Häuser verschönern diesen Anblick. Gegen Morgen sieht man dies hohe Gebirge mit kräftigen Stämmen mannichfaltiger Holzarten bewachsen. Nördlich hin glänzten die gigantischen Formen der mit ewigem Eise bedeckten Gletscher in röthlichem Schimmer. Erst bei Mondenschein erreichten wir unser Nachtlager Steinach. Immerfort wechselte die Schönheit der Landschaft, die wir durchfuhren. Wir kamen durch ein artiges Städtchen Matrey; die wohlgebauten Wohnungen verriethen Wohlstand; Malereien an den Häusern wurden immer häufiger. Hinter Matrey wird die Landschaft noch lieblicher: die Sill durchfließt, in minder wildem Strome und mit sanften Krümmungen, das duftende Wiesenthal; ihre eilenden Wellen schienen mit den blinkenden Mondstrahlen zu spielen. Die Sprache des Landvolks wird hier sehr unverständlich; aber so arm an Ideen scheint

das Volk nicht zu seyn, als jenes, welches wir auf unserm Wege von Salzburg nach Tyrol antrafen.

Störzing, den 17. Sept. in der 9ten Morgenstunde.

Nun liegt auch der hohe Brenner hinter uns. Er ist der höchste Punkt dieser Gegend. Auf seinem Rücken scheiden sich die Wässer: nördlich strömt von ihm herab die Sill nach Deutschland zu, sich in den Inn ergießend; südwärts nach Italien hin der Eisack, er vermischt sich unterhalb Botzen mit der Etsch. Auch Gesundbrunnen erzeugen sich am Brenner; aber ihre Heilkraft ist von Aerzten noch nicht genug untersucht worden, um gewiß etwas davon behaupten zu können. Anderthalb Stunden von Störzing befindet sich eine warme Quelle, die sehr wirksam seyn, und besonders offene, hartnäckige Wundschäden heilen soll. Mild und heilsam ist die Luft in diesem Striche, wovon ich selbst die wohlthätigsten Erfahrungen machte. Leben und Thätigkeit beseelt die Landschaft. Die hier sich wilder krümmende Sill fliegt von Mühle zu Mühle fort. Alles ist angebaut; kleine Felder, Wiesen in Thälern, und auf den Gipfeln der Hügel, die sich bis zur Waldregion erheben, auch fruchtbare Gärten zeugen von den Segnungen, womit die Natur unter diesem heitern Himmel die Mühen des Fleißes vergilt. Die bei uns so sehr geachtete, aber nur als Gesträuch wachsende, Berberitze schießt hier an allen

Klippen und Mauern reichlich hervor, und gedeiht zum kräftigen Stamme.

Vor Störzing verließ uns die Sill, und der Eisack ward nun unser Begleiter. Beim Dorfe Flörs öfnete sich uns der große Anblick der Gletscher, aus welchen dieser Fluß entspringt. Auch er treibt das Räderwerk vieler Mühlen, richtet aber auch durch seine öfteren Ueberschwemmungen in den Niederungen große Verwüstungen an. In den Schlüften der Eisgebirge, die in der Ferne glänzten, sollen herrliche Thäler voll schöner Dörfer liegen. Daselbst wird Weizen, Roggen, Gerste und Hafer gebaut. Das Getreide, welches wir auf unserm Wege sahen, stand im kräftigsten Wachsthum. Die Feldmarken sind klein. Das Land wird durch Menschenhände nur mühsam mit der Hacke bearbeitet. An einem kleinen viereckigen Karren wird vorn ein Esel gespannt; der Eigenthümer und seine Frau schieben von hinten nach, um den Dünger zwischen die Felsen hinauf zu bringen. So ergiebig der Boden unter Begünstigung des Klimas hier und da ist, so reicht der Ertrag für das Land doch nicht hin. Dagegen sind Viehzucht, Weinbau, und selbst der Speditionsverkehr auf den treflichen Landstraßen, sehr ergiebige Erwerbsquellen der Tyroler.

Mittenwalde um 2 Uhr Nachmittags.

Der Name Mittenwalde spricht die Lage des Ortes aus: er ist rings mit Waldung umgeben. In der ersten Stunde des Weges veränderte sich die

Schönheit des Störzinger Thales nicht; jeder Rückblick war für uns ein Moment der Feier. Klöster und Schlösser prangten auf der Höhe der Hügelregion; doch verlor sich das schöne Wiesengrün in die Farbe der Sumpfkräuter; auch ward die Felsengegend nun immer wilder. Wasserfälle stürzten bald zur Rechten bald zur Linken von den Höhen nieder. Nur die dunkle Tanne und der hellgrüne Lerchenbaum wuchsen auf diesen Felsen in hohen schlanken Stämmen. Aermlich und verkrüppelt mischte sich darunter die weiß hervorschimmernde Birke, die in meinem Vaterlande kräftig wie eine Eiche emporschießt, und ihr duftendes Laub an breiten Aesten, gleich der Trauerweide, vom Winde melancholisch umher wehen läßt. Die Gegend um Mittenwalde ist eine völlige Wildniß, die nur von dem durchrauschenden Eisackfluß einigen Anklang der Lebendigkeit erhält. In seinem breiten Bette liegt eine lange Steininsel, mit Waldung bewachsen.

Brixen, Abends nach 9 Uhr.

Gegen Brixen wird der Weg zwischen Waldung und Felsenmauer immer enger, und die umher geworfenen Felstrümmer machen den Anblick noch melancholischer. Endlich nimmt die Landschaft einen mildern Charakter an. Neben hohen Porphyrfelsen, sahen wir die ersten echten Kastanienbäume; schönes Laub säuselte an ihren hohen prachtvollen Stämmen. Der Tag neigte sich, die Abendluft wehte sanft; wie von einer Glanzwolke getragen,

gen, ging der Mond über die dunkeln Porphyrmaſſen auf, und umdämmerte allmählich mit ſanftem Lichtſchimmer die Landſchaft. Nicht ſo freundlich als die Gegend umher, empfing man uns hier im Wirthshauſe zum Elephanten. Gleich mürriſch waren Gaſtwirth und Dienerſchaft.

Kolman, den 18. September.

Mein Erwachen in Brixen war ein Entzücken über die Fülle der Fruchtbarkeit, welche hier alle Felſen umgürtet. Der ganze Kranz hoch über einander gethürmter Berge iſt treflich angebaut. — Wer Zeit genug hätte, Tyrol mit Muße zu durchreiſen, würde ſich ſehr belohnt finden, wenn er die Seitenthäler und die reizenden Landſitze beſuchte, welche die Berggegenden verſchönern. Der Weg von Brixen bis Kolman, der hier und da durch wilde Stellen führt, iſt gleichwohl eine der intereſſanteſten Straßen; maleriſch liegende Landhäuſer, Klöſter und Dörfer, ſind an den Hügeln umher verſtreut. Das Frauenkloſter Seben hat eine ganz einzige Lage. In einem reichen, von dem Eiſack durchſtrömten, Thale ſteigt ein Granitfelſen gegen 2000 Fuß kegelförmig empor. Auf dem Gipfel dieſer Pyramide thront das prächtige Kloſter. Vom Fuße des Berges ungefähr bis zum Drittheil der Höhe zählten wir 60 Terraſſen, alle mit Weinreben beſtanzt. Das weite Thal hat hier und da kleinere fantaſtiſch geformte Felſenhügel, deren Wände ſtark belaubt waren; die ganze Kette, die das Thal um-

schließt, ist reich angebaut. Vormals war das Kloster Seben der Sitz der Bischöfe von Brixen; einer derselben verlegte aber seine Residenz in die Stadt, und schenkte dies Kloster den Elisabethinerinnen. Keine Nonne, die sich dahin begiebt, darf den hohen Berg mehr verlassen; abgesondert von allen Thalbewohnern, schweifen nur ihre Blicke von der Höhe in die Tiefe herab, die sie nicht betreten darf. — Nachdem wir das, noch in diesem reizenden Thal liegende, Städtchen Clausen verlassen hatten, ward die Gegend wilder. So sehr die Seele durch die hohe Lieblichkeit des Thales, und durch die Majestät der Gebirge entzückt war, so sehr das Städtchen Clausen beim ersten Anblick gefiel, so sehr empörte doch die innere Unsauberkeit dieses Orts Augen und Geruchsnerven.

Teutsch, Mittag gegen 1 Uhr.

Der Weg von Kolman bis Teutsch hat denselben wilden Charakter, durch welchen jener sich auszeichnet dessen Fortsetzung er ist. Er drängt sich durch finstre Klüfte; wunderbare Grottenbildungen erscheinen zwischen Felsentrümmern. An den hohen Porphyrwänden schweben oft zu beiden Seiten des engen Weges große Blöcke, die den Niedersturz drohen; der pfeilschnelle Eisack durchrauschte die wilde Schlucht. Auf diesem Wege bekam ich auch eine anschauliche Vorstellung von den oben erwähnten trocknen und nassen Murren (S. 93): noch schrecken hier die Spuren der durch sie angerichteten Verwüstungen.

So grausend diese Wildniß ist, so schauerlich erhaben und entzückend ist sie. Mitten unter den Ruinen alter und neuerer Zeit arbeitet eine reiche Vegetation ungestört fort, und ruhig bauen die Berg- und Thalbewohner ihre Hütten. Ich fragte die Postmeisterin: ob sie nicht unter diesen Spuren der Zerstörung in Furcht lebe, und ob nicht Reisende durch herabrollende Steine zuweilen getroffen werden? Sie erwiederte sehr ruhig: „Wovor sollen wir uns fürchten? Gott liebt seine Menschen; er wird die Steine schon so hinunter rollen lassen, daß sie niemand schaden.“ Die fromme Frau versicherte, es habe sich noch immer so gefügt, daß die Felsen darn nur niederstürzten, wann niemand sich auf der Straße befand.

Botzen den 19. September.

Von Teutsch bis Botzen reist man gleichsam durch einen Weingarten. Die höchsten Gebirge sind mit Rebstöcken beflanzt, in den Thälern wird der Wein zu niedrigen Bogengängen gezogen.

Vormals ging der Weg von Teutsch nach Botzen auf der andern Seite des Berges, aber Waldströme verschütteten vor einigen Jahren an so vielen Orten die Kunststraße dergestalt, daß eine neue aufgenommen werden mußte. Die Stadt liegt in einem weiten Thale, das ein großer Weingarten zu seyn scheint, in welchem unzählige Lauben dicht an einander stoßen. Im Hintergrunde steigen die hohen Gebirge amphitheatralisch empor.

Den 20. September.

Botzen ist eine alte, sehr ansehnliche Stadt; sie liegt auf Hügeln, und hat daher unebene Strassen. An den hohen Häusern, mehrentheils von unedler Architektur, schweben luftige Vortritte, und die Söller bilden aussichtreiche Altane. Bedeutende Bogengänge laufen, zur Bequemlichkeit der Fußgänger, an den Häusern hin, gewähren aber den Gebäuden und Straßen durchaus keine Schönheit; besonders da die letztern fast durchgehends enge sind.

Hier fängt schon die italiänische Sitte an, den Fußboden in den Zimmern, statt der Dielen, mit Backsteinen auszulegen, oder was der Gesundheit noch nachtheiliger ist, mit Gips-Estrich zu übergießen. Außer dem ehrwürdigen gothischen Thurm der Hauptkirche, der einen guten Eindruck macht, bemerkt man kein sonderlich ausgezeichnetes Gebäude. Jetzt wird ein großes schönes Wirthshaus erbaut, und das der Vollendung nahe Komödienhaus wird einst eine Zierde der Stadt seyn. Ihre Umgebungen sind reizend; die Hügel umher mit Wein- und Obstgärten bedeckt: das Obst ist berühmt, und wird außer Landes bis tief nach Norden geführt. Unaufhörlich ist auf den Straßen ein lebhaftes Gewühl, welches auf eine bedeutende Volksmenge schließen läßt. Die Stadt hat jährlich vier Jahrmärkte, und zu allen Jahreszeiten begegnen sich hier die mannichfaltigsten Produkte von Süden und Norden.

Vermöge der geographischen Lage müßte Botzen

durch Transitohandel um vieles blühender seyn, wenn nicht die Regierung diesen Verkehr auf so mancherlei Art beschränkte. Leicht könnte der ganze Handel aus Italien nach Frankreich und Deutschland durch Tyrol geleitet werden, da die schönen Landstraßen, und die beiden schiffbaren Flüsse, der Inn und die Etsch, den Durchzug begünstigen. Aber übelberechnete Maßregeln in Absicht der Zölle, und ausschließende Vorkehrungen des Alleinhandels, erdrücken die freiere Bewegung alles Verkehrs so sehr, daß durch die Hemmung der inneren Betriebsamkeit Auswanderungen erzwungen werden; welches eine Gewöhnung zu unsteter Lebensart nothwendig erzeugen muß. Die halbjährige Abwesenheit dieses oder jenes Familiengliedes stört den ruhigen Gang der Bevölkerung; es fehlt am Ende dem Lande an arbeitenden Händen, und der Tagelohn wird übermäßig vertheuert. Die Arbeit in Feldern und Weinbergen um Bozen wird mit 40 Procent des Ertrages bezahlt: dem Bauer wird es also leichter reich zu werden, als dem Edelmanne sich bei seinen Gütern in Wohlstand zu erhalten. Jener beakkert sein Land selbst, und lebt äußerst sparsam; daher findet man unter den Tyroler Bauern viele Kapitalisten. Wein, Obst und Taback sind die Hauptprodukte, besonders dieses Kreises. Indeß giebt es, trotz der Erschwerungen des Waarenverkehrs, sehr bedeutende Handelshäuser; die aber, der guten alterthümlichen Sitte treu, dem überall steigenden Luxus den Eingang bei sich verschließen.

Ich machte die Bekanntschaft einer der alleransehnlichsten Kaufmannsfamilien; der Kredit des Hauses erstreckt sich durch einen großen Theil des südlichen Europas, denn es ist in die weitläuftigsten merkantilischen Verbindungen verflochten. Jakob Graff, das Haupt dieses Handlungshauses, ist ein geistreicher thätiger Mann, der seinen ausgebreiteten Geschäftskreis mit Ordnung und Anstand ausfüllt. Er besitzt die wohlgegründete Liebe seiner Mitbürger, und das vollständigste Vertrauen der Regierung, die, zur Belohnung seiner Verdienste um das Vaterland in den dringenden Ereignissen des vorletzten Französischen Krieges, ihn mit der Auszeichnung des Theresienordens in den Adelstand erhob; nichts desto weniger bleibt dieser edle Mann mit seiner Familie der alten Sitteneinfalt getreu. Noch mehr wird man überrascht, wenn man in das väterliche Haus dieses Mannes tritt. Hier waltet im würdigsten Kostume die fromme Weise der alten guten Zeit. Nichts von selbstischer Prunksucht kommt in diese Wohnung; aber Wohlthätigkeit geht von ihr aus. Der Vater, ein verehrter und ehrwürdiger Greis, hat den Tyrolern gezeigt, zu welchem Grade der Vollkommenheit ihr herber Wein veredelt werden kann. Die treffliche Mutter erscheint nicht anders als in Botzner Bürgertracht *). Bei dieser

*) Diese reiche, sehr verehrte, Frau trug sich wie jede Botzner Bürgerin, mit glatt gekämmten Haaren und einem Tyroler Strohhut. Der höchste Schmuck der Botznerinnen ist ein steifes Mieder;

originellen Frau iſt die Wundarzeneikunde zur Leidenſchaft geworden. Sie kennt die Heilkräfte der Bergkräuter, aus denen ſie Salben und Kraftwaſſer bereitet. Den Kranken, der ſich ihr anvertraut, verſorgt ſie, außer den Arzeneien, mit angemeſſenen Nahrungsmitteln; und ihre Vergeltung iſt der Triumph der gelungenen Heilung. Solche Triumphe ſind die Lieblingsſtellen ihres thätigen Lebens. Selbſt Beleidigungen verzeiht ſie leichter, wenn der Beleidigte ihr Gelegenheit giebt ihm wohlzuthun. — In einer andern Familie, in die ich eingeführt wurde, näherte ſich die Reinlichkeit ſchon der Eleganz. Ob nun gleich im Einzelnen hie und da Spuren des ſchleichenden Zeitübels ſich verrathen: ſo iſt doch gewiß, daß in Tyrol ſpäter, als irgendwo, die Schweiz nicht ausgenommen, der überwältigende Luxus eindringen wird.

Beſonders anziehend iſt es zu bemerken, wie in dieſer Gränzgegend Deutſche und Italiäniſche Sitten in einander fließen. In der Familie, deren ich eben erwähnt habe, war der Mann ein Tyroler, die Frau eine Italiänerin; mit ihr trat ſogleich das,

dazu tragen ſie einen dreieckigen flornen, tief in den Nacken hinabreichenden, Hut; eine ſchmale ſchwarze Schneppe läuft unter demſelben bis zum Haarwuchs der Stirne hin. Die geringſte Feuchtigkeit erſchlafft die Steife des Hutes, 36 Kreuzer koſtet es jedesmal ihm wieder ſein gehöriges Anſehn geben zu laſſen. Die reichen Frauen ſetzen auf den Boden ihres Florhutes noch eine kleine runde Mütze, geſchmückt mit echten Perlen oder Edelſteinen.

in den deutschen Familien ungewöhnliche, Cicisbeat in das Haus. Ohne einen Cicisbeo erscheint keine verheirathete Italiänerin in Gesellschaft. Der Mann geht seinen Gang, oder ist der Cicisbeo einer andern Frau. Begegnen sich Mann und Frau zufällig an einem dritten Ort, so wird zwischen beiden durchaus ein gegenseitiges fremdes Betragen beobachtet; ein anderes würde unschicklich seyn. Aufsehn im Publikum veranlaßt es, wenn eine Frau den Cicisbeo wechselt; und man tadelt einen oder den andern, zuweilen beide. Gewöhnlich wird schon im Ehekontrakt die Wahl des Gesellschafters der Frau bestimmt.

Wie sich hier deutsche und italiänische Sitten vermischen; so gehn auch Bigotterie und Freigeisterei, Verehrung und Vernachläßigung des geistlichen Standes neben einander. Zur letzteren gaben zwei Kapuziner die auffallendste Veranlassung. Sie hatten sich von den Franzosen dazu gebrauchen lassen, das Volk im Gebirge dem französischen Systeme zuzuwenden. Die patriotischen Bauern ergriffen die Verräther, führten sie in das Oestreichische Lager, und bestanden darauf, daß die Strafe des Stranges an ihnen vollzogen werden sollte. Der Feldmarschall Laudon mußte sein ganzes Ansehn geltend machen, um nur die entrüsteten Bauern abzuhalten, daß sie nicht selbst auf der Stelle die verrätherischen Mönche hinrichteten. Diese Geschichte hat freilich den Einfluß der Geistlichkeit hier und da beschränkt, mehr aber noch die Achtung für diesen

Stand vermindert. Dessenungeachtet verfehlten die Predigten der Geistlichen gegen die Errichtung eines Theaters in Botzen ihren Zweck so wenig, daß das Gouvernement sich genöthigt sah, den drohenden Stürmen des Pöbels die strengsten Maßregeln entgegen zu stellen. So wunderbar durchkreuzen sich in verfinsterten Köpfen die Vorstellungsarten. — Ein sehr verehrungswürdiger Mann, der die Besitzungen eines von Kaiser Joseph aufgehobenen Nonnenklosters an sich gekauft hatte, erzählte mir, daß er unter den Klostergebäuden furchtbare mit allerlei Marterinstrumenten versehene Gefängnisse gefunden habe. Diese Entdeckung sey von ihm nicht verheimlicht worden. Dagegen habe sich nun die Geistlichkeit bemüht, das darüber erstaunte Publikum zu überreden, daß er, der jetzige Besitzer, aus Haß gegen Religion und Priesterschaft, solche Instrumente herbei geschafft hätte. Gegen dies Vorgeben schützte den allgemein geschätzten Mann nun zwar das Vertrauen, welches seine Mitbürger in seine unbefleckte Rechtlichkeit setzen; gleichwohl beharrte das Volk bei der Meinung, daß Joseph Unrecht gehabt habe, Klosterstiftungen aufzuheben.

Durch solche rasche unvorbereitete Veränderungen wird die wahre Religiosität im Volke eben so sehr vermindert, als durch das unmoralische Betragen und den Stumpfsinn der Geistlichkeit, die das Volk bloß durch kirchliche Ceremonien und Heiligenlegenden zu unterhalten sucht, ohne es über seine Pflichten zu belehren. Wir trafen auf unserer Reise

durch Tyrol mehrere Poſtmeiſter an, die ſich über die Geiſtlichen, und über das Gaukelſpiel (wie ſie es nannten) mit Heiligenbildern ſehr unſchonend vernehmen ließen; doch meinten ſie in ihrer rohen Sprache, das Volk müſſe einmal gegängelt, und durch Aberglauben, Betrug und Schreckbilder geleitet, das iſt, regiert werden. Dieſe Herren ſelbſt gehörten zu dem Volke, welches ſie zur Täuſchung verdammten; auch ermangeln ſolche Leute nicht, ſo weit ihr Beruf reicht, ihre ſchiefen Anſichten mit prahleriſchem Dünkel zu verbreiten. Wohin wird es führen, wenn Anſichten dieſer Art gemeiner werden, und das Volk endlich glaubt, dahinter gekommen zu ſeyn, daß es von ſeinen Prieſtern betrogen werde?

Trient den 20. September.

Unvergeßliche Stunden ſind es, die ich in Botzen zubrachte! Tyrol iſt das Land, welches an ehrwürdige Zeiten erinnert. Hier fand ich ſeilige Sitteneinfalt, treuherzige anſpruchloſe Menſchenliebe.

Durch eine Verrechnung in Anſehung der Poſtkurſe, hatten meine Kreditbriefe mich nicht erreicht; aber die Empfehlungen der Firma Jakob Graff begleiteten mich in das Land, deſſen Sprache und Sitten ich höchſt unvollkommen kenne.

Der heutige Weg führte uns durch minder ſchöne Gegenden. Die Tyroler Gletſcher wichen immer tiefer in den Horizont zurück, und die Luft wurde ſchwerer; doch blieb die Landſchaft bis gegen

Brandzoll anmuthig. Dann aber kamen wir durch Spuren zertrümmerter, von Waldströmen hinuntergestürzter Felsenstücke; indeß war das weite, sich zu beiden Seiten des Weges ausdehnende Thal mit kleinen Städten, Landhäuser und Weinhügeln überdeckt. Die Luft wurde immer drückender, denn bis Salurn hin ziehe die vortreffliche Chaussee sich nur durch Sumpfwiesen; das Gebirge verliert den Charakter der Großheit, und senkt sich zu Hügeln hinab. — Die Etsch schleicht durch lange Sumpfflächen; wo aber der Tyroler Fleiß ein trocknes Plätzchen gewinnen kann, ist Wein gepflanzt, und die kleinste Felsenfläche trägt Getreide. Auch die Seidenkultur beschäftigt einen großen Theil der Einwohner. In der Nähe von Trient wird das Thal sehr fruchtbar: vorzüglich sind die Berge gegen Morgen reich angebaut; gegen Westen zeigen die hohen Marmorfelsen eine herrliche Schattierung von roth und gelb, von grau und schwarz.

Trient liegt an der Etsch. Das Aeußere dieser alten Stadt gewährt keinen heitren Anblick; doch hat sie gute Häuser, einige Palläste, schöne Kirchen, und ziemlich breite Straßen. Die Kathedralkirche ist ein großes gothisches Gebäude, durchaus von Quadersteinen erbaut: in der Kirchengeschichte ist sie, wegen des merkwürdigen dort gehaltenen Conciliums, berühmt. Gegen Morgen fließt ein Bach, auf dessen Ufern viele Mühlen und andre Gebäude zur Verarbeitung roher Seide angelegt sind. Einige Arme dieses Flüßchens strecken sich

durch die Straßen der Stadt hin, und versorgen die Häuser mit Wasser. In Trient wird schon durchgehends Italiänisch gesprochen; und die Sitte fiel uns auf, daß nur Männer im Wirthshause die Betten der Fremden machen, und für alle ihre Bequemlichkeiten sorgen.

Roveredo den 22. Septb. Morgens nach 11 Uhr.

Das Städtchen Roveredo ist klein, aber schön gebaut, und hat ein heiteres Ansehn. Die Häuser sind von weißem und rothem Marmor, die Straßen breit und gerade. Die Einwohner haben in ihrem Betragen einen Ausdruck der Fröhlichkeit. — Von Trient fuhren wir eine ganze Stunde zwischen Gärten und Landhäusern, die Wohlstand ankündigten. Ein Theil dieser Anlagen war durch Bergströme mit Steinen überdeckt, und ein anderer durch den Krieg verheert worden. Ganze Strecken der schönen Weinfelder hat der Frevel der Franzosen bloß aus rohem Uebermuth verheert. So erschütternd schon der Anblick solcher Verheerungen ist, so fühlt sich das Gemüth durch die Erzählung, mit welcher Kaltblütigkeit die südlichen Vandalen dies schöne Land verwüsteten, und die Einwohner beraubten, noch schmerzlicher empört. Die Wunden, welche solche Grausamkeiten dem Herzen schlagen, heilen nicht, wenn auch die ergiebige Natur unter diesem gesegneten Himmel die Verwüstungen des Krieges in den wenigen Friedensjahren schon ziemlich

vergütet hat. Hier gedeiht der Stamm des Weines zur Dicke eines ſtarken Armes; in reichen Laub- und Fruchtgehängen winden die Aeſte ſich von einem Stamme zum andern. Das weite Thal iſt ein Garten voll Maulbeer- und Feigenbäume, um welche ſich Weinreben ſchlingen. Marmorgebirge umſchlieſſen das Fruchtthal; auch die Höhen ſind reizend mit Gärten, Kirchen und Villen bedeckt. Die nördliche Seite der Südberge zeigt gröſtentheils nur kahle Marmorfelſen; doch kurz vor Roveredo ſind ſelbſt dieſe mit Landhäuſern und Gärten geſchmückt. Wir begegneten einer Menge Frachtwagen mit roher Seide, welche in der Gegend gewonnen wird; daher es nicht zum Luxus gerechnet werden kann, daß hier Leute aus der ärmern Volksklaſſe ſeidne Strümpfe tragen. Auf der Hälfte unſers Weges bemerkten wir Ueberbleibſel der Mauer, die in den allerälteſten Zeiten das Venezianiſche Gebiet von Tyrol trennte. Traurig zeigte unſer Poſtillon auf die Mauer hin, und ſagte: Wie dieſe Mauer, ſo iſt die Venezianiſche Macht zertrümmert!

Ala, Abends um 6 Uhr.

Hier wiederholte ſich uns der Anblick der von niederſtürzenden Murren herrührenden Zerſtörungen. Auch iſt jetzt noch der vor mehreren Jahren erfolgte Bergſturz, welcher viel Fruchtland verwüſtete und Hütten begrub, bei den Einwohnern unter dem Namen Lavina di Marco in traurigem Andenken. Man fährt zwiſchen einer chaotiſchen Anhäufung

zertrümmerter Marmorblöcke und kleiner Marmorsteine; die Etsch rauscht wildströmend fort durch das grausende Thal; und doch hat mitten unter diesen schauerlichen Trümmern der Fleiß Fruchtgärten angelegt. So reizend die Reise durch Tyrol ist, so abschreckend sind die an verschiedenen Stellen aufgerichteten Pfähle, an welchen man die Geschichte der in solchen Gegenden verunglückten Personen abgebildet sieht.

Volarni den 23. September.

Mehr als irgend etwas sind Berggegenden geeignet, die Seele zum Nachdenken zu erheben. Unter diesen hervortretenden Wundern der Natur fragt der wißbegierige Geist: Nach welchen Gesetzen erfolgten die Umwälzungen, die solche Höhen und Tiefen zurückließen? Welche innere Oekonomie setzte die Kräfte in Bewegung, welche die nördlichen Bergschichten nach einer schrägen, die südlichen aber nach einer mehr oder weniger horizontalen, zuweilen auch gerad aufsteigenden Richtung zusammenschob: hier sanfte Wellenlinien, dort spitzige Winkelformen bildete? Sollten wohl — ich wage eine vielleicht seltsame Frage — sollten wohl die Chladnischen Beobachtungen, denen zufolge locker umhergestreute Sandkörner nach den verschiedenen Modifikationen der Luftbewegung sich zu verschiednen Formbildungen zusammen schütten; sollten diese merkwürdigen Beobachtungen, meine ich, Andeutungen enthalten, die geologischen Erscheinungen der Bergformen zu erklären? —

Bis zu dem Städchen Peri ging unſer Weg durch abwechſelnde Landſchaften: alle zeugten von ſchöner Kultur. Immer verſchiedener von den unſrigen erſchienen Sitten und Gebräuche. Es wird begreiflich, warum die proteſtantiſche Religion ſich im Norden entwickelte, und dort die mehreſten Anhänger fand. Die lebhaftere Fantaſie der Südländer bedarf mehr Spielraum; daher iſt der katholiſche Gottesdienſt mehr auf ſinnlichen Eindruck und Beſchäftigung der Fantaſie berechnet.

Wir, waren ungefähr eine Stunde gefahren, ſo ſahen wir am ſchroffen Abhange eines Felſens, an dem die Etſch vorbei ſtrömt, in einer Schluft ſüdwärts ein Kloſter, von deſſen heiligem Marienbilde der Poſtillon uns Wunderdinge rühmte. Der Weg zum Kloſter ſoll höchſt beſchwerlich ſeyn: gleichwohl wandern dahin rechtgläubige Katholiken aller Stände, um das Gnadenbild der Madonna della Corona zu beſuchen und zu beſchenken; das Gegengeſchenk iſt Sündenerlaß.

Vor Peri liegt am Zollhauſe, wo unſre Koffer verſiegelt wurden, das Haus zur Quarantäne; es iſt ſo ſchlecht gebaut, daß Geſunde, welche hier 40 Tage in ſchlechter Jahreszeit leben ſollen, krank werden müſſen, und Kranke nicht geneſen können. Noch einige Schritte weiter vom Zollhauſe ſahen wir Rudera der neuen Venezianiſchen Grenzen, die das vormalige venezianiſche Gebiet vom italiäniſchen Tyrol abſonderten. Jetzt iſt es anders, und bald wird es wieder anders ſeyn! Eine wilde politiſche

Macht stürmt durch die Verhältnisse der Staaten, und wirft selbst dasjenige wieder um, was sie, mit Feindseligkeiten und Arglist kriegerisch spielend, aufrichtete. Völkerschaften, die das längst Bestandene durchbrechen, gleichen den ausgetretenen Waldströmen, die nichts als Spuren der Verwüstungen zurücklassen. Zufolge des Friedens von Campo Formio scheidet die Etsch das östreichische Gebiet von der Cisalpinischen Republik, welche diese Benennung nur als einen Spottnamen führt, indem sie eine despotisch regierte Provinz von Frankreich ist.

In ernster trüber Seelenstimmung setzten wir unsre Reise fort, denn unser Postillon unterhielt uns von den schauderhaften Scenen des letzten Krieges, von den — nur unter barbarischen Völkern gewöhnlichen — Grausamkeiten der, sich so nennenden, großen Nation. Diese schwermüthige Stimmung wurde durch die äußern Eindrücke der Gegend noch mehr verdüstert; denn einige tausend Schritte vor Volarni wurde die Felsenschlucht immer enger. Die Etsch floß in wilden Krümmungen am Fuß der hohen Marmorfelsen. Trümmer einer alten Festung, die vor grauen Jahren diesen schmalen Paß bewachte, schlossen das Gemälde mannichfaltiger Felsgegenden, die bald durch Bilder grausender Verwüstungen, bald durch segenreiche Fruchtbarkeit den Verstand und die Fantasie auf interessante Art beschäftigen. Beim Ausgange des Passes eröffnete sich eine flache Gegend. Beinahe vier Wochen führte unser Weg nur durch übereinander gethürmte Felsen,

Felsen, die den Horizont beschränkten; jetzt erweiterte sich die Landschaft, die nur noch von entfernten Bergketten begränzt wird. Hier sahen wir die letzten Felsenwände, wo auf gelbem und grauen Marmor tausend und abermal tausend geschäftige Eidexen in schneller Bewegung ihr fröhliches Wesen treiben.

Volarni ist auf unserm Wege der erste Ort, wo an mehreren Häusern statt der Fenster nur Fensteröffnungen angebracht, und gegen Sonnenstrahlen Wind und Regen mit Fensterverschlägen versehen sind. Der Reichthum, den das fruchtbare Land umher andeutet, kontrastirt unangenehm mit der Bettelhaftigkeit dieses Städtchens, dessen Einwohner kein Eigenthum haben, indem Geistlichkeit und Adel das Land besitzen. Zerbrochene Stühle und Tische sind das armselige Geräth unsers Wirthshauses — um so mehr überraschte es mich, die vorzüglichsten italiänischen Dichter, Tasso, Metastasio, Goldoni, in solchen armseligen Hütten zu finden.

Häßlichere alte Frauen sah ich noch nirgend als hier. Sie stecken in einer schmutzigen zerlumpten Kleidung; um den entblößten Kopf weht ein in lockeren Flechten gebundenes, und mit einer langen eisernen Nadel befestigtes, graues Haar. Einem jungen hübschen Gesichte steht dieser einfache Kopfputz wohl; aber ein altes Gesicht, auf welchem manche unedle Leidenschaft tiefe Spuren eindrückte, erweckt Eckel und Grauen, wenn es sich ganz unverhüllt zeigt.

Verona den 24. September.

Der Weg von Volarni bis Verona führt durch eine weite Ebene, die ein reicher Wein- und Fruchtgarten, mit Kornfeldern untermischt, zu seyn scheint. Fruchtbare Berge, mit kleinen Städten und Villen bedeckt, umfassen das weite Thal; die Etsch durchschlängelt es in schönen Ufern. Seit Botzen sahen wir keine einzige hölzerne Hütte mehr. Ein halbes Stündchen vor Verona tönte die Landstraße vom jubelnden Landvolk; die mehresten ritten zu zweien auf einem Esel oder Maulthiere. Ganze Karavanen von Eseln, mit Wein und andern Gütern beladen, begegnen einander. Dazwischen fliegt ein leichtes zweirädriges Fuhrwerk mit einem Sitze, kleiner als ein Armstuhl, vorüber. Schwere Wagen sieht man gar nicht; daher sich die schönen italiänischen Heerstraßen besser als bei uns erhalten. Dies lebhafte Hin- und Hertreiben kündet schon von fern eine bedeutende Stadt an.

Zu den Zeiten der Römer gehörte Verona zu den ansehnlichsten Städten Oberitaliens, welches die häufig vorhandenen Ruinen des Alterthums bezeugen. Sie hat jetzt sechs und eine halbe Miglien im Umfange, liegt in einer von den Apenninen eingefaßten Ebene, und läßt in der Ferne, wo sie mit ihren Gärten sich amphitheatralisch darstellt, etwas Großes und Anmuthiges erwarten. Aber im Innern der Straßen und Wohnungen herrscht ein widriges Gemisch von Dürftigkeit und Pracht, in welcher nur kleinliche Eitelkeit sich gefallen kann. Unter

den großen Häusern und Pallästen findet man selten eine wirklich edle Architektur; die mehresten sind in 'gothischem oder neu-römischen Geschmack erbaut. Einige der größern Gebäude hatten, obgleich sie bewohnt waren, nur Fensteröffnungen, oder zerrissene Papierfenster. Die Straßen sind breit, aber unreinlich: alles zeigt einen gesunkenen und noch sinkenden Wohlstand. Die Etsch durchschneidet die Stadt. Wohlgebaute Brücken wölben sich über den Fluß, dessen Ufer reich mit Mühlen besetzt sind, der aber bei Frühjahr- und Herbstergießungen oft mit zerstörender Wuth austritt. Er trennt die Stadt in zwei sehr ungleiche Theile, von welchen der größte, schönste und bei weitem volkreichere, durch den vorerwähnten Friedensschluß, den Franzosen, der kleinere dem Hause Oestreich zufiel; doch wird die Bevölkerung des letztern Theils durch die Ueberläufer aus dem erstern beträchtlich vermehrt. Der Conskriptionsdruck, das französische Aussaugungssystem, und andere Härten der sogenannten Republik, veranlassen häufige Auswanderungen des republikanischen Theiles in den monarchischen. Wir bewohnen ein sehr gut eingerichtetes Wirthshaus des letzteren. — Das Gewühl der sich auf allen Straßen lebhaft bewegenden Volksmasse trägt den Charakter der Bettelhaftigkeit; der sich auch an unserm Lohnbedienten äußert. Er ist in seidene und wollene Fragmente gekleidet, spricht gebrochen Französisch, ist betrügerisch und geldgierig. Dagegen zeigt die Behandlung in unserm Wirthshause: alle

due torri, keinen Zug von jenem erniedrigenden Charakter der Zudringlichkeit. Das Essen ist reinlich und gut zubereitet; nur an das mit Mais vermischte Brot mögen Deutsche sich schwer gewöhnen. Die nördlichen Italiäner schreiben diesem Brote die Weiße und Dauer ihrer Zähne zu. Die Westfählinger und Curländer lassen ihrem schwarzen Roggenbrote dieselbe Ehre wiederfahren.

Nachts um 1 Uhr.

Wir kommen aus dem Schauspiele. Es wurde ein Stück von Goldoni aufgeführt. Das Parterre hört wenig oder gar nicht auf die Schauspieler; die Stücke haben längst den Reiz der Neuheit verloren, man bringt seine eignen Unterhaltungen mit ins Theater. Bei gewissen ausgezeichneten Stellen wird, ein wie alle mal, Bravo! gerufen. Unter dem fortwährenden Getöse des Parterre ist es besonders dem Fremden unmöglich, die Worte des Schauspielers zu vernehmen. Das Schauspielhaus ist groß und zweckmäßig erbaut, es hat fünf Reihen Logen. — Gegen das Ende des Stückes hatte sich unser gefälliger Begleiter entfernt, und brachte beim Wiedereintritt uns die Nachricht mit, daß an der Thür des Schauspielhauses so eben ein Meuchelmord vorgefallen sey. Die neben mir sitzende Dame, nur für den Thäter besorgt, fragte ängstlich, ob er sich gerettet habe? Ich konnte mein Befremden, wegen dieser Theilnahme, die nicht der Ermordete sondern der Mörder fand, nicht bergen; im

Gespräch darüber äußerte die Dame mit freundlichem Ernst: „Wir Italiäner sind gutmüthige Men„schen; eine Beleidigung aber tragen wir Jahre „lang im Herzen, und spähen nach einem Zeitpunkt „und einer Gelegenheit zur Rache.“ Der gegenwärtige Fall bewährte ihre Behauptung. Vor einem Jahre hatte der Ermordete dem Mörder Gelegenheit zur Eifersucht gegeben.

Die Brücke, über welche wir zum Schauspielhause fuhren, ist von zwiefacher Wache, nach der schon genannten Theilung, besetzt. Auffallend ist das bescheidene Befragen der östreichischen Soldaten gegen alle Vorübergehende oder Fahrende, wenn man es mit der Arroganz vergleicht, mit welcher die Franzosen ihre Fragen an jeden richten. Allein weit besser gekleidet fanden wir die Letztern. Unser Begleiter beantwortete die hierüber gemachte Bemerkung, seufzend, mit dem Aufschlusse: daß die östreichischen Truppen durch ihren väterlich, aber eben darum auch wirthschaftlich, gesinnten Monarchen, die Franzosen hingegen von der mit Abgaben belasteten Republik bekleidet würden. Theuer! theuer müssen die Unglücklichen den Namen Republikaner bezahlen.

Den 25. September.

Heute besuchten wir die große interessante Ruine des Amphitheaters, welches noch von den römischen Zeiten her die Arena genannt wird. Diese ist eigentlich nur der untre innere Raum des

großen ovalen Gebäudes, über welches der Himmel sich wölbt; sein ganzer Umfang beträgt 1531 Fuß. Von der Ringmauer, welche das Amphitheater umschloß, steht nur noch ein sehr kleiner Rest, der jedoch eine bestimmte Idee seiner vormaligen Höhe giebt. Der ehmaligen Venezianischen Regierung gereicht es zur Ehre, daß sie diesem Ueberbleibsel des hohen Alterthums ihre Sorgfalt nicht entzog, und was sich retten ließ, rettete. So haben sich denn, mehrere Jahrhunderte hindurch, die marmornen Zuschauersitze bis auf unsre Zeiten erhalten: sie steigen so stufenweise zur Ringmauer hinauf, daß jede Reihe bequem über die andre wegsehen, und die ganze Arena umschauen konnte. Fünf und vierzig Stufenkreise erheben sich über einander. Hier wurden in der Zeit der römischen Herrschaft, zur Ergötzung des Volks, Gladiatoren- und Stiergefechte gehalten, wo unglückliche Sklaven paarweise unter sich oder mit wilden Thieren auf den Tod kämpfen mußten. Welch ein Volk, dem solche blutige Spiele Freude machten! Mit Bewunderung betrachtete ich die erhabene Ruine, aber mit Entsetzen bebte mein Geist vor den Zeiten zurück, deren Denkmaal sie ist. Die unterirdischen Gewölbe, wo einst die zum Kampf bestimmten Sklaven und Thiere aufbewahrt wurden, sind jetzt zu Krambuden eingerichtet, wo mit allerlei Dingen und schlechten Antiken Handel getrieben wird. Hier besonders ist es, wo die Fremden von der Zudringlichkeit der Italiäner wie von Insekten geplagt werden. — Dem Kaiser Joseph gab die Stadt, bei seiner

Durchreise, in der Arena ein Stiergefecht, wovon eine goldne Inschrift am Eingange Nachricht ertheilt. Jetzt ist das schöne Oval durch ein elendes hölzernes Gerüst, auf welchem Possenspiele gegeben werden, sehr entstellt.

Außer dieser großen Ruine sind, in und um Verona, noch manche Ueberbleibsel der alten Zeit vorhanden. Neuere Paläste sind auf alte Trümmer gebaut. Man findet Reste einer Naumachie, wo ehemals eben so mörderische Schiffgefechte, als in der Arena Gladiatorenspiele, gehalten wurden. Eine Brücke führt noch den Namen des Lehrers der Baukunst: Brücke des Vitruvius. Das Museum verwahrt eine Menge alter Inschriften, und moderner Denkmaale berühmter Veroneser, unter denen Plinius, Catullus, Vitruvius, und Cornelius Nepos oben an stehen.

Die Gründung Verona's wird nach einigen älteren Behauptungen den Etruskern, nach andern den Senonischen Galliern zugeschrieben. In der Folge kam diese Stadt unter die Herrschaft der Römer, und erhielt bald das römische Bürgerrecht. In den Faktionskämpfen der fallenden Republik, wie nachher unter den tyrannischen Cäsaren, hat Verona harte Schicksale bestanden. Unter der Herrschaft Theodorichs und Alboins erhob sich die Stadt, da sie der Sitz des Gothischen Reiches wurde, wieder zu blühendem Wohlstande. Als im Mittelalter Italien in mehrere kleine Freistaaten zerspaltete, erwarb sich auch Verona eine leidliche Existenz: aber

dies war gleichsam nur eine Windstille vor einem nahenden Gewitterſturme. Im 13ten Jahrhundert, während der Ghibelliniſchen und Guelfiſchen Unruhen, ward Verona eine Beute des berüchtigten Ezzellino. Dieſer verſchmitzte Böſewicht war, nachdem es ſein Vortheil heiſchte, ein Anhänger bald der Ghibellinen bald der Guelfen. Nur ſeinem Worte treu, wenn er Verderben ſchwur, gelang es ihm durch Frevel, Liſt und Waffenglück, ſich Verona, Padua, und mehrere andere Städte der Lombardei zu unterwerfen. Konſequente Grauſamkeit, und reich beſoldete Soldaten, befeſtigten ſeine Macht. Dieſer Tyrann, den das Volk vom Teufel erzeugt glaubte, erkor Verona zu ſeiner Reſidenz. Er meinte ſeinen Regentenſitz nicht beſſer ſichern zu können als wenn er ihn mit allen Schrecken der willkürlichſten Despotie umgäbe: ſo folgten Blutſcenen auf Blutſcenen. Auf Sicherheit der Perſon und des Vermögens durfte, außer ſeiner Rotte, niemand mehr rechnen. Um dieſe Schergenrotte, durch welche ſeine uſurpatoriſche Macht beſtand, feſter an ſein Intereſſe zu knüpfen, warf er ihr Belohnungen aus, zu deren Herbeiſchaffung er unter allerlei Vorwänden, beſonders der Anleihen, die Reichen und ſelbſt die mäßig Begüterten plünderte und vernichtete. Alle Gefängniſſe erſchallten vom Geſchrei der unglücklichen Opfer ſeiner Grauſamkeit; welches endlich aus der allgemeinen Betäubung zwei Brüder aufweckte: Monte und Araldo di Moneſtia,

welche den Tyrannen bei der Mittagstafel überfielen. Der eine Bruder ward von der hinzueilenden Wache sogleich niedergehauen, Monte aber hielt den Tyrannen fest und wollte ihn wenigstens mit sich nehmen, wenn er sterben müßte. Die Wache tödtete ihn endlich auf dem gräßlich verwundeten Körper des Ezzelino. Diesem aber war ein schmählicheres Ende von der rächenden Nemesis vorbehalten. Bei einem Feldzuge gegen Mailand wurde er von einem Manne gefangen genommen, dessen Verwandte der Wüthrich theils hatte verstümmeln, theils tödten lassen. In Verzweiflung und kraftloser Wuth, gab er sein verbrecherisches mit Fluch beladenes Leben auf; Verona ward im J. 1259 von diesem Ungeheuer erlöst. — Ein so zerrüttetes Gemeinwesen mußte natürlich in einen schwankenden Zustand zurückfallen. Endlich, der unaufhörlichen innern Unruhen müde, unterwarf sich die Stadt 1406 der Venezianischen Herrschaft. Nun genoß sie eines ziemlichen Wohlstandes, bis die Franzosen durch arglistige Vorspiegelungen in Italien eindrangen, und ihre barbarischen Verwüstungen über dies schöne Land ausgossen. Verona war besiegt; die Eroberer zerstörten die Festungswerke. Die Porta Stupa, durch welche der übermüthige Sieger eindrang, wurde sonst nur bei dem Einzuge gekrönter Häupter geöffnet. Seitdem steht dies Thor für jedermann offen, und niedrige Schmeichelei gab ihm den Namen Porta Buonaparte.

Den 26. September.

Wir beſuchten heut einige Gärten; alle waren einander an Steifheit der Anlagen, Einrichtungen und Verzierungen gleich. Deſto reizender ſind aber die Ausſichten von dort auf die umgebenden Landſchaften und den Gardaſee. Das Wehen der milden mit Orangenduft angefüllten Luft, die ſo lieblich durch die Zitronenbäume ſtreicht, und die blühenden Landſchaftsgemälde umher, erheben das Gemüth zu einer Stimmung, die dem ruhigen heitern Himmel gleicht. Der Gardaſee, auf welchem Schiffe hin und her ſegeln, iſt 35 Miglien (etwa 7 Deutſche Meilen) lang, und 2½ D. Meile breit. Seine blühenden Ufer ſcheinen heſperidiſche Kränze, die, dem Wechſel der Zeiten und Völker trotzend, ruhig fortblühen. Die liebliche Halbinſel Sirmione (Catulls Sirmio) zeigt noch alte römiſche Trümmer, welche den Namen Casa di Catullo führen *). Nahe bei dieſer Halbinſel ſprudelt aus dem See ein ſchwefelhaftes Waſſer; weiterhin eine ähnliche Quelle. Vorzüglich rühmt man einen Mineralbrunnen, etwa anderthalb deutſche Meilen von der Stadt. Die Veroneſiſchen Berge liefern

*) Man ſ. K. Gr. v. Sternberg's Reiſen durch Tyrol im Frühjahr 1804, S. 112. Der Reiſende pflückte einen Lorberzweig in Catulls Garten. Die Villa des Plinius am Comerſee iſt ſo oft unterſucht und beſchrieben worden. Auch hier ſind viele verſchüttete Gewölbe und merkwürdige Subſtruktionen. Warum wiſſen wir davon faſt gar nichts? B.

verschiedene Marmorarten, unter denen der gelbe besonders geschätzt wird. In den Felsenmassen findet man häufig versteinerte Fische, am häufigsten in dem sehr geachteten grünen Steine. Der Monte Baldo, der höchste Berg bei Verona, enthält versteinerte Seeprodukte, und trägt herrliche Kräuter. — Der bedeutendste Handelszweig der Stadt ist rohe Seide, die nach Norden versendet wird; doch gehört sie nicht zu den bessern Gattungen der italiänischen Seide. Unter den hiesigen Weinen wird der von den Anhöhen, dem in den Thalgegenden wachsenden mit Recht vorgezogen. Oel, Flachs und Mais wird reichlich gebaut. Die Hüllen der Maiskolben dienen zu Bettunterlagen; sie gewähren ein treffliches elastisches Lager.

Morgen geht unsre Reise nach Venedig. Wir haben einen Vetturino gedungen, der uns mit zwei Wagen und vier Pferden hin und zurückbringt, dabei für die Bekdstigung unserer ganzen Gesellschaft, die aus sechs Personen besteht, sorgt, auch für die Fahrzeuge, die uns auf der Brenta nach Venedig führen: dies alles übernimmt er für vierzig holländische Dukaten.

Vicenza den 27. September.

Als wir Verona verließen, mußten wir uns der französischen Visitation unterwerfen. Dieser Akt gleicht mehr einer Kriminaluntersuchung, als einer Polizeimaßregel. Menschen und Gepäcke werden in einem dunklen Schuppen eingesperrt, der hinter

ihnen sogleich verschlossen wird. Das ganze Benehmen hat etwas Schreckhaftes, um so mehr, da der Fremde die Gesetze nicht kennt, nach welchen in diesem inquisitorischen Augenblicke sein Gepäck verdammt oder losgesprochen wird. Durch Geld freilich kann man sich eine mildere Behandlung verschaffen.

Der Weg von Verona durch die Ebene hat eine ermüdende Einförmigkeit, so schön auch die Fluren angebaut sind. Zwei Stunden fuhren wir in einem breiten Flußbette, welches gegenwärtig trocken und mit lockern Steinen angefüllt war. Der Strom, der es im Frühling und Herbst ausfüllt, heißt Alpon; er kommt von der Montagna del Carbone herab. Auf diesem Berge sollen noch Abkömmlinge der alten Cimbern wohnen, die sich durch Sprache und Sitten von den Italiänern unterscheiden. Es wäre zu wünschen, daß der Graf Thurn, der als Oestreichscher Gubernialrath in Verona diese Gegend bereiset hat, seine darüber gemachten Bemerkungen mittheilte. Dieser geistreiche junge Mann nannte mir folgende, mit Cimbrischer Nachkommenschaft bewohnte, Ortschaften: Cero, Rovere di Velo, Bolca, Alfaedo, Vestena nuova, Vestena vecchia, und Campo Silvano *).

*) Bekanntlich ist über die so zuversichtlich behauptete Cimbrische Abstammung der Sieben Gemeinden (i sette communi) im Vicentinischen und der Dreizehen im Veronesischen viel gestritten worden. Pezzo heißt der eifrigste Vertheidiger dieser durchaus unhalt-

Die Stadt Vicenza liegt in einer schönen Umgebung von freundlichen mit Villen besetzten Hügeln. Ihr wird die nehmliche Entstehung wie der Stadt Verona zugeschrieben, mit welcher sie auch fast gleiche Schicksale hatte. Doch litt sie stärker in den Kriegen des Hunnen Attila. Friedrich II, im Kriege gegen den Papst Gregor XI, übergab sie den Flammen. Mit verwickelt war Vicenza in den Unruhen, in welchen die kleinen Italiänischen Republiken sich unaufhörlich befehdeten. Zu dieser Zeit, es war das Jahr 1233, trat Johann von Vicenza hier auf, ein Dominikanermönch, dessen Beredsamkeit so siegreich auf die erbitterten Gemüther wirkte, daß er einen Frieden zu Stande brachte,

baren Hypothese, der eine mißverstandene Stelle des Strabo zum Grunde liegt. Der um die Geschichte und die Freiheit Tyrols unsterblich verdiente Baron von Hormayr hat (Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol Th. I, S. 134 — 182) noch viel gründlicher, als es schon Büsching gethan hatte, die offenbare Identität der Sprache der Sette Communi mit der Sprache der Bewohner von Roncogno, Lavarone u. s. w. im Tridentinischen dargethan. Früher hatte Adelung (Aelteste Geschichte der Deutschen) die Sache schon gründlich erwogen (man vergl. Dessen Mithridates I, 213 fgg.). Die neuesten und interessantesten Nachrichten über dies merkwürdige Hirten- und Bergknappen-Völkchen gab uns der hochverdiente Graf von Sternberg in seinen viel zu wenig gekannten Reisen durch Tyrol S. 36 — 49, wo in den Beilagen auch ein sehr vollständiges Idiotikon und einige Gesänge mitgetheilt sind. B.

in welchem zwanzig kleine Völkerschaften sich mit einander aussöhnten. Man hatte an dem Außerordentlichen dieser Erscheinung nicht genug, es mußte mit wirklichen Wundern begleitet werden. Der Dominikaner ward für einen Heiligen erklärt, welcher Kranke gesund und Todte lebendig machen könne. Fromm und gut gesinnt begann ohne Zweifel der wackere Mönch sein Friedenswerk, dessen Erfolg ihn aber selbst so überraschte, daß seinen Kopf der Schwindel der Eitelkeit einnahm, und er von den Vicentinern nicht nur den Mitsitz im Rathe des Gemeinwesens, sondern eine vollständige Obergewalt sammt dem Grafentitel verlangte. Das Volk zögerte nicht dem heiligen Manne alles zuzugestehn: und er, von Herrschsucht getrieben, säumte nicht die ihm anvertraute Gewalt recht fühlbar in Thätigkeit zu setzen. Er ward ein gemeiner Despot, und brachte auf die Art selbst wieder Unruhen hervor, in denen er endlich gefangen genommen und alles Einflusses beraubt wurde. Nach zwanzigjähriger Entfernung trat er aufs neue auf den Schauplatz, und begeisterte in den Städten umher die Einwohner zum Kriege gegen den berüchtigten Ezzellino. — Seitdem ward Vicenza bald von Padua, bald von Carrara abhängig, bis es sich unter vortheilhaften Bedingungen der Republik Venedig hingab, mit welcher es nun die letzten Schicksale theilt.

Die Stadt Vicenza hat vier ital. Meilen im Umfange, über hundert Kirchen und Klöster; Einwohner zählt man 30000. Zwei kleine Flüsse,

die aber bei Regenwetter sehr anschwellen, durchschneiden die Stadt. Unter den drei Brücken, die wahre Zierden des Orts sind, zeichnet sich vorzüglich die Brücke des heil. Michael aus, welche nach Palladio's Angabe erbaut ist. Die schönsten Palläste sind von diesem berühmten hier gebornen Architekten, der zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte. Die Luft um Vicenza soll die gesundeste seyn: daher die Landhäuser umher außerordentlich theuer an Fremde, besonders Engländer, vermiethet werden. Doch wimmelt sie von Insekten, wie die Straßen von Bettlern; beide fallen vorzüglich die Fremden an. — Mit der Bewirthung, die uns der Vetturino besorgt, können wir sehr zufrieden seyn. Zimmer und Betten sind, gegen die Gewohnheit der Italiäner, reinlich, das Essen schmackhaft.

Den 28. September.

Heute fuhren wir nach dem sogenannten Marsfelde (il Campo Marzo), auf welchem vormals die Römer ihre Soldaten übten, jetzt aber Märkte gehalten werden. Das Thor zu diesem Raume trägt deutliche Spuren des Mittelalters. Unter den von Palladio gebauten Villen zeichnet sich der schöne Landsitz des Grafen Caprara aus. Er hat die Form einer Rotunda. Aus jedem Fenster blickt man in eine schöne Landschaft; vorzüglich reizend ist die Aussicht auf die Chiesa della nostra Dama, die auf einer Anhöhe liegt, und durch einen langen Arkadengang mit der Stadt verbunden ist.

Ein merkwürdiges Gebäude von Palladio iſt das Teatro Olimpico. Dieſer Architekt hatte ſich aus den alten Schriftſtellern die Bauart der griechiſchen Theater abgezogen. Die Sitze der Zuſchauer ſind wie bei dem Amphitheater übereinander gereihet. Den Zuſchauern gegenüber ſind, ſtatt der Couliſſen, bis zur Täuſchung perſpectiviſch gebaute Straßenausgänge angebracht, aus denen die Schauſpieler hervortreten. Im J. 1585 wurde hier der Oedip des Sophokles aufgeführt. Nur die Schauſpiele der Alten können hier gegeben werden, denn die moderne Kunſt erfordert ein durchaus verſchiedenes Lokal. Unbenutzt bleibt indeß dies ſchöne Gebäude nicht; es werden jetzt in dieſem Theater litterariſche Zuſammenkünfte und Redouten gehalten.

In den Gebirgen um Vicenza finden ſich häufig verſteinerte Meerprodukte; beſonders merkwürdig in dieſer Rückſicht iſt die Grotte de' Cavalli. Der Mineralbrunnen Recovaro ſoll dem Pyrmonter gleich ſeyn; auch iſt das warme Bad S. Pancrazio di Barbarona nicht unberühmt.

Eine ſchöne Flur umgiebt die lebhafte Stadt: reich an Weingärten und Olivenpflanzungen, an Mais, Futterkräutern und Hanf; herrliche Wieſen grünen dazwiſchen in üppiger Fülle. Das hier gewonnene Oel iſt vortreflich.

Padua den 29. Sept. Abends nach 7.

Durch eine fruchtbare Ebene führte uns eine trefliche Straße hieher. Weinreben ziehn ſich an den

den Maulbeer- und Wallnußbäumen hin. Hier beginnt der Reißbau, und Wiesen wechseln mit Reißfeldern. Beim Anblick einzelner Strohdächer war es mir, als feierte meine Seele ein süßes Wiedersehn des Vaterlandes: so kann selbst das Minderschöne ein rührendes Interesse gewinnen, wenn es an geliebte Gegenstände erinnert.

Padua's Entstehung verliert sich in die Fabelzeit. Virgil nennt Antenor, als den Stifter dieser Stadt. Sie ist der Geburtsort des Livius. Durch Attila's Verheerungen litt sie wiederholentlich: die Einwohner flüchteten vor diesem Verwüster in die Sümpfe, aus denen Venedig empor blühte. So betrachtet sich denn Padua als Venedigs erste Pflegerin. — Die Stadt liegt an der Brenta, und ist in Form eines Triangels erbaut. Diejenigen Thore, welche dessen Ecken bezeichnen, sind einem Triumphbogen ähnlich. Das schönste ist la porta del portello, erbaut im Jahre 1539. Padua hat sieben Miglien im Umfang, und war eine Festung. Die Straßen, die durchgängig schlecht gepflastert sind, erhalten durch die Arkaden ein finsteres Ansehn. In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts zählte man hier noch 40000, im J. 1798 nur 32888 Einwohner. Der Ort ist so weitläuftig, daß er entvölkert scheint.

Trauriger Wandel der Dinge! Verschwunden sind die goldnen Tage, in welchen Padua durch lebhaften Handel, durch Künste und Wissenschaften, alle Städte Europa's überstrahlte. In ihrer höch-

sten Blüthe stand die hiesige Universität zur Zeit des unsterblichen Galilei. Jünglinge aus verschiedenen Welttheilen versammelten sich hier um die Lehrstühle der Weisen. Arioſt, Taſſo, Stephan Battori, Polens großer Sobieski, und Schwedens Guſtav Adolph *), ſtudirten zu Padua. Petrarka lehrte hier als Kononikus. In jenen frühern Zeiten zählte man in manchem Jahre 18000 Studirende, deren Anzahl in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf 800 ſich beſchränkte, und in unſern Zeiten auf 360 herabgeſunken iſt. Tartini, il maestro delle nazioni genannt, gab noch im verfloſſenen Jahrhundert dieſer Univerſität, als philoſophiſcher und praktiſcher Tonkünſtler, Glanz und Anſehn **); ſein Andenken iſt noch nicht erloſchen. — Außer der Univerſität, hat Padua mehrere gut ausgeſtattete Schulen, die freilich, ſo wie

*) Von dieſem Helden iſt indeß die Angabe wohl unrichtig, und er mit einem andern Schwediſchen Guſtav, dem Sohne des entſetzten Königs Erich, verwechſelt worden: wie dies der Kanzleirath Adlerberth auf das allerwahrſcheinlichſte erwieſen hat, ſelbſt bis zur Ueberzeugung des (nachher S. 152 genannten) Memmo, der indeß doch des Königs Statue, als eines ehemaligen gelehrten Mitbürgers von Padua, dort aufſtellen ließ. Man ſ. Berliniſche Monatſchrift 1809 Oktober, S. 234 fgg.

**) Wie viel Naumann dieſem vortreflichen, ſich zur Myſtik hinneigenden, Manne zu danken hatte, und mit welchen myſtiſchen Ideen ſeine Gedanken über Muſik durchwebt waren, findet man in „Naumanns Biographie" von Meißner.

die Universität selbst, unter dem Einflusse der Geistlichkeit stehn, welche sehr bemüht ist dem Geiste Fesseln anzulegen.

Den 30. September.

Auch hier fanden wir, durch unser Empfehlungsschreiben an den geistreichen Arzt Caldani, und den äußerst gefälligen Banquier Fioravanti, eine Aufnahme die mich überraschte, und meine Idee von der liebenswürdigen Gefälligkeit gebildeter Italiäner sehr günstig bestätigte. Eben so freundlich nahm sich zu Vicenza das Haus Milano unser an. Nur der Charakter der niedern Volksklassen in Italien erscheint überall in mitleidswürdiger Verwahrlosung. Bettelhaftigkeit und Eigennutz sind die Hauptzüge desselben. Aber diese zurückstoßenden Fehler treffen, als anklagende Vorwürfe, mehr die Verfassung als das Volk. Gewalt und List haben ihm nach und nach alles Landeigenthum aus den Händen zu winden gewußt. Nichts blieb ihm übrig, als die Körperkraft; diese vermiethet das Individuum für einen Tagelohn: und so lebt es dürftig und gedankenlos aus einem Tage in den andern hinein. Mit dem Alter erwarten selbst den fleißigen Arbeiter Mangel und Elend. Eben so auffallend als diese Armuth, sind die sittlichen Unvollkommenheiten die sich bei dem sonst so geistreichen Volke offenbaren. Die niedre Klasse ist, mit geringen Abweichungen, überall einander gleich, überläßt sich ziemlich gutwillig der gewohnten Abhängigkeit, und kann nur

durch eine weise Regierung und Religion bis zu der Stufe veredelt werden, daß statt bloß mechanischer Religionsübungen eine gebildete Gesinnung und eine selbstthätige Sittlichkeit in dem Charakter hervortrete.

Wer den angebauten Strich Landes, den wir hinter uns gelassen haben, besucht, wird die Reisebeschreiber, welche die Italiäner der Trägheit beschuldigen, der Ungerechtigkeit anklagen müssen: und wenn er dann gleichwohl den grellen Abstich zwischen dem reichen Lande und der so allgemeinen Verarmung des Volks wahrnimmt, so wird er sich, wenn er die Verfassung nicht berücksichtigt, diese Erscheinung nicht zu erklären wissen. So unbevölkert Padua ist, so mußten wir uns doch, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besuchen, durch ein unerträglich drängendes Gewimmel von — Bettlern hindurch winden.

Zu den vornehmsten Merkwürdigkeiten wird der große Gerichtssaal gerechnet, der vielleicht einer der größten Säle in Europa ist: er hat 300 Fuß Länge, 100 Fuß Breite, und die nehmliche Höhe. Neunzig Pilaster sind inwendig an den Mauern angebracht; aber weder Pfeiler noch Säulen unterstützen seine bleierne Decke, welche bloß von starken eisernen Stangen getragen wird, die von den Wänden ausgehen. An die Wand des Hintergrundes malte Giotto 1350 die zwölf Zeichen des Thierkreises, andre Sterngruppen, die Planeten, die Monate, die Jahrzeiten, und die Apostel. Im J. 1762

reſtaurirte Francesko Zannoni dies wunderliche Bildergemiſch. Mitten in dieſem Saale ſteht noch der Sandſtein, auf dem vormals die Bankerotirer mit entblößtem Haupte im Angeſicht des Volkes ihre Armuth beſchwören mußten, wenn ſie der ſchimpflichen Gefängnißſtrafe entgehen wollten. Aber ſchon im verfloſſenen Jahrhundert iſt dieſer Gebrauch abgekommen. — Eben dieſer Saal iſt mit Marmorbüſten verſchiedener Gelehrten und merkwürdiger Perſonen geſchmückt. Keine dieſer Abbildungen trägt das Gepräge der vollendeten Kunſt. Die Büſte des Livius wird für eine Antike gehalten, welches Kenner der alten Kunſt ſchwerlich zugeben dürften *). Noch mindern Kunſtwerth hat die Büſte der Paduaniſchen Lukretia, Dondi Orologia; ſie iſt nur durch den tragiſchen Vorfall merkwürdig, an den ſie erinnert. Dieſe berühmte Paduanerin war aus einer anſehnlichen Venezianiſchen Familie, eine geborne Orologia, und mit dem Marcheſe Pio Ena de gli Obizzi verheirathet.

*) Gewiß nicht. Es iſt längſt abgeſprochen, daß dieſe Büſte (abgebildet bei Gronov Thes. Antiqu. Graec. T. III. Tab. VVV, und daraus in vielen Ausgaben des Geſchichtſchreibers) ein ganz unbekannter und ungenannter alter Kopf iſt, den der Antiquar Baſſano (derſelbe, dem wir das gutgeſchriebene Leben des Tyrannen Aeiolino oder Ezzelino verdanken) in den Saal ſchenkte, und daß die darunter angebrachte Inſchrift einem Freigelaſſenen Halys aus der Dienerſchaft der Kaiſerin Livia zugehört. Das hat Orſato in ſeinen Marmi eruditi unwiderſprechlich bewieſen. B.

Sie liebte ihren Gatten und war ihm treu. Paganino Sala, ein schöner junger Mann, verliebte sich in die reizende Frau, fand aber kein Gehör; in seiner bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft, raubte er ihr, während einer Abwesenheit ihres Gatten, das Leben. Sala ward ergriffen, des begangenen Mordes überwiesen, jedoch nicht zum Geständnisse gebracht; weshalb ihm nur eine funfzehnjährige Gefängnißstrafe zuerkannt werden konnte. Während dieser Zeit erwuchs der Sohn der Ermordeten, Ferdinand Obizzi, zum Mann. Unvergeßlich tönte in seinen Ohren das Geschrei der edlen Mutter, von deren Seite ihn Sala wegerissen hatte als er sich ihr näherte. Schon als fünfjähriger Knabe schwur er dem Mörder Rache, und nach Verlauf der funfzehnjährigen Gefangenschaft ward Sala von dem jungen Obizzi erschossen. Dieser verließ hierauf sein Vaterland und ging in östreichsche Kriegesdienste. Er starb, nachdem er funfzig Jahre ehrenvoll gedient hatte, 1710. Der Ruhm eines edlen Menschen und tapfern Kriegers schmückt sein Andenken.

Unter den Kirchen in Padua ist die der heil. Justina unstreitig die schönste. Sie wurde im J. 1520 auf dem Raume eines alten Tempels der Eintracht, durch Andreas Riccio, nach seinem eigenen Risse erbaut. Ihr Ansehn ist eines ernsten Heiligthums würdig. Mehrere Kuppeln erheben sich auf ihrer Decke; die mittlere ist die höchste, sie hat von außen, mit dem Kirchengebäude und der auf

der Kuppel ſtehenden Bildſäule der Heiligen, 232 Fuß Höhe. Im Innern dieſer ſchöngebauten Kirche herrſcht eine anziehende Einfachheit und zweckmäßige Eleganz. Ueber dem Altare ſieht man ein herrliches Werk der Kunſt: die Abnahme Chriſti vom Kreuz in Marmor, von Filippo Parodi, einem Genueſer. Die Gruppe ſoll aus Einem Blocke karrariſchen Marmors gehauen ſeyn. Die Figuren ſind in Lebensgröße. Maria, die neben dem Leichname ihres Sohnes ſteht, iſt voll Hoheit, aber gebeugt von tiefem innigen Schmerz. Das Ganze iſt ein ſtilles trauerndes Leben. Johannes Blick, voll weinender troſtloſer Liebe, ruht auf dem theuern Reſte ſeines unvergeßlichen Meiſters. Aber Magdalena, ganz aufgelöſt in das Gefühl ihrer Verlaſſenheit, hat nichts mehr, hält nichts mehr feſt als ihren unendlichen Verluſt. Die ſchön gedachte und treflich ausgeführte Gruppe macht einen unausſprechlich rührenden Eindruck. — Die Kuppelwölbung der Kirche ruht auf vier ſtarken Pfeilern; das Licht fällt theils durch die Kuppel, theils durch die in den Seitenwänden angebrachten Fenſter.

Die Kirche liegt an dem ſchönen Platze Prato della Valle, dem alten Campus Martius. In den Zeiten des Mittelalters wurden hier, zum Andenken der Befreiung vom Joche Ezzelins, feſtliche Pferderennen gehalten. Jetzt iſt dieſer große Platz mit Statuen von Männern der Vorzeit und unſers Jahrhunderts beſetzt. Vormals war er ein Sumpf, aus welchem ſich eine ſchädliche Luft entwickelte;

selbst jetzt noch ist die Gegend ungesund. Ein reicher Venezianer, Andreas Memmo, welcher Gouverneur von Padua war, und in dieser Gegend der Stadt einen schönen Pallast bewohnte, fing vor ungefähr 30 Jahren an, diesen Platz austrocknen und verschönern zu lassen. Zu diesem Behuf sammelte er von reichen Klöstern und Privatpersonen seiner Vaterstadt Beisteuern. Das Wasser wurde abgeleitet, der gewonnene Boden mit guter Erde überdeckt, und mit Bäumen bepflanzt; als diese aber in dem untern Sumpfboden nicht gedeihen konnten, faßte Memmo den Entschluß den weiten öden Raum mit Bildsäulen einzufassen. Er wußte auch hier wieder Klöster und reiche Männer zu gewinnen, die leere Fläche durch die Bildsäulen verdienstvoller Päpste und ihrer Verwandten zu verschönern. Fremde Fürsten, die ihn besuchten, bewegte er, ihre Statuen dem Prato della Valle zu schenken. Die geistvollen Könige Gustav III von Schweden und der letzte König von Polen schmückten den Platz mit den Statuen ihrer Vorgänger, Gustav Adolphs, Stephan Batteris, und Johann Sobieskis.

Der hiesige botanische Garten ist einer der schönsten in Italien. Nicht minder sehenswerth ist das Naturalienkabinet. Ein Todtenkopf, an welchen der Knochen eines Menschenarmes durch Versteinerung angeschlossen ist, gehört zu den Merkwürdigkeiten des Kabinetts. Dieser in einem Stalaktit eingeschlossene Todtenkopf ist in den Dalmazischen Ge-

birgen gefunden worden. — Das Gymnasium ist eins der schönsten Gebäude in Padua. Am Eingange findet man die Statue der Helena Cornaro Piscopia, eines Frauenzimmers, das zu ihrer Zeit viel Aufsehn erregte, und ihrer Gelehrsamkeit wegen den Doktorhut von der philosophischen Fakultät erhielt. Die Statue ist weder schön gearbeitet, noch durch Physiognomie und Figur anziehend. — Ich übergehe die andern vorzüglichen Palläste, von denen der gräßliche Krieg die ausgezeichnetsten in Steinhaufen verwandelt hat, weil ihre Besitzer edle Patrioten waren, dem Französischen Systeme nicht beitreten wollten, sondern die Republik aufrecht zu erhalten strebten, und dem trugvollen Freiheitsschwindel entgegen arbeiteten. Die irdische Wohlfahrt dieser Patrioten ist vernichtet, aber heilig bleiben die Namen Corner, Zorzi und Vendramin, ihren Landsleuten. Wenn die Franzosen durch ihren vergiftenden Einfluß, wohin sie kommen, Staatsverräther bilden, so zeichnen sich doch fast an jedem Orte auch wieder edle Männer aus, die muthig ihre Wohlfahrt hinopfern, um nur ihre Tugend zu retten, obgleich sie das Vaterland nicht aufrecht erhalten können.

Zu den schönen Gebäuden in Padua gehört das neue, an der Brenta liegende, große Hospital, welches durch die Bemühungen des verehrten Erzbischofes Giustiniani erbaut ist. Dieser edle Menschenfreund veranstaltete vor wenig Jahren unter den reichen Venezianern zu diesem wohlthätigen Zwecke

eine Beitragsammlung, welche hinreichte die nützliche Anstalt zu gründen und zu erhalten. Auch dies Hospital trägt die Spuren der Verwüstungen jenes unglücklichen Krieges, den ein künstlich verbreiteter Freiheitsschwindel veranlaßte. Das große schöne Gebäude lockte die Franzosen an, sie stießen die Kranken hinaus, überließen diese der Hülflosigkeit, und machten das Hospital zur Kaserne. Vieles ist daher in dieser wohlthätigen Anstalt vernichtet, doch ist man bemüht sie möglichst wieder herzustellen.

Padua hat, um dem verehrten Bischofe seinen Dank zu beweisen, ihm ein Denkmal in diesem Hospitale setzen lassen. Canova, den die Venezianer mit Stolz den ihrigen nennen, hat es verfertigt. Das in einem Zimmer zwischen zwei Fenstern eingemauerte Basrelief stellt die Stadt Padua vor: eine schöne weibliche Figur voll Würde, in sitzender Stellung und Lebensgröße. Auf dem Kopfe trägt sie die Mauer-Krone, das gewöhnliche Symbol personifizirter Städte, so anmuthsvoll geformt, daß sie wie ein lieblicher Schmuck erscheint. Das alte Stadtsiegel von Padua hängt an ihrem schönen Arme; der Genius der Humanität reicht ihr eine Marmortafel hin, auf welche sie den Namen des Stifters dieses Hauses schreibt. Minervens Vogel schwebt in einiger Entfernung über dem Genius. Die Füße der Figur ruhen auf einem schönen Piedestal, an welchem Antenor dargestellt ist, wie er den Grundriß der (nach alter Tradition von ihm erbauten) Stadt zeichnet, und Menschen und Thiere

um ihn versammelt sind. Das Ganze ist so zart gedacht, als meisterhaft ausgeführt.

Der Druck der Zeiten, wie hart er diese unglückliche Stadt auch traf, hat dennoch nicht vermocht, den Sinn für die schönen Künste ganz aus ihr zu verscheuchen. Hier, wo Tartini so lange lebte, wird die Tonkunst auch jetzt noch, so wie sein Andenken, verehrt. Wir besuchten eine sehr geschätzte Familie Zigno. Der Mann ist ein leidenschaftlicher Freund der Musik. Sein Gemäldekabinet ehret, mit Unparteilichkeit, die Bildnisse und Virtuosen aller Zeiten und Völker. Von der Musik der neuesten Zeit denkt er nicht vortheilhaft: er findet in ihr ein gefallsüchtiges buhlendes Tongekünstel, welches in den Vorhallen der Seele zerfließt, nicht aber die Begeisterung der alten Musik, die bis in das innre Heiligthum dringet, und eine feierliche Stimmung, eine Erhebung des Gemüths zurück läßt. Auch er nimmt, wie Naumann, in der Musik eine Venus Urania an. — Die Gebeine des unvergeßlichen Tartini ruhen in der Katharinenkirche, unter einem einfachen weißen Marmorsteine. Um die Grabstätte eines edlen Menschen schwebt eine Tempelheiligkeit, die hohe Ahnungsgefühle einflößt.

Den 1. Oktober.

Auf der Plattform des Observatoriums hat man eine reizende und reiche Aussicht. Die fruchtbare Ebene durchschlängelt der Po. Der Gardasee verschönert die weite Landschaft, in welcher

Venedig die Aufmerksamkeit fesselt, so dämmernd das ferne Bild auch erscheint. Die Apenninen, und selbst das Istrische Gebirge, geben der Gegend eine Großheit, vor welcher der Eindruck der lieblichsten und freundlichsten Landschaften einer flachen Gegend zurückstehen muß.

Padua hat 95 Kirchen, und 15 Nonnen- und 24 Mönchsklöster. Im letzten Kriege wurden viele derselben durch die Franzosen aufgehoben, und ihrer Schätze und Kunstsachen beraubt; die Oestreichische Regierung sucht die mehresten Klöster wieder herzustellen.

Man rühmt die Luft in der Gegend von Padua. Ihre Gesundheit bezeugen die Sterbelisten, und viele achtzigjährige Greise. — Fünf Miglien von der Stadt liegen die Bäder von Albano, die gegen Hautkrankheiten, Obstruktionen, und Schwächen, wirksam seyn sollen. Das warme Bad soll zu den heißesten Mineralquellen gehören; das Wasser des kalten Bades, welches die nehmlichen Bestandtheile mit jenem hat, wird besonders Brustkranken empfohlen. Dies Wasser heißt Acqua della Vergine, und soll in den Sommermonaten sehr besucht werden.

Was Fabriken und Gewerbe betrift, so giebt es in Padua verschiedene Wollenzeug-Manufakturen, die bedeutende Geschäfte machen. Aber die Haus- und Stadt-Polizei? Nun ja, sie ist wie überall in Italien. In den mehresten Häusern Unreinlichkeit und Ungeziefer, auf den Straßen schrei-

ende Bettler. Lauter aber noch als dieſe heulenden Stimmen, rufen über die vernachläßigte Polizei die häufigen Meuchelmorde.

Fuſina, Mittags gegen Zwölf.

Während unſer Vetturino das Fahrzeug beſorgt, das uns auf der Brenta und durch die Lagunen nach Venedig bringen ſoll, werfe ich noch einen Blick auf den zurückgelegten Weg. Auf einer treflichen Chauſſee, die ſich durch eine ermüdende Sumpffläche fortzieht, gelangten wir hier an. Für den Weinbau iſt die Gegend zu niedrig und zu feucht, ein gutes Gewächs kann ſchwerlich hier gedeihen; gleichwohl begegneten wir großen Transporten von Trauben, die zur Kelter geführt wurden. Auch für die Menſchen kann die Luft dieſer Gegend nicht zuträglich ſeyn; deſto gedeihlicher iſt ſie der Viehzucht. Schöneres Federvieh, größere Ochſen und Schweine, ſah ich nirgend. Begünſtigt durch den feuchten Boden und das milde Klima, verbreitet ſich eine reiche Vegetation über die Felder. Aber die traurigen Zeugen der hier durchgezogenen Kriegsfurie ſtarrten uns überall entgegen. An den ſchönen Beſitzungen der Familien Tron und Fascari rächten die Franzoſen vorzüglich auf eine gräßliche Weiſe den Patriotismus, mit welchem jene ihren Anlockungen widerſtanden. Hätten mehrere Venezianer den feſten Sinn dieſer edlen Männer beſeſſen, nie wäre die alte Republik unterjocht, nie das ſchöne Land ſo verheert worden. — An beiden Ufern der Brenta,

Steinhaufen und Trümmer ehemaliger Palläste und Villen! Es war als läsen wir ein jammervolles Blatt aus der Geschichte, die es nur zu oft wiederholt, daß Schlaffheit mit Hingebung an Indolenz zerstörender ist, als fremde Kraft, und daß im Mangel an Weisheit und Tugend alle Herrlichkeit untergehen muß. Und welch einen Untergang stellen solche Verheerungen dar! Ach, müssen denn ewig Menschen gegen Menschen wüthen? Vermag denn weder der freundliche Anblick der Kunst, noch der sanfte Reiz der Natur, dem einmal in Flammen gesetzten Wahne Schonung, nun Schonung und Milde, einzuflößen? Armes Menschengeschlecht, wie zerreißt dein Schicksal das Herz!

Unser Vetturino wies hin auf die Ruinen, und erzählte weinend, daß die Franzosen ihn ganz beraubt, und dann seine beiden Söhne, Knaben von dreizehn und vierzehn Jahren, vor seinen Augen ermordet hätten. Der Schmerz überwältigte ihn; er schwieg; sein in Thränen schwimmendes Auge blickte zum Himmel, und ein tiefes Verstummen herrschte durch unsre Gesellschaft.

Moranzano, Nachmittags gegen 5 Uhr.

In einer Zeit von etwa zwei Stunden ruderten wir von Fusina mit einem verdeckten Fahrzeuge hieher. Auf dem linken Ufer der Brenta läuft die Chaussee fort. Kleine schwarze Gondeln, gleich schwimmenden Särgen, schwebten neben uns vorüber. Es ist die fröhliche Zeit der Weinlese. Aus

den, mit Trauben beladenen, Gondeln tönen nicht selten liebliche Tenor- und Baßstimmen, die das nahe Reich der Musik anzukündigen scheinen. Hier ist es wo die Brenta, welche die abgeleiteten Sumpfgewässer der Gegend aufnimmt, sich in das Adriatische Meer ergießt. Ihre Mündung ist durch eine Schleuse verschlossen. Vor dieser sammelt sich das andringende Wasser des Kanals, und steht demnach höher als die Meeresfläche; daher dürfen die Schleusenthore nur mit Vorsicht nach und nach aufgezogen werden, weil sonst der Ausdrang des Wassers einen zu starken Fall bekäme, und das Fahrzeug mit der treibenden Fluth hinausstürzen und verunglücken würde. Nach einer halben Stunde war das Geschäft der Schleusen-Eröffnung geendigt, und wir schwammen sanft in den Meerbusen hinein. Hier wurde das Fahrzeug durch eine daran befestigte Gondel, die mit drei Ruderern besetzt war, fortgezogen. Bald sahen wir die Venezianischen Sbirren der Dogana zur angeblichen Visitation unsers Gepäckes heranrudern; sie forderten aber nur eine Abfindung an Geld, und ließen für einen halben Piaster uns ungestört fortziehen. Sanft glitt unsre Gondel dahin auf der zitternden Spiegelfläche; Wellen blickten auf, und verschwanden. O Leben, du Land der Erscheinungen! fliegt nicht Alles in dir so nichtig vorüber? Dort in der Ferne schwebt, gleich einer Fata Morgana, die herrliche Stadt auf den Fluthen; und doch — sie war nur, sie ist nicht mehr, herrlich! Mein Blick ruhte auf diesem schim-

mernden Zauberbilde; Gegenwart und Vergangenheit, mit ihren ergreifenden Kontrasten, drangen in meine Seele. Eigenthumlose Flüchtlinge retteten vor grauen Jahrhunderten ihr armes Leben in diese Lagunen, und faßten den kühnen Entschluß, hier eine auf Pfählen ruhende Stadt zu gründen; aus den bittersten Bedrängnissen blühte die glänzende Erscheinung eines mächtigen Staates auf, der dann durch Ueberfüllung erkrankte, und ohnmächtig in feiger Ergebung dahin starb.

Die ersten Bewohner der Adriatischen Küsten sollen die von Antenor angeführten, aus den Trümmern von Troja entflohenen, Heneter gewesen seyn. Die Benennung Heneter ist freilich leicht in Veneter und Venezianer zu verwandeln. Spina und Hadria waren die ersten Städte des Küstenlandes umher. Letztere muß wichtig genug gewesen seyn, um dem Meerbusen der ganzen Küste ihren Namen zu geben, der noch jetzt durch einen kleinen Flecken im Venezianischen Gebiet erhalten wird. — Im Jahr 452 zerstörte Attila das ansehnliche Aquileja, welches jetzt im Oestreichschen Litorale ein unbedeutender Ort ist. Des Hunnen Name verbreitete nicht nur längst dieser Küste, sondern durch ganz Italien, Schrecken. Verwüstung und Tod folgten seinen Schritten. Aquilejer, Paduaner, und andere Bewohner dieses Landstriches flüchteten sich in die Sümpfe der Lagunen. Anfangs suchten und fanden sie, durch Verbergenheit hier, bloß Schutz gegen Attilo's Wuth; aber die

Noth

Noth lehrte sie die Mittel, sich festzusetzen und dauernd einzurichten: und dies Kind der Bedrängniß ward Herrscher über das Meer und über drei Königreiche. Vierzehn Jahrhunderte strahlte der bewundernswerthe Freistaat, bald in allgebietend glänzender Macht, bald in schwankendem Schimmer; bis er endlich im Alter an seiner Trägheit, wie an einem Faulfieber, dahin starb. Sein Schatten spiegelt sich noch im Meer. Seine Palläste, seine Kirchen, sind noch; er ist nicht mehr! — Näher und immer näher kamen wir der Stelle, wo einst der Triumph der menschlichen Kraft eine Thronenstadt in die Fluthen hinstellte.

Nur Energie und Weisheit vermochten Einrichtungen zu treffen, durch welche ein Staat 1400 Jahre bestand. Nachdrückliche Anstrengungen und umschauende Klugheit konnten, im reißenden Strome der Begebenheiten, ihn dann befestigen und sichern; obgleich sich im Norden politische und andre Kräfte entwickelten, mit deren Fortgange der Venezianische — im Innern nur eifersüchtige — Aristokratismus nicht gleichen Schritt hielt. Dennoch blieb er mächtig und angesehen, bis die Zahl der Edlen, welche ihn durch weise Staatskunst aufrecht erhielten, immer kleiner wurde, Indolenz immer mehr einriß, und die durch List und Gewalt um sich greifende, Alles vor sich her niederstürzende, Französische Revolution auch diesen Freistaat unterjochte. Jetzt hat Frankreich seinen Raub an Oestreich abgetreten. Mit beklemmenden Gefühlen der Wehmuth

nahe ich mich der ehemals so stolzen Braut des Meers.

Venedig, im Wirthshause la Regina d'Inghilterra, Abends nach 8.

Wir sind wie in einer Feenwelt! Alles ist uns neu! — Noch ist mir, als stände ich vor einer Zauberlaterne; kein Bild kann ich festhalten! — In den uns gegenüber liegenden Häusern sehen wir hübsche weibliche Gestalten an den Fenstern, wir hören ihre Stimmen: aber eine Wasserfluth trennt uns.

Den 2. Oktbr. Morgens um 11 Uhr.

Wir sind hier dem Regierungsrathe Panizoni empfohlen; er hatte die Gefälligkeit mich von der 9ten Morgenstunde bis jetzt auf meinen Wanderungen zu begleiten, und die neuen überraschenden Bilder, die uns von allen Seiten umdrängen, zu ordnen und zu erklären. Die Stadt, in einem Umfange von 7 Miglien, ist auf 138 kleinen Inseln erbaut, die sich nur unmerklich über die Meeresfläche erheben. Alle Gebäude ruhen auf starken Masten, die in das Erdreich hineingetrieben, und durch eiserne Stangen und Roste verbunden sind. Die Wogen bedecken die Pfähle; und die Gebäude scheinen aus dem Meere empor zu steigen. Einige Reihen Häuser sind durch einen Kai von den Kanälen getrennt, welche die Inseln bilden. Andre — zu diesen gehört auch unser Gasthof — erheben sich unmittelbar aus dem Wasser, welches die steinernen

Treppen anspült, auf denen man aus den Gondeln in die Häuser tritt. Alle solche Häuser haben auch hinten Ausgänge auf die Gassen. Ueber 140 Kanäle durchschneiden die Stadt, und 4 bis 500 Brükken verbinden die engen Straßen. Die Brücken sind schmal, aber hoch genug gewölbt, daß die Gondeln unter ihnen, auch zur Zeit der Fluth, bequem hinfahren können. Die höchste Brücke ist Ponte di Rialto: die Sehne ihres Bogens hat 100 Fuß. Sie ist die einzige über den großen Kanal, welcher Venedig in zwei Theile schneidet. Dieser Kanal windet sich fast wie ein lateinisches S; an manchen Stellen soll er gegen 200 Fuß Breite haben. Längs demselben stehen schöne Palläste, die sich auf der Wasserfläche magisch abbilden. Bis zum J. 1264 waren die beiden Theile der Stadt wie Inseln von einander getrennt: damals wurden sie durch eine hölzerne Brücke verbunden. Schon in der Mitte des 16ten Jahrhunderts sollte diese durch eine marmorne verdrängt werden, die jedoch, weil ein Krieg mit den Türken ausbrach, erst im J. 1588 zu Stande kam. Sie ist mit einem bleiernen Dache bedeckt, und trägt zu beiden Seiten Buden, welche den über den breiten Kanal so kühn hinschwebenden Bogen sehr entstellen, und den Eindruck schwächen, den er machen würde, wenn er frei stände. Antonio del Ponte hat ihn nach seiner eignen Idee gebauet, und die von Palladio und Sansovino dazu verfertigten Risse verworfen. Die vorzüglichsten Palläste dieser Gegend sind aber von diesen beiden Meistern.

Die Stadt hat 72 Kirchen, 35 Mönchs- und 37 Nonnenklöster, 7 Theater, 6 große Schulen, und 4 große Hospitäler. Man zählt 9000 Gondeln in Venedig. Eine Gondel ist gewöhnlich 25 Fuß lang, 4 bis 5 Fuß breit, schwarz angestrichen, und mit schwarzem Tuche ausgeschlagen: auch ist der Bogen, der die Fahrenden gegen Sonne und Regen schützt, und eine Art von Kajüte bildet, mit solchem Tuche bekleidet. Diese Kajüte ist aber so niedrig, daß große Personen nicht anders als gebückt darin sitzen können. Die Sitze selbst sind bequem und gepolstert; an den Seiten sind Glasfenster angebracht. Vornehme und reiche Venezianer haben ihre eignen Gondeln, und diese sind größer und geschmückter. Fremde Gesandte wählen zu ihren Fahrzeugen eine andre Farbe, als Schwarz. Die Menge der schwarzen Schiffchen, die unaufhörlich in allen Kanälen umher rudern, haben etwas sehr Trauriges; desto fröhlicher ist der Gesang der Gondolieri. Die ununterbrochene Lebendigkeit auf dem Wasser ist eben so neu und überraschend, als die Volksmenge auf den Plätzen. Ein solches Gewimmel von Menschen, und solche Kontraste von Gegenständen dicht beisammen, sah ich noch nie: vorzüglich auf den Marktplätzen, wo geschlachtetes Federvieh, Obst, Gemüse, Fische, Wurst, Blumen, alle mögliche Galanteriewaaren und Werke der Kunst, neben einander anzutreffen sind. Bettler und geschmückte Herren und Damen, Mönche und Soldaten, Müssiggänger und Geschäftsmänner, liebliche

und höchſt widrige Geſtalten, drängen ſich hier bunt durch einander. Aber keine zehn Schritte kann man thun, ohne von Bettlern umzingelt zu werden. Unter einer Volksmenge von 160,000 Köpfen befinden ſich 48,000. So viel wurden ihrer gezählt, als Kaiſer Franz die, ihm im Frieden von 1804 als Ausgleichung zugefallne, Stadt übernahm, und jedem Bettler einen Gulden austheilen ließ. — Unſer gefälliger Begleiter Panazoni führte uns, durch verſchiedene enge Gaſſen und geräumige Plätze, zu dem mit Recht ſo berühmten Markusplatze. Welch eine Ueberraſchung! Jede Beſchreibung dieſes einzigen Platzes auf der Welt ſteht weit unter dem Eindrucke, von welchem man ſich ergriffen fühlt, wenn man in dies große längliche Viereck tritt, die hohen Prachtgebäude um ſich her ſieht, und dann zur Meeresfläche hinſchaut. Der Platz iſt mit regulären Quadern gepflaſtert. Wie ein unermeßlicher Prachtſaal, welcher keine andre Decke als die Wölbung des Himmels zuließ, ſcheint er ſtets beſtimmt und geſchmückt zu ſeyn, ein prangendes Völkerfeſt zu verſammeln. Hohe Hallen auf beiden Seiten. Reizende Teppiche flattern um luftige Zelte. Menſchen aus allen Welttheilen, und von allen Ständen, wimmeln in buntem Gemiſch durcheinander. Gleichſam betäubend ergreift der große reiche Anblick den Geiſt, ſo daß man Zeit braucht, um ſich zu ſammeln, und ſeine Gefühle zu ordnen.

Den 3. Oktober.

Wenn der überwältigende Eindruck, wenn die

Ueberraschung des Neuen und Großen vorüber ist: so bleibt selbst der ruhigern Beschauung eine gewisse Begeisterung zurück, und man staunt die Kühnheit an, welche auf einem vom Meere verschlungenen Sumpfboden, solche Ideen von Größe zu fassen, und mit Kraft und Beharrlichkeit auszuführen vermochte. Das Allmachtswort eines Gottes scheint diese Stadt aus den Fluthen hervorgerufen zu haben. Freilich ist es vorzüglich der prachtvolle Markusplatz, der das Gemüth zu solcher Bewunderung hinreißt. Dieser weite Raum besteht aus zwei Plätzen: la Piazza, und la Piazzetta. Die auf demselben befindlichen merkwürdigsten Gebäude sind: die Markuskirche, der dazu gehörige und ziemlich in der Mitte des Platzes stehende Thurm (il Campanile), der Pallast des Doge, die Bibliothek, die Münze, das Lottohaus, der Thurm der Uhr, die neue und die alte Prokuratur. Diese beiden letzten Gebäude liegen einander gegenüber, und geben dem Platze durch ihre edle Bauart einen hohen Schmuck. Sie wurden von den verschiednen Staatsbeamten der vormaligen Republik bewohnt. Säulen von toskanischer Ordnung schmücken die Portiken der alten Prokuratur. Die neue ist im J. 1583 von Sansovino erbaut, und aus mehrern Palläſten, die eine einzige Marmorfaçade bilden, zusammen gesetzt. Drei Reihen Säulen erheben sich hier, in dorischer, ionischer und korinthischer Ordnung, über einander. Um den ganzen Markusplatz ziehn sich an allen Palläſten Arkaden hin, zwischen denen alle

Haupteingänge zu den Gebäuden befindlich sind. Das Ufer des Meeres ist durch einen schönen Kai eingefaßt. Auf diesem erheben sich zwei Granitsäulen; sie stehn wie auf einer Terrasse, und spiegeln sich in der hellen Meeresfluth. Unter der Regierung des Doge Sebastian Ziani wurden sie, nebst einer dritten, die aber beim Aufstellen ins Meer fiel, aus Griechenland nach Venedig gebracht. Jetzt noch sieht man, wenn das Meer ruhig ist, die versunkene Säule auf der Tiefe des Grundes liegen. Ihr Verlust machte, daß die Venezianer es lange nicht wagten, die andern beiden Säulen aufzurichten, bis ein Lombardischer Architekt, Niccolo Barutiero, sich anheischig machte, sie unverletzt aufzustellen. Zur Belohnung erbat er sich das Recht, zur Zeit des Karnevals zwischen diesen Säulen Farobank halten zu dürfen. Seitdem vermiethete, so lange die Republik fortdauerte, die Regierung diesen Platz immer zur Zeit des Karnevals der privilegirten Farobank. Auf eben dieser Stelle richtet man Verbrecher aus dem Volke hin. Und so werden denn hier erlaubte Sünden begangen, unerlaubte bestraft! Eine dieser Säulen trägt die Statue des heiligen Theodor, die andre einen geflügelten Löwen. Die Franzosen zertrümmerten, als sie Venedig einnahmen, dies Sinnbild der Kraft. Indeß verzierten die Venezianer aufs neue die Säule mit einem Löwen, der sich aber zu dem zertrümmerten verhalten soll, wie das gegenwärtige Venedig zu dem ehemaligen.

Jede Tageszeit belebt den Platz mit andern Scenen. Morgens und Mittags versammelt sich das bunte Gewühl der Menschen unter den Arkaden. Die vornehme Welt glänzt vorzüglich unter den Portiken des Dogenpallastes. Nachmittags sieht man die Menschenfluth unter den kühlen Wölbungen der neuen Prokuratur auf- und abströmen. Aber erst die Nacht eröfnet das interessanteste Schauspiel. Der ganze Raum, mit seinen prächtigen Portiken bis Ponte di Rialto, sammt den Buden, ist verschwenderisch erleuchtet. Ein hinreißender Anblick! Alles voll Leben und Glanz. Kein Rang, kein Stand verschmäht diesen nächtlichen Belustigungsort. Ueberhaupt widmet besonders der vornehmere Venezianer die Nacht dem Leben, und einen großen Theil des Tages dem Schlafe. In allen Kaffehäusern wühlt nächtlich das Gedränge, es strömt aus und ein; der Platz wogt vom Gewühl: nur die ehrwürdige Markuskirche ragt finster und still aus diesem erleuchteten Freudentempel empor.

Markuskirche. Der Doge Orseoli, der in der Folge zum Heiligen erhoben wurde, baute im J. 976 die Markuskirche wieder auf, nachdem sie bei einem Brande der Stadt ein Raub der Flamme geworden war. Im J. 1071 verschönerte der Doge Domenico Selvo diesen Tempel durch Mosaiken, marmorne Kolonnen und andre Schätze, die er aus Konstantinopel entführte. Fünf Kuppeln krönen das ehrfurchtgebietende Gebäude, dies ernste

Denkmal Neugriechiſcher Architektur. Die Façade kehrt ſich dem Markusplatze zu. Hier ſtehen in einiger Entfernung, auf bronzenen Baſen, drei hohe Standarten mit ihren drei Fahnen, den Schattenbildern der ehemaligen Herrſchaft über die drei Königreiche: Cypern, Negropont (ſonſt Euböa), und Candia. An Feſttagen müſſen dieſe Reſte der vergangenen Größe im Feierſchmuck an die Zeit erinnern, die ihnen eine ſtolze Bedeutſamkeit gab. Außerdem ſtehen vor dem Eingange der Kirche zwei Kolonnen, die den Hinrichtungsort vornehmer Verbrecher bezeichnen. Der Doge Marino Falieri wurde hier als ein Staatsverräther enthauptet *).

Die Markuskirche hat fünf mit Marmor- und Porphyrſäulen geſchmückte Eingänge oder Vorhal-

*) Im J. 1354 war dieſer Verbrecher zur Würde eines Doge von Venedig erhoben. Nach neun Monaten machte er den Verſuch, die Oberherrſchaft an ſich zu reißen, und die Mitglieder des Raths während einer Verſammlung zu ermorden. Einige Schriftſteller behaupten, er ſey zu jenem Vorhaben verleitet worden, weil ein Venezianiſcher Großer und Mitglied des Rathes, Michel Zen, ſeine Frau oder ſehr nahe Verwandte verführt hatte, und Falieri deſſen Beſtrafung nicht durchſetzen konnte. Er verabredete ſich zur Ausführung ſeines Plans mit 16 Anführern; jeder ſollte wieder 60 Mann zum Morde dingen. Der 16te April war zur Ausführung beſtimmt. Pellizzari, einer der Verſchwornen, entdeckte den Anſchlag. Falieri nebſt den Rädelsführern, und noch 400 Mitverſchworne, wurden arretirt, der Doge und die vornehmſten Anführer enthauptet, die übrigen theils gehenkt, theils erſäuft.

len. Die Thüren derselben sind von Bronze, mit historischen Basreliefs. Ueber der mittlern Halle standen die vier bronzenen vergoldeten Pferde. Die Wanderung dieses berühmten Viergespannes ist merkwürdig. Nero ließ sie den Griechen rauben und nach Rom führen. Seinem Triumphbogen wurden sie entrissen, um das Triumphthor des edlen Trajan zu verherrlichen. Konstantin, der sogenannte Große, ließ sie nach Byzant (dem nachherigen Konstantinopel) bringen; von da entführten sie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, unter dem Doge Dandolo, die Venezianer, als ihre mächtigen und siegreichen Flotten Konstantinopel einnahmen. Von hier wanderten sie endlich an das Ufer der Seine, wo sie nun à jamais aufgestellt sind. Eben dies mögen Nero, Konstantin, und die Venezianer auch gedacht haben! Man fühlt sich wunderbar ergriffen, wenn man in eine der dunklen Vorhallen tritt. Die Eleusinische Weihe konnte sich nicht geheimnißvoller ankündigen. Eine ewige Bußfeier scheint in dieser Kirche ihr melancholisches Heiligthum zu haben. Stillknieende Gruppen, mit bewegten Lippen, geben der Dunkelheit eine Art von Schattenleben. Der Fußboden ist, wie die düstern Wände, mit Mosaik der ältesten Zeit bekleidet. Man zeigte uns die Stelle, wo angeblich der Papst dem Kaiser Friedrich Rothbart vor dem Angesichte des Volks den Fuß auf den Nacken setzte, zum öffentlichen Zeichen der bußfertigen Rückkehr des allzukaiserlichen Kaisers in die Gewalt der alles nie-

dertretenden Kirche. — Der zu dem Markustempel gehörige Thurm, il Campanile, ſteht iſolirt. Auf einem Quadratraume von 40 Fuß Breite und Länge, erhebt er ſich zu einer Höhe von 330 Fuß. Ein bequemer innerer Gang, ohne Stufen, windet ſich zu ſeiner Höhe hinauf. Hier hat man eine weite Ueberſicht des Meeres, und ſieht die große Waſſerſtadt unter ſich. Wo das Große im verjüngten Maßſtabe erſcheint, da verſchwindet gänzlich das Kleinliche und Schmutzige der engen Gaſſen; und man überblickt ein herrliches Panorama. Gegen Morgen hin ſieht man das gränzenloſe blaue Meer, gegen Mittag iſt dieſe Fläche von den Paduaniſchen Bergketten umgürtet, gegen Mitternacht erhebt ſich in blauer Ferne das Friauliſche, und gegen Abend das gezackte Tyroler Gebirge. Der große Waſſerſpiegel, welcher, durch einen ungeheuren Damm *)

*) Auf einer ſchmalen Erdzunge, ungefähr 20 Miglien ſüdlich von Venedig, hat die Republik eine hohe Mauer aus großen gehauenen Felsſtücken aufführen laſſen, um das ſeichte Gewäſſer, in welchem alle die Inſeln liegen, auf welchen Venedig und die benachbarten Klöſter und Fabriken erbaut ſind, vor dem Andrang der wilden Meereswogen zu ſchützen. Gegen das Meer hat die Mauer zwei Terraſſen übereinander, jede 16 Schuh breit; gegen die Lagunen ſind die Terraſſen ſchmäler, und haben vier Stufen. Ich ſah dieſe merkwürdige Mauer nur aus der Ferne; ſie ſoll nach der Art alter Römiſcher Mauern aufgeführt ſeyn. Die Verf. — Jedermann kennt die treffende Inſchrift auf dieſem Molo di Paleſtrina: ausu Romano, aere Veneto (mit Römiſcher Kühnheit, Venediger Gelde). B.

mitten in den Fluthen, vom Adriatischen Meere getrennt wird, ist voll prächtig angebauter Inseln *), die alle in glänzender Herrlichkeit in dem Meere ruhen.

Torre dell Orologio, bloß durch eine Spielerei merkwürdig, hat 82 Fuß Höhe und 18 Fuß Breite. Die Uhr ruht auf einer Art von Triumphbogen. Man sieht hier den Gang des Mondes und der Sonne durch die zwölf Himmelszeichen. Ueber der Uhr prangt das vergoldete Bild der heil. Jungfrau in Lebensgröße, von halberhobener Arbeit, in einer Art von Portikus, den ein Halbzirkel umgiebt. Am Feste der Himmelfahrt, treten bei jedem Glokkenschlage auf diesem Raum ein Engel mit der Posaune und die drei Weisen des Morgenlandes hervor, um der heil. Jungfrau eine Verbeugung zu machen. Zwei Mohren schlagen mit eisernen Hämmern die Stundenzahl an eine eiserne Glocke.

Pallast des Doge, und die Gefängnisse. Dieses merkwürdige Gebäude, aus welchem in verflossenen Jahrhunderten so mancher wirksame Einfluß in die Angelegenheiten Europas hervorging, gewährt einen außerordentlichen Anblick. Der Pallast ist von gothischer Bauart: ein trauernder Rest aus den Zeiten der Kraft und der Ge-

*) Murano, eine Glasfabrik; Lido, der Venezianische Hafen; Certosa, eine Herberge der Mönche; Burano, eine bewohnte Insel; das alte Lazareth; das neue Lazareth; S. Giorgio; und ein Benediktiner Kloster Santa Lena.

walt, der sich troz der erlittenen Schmach in seiner Würde behauptet. Die Hauptfaçade ist dem Markusplatz zugekehrt. Die äußern Wände sind netzförmig mit kleinen roth und weißen Marmorquadern bekleidet. Portiken-Kolonnaden geben diesem Prachtgebäude ein majestätisches Ansehn. Durch acht Eingänge gelangt man zum Innern des Pallastes. Zwei derselben sind an der Hauptfaçade. Die Façaden längs den Kanälen sind der Hauptfaçade gleich; denn auch sie haben schöne Eingänge, und sind mit Arkaden, mit Kolonnen, und durch die netzförmige Marmormauer geschmückt. — Der einen Façade gegenüber liegen die berüchtigten Gefängnisse: ein großes, düsteres, Grauen erregendes Gebäude. Die Gitterstangen an den Fenstern haben drei Zoll im Durchschnitt. Die großen finstern Quadersteine, die kleinen Oeffnungen, die kaum einigen Lichtstrahlen den Eingang verstatten, die daraus hervorblickenden bleichen Gesichter, die dürren Hände, die aus den obern Gittern, um Almosen flehend, sich herausstrecken, erwecken Entsetzen. Ein fürchterlicheres Gefängniß hat wahrscheinlich Europa nicht! Die untern Gemächer des Elendes können schnell unter Wasser gesetzt werden, um im Verborgenen das Leben der Gefangenen zu enden. So unmöglich die Flucht aus diesen Gefängnissen gemacht scheint, so hat sich dennoch der, vor einigen Jahren zu Dux verstorbene, geistreiche Casanova daraus zu retten gewußt. Von der Hinterseite des Dogenpallastes bis zu diesen grausenden Gefängnis-

sen, zieht sich eine verdeckte Brücke hin, über welche die Gefangnen abgeführt werden. Sie heißt bedeutend genug ponte dei sospiri (Brücke der Seufzer). Auch ich wende mich seufzend von diesem Anblicke hinweg, zur Vorderseite des Pallastes.

Vor dem Eingange der Haupttreppe stehn zwei kolossale Figuren: Mars und Neptun, um des Staates Macht zu Wasser und zu Lande zu symbolisiren. Zwischen diesen beiden Riesengestalten steigt die Marmortreppe zum Innern des Pallastes hinauf, welche daher scala dei giganti heißt. Hier erblickt man auch die umherstehenden Löwen mit offenen Rachen, welche bestimmt waren, geheime Anklagen aufzunehmen. Die Zettel fielen durch den Rachen in ein Kästchen, welches nur von denjenigen geöffnet werden konnte, deren Amt es war, über die Statthaftigkeit der Anklage zu urtheilen. Jeder Löwe trägt eine Anzeige der Denunziationen, die er aufzunehmen angewiesen ist. Wie manches unschuldige, oder von der Schuld gefürchtete, Leben mögen diese Rachen verschlungen haben!

Das Innere des Pallastes trägt die Spuren des räuberisch verwüstenden Krieges; dennoch enthalten diese Säle und Gemächer interessante Erinnerungen einer großen Vorzeit. Man fühlt sich wie berauscht, wenn man sich mit der Anschauung aller dieser Merkwürdigkeiten beschäftigt. Wir gingen durch den Saal, wo die Versammlung der Senatoren vormals ihre Berathschlagungen hielt, durch den Wahlsaal, durch den Saal der Marine, durch das

furchtbare Gericht der Zehnmänner, durch das noch furchtbarere der Dreimänner. Alle diese Säle waren zerstört und öde; an den Wänden sah man große leere Räume, aus welchen die herrlichsten Gemälde nach Paris geführt waren. Endlich kamen wir in den räumigen Saal des Großen Raths (del gran consiglio); er hat 74 Fuß Breite und 130 Länge. Dieser ist noch durch treffliche große Gemälde geschmückt, welche die wichtigsten Epochen des Venezianischen Staates gleichsam geschichtlich darstellen. Man sieht zuerst Papst Alexander III, wie er sich nach Venedig rettet, als Friedrich Rothbart ihn bekriegte; dann empfängt der Doge Sebastian Ziani den Geflüchteten, dem er zu Venedig einen Thron errichten läßt. Auf einem andern Gemälde kniet der Doge vor dem Papste, und erhält aus seinen Händen das geweihte Schwert, mit welchem er den Kaiser zu bekriegen verspricht; der Papst begleitet darauf den Doge bis zum Kriegsschiffe. Ein andres Bild stellt die Schlacht dar, in welcher der Sohn des Kaisers gefangen wurde; diesem folgt die Scene, wo der junge Prinz, vor dem Throne des Papstes stehend, Se. Heiligkeit um Verzeihung für seinen Vater anfleht. Den Beschluß dieser historischen Gemälde macht die Darstellung des Auftritts, wo der Papst dem gedemüthigten Kaiser den Fuß auf den Nacken setzt *). Kaiser Joseph soll beim

*) Verschiedene Geschichtschreiber läugnen dies Faktum. (Man s. S. 170 unten.) Die Verf.
Friedrich I. küßte am großen Portal der Haupt-

Anblick dieſer Abbildung geſagt haben: tempi passati! Die Gemälde ſind von Paul Veroneſe und ſeinen beiden Söhnen Carlo und Guglielmo, von Tintoret, von Franceſko Baſſano, und von Federigo Zuccaro. Der herrliche Platfond, von Paul Veroneſe, ſtellt figürlich die Stadt Venedig dar. Als eine ſchöne weibliche Geſtalt voll hoher Würde ſchwebt ſie auf Wolken; der Friede iſt ihr Gefährte. — Aus dieſem Saale tritt man auf einen Balkon, der eine der herrlichſten Ausſichten gewährt. Man überſieht die ganze große Waſſerfläche der Lagunen, mit allen zu Venedig gehörigen Inſeln; in der Ferne den hohen Damm. Hinter dieſem ſcheint das Meer ſich mit der Atmoſphäre zu vereinigen. Auf dem weiten Waſſerſpiegel bis zum Damme ſchwebten große und kleine Schiffe, Gondeln und Fahrzeuge.

Wir trennten uns ungern von dem mächtig feſſelnden Anblick, und kamen durch das, an den Balkonſaal ſtoßende, große Zimmer in das Arſenal des Pallaſtes. Hier hingen vormals funfzehn hundert geladene Feuergewehre, um einer inneren plötzlichen Empö-

kirche bei ſeiner Ausſöhnung mit Alexander III. im Jahr 1177 unſtreitig dieſem den Fuß; dieſer eilte ihn zu umarmen und an den Altar zu führen (ſ. Müllers Allgem. Geſch. II, 208). Alles andere iſt ſpäterer Zuſatz, vielleicht ſelbſt aus einem alten Gemälde entſtanden. Man ſ. die Abhandlung in Heumanns Poecile, und die andern Schriftſteller bei Henke in der Kirchengeſchichte II, 253. B.

Empörung ſogleich eine bewafnete Nothwehr entgegen zu ſetzen. Eine ſolche Maßregel giebt freilich keinen vortheilhaften Begriff von dem Geiſt der vormaligen Regierung, die, unbekümmert um die äußern Verhältniſſe, mit hartnäckiger Intoleranz und eiferſüchtigem Egoismus nur die innern bewachte. Sie hat gebüßt!

Dem jetzt ſo öden Audienzzimmer des Doge ſind doch einige trefliche Gemälde von Paul Veroneſe, Tintoret und andern geblieben. Im Wahlſaale befinden ſich noch die Bilder von den gewonnenen Schlachten der Venezianer gegen die Türken. Unter den Bildniſſen der Dogen in dieſem Saale iſt das des Marino Falieri (man ſ. oben S. 169) mit einem ſchwarzen Flore überzogen. In dem Weltgerichte von Palma il Vecchio hat der Künſtler ſeine Geliebte, einmal im Paradieſe, dann wieder, nachdem er ſich mit ihr entzweite, in der Hölle dargeſtellt. In dem Zimmer der Seeangelegenheiten intereſſirte mich unter den Gemälden vorzüglich ein Chriſtus mit der Dornenkrone von Albrecht Dürer, und ein anderes Bild von Battiſta Cima, die Maria mit dem Jeſuskinde darſtellend. Die liebliche Aehnlichkeit des Kindes mit der ſchönen Mutter, und der ſanfte Blick der holden mütterlichen Liebe: wie zart gedacht, und wie glücklich ausgeführt! Ferner hängt hier das Bild des Evangeliſten Markus, welches aus den klein geſchriebenen Buchſtaben ſeines Evangeliums beſteht: es flößt bloß Bewunderung der Geduld des

Künstlers ein, dessen Fleiß man nur durch ein Vergrößerungsglas entdeckt.

Den 4. Oktober.

Diesen Morgen durchwanderten wir die Bildersäle Manfrino und Albrizzi. Tiefen Eindruck macht in jenem das Gemälde des vom Kreuz abgenommenen Christus. Um den Leichnam, in Leinewand gehüllt, stehn Maria, Magdalena und Johannes: wahrlich eine rührende Trauerscene, von Titian. Nicht mindern Eindruck macht die Aufopferung der Iphigenia, von Alessandro Varolari: eine Composition, die mit tiefem zarten Gefühle aufgefaßt, und mit durchdachter Kunst ausgeführt ist. Es scheint, als regten sich in den erlöschenden Zügen der hohen Jungfrau noch Spuren der sich von Allem lossagenden Ergebung. Ueber die Umstehenden, den Priester Kalchas nicht ausgenommen, ist ein gewaltiger Schmerz ausgegossen. Nur den Jammer, der das Vaterherz bei einer solchen Scene zermalmen muß, wagte der Künstler nicht auszudrücken: er läßt den Agamemnon das Gesicht verhüllen; aber die krampfhaft zusammengepreßte Hand, die das Tuch vor das Gesicht hält, verräth den innern unendlichen Schmerz. Noch zog ein vortreffliches Stück von Rembrand meine Aufmerksamkeit auf sich: ein alter Mann, der aus der Leinewand lebendig hervorzutreten scheint. Von mehrern diese Sammlung zierenden Gemälden, deren Originalität das Dresdner Kabinet streitig macht,

zeichne ich nur die heilige Cäcilia aus. Wahrer und bedeutender kann die Begeisterung nicht ausgedrückt werden. — Uebrigens strotzt der Manfrinische Pallast von einer schwerfälligen veralteten Pracht. Der Vater des gegenwärtigen Besitzers war ein Emporkömmling, welcher glücklichen Handelsspekulationen seine vornehme Existenz dankte. Er hat seinen Reichthum würdig genug verwendet.

Reizender und geschmackvoller ist der Pallast des Conte Albrizzi ausgestattet. Mitten in der Fülle der reichen Verzierungen herrscht eine gewisse Bescheidenheit, die sich der Zudringlichkeit wie der Ueberladung enthält. Ein Saal mit Kupferstichen, von der höchsten Vollendung, gewährt einen hohen Genuß. Aus diesem gelangt man, durch verschiedene liebliche Gemächer, in ein überraschendes Zimmer. Hier athmet ein jugendlich heitres Leben, welches von allen Seiten her zusammen zu strömen, und in einer Frühlingsidee wie in einem Mittelpunkte sich zu vereinigen scheint: es ist die Hebe von Canova. Ja, das ist die Göttin nimmer verblühender Jugend! das ist Hebe! Die Grazien der Unschuld haben himmlische Anmuth über die göttliche Gestalt ausgegossen. Was auch die Kritik gegen die Wolke einwenden mag, auf der sie empor schwebt: man ist entzückt, fühlt sich hingerissen der Kunst zu huldigen, die eine solche Bildung aus einer schönen Idee hervortreten ließ. Die holde Jugendgestalt voll kindlicher Eile scheint im Begriff, dem Herkules entgegen zu schweben. In eine goldne Schale gießt sie

den Vergötterungstrank. — Mehrere Zimmer dieſes Pallaſtes ſind mit Büſten und Basreliefs von karrariſchem Marmor geſchmückt. In einem derſelben ſteht Canova's Büſte, mit ſchönen Basreliefs eben dieſes Künſtlers umgeben. Die Büſte ſoll ſehr ähnlich ſeyn: ſie drückt ein ſanftes Gemüth aus, welches ſich beſonders in den weiblichen Geſtalten ſeiner Kunſt zurück ſpiegelt.

Nach dieſem herrlichen Kunſtgenuß machten wir eine Spazierfahrt durch einige Kanäle, und ſtiegen bei Ponte di Rialto aus: bei der Stelle, wo Venedig ſeinen Anfang nahm, und die Kirche S. Giacomo gebaut wurde. Es hat etwas ſehr Anziehendes, den Punkt zu bemerken, wo irgend eine große Zeiterſcheinung begann, um von da ausgehend ihr allmähliches Steigen durch die verſchiedenen Abſchnitte ihres Daſeyns zu verfolgen, mit Bewunderung ihre durch Energie gewonnene Höhe zu überdenken, und dann mit Bedauern ihr, meiſt ſelbſtverſchuldetes, Herabſinken. — Tief wird man von der Vergänglichkeit aller Dinge gerührt, wenn man in das große Arſenal tritt, von wo die Schrecken ausgingen, welche den Orient erſchütterten. Dies drohende Gebäude bildet eine Feſtung, und umfaßt mehrere kleine durch Brücken verbundene Inſeln. Der Zugang von der Seeſeite iſt wegen der Untiefen gefährlich: nur wenige mit Pfählen bezeichnete Stellen haben die gehörige Tiefe, um große Schiffe zu tragen; man nimmt die Pfähle hinweg, und kein feindliches Schiff kann ohne Ge-

fahr es wagen, sich der Festung zu nähern. Die verschiednen Gebäude derselben, die auf mehreren kleinen Inseln liegen, sind mit einer großen festen Mauer umschlossen, von wo aus jeder Ueberfall bemerkt und abgewehrt werden kann. Der Eingang von der Landseite verbindet das Arsenal mit der Stadt durch eine marmorne, mit Säulen und Statuen verschönerte, Brücke. Diese Festung kann im Fall des Angriffs einen unüberwindlichen Widerstand leisten. Hier wurde, außer der Schiffsarmatur, eine Waffenrüstung für 60000 Mann Infanterie und 20000 Kavallerie aufbewahrt. Kurz vor dem Falle der Republik lagen, innerhalb der großen Ringmauer, welche die Arsenalinsel umfaßt, noch achtzehn Linienschiffe und sechs Fregatten. In der Mitte der Gebäude erhebt sich der Wachtthurm, auf welchem weithin jede Erscheinung im fernen Meere bemerkt wird: dieser und die sämmtlichen Thürme auf der umgebenden Mauer sind Tag und Nacht mit Schildwachen besetzt. Eins der Arsenalgebäude ist für den Schiffsbau bestimmt. Hier arbeiten täglich zweitausend Menschen. Die Verfertigung der Segeltücher betreiben Frauen; diese Arbeit wird von Aufseherinnen geleitet, die sich durch einen guten Ruf bewährt haben.

Ich eilte durch die Stückgießerei, und kam zu dem wüsten Raume des Bucentauro, des Prachtschiffes, in welchem der Doge einst an jedem Himmelfahrtstage die Vermählung der Republik mit dem Adriatischen Meere feierlich wiederholte. Seines

hochzeitlichen Schmuckes beraubt, liegt nun das Gerippe dieser Majestät in seiner wüsten Wohnung, wie in einer Todtengruft. Mit verbissenem Schmerz zeigte es uns der Aufseher, welcher uns umherführte, dann brach er in Verwünschungen gegen die Verräther und die heuchelnden Franzosen aus, bis er endlich wüthende Thränen vergoß. Ja! es muß das Herz zerreißen, eine solche Macht gestürzt zu sehen, nicht durch die Gewalt des Armes, sondern durch Argliſt und tückischen Verrath. Vor dem großen zermalmenden Schicksale treten die Ursachen, welche es herbeiführten, augenblicklich zurück, nur der tragische Niedersturz ist es, der das Herz erfüllt; hingegen empört sich das Gemüth unwillkürlich gegen den Sieg einer betrügerischen unrechtmäßigen Gewalt. Aber ist es denn nicht gewöhnlich die Hand des Frevels, deren sich die Nemesis bedient, ein großes Unrecht zu strafen? Doch sie läßt auch ihn nicht aus den Augen! und tyrannische Unterdrückungen regen am Ende große Tugenden wieder auf, um die schmählichen Fesseln zu zersprengen.

Man versicherte mich, daß der Venezianische Staat noch Mittel genug in Händen gehabt habe, den Andrang der Franzosen abzuwehren: unter andern, wie ich schon bemerkt habe, eine bedeutende Seemacht. Hätte der Doge Muth gehabt, nach Dalmatien hinüber zu segeln, so würde er dort leicht eine Armee zusammen gebracht haben, die zuverlässig den Franzosen den Sieg noch entreißen konnte, trotz dem, daß ihre Argliſt schon sechshundert No-

bili zu Staatsverräthern gemacht hatte. Aber es fehlte an Entschlossenheit, an gehörigen Maßregeln, kurz an einem Kopfe; der Frevel siegte! — — Traurig und still ruderten wir zur Stadt zurück, bei manchem stummen Pallaste vorbei, dessen Bewohner entweder ihr in den Staub getretenes Vaterland verlassen hatten, oder wegen ihrer kundgewordenen Treulosigkeit hatten verlassen müssen.

Den 5. Oktober.

Was den gesellschaftlichen Ton dieser Stadt betrift, so kann ich ihn nur nach wenigen Erfahrungen beurtheilen, die mir nicht unvortheilhafte Begriffe von demselben einflößten. Man kömmt freilich erst gegen Mitternacht zusammen. Musik ist der gewöhnliche Vereinigungspunkt. Der Familie des Grafen Panizoni habe ich genußreiche Stunden zu danken. Ein kleiner auserwählter Kreis versammelte sich hier, aus Gefälligkeit für uns früher als gewöhnlich. Ueberhaupt ist zuvorkommendes Wohlwollen ein hervorstechender Zug im Charakter gebildeter Italiäner. Man ist bald bekannt, befindet sich unter ihnen, wie mitten im Schooß theilnehmender Freunde. Die Unterhaltung der Gesellschaft in jenem Kreise, geleitet von schnell erregter Fantasie, war leicht, angenehm, anschmiegend und lebhaft. Sie drehte sich um Musik, und andre Gegenstände der Kunst, wobei man in Absicht der erstern den Deutschen Künstlern alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Gespräch und Musik wech-

selten auf die ungezwungenste Weise mit einander ab; von den Lippen der jungen liebenswürdigen Gräfin Panizoni schwebten liebliche Töne, von einer Guitarre begleitet. — In einer andern Gesellschaft fand ich den Genuß ziemlich denselben; nur glitt hier, ohne mein Zuthun, und wider meine Neigung, die Unterhaltung nur zu oft auf politische Gegenstände ab; besonders bemühte man sich mir die Machinationen zu enthüllen, durch welche die Franzosen eine allgemeine Umwälzung der Staaten durchzusetzen hofften, und kam dann auf das traurige Schicksal dieser vormals so glänzenden Republik zurück, deren Untergang von der gegenwärtigen Generation nie verschmerzt werden wird. Jeder Venezianer weiß es, daß sein Vaterland, obgleich zur Indolenz herabgesunken, dennoch nicht überwunden, sondern nur überlistet und von Verräthern verkauft wurde, deren einige jetzt in stiller Verzweiflung leben, weil sie einen solchen Ausgang der so herrlich angekündigten Staatsumwälzung nicht geahnet hatten. Nach erreichter Absicht warfen die Franzosen die Larve der Heuchelei ab, und wurden Räuber, statt die versprochenen bessern Zeiten herbei zu führen. Eine gleichere Vertheilung der Güter, des Ansehns und der Macht, sind die Anlockungen, durch welche die Freiheitsprediger in jedem Staate die Unzufriedenen zuerst zu gewinnen suchen. Wenn man in dieser feenmäßigen Stadt die ungeheuren Palläste erblickt, so dränge sich die Voraussetzung des diesem Ueberflusse gegenüberstehenden Elends von selbst auf; und

man wundert ſich nicht mehr, daß es den Franzoſen gelang hier den Sturz der Regierung zu bewirken. Eine alle Gränzen überſchreitende Ungleichheit der Glücksgüter hat ihren Grund immer in einer fehlerhaften Verfaſſung, und gereicht dem Staate, früh oder ſpät, zum Verderben. Der natürliche Gang der Dinge führt ſie nicht herbei; ſie entſteht durch Begünſtigungen auf der einen, und durch Beraubungen auf der andern Seite: folglich durch Ungerechtigkeiten, die das ruhige Gleichgewicht auflöſen und die Vaterlandsliebe erſticken.

Der Venezianiſche Senat war ſchamlos genug, das Elend nicht nur nicht zu vermindern, ſondern ſogar es zu beſteuren. Die Straßenbettelei war eine Domäne der Regierung. Die Bettler, acht und vierzig Tauſend an der Zahl, trieben ihr Gewerbe nicht unentgeltlich. Jeder erpachtete ſeine Stelle an den Plätzen, Brücken und Straßen, wo er das Recht zu betteln ausübte. Selbſt die Verſorgungen in den Hoſpitälern geſchahen nach Rückſichten, die dem Zwecke wenig oder gar nicht entſprachen. Verkäuflichkeit des Unverkäuflichen hatte ſich tief in die Verwaltung eingeſchlichen. Advokaten, deren Anzahl ſich auf Achttauſend belief, waren die Unterhändler. Dies alles mußte Unzufriedenheit und Mißhelligkeiten veranlaſſen. Der Egoismus begeht nichts leichter, und erträgt nichts ſchwerer, als Ungerechtigkeit. Ein Staat, der den Genuß der Gerechtigkeit verkümmert, muß ſich auflöſen, und früh oder ſpät die leichte Beute eines liſtigen Feindes wer-

den. — Die Gesellschaft, in der ich auf diese Bemerkung geführt wurde, legte auch der Unthätigkeit des Doge, unter dem die Katastrophe ausbrach, sehr vieles zur Last. Gegen die bösartigen Verräther, meinte sie, hätte er die ganze Strenge der Gesetze aufbieten sollen, und die Unzufriedenen würden durch unterhandelnde Modifikationen von den Uebelgesinnten zurück zu gewinnen gewesen seyn. Aber die Kraft, die den vierzehnhundertjährigen Staat gründete, war von der Regierung gewichen.

Die Unterhaltung hatte mich um so trauriger gestimmt; je mehr Hindeutungen sie auf den Sturz noch stehender, aber wie im Schlummer liegender, Staaten enthielt. Man fand es unbegreiflich, daß das übrige Europa die Zerstückelung Italiens, und die Fortschritte der allgemeinen Feinde, so ruhig ansehe, und war überzeugt, daß, da nun die ganze errungene Französische Macht in die Hände des einen, gränzenlos ehrgeizigen, Mannes gegeben sey, die Menschheit noch lange die Folgen unsers schlaffen Zeitalters werde abbüßen müssen. — Wir verließen die Gesellschaft gegen Mitternacht, ruderten durch die stille sternhelle Nacht, die sich auf den Kanälen abspiegelte; und mein Gemüth beruhigte sich bei diesem großen Anblicke.

Kein Wagengerassel, kein Pferdetritt, stört die Ruhe des lauschenden Ohres, wenn es die Töne der Gondolire vernimmt, die auf den Kanälen hin und her schweben.

Morgen verlassen wir die höchst interessante

Stadt, in der ich jedoch, aller ihrer Merkwürdigkeiten ungeachtet, nicht wohnen möchte. Man sieht prangende Palläste, aber keinen schattenden Baum; Fluthen und Schiffe, aber weit umher kein grünendes Wiesenfeld; die Luft ist feucht, und voll giftiger Insekten die uns den Schlaf rauben, und ihre Stiche hinterlassen schmerzhafte Spuren.

Verona den 9. Oktober.

Während unsers Aufenthaltes in Venedig hatte sich in den Oestreichischen Staaten eine politische Begebenheit zugetragen, die bei unserer Ankunft in Verona unter dem Freudendonner der Kanonen und mit dem Jubelgeläut aller Glocken in dem östreichschen Antheile dieser Stadt angekündigt wurde. Alle Kirchen dieses Antheils hielten ein feierliches Dankfest, und am Abend waren die Häuser erleuchtet. Es betraf die Annahme des Titels eines Kaisers von Oestreich, womit der Monarch dieser Staaten unter dem Beistande Gottes, wie die Predigten in den Kirchen besagten, seinen Thron verherrlichet hatte. Wenn es nur nicht eine Vertauschung der Deutschen Kaiserwürde gegen diese Benennung eines Oestreichischen Kaisers wird! da ja das gemeinsame große Land kaum mehr zusammen zu halten scheint *). Dürfte dann aber das hauptlose Deutschland nicht bald die Beute einer andern Macht werden, welche nach dieser

*) Bekanntlich legte Kaiser Franz 1806 die Deutsche Kaiserwürde nieder.

Krone die Hand ausstreckt, um desto leichter zur Weltherrschaft zu gelangen? Mit ahnender Besorgniß trat die Erinnerung aus der letzten Abendgesellschaft in Venedig vor meine Seele. Indeß wohnte ich einem zur Verherrlichung dieses Titelfestes angeordneten Gottesdienste in der Hauptkirche bei. Das Volk schien nicht den mindesten Antheil zu nehmen: nicht nur bemerkte ich Andachtlosigkeit, sondern ein unanständig betäubendes Geräusch zerstreute jede Aufmerksamkeit auf die gottesdienstlichen Handlungen. Ich kehrte durchaus unbefriedigt zu meiner Wohnung zurück; — und erfreuender überraschte mich hier ein Beweis von der Rechtlichkeit der Wirthschaft in dem Hotel la Regina d'Inghilterra zu Venedig. Etwas von sehr beträchtlichem Werth war durch Vernachläßigung eines meiner Leute daselbst zurück geblieben; der Wirth hatte nichts eiliger gehabt, als es mir mit einem sehr verbindlichen Schreiben nach Verona zu senden.

Mantua den 11. Oktober.

Unser Weg nach Mantua war ein langweiliger Zug auf einer schönen Chaussee, durch eine traurige Sumpffläche, welche die Luft mit fauligen Dünsten und giftigen Insekten anfüllte. Dazu kamen die überall vorhandenen Spuren des Krieges. Leer stehende, zum Theil eingeäscherte Häuser, deren Einwohner ermordet oder entflohen waren; ganze Strecken verwüsteter Weingärten; Haufen halbnackter Bettler, die uns die Geschichte ihres

Elendes vorheulten: vollendeten das traurige Bild der Gegend. Ganz nahe vor Mantua wurden wir von französischen Soldaten zur Dogana auf die Citadelle gebracht, wo die Plombirung unsers Gepäckes, und die Untersuchung der Papiere von Verona, mit stolzer Arroganz und neckend schwieriger Langsamkeit vorgenommen wurde. Nicht bloß war es auf Gelderpressung abgesehn; uns die Macht ihrer Willkür fühlbar zu machen, war eben so wohl der Zweck dieser Leute. Die Menschen, statt ruhig und fröhlich mit einander fortzuschreiten, legen sich wechselseitig so viele Hindernisse in den Weg, als fürchteten sie das Leben zu lieb zu gewinnen, wenn sie einander weniger plagten. Hier war es mir, als ob sich einige Bitterkeit in mein Herz gegen eine Nation drängen wollte, die unter allerlei Heuchelmasken Gewalt an sich reißt, Elend verbreitet, und mit Siegerhohn auf niedergetretene Völker herabblickt. Alle Greuel der Französischen Revolution, alle in Italien verübte Grausamkeiten, standen vor meiner Seele, während die finstern Männer mein Gepäck neugierig untersuchten; endlich wurden wir aus dem düstern Orte entlassen. Je näher wir aber der Stadt kamen, um desto beängstigter wurde mein Herz: denn die Begebenheiten der grauen Vorzeit stellten sich mir in ihren finstern Gestalten dar, als wir auf dem langen schmalen Damm zwischen Sumpfwasser zur Festung fuhren. Diese liegt an einem See, in welchen sich der Fluß Mincio ergießt.

Die alte Stadt Mantua wurde der Sage nach von Bianor, dem Sohne der Wahrsagerin Manto erbaut: er gab seiner neuen Stadt den Namen seiner Mutter. Das Orakel von Mantua stand lange in großem Rufe. Nach dem Schriftsteller Agnello Maffei ist die Stadt durch die Etrusker, dreihundert Jahre früher als Rom, erbaut worden. Unter der Herrschaft der Römer, als diese ganz Italien erobert hatten, genoß sie eines erträglichen Wohlstandes; bis zu dem berüchtigten und abscheuwürdigen Triumvirate, wo ein gräßlich politischer Sturm sie gänzlich niederwarf. Als Oktavian, Cäsars Erbe, unter dem Vorwande, den Tod seines Adoptivvaters Julius Cäsar zu rächen, mit Antonius und Lepidus im Bunde, die letzten Vertheidiger der Republik, Brutus und Cassius, bei Philippi im Jahre Roms 712 überwunden hatte: wurden die Einwohner der Städte, die der republikanischen Form treu geblieben waren, entweder als Sklaven verkauft, oder von ihren Ländereien verjagt, und diese den Kriegsmännern der siegenden Partei zum Eigenthum angewiesen. Dies Schicksal traf besonders die Städte Cremona und Mantua. Ganz in der Nähe der letztern lag Andes, Virgil's Geburtsort, wo er ein kleines Erbgut besaß; auch dies wurde von den römischen Soldaten in Anspruch genommen: aber Asinius Pollio, der unter Antonius diente, begünstigte den harmlosen Dichter, und nahm dessen Eigenthum in Schutz. Virgil spielt in einer Idylle, die einen

Wechselgesang zwischen zwei Hirten enthält, auf diese Begebenheit an. Die Stelle ist so rührend, daß ich es mir nicht versagen mag, sie nach der treuen Uebersetzung eines Freundes hier einzuschalten. Der Dichter läßt den auf solche Art vertriebenen Meliböus gegen den glücklicheren Tityrus, der in seinem Eigenthume zurückbleibt, folgende Klage ergießen:

Doch wir müssen entfliehn, ein Theil zu den dürstenden Afern,
Andre nach Scythia hin, und hin zu dem Sturz des Oaxes,
Oder jenseit dem Erdkreis, tief zum Lande der Britten!
Werd' ich, nach langer Entfernung, schauen die Vatergefilde?
Schaun das bemoosete Dach der ärmlichen ländlichen Hütte?
Werd' ich einst sehn mein Gebiet, entzückend beschauen die Aehren? —
Raubt ein frecher Soldat mein fleißig bereitetes Brachfeld;
Diese Saat der Barbar? — Wohin entführte die Zwietracht
Uns unglückliche Bürger! — — u. s. w.

Wenn Virgil nichts weiter geschrieben hätte, als diese Idylle, so gäbe sie für seinen Ruhm ein schöneres Denkmaal, als das, welches die heutigen Mantuaner dem Dichter auf Befehl der Franzosen setzen mußten. Es ist aber, auf einem schlechten Platze stehend, so schlecht gearbeitet, und von so vergänglichem Material, daß der verehrte Name Virgils vermuthlich bald davon erlöst seyn wird.

Ich ſage nichts von der prahleriſchen Thorheit, welche dies Denkmaal noch überdies entſtellt *). Auch iſt darauf von wiedererworbener und wiedergeſchenkter Freiheit die Rede. So müſſen ſelbſt die Steine lügen! — Löblicher iſt es, daß die Mantuaner ſchon längſt das Thor, durch welches man nach dem Flekken Pietola (dem alten Andes) geht, mit des Dichters Namen bezeichneten. Auch die in der Nähe dort liegende herzogliche Menagerie heißt La Virgiliana. Ueberhaupt thun ſich die heutigen Bewohner der Gegend mit Recht auf ihren berühmten Landsmann ſo viel zu gute, daß ſie mit freundlich ſtolzer Zudringlichkeit den Fremden gern zu einer Grotte führen, welche ſie für den geweſenen Lieblingsaufenthalt Virgils ausgeben.

Die ganze Gegend iſt ſumpfig, und folglich ungeſund. Dieſes nachtheilige Klima bewirkt der See, welcher die Stadt umgiebt, und ſie gewiſſermaßen ſchon durch ſich zur Feſtung macht. Sonſt iſt Mantua gut gebaut, hat ungefähr 4 Miglien im Umfange, achtzehn Kirchen und vierzehn Klöſter. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts war die Zahl der Einwohner 50000, jetzt nur 10000. Einige ſchöne Palläſte, und unter den Kirchen einige vorzügliche, vermögen nicht das einſame todte Anſehn zu mildern, welches durch die Spuren kriegeriſcher Auftritte noch in die Augen fallender gemacht wird.

Die

*) Die Franzöſiſchen Generale, auf deren Befehl daſſelbe errichtet wurde, ließen ihre Namen mit vergoldeten Buchſtaben darauf ſetzen.

Die Domkirche soll nach dem Risse des Giulio Romano erbaut seyn. Sie ist schön, aber die St. Andreaskirche hat ein noch edleres Ansehn; doch ist diese in dem letzten Kriege durch die Franzosen ganz zerstört, und ihrer schönen Gemälde und kostbaren Kirchengeräthe beraubt worden. Indeß pries der Sagrestano uns das Glück, daß wenigstens die Reliquien gerettet wären. Die heiligste derselben ist eine Phiole mit einigen Tropfen des Blutes Christi; am Charfreitage wird sie mit großen Feierlichkeiten gezeigt. Man war so eben beschäftigt, das Allernothwendigste in dieser zerstörten Kirche herzustellen. Der herzogliche Pallast ist zwar groß, aber nicht von edler Architektur; unter den Privatpalästen sieht man schönere. Der Pallast della Giustizia ist nur durch seinen sehr großen Saal merkwürdig, in welchem eine Statue Virgils steht.

Die Vorstädte von Mantua liegen auf der andern Seite des Sees.

Merkwürdig ist es, durch welchen schlauen Kunstgriff die so bedeutende Festung in die Hände der Franzosen kam, wo, wie bekannt, d. 2. Febr. 1797 der tapfre Veteran Wurmser, nach einer unglaublichen Beharrlichkeit eines viermonatlichen Widerstandes, kapituliren, und sich mit 13000 Mann, die von 35000 nach übrig waren, kriegsgefangen ergeben mußte. Folgendes ist mir in Mantua selbst von glaubwürdigen Männern versichert worden. Als in den vorläufigen Friedensunterhandlungen zwischen dem damaligen Obergeneral Buo-

naparte und dem Oestreichischen Bevollmächtigten die Rede von Mantua war, so trieb Buonaparte den Betrug, oder wie er dergleichen nannte, die Politik so weit, daß er die Uebergabe nur einstweilig verlangte, unter der ausdrücklichen Zusicherung: die Festung, bei dem nicht mehr zu bezweifelnden Frieden, den Oestreichern wieder zu übergeben. Zwar verweigerte er, diese Zusage als einen schriftlichen Präliminarartikel mit aufnehmen zu lassen, und berief sich in Rücksicht dieser Verweigerung auf die Beschränktheit seiner Vollmacht; verpflichtete sich aber — freilich nur mündlich — mit Verpfändung seiner Ehre, die Rückgabe Mantua's in Paris zuverlässig zu bewirken. Die redlichen Deutschen trauten dem Ehrenworte des Französischen Generals. Die Festung ward gutwillig seinen Truppen eingeräumt, die Präliminarartikel des Friedens wurden unterzeichnet. Kaum war dies geschehen, so bestimmte Buonaparte selbst das Direktorium, die Rückgabe Mantua's durchaus zu verweigern, und es lieber auf einen neuen Krieg ankommen zu lassen. So vollendete sich die Unterdrückung der ganzen Lombardei *). Werden die ehrlichen Deutschen durch solche Erfahrungen den Fallen entgehen lernen, welche die gewandte Politik der Franzosen oft so anziehend aufstellt?

*) Was hier über diese vorläufigen Unterhandlungen und Vorspiegelungen aus guter Quelle berichtet wird, erhält auch durch andre Berichte noch mehr Wahrscheinlichkeit. Ein anderer Flassan, dem kein Stier

S. Benedetto den 12. Oktober.

Von Benedetto läßt ſich nichts weiter ſagen, als daß dieſer kleine Ort Spuren ehemaligen Wohl-

über die Zunge ſtieg — man kennt ja das griechiſche Sprichwort — mag die Geſchichte der perfidesten Unterhandlungen ſchreiben, die in Campo Formio, zu Raſtadt, und wo ſonſt nicht, Statt fanden. Man leſe nur, was ein Ungenannter, aber trefflich unterrichteter Augenzeuge, in ſeinen Fragmenten über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Deutſchen (Tübingen, Cotta, 1799) Th. II, S. 234 — 266 über die Franzöſiſchen Friedensſchlüſſe in Italien, mit lebendigem Aufgreifen alles Lugs und Trugs in jenen Verhandlungen, bemerkt hat. Wie ſehr iſt es zu beklagen, daß jene viel zu wenig gekannten und benützten Fragmente nicht fortgeſetzt wurden! Es iſt übrigens aus den jedermann zugänglichen Quellen der Zeitgeſchichte zur Genüge bekannt, in welchem jammervollen Zuſtand ſich die Ueberreſte der Wurmſerſchen Armee, als ſie Mantua verließ, befanden, und wie dies allein vollkommen zureicht, dieſe Uebergabe, die Wurmſern das Herz brach, zu erklären. Vom Monat Oktober 1796 waren gegen 6000 Pferde in der Feſtung geſchlachtet worden. Kälte und Hunger wütheten um die Wette mit dem Schwert und den Feuerſchlünden der Feinde. Vom September bis zur Uebergabe hatte die Beſatzung 13586 Todte, ohne 4500, die bei den Ausfällen geblieben waren. Schon ſeit dem November hatte man keine Arzneien mehr. Ein Schluck Brantewein mit Pfeffer war die Univerſalmedizin. Die nach der Uebergabe auszuziehende Mannſchaft war faſt insgeſammt krank, und von dem elenden Leben und unaufhörlichen Strapazen ſo entkräftet, daß ſie ſich kaum fortſchleppen konnte. Man ſ. Maier's „Geſchichte des Franzöſiſchen Revolutionskriegs" Th. VII, S. 335. B.

ſtandes zeigt. Er liegt in einer mit niedrigem Weidengeſträuch bewachſenen Sandebene, voll großer Sumpfſtellen, welche von dem übertretenden Po unterhalten werden. Die Ueberſchwemmungen dieſes Fluſſes finden beſonders in den Monaten November und Mai Statt, ſo daß, vornehmlich wenn Stürme dieſelben begleiten, man oft acht und mehrere Tage lang die Ueberfahrt abwarten muß. Das Fahrzeug, welches zum Ueberſetzen der Wagen dient, iſt ſehr gut und ſicher. Das Seil, woran es, durch Ruder getrieben, fortgeleitet wird, hängt an neun großen, mit Ballaſt ſchwer beladenen Böten, die mit ſtarken Ankern im Po befeſtigt, und mit Tauen unter einander verbunden ſind. — In Benedetto nahmen wir das Mittagsmahl ein, welches wider unſre Erwartung gut und ſchmackhaft zubereitet war. Das Wirthshaus, eins der beſſern Gebäude des Ortes, hat geräumige und gute Zimmer. Auch hier ſind die Spuren einer beſſern Vorzeit ſichtbar: beſonders war der Eßſaal mit hübſchen Freskomalereien dekorirt; aber traurig ſtachen dagegen die Geräthe der Zimmer ab: kein ſicherer Stuhl, kein ganzer Tiſch war vorhanden. Die Einwohner hatten aus den Kriegesſtürmen nichts als ihre gute Laune gerettet.

Carpi, den 13. Oktober.

Unſer Weg ging durch fleißig bearbeitete Anpflanzungen. Felder, Wieſen und Weingärten grünten zu beiden Seiten in üppigem Wachsthum. Wohl unterhaltene Kanäle ſparen einen Waſſervor-

rath auf, der zu gehöriger Zeit zur Befeuchtung der Wieſen gebraucht wird. Mit Vergnügen bemerkte ich überall umher die kräftigſten Beweiſe von dem Fleiße der für ſo indolent ausgeſchrieenen Italiäner. Wenigſtens trift dieſer Vorwurf die Lombardei nicht. Indeß beſchäftigt der Ackerbau allein nicht hinreichend die Volksmenge; und ſo bleibt ein Ueberfluß von Kräften, der, bei dem Mangel an Fabriken, und bei ſo gänzlich gelähmtem Handelsverkehr, nicht in Thätigkeit geſetzt werden kann, daher ganz unbenutzt bleibt, und nur die Klaſſe bettelnder Müßiggänger vermehrt.

Wir übernachteten in Carpi, weil unſerm Vetturino gerathen wurde, bei der herannahenden Dunkelheit nicht weiter zu fahren, da die Gegend umher ſeit dem Kriege von Räuberbanden beunruhigt würde. Das Haus unſers Gaſtwirthes iſt nicht übel gebaut; aber Betten, Stühle, Tiſche und alles übrige Geräthe ſind im ſchlechteſten Zuſtande: indeß klebten noch an den Spiegelfragmenten und Stuhltrümmern, Goldflitter. Vor den Fenſteröffnungen befanden ſich ſchön gearbeitete Treillen oder Gitterladen; Glasfenſter fehlten durchaus, ihre Stelle vertraten ungehobelte Bretter.

Modena, den 14. Oktober.

Die Gegend zwiſchen Carpi und Mirandola iſt minder freundlich und weniger angebaut. In der weiten Ebene ſtehn Hütten einſam umher, und ſcheinen Wohnungen des Elendes zu ſeyn. Die Ver-

lassenheit dieser Einöden begünstigt die Straßenräuber, daher nicht leicht ein Vetturino zur Nachtzeit ohne Bedeckung den Weg fährt. — Das Städtchen Mirandola, welches die Residenz der Herzoge war, gleicht einer armen und und immer mehr verarmenden Familie. Zur Zeit, als das kleine Fürstenthum noch seine eigenen Gebieter hatte, scheint es blühend und angebaut gewesen zu seyn. Besonders erhob es sich im 15 und 16ten Jahrhundert zu einer gewissen Bedeutsamkeit, durch Prinzen von ausgezeichneten Geistesfähigkeiten aus dem Hause Pico. Hier blühte der berühmte Johann Pico, Bruder des Fürsten Galeotti. Johann, 1463 geboren, galt für ein Wunder der Gelehrsamkeit. In seinem 18ten Jahre soll er sich in 22 Sprachen gut ausgedrückt haben. Er liebte philesophische Nachforschungen; wobei es in jenen Zeiten nicht an Verketzerung fehlen konnte. Sein Eifer für die Wissenschaften war so groß, daß er sein väterliches Erbe seinem Bruder abtrat, und sich nach Florenz zurückzog, wo er im 31sten Jahre des Alters starb. Ihm ähnlich an Gesinnungen und Neigungen war sein Neffe, Herzog Johann Franz Pico. Dieser edle Fürst verband, nach dem Zeugniß der Zeitgenossen, in seinem Charakter Kraft und Milde, Vernunft und Frömmigkeit, Bescheidenheit und Würde, schonendes Erbarmen mit kriegerischer Tapferkeit, Gelehrsamkeit mit weiser Verwaltung des Landes: so stellte er eine schöne Vollendung des Herzens und Geistes dar, die eines Fürsten würdig

iſt. Dennoch war es nicht ſein Loos die Ruhe ſeines Staates zu erhalten. Mehreremale ward er von politiſchen Erſchütterungen getroffen. Sein eigner Bruder war ſein grimmigſter Feind; und endlich überfiel ihn der Sohn dieſes Bruders in einer Mitternachtſtunde, als der fromme Fürſt eben betend auf den Knien lag. Der Böſewicht ermordete ihn, ſammt ſeinem Sohne Albert, und bemächtigte ſich des Fürſtenſitzes.

Die Stadt Mirandola iſt armſelig, und wimmelt von Bettlern, unter deren Begleitung wir bis zum Schloſſe kamen. Eine gräßliche Zerſtörungswuth hatte hier Alles verwüſtet. Als ein trauriges Gerippe ſteht das Schloß da. Was die Zeit verſchont hatte, war im letzten Franzöſiſchen Kriege vernichtet worden. Die Gemächer, in denen einſt edle Regenten ſinnend die Weisheit zu erforſchen ſtrebten, und wo dann wieder im Wechſel der Zeit verbrecheriſche Fürſten ihren Raub verſchwendeten, dienen nun traurig und öde den Nachtvögeln zur Zuflucht.

Ueber Mirandola hinaus iſt die Gegend noch immer flach, doch freundlicher und angebauter. In der Ferne werden ſchon die Apenniniſchen Höhen ſichtbar. — Die hieſige Art des Feldbaues erinnert an Holſtein; denn die Ackerabtheilungen ſind mit grünenden Hecken umgeben. Das Vieh iſt groß und ſchön; ganze Felder tragen Weinreben, inzwiſchen liefert das hieſige Gewächs keinen ſonderlichen Wein: die Gegend iſt zu niedrig, und folglich zu waſſerreich. Die Fluren umher ſind mit Bächen

und Kanälen durchschnitten. Von den zwei großen schiffbaren Kanälen, welche die kleinern in sich aufnehmen, fällt der eine in den Panaro, der andre in den Reno, welche beide Flüsse sich wieder in den Po ergießen, so daß man von Modena zu Wasser bis Venedig reisen kann.

Modena, bei den Römern Mutina, ist übrigens eine sehr alte Stadt, und steht gleichsam über einem unterirdischen Wasserreiche *). Entweder sind es große Ströme oder Seen, die sich unter der Stadt hinziehn: denn überall, wo man bis zu einer gewissen Tiefe eingräbt, bricht Wasser hervor. Einige lassen dies von den Apenninen und Alpen, andre vom Meere herkommen. Merkwürdige Erdrevolutionen haben gewiß in dieser Gegend Statt ge-

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus Middletons Römischer Geschichte, Ciceros Zeitalter umfassend, abzuschreiben. „Die Belagerung von „Modena, die vier Monate lang dauerte, war eine „der merkwürdigsten im ganzen Alterthum, wegen „des heftigen Angriffs und der tapfern Gegenwehr. „Antonius hatte die Festung so eingeschlossen, und „sich so vortheilhaft gelagert, daß es unmöglich war, „ihr Hülfe zu schicken. Obgleich Brutus auf das „äußerste gebracht war, so vertheidigte er sich doch „mit der größten Entschlossenheit. Die alten Schrift„steller erzählen einige Beispiele der bei dieser Ge„legenheit angewandten Kriegslist. Hirtius, heißt „es, habe durch geschickte Taucher Briefe, auf Blei „geschrieben, unter dem Flusse, der durch die Stadt „lief, überbringen lassen; bis Antonius den Weg „durch Netze und Fallen unter dem Wasser versperrte. „Darauf habe man sich durch Tauben Nachrichten „herüber und hinüber geschickt."

funden; und wahrscheinlich ist in solchen Erschütterungen eine uralte Stadt untergegangen. Wenn man 20 Fuß tief eindringt, so stößt man auf altes Gemäuer, ja man hat sogar Spuren einer gepflasterten Straße entdeckt. Gräbt man einige Fuß weiter, so kommen verkohlte Holzstämme zum Vorschein; dann noch tiefer, allerlei Seeprodukte: und endlich unter allen diesen verschiednen Lagen, in einer Tiefe von 60 Fuß, ist die große Wassermasse befindlich, welche die sämmtlichen Brunnen in und um Modena unterhält.

Die Stadt ist schön, und regelmäßig gebaut; die Straßen sind so breit, daß sie durch die an den Häusern hinlaufenden Arkaden nicht so, als in Padua, entstellt werden. Der herzogliche Pallast ist aller seiner Herrlichkeit beraubt, und was am mehresten zu beklagen ist, auch seiner kostbaren Gemälde. Allein schon längst vor dem Eindrang der Franzosen, waren 99 Stück der größten Meister, unter andern die berühmte Nacht des Correggio, an den König August von Polen zur Dresdner Gallerie verkauft: die nach allen Entwendungen zurückgebliebenen, unbedeutenden, Gemälde wurden der Akademie der Künste überlassen. Dagegen mußte diese ihre sehr wichtige Münzsammlung den siegreichen Räubern abgeben; welche auch aus der wohlgeordneten Bibliothek interessante Werke und Manuskripte mitnahmen, aber den Schädel des großen Correggio zurückließen, der wie eine heilige Reliquie aufbewahrt wird.

In Modena lebt der Erfinder der Kunst, alte beschädigte Gemälde auf neue Leinwand so geschickt überzutragen, daß sie in ihrer ursprünglichen Schönheit, gleichsam wiedergeboren, erscheinen sollen. Leider war er abwesend, und ich also nicht so glücklich, einen Beweis seiner sehr gerühmten Kunst zu sehen.

Modena scheint wie ausgestorben, und die Volksmenge nimmt immer mehr und mehr ab. Unter den vorigen Herzogen zählte man 20000, jetzt nach Verlauf weniger Jahre nur noch 17000 Einwohner. Die Franzosen haben ihnen über die geschenkte Freiheit die Augen vollkommen geöffnet. Das Italiänische Volk fühlt seine Ketten, und die vielfach erhöheten Abgaben versetzen alle Stände in Mangel. Dem Kaiser der Franzosen, der hier noch als Consul gilt, muß nicht nur die Staatskasse einen ansehnlichen Gehalt zahlen, sondern das Land muß auch noch ein bedeutendes Heer französischer Zuchtmeister ernähren und bekleiden, die dafür die Ketten der Einwohner täglich fester zusammenziehn. Eine düstre Schwermuth liegt auf dem Volk. Durch das eiserne System der Conskription, durch endlose Erpressungen aller Art, macht sich die neue, Völkerglück predigende, Verwaltung eben so furchtbar, als verhaßt.

Den 16. Oktober.

Wir machten die Bekanntschaft der liebenswürdigen und höchst schätzbaren Familie des Grafen M... Dieser vortrefliche Mann hat mit Gat-

ein und Kindern die Stadt verlassen, wo er einst Theilnehmer an der Regierung seines geliebten und allverehrten Herzogs war. Was ihm aus dem Sturme der traurigen Umwälzung dieses kleinen, vormals so glücklichen, Staates übrig blieb: seine sehr gebildete sanfte Gattin, seine holden Kinder, den kleinen Rest seines Vermögens, und die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste, — auch seine alte Dienerschaft — hat er auf ein nahe gelegenes Landgut gerettet, wo er in philosophischer Ruhe und mit echtem Christensinn seine großen Verluste verschmerzt, und im tröstenden Bewußtseyn dessen was er seinem Vaterlande war, die Erinnerungen und Entbehrungen eines ehemaligen bessern Zustandes ohne Murren erträgt. Diese aus einem reinen Gewissen hervorgehende Ruhe des ehrwürdigen Greises verbreitete sich über seinen ganzen, frommen, einträchtigen, heiteren Familienkreis. Man sieht es wohl, daß unser Freund M... aus den sich kreuzenden Verhältnissen der großen Welt und der Gesellschaft den Glauben an Tugend einzelner Menschen gerettet hat, denn ohne diesen Glauben giebt es keine wahre Unbefangenheit des Umganges mehr. Bei aller inneren Beschränkung und Abgeschlossenheit seines Lebens, konnte das warme Herz des edlen Grafen das Bedürfniß nach außen hinzuwirken nicht aufgeben. Er empfing uns mit einer Herzlichkeit, die einem Dritten auf eine lange Freundschaft hätte gegründet scheinen können. Seine Empfehlungen werden uns bis Florenz begleiten.

Graf M. erzählte mir manche charakteristische Züge aus der letzten Unterdrückungsgeschichte des Staats. Bald nach dem Eindringen der Franzosen, ward auf Befehl des Generals Buonaparte der Freiheitsbaum in Modena aufgepflanzt, und Gleichheit des Vermögens und Standes proklamirt. Man kann denken, wie der Pöbel solchen schönen Hoffnungen zujauchzte. Hierauf wurde ein allgemeines Volksfest auf dem Schloßplatze angeordnet, wo bei harter Strafe niemand fehlen durfte: selbst Alter und Krankheit schützten nicht. Die Wohlhabenden mußten die Kosten des Festes tragen, und ihr Silbergeräthe zur Verherrlichung der Mahlzeit ausliefern. In der Mitte stand für den General eine hohe Tribune, umgeben mit einer ungeheuren Menge von Eßtischen. Unter dem Jubelgeschrei des niederen Volkes, und den mühsam erstickten Thränen der Augen, welche das Greuelspiel durchschauten, brach der feierliche Tag an. Der Befehl lautete, daß bei nunmehriger Gleichheit der Stände, Alles bunt durcheinander sitzen solle; jedoch umgaben fast durchgängig, aus eigenem Antrieb, die Diener ihre Herrschaften, um das sittenlose Gesindel abzuhalten, sich in deren Nähe heranzudrängen. Bei jeder Gesundheit, die unter Pauken- und Trompetenschall auf den General ausgebracht wurde, nickte dieser, mit dem Hute auf dem Kopfe, nach allen Seiten hin, von seiner hohen Tribune herab. Ein Platzregen erlös'te endlich die Wohlgesinnten von dem heillosen Schmause. Der Pöbel streckte nun, um die repu-

blikanische Gleichheit zu vollenden, nach dem Silbergeräth seine Hände aus. Das aber war die Meinung des Generals nicht; Französisches Militär stieß die erstaunten Verbündeten zurück, die sich hier in ihrem Beruf glaubten, und das Silber verschwand auf eine stillere Weise. — Dies alles erzählte mir der vortrefliche Mann mit einer Ruhe, die bei den feurigen Italiänern so selten ist, und aus welcher ein frommer Glaube hervorleuchtete. Denn die von Buonaparte durchgesetzte Herstellung der Päpstlichen Würde erfüllte sein Herz mit den freudigsten Hoffnungen, die jetzt besonders noch dadurch erhöht wurden, daß der bereits zum Kaiser erwählte Consul die Krönung von den Händen des Papstes verlangt hatte. Von dieser heiligen Handlung erwartete der edelgesinnte Graf die heilsamste Wirkung auf das Gemüth des Mannes, der eine solche Gewalt zu erringen gewußt hatte!!

Bologna, den 17. Oktober.

Wir verließen Modena mit schwermuthsvollen Empfindungen. An diese knüpften sich leicht die Erinnerungen der Vorzeit, in welcher Römer gegen Römer kämpfend den Boden zwischen Modena und Bologna mit Leichnamen bedeckten. In dieser Ebene war es, wo die Consulen Hirtius und Pansa, und der junge Oktavian, besonders aber der für die alte Verfassung begeisterte Decimus Brutus, die Armee des verrätherischen Antonius in zwei Treffen schlugen. Jene beiden Consuln fielen in

diesen mörderischen Schlachten, und der zweideutige Oktavianus bahnte sich durch sie den Weg zur Alleinherrschaft. Er verband sich nachher selbst mit dem Verräther gegen den er die Waffen ergriffen hatte, und mit dem schwachen Lepidus, dessen Reichthümer seinen Planen noch mehr Nachdruck geben konnten: so bildete sich das Triumvirat (vergl. oben S. 190), unter dessen grausamer Willkür die edelsten Römer ihr Leben verblueten. Eifersucht, Argwohn und Selbstsucht zerrissen bald dies widernatürliche Band, und neue Mordscenen erfolgten; bis Oktavian aus diesem furchtbaren Zwiste als Sieger hervorging, und durch List und Härte sich den Staat unterwarf. Aus jener elendvollen Zeit blicke ich in die gegenwärtige. Auch damals stand schon der Freiheitshut neben der Göttin Freiheit den Römischen Denaren aufgeprägt; auch damals wurde gemordet und geraubt, um angeblich das Gemeinwesen zu befestigen. Mir ist, als hörte ich den Spruch jenes Weisen überall mir entgegen tönen: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne! — Nirgend sind mehr schreckliche Greuel verübt worden, als unter diesem heitern blauen Himmel, auf diesem Boden, wo die Natur ihre reichste Fülle ausgeschüttet zu haben scheint.

Paradiesisch blühen die Fluren zwischen Modena und Bologna. Der Panaro scheidet die Gränzen. Eine schöne Brücke wölbt sich über diesen Fluß, der im Herbst und Frühlinge große Ueberschwemmungen herbei führt. Eine ähnliche, weiter

hin, zieht sich mit 22 prächtigen Bogen über den Reno, der durch Bologna fließt. Von hier wird die Gegend mannichfaltiger und reizender. Wir nahen uns den Apenninen, die herrliche fruchtreiche Ebene wechselt mit anmuthigen Hügeln ab.

Bologna liegt am Fuße der Apenninen, an der alten Aemilischen Straße, die von dem nördlichen Theile Italiens nach Rom führte. Die umgebenden Hügel sind mit prächtigen Villen und Klöstern besetzt; das Innere der Stadt aber macht einen düstern Eindruck. In den allerältesten Zeiten hieß sie Felsina, nach ihrem vermuthlichen Erbauer, einem Etrurischen Könige; sie ward in der Folge das Haupt der 12 etrurischen Bundesstädte. Späterhin überschwemmten die Gallier einen großen Theil Italiens, und gaben der Stadt den Namen Bononia (woraus in der Folge Bologna ward). Im zweiten Punischen Kriege unterwarfen sie die Römer ihrer Herrschaft; vergebens bot sie alle Kräfte auf, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen. Unter Theodosius, im Anfang des fünften Jahrhunderts, wurde sie von den Gothen zerstört. Der jüngere Theodosius stellte sie wieder her, und errichtete in ihr Lehranstalten die als Universität sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Als der Koloß der Römischen Herrschaft fiel, litt diese Stadt aufs neue. Im Mittelalter ertrug sie wechselnde Schicksale. Sie wurde von den Lombarden erobert, denen sie sich wieder entriß. In den Streitigkeiten zwischen den Päpsten

und den Kaisern erhob sie sich bald zur Republik, bald unterwarf sie sich dieser oder jener Tyrannei. Im 14ten Jahrhundert gelang es dem Papste, den Bolognesern einen Legaten aufzudringen, der sich eine vollkommne Herrschaft über sie anmaßte, weshalb jene sich, und mit Erfolg, empörten. Auch im Innern fehlte es nicht an Zwist, wodurch die Lage Bologna's immer in schwankendem Zustande gehalten wurde, gleich den übrigen kleinen Republiken Italiens. Um endlich zu einem gewissen Frieden zu gelangen, ergab sich die Stadt im Anfang des 16ten Jahrhunderts dem Papste gegen gewisse Vorzugsbedingungen, zu denen das Münzregal gehörte. Ihre Münzen trugen die Inschrift: Libertas. Bis auf die neuesten Zeiten blieb sie die zweite Stadt im Kirchenstaat, und im Genuß ihrer Freiheiten, die aber in der letzten Umgestaltung der Dinge untergingen.

Die Stadt Bologna, in einem Umfange von ungefähr 5 Miglien, zählt 70000 Einwohner, und 200 Kirchen. Die Menge prächtiger Klöster, und mehrere große Palläste, nebst den gefälligen Kuppeln der Kirchen, geben diesem Orte einen gewissen äußern Charakter von Bedeutsamkeit, der aber den Eindruck nicht zu mindern vermag, den das düstere und zum Theil schmutzige Innere der Straßen auf den Eintretenden macht. Die durch die ganze Stadt an den Häusern hinlaufenden Bogengänge, die auf Säulen und Pilastern ruhen, sind nirgend eine Zierde der Städte, und hier am wenigsten:

ſten: ohne Uebereinſtimmung unter ſich, ohne alle Motive der Abwechſelung, wirken ſie äußerſt unharmoniſch. In den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, wogt ein ſchmutziges Gewimmel von Menſchen; da wird gekocht, gebraten, und Mahlzeit gehalten. Unerträglich iſt an manchen Orten der Geruch der Speiſen, und häßlich der Anblick des Bettlergeſindels, worunter fürchterliche Phyſiognomieen uns angrinzen. Aus dem Gewühle erhebt ſich hie und da, in ſeidene Fetzen gekleidet, eine Geſtalt auf einem hölzernen Tiſche, und ſchreiet mit gewaltigen Geſtikulationen zu dem umſtehenden Volke herab: es iſt ein Improviſatore. Nicht unintereſſant iſt es zu beobachten, wie auf den verſchiednen Geſichtern ſeiner Zuhörer ſich ihre innern Bewegungen abdrücken.

Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt werden die beiden ſchiefſtehenden Thürme degli Aſinelli und Gariſenda gerechnet, die einander entgegen zu ſtürzen ſcheinen. Eine kindiſche Spielerei, woran bloß merkwürdig iſt, daß der Geſchmack ſich je ſo weit verirren konnte, die Hervorbringung einer Mißgeſtalt zum Gegenſtande der Kunſt zu machen. — Schöner großer Plätze kann ſich Bologna nicht rühmen. Die Piazza maggiore, die ein mäßiges längliches Viereck bildet, bewirkt keinen ſonderlichen Eindruck; iſt übrigens mit einer Fontäne geziert, zu welcher Johann von Bologna im 16ten Jahrhundert die bronzenen Figuren goß, unter denen vorzüglich ein Neptun Aufmerkſamkeit ver-

dient. In seiner zürnenden Stellung scheint er (nach Virgils Schilderung) dem Aeolus zu gebieten, die entfesselten Stürme in seine Höhle zurück zu rufen. — Unter den Gebäuden dieses Platzes sind die ausgezeichnetesten: il Palazzo publico, und die Kirche des heil. Petronius. Jener Pallast ist von edler Architektur; über dem Portale steht die bronzene Statue Gregors XIII, der aus einer Bolognesischen Familie stammte und ein Wohlthäter seiner Vaterstadt war. Eben dieser Papst ist es, der vor ungefähr 230 Jahren den religiösen Fanatismus, der die unmenschliche Pariser Bluthochzeit bewirkte, durch kirchliche Feste rechtfertigte und verherrlichte. Ein entgegengesetzter politischer Fanatismus derselben Nazion rächte jetzt an seinem Andenken jene Verherrlichung einer Greuelthat durch den bittersten Spott. Seiner Bildsäule wurde von den Franzosen die päpstliche Krone entrissen, und dafür die Freiheitsmütze aufgesetzt. Gegenwärtig hat die Andacht aus dieser Statue einen S. Petronius gemacht. In der schon erwähnten Kirche dieses Heiligen wurde Kaiser Karl V. von Papst Klemens VII. gekrönt. Auf dem Fußboden ist die berühmte Mittagslinie, welche Cassini zog und 1695 völlig einrichtete. Diese Kirche ist übrigens ein herrliches Gothisches Gebäude, zwar in Absicht der äußern Façade noch bis jetzt unvollendet, aber desto prächtiger im Innern. Ueber dem Hochaltare wölbt sich eine, auf vier köstlichen korinthischen Marmorsäulen ruhende, Kuppel. Auch die Seitenaltäre prangen

mit einem Aufwande von Marmor, Porphyr und vergoldeten Zieraten.

Unter den übrigen Kirchen zeichnen sich noch aus Madonna di Galliera, und S. Domenico. Jene besaß ehedem einen Reichthum der herrlichsten Gemälde; in dieser ruhen die Gebeine von Guido Reni, Ludw. Carracci, und der berühmten Malerin Elisabeth Sirani. Sie starb in ihrem 26sten Jahre, und vollendete das schöne Bild einer sterbenden Maria, zu welcher Guido Reni die Zeichnung gemacht haben soll. Dies Gemälde aber, sammt den übrigen Kunstschätzen der Kirche, haben die Franzosen weggeführt. Die einzige Sakristei der Madonna di Galliera hat ihnen, nach einer glaubwürdigen Versicherung, 48 Meisterstücke berühmter Maler geliefert. — Ueberhaupt konnte Bologna sich des größten Reichthums solcher Werke rühmen; denn gingen nicht aus der dortigen Schule die vortreflichsten Künstler hervor, von denen jeder Original war? Carracci, ein geborner Bologneser, Guido, Quercino, Domenichino, Albano, sind Namen von unsterblichem Ruhm.

Ich besuchte die Gallerie im Pallaste Sampieri, die einzige welche im Sturme der Begebenheiten unangetastet blieb. Den tiefsten Eindruck auf mein Gemüth machte ein Christuskopf mit der Dornenkrone, von Salvator Rosa. Eindringend spricht sich hier duldende Hoheit aus und sanft verzeihende Milde. Ja, diese Lippen konnten sich

nur öffnen, den Himmel zu verkünden! In einem Gemälde auf Holz hält Maria den Leichnam ihres Sohnes in den Armen. Der tiefste Seelenschmerz ist über das Gesicht der Mutter ausgegossen, sie richtet die rothgeweinten Augen zum Himmel, der Glaube will sie erheben, der Schmerz drückt sie darnieder; ihre blassen Lippen möchten gern dem Leichnam den entflohenen Athem wieder einhauchen. Das Bild ist von Bellini, dem Lehrer Titians. Eine Gruppe tanzender Kinder, von Albano, ist voll holder Unschuld und einschmeichelnder Anmuth. In dem reuigen Petrus, einem berühmten Gemälde von Guido Reni, feiert die Kunst einen hohen Triumph. Ganz zerrüttet vom Schmerzgefühl der Schuld, sitzt Petrus da und hört auf die Worte des vor ihm stehenden Freundes. — Eine solche Fülle von Meisterstücken, sollte man glauben, müßte das Kunstgefühl der neuern Zeit erweckt und begeistert haben; aber ich vernahm in Bologna nichts von Virtuosität, weder in der Malerei, noch in der Bildhauerkunst. Was die Musik betrift, so versichert man zwar daß die hiesige Schule noch wie vormals die besten Sänger liefere; aber einen musikalischen Geist, wie Pater Martini, hat die neuere Zeit nicht mehr hervorgebracht.

Dagegen ist die hiesige Universität jetzt die berühmteste in Italien. Obgleich von der Höhe ihrer ehmaligen Vortreflichkeit tief hinabgesunken, soll sie doch vor der Paduanischen, von der sie einst weit übertroffen wurde, einen bedeutenden Vorrang be-

haupten, und mit der von Pavia wetteifern. Vorzüglich glänzte sie im 14ten und 15ten Jahrhundert. Zwölftausend Jünglinge besuchten damals diesen Sitz der Wissenschaften; ein König von Dänemark, der hier den Vorlesungen beiwohnte, verbat den für ihn im Hörsaale errichteten Thron, und fand es seiner Majestät nicht unwürdig, mit den Jüngern der Weisheit in einer Reihe zu sitzen. Bologna hat der katholischen Kirche fünf Päpste, und über hundert Kardinäle gegeben, unter denen sehr verdiente Männer waren. Schöner aber, als dieser Ruhm, glänzen die Namen jener Gelehrten an der Universität, welche die Wissenschaften weiter brachten.

Im Jahre 1712 stiftete Graf Marsigli, in Verbindung mit dem berühmten Aldrovandi, das vortrefliche Institut für Wissenschaften und Künste. Klemens XI., Benedikt XIV., auch verschiedene Privatpersonen, trugen dazu bei, dieser Stiftung Nützlichkeit und Ausdehnung zu geben. In den neuesten Zeiten ließ ihr der letztverstorbene Herzog Peter von Curland, als er eine Reise durch Italien machte, 1784 ein bedeutendes Kapital zur Unterstützung junger Künstler zufließen. Das Gebäude des Instituts, welches la Specula genannt wird, ist groß und zweckmäßig eingerichtet. Es hat schöne heitre Säle, eine Bibliothek, verschiedne Modellkammern, und ein treffliches Naturalienkabinet, welches mehrere Räume einnimmt. Die Bibliothek steht, Mittwochs ausgenommen, den Besuchern täglich offen. Wir sahen das Kabinet der

Wachspräparate, welche alle Theile der Zergliederungskunst auf das genoueste darstellen. Sie wurden auf Veranlassung Benedikts XIV. von dem Anatomiker Herkules Lelli, und dessen Gattin Anna Manzolini, verfertigt. Erstaunt stand ich vor dem kunstvollen Gewebe des menschlichen Körpers. Man begreift nicht, wie eine so mannichfach und fein zusammengesetzte Maschine doch oft sich über 90 Jahre im Gange erhalten kann. Von da trat ich zu einer sehr wohl erhaltenen ägyptischen Mumie; der ganz vollständige Körper war von der Leinewand abgelöst. Gerührt und erschüttert stand ich vor dieser starren Gestalt, in der vor mehr als zweitausend Jahren ein Herz schlug, bewegt von Kummer und Freuden, wie das meinige. Welche Umwälzungen der Ideen entwickelten sich zwischen ihrer Zeit und der meinigen! Würde sie wohl unsre Begriffe fassen, wenn ihr auch durch ein Wunder die Gabe unsrer Sprache mitgetheilt würde? Aber gut seyn, Recht thun, und Gott: — diese Ideen würden ihr nicht fremd seyn; denn auch ihr waren sie in den einst athmenden Busen geschrieben.

Den 18. Oktober.

Wir besuchten heute die Kirche der Madonna di S. Luca. Sie liegt 3 Miglien von der Stadt, auf einem Berge der die Gegend beherrscht; und besitzt das wunderthätige Marienbild, welches der Evangelist Lukas gemalt haben soll. Zu den Wundern dieses Heiligen gehört das Bild gewiß nicht; daher

es auch die Franzosen großmüthig zurückließen, als sie einen vortreflichen Guido Reni aus dieser Kirche wegführten.

Gegen 700 Arkaden, von denen mehrere in den Felsen gehauen werden mußten, winden sich an dem Berge hinauf, und bilden für die pilgernde Andacht einen schönen Bogengang, der von der Stadt bis zur Kirche führt. Das Ganze entstand auf folgende Weise. Vor ungefähr 150 Jahren beschloß ein junges Mädchen, sich der Welt zu entziehn, und ein andächtiges Einsiedlerleben auf diesem Berge zu führen. Ihr Wandel hatte die Bologneser so erbauet, daß sie nach ihrem Tode sich bewogen fühlten, an die Stelle wo die Fromme betete, ein Nonnenkloster zu stiften. Es wurde mit 9 Dominikanerinnen besetzt. Menschen aus allen Klassen, denen sich selbst eine Schauspielergesellschaft anschloß, beeiferten sich diese Stiftung zu gründen und auszustatten. Freilich ward dabei nicht vergessen, die Persönlichkeit auch der Nachwelt bemerklich zu machen. In jeder Halle des Bogenganges waren die Wappen und Namen der Familien, Innungen, Brüderschaften, und einzelnen Menschen, welche die verschiednen Bogen hatten erbauen lassen, an den Wänden angebracht. Diese unschuldigen Zeugnisse einer religiösen Eitelkeit haben die Franzosen, in der Wuth ihrer Wappenstürmerei, sämmtlich zerstört! — Eine würdigere Betrachtung fällt uns andern dabei ein: zu welchem ersprießlichern Zwecke nehmlich die fromme Gesin-

nung hätte benutzt werden können, welche durch so reichliche Beiträge diese Stiftung und diesen Bogengang entstehen ließ. Mit viel weniger Unterstützung, aber zu einem weit edleren Behuf, legte August Herrmann Franke in Halle den Grundstein des dortigen Waisenhauses, und vollendete ein Werk, aus dem noch jezt ein reicher Segen über die Menschheit sich ergießt. Himmlischer Friede sey mit dem Geiste dieses Edlen, und der Dank der Nachwelt wetteifre mit der Dauer seiner Stiftungen!

Ich kehre zu unserer Madonna zurück. Ihr Fest wurde heute gefeiert. Eine zahllose Menge geschmückter Menschen strömte durch die Arkaden, fest überzeugt, in diesem andächtigen Spaziergang einen Theil des Weges zum Himmel zurück zu legen. Die Säulen der Kirche waren in Damast gekleidet; der Altar flammte von unzähligen Wachskerzen. In der Kirche umfing mich eine erstickende Luft; ich mußte das Gedränge verlassen, und weidete mich in Gottes offenem Tempel an dem herrlichen Anblick, welchen die Berghöhe gewährt. Hier übersah ich, bis zum Reno hinab, den vollen Reichthum der Natur, der sich mit üppigen Weingärten sanft in die Ebne des Flusses hinunter senkt. Hohe Wallnußbäume grünten überall aus der Rebenfülle hervor. Die Aussichten waren so mannichfaltig und reizend, daß ich mich entschloß, zu Fuß den Weg zur Stadt zurück zu machen. Eine liebliche Abwechselung von Naturgemälden stellte sich durch die verschiedenen Bogenöffnungen meinen Augen dar.

Besonders malerisch zeichnete sich, in dem mit Kanälen durchschnittenen Thale, die schöne Brücke über den Reno aus.

Unsre Führer konnten sich nicht enthalten, während dieses herrlichen Spazierganges uns Erzählungen von den Greuelscenen ihrer durch die Franzosen bewirkten Revolutionszeit nur gar zu freigebig mitzutheilen. Unter mehrern Geschichten, die ich gern übergehe, war mir das Schicksal eines biedern Pfarrers besonders rührend. Lazarani, so hieß der Geistliche, stand in hoher Achtung nicht nur bei seinen Pfarrkindern, sondern in ganz Bologna. Er hatte dringend sein Völkchen vor den Eingebungen der Uebelgesinnten gewarnt, die sich durch die neuen Freiheitsbringer aufregen ließen, weil er im Hintergrunde ihrer Vorspieglungen die tückische Arglist hervorblicken sah. Endlich beging er eine Unvorsichtigkeit, indem er glaubte ein Beispiel des Muthes geben zu müssen: er riß den vor das Pfarrhaus hingepflanzten Freiheitsbaum weg; worauf er sogleich von der damal herrschenden Partei eingezogen, und nach Ferrara gebracht wurde. Man mußte nehmlich das Opfer den Blicken der Menge entziehen; denn es war bekannt, mit welcher Liebe der größere und würdigere Theil des Publikums dem unbescholtenen Seelsorger anhing. Inzwischen hatte auch Bologna seine wüthenden Demokraten, einer derselben reis'te dem fortgeführten Pfarrer nach, damit es nicht an Stimmen fehlen möge, diesen echten Patrioten zu verurtheilen. Lazarani wurde erschossen.

Vom Blutgerüst herab durfte er nur wenige Worte zu dem versammelten Volke sprechen. Er erklärte, daß er als Märtyrer der besseren Sache falle; er ermahnte die ihm Gleichgesinnten, standhaft zu seyn: die Irregeleiteten, sagte er, würden ihren Irrthum einst schwer büßen, wenn es den Uebelgesinnten gelänge, ihre Verkehrtheiten oder selbstsüchtigen Absichten durchzusetzen. Verzeihend seinen Feinden starb er, als ein Held der Wahrheit und des Rechtes. Den Namen des Bolognesers, der den Tod dieses Edlen beförderen half, scheute man sich mir zu nennen. Er lebe wie ein Verbannter, verabscheut von seinen Mitbürgern, und gequält durch die Erfüllung alles dessen, was Lazarani voraussagte.

Die Bolognesser können es nich: verschmerzen, vom Kirchenstaate abgerissen zu seyn. Einige nähren die Hoffnung, Napoleon werde dem Papst seine Reise nach Paris durch Zurückgabe von Bologna vergüten. Würde er, sagten dagegen Andere, wohl den ausdrücklichen Befehl gegeben haben, daß der heilige Vater einen Umweg machen soll um Bologna nicht zu berühren, wenn er uns die Wohlthat zugedacht hätte wieder unter dessen direktem Schutze zu stehn? Ein Geistlicher, der uns begleitete, verrieth die Furcht, daß der Papst in Frankreich zurückbehalten werden könne, um von dort aus auch durch Geistliche Macht die Welt zu regieren. Haß gegen die Franzosen, und tiefer Schmerz über die unglückliche Lage Italiens, herrscht in allen Gemüthern.

Das Einzige was durch die strengen Maßregeln

der Franzosen gewonnen hat, ist die Polizei. Sie war durch die Meuchelmorde berüchtigt, deren itzt doch nicht über 15 in einem Monate vorfallen, ehedem zwischen 20 und 50. Unter den Italiänischen Städten wird in dieser Rücksicht Bologna nur von Genua übertroffen. Die Veranlassung eines Meuchelmordes ist jedesmal Rachgefühl, nie ist Raubabsicht damit verknüpft; wenn dies gleich die Niederträchtigkeit der That verringert, so mildert es doch ihre Strafbarkeit nicht.

Die Luft um Bologna ist gesund. Zwar soll der Winter wegen der Nähe der Apenninen etwas rauh seyn, aber dies bewegt und reinigt auch die Luft. Der sehr fruchtbare Boden trägt reichlich Getreide, Wein, Welschenüsse, alle Arten Baumfrüchte, Hanf, Flachs und Taback. Die Zubereitung des letztern beschäftigt mehrere große Fabriken. Der Schnupftaback, die Seife, die gebrannten Wasser, die Schinken und Würste von Bologna sind berühmt. Auch ist die Bienenzucht nicht unbeträchtlich. Diese Ergiebigkeit, und der nicht unbedeutende Waarenumsatz, machen die Stadt zu der lebhaftesten, die ich, Venedig ausgenommen, in Oberitalien bisher angetroffen habe. Die Seidenmanufakturen, besonders die Florwebereien, sind in starkem Umschwung; letztere liefern sehr schöne Kreppflore, welche den Französischen durchaus den Vorzug streitig machen.

Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit ist der Bononische Stein, dessen Eigenschaft im J.

1630 von einem Schuhmacher Vincenz Casciarolo entdeckt wurde. Er findet sich drei Miglien von der Stadt am Berge Paterno. Wenn er mit Wasser oder Leindl getränkt und kalcinirt ist, braucht er nur eine bis zwei Sekunden in der Sonne zu liegen, um vier Minuten lang zu leuchten. Vom Kerzenlicht saugt er gleichfalls diese Kraft ein, nicht aber vom Mondenlicht. Auch unkalcinirt leuchtet er, aber minder lange.

Pianora, den 19. Oktober.

Je tiefer ich in Italien hinein komme, desto mehr verschwinden meine Vorurtheile gegen den Charakter dieser Nation, dem man fast durchgängig zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Immer mehr bestätigt es sich mir, daß eine Verfassung, die mehr Gleichgewicht unter den verschiednen Abstufungen zu bewirken vermocht hätte, das sonst gutmüthige und geistreiche Volk vortreflich ausgebildet haben würde. Der Italiäner ist heftig, dabei ist ihm eine gewisse Tiefe des Gemüths eigen; daher geschieht es, daß er Jahre lang eine Beleidigung im Busen trägt, und das Ziel der Rache nicht aus den Augen läßt. Eine bessre Gesetzgebung, eine unverkümmerte Rechtspflege, und würdige Religionsbegriffe, würden diesem leichtgereizten Volk die Dolche nach und nach aus den Händen winden. Gewiß ist es, daß die zu Fehlern ausgearteten Eigenschaften der Nation am sichtbarsten bei den Individuen hervortreten, die mit Fremden zu thun ha-

ben. Man sagt den Vetturinen viel Böses nach; ich bin von deutschen Fuhrleuten nie so gut behandelt worden, als von den beiden Vetturinen die wir bis jezt hatten. Ueberhaupt ist das Reisen durch Italien unendlich leichter und angenehmer, als in Deutschland: die Wege sind vortreflich; fährt man mit der Post, so wird man in den Posthäusern schnell und mit Bereitwilligkeit abgefertigt. Nur die Postillone sind, wie fast überall, Holstein und Dänemark ausgenommen *), ein unersättliches Volk: giebt man ihnen das doppelte, so fordern sie das dreifache Trinkgeld; ich habe den Versuch mit dem vierfachen gemacht, und ihre Zudringlichkeit hörte nicht auf noch um eine Vermehrung zu betteln. Dieselben Plackereien erwarten den Fremden in den Wirthshäusern; dagegen ist die Aufwartung auch sehr gut. Die Domestiken in den Wirthshäusern, so wie die Postillone, erhalten weder Lohn, noch sonst etwas von ihren Herrschaften, sondern sind bloß auf die Trinkgelder angewiesen; der Fremde thut daher sehr wohl, mit seinem Vetturino alles in voraus abzumachen, und selbst die Trinkgelder in den Wirthshäusern mit einzubedingen. In Bologna nahm ich einen andern Vetturino. Hier fängt das Fuhrwerk mit Maulthieren an, welche ausdauernder und behutsamer sind, die Berge zu besteigen. Der vorzüglichste Vetturino in Italien ist Polastri zu Flo-

*) Der Reisende muß im Dänischen jedem Postillon ein schriftliches Zeugniß geben, wie er mit ihm zufrieden gewesen ist.

renz. Diesem ehrlichen Mann und seinen Knechten kann man sich mit voller Sicherheit anvertrauen, wenn man zuvor einen Alles genau bestimmenden Kontrakt schließt.

Die berühmten Apenninischen Berge befriedigten die Erwartung meiner Fantasie bei weitem nicht. An Ueberraschungen durch romantische Schöpfungen der Natur, wie in Tyrol, ist gar nicht zu denken. Angenehm und lieblich ist nichts an diesen Höhen, als ihre wellenartigen Formen. Uebrigens erblickt man auf dieser Straße nur öde Kalk- und Sandsteinberge, welche hie und da mit Wäldern von echten, aber sehr verkrüppelten, Kastanienbäumen bedeckt sind. Pianora ist ein elender Ort, das Wirthshaus doch besser als die übrigen Hütten, und die Bewirthung ist gut.

Scaricalasino, den 20. Oktober.

„Sattelt den Esel ab!" so ruft der Name dieses Oertchens dem Reisenden zu; und unsre Maulthiere, die 25 Miglien bergauf bergab gestiegen waren, sehnten sich nach Ruhe. Auch ist es gefährlich in dieser Gegend des Nachts zu reisen, wegen der Straßenräuber, die nicht selten in den Bergschlüften lauern. Westlich sank die Sonne wie in einem Feuermeere unter, östlich ging der Mond in stiller Herrlichkeit auf. Reizende Kontraste von Schatten und Licht! Die Bergkuppen schimmerten in matter Beleuchtung, in den Thälern war Nacht. Ein Schauer von Furcht wandelte mich an, als ein

Wanderer ſich zu uns geſellte; es war aber ein Bekannter unſers Vetturino, er vermehrte nun unſre Geſellſchaft, und unſre Sicherheit.

Traverſa, den 21. Oktober.

Das Zollamt Pietra-Mala iſt der Gränzort zwiſchen dem Bologneſiſchen, und Florentiniſchen Gebiet. Hier iſt die Gegend noch öde, düſter, und kalt. Die Apenninen, womit der Ort umgeben iſt, behaupten ihren wüſten Charakter immerfort. Wir hatten eine Empfehlung an den Zollbeamten Collignone. Durch die letzte Behandlung vor Mantua, und aus meiner Erfahrung in Deutſchland, beſonders im Preußiſchen, hatte der bloße Name Zollamt für mich etwas Furchtbares. Aber wie ſehr wurden meine, ſelbſt durch den Vetturino ſchon gut geſtimmten, Erwartungen von dieſem Manne übertroffen! Nirgend auf allen meinen Reiſen habe ich von Zoll- Acciſe- oder Poſtbeamten eine ſolche zuvorkommende Güte und ſo viel feine Aufmerkſamkeit erfahren, als bei dieſer Familie. Die reine fröhliche Gaſtfreundſchaft erinnerte mich innig rührend an mein geliebtes Vaterland, ich habe ſie in der Art und in dem Maße nirgend als hier wiedergefunden. Collignone iſt ein freundlicher lebhafter Greis zwiſchen 60 und 70 Jahren; aus ſeinen Augen ſpricht Wohlwollen und herzliche Gutmüthigkeit. Seine Gattin, eine thätige muntre Hausfrau, trug in ihrem verblühten Geſichte Spuren einer Schönheit, die jezt in eine ſanfte und heitre

Mütterlichkeit verwandelt war: ein Wechsel, wobei sie und alles was sie umgab, nicht verloren hatte. Echte Wonne war es, unter Menschen von so einnehmenden Sitten und solcher Einfachheit der Lebensweise zu seyn. Fünf Kinder machten, jedes auf seine Weise, das Glück dieser würdigen Eltern. Die beiden ältesten hatten sie in der Frömmigkeit ihrer Herzen der Kirche geweiht: der Sohn war Pfarrer, die Tochter Nonne. Mit des zweiten Sohnes, eines hoffnungsvollen Künstlers, Erstlingswerken waren die Zimmer des Hauses geziert; die elterliche und schwesterliche Freude erzählte uns von den Preisen, welche der Jüngling in der Malerakademie zu Florenz davon getragen habe. Die beiden jüngern Töchter, wahre Madonnen-Gestalten von schüchterner sanfter Schönheit, waren beschäftigt, uns mit vielem Anstande ein Frühstück zu bereiten. Der Adjunkt des biedern Greises war mit der zweiten Tochter verlobt, und des Eintritts in diese Familie vollkommen würdig. Die guten Eltern, so katholisch fromm sie waren, fanden nicht den geringsten Anstand, mir der Protestantin eine Pathenstelle bei ihrem künftigen ersten Enkel anzutragen.

Auf sehr interessante Weise unterhielten uns Vater und Kinder von den Naturmerkwürdigkeiten ihrer Gegend. Ungefähr eine halbe Stunde vom Zollhause, am Abhang eines Berges, an den ein Kornfeld stößt, befindet sich eine Stelle von 25 bis 30 Fuß im Durchschnitt, wo oft Feuer aus der Erde hervorbricht, und Tage und Wochen lang fort-

fortbrennt, ohne weiter um ſich zu greifen. Die Flamme flattert über der braunrothen mit Steinen vermiſchten Erde, im Umfange von 10 Schritten, einen halben Fuß hoch; doch ſteigt ſie oft, vorzüglich bei ſtürmiſch regnigem Wetter und bei Gewittern, zu einer Höhe von drei Ellen. Die benachbarten Berge ſind alsdann zur Nachtzeit von einem gelblich blaſſen Schimmerlichte angeleuchtet. Zuweilen ſollen ſogar Feuerkugeln von dieſem Raume auffahren. Sonderbar iſt es, daß dieſe Feuerſtelle den Boden umher nicht erwärmt, obgleich die Flamme jede brennbare Materie ſogleich entzündet, und die über ſie hinfahrende Luft ſo ſehr erhitzt, daß man noch in beträchtlicher Entfernung die Wärme davon empfindet. Uebrigens bemerkt man wenig und oft gar keinen Schwefelgeruch, aber einige Reiſende wollen einen ſtarken Geruch von Benzoe wahrnehmen. Die Oberfläche der Stelle verändert bei dem Brennen ihre Form nicht, und nirgend macht die Flamme eine Vertiefung. Bisweilen erliſcht ſie auf Wochen oder Monate, und wird durch ſtürmiſchen Regen oder Donnerwetter wieder hervorgelockt. Auch kann man das Feuer zu jeder Zeit auf dieſem Raume rege machen, ſobald man auf ihm einen kleinen Strohwiſch anzündet; dann iſt die braunrothe Erde wie elektriſirt, und brennt, wo ſie mit einem Stocke oder einer Hacke aufgewühlt wird. Mehrere halten dies Feuer für Reſte eines ausgebrannten Kraters; aber es ſind weder Lava noch ſonſtige Spuren vorhanden, welche dieſe Meinung beſtätig-

ten*). — Ungefähr 3000 Schritte von Pietra Mala, unweit Collinella, befindet ſich ein kalter ſprudelnder Quell, acqua buja oder freja genannt, deſſen Waſſer ſtark nach Schwefel riecht. Die Oberfläche entzündet ſich, wenn man ihr ein brennendes Licht nahe bringt. Auch die Erde umher iſt entzündbar, und brennt länger fort als das Waſſer. Der Inſtinkt ſchreckt das weidende Vieh von dieſer Quelle zurück. Ueberhaupt iſt dieſe Gegend reich an mineraliſchen und entzündbaren Quellen, deren umherziehende Dünſte oft von ſelbſt entbrennen.

Bereichert an Geiſt, und mit frohem befriedigten Herzen, verließen wir Pietra Mala. Nachdem wir ungefähr drei Miglien gefahren, kamen wir über einen Bergrücken, der in der Entfernung von etwa 100 Schritt eine Wendung machte. Auf dieſer Stelle empfand ich plötzlich eine durchdringende Kälte, ein ſchneidender Wind fuhr über den Berg her. Der Vetturino ſagte mir, daß fortwährend hier ein ſolcher kalter Wind wehe, und zuweilen, be-

*) Targioni Tozetto und andere Florentiner, die hier von ausgebrannten Vulkanen ſprechen, ſind längſt widerlegt. Schon unſer wackerer Ferber hat in ſeinen „Briefen aus Welſchland über natürliche Gegenſtände“ Br. 20, S. 340 ganz richtig bemerkt, daß ſich die ganze Erſcheinung durch den Geruch von Bergöl (Petroleum) und den auf den losliegenden Steinen ſich ganz fein anlegenden Ruß hinlänglich erkläre. Es ließen ſich aus Italiäniſchen Societätsſchriften und Giornali leicht 50 Abhandlungen über dieſe Naturerſcheinung citiren. Sie kämen aber am Ende alle darauf hinaus. B.

ſonders im Herbſte und Winter, ſo heftig wüthend, daß er Menſchen ja ſelbſt Wagen und Pferde von dem Bergrücken in die Tiefe hinunter ſchleudere. Glücklicher Weiſe hat der Raum, wo dieſer ſonderbare Wind empfunden wird, nur eine Länge von etwa 60 Schritten. Natürlich kann hier kein Baum, kein Gewächs aufkommen.

In Traverſa hielten wir Mittag. Hier beginnt die Gegend anmuthiger zu werden. Das Landvolk iſt fröhlicher; auch fand ich mehr Wohlgeſtalten, als bisher.

Tagliaferro, wo wir unſer Nachtlager nahmen, iſt ein einziges, am Wege liegendes Wirthshaus. Wie angenehm, nach einer ermüdenden Reiſe freundliche reinliche Bewirthung zu finden! Ein hübſches wohlgekleidetes Mädchen, mit einer feinen Geſichtsbildung, von nördlich weißer Farbe, bediente uns. Der runde ſchwarze Hut, der die Lilienweiße der Haut erhöhte, gab mit ſeinem Feder- und Blumenſchmuck ihr ein ſchalkhaftes Anſehn. Die Gegend umher iſt reizend angebaut. Ja, man merkt es, daß man ſich ſchon im Toskaniſchen befindet: eine gewiſſe Wohlhabenheit iſt überall ſichtbar. Von den Hügeln glänzen anmuthige Landſitze herab, hohe Cypreſſen ragen aus ihnen hervor, und ſtechen angenehm mit den nachbarlichen Olivenpflanzungen ab, deren Anbau im Florentiniſchen beginnt. Eine der freundlichſten Villen, die unſer Weg berührte, iſt die zu den drei Masken (alle tre maschere). Sie liegt auf einer ſanften Anhöhe. Da hätte ich meine

heutige Abendruhe feiern mögen. Eine süße Einsamkeit wohnt in den hohen Cypressengängen, und aus den Olivenwäldchen kamen friedliche Lüftchen herüber. Welch ein sanftes säuselndes Leben in dieser ländlichen Ruhe! Ich konnte mirs nicht versagen, auszusteigen und eine dieser zu stillem Nachdenken einladenden Cypressen-Alleen zu durchwandern.

Florenz, den 22. Oktober.

Durch eine paradiesische Gartenflur zogen wir in Florenz ein. Je näher wir der Stadt kamen, desto lebendiger, desto geschmückter ward die Gegend. Olivenpflanzungen bergauf und bergab, und alle mit üppigem Rebenlaub durchflechten und durchgrünt! Auf den Hügeln herrliche Villen! Eine reizende höchst mannichfaltige Abwechselung bietet von allen Seiten der Anschauung die süßesten Genüsse dar. Dresdens freundliche Landschaften, idealisch verschönert, schienen mir unter diesen mildern Himmel versetzt zu seyn. Ich möchte Toskana das italiänische Sachsen, und Sachsen das deutsche Toskana nennen. Nach meiner Neigung würde ich hier den Winter zubringen; aber die Herbst- und Frühlingsnebel, sammt der lauen feuchten Winterluft, sind für rheumatische Konstitutionen nicht zuträglich.

Florenz liegt in einem Thale, welches diesen Morgen so mit Nebel angefüllt war, daß es in der Ferne ein großer glänzender See zu seyn schien, den hohe fruchtbare Bergufer einschlossen. Nach und

nach traten aus der ſchimmernden Wolkenhülle einzelne Kuppeln hervor; gegen Mittag verzogen ſich endlich die Dünſte, und die Stadt erſchien in der Fülle ihrer Herrlichkeit.

Unweit Florenz liegen, auf einem Hügel, die Trümmer der alten Stadt Fieſole, Faesula auch Fluentia genannt, die in den ſtürmiſchen Zeiten der Römiſchen Republik unterging. Zu ihrer Herſtellung wurde das Thal gewählt; ſo entſtand ein neues Fluentia, welches wegen der blühenden Lage Florentia genannt wurde.

Florenz liegt im alten Etrurien. Dieſes Land bewohnten gebildete Völker, ehe Rom gegründet wurde. Durch die Kriege mit den Tyrrhenern bildete ſich der Charakter der Nation aus, und beide Völker verbanden ſich zu Einem. Handel und Schiffahrt führten Reichthum herbei, Künſte und Wiſſenſchaften blühten auf. Jener Römiſche König Tarquinius Priskus war ein Etrurier; als er die Herrſchaft Roms an ſich gebracht hatte, berief er aus ſeinem Vaterlande Künſtler, und ließ Werke entſtehen, deren Bau noch die ſpäteſte Nachwelt in Erſtaunen ſetzet. Trümmer alter Tempel und Gebäude, die uns eine Idee der Etruriſchen Bauart geben könnten, findet man im Toskaniſchen nicht *), wohl aber Statuen, Säulen, Vaſen,

*) Ohne von Petit Radel's Hypotheſe der cyklopiſchen Mauern behaftet zu ſeyn, darf man doch annehmen, daß viele Trümmer von Stadtmauern, Thoren und Tempeln, zu Fieſole, Volterra, Coſſa,

Münzen und Opfergeräthe *). Der römische Gottesdienst wurde von Etrurien aus vervielfältige und vervollkommnet. In der Folge kam dieser ganze Staat unter die Herrschaft der Römer. Als das römische Reich in Verfall gerieth, ward Florenz im Jahre der christlichen Zeitrechnung 406 von den Deutschen belagert: schon hatte der König Radagais viele Städte Italiens verwüstet, und Alles zitterte, bis der römische Feldherr Stilicho, der ein Christ war, den Florentinern zu Hülfe eilte, den Radagais gefangen nahm, und jene von der Opferung rettete, die der Barbar seinen deutschen Göttern gelobt hatte. Nur befleckte der Feldherr seinen Ruhm und den Namen des Christen durch die Wortbrüchigkeit, daß er seinen königlichen Gefangenen dem Ueberlieferungsvertrage zuwider enthaupten ließ. Beim Eindrange der Gothen, die Totila führte, wurde das blühende Florenz gänzlich darnieder geworfen, und richtete sich nicht eher wie-

Todi, Arezzo u. s. w. aus der frühesten vorhetrurischen Periode abstammen. Am besten findet man sie erläutert und abgebildet in den Antichi Monumenti zu Giuseppe Micali's Italia avanti il dominio dei Romani (Florenz 1810) Tav. I—XIII.
B.

*) Noch immer ist des gelehrten Lanzi Saggio di lingua Etrusca (Rom. 1789. 2 Voll.) das Zuverlässigste in dieser, durch den Nationalstolz der Florentiner so oft verwirrten, Untersuchung über das was echt etruriſch und was nur altgriechisch ist in diesen Antiken.
B.

der auf, als bis Karl der Große eine neue Ordnung der Dinge hervorrief. Doch die Schöpfungen dieses wahrhaft großen Mannes bestanden nicht, theils durch die Unfähigkeit seiner Nachfolger, theils durch einen innern Keim der Auflösung, den die Gewaltthätigkeit seiner Maßregeln ihnen mitgegeben hatte. Zu den Folgen des Verfalls der Karolingischen Herrschaft gehört die Entstehung der kleinen Italiänischen Republiken. So bildete sich auch Florenz zu einem Aristokratischen Freistaate. Aber Familien-Zwiste und Parteiwuth zerstörten die innere Ruhe. Die Tyrannei des Adels ermüdete endlich das Volk: es entriß, auf seine Mehrzahl sich stützend, jenem die angemaßten Vorrechte, und erzwang eine Demokratische Verfassung. An die Stelle der Adelsvorzüge trat Ueberlegenheit des Geldvermögens.

Die Medici, welche durch den Handel große Reichthümer erworben hatten, schwangen sich darauf empor. Cosmus, der Vater des Vaterlandes genannt, brachte es durch vielseitigen Einfluß, durch Weisheit und Milde dahin, daß er, ohne den Titel eines Fürsten, Regentengewalt besaß, über Krieg und Frieden entschied, und selbst dem Papste sich widersetzen durfte. Das Volk unterhielt er durch Schauspiele, verband es sich durch Wohlthaten, und erwarb sich Ehrfurcht und Vertrauen durch strenge Gerechtigkeit. Er gab dem Handel neuen Schwung, und beförderte Wissenschaften und Künste. Aber auch er erfuhr den Wech-

ſel des Glücks; ränkevolle Mitbürger bewirkten ſeine Verbannung. Doch ein Mann von Kraft und echtem Verdienſt, der über ſeine Zeitgenoſſen ſo leuchtend hervorragt, kann nicht lange verkannt werden. Der Große Cosmus ward zurückberufen, und ihm blieb bis an das Ende ſeiner Tage, 1464, das unbeſchränkteſte Vertrauen. Die Dankbarkeit des Volks erhob ſeinen Sohn Peter zu dem Anſehn des Vaters. Inzwiſchen hatte ſchon lange die Macht des Hauſes Medici den Neid der Pazzi erregt, welcher unter Peters Söhnen, Lorenzo und Giuliano, in die verruchteſte That ausbrach. Die Veranlaſſung gab die Heirath Julians mit der ſchönen Camilla Caffarelli, welche Franz Pazzi liebte. Dieſer beſchloß den Tod ſeines Nebenbuhlers. Allein ſein Vertrauter Bandini rieth ihm beide Brüder zu vernichten, und dadurch ſich und ſeine Familie empor zu ſchwingen. Unter Begünſtigung Sixtus des IV., welcher den Mediceern abgeneigt war, weil dieſe ſich von jeher den Anmaßungen des päpſtlichen Stuhles widerſetzt hatten, kam die Verſchwörung zu Stande. Nach vielen fruchtloſen Verſuchen, die Brüder zu gleicher Zeit an einem Orte zu tödten, wählte man die Kathedralkirche. Zu dieſer Abſicht kam des Papſtes Neffe, Kardinal Riario, nach Florenz; ihm zu Ehren ward ein feierlicher Gottesdienſt veranſtaltet. Es gelang, beide Schlachtopfer zu beſtimmen, der Kirchenfeier beizuwohnen. Das verabredete entſetzliche Zeichen zur Ausführung der That war der Augenblick, wo der Prieſter die hei-

lige Hoſtie vor dem Altar emporhöbe; weil dann die beiden Medici betend auf den Knieen liegen würden, und das verſammelte Volk in Andacht verſunken wäre. Julian fiel unter den Dolchſtichen ſeines Nebenbuhlers; Lorenzo rettete ſich in die Sakriſtei. Das gegen die kirchenſchänderiſchen Mörder entflammte Volk ſuchte die Verſchwornen überall auf. Der Kardinal flüchtete zum Altar, betheuerte ſeine Unſchuld, und fand, ſo ſehr er auch verdächtig geworden war, aus Achtung für den Papſt, Schutz vom Magiſtrate gegen Mißhandlungen. Aber der Erzbiſchof von Piſa, dem die Theilnahme bewieſen wurde, ward mit allen Ergriffenen, theils an die Fenſterkreuze des Stadtpallaſtes, theils an die andern Palläſte, gehenkt. Nur der ſchlaue Bandini entkam nach Konſtantinopel. Allein der Sultan Bajazet II. lieferte ihn den Händen der Gerechtigkeit zurück, indem er dem Böſewicht ſagte: „Wie dürfte ich, ohne meinen und deinen Gott zu beleidigen, dich Schutz in meinem Reiche finden laſſen, der du im Angeſicht deines Gottes eine Frevelthat der Hölle begangen haſt!“ Wie ſteht hier der heilige Vater Sixtus dem ehrwürdigen Muſelman gegenüber!

Der entflohene Lorenzo wurde nachher das Haupt der Republik. Auf ihm ruhte der Geiſt des Großvaters; er ſtiftete die Akademie, und zog die vorzüglichſten Gelehrten und Künſtler nach Florenz, die ſeit Konſtantinopels Eroberung meiſt noch umherirrten. Daher nannte man ihn Vater der Muſen, und wegen ſeines königlichen Sinnes und

Benehmens den Prächtigen (il magnifico); er ſtarb 1492. Sein Sohn Peter II. machte ſich verhaßt, wurde verjagt, und ertrank auf der Flucht. Mit ihm mußten alle Mediceer die Stadt räumen, und konnten nur durch fremde Gewalt wieder mehrmal eingeführt werden. Papſt Leo X, Bruder des unglücklichen Peter, nahm deſſen Sohn Lorenz II. in Schutz, und ertheilte ihm das Herzogthum Urbino. Dieſer hinterließ: eine eheliche Tochter Katharina, die nachherige Anſtifterin der gräßlichen Bluthochzeit zu Paris (als Regentin von Frankreich, Witwe Königs Heinrich II.); und einen natürlichen Sohn Alexander, welchen Kaiſer Karl V. mit ſeiner natürlichen Tochter Margaretha vermählte, und 1531 zum Herzog von Toskana erhob. Dieſer laſterhafte erſte Herzog wurde von ſeinem Vetter Lorenz III. ermordet. Mit ihm erloſch der Stamm des Großen Cosmus, und die Nachkommenſchaft eines Bruders deſſelben erhielt die Regierung, da auswärtige Macht die Bemühungen der Florentiner, ſich in Freiheit zu ſetzen, unterdrückte. In dieſer Linie zeichnet ſich wiederum ein Cosmus aus, ein Sohn Johannes des Populären. Er behauptete ſich mit Kraft und Klugheit, erhielt 1569 von Papſt Pius V. die Würde eines Großherzogs von Toskana, und erſcheint als ſolcher in der Geſchichte unter dem Namen Cosmus des Erſten. Er begünſtigte die Muſen, führte ſiegreiche Kriege, war übrigens herrſchſüchtig, eitel, hingegeben den

Begierden bis zur Unnatürlichkeit, ein Sklave ſeiner Leidenſchaften.

Dieſe Dynaſtie endete 1737 mit einem verächtlichen Sprößlinge Johann Gaſton. Ihm war Don Carlos, Sohn des Königs Philipp V. von Spanien, zum Nachfolger beſtimmt. Dieſer wurde aber, mit Einwilligung Frankreichs, König beider Sicilien; und Frankreich durfte dafür Lothringen von Deutſchland abreißen, deſſen Herzog Franz, nachmaliger Römiſcher Kaiſer, dagegen Toskana erhielt. So kam das Großherzogthum, nach Abgang der Mediceer, an das Haus Oeſtreich. Dieſem wurde es durch die Folgen der Franzöſiſchen Revolution entriſſen, zum Königreiche Etrurien erhoben, und dem aus Parma verdrängten Herzog Ludwig zur Entſchädigung angewieſen. Jetzt wird es vormundſchaftlich von der Witwe dieſes jüngſt verſtorbnen letzten Herzogs von Parma, und erſten — vielleicht auch letzten? — Königs von Etrurien, regiert: das heißt, es werden von der Regentin die willkürlichen Verordnungen, welche die Franzöſiſche Regierung dieſem Staate gebieteriſch aufdringt, in Ausübung geſetzt. Hiebei wird von Seiten Frankreichs mit ſo weniger Schonung verfahren, daß die Unterthanen mit Vorbeigehung der eigenen Herrſchaft, ihre Geſuche unmittelbar an die franzöſiſchen Behörden gelangen laſſen. Auch geht ſchon das Gerücht umher, daß der armen Parmeſaniſchen Familie eine neue Vertreibung bevorſtehe; und bekanntlich liegt es im Geiſte des franzöſiſchen

Systems, jeden Gewaltstreich der ausgeführt werden soll durch ein ankündigendes Gerücht vorbereiten zu lassen.

Den 23. Oktober.

Florenz gehört in vielen Rücksichten zu den interessantesten Städten Italiens. Es füllt einen Umfang von 6 Miglien, und faßt jetzt nur 70 bis 80 tausend Einwohner, deren Zahl zur Zeit der Republik sich auf 150000 belief. Die Stadt ist von einer Mauer, mit Thürmen besetzt, umgeben, hat ein kleines Fort und eine noch kleinere Citadelle. Auf der Straße von Bologna her, sieht man nahe vor dem Stadtthore S. Gallo einen marmornen Triumphbogen, durch welchen Kaiser Franz I. als Großherzog seinen Einzug hielt. Schade, daß die überladnen Zieraten, die ihm zu sehr den Charakter der Anmaßung geben, den angenehmen Eindruck wieder auslöschen, den er beim ersten Anblick macht.

Der Arno theilt die Stadt in zwei sehr ungleiche Theile. Ueber diesen Fluß, der hier schiffbar ist, schweben vier schöne Brücken. Die Brücke Santa Trinita, welche Cosmus I bauen ließ, ruht auf drei Bogen, von denen der mittelste wegen seines leichten und weiten Schwunges der merkwürdigste ist. Man scheint indeß ihm nicht recht zu trauen, da schwerbeladenen Frachtwagen die Ueberfahrt nicht verstattet wird. In der Gegend wo der Arno durchfließt, stehn zwar manche prächtige Gebäude, aber auch die schlechtesten finden sich in

dieſem Theile: wahre Hütten der Armuth mit papiernen Fenſtern. Die Palläſte aus der Zeit der Republik haben faſt durchgängig Façaden von ſtark vorſpringenden, façettenartig zugehauenen Steinen, welches man ruſtike Bauart nennt, die ſich der alten Etruriſchen nähern ſoll; ſie giebt der Stadt ein ſehr ernſtes Anſehn. Die Straßen ſind mit großen vieleckigen an einander gefügten Steinplatten gepflaſtert, welches eine ſtete Reinlichkeit erhält.

Die Klöſter ſind größtentheils von Leopold aufgehoben worden. Das Wirthshaus, welches wir bewohnen, der ſchwarze Adler genannt, iſt ein ſolches Gebäude; es ſcheint ein prächtiger Fürſtenſiz der klöſterlichen Demuth geweſen zu ſeyn. — In unſrer Nähe prangt, in ſchwarz und weißem Marmor, die Domkirche Santa Maria del Fiore, mit ihrer majeſtätiſchen Kuppel, und ihrem daneben ſtehenden gothiſchen Thurme. Etwa zwanzig Schritte von ihr ſteht das iſolirte Battiſterio: die Kapelle worin die Kinder der ganzen Stadt getauft werden. Die beiden Marmorarten, womit die äußern Wände des Doms bekleidet ſind, bringen ihn um alle Tempelwürde, ſo ſchön und erhaben auch die Kuppel ſich über ihm wölbt. Es iſt bekannt, daß Michel Angelo ſie ſo ſehr bewunderte, daß er verzweifelte, dem hohen Petrustempel in Rom eine eben ſo würdige Decke geben zu können. „Nachahmen, ſoll er geſagt haben, mag ich nicht, übertreffen kann ich nicht; ich will zufrieden ſeyn, wenn ich den Geiſt dieſes Gebäudes erreiche.“ Im Innern der Kirche

herrſcht ein ſchauerliches Helldunkel, aus welchem der Hochaltar, die edlen Statuen der vier Evangeliſten von Donatello, die prächtigen Säulen, und die Bildniſſe berühmter Männer, wie Schatten aus der Dämmerung hervortreten. Es iſt eine ſchöne Sitte, ſolche Bildniſſe in Kirchen aufzuſtellen. Große hohe Menſchen, in ihren würdigſten und heiligſten Momenten, ſind gewiſſermaßen, wenn ich den Ausdruck wagen darf, eine Art Mittler zwiſchen uns und der Gottheit. Die Erinnerung an ſie erbaut, erhebt, hält uns Unſterblichkeit vor. Hier ſieht man unter andern Brunelleſchi den Baumeiſter der Kuppel, und den unſterblichen Dante. Dieſer iſt in Lebensgröße gemalt, mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, und einem Buche in der Hand; auch iſt die Wieſe angedeutet, wo er ſpazieren zu gehen pflegte, wenn er ſeine erhabenen Dichtungen entwarf. — Merkwürdig iſt dieſe Kirche noch durch das Concilium, welches unter Papſt Eugenius IV. 1493 hier gehalten wurde. Es brachte endlich eine Art von Vereinigung zwiſchen der Griechiſchen und Lateiniſchen Kirche zu Stande. Die kurze Dauer derſelben, und die nachherigen fehlgeſchlagenen Verſuche, beweiſen hinreichend, daß eine ſogenannte Kirchenvereinigung nur in dem Traum einer beſchränkt-frommen, oder unbeſchränkt-herrſchſüchtigen Seele Statt findet.

Jene Taufkapelle iſt, wie die Kuppel des Doms, ein beinahe in eine Rotunde ſich auflöſendes

reaulüres Achteck. Noch unangenehmer, als der Dom, der nur mit ſchwarz und weißem Marmor überdeckt iſt, fällt die vielfarbige Bekleidung dieſer Kapelle auf. Drei vortrefliche bronzene Thüren ſchmücken ihr Aeußeres. Meiſterhaft ſind die Basreliefs, aus der altteſtamentlichen Geſchichte, an dieſen Thüren durch Ghiberti ausgeführt. Das Batiſterio prangt mit ſechzehn großen Granitſäulen, ſie tragen die Kuppel, die über dem Taufbecken ſchwebt. Dieſe iſt inwendig mit moſaiſcher Arbeit bekleidet, aber durch die Zeit, und das bei Feſten häufige Kerzenlicht, ſo angeſchwärzt, daß die Figuren kaum zu erkennen ſind. Uebrigens herrſcht hier, wie im Dom, ein ſchauerliches Dämmerlicht, welches mehr zur Schwermuth als zur Andacht ſtimmt. Man will behaupten, dieſe Kapelle ſey ein vormaliger Tempel des Mars geweſen, doch findet ſich kein Ueberbleibſel, welches dieſe Angabe begründe. Wahrſcheinlicher ſtand hier vielleicht ehedem nur ein ſolcher Tempel.

Unter den ſchönern Kirchen zu Florenz behauptet Maria Novella einen vorzüglichen Rang. Michel Angelo bewunderte die hohe Einfachheit ihrer Bauart; aber auch ſie iſt leider mit buntem Marmor überkleidet. Santa Croce iſt wegen der Grabmäler verdienſtvoller Männer merkwürdig. Hier ruht die Aſche von Michel Angelo, Machiavelli, und Alfieri. An einem Denkmal des Letztern arbeitet jetzt Canova, nach Auftrag der verwitweten Prinzeſſin Albani, einer Freundin

dieſes italiäniſchen Sophokles *). Ueber Michel Angelo's Grab ſteht die Büſte des großen Mannes, um welche die Genien der Baukunſt, Malerei und Skulptur trauern.

Die Kloſterkirche dell'Annunziata iſt durch zwei Madonnenbilder berühmt: das eine, ein Freskogemälde im Kloſterhofe über eine Seitenthüre die in die Kirche führt, iſt von der höchſten Schönheit; das andre aber dem Volke merkwürdig, als von einem Engel vollendet. Es zeigt, wie ſchlecht ſich himmliſche Geiſter auf irdiſche Künſte verſtehn. Der Maler, ſagt die Legende, ſchlief aus Verzweiflung, ſein Ideal zu erreichen, über der Arbeit ein; beim Erwachen fand er das Geſicht der Madonna vollendet: wer konnte dies anders gethan haben, als ein Engel? Jenes erſte herrliche Gemälde iſt von Andrea del Sarto. Von Maria's Geſicht geht eine himmliſche Freundlichkeit aus; ein reizend geworfenes Gewand ſchwebt um die hohe Geſtalt. Joſeph, neben ihr, ſtützt ſich auf einen Sack: daher der Name Madonna del Sacco. Michel Angelo und Titian ſollen dies Gemälde mit wahrer Künſtlerandacht bewundert haben **).

Noch

*) Sie iſt eine Deutſche Fürſtentochter, aus dem Hauſe Stolberg-Gedern, Witwe des letzten Engliſchen Prätendenten, Karl Eduard Stuart, der unter dem Namen Graf von Albani in Florenz lebte.

**) Wer es auch nicht ſelbſt ſah, kennt es doch wenigſtens aus den Kupferſtichen, die Bartolozzi

Noch hat der ſogenannte alte Pallaſt (il palazzo vecchio) ein hohes Intereſſe; denn hier war die Reſidenz des Großen Cosmus. Hier waltete der Geiſt, welcher, ausgedehnte merkantiliſche Unternehmungen und zugleich das Ruder des Staats leitend, mächtig in ſein Zeitalter eingriff, und beglückend auf ſein Vaterland wirkte. Uebrigens iſt er von keiner gefälligen Architektur. Späterhin kaufte Cosmus I. den Pallaſt Pitti, und verband ihn durch eine verdeckte Gallerie mit dem Pallaſt Medici, und dem Pallaſt degli Uffizi. Er wurde zum Fürſtenſitz der Toskaniſchen Regenten beſtimmt, und in den neueſten Zeiten die königliche Reſidenz. Auch dies Gebäude hat weder einen großen noch gefälligen Charakter. Die ruſtike Stirnwand iſt einem kleinlichen Platze zugekehrt, den ſehr mittelmäßige Häuſer umgeben. Eine ſchönere und wahrhaft königliche Architektur hat die Gallerie, oder der ſchon genannte Pallaſt degli Uffizi, von dem erſten Großherzog aufgeführt. Unten befinden ſich die Landeskollegien (woher der letzte Name des Pallaſtes kömmt), das obere Geſchoß iſt der Gemäldeſammlung und den Antiken gewidmet.

Einen mehr ernſten als gefälligen Eindruck macht der Pallaſt Strozzi. Er iſt aus der Zeit

und Raphael Morghen davon gegeben haben. Das mit Recht ſeit faſt drei Jahrhunderten bewunderte Freskogemälde (Andrea del Sarto ſtarb 1530) hat viel gelitten. Am meiſten mag wohl das feine Profil des Joſeph beſchädigt ſeyn. B.

der Republik, und nähert sich der ältern toskanischen Bauart. Um den innern Hof laufen Gallerieen über einander, auf Säulen von toskanischer Ordnung ruhend. Hier wohnte Philipp Strozzi, der sich gegen Cosmus des Ersten gewaltthätige Bestrebungen aufgelehnt hatte, und als die republikanische Partei unterlag, sich im Gefängnisse erstach, wo er zuvor die Worte der Dido im Virgil mit dem Dolch an die Wand schrieb: „Möge dereinst aus unserem Staube ein Rächer erstehen *)!“ In der Nähe dieses Pallastes sieht man eine schlanke dorische Säule aus Einem Stück Granit, welche Papst Pius IV aus den verfallenen Bädern der Caracalla eben diesem Cosmus zum Geschenk machte. Sie trägt das Bild der Gerechtigkeit.

Werke der größten Architekten: Michel Angelo, Sansovino, Raphael, und Palladio, schmücken die Stadt. In ihr wohnt das menschliche Elend eben so bequem, wie das Vergnügen. Drei Schauspielhäuser sind den Winterlustbarkeiten gewidmet; und mehrere Hospitäler zeugen, daß man über dem Genusse nicht die Pflichten der Menschlichkeit vergaß. Den Genesenden ist ein eignes Hospital, und wiederum ein besonderes Gebäude unheilbaren Kranken angewiesen.

Die öffentlichen Plätze sind zwar nicht regelmäßig, aber mehrentheils groß und schön, mit Springbrunnen, und mit Statuen von Donatello, Michel Angelo, und andern Meistern

*) Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

geſchmückt. Ueberhaupt zählt man auf Plätzen, und an Kirchen, über 160 Statuen. Vorzüglich reich ausgeſtattet iſt die Piazza del Gran Duca vor dem alten Pallaſte Medici. Die Statue des erſten Großherzogs zu Pferde iſt hier aufgeſtellt, und giebt dem Platze den Namen. Ein vortreflicher Springbrunnen, den eben dieſer Cosmus I. anlegen ließ, wirft ſeinen Waſſerſtrahl in ein mit Nymphen und Tritonen umgebenes Marmorbecken, über welchem die Bildſäule Neptuns gebietend emporragt. Dem Pallaſt gegenüber, unter einem Bogengange, ſteht eine ſchöne koloſſale Judith, im Begriff, den Unterdrücker ihres Volks zu enthaupten *). Im Angeſicht dieſer Bildſäule wurden die Großherzoge ge-

*) Sie iſt von dem großen Donatello in Bronze gegoſſen, und hat die echt-republikaniſche Unterſchrift: Publicae salutis exemplum cives posuere — Bekanntlich iſt mit den Abbildungen dieſer ebräiſchen Corday viel Mißbrauch getrieben, und dieſer Gegenſtand oft in eine ekelhafte Scharfrichterſcene verkehrt worden. Florenz ſelbſt hat ein ſo widriges Bild, ſogar von einer Frau, der Artemiſia Lomi aus Piſa gemalt, im Korridor des Herzoglichen Pallaſtes, der zum Veſtibolo führt; von welcher Kotzebue's ſtarkes Urtheil „Erinnerungen“ I, 164, auch durch Morgenſterns und andrer Reiſenden Unwillen volle Beſtätigung erhält. In der Gallerie von Salzdahlen war eine trefliche Judith, die mit Recht als ein Hauptſtück derſelben galt. Wohin iſt ſie gekommen? Iſt ſie, ſo wie faſt die ganze Gallerie, bloß in den Händen räuberiſcher Generale und Kommiſſäre geblieben? B.

krönt! — Auch darf die kolossale bronzene Statue des Perseus, mit dem Schwert in der einen und dem Kopf der Meduſa in der andern Hand, nicht übersehen werden. Sie iſt von Benvenuto Cellini, und gewinnt ein noch höheres Intereſſe, wenn man das Leben und die Schickſale dieſes höchſt originellen Mannes aus ſeiner Selbſtbiogr. phie kennen lernt, die unſer Göthe ſo treflich überſetzt hat, und die uns mit den Sitten und der Sittlichkeit des 16ten Jahrhunderts eindringend bekannt macht. Eine herrliche marmorne Gruppe von Johann von Bologna, der Raub einer Sabinerin, ſteht dem Perſeus gegenüber. Dieſe beiden Bildſäulen ſind eine ſchöne Zierde der Arkaden, die dem Platze eine gewiſſe Feierlichkeit geben.

Mächtiger noch, als dieſer geſchmückte Raum, wirkte auf mich der große Anblick des Platzes vor dem Pallaſte degli Uffizi. Wie lauter Triumphbogen ſchließen ſich die Arkaden dieſes Pallaſtes an die Bogen des Palazzo vecchio. Ein gewiſſer Standpunkt gewährt die Hinſicht auf die Ritterſtatue Cosmus I, und in einer andern Richtung erblickt man durch die Bogen den fortſtrömenden Arno. Hier treiben auch die Mummereien des Karnevals ihr Spiel.

Der Platz vor der Kirche dell' Annunziata iſt mit Arkaden umgeben, die auf korinthiſchen Säulen ruhen. Er hat zwei ſchöne Springbrunnen, und in der Mitte die Ritterſtatue des Großherzogs Ferdinand. An die Kirche Santa Maria Novella

ſtoßen zwei große Plätze, von denen der eine den Namen der Kirche führt, der andre aber piazza vecchia heißt. Dieſer prangt mit zwei Obelisken, die beim Wagenrennen zum Ziele dienen. Der Platz vor der Kirche Santa Croce wird durch das Haus des großen Michel Angelo nicht ſowohl verſchönert, als merkwürdig gemacht. Es wird noch jetzt von den Florentinern mit Wohlgefallen gezeigt.

Den 25. Oktober.

Sowohl die alte als die neuere Kunſt haben ihre Kränze hier vertraulich in einander geſchlungen, und man gelangt auf dem mildeſten Wege zum Genuß dieſer reizenden Fülle. Der Cavaliere Puccini, ein Mann von Geiſt und tiefgeſchöpften Kenntniſſen, iſt Direktor der Gemäldegallerie und der Statuenſammlung. Er ſteht ſeinem Amte mit leidenſchaftlicher Liebe vor, und verbindet damit eine unermüdliche Gefälligkeit gegen Fremde, die auch wir erfuhren. Das Aeußere dieſes Kunſttempels ſtimmt mit dem Innern völlig überein. Treppen und Gänge haben ein würdiges Verhältniß unter einander, und ſpannen das Gemüth für die Ueberraſchungen des innern Heiligthums.

Die erſte Gallerie, durch welche er uns führte, enthält zwar kein hochverdienſtliches Werk, beſonders in Abſicht der Malerei; deſto mehr Intereſſe flößen die Bruſtbilder und Statuen ein. Man findet hier die ganze Reihe der Römiſchen Cäſaren, von

Julius bis Alexander Severus; die weitere Folge, bis zu Konstantin, ist sehr mangelhaft. Zwischen 140 Bildsäulen und Büsten wandelt man zu den auserwähltern Werken, und so gleichsam stufenweise zum Gipfel der Kunst. Denn wir traten nun in das Kabinet der bronzenen Statuen, welche Cosmus I. sammelte. Werke der Griechen, in Originalen und in sehr guten Nachbildungen, stehn hier neben Kunstprodukten aus der Zeit dieses Großherzogs. Seine eigene Büste, und ein Merkur, der vom Boreas gehoben wird, mit einer Leichtigkeit als wollte er wirklich davon fliegen, zeigen mit welchem glücklichen Erfolg der jüngere Genius dem ältern nachstrebte. Dieser Merkur, von Johann von Bologna, darf die Nachbarschaft eines vortreflichen jungen Bakchus aus dem Alterthum nicht scheuen. Mit innigem Wohlgefallen ruht der Blick eben so gern auf dem modernen Götterboten, als auf dem antiken Gott der Freude. Eine Minerva, ein Löwe, ein Redner, und ein Torso, aus der goldnen Zeit der alten Kunst, flößen hohe Bewunderung ein. Von hier gingen wir zu den Gemäldesammlungen über. Diese hat Caval. Puccini nach den verschiednen Schulen, Italiens und andrer Länder, geordnet. Der Venezianischen sind zwei Zimmer gewidmet; sie erhalten das Licht von oben herab, welches natürlich den Effekt der Gemälde sehr verstärkt. Den auserlesensten Meisterstücken ist ein eigenes Heiligthum angewiesen. Hier stehn auch in stiller Vollendungsherrlichkeit die erhabnen Ueberreste der alten griechischen

Bildhauerkunſt. Dies Zimmer wird die Tribune genannt: es iſt ein regelmäßiges Achteck; die Wände ſind mit Karmoiſinſammet bekleidet; das Licht fällt von oben durch die in dem Gewölbe angebrachten Fenſter. — Unſer gefälliger Führer lenkte unſre Aufmerkſamkeit zuerſt auf die Gemälde, und machte, aus beſonderer Feinheit, den Anfang mit der Deutſchen Schule. Der Reichthum iſt zu groß; ich verweile nur bei denjenigen Werken, die mich entweder durch ihre Vortreflichkeit oder ihre Beziehung beſonders anzogen.

Albrecht Dürers Bildniß, von ihm ſelbſt auf Leinewand gemalt, iſt ein ſchöner Kopf, voll Leben und Kraft; und hat außer der Kunſt noch die Künſtlichkeit, daß er, gegen das Licht gehalten, auf der Rückſeite eben ſo wie auf der Vorderſeite erſcheint. — Merkwürdig iſt die erſte Blüthe von Raphael's Beſtrebung, neben dem vollendeten Triumph ſeiner Porträtmalerei. Dies iſt das Bild ſeiner Geliebten: ein Gegenſtand häufiger Kopieen, deren aber keine die ſüße Lieblichkeit des Mundes zu erreichen vermochte. Intereſſant in gleicher Rückſicht iſt eine heilige Familie von Michel Angelo. Das trotzige Selbſtgefühl des 16jährigen Jünglings forderte für dieſen gelungenen Erſtlingsverſuch 50 Dukaten, und ſteigerte den Käufer, der mit einem Mindergebot ihn an die Unberühmtheit ſeines Namens erinnerte, bis auf 150. Ein Johannes in der Wüſte, von Raphael, erſcheint hier in einer Fülle von Jugendkraft und voll ſeines hohen Berufs.

Zwei schöne Venusbilder von Titian: die eine zeichnet sich aus durch frisch blühende Karnation, die andre durch unbeschreiblich reizende Formen. Von Domeniko Ghirlandajo, dem Lehrer Michel Angelo's, sah ich die Porträte zweier Bischöfe, die zu den schönsten Bildnissen gehören. Aber die zwei Propheten von Fra Bartolommeo, Raphaels Lehrer, zu welchem er von Perugino überging, sind Gemälde von hoher Vollendung. Das heilige innere Leben athmet wie eine Glorie aus den würdevollen Gestalten. Ein gedankenvolles Gemälde von Angelo Allori, genannt il Bronzino, ist die Zusammenkunft Maria's und Elisabeth. Rührender ist noch keine Begrüßungsscene dargestellt worden. Ein Medusenkopf in Lebensgröße, von Leonardo da Vinci, sorgfältig gearbeitet; in der Farbenverschmelzung herrscht eine solche Harmonie, daß dies furchtbare Haupt eine reizende Erscheinung darstellt. Selbst das Schlangenhaar ist so wohl geordnet, und jede einzelne Schlange so schön gemalt, daß man es für einen anmuthsvollen Kopfputz zu halten versucht wird. Eine vor einem Satyr fliehende Bakchantin, von Annibale Carracci, eine sehr glücklich gelöst'te Aufgabe der Kunst: der Uebergang fröhlicher Ausgelassenheit in den Zustand plötzlich aufgeschreckter Furcht. Die schöne Gestalt ist voll Leben und Feuer, die Mänaden-Wildheit durch mädchenhafte Schüchternheit gemildert. Ein Reichthum ist hier an herrlichen Porträten aus der Venezianischen Schule. Das Familiengemälde von Le-

andro Bassano gehört zu den vorzüglichsten Stücken. Die Eltern, die drei Brüder mit ihren Frauen und Kindern, in meisterhafter Gruppierung an einem Tische sitzend, alles Natur und sprechendes Leben; man mögte eintreten in den vertraulichen Kreis, mit den freundlichen Gestalten den Genuß des heiligen Friedens zu theilen. Einen tiefen Eindruck auf mich machte ein großes Altarblatt von Fra Bartolommeo. Die Figuren sind alle in Lebensgröße: Maria mit dem Christuskinde, dem kleinen Johannes, mehrere die Maria umschwebende Engel, und zehn Florentinische Heilige; einem der letztern hat der Künstler sein eignes Bildniß untergelegt. Nur gelb in gelb gemalt; also ist es nicht der Reiz des Kolorits, was in diesem Werke bezaubert: es erhält bloß von der herrlichen Zeichnung und der richtigsten Schattenvertheilung seine ganze Kraft.

Zwei Zimmer sind angefüllt mit den Bildnissen berühmter Maler und Malerinnen, die sich selbst gemalt haben; unter denen Angelika Kaufmann in voller Jugendblüthe reizend hervorglänzt. Besonders beschäftigte meine Aufmerksamkeit das freundliche Familiengemälde eines künstlerischen Ehepaars: Madame Gauffier mit Gatten und Kindern; die Figuren von nicht völlig halber Lebensgröße. Das Bild des Mannes ist vom Manne gemalt, die Bildnisse der Frau und der Kinder aber von ihr. Die Scene ist eine Gegend der Villa Borgheſe. Der Mann, im Schatten sitzend, zeichnet auf einem alten Sarkophage; die

Frau, an einen Baum gelehnt, blickt nach ihm hin, während zu ihren Füßen ihre zwei holden Kinder spielen. Was mich bei dem lebenvollen Bilde so vorzüglich anzog, war dennoch nicht so wohl das künstlerische Verdienst, als der Ausdruck der Liebe, welcher durch die Geschichte des zärtlichen Ehepaars noch interessanter wurde. Gauffier starb sehr bald nach Vollendung des Gemäldes, und der Gram riß binnen zwei Monaten die blühende Gattin ihm nach.

Nachdem der würdige Cavalier Puccini uns, mit unterhaltender Belehrung, die vorzüglichsten Werke der Malerei gezeigt hatte, führte er uns zur Tribune zurück. In die Mitte dieses Heiligthums gestellt, sahen wir die herrlichen Marmorgestalten in der schönsten Beleuchtung. Mit tiefem Schmerzgefühl zeigte er uns aber die leere Stelle wo ehedem der Triumph griechischer Kunst stand: die Mediceische Venus. Auch sie mußte nach Paris wandern *). Auf den andern Postamenten stehen noch die treflichen Ueberreste der alten Kunst. Eine Venus Urania; eine Venus, die siegreich den Apfel davon trägt; eine herrliche Gruppe zweier Ringer; ein tanzender Faun; und die männliche Figur, die ein Messer wetzt, der Schleifer genannt. Mir ist es

*) Weil sie, so sagte der Wolf zum Lamm, da es doch eines Vorwandes bedurfte: vorher schon einmal, von dem edlen Puccini begleitet, nach Palermo gewandert war. Und sie steht noch herte in Paris! Da mag man wohl mit Filippo Strozzi im Kerker, auch in blutiger Schrift anschreiben: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! B.

gleichgültig, ob die letzte Bildsäule den Augur vorstellt, durch dessen Messer unter Tarquin die wundervolle Zerschneidung eines Steins geschah, oder den Sklaven, welcher bei häuslicher Arbeit eine Verschwörung behorchte *). Von den kleinern Stücken nenne ich nur den kleinen Herkules, der eine Schlange erdrückt. Es ist eine Lust zu sehn, wie der junge Halbgott das zarte Kinn auf die fleischige Brust stemmt, und so mit aufkeimender Götterkraft das Unthier erwürgt.

Wir besahen noch einige andre Zimmer, wo Opfergeräthe, nebst Idolen der Aegyptier, Griechen und Römer, und einige antike Büsten, aufgestellt waren. Ich kann von dem allen nur Weniges ausheben. Solon, als Herme; ein schöner Kopf des Pompejus; ein Plato; ein Torso von Basalt; auch der Kopf eines jungen Bakchus von

*) Oder den Scythen, der das Messer zur Bestrafung des Marsyas schleift, und den Befehl des Apollo Tortor erwartet. Diese Deutung bleibt, besonders durch die Schädelvergleichung, welche Blumenbach mit geübtem Kennerblick anstellte (Specimen historiae naturalis, antiquae artis monumentis illustratae. Götting. 1787. p. 12), der den Kopf des Schleifers ganz ähnlich einem Kosakenschädel fand, und durch die scharfsinnigen Bemerkungen des H. R. Morgenstern in Dorpat in seinen Auszügen aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden, Bd. I, Heft 2, S. 331, noch immer die wahrscheinlichste; mit so viel Belesenheit auch Fiorillo seine Hypothese, daß es ein bloßer römischer Badeknecht mit dem Schabeisen sey, zu unterstützen gewußt hat. B.

diesem harten Steine. Gedankenreiche Sarkophage fesselten meine Aufmerksamkeit. Vor allen aber zeichnet sich eine große Marmorvase aus, die mit der berühmten Borghesischen um den Vorzug streitet. Auf ihr ist die Opferung der Iphigenia dargestellt: eine rührende Komposition — Mitten unter den Antiken fand ich die unvollendete Büste des Lorenzo Medici, der (S. 254) seinen Vetter den Herzog Alexander ermordete; sie ist von Michel Angelo. Man wähnte Anfangs in diesem Lorenzo einen Befreier des Vaterlandes zu sehn, und nannte ihn wie auch die Inschrift besagt, den Florentinischen Brutus. Dies hat manche Reisebeschreiber verleitet, die Büste für einen Markus Brutus zu halten. Michel Angelo vollendete sie nicht, weil sich bald in dem geglaubten Befreier ein neuer Unterdrücker des Vaterlandes enthüllte *).

Mit höchst gespannter Neugier trat ich in das Zimmer der berühmten Gruppe der Niobe. Der Anblick dieser Gestalten, deren jede über zwei Schritt von der andern entfernt steht, macht Anfangs einen nicht angenehm überraschenden Eindruck. Die Figuren ragen über gewöhnliche Lebensgröße hinaus. Mir war als träte ich in eine Versammlung von

*) Diese sehr sinnreiche Tradition, die man auch in mehrern Kunstbüchern findet, dürfte doch bei genauerer Untersuchung unstatthaft gefunden werden. Als Bembo das bekannte, von einem Britten verbesserte, Epigramm darunter setzte, hielt man es doch allgemein für einen echten Brutuskopf. Vergl. Morgenstern's Tagebuch I, 2, S. 323. B.

Wahnsinnigen. Ihre Stellung ist ohne Zusammenhang, ohne Beziehung. Es ist eine zerrissene Erzählung, deren zerstreute Stücke die Fantasie verwirren. Die seltsame Zusammenstellungsart ist von dem Großherzog Leopold, der gegen Puccinis Vorschlag hier seinen Eigensinn durchsetzte. Erst wenn man alle Figuren der Reihe nach betrachtet, und sie in Gedanken gehörig gruppirt hat, erst dann wird man durchdrungen von der hohen Schönheit, und der hinreißenden Wahrheit des Ausdrucks, in jeder einzelnen Figur. Wie schön noch im Sterben, und selbst im Tode, sind die lieblichen Kinder; und wie erhaben verkündet sich der Schmerz in der hohen Anmuth der unglücklichen Mutter! — In eben diesem Zimmer befindet sich ein kolossaler Kopf des sterbenden Alexander von gelblichem Marmor. Wahrlich ein göttliches Meisterstück der griechischen Skulptur. Aber eine solche Ruhe im Tode eines Eroberers? — So entschläft nur ein weiser Herrscher, ein Markaurel, nicht ein Alexander *).

*) Nicht alle Beschauer dieses merkwürdigen Kopfes fanden diese Ruhe. Morgenstern S. 325 wünscht sogar, daß dieser sterbende Alexander im Kabinet eines Herrschers stehen möchte, der gern Welteroberer wäre, zur warnenden Beschauung. Uebrigens dürfte nach dem, was Visconti theils im Musée Napoleon II, p. 11 — 26 (denn Petit Radel sprach doch nur aus Visconti's Belehrung), theils in seiner Iconographie Grecque T. II, p. 52 (der Quartausgabe) über die vorgeblichen Alexanderbüsten, in Vergleichung mit der Musterbüste, die

Den 26. Oktober.

Wir besuchten diesen Morgen, unter der Leitung des geistvollen Direktors Fabbroni, das von Leopold gestiftete Museum. Vermittelst einer schönen Treppe gelangt man zum Eingange, der mit den Bildnissen großer Männer geschmückt ist, die Toskana als Eingeborne aufzuweisen hat. Im Naturalienkabinet ist eine Sammlung ausgestopfter Vögel, Fische und Schlangen aus allen Welttheilen, die zu den vollkommensten ihrer Art gehört. Die Präparate menschlicher Körper in Wachs finden sich hier in noch größerer Vollständigkeit und Kunst, als zu Bologna (S. 214). Acht große Zimmer sind damit angefüllt. Jede Figur, vor ihrer Zerlegung, ist ein Ideal von Schönheit nach griechischen Antiken in Lebensgröße abgebildet. Ganz original ist die Idee eines Sicilianers, Cajetano Zummo, welche die Verwesung des menschlichen Körpers an kleinen doch sehr schönen Wachsfiguren, in allen Abstufungen, darlegt. Den Anfang macht der Leichnam einer eben verstorbenen schönen Frau; die zweite Figur fängt an gelb zu werden; in der dritten geht der aufgedunsene Körper zur blauen Farbe über. Die folgenden Abstufungen zeigen die schauderhafte Fortsetzung der Zerstörung der Menschengestalt, bis zur völligen Auflösung in ein Todtengerippe. Die leichtsinnige Eitelkeit sollte verur-

Azara dem ersten Consul schenkte, bemerkt hat, wohl schwerlich jemand diese Büste für einen wahren Alexander halten. B.

theilt werden, von Zeit zu Zeit die stillen Erinnerungen dieser Bilder der Verwesung zu vernehmen.

Den Nachmittag führte Cavaliere Puccini uns zur Akademie der Künste, die gleichfalls Leopold angelegt hat. Das Gebäude ist weitläuftig, zweckmäßig und schön erbaut. Architekten, Bildhauer, Maler, Dekoratöre, haben ihre Säle, Vorsteher und Lehrer. In jedem Saale sind zwei Muster der Kunst aufgestellt, welcher der Saal gewidmet ist. Der für die Bildhauer zeigt treffliche Abgüsse echter Meisterwerke der alten und der neuen Kunst. Den Produkten junger Florentinischer Künstler ist ein eigner Saal gewidmet, in welchem die Stücke aufbewahrt werden, die den Preis erhalten haben.

Der Direktor dieser von Leopold 1784 neu gestifteten Akademie, die wohl als ein Muster in ihrer ganzen liberalen und zweckmäßigen Einrichtung genannt werden mag, ist seit 1803 Pietro Benvenuti aus Arezzo, den man in Florenz für den ersten Geschichtmaler neuerer Zeit hält. Er hat eine vortrefliche Darstellung der Judith vollendet. Die Heldin steht in Jerusalem, mit dem Kopf des Holofernes in der Hand, auf einer Tribune; sie empfängt den Dank des versammelten Volks, welches seine Freude über die Befreiung von dem Tyrannen, und seine Verehrung für die Befreierin, auf mannichfaltige Art ausdrückt. Judith ist eine edle Figur; Muth und Begeisterung malt sich in ihren lieblichen Zügen. Das Gegenstück hiezu ist der Barmherzige Samariter, gleichfalls von Ben-

venuti. Er hat dem mitleidigen Helfer einen edlen Anstand gegeben, dem fern vorüber wandelnden Pharisäer aber in seiner ganzen Stellung so etwas demuthvoll Heuchlerisches, daß man gleich fühlt, dieser Mensch lies't und betet an öffentlicher Straße, um den Namen eines Heiligen zu erschleichen. Die Figuren in beiden Gemälden haben kaum den vierten Theil natürlicher Größe; aber das Ganze ist schön geordnet, gut ausgeführt, und zeigt einen denkenden Künstler, der sich zugleich ein glänzendes Kolorit zu eigen gemacht hat.

Auch von dem Sohne unsers freundlichen Zolleinnehmers zu Pietramala (S. 224) fanden wir in diesem Saale ein historisches Gemälde von lebensgroßen Figuren. Es stellt den ergreifenden Auftritt dar, wie der junge Titus Manlius in das Schlafzimmer des Tribuns Pomponius hineinstürmt, und von diesem mit dem Dolch die Lossprechung seines Vaters von aller Klage fordert. Der Tribun hatte den Vater Lucius Manlius eben der Grausamkeit wegen vor Gericht gezogen, mit welcher er diesen unschuldigen Sohn wegen körperlicher Gebrechen aus dem Hause auf das Land verstoßen hatte. Das Bild ist brav gemalt, der Künstler hat gethan was er vermag; aber es fragt sich, ob dieser Gegenstand, wie er historisch vor uns liegt, in das Gebiet der Malerei gezogen werden könne. Wir sehen hier bloß einen jungen Menschen in heftig drohender Stellung, ihm gegenüber einen ältern Mann der erschrockene Ueberraschung ausdrückt; erfahren aber nichts von

den

den Gründen des Ueberfalls. Motive und Gesinnungen sind auf diesem Wege nicht zur Anschauung zu bringen: es läßt sich kein hinzuzufügendes Merkmal denken, welches jene zu errathen gäbe. Anders verhält es sich mit der Judith und dem Samariter, deren Geschichte theils bekannter, theils minder zusammengesetzt ist.

Aus diesem Saale führte Puccini uns in die Fabrik der Florentinischen Mosaik, die zwar sehr kostbar ist, aber der Römischen in Ansehung der Kunst weit nachsteht. Echte Steine, von verschiedenem Werth, und vielerlei Farben, werden in dünne feine Platten zerschnitten, und nach einer vorliegenden Zeichnung so zusammengefügt, daß die möglichste Schattirung herauskömmt *). Nach eben dieser Zeichnung werden in einer braunen Steinplatte, Lavagna genannt, die anpassenden Vertiefungen eingegraben, diese mit einem bindenden Kitte gefüllt, und die zusammengelegten Steine eingedrückt. Wenn die Arbeit trocken ist, wird das

*) Diese Mosaikmalerei in pietre dure ist nur dann kunstwidrig, und, wie die Steine selbst, hart, wenn sie, aus ihren Schranken herausgehend, aus zierlicher Dekorationsmalerei und farbigen Allerlei's in freie Figuren oder Porträts überschwaift. Sehr feine Bemerkungen hat uns neuerlich über diese seit 256 Jahren bestehende Florentiner-Arbeit, und ihren wackern Direktor Siries, dessen Vater und Großvater auch schon diese Stelle hatten, H. R. Morgenstern mitgetheilt in seinem Tagebuch I, 2, S. 426—430. B.

Ganze geschliffen und polirt. Die Zusammenfügung ist so genau und sauber, daß man sie nicht bemerkt. Noch wird eine andre Arbeit in Florenz verfertigt, dieser ähnlich, aber um vieles wohlfeiler. Auf einem Guße von äußerst dauerhaftem Gyps werden Gemälde mit Farben eingebeizt, und dann polirt. Sie dienen mehrentheils zu Tischblättern, und widerstehn dem Eindruck der Nässe. — Aus dem Florentinischen Alabaster machen die jungen Künstler vortrefliche Vasen und kleine Statuen, nach den besten antiken und modernen Mustern, um äußerst geringe Preise. Wäre der Transport nicht so schwer und theuer, so könnten Freunde der Kunst in unserm, an edlen Kunstsachen so armen, Vaterlande sich interessante kleine Sammlungen verschaffen.

Leopold hat auch das Verdienst um Florenz, vor der Stadt einen schönen öffentlichen Spaziergang angelegt zu haben: le Cascine genannt, eigentlich eine großherzogliche Meierei, mit Lustgehölzen und Lustwegen umgeben. Das Vorbild dazu soll ihm der Wiener Prater gewesen seyn: er wollte hier sein Volk eben so fröhlich versammelt sehn, als dies täglich dort der Fall ist. Aber wer den Prater kennt, findet auch nicht die geringste Aehnlichkeit. Die Anlage bei Florenz wird mehr von der vornehmen Welt, als vom Volke besucht. Sie hat übrigens einen weiten Umfang; liebliche Partieen, Wiesen, Bäume und Gesträuch, wechseln auf angenehme Art ab; auch sind Häuser da für Erfrischungen. Um 11 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends fah-

ren die prunkenden Ekipagen der schönen Welt nach diesem Park, und machen da was man den giro nennt.

Den 27. Oktober.

Heute besuchten wir das Grab der Mediceer, (la Cappella reale dei sepolcri): eine hohe mit düsterm Fürstenpomp ausgestattete Rotunde, verbunden mit der Kirche San Lorenzo. Diese prächtige Kapelle, welche der Großherzog Ferdinand I. 1604 zu bauen anfing, bildet ein regelmäßiges Achteck, von 86 Fuß im Durchmesser, und 187 Fuß Höhe. Noch aber ist sie nicht ganz fertig: denn Leopolds Eifersucht gegen die Mediceer ließ alle zur Vollendung bereits vorhandene kostbare Materialien entweder unbenutzt liegen, oder zu andern Zwecken verwenden. Dem obern Theil der Fenster bis zur Kuppel fehlt die Bekleidung; unten herum sind die Wände mit Jaspis, Achat und andern edlen Steinen überdeckt. Zwei Seiten des Achtecks nehmen der Altar und die Thüre ein; an den übrigen stehn sechs Sarkophage, und über jedem eine schwarz marmorne Nische, mit der 10 Fuß hohen Statue, von vergoldeter Bronze, des im Sarkophage begrabenen Großherzogs. Der Fußboden ist von den prächtigsten Marmorarten, die in Toskana zu finden sind. — Neben dieser Rotunde stehn die Grabmäler der Brüder Giuliano und Lorenzo: ein Werk Michel Angelo's. Lorenzo ist in nachdenkender Stellung abgebildet; viele wollen im Ausdruck seines Ge-

sichts sinnende Rache finden, gegen den Mörder seines Bruders (man s. vorher S. 232). Aber wäre dies Gefühl nicht zu unedel, um es noch über den ernsten Moment hinaus reichen zu lassen, der das Leben mit dem Leben versöhnen sollte? Zu den Füßen dieser Statuen sieht man Aurora und die Nacht. Zwei bewunderte Figuren, über die aber mehr Kraft als Anmuth ausgegossen ist; mich spricht die sanfte Grazie mehr an, die Canova seinen weiblichen Gestalten zu geben weiß. Unter der Bildsäule der Nacht schrieb ein Fremder einige Zeilen, die mit dem Gedanken endeten:

— perchè dorme, ha vita;
Destala, se no'l credi, e parleratti.

„Sie lebt, obzwar sie schläft; erwecke sie, wenn du es nicht glaubst, sie wird zu dir sprechen." Der Künstler antwortete im Namen seiner Nacht:

Grato m'è il sonno, e più l'esser di sasso.
Mentre che il danno e la vergogna dura,
Non veder, non sentir, m'è gran ventura.
Però non mi destar; deh parla basso. *)

Aus dem prachtvollen Grabmahle trat ich in die Lorenzkirche, wo vor dem Hauptaltar die Ge-

*) „Süß ist es mir zu schlafen; noch süßer mein Da„seyn von Stein. So lange Ungerechtigkeit und „Schande walten, ist es mir hohes Glück nicht zu „sehn und zu hören. Sprich leise, damit ich nicht „erwache!"

Michel Angelo glänzte unter seinen Zeitgenossen auch als Dichter; er schrieb sogar einige Schauspiele.

beine des Großen Cosmus ruhen, der zu groß war um sein Volk zu unterjochen. Sein einfaches Grab trägt die Inschrift:

„Durch öffentlichen Beschluß
„Dem Vater des Vaterlandes."

Des ersten Königs von Etrurien, Ludwig I. (der 1803 starb), Grabmahl hat, neben den Monumenten der Medici, ein höchst ärmliches Ansehn; es ist von Holz und ahmt dem Porphyr nach. Eine merkwürdige Andeutung des Verhältnisses von dem was ist, zu dem was war!

Schon unter den späteren Medicern sank der glänzende Wohlstand der Florentiner; noch mehr unter Franz I, da nun die Landeseinkünfte, ohne das geringste Wechselverkehr, dem Oestreichschen Staate zuflossen. Dies änderte sich zwar durch die Trennung von Oestreich und die Einrichtung eines eigenen Fürstensitzes; dennoch vermochte sich der Staat nicht mehr zu der alten Höhe zu erheben. Aber dieses allmähliche Versinken hatte seinen Grund nicht bloß in den Regierungsveränderungen, sondern auch in der Verrückung der Handelsverhältnisse, durch die Entdeckung der neuen Welt. Amerigo Vespucci, der Florentiner! war es, der ohne es zu ahnen, seinem Vaterlande den größten Verlust bereitete: denn seit der Entdeckung Amerikas ergoß sich die Quelle des Reichthums durch andre Kanäle und nach andern Gegenden von Europa. Jetzt beschränkt sich der Florentinische Handel nur noch auf einige Produkte: auf rohe und fabrizirte Seide, auf Oel,

Wein, Safran, Getreide, Hanf. Der Ackerbau ist zu einer ziemlichen Vollkommenheit gebracht, die Schaafzucht gut, aber die Wollmanufakturen sind in schlechtem Stande; dagegen ist der Handel mit Strohhüten bedeutend. Die Berge liefern Eisen, etwas Silber, Lapislazuli, Amethyst, Jaspis; auch eine merkwürdige Art gelblicher Steine, die mit schwarzen Adern so durchwebt sind, daß auf den daraus geschnittenen Platten oft Zusammensetzungen erscheinen, welche getuschten Landschaften gleichen. Der vortreflichste Alabaster wird im Florentinischen gebrochen. Einige Gegenden liefern Alaun, andre Quecksilber; vorzüglich ergiebig sind die Salzwerke. In der Fabrik zu Doccia, drei Miglien von Florenz, wird gutes Porzellan verfertigt; doch ist die Masse nicht fein genug um mit dem Dresdner oder Berliner eine Vergleichung auszuhalten.

Nicht unbefugt rühmen die Florentiner ihr Vaterland, als die Wiege der Künste und Wissenschaften; sie wissen, sie fühlen es, daß sie in allen Fächern Männer aufweisen können, die sich ehrenvoll Nachfolger der alten Etrurier nennen dürfen. Und wie sie Dichter, Geschichtschreiber und Künstler vom ersten Range aufstellten, so erwarben sie sich nicht minder in der Schiffahrt, Naturlehre und Politik, eine bedeutende Auszeichnung. Vor allen Staatsmännern seiner Zeit, und weit die unsrige überstrahlend, ragt in der Staatenkunde und in der Wissenschaft der Regierungskunst der nachher so sehr mißverstandene Macchiavel hervor. Lange zuvor

ehe die Mediceer Toskana verherrlichten, war es schon stolz auf seinen Vespucci, auf seinen Dante und Petrarka; auch schon im 13ten Jahrhundert auf seinen Salvino, der die Brillen erfand, und dadurch einem Holländer den Weg zur Erfindung der Fernröhre bahnte, die dann wieder der Florentiner Galilei zu neuen Entdeckungen in der Astronomie benutzte. Aber es ist nun einmal das Schicksal großer Männer, Vernachlässigung oder Verfolgung zu erdulden. Galilei ward bekanntlich der Ketzerei beschuldigt; denn seine Entdeckungen widersprachen der altjüdischen Vorstellungsart, er mußte im Gefängniß seinen Scharfsinn abbüßen. Auch Dante starb in der Verbannung. Erst nach seinem Tode ließ sein Vaterland ihm Gerechtigkeit widerfahren; und noch jetzt besuchen die Florentiner mit ehrfurchtsvollem Gefühl die Lieblingsplätze des erhabnen Sängers: vorzüglich zeigen sie den Fremden eine steinerne Bank, dem Dome gegenüber, auf welcher er oft einsam gesessen *). In den neuesten Zeiten hat sich in Toskana der Trauerspieldichter Alfieri berühmt gemacht. Er war aus Asti in Piemont gebürtig, fand aber in Florenz seine Bil-

*) Il sasso di Dante. Man s. Rehfues „Briefe über Italien" Th. III, S. 196. 198: wo eine anmuthige Erzählung aus dem Munde des Florentinischen Volks, die sich in alter Ueberlieferung erhielt, aufbewahrt ist, über die Antworten, die Dante von diesem Stein her ertheilte. Vergl. Stolbergs „Reise" II, 57. B.

dung zum Schriftsteller, und sein zweites geliebteres Vaterland (S. 239. 240).

Drei Päpste aus der Familie Medici erhöhten den Glanz dieses Hauses; alle waren Beschützer der Künste und Wissenschaften. Als solcher erwarb sich auch Leopold einen Namen, und hieß ein aufgeklärter Fürst, der viele Regententugenden besessen haben soll; die er aber sowohl durch ein verächtliches Auflaurersystem, welches den Volkscharakter verderbte, als durch eine fast freche Ungebundenheit der Sitten befleckte. Sichtbar, und mit Eitelkeit begleitet, war in seiner ganzen Handlungsweise das Bestreben, nicht bloß in seinem Lande, sondern mehr noch im Auslande, als ein preiswürdiger und gepriesener Regent zu erscheinen. Daher die kleinliche Eifersucht, die wenn sie es vermocht hätte, gern den Ruhm der großen Mediceer vertilgt haben würde. Er war übrigens, da er auf keinen sonderlichen Widerstand traf, ein rüstiger Reformator, schränkte den Einfluß des Klerus ein, und hob mehrere Klöster auf. Ich fühle mich indessen nicht geneigt die Gründe zu erforschen, die bei der Aufhebung der letztern seine Maßregeln bestimmten; so viel ist gewiß, daß er seine reformirende Hand nur nach den reicheren ausstreckte *). Doch haben

*) Manchem Leser, besonders wenn er etwa gar Crome's panegyrische Lebensbeschreibung Leopolds einmal in die Hände genommen und gehörig zu prüfen nicht Gelegenheit gehabt hätte, könnte das Urtheil über Leopold leicht zu hart dünken. Die edle Ver-

ſich noch 45 Klöſter erhalten. Außerdem widmen ſich 10 klöſterliche Einrichtungen, Conſervatorien genannt, der Erziehung junger Mädchen *). Die Anzahl der Pfarrkirchen reicht an 55.

Das Andenken des letzten Großherzogs Ferdinand III. wird ſehr geliebt; mit tiefer Rührung ſprechen die Florentiner von den glücklichen Tagen,

faſſerin entſchuldigt, mildert ſo gern. Aber freilich iſt ihr die Wahrheit das Heiligſte. Freilich, wer nur Leopolds Compte rendu, als die ſchönſte Darſtellung der Palingeneſie Toskana's, ſeinen Governo della Toscana (Firenze 1791. 4.) zum Maßſtab nähme. — Wenn nur die Münze keine Kehrſeite hätte! Fern ſei von uns die Anekdotenjägerei der Goranis, Mirabeaus und dergl.; wiewohl auch da manches weiſe auszuſondernde Faktum gefunden werden mag. Wer aber die auf lauter geprüften Thatſachen beruhende Kehrſeite ganz kennen lernen, und in dem Urtheil unſrer Verfaſſerin noch wahre Schonung bemerken will, leſe den Abſchnitt: „Leopold II. als Großherzog von Toskana" in den Fragmenten über Italien, aus dem Tagebuche eines jungen Deutſchen (Tübingen, Cotta, 1798.) I, 347 — 370. B.

*) Schöne Spuren der weiſen Mediceiſchen Regierung! Nicht bloß zur Erziehung junger Mädchen; auch für Schwangere (donne gravide vergognose), für unglücklich verheirathete Frauen (Conservatorio delle mal maritate; wie wohlthätig in Ländern, wo keine Scheidung Statt findet!), für Geneſende (Ospedale dei Convalescenti) u. ſ. w. waren hier Conſervatorien geſtiftet. Man leſe die intereſſanten Bemerkungen darüber in Rehfues „Briefen aus Italien" III, 235 — 241. B.

die sie während der Regierung dieses sanften Menschenfreundes genossen. — Vom verstorbenen Könige von Etrurien sagen sie, ein zwiefacher Kummer habe ihn schwermüthig gemacht, und dem frühen Grabe zugeführt: der Schmerz über sein verlornes Parma; und die Gewissensangst, daß er den Raub von Toskana angenommen, und seinen geliebten Vetter um das Großherzogthum gebracht habe.

Sehr interessante Stunden genoß ich im Umgange des Direktors Fabbroni und seiner eben so liebenswürdigen als geistreichen Gattin. Ein einnehmendes Aeußere, feiner Weltton, mit biederherziger Freundlichkeit verbunden, machen Signora Fabbroni zu einem sehr einnehmenden Wesen. Ihre Freundlichkeit hat das Gepräge, daß sie aus einem wohlwollenden Gemüthe kömmt, und ihr gebildeter heiterer Geist giebt ihrem Umgange um so höheren Reiz, weil sanfte Bescheidenheit alle ihre Aeußerungen begleitet. In ihren Abendzirkeln versammeln sich die besten Köpfe von Florenz *).

Den 28. Oktober.

Die in Livorno herrschende Krankheit, die wahr oder fälschlich für das gelbe Fieber ausgegeben wird, treibt uns früher als unser Plan war aus Florenz: wir müssen eilen, um der Sperrlinie, die

*) Vergl. Morgenstern's Tagebuch S. 231 ff., wo der edle Verfasser der Signora Teresa Fabbroni und den geistreichen Conversazioni in ihrem Hause die aufrichtigste Huldigung zollt. D.

von Seiten der Päpſtlichen Regierung gezogen werden ſoll, zuvor zu kommen. Denn Rom habe ich zu meinem Winteraufenthalte beſtimmt, weil es für die Monate, einer allgemeinen Behauptung zu Folge, die auch der Päpſtliche Nunzius zu Florenz mir beſtätigte, das geſundeſte Klima darbietet; daher das Sprichwort: man müſſe es künſtlich anfangen, um zu Florenz im Sommer, und zu Rom im Winter zu ſterben.

Einer menſchenfreundlichen Anſtalt muß ich noch erwähnen, die in Italien ſehr allgemein iſt, mir aber hier zuerſt bekannt wurde. Ich vernahm einen einzelnen ungewöhnlich lauten Glockenſchlag, und ſah bald darauf ſchwarz verkappte Geſtalten über die Straßen gehen; ſie eilten zu einem Unglücklichen der Hülfe bedurfte. Es waren Mitglieder eines heiligen Bundes, der ſeit ſechshundert Jahren beſteht. Im J. 1200 wüthete zu Florenz die Peſt. Jedes angeſteckte Haus gab durch ein ausgehängtes weißes Tuch ein Warnungszeichen. Dies veranlaßte die edelſten Bürger der Stadt zu einem Bündniſſe: zu retten oder zu helfen, ſey's auch mit Gefahr des eignen Lebens. Es bedurfte einer Kaſſe; ſie wurde zuſammengebracht, und wird noch jetzt durch die Beiträge der Mitglieder in Beſtand erhalten. Der einfache Ruf der Glocke kündigt einen Verunglückten an, den irgend ein Zufall plötzlich in hülfsbedürftige Lage verſetzt hat. Ein zweimaliger Schlag giebt das Zeichen, daß ein ſchwer Kranker Beiſtand bedarf. Ertönt die Glocke dreimal, ſo

meldet sie einen Sterbenden. Man bringt den Leidenden entweder in ein Hospital, oder verpflegt ihn nach Maßgabe seines Verhältnisses im Schoß seiner Familie. O wie erquickend ist es, der freundlichen Erscheinung einer solchen Humanität zu begegnen, in einer harten Zeit, wo Zerstörung mit eisernem Fuße so tiefe Spuren eingräbt! Christus sagt: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan.“ Unstreitig zeigt der Katholizismus in Italien mehrere rührende Seiten, die auf den ursprünglichen reinen Sinn echter Religiosität und allgemeiner Menschenliebe hinweisen, und so hat er manche schöne Sitte in das Leben eingeführt, die ihre Würde behauptet, wenn gleich Mißverstand verkehrte Ansichten davon auffaßt, und einen Kaufpreis des Himmels darin finden will. Dahin gehören besonders die durch ganz Italien bestehenden Brüderschaften, zu verschiednen Zwecken der Humanität. Einige weihen sich dem Geschäft, dem Mitbruder, der auf seinem Sterbelager seufzt, mit Trost und Hülfsleistungen die letzten Augenblicke möglichst zu erleichtern, und dann die Hülle des Hingeschiedenen zur Ruhe zu bestatten, ohne daß die durch den Todesfall gebeugte Familie an der Besorgung Theil zu nehmen braucht. Selbst den gewaltsamen Opfern des Missethätertodes beizustehn verpflichtet sich eine Brüderschaft: die Mitglieder verlassen den Unglücklichen nicht mehr, sobald das Urtheil ausgesprochen ist; bringen ihm Trost, Zuspruch und die möglichen Erquickungen, folgen ihm bis

zur Stelle der Hinrichtung, und nehmen selbst seines Leichnames sich an *).

Unter diesen Korporationen befinden sich Mitglieder aller Stände, vom niedrigsten bis zum höchsten Range hinauf. In dem Verhältniß der Menschlichkeit wird Alles gleich; schon die für die Ausübung ihrer Pflicht gewählte Kleidung verbirgt jeden Unterschied. Sie gleicht völlig einem Mönchsanzuge, und hat für die verschiednen Korporationen verschiedne Farben. Selbst das Gesicht ist in einer sich oben zuspitzenden Kutte verhüllt, von demselben Zeuge wie das Kleid. Die Augenstellen haben etwas Starres und Hohles, wie die eines Todtenkopfes. Der ganze Aufzug gewährt einen schauderhaften Anblick.

Barberino, den 30. Oktober.

Unter heftigen Regengüssen verließen wir das schöne Florenz gestern in der Frühe. Die Gegend

*) Unser unvergeßlicher Schiller hat von diesen Barmherzigen Brüdern am Schluß des 4ten Akts seines Wilhelm Tell einen um so wirksameren Gebrauch gemacht, als dadurch der Kontrast mit dem fröhlichen Hochzeitzuge, der zuerst um des erschoßenen Landvogts Leiche sich herumtollt, noch stärker hervorgehoben wird. Die Theaterdirektionen, welche jene Brüder lieber ganz weglassen, verstehen ihren Vortheil nicht, und handeln schnurstracks gegen die planvolle Anlage des alles weise und gelehrt motivirenden Dichters. Man lese einen bisher ungedruckten Brief von ihm über diese Barmherzigen Brüder in dem Taschenbuch Minerva vom J. 1815, im Kommentar zu Wilhelm Tell S. 53. B.

verhüllte ein dicker Nebel, der nach etlichen Stunden zu einem leichten lichten Gewölke verschmolzen, in das Thal sich niedersenkte, und die schöne Landschaft, mit heiterem Sonnenglanz bestrahlt, hervortreten ließ, durch welche wir in Barberino anlangten. Dieser Ort hat nur wenig Häuser, aber eine reizende Lage. Von einer beträchtlichen Höhe überschauten wir die fruchtbare, hügelreiche Fläche um Florenz. In verfloßner Nacht verspürte man hier eine leichte Erderschütterung, die eine alte Mauer niedergestürzt hat. Nach Aussage der Einwohner, wurden seit einigen Wochen, im Umfang von 18 Miglien, von Zeit zu Zeit Erdstöße bemerkt.

Siena, den 31. Oktober.

Auf dem ganzen Wege hieher zeigten sich Spuren der gestrigen Erderschütterung. Vorzüglich wurden die Einwohner von Staggia beunruhigt; wir fanden die mehresten auf dem Marktplatz versammelt; Furcht malte sich noch auf ihren Gesichtern. Alle hatten sich in der Nacht auf die nächsten Berge geflüchtet, erst in der Frühstunde sich zurück begeben, und einige ihrer Häuser mit zerspaltnen Wänden wiedergefunden, die sie nun zu stützen beschäftigt waren.

Ungefähr auf halbem Wege von Staggia nach Siena liegt Poggibonsi: die Ruine einer festen Burg des Mittelalters *), auf einem anmuthigen

*) In den Kriegen der Guelfen und Gibellinen wurde Poggibonsi vier Monate hindurch belagert. Der

Hügel. Die Thürme und Wände der Mauern des Orts sind malerisch mit Epheu umgrünt. Der höchste Thurm, ganz in Epheu gekleidet, trägt auf seinem Gipfel einen kräftigen Olivenbaum. Wir stiegen zu der Ruine hinauf, und fanden im Bezirk der Ringmauern einige elende Wohnungen. Im ganz verfallnen Schlosse hauseten arme Winzerfamilien. Der eine Thurm war vor sechs Jahren durch ein Erdbeben von der starken Mauer getrennt, und hing sehr schräge, den Einsturz drohend. Gleichwohl hat das Erdbeben der letzten Nacht seine Stellung um nichts verändert, und doch eine dicke Mauer zerspalten, und dem hohen Glockenthurm eine schiefe Richtung gegeben. Ein hübsches Mädchen beschrieb uns das Ereigniß mit lebendigem Ausdruck: „Es war eine angstvolle Stunde, in welcher das Erdbeben den Glockenthurm erschütterte. Die Erde wankte unter unsern Füßen, und jene Glocke dort läutete von selbst, als würde sie zum Leichenbegängniß gezogen. Wir wollten fliehn, wußten aber nicht wohin! Der ganze Berg bebte. Am Bilde der heiligen Jungfrau knieeten wir nieder; die schützte, die rettete uns."

Die Gegend von Poggibonsi bis Siena ist äußerst anmuthig. Die Hügel sind schön gruppirt;

berüchtigte Tyrann Karl von Anjou griff, in Verbindung mit den Florentinern, die feste Burg unaufhörlich an; aber die Belagerten vertheidigten sich tapfer, bis endlich Mangel an Lebensmitteln sie zur Uebergabe zwang.

in Thälern und auf Höhen grünen Weinreben und Oelbäume in üppiger Fülle. Daß dieser Fruchtgarten einst Meer gewesen sey, lassen die auf einem Berge befindlichen Muschelversteinerungen vermuthen; und daß Vulkane die Oberfläche der Erde hier umgestaltet haben, zeigen die vulkanischen Produkte. Die Berge enthalten Mineralien, und mineralische Quellen. Der Monterotondo ist wegen zweier Höhlen bekannt, aus denen bei Regenwetter die eingeschloßne Luft hervorbrauset, deren Getöse man in der Entfernung mehrerer Miglien hören soll.

Die Sumpfebene, Maremma di Siena genannt, erstreckt sich 30 Miglien gegen Mittag an der Küste, zwischen der Stadt Orbitello und der Insel Elba hin. In alten Zeiten war diese Ebene mit Städten und Villen angebaut, folglich nicht versumpft. Auch Vetulonia, eine der 12 berühmten Etrurischen Städte, stand hier. Die Kriege des fünften Jahrhunderts und der Folgezeit verwüsteten die Gegend, deren Entvölkerung das Mönchthum vollendete. Eine weite Verödung bedeckt nun die Stellen blühender Städte. Siena aber liegt auf dem Rücken eines Berges, den ein fruchtbares Thal und reizende Hügel umgeben; die Luft ist rein und gesund: selbst von der Plage der Insekten, die seit Verona unsre Nächte störten, auch am Tage uns nicht verschonten, sind wir hier befreit.

Von Florenz ist Siena 35, von Rom 120 Miglien entfernt. Ehemals war es die Via Cassia,

sia, welche durch diese Gegenden nach Rom führte. Der Größe nach, ist Siena die dritte Stadt des Toskanischen Gebiets. Ihr Ursprung vom Gallischen Brennus ist eine dunkle Vermuthung. Die stürmischen Zeiten, welche über Italien kamen, hatten auch diese Stadt gegen die Zeit des Augustus sehr entvölkert; um sie zu heben, sandte der Kaiser ihr eine Kolonie zu, und nannte sie nach Julius Cäsar Sena Julia. In Beziehung auf diese Einwanderung zeigt das Wappen der Stadt eine säugende Wölfin. Ueber der Erde finden sich von Alterthümern wenige unscheinbare Reste, aber in Kellern, Grotten, und bei Nachgrabungen, Spuren etrurischer und römischer Gräber. In der Zeit des Mittelalters ragte sie unter den kleinen Republiken hervor, ausgezeichnet durch Volksmenge, patriotische Freiheitsliebe, und blühenden Handel.

Im J. 1150 entstanden innere Kriege. Der Reichthum einzelner Glieder des Staats, und die auf Unterdrückung hinstrebenden Anmaßungen des Adels, erregten zerstörende Zwiste; das Ansehn der deutsch-römischen Kaiser war zu einem unbedeutenden Einfluß herabgesunken. Endlich gelang es dem Volk im Kampfe gegen den Adel, einen bestimmten Theil an der Regierung zu erringen. Die glanzvollste Periode dieses kleinen Freistaats fällt in das J. 1260, wo er über die Florentiner und die ganze Partei der Guelfen, in einer blutigen Schlacht am Flusse Arbia eine Meile von Siena, einen berühmten Sieg erfocht. Doch allmählich schwand der edle

Freiheitssinn: an die Stelle republikanischer Tugenden trat der Geist der Eigensucht; und im J. 1487 ward Pandolfo Petrucci der Tyrann seines Vaterlandes. Dieser verschmitzte Unterdrücker bereitete von weitem seinen Weg zur Herrschaft vor. Unter dem kraftlosen Adel standen ihm nur wenige Edle im Wege, vorzüglich ein würdiger Patriot aus der Familie Borghese, der das Vertrauen des Volks besaß. Als dieser starb, verschafte Petrucci, durch niedrige Schmeicheleien gegen den großen Haufen, sich die unumschränkte Gewalt. Nun achtete er weder Gesetz noch Herkommen mehr. „Gesetze," sagte er, „sind von Menschen gemacht; Menschen also können sie wiederum aufheben." Dies ward der Grundsatz seiner frechen Willkürlichkeiten. Durch Dolch und Gift räumte er dabei allen Widerstand aus dem Wege. Wie er das Volk durch Gefälligkeiten gewann, so verband er sich die welche seine Absichten beförderten, durch Ehrenstellen, und die Geistlichkeit durch Reichthümer, die er ihr auf räuberische Art zuwandte. Gewaltsam entriß er die reiche Erbin, Mariana Basteli, ihrem Ehemann Vigneli, und übergab sie dem Kloster S. Maria Magdalena; der Gatte, dem es nicht mehr vergönnt war seine Gattin zu sehn, überlebte den Raub nur wenig Tage. Um die errungene Gewalt fester zu gründen und auf seine Nachkommenschaft zu bringen, knüpfte er deren Verheirathungen mit den angesehensten Familien des Staats. Aus den Armen der Mutter riß er die Enkelin eines Piccolomini, und gab die widerstre-

bende Jungfrau ſeinem unwürdigen Sohne; dieſe Schmach tödtete die Mutter. Seine Furcht vor geheimen Nachſtellungen trieb ihn zu den grauſamſten Maßregeln gegen alles was rechtſchaffen und tugendhaft war. Endlich ſtarb dieſer Wütherich *), nachdem er mehr als 20 Jahre gefrevelt hatte, an Bruſtbeängſtigungen, in dem Florentiniſchen Bade S. Filippo. Sein älteſter Sohn übernahm die Regierung. Bald nachher aber entſtanden jene inneren Unruhen, die von Seiten Frankreichs und Spaniens unterhalten wurden, und in denen es endlich dem letztern gelang, den kleinen Staat an ſich zu reißen. Philipp II. trat in der Folge Siena wieder an Cosmus den erſten Großherzog ab, der ihm ſehr ſtarke Geldſummen vorgeſtreckt hatte.

Die Univerſität zu Siena wurde 1321 errichtet, und noch im funfzehnten Jahrhundert hatte ſie einen glänzenden Ruf. Karl V. geſtand den ſtudierenden Deutſchen viele Vorrechte zu, um durch dieſen Weg italiäniſche Kultur nach Deutſchland zu leiten. Von dem ehmaligen Flor der Wiſſenſchaften ſchimmert noch eine ſchwache Erinnerung in einigen kleinen Reſten, die ſich zu einer Litterariſchen Geſellſchaft vereinigt haben. In noch größerem Abſtand

*) Niemand kann Macchiavells Principe ganz verſtehen, ohne die Geſchichte dieſes Tyrannen, und ſeines Miniſters Antonio Venafro, die der Florentiniſche Staatsſekretär ſo oft im Auge hatte, genau zu lernen zu haben. B.

gegen die vergangene Zeit, ist die Volksmenge von 140,000 Einwohnern auf 16000 herabgesunken. Daher das Mißverhältniß der 65 Kirchen, und 18 Mönchs- und 16 Nonnenklöster, zur gegenwärtigen Bevölkerung.

Der Umkreis der Stadt enthält fünf Miglien. Obgleich die Bauart im Ganzen die Gothische ist, so findet man doch auch schöne Palläste von Römischer Architektur. Einzelne Häuser, beim ersten Anblick an das Mittelalter erinnernd, sind mit kleinen Thürmen ausgezeichnet, welche sie als Ehrenkronen irgend einer patriotischen Handlung ihrer alten Besitzer tragen. Ein würdiges Ansehn hat das Römische Thor, im 14ten Jahrhundert erbaut. Vorzüglich merkwürdig ist der Platz vor dem Rathhause, Piazza del Campo. Er liegt zwischen zwei Hügeln, hat eine schöne ovale Form, und über 500 Schritt im Umfange; eilf Gassen laufen ihm zu. Er ist mit einem treflichen Springbrunnen geziert, und hat in der Mitte eine mäßige Senkung, zum Ablassen des Wassers einer jedesmaligen künstlichen Ueberschwemmung. Jährlich wird auf diesem Raume dem Volk das Schauspiel des Pferderennens gegeben. Ferner zeichnet sich der Platz aus, auf welchem die Domkirche, der Großherzogliche, der Bischöfliche Pallast, und das Hospital stehen; und die Kirche selbst kann zu den schönen in Italien gerechnet werden.

Dieser Dom liegt auf einer Anhöhe, zu der man auf marmornen Stufen gelangt. Das Portal

ist in edlem gothischen Geschmack erbaut, und hat drei Eingänge. Nicht ohne Grund tadelt man die Menge der Zieraten, welche die Harmonie des Ganzen beinahe vernichten, und den Eindruck des sonst herrlichen Tempelgebäudes stören. Die innern und äußern Wände sind mit weißem und schwarzem Marmor überzogen, im Innern an den Fenstern sind Marmorsäulen wahrhaft verschwendet. Der Hauptaltar ist mit dem schönsten Marmor von Siena geschmückt, aber die Kapelle der Familie Chigi überstralt hier Alles an Pracht. Der Altar ist mit Lapislazuli bekleidet, und mit vergoldeten Basreliefs von Bernini geziert. Die größte Seltenheit ist der Fußboden des Doms: biblische Geschichten sind mit hoher Kunst bloß durch die Schattierung von weißgrauem und schwarzem Marmor treflich dargestellt *). Vorzüglich bewundert man das Opfer Abrahams, und den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer. Aber ein Altarblatt nach Karl Maratti, in Mosaik, machte vor allem was die Kirche Anziehendes hat, den tiefsten Eindruck auf mich. Die Figuren sind in Lebensgröße, die Zeichnung scheint mir sicher und korrekt, das Kolorit ist frisch und blühend. Das Bild stellt die heilige Familie vor, im Begriff durch einen

*) Wir werden von diesen berühmten Mosaiken des Beccafumi, der sie von 1531 bis 1546 verfertigte, in d'Agincourt's Histoire de l'Art par les Monumens im 11ten Hefte Zeichnungen erhalten. B.

Fluß zu gehn; Maria reicht dem Joseph das Kindlein, welches freundlich die Hände nach ihm ausstreckt; Joseph steht so daß ihm die seichten Wellen schon über den Fuß gleiten. Vier Engel, in den Wolken schwebend, blicken schirmend auf die Wandernden. Die Wirkung des Ganzen, wie der einzelnen Theile, ist ergreifend; ich möchte sagen, es dringt daraus ein frommes vertrauendes Gefühl der zartesten Familienliebe an das Herz. Ungern rissen wir uns von dem Anblick los, um in den Chorsaal zu treten, wo die Domherren ihre Horen singen. Dieser Saal hat schöne Freskogemälde, zu welchen Raphael die Zeichnungen gemacht hat, sämmtlich Züge darstellend aus der Geschichte Pius des II. Besonders zeigt man die Scene gern, in welcher der nachherige Papst öffentlich in Rom zum Dichter gekrönt wird; und wo Raphael selbst unter den Figuren zweimal erscheint, als Knabe, und als schöner Jüngling. In eben diesem Saale steht eine Gruppe der drei Grazien, die man, als der Dom erbaut wurde, beim Graben des Grundes auffand. Man hält sie für ein Griechisches Meisterwerk. Die reizenden Gestalten sind unter Lebensgröße, der einen fehlt leider der Kopf. Auffallend ist es für einen Nicht-Italiäner, in einer Kirche mitten unter christlichen Beziehungen, Bilder des heidnischen Kultus anzutreffen.

Ich nahm schöne Erinnerungen aus diesem Saale mit, vorherrschend aber blieb der Eindruck jener heiligen Familie von Carlo Maratti: ich

mußte den Genuß des Anschauens noch einmal wiederholen. Nicht Furcht herrschet hier, nicht Betroffenheit der Fliehenden; nein! es ist Zuversicht, es ist der Friede des Himmels, der diese frommen Wanderer begleitet. — Das Mosaik giebt dem Gemälde eine dauernde Frischheit. An jenen Freskogemälden im Chorsaal ist ein leises Verbleichen des Kolorits schon merklich. Dagegen ist diese glückliche Erfindung, deren hohe Vervollkommung der neueren Zeit angehört, allein im Stande, von den Meisterwerken der Malerkunst eine vollständige treue Vorstellung, gleichsam ein Spiegelbild, bis zu den spätesten Tagen hinüber zu retten. Wenn nicht eine Zeit kömmt wo gewaltsame Hände das Heiligthum der Kunst antasten, so werden diese Nachbildungen ihre Originale überdauern: denn die sorgfältigste Behandlung eines Gemäldes vermag nicht das Verschwinden des Kolorits zu hindern; das Mosaik aber ist unwandelbar.

Siena rühmt sich, der römischen Kirche sieben Päpste und verschiedne Heilige gegeben zu haben. Unter jenen trugen vorzüglich Gregor VII und Alexander III zur Gründung der weltlichen Macht des heiligen Stuhles bei; jedoch erfüllt die Saneser mit der höchsten Begeisterung ihr Pius II, der auch unter den Gelehrten seiner Zeit einen bedeutenden Rang behauptete. Ein Gegenstand der andächtigsten Verehrung ist aber die, von Pius II. unter die Heiligen versetzte, Katharina von Siena. Von ihren vielen Wundern erwähne ich

nur: daß sie, als ihr Beichtvater die himmlischen Erscheinungen, die sie gehabt haben wollte, zu bezweifeln schien, sich vor ihm in die Gestalt des Heilandes selbst verwandelte. Den Briefwechsel zwischen ihr und Christus verwahren die Dominikaner, von deren Orden sie war, und die auch deshalb das Haus, wo sie als Kind lebte, zu einem Kloster umschufen. Jährlich stattet an ihrem Feste eine Stiftung einige Handwerkstöchter aus. Diese Mädchen versammeln sich, weißgekleidet und verschleiert, in der Messe, und begleiten dann die Prozession durch die Stadt. Welcher Mann auf eines der Mädchen sein Auge geworfen hat, erwartet den Zug auf der Straße, und reicht der Erwählten ein weißes Tuch: nimmt sie die Bewerbung des Mannes an, so knüpft sie in das Tuch einen Knoten; weiset sie ihn ab, so küßt sie das Tuch und giebt es ihm ohne Knoten zurück. Der Mädchen Eltern dürfen gegen solche Heirath nichts einwenden. Auch ein zum Tode und ein zur Galere verurtheilter Verbrecher begleiten die Prozession, und die Brüderschaft der Stiftung hat das Recht sie loszubitten. Eben so befreiet sie zwei wegen Schulden verhaftete Personen, die aber nicht den Vorzug genießen der Prozession zu folgen. Dieselbe Katharina vermochte durch die Kraft ihrer Beredsamkeit den Papst Gregor XI, den über Florenz ausgesprochenen Bann aufzuheben, und sogar den päpstlichen Stuhl von Avignon wieder nach Rom zu verlegen. Dagegen erschienen von Zeit zu Zeit auch Ketzer in Sie-

na, die in der Kirchengeschichte ihren Platz einnehmen. Hier trat Socin auf, welcher lehrte: Christus sey ein für höhere Weisheit und Tugend begeisterter Mann gewesen, sey ein höchstes Vorbild der Menschen, aber nichts weiter; sein heiliges Verdienst könne deshalb nur ihm selbst zugerechnet werden, keinem fremden Leben: jedes Leben trage seine eigenen Folgen, die Gegenwart hange mit der Zukunft innig zusammen. Dem gemäß verwarf er die Lehre von der Vorherbestimmung zur Seligkeit, von der Erbsünde, und von den Sakramenten oder geistlichen Heilmitteln. — Unter den hier gehaltenen Konzilien ist besonders dasjenige merkwürdig, auf welchem in der Mitte des elften Jahrhunderts Papst Nikolaus II. die Hierarchie dadurch einen Schritt weiter brachte, daß er den Kardinälen ausschließend das Vorrecht der Erwählung eines Papstes ertheilte.

In neueren Zeiten erwarb sich diese Stadt den Ruf einer mehr anschließenden Geselligkeit, als gewöhnlich in Italien angetroffen wird. Im Kasino, einem schönen Gebäude, versammeln sich zu verschiednen Tagesstunden gebildete Personen aller Stände; man findet da ausgesuchte geistreiche Gesellschaft. Mehrere Fremde bringen den Winter in dieser Stadt zu, um das Italiänische, welches hier am reinsten gesprochen werden soll, zu erlernen. Auch legt man ihr den Vorzug einer gesunden Luft bei, welches die blühende Gesichtsfarbe der Einwohner zu bestätigen scheint.

S. Quirino, den 1. November.

Des heiligen Vaters Reise nach Paris, welche der unsrigen begegnet, verursacht uns manche Unbequemlichkeit. Sie drängte uns aus einem Städtchen wo wir übernachten wollten, in eine ländliche Hütte, die arm an Raum aber reich an Schmutz und allerlei Ungeziefer war.

Durch reizende Gegenden kamen wir von Siena bis Buonconvento: einem angenehm liegenden, und gut gebauten Städtchen. Nirgend sah ich schönere Gestalten unter dem Volke; regelmäßige Züge, blühende Farben, und feurige Augen, sind das Antheil beider Geschlechter. Die Kleidung der Männer und Weiber verräth Wohlstand: echte Perlen, Korallen und schwere goldne Ketten schmücken die runden Arme und weißen Hälse der Schönen im Volke. Ein schwarzer Strohhut von einem Federbusche umweht, giebt ihren fröhlichen Gesichtern den Ausdruck liebenswürdiger Leichtfertigkeit. Die Luft ist milde und erfrischend, die Natur umher schön; alles in diesem kleinen Orte ladet zur Heiterkeit ein. Dennoch ist das freundliche Städtchen in der Geschichte durch einen gräßlichen Frevel gebrandmarkt: Kaiser Heinrich VII. wurde hier, durch eine Hostie, nach geschlichtetem Zwiste mit dem Papst, im Liebesmahle Jesu vergiftet.

Hinter Buonconvento wird die Gegend öde: kein Baum beschattet den Wanderer, weder auf der Ebene noch auf den Hügeln. Das einzige Leben um uns her gaben weidende Schafe und Ziegen, die von

Modena, Bologna und weiter her aus Oberitalien in das Florentinische und Römische Gebiet getrieben werden, um sich den Winter im mildern Klima durch die üppige Fülle gesunder Kräuter zu nähren. Wie viel glückliche Familien könnten sich auf diesem weiten Raume ihres Daseyns freuen, welche Ernten könnten diesen fruchtbaren Boden bedecken, wo jetzt das melancholische Geläute reisender Herden ertönt! wenn nicht das Klosterwesen, und die Folgen alter und besonders der neuesten Verwüstungen, die Bevölkerung tödteten.

Ricorsi, den 2. November.

Wir sollten in Radicofani übernachten; aber 4 Sbirren, die uns begegneten, versicherten unsern Vetturino, daß die Wirthshäuser dort für das päpstliche Gefolge eingenommen seyen: sie schlugen ihm Ricorsi, dies elendeste unter den Landwirthshäusern, zum Nachtlager vor.

Von S. Quirino hieher wird die Gegend schön und abwechselnd. Vorzüglich malerisch erschienen zwei einander gegenüberliegende ziemlich gleichgeformte Berge, welche die Lorgia trennt, und auf deren Gipfeln Ruinen alter Schlösser stehen. Aus dem einen Berge entspringt die warme Quelle Vigonti, welche Gicht und Steinschmerzen heilen, und daher sehr besucht seyn soll. Die Flüsse Lorgia und Poverino, mit ihren schönen steinernen Bogenbrücken, durchschlängeln das liebliche weite

Thal, und geben der Landschaft eine anmuthsvolle Lebendigkeit.

Die Berge welche sich in dieser an Abwechselung reichen Fläche erheben, sind den Naturforschern merkwürdig und deuten auf große Erdrevolutionen hin. Der mit hohen Kastanienbäumen bewachsene S. Fiora, aus dem das warme Bad S. Filippo und einige kleine Flüsse entspringen, liegt gegen 8 Miglien von hier; die Landbewohner machen auf diesen Berg aufmerksam. Regenhaft stürmisches Wetter kündigt er durch ein dumpfes unterirdisches Sausen an, welches selbst einige Miglien weit hörbar ist; selten soll dies Getöse bei klarer ruhiger Witterung und anhaltender Sonnenhitze entstehen.

So anmuthig die Landschaft bisher war, so unfruchtbar und öde ist die Gegend um diese elenden Bauerhütten; doch weiden auch hier zahlreiche Herden von Ziegen und Schafen.

Abends nach 8 Uhr.

Unser schlechtes Nachtlager ist durch einen Spazierritt nach S. Filippo reichlich vergütet. Hier war es, wo der berüchtigte Pandolfo Petrucci (S. 275) sein verbrecherisches Leben endete. Man kömmt dahin durch unfruchtbare Hügel, die nur hin und wieder mit niedrigem Gesträuch bewachsen sind, und von nomadisirenden Hirten benutzt werden. Rechts, wo der Weg zur Quelle von der Chaussee abweicht, ist er für den ungeübten Bergkletterer sehr beschwerlich, gewährt aber auf der Höhe schöne An-

sichten, die bisweilen ins Barokke fallen: denn die Ergießungen des schwefelhaltigen Wassers haben durch ihre Ausdünstungen selbst die entfernteren Hügel, und die sich dazwischen windenden Wege, mit weißem Gypsniederschlag so schneeartig überzogen, daß sie gegen das Herbstlaub der Weinranken und Kastanien wunderbar abstachen, und eine Art von Winterlandschaft bildeten, die der Herbst zu bekränzen schien. Beim ersten Anblick war man verführt diese Erscheinung wirklich für Schnee zu halten. Wir kamen der Quelle immer näher: die Fantasiebilder verschwanden, die Wirklichkeit trat an ihre Stelle; aber sie verlor nichts an Interesse. Jetzt standen wir der sulphurischen Felsenwand gegenüber, von welcher das Wasser niederrauscht. An den Absätzen der ziemlich langen, weiß inkrustirten Wand haben sich kleinere und größere Becken gebildet, in die das Wasser sich ergießt. Vor sechs Jahren kam der Quell an einer andern Stelle hervor; eine Erderschütterung verstopfte jenen Ausfluß, und eröffnete den gegenwärtigen. Schon entfernt um die Quelle her ist die Atmosphäre mit Schwefeldünsten angefüllt. Schade, daß die Zeit uns nicht erlaubte, das unweit davon betriebene Schwefelwerk zu sehen. Das Wasser soll für Rheumatismen heilsam seyn: man trinkt es, und badet darin. Es hat ungefähr die Wärme des Teplitzer Steinbades. Für Bequemlichkeit der Badenden scheint wenig gesorgt zu seyn.

Von dem Tartarus, dem Gyps- und Schwefel-

niederschlag werden allerlei Abdrücke verfertigt. Man füllt nehmlich Formen mit diesem Wasser an, so lange bis ein Niederschlag zurückbleibt, der zur Festigkeit erhartet. Man zeigte uns eine kleine Gartenmauer, die, durch häufiges Begießen, und das dadurch veranlaßte Ansetzen des Tartarus in den Zwischenräumen der Steine, wie in eine Felsenmasse verwandelt war. Im Großen wäre freilich diese Art zu mauern nicht anwendbar.

S. Lorenzino, den 5. November.

Den Einfluß der bösen Luft, welche manche Gegend so gefährlich macht, habe ich heute zum erstenmal empfunden. Ein dicker Nebel umgab uns, als wir Ricorsi verließen; endlich zerflossen die Dünste, hie und da schienen die Berge wie mit aufgelöst'em Silber übergossen: in großen Massen bewegte sich nun die glänzende Feuchtigkeit, und zog in mannichfachen Gestaltungen zu den Thälern hinab. Dies Schauspiel war schön, wir ergötzten uns daran, ohne zu ahnen daß diese Dünste so schädlich seyen.

Wir sahen Radicofani; es liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe, und Alles umher deutet große Umwälzungen an, welche diesen Raum wie er jetzt ist gestalteten. Ferber in seinen Briefen über Italien vermuthet: der Berg S. Fiora habe vormals mit der Höhe von Radicofani zusammen gehangen, und zwischen beiden sich der Krater eines Feuerkessels gebildet. Noch über eine ital. Meile weiter lie-

gen durch einander geworfene Steinmassen in solcher Menge, daß nur eine schreckliche innere Kraft der Erde diese Zerrüttungen hervorgebracht haben kann. — Hinter Radicofani führen wir durch das breite Bett des Flusses Rigo, der oft durch Regengüsse so anschwillt, daß man einige Tage aufgehalten wird. Das Schlimmste ist, daß in den elenden Hütten umher ein kranker Reisender kein Nachtlager findet. Die Landeigenthümer zu beiden Seiten des Rigo sind ihrer Ländereien nicht sicher; oft stürzt aus den Bergschlüften ein so reißender Strom, daß ein Stück Landes diesseit losgerissen und an das entgegengesetzte Ufer angeschwemmt wird.

Auf der Päpstlichen Gränze wurden unsre Koffer plombirt. Kaum hatten wir auf dem neuen Gebiet tausend Schritte zurückgelegt, als alle meine Nervenübel so sehr in Empörung geriethen, wie ich es noch nie empfunden hatte. Mein Gesicht schwoll nach einer halben Stunde schmerzlich an; und die mehrsten meiner Reisegefährten klagten über betäubende Kopfschmerzen. Wir ahneten nicht, daß die berüchtigte aria cattiva hier schon ihre schädliche Wirkung so fühlbar äußere. Unser Vetturino machte uns auf gutgebaute, aber unbewohnte Häuser aufmerksam. Wir fuhren an der wüsten Stelle des ehmaligen Zollhauses vorüber; die päpstliche Regierung mußte wegen der bösen Luft das Zollamt auf die nahe Anhöhe verlegen. Kein menschliches Wesen vermag hier sein Leben zu fristen. Der Vetturino, als ein hyperboliſirender Italiäner, versicherte,

daß Vögel die sich im Sommer in diese Gegend verirrten, todt aus der Luft niederfielen. In der That war in dem weiten Umkreis, wo übrigens kräftige Waldung grünte, kein Vogel zu sehen. Die Bösartigkeit der Luft erstreckt sich viertehalb deutsche Meilen bis über Acquapendente hinaus.

In der Tiefe dieser Wildniß bergen sich Straßenräuber und Mörder, die den Händen der Gerechtigkeit entflohen sind. Der Fluß Orvello trennt das Päpstliche Gebiet von dem Toskanischen. Vor ungefähr sechs Jahren trug sich auf der Gränze eine sonderbare Räubergeschichte zu. Sieben Neapolitanische Sbirren entflohen bewaffnet, und verbanden sich die Gegend um den Ponte di Rigo auszuplündern. Sie beraubten 65 Einwohner, und banden dann jeden besonders an einen Baum im Walde, wo die Unglücklichen über zweimal 24 Stunden in verzweiflungsvoller Verlassenheit zubrachten. Einer der Sbirren erkletterte unterdeß einen Feigenbaum, um durch die Frucht seinen Durst zu löschen, stürzt aber mit dem Aste herab und bricht ein Bein. Seine Gefährten konnten ihn nicht fortschaffen, und so fiel er in die Hände der Gerechtigkeit. Man setzte den Entflohenen nach, sie wurden bei Civita Vecchia eingeholt, und in Haft gebracht. Bald nachher überströmten die Franzosen das Land, öffneten überall die Gefängnisse, um ihren Anhang zu vermehren; auf die Weise wurden auch jene Räuber befreit, die nun mit ihren Erlösern gleiches Handwerk trieben. Die Sicherheit der Landstraßen ist seitdem noch mehr

gestört,

gestört, und man hört von fürchterlichen Mordgeschichten. Vor kurzem wurde ein Mailändischer Courier, der eine Geldsumme bei sich hatte, von einer großen Zahl Straßenräuber überfallen: sie tödteten den ihm zur Sicherheit mitgegebenen Dragoner, er selbst nebst dem Postillon rettete sich. Mit Schauder erblickten wir das Kreuz, welches auf der Stelle an der Landstraße steht wo die Mordthat geschah. — Alle Menschengestalten, denen man hier begegnet, haben ein ärmliches krankes Ansehn.

Acquapendente, der letzte Ort vor S. Lorenzino, liegt in der Provinz Orvieto, und führt seinen Namen von einem Wasserfalle, der nah an der Stadt von einer beträchtlichen Höhe stürzt. Die Gegend umher ist romantisch schön, und trägt die kräftigste Vegetation. Pflanzen scheinen in dieser den Menschen so schädlichen Luft vorzüglich zu gedeihen.

Uns ist Acquapendente durch das Zusammentreffen mit dem heiligen Vater merkwürdig. Am Fuß des Berges begegneten wir dem Courier, welcher die Nähe desselben ankündigte, und unserm Vetturino seitwärts zu halten gebot. Zwanzig Dragoner ritten dem Päpstlichen Wagen vor. Meine Leute standen mit entblößtem Haupt neben meinem Wagen, auch wir beugten uns achtungsvoll hinaus; und mit Würde und unaussprechlicher Milde ertheilte der Papst uns den Segen. Unser Vetturino war bis zu Thränen gerührt, er versicherte, daß hundert Zecchinen ihm kein wertheres Geschenk wären als dieser

glückliche Zufall. Die Straßen und Hügel umher waren lebendig von einer Menge Menschen, die sich dem päpstlichen Segen zugedrängt hatten. Aber die Reise selbst erfüllt das Volk mit ängstlicher Besorgniß. Es murrt dabei über die Anmaßung des so neuen Kaisers, und sagt: bedeutendere Monarchen hätten sich in Rom krönen lassen.

Montefiascone, den 4. November.

Noch drückender empfanden wir heut den Einfluß der bösen Luft; wir alle leiden heftige Kopfschmerzen: ich fühlte mich so schmerzhaft betäubt, daß ich nur vierzehn italiänische Meilen zurücklegen konnte. Aber schöne Bilder nahm meine Seele in dieser menschenleeren Gegend auf, wo Alles ein schauerlich mysteriöses Ansehn hat. Am See Bolsena liegen, tief im Thale, die Ruinen des alten San Lorenzo delle Grotte. Papst Gangaelli ließ, eben der bösen Luft wegen, die Einwohner hinwegziehn, und auf seine Kosten auf der Höhe sich ansiedeln, wodurch das gegenwärtige Städtchen San Lorenzino entstand. Jetzt sind jene verlaßnen, mit Epheu umwucherten, Häuser eine Zuflucht der Straßenräuber. Wir erblickten abermal ein frisch aufgerichtetes Kreuz, zur Bezeichnung der Stelle wo vor zwei Jahren der Bruder des Postmeisters aus S. Lorenzino, der eine Geldsumme fortzubringen hatte, beraubt und erschlagen wurde. Um jenes verödete S. Lorenzo sieht man längst den Bergen tiefe Höhlen, in welche bei anhaltend böser Wit-

terung die Hirten sich mit ihren Herden zurückziehen. Diese Grotten geben dem verlaßnen Orte seinen Beinamen, und der Gegend die den See von Bolsena umgiebt, ein schauerlich romantisches Ansehn. Der See hält ungefähr 30 ital. Meilen im Umfang, ist fischreich, hat klares Wasser, aber sehr unruhige Wellen. Plinius spricht von zwei schwimmenden Inseln auf demselben; das mittlere Zeitalter schweigt über diese Naturerscheinung, aber liefert eine gräßliche Geschichte, die im 6ten Jahrhundert auf einer der Inseln dieses Sees, Martana genannt, sich zutrug. Des großen Theodorich Tochter, die schöne und geistreiche Amalasuintha, Regentin und Königin von Italien, ward hier auf Befehl ihres Vetters Theodahad, den sie als Mitregenten auf den Thron erhoben hatte, verhaftet und bald darauf im Bade erdrosselt; denn die edle Fürstin rügte die Ungerechtigkeiten dieses Tyrannen gegen ihre Unterthanen. Der Undankbare empfing nach kurzer Zeit den Lohn seiner Niederträchtigkeit: er wurde durch sein Volk des Thrones entsetzt, und auf der Flucht ermordet. Geschichte, und große Umwälzungen der Natur, machen diesen Boden merkwürdig. Hier bilden übereinandergethürmte Felsenstücke hohe Berge, und in üppiger Fülle erheben kräftige Kastanien- und Feigenbäume zwischen mannichfaltigem Gesträuche ihre stolzen Kronen.

Dicht am Wege fesselte ein jäh aufsteigender Berg, der aus umgestürzten Basaltsäulen besteht, unsre Aufmerksamkeit. Er liegt unweit Bolse-

na, einem unbedeutenden Städtchen, das aber in der Kirchengeschichte berühmt ist. Einen Priester ergreift, indem er die Messe lies't, ein plötzlicher Zweifel über die Lehre von der Verwandlung der Hostie; und im Augenblicke fließt aus der Hostie Blut. Zum Andenken dieses Wunders gründete Urban IV. das Fronleichnamsfest, und Raphaels Kunst brachte im Vatikan diese Scene auf die Nachwelt. — Nicht weit von Bolsena sieht man, auf einer Anhöhe, noch die Trümmer der alten Etrurischen Stadt Volsinii. Gegenwart und Vorzeit erschüttern mächtig die Seele, wenn sie die Zeugen so wechselnder Zeiten so nahe bei einander betrachtet.

Wie Gewaltthat und Ungerechtigkeit die nie ruhige Masse des Volkes zu nachtragendem Groll reizt, das erfuhren nach dem letzten Kriege drei französische Offiziere, welche mit dem Postmeister zu S. Lorenzino über die Bezahlung der Pferde in heftigen Wortwechsel geriethen. Der Postillon nahm im Stillen Theil an dem Streit und brütete Rache, fuhr indeß anscheinend ruhig fort. In der Nähe eines steilen Berges bittet er nun höflichst die Herren abzusteigen, um den Wagen zu erleichtern; sie steigen ab, er fährt eilig hinauf: oben auf der Höhe steckt er den Wagen in Brand und jagt mit seinen Pferden davon.

Viterbo, den 5. November.

In, oder vielmehr vor, Montefiascone nahm uns ein elendes Wirthshaus auf. Ein wi-

driges Gemisch von Bettelhaftigkeit und verblichener Pracht ist nicht einladend für den ermüdeten und kranken Reisenden. Von den Wänden hingen zum Theil noch ziemlich erhaltene Hautelisse-Tapeten herab, an den zerbrochenen Strohstühlen schimmerten vergoldete Stellen; die Tische vermogten nicht mehr auf eigenen Füßen zu stehn. Durch den zerrißenen, von Backsteinen übel zusammengesetzten, Boden sah man das im untern Geschoß sich bewegende Leben der schmutzigen Einwohner.

Der Weg von da hieher zeigt Spuren vulkanischer Umwälzungen. Zwei mineralische Quellen, auf dem halben Wege, sind von aufsteigenden Luftblasen, die einen starken Schwefelgeruch aushauchen, in beständiger Bewegung; auch ist die Luft in dieser Gegend ungesund. Viterbo selbst liegt aber schon in gesunderer Atmosphäre. Die Gegend umher ist anmuthig mit Weinhügeln geschmückt. Der Name dieser Stadt scheint wohl auf das alte Volturna hinzudeuten; doch behaupten Andere, der Longobarde Desiderius habe sie erbauet. Sie ist übrigens gut gepflastert, und hat ziemlich breite Straßen. Wir kamen durch ein schönes, von Klemens XIII. erbautes, Thor. Die Kathedralkirche, und trefliche Springbrunnen, sind eine Zierde dieser freundlichen aber für ihren Umfang zu menschenleeren Stadt. Man zählt nur gegen 14000 Seelen: eine Bevölkerung, mit der die Menge der Klöster und Gebäude der Geistlichen im starkem Mißverhältniß steht. — Die Bäder bei Viterbo liegen

eine ital. Meile entfernt; sie haben eine gewisse Berühmtheit, obgleich sie auch dem Einfluß der bösen Luft unterworfen sind. Ungefähr eine halbe Stunde davon ist der kleine See Bulicame (auch Solfatara di Viterbo genannt), dessen Wärme sich dem Grade des siedenden Wassers nähert.

Caprarnola, eines der berühmtesten Lustschlösser im Kirchenstaat, liegt ungefähr 10 Miglien von Viterbo, unweit Ronciglione, außer der Poststraße. Der Kardinal Alessandro Farnese ließ dies Prachtgebäude von dem berühmten Architekten Barozzi da Vignola erbauen, und mit Meisterstücken der Malerei schmücken.

Die Schutzpatronin von Viterbo ist die heil. Rosa. Ihr Körper, dem die Verwesung nichts anhaben kann, ruht über der Erde in einem Nonnenkloster, welches ihren Namen führt. Uns wurde erlaubt durch das Gitter zu schauen, hinter welchem der Sarg steht. Dem Papste, als er hier durchreis'te, soll sie beide Arme entgegen gestreckt haben. Ihren Körper läßt sie nicht ungestraft berühren: eine Aebtissin, die zu ihrer Erbauung einen kleinen Theil eines Fingernagels der Heiligen entwendete, ward sogleich krank und mußte sterben. Es versteht sich, daß dies nicht das einzige Wunder des unverwesten Leichnams ist. Eine Menge Krücken, Arme und Beine von Blei, sind Zeugen seiner wohlthätigen Kraft. Doch ein noch größeres Wunder hat sich erst in der allerneuesten Zeit, nach der ernsthaften Behauptung mehrer Leute die wir sprachen, hier zu-

getragen. Als in Viterbo die Franzosen eindrangen, welche bloß gegen die Palläste Krieg führen, die Hütten nur nebenher berauben, aber weder arme noch reiche Heilige verschonen, ließen sie den Namen der heil. Rosa, welcher über dem Hauptthore der Stadt eingegraben war, vertilgen. Den folgenden Morgen stand der verehrte Name, durch die Kraft derjenigen welche ihn führt, wieder frisch da. Um diesem Wunder zu trotzen, rissen die verstockten Sieger das ganze Stück der Mauer ein; am nächsten Morgen aber hatte eine unsichtbare Hand die Mauer sammt dem Namen wiederhergestellt, und dadurch den Glauben an die fortdauernde Macht dieser Heiligen noch fester gegründet. Ueberraschend war es mir, in unsern Tagen noch solche Wunderanstalten und solchen Wunderglauben zu finden.

Monterosi, den 6. November.

Von Viterbo führte uns der Weg bergauf am Rande einer weiten Oeffnung, in deren Tiefe der See Vico liegt. Ferber hält ihn, und alle benachbarte Seen, für eingestürzte Krater. Es geht die Sage, daß vor Zeiten hier eine Stadt gestanden habe, die versunken sey, und deren Mauern, bei klarem Wasser und hellen Tagen, jetzt noch in der Tiefe des Sees sichtbar seyn sollen.

Nahe vor dem Thore von Monterosi ist aus uralten Zeiten ein Lavastrom sichtbar, und der Lago bei dieser Stadt wird gleichfalls zu den ausgebrannten Vulkanen gezählt. Zwar hat ein geistreicher

Schriftsteller, Hr. von Buch, mehrern dieser Seen den ihnen zugeschriebnen vulkanischen Ursprung abgesprochen; seine und die entgegengesetzte Meinung haben beide ihre Gründe, die Entscheidung bleibt der Zukunft vorbehalten.

Der einzige erfreuliche Anblick in dieser Gegend ist die über Mannshöhe emporgeschoßne Genista. Sie gedeihet unter diesem milden Himmel zur Stärke eines Stammes, ist mit duftenden gelben Blüthen überfüllt, und verbreitet Wohlgeruch in der melancholischen Einöde.

Ronciglione liegt unfern von Monterosi. Die üppigste Vegetation und gut bearbeitete Felder vermindern den düstern Eindruck nicht, den die menschenleere Ebene macht; eben so wenig vermögen die Seen, welche man in der Ferne schimmern sieht, Heiterkeit in diese Wüste zu bringen. Schwefelgerüche dampfen dicht am Wege aus dem immer sprudelnden Sumpfwasser. Erinnerungen einer merkwürdigen Vorzeit, und das untröstende Gefühl der Gegenwart, stimmen das Gemüth zu nachdenkendem Ernste. Von sechs Jahren her sind traurige Denkmähler des alles verwüstenden Französischen Krieges in Ronciglione geblieben. Dieser Hauptort einer Grafschaft wurde durch muthwillige Verheerungssucht des Feindes angezündet: 160 Häuser gingen im Feuer auf. Die schwarzen Brandstellen verrathen die Hülflosigkeit des Landes, und die Ohnmacht der erschöpften Regierung.

Wenn man durch die wiederholten Erzählun-

gen und die sichtbaren Spuren der Grausamkeit, welche die Franzosen verübten, schmerzhaft ermüdet wird, so drängt sich der Ausruf hervor: welch eine Nation! Man sucht sie in der Geschichte auf, um sie mit sich selbst zu vergleichen. In dem Individuum erscheint sie milde, gutmüthig, menschlich, und heiter liebenswürdig; in Masse hingegen, durch irgend einen Anstoß in Bewegung gebracht, ist und war die Französische Nation immer dieselbe, welche durch Härte und Grausamkeit die Sicilianische Vesper veranlaßte, welche späterhin die Pariser Bluthochzeit feierte, welche endlich in unsern Tagen ihre eigene Staatsumwälzung durch alle Arten und Grade blutiger Greuel und lächerlicher Thorheiten hindurch führte, und gegenwärtig vermittelst eines Systems der Heuchelei und Lüge die Völker mehr überlistet als überwindet, und dann sie, wie ehemals die Sicilianer, zur Verzweiflung bringt. Woher nun dieser scheinbare Widerspruch zwischen dem Individuum und der Masse? Voltaire's bekannter Ausspruch: der Franzose sey halb Tiger halb Affe, löset den Knoten nicht. Dieser Gegenstand wäre wohl der Nachforschung eines dazu berufnen Geistes werth *).

La Storta, den 7. November.

Wir sind nur noch eine Postistation von Rom entfernt. Es ist die alte Flaminische Straße,

*) Um hier nicht an Arndts beredte, oft auch leidenschaftliche Schilderungen zu erinnern, bemerken

auf welcher wir von Monteroſi hieher gelangten. Dies kleine Oertchen, La Storta ſoll die Stelle bezeichnen, wo einſt die Hauptſtadt der Vejer ſtand. Ehe der Tag ſich neigt, ſehen wir die Stadt der ſieben Hügel! Mein Herz ſchlägt ihr laut entgegen. — Wohin das Auge in dieſer weiten Oede blickt, treten Andeutungen aus verfloſſenen Jahrhunderten vor den Geiſt, der ſinnend dieſe Steppen durchfliegt. Nicht fern von Baccano erblickten wir den Braccianiſchen, ehemals Sabatiniſchen, See; er ſendet, vermittelſt eines Aquedukts, trinkbares Waſſer nach Rom. Eine halbe Stunde vor Baccano erſchien unſern Blicken die Peterskuppel. Wir fuhren von einer Anhöhe ſanft hinab, und die weite ſtille Campagna um Rom lag nun vor uns. Die feierliche Einſamkeit der ganzen Umgebung erfüllte mein Gemüth mit erſchütternden Empfindungen, als ich auf dieſem merkwürdigen Boden umherſchaute, und die hohe Kuppel aus dem Tiber-Thal emporragen ſah. Sie war der einzige Punkt, der die Stelle der weltberühmten Stadt bezeichnete. Bei dieſem Anblik erwachte mit beſonderer Lebhaftigkeit in meiner Seele der Ge-

wir nur, daß in Hofrath Jakobs trefflicher Paränese: „Deutſchlands Ehre, dem Andenken der in „dem heiligen Kriege gegen Frankreich gefallenen „Krieger gewidmet (Gotha, Becker, 1814)" S. 11 — 34 auf wenig Blättern faſt Alles zuſammengedrängt und in klaſſiſcher Sprache eindringlichſt vorgetragen iſt, was zur Löſung dieſes Knotens dienen könnte. B.

danke: wie so oft eine höhere Macht zwischen die hochfliegenden Plane der Menschen tritt, und ihre stolzen Berechnungen vereitelt! Dieser Tempel sollte der Vereinigungspunkt der gesammten Christenheit seyn, und er ward — die Veranlassung ihrer Trennung.

Rom, Abends nach Sonnenuntergang.

Als wir über die Milvische Brücke fuhren, schwebte über Rom ein glänzendes Wolkengemälde, wie eine herrlich leuchtende Krone; der Glanz erlosch nach wenigen Minuten. So sind in den Schoß der Vergangenheit Jahrtausende, sammt der Majestät dieser ewigen Stadt, wie Augenblicke dahin geschwunden.

Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des aonischen Gesanges.
So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet.
Unsterblich ist der Genius!

Tiedge Urania.

Rom, den 8. November.

Rom ist eine große Ruine, die begeisternd von jenen Tagen der Herrlichkeit spricht, welche nicht mehr sind. Wohin man tritt, wohin man schaut, wird das Gemüth an Zeitabschnitte, voll merkwürdiger Begebenheiten, erinnert. Bezeichnungen der uralten Fabelzeit, und frischere Andeutungen der etwas heller werdenden Geschichte, schattiren hier in einander, gleich einem perspektivischen Gemälde. Wie sehr auch in diesen Trümmern das Schicksal der Wiedervergeltung sich offenbaret, doch bleibt es ein erschütternder Anblick, den Stolz einer solchen Hoheit in den Staub geworfen zu sehn. Und wie drängen sich bei diesen Betrachtungen die Ereignisse unsrer schauderhaften Zeit in das bewegte Gemüth! Auch sie wird verschwinden und ein Schatten in der Geschichte werden.

Die Gegenwart tritt auf; und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.
Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.

Nachmittags.

Es waren überwältigende Empfindungen, die sich meiner bemächtigten, als ich mich dem Thore Roms näherte. Die nächsten Umgebungen vor der Stadt hatten meine Aufmerksamkeit nur flüchtig berühren können; darum fuhr ich sogleich heute mit

meiner Reisegesellschaft über Ponte Molle hinaus, bis zu dem ersten alten Grabe, das fälschlich das Grab des Nero genannt wird. Die Inschrift sagt: dies Monument fasse die Asche des Prokonsuls Vibius Marianus und seiner Gattin Reginia Maxima in sich. Ueppiges Laub umwuchert dies einsame Denkmahl der Liebe einer Tochter, die es vor mehr als tausend Jahren weihete. Tiefe Stille, eine Ausgestorbenheit, welche durch die verfallnen Gräber noch anschaulicher wird, herrscht jetzt in dieser Gegend, durch welche die Flaminische Straße zieht. Verhallt ist der Jubel der Legionen, die triumphirend auf diesem Wege heimkehrten, wenn sie Verheerung und Mord über blühende Gefilde gebracht hatten. Rom, einst ein weitleuchtender Vulkan, der seine alles vor sich niederstürzenden Lavaströme in kriegerischem Uebermuth über die ganze Welt hin goß, ist nun ausgebrannt; und pilgernde Fremdlinge wandeln jetzt zu seinem verstummten Krater.

Ponte Molle, vormals die Milvische Brücke genannt, führte in den Zeiten des alten Roms den Namen (aus welchem jene beiden verderbt worden): Pons Aemilius, nach ihrem Erbauer, dem Konsul Markus Aemilius Skaurus. Die Brücke, über welche die Helden und Tyrannen der Vorwelt zogen, wurde ein Raub der Zeit. Papst Nikolaus V. führte die jetzige auf, und der geliebte Pius VII. läßt nun an ihrer Verschönerung arbeiten. Vor dieser Brücke überwand Konstantin den Maxentius. Das Mähr-

chen von dem Kreuze, welches hieselbst jener Kaiſer bei dem Anfange der Schlacht am Himmel geſehen haben ſoll, verdient keiner Erwähnung; und überhaupt erweckt der Hinblick auf zwei Tyrannen die ihr Vaterland zerfleiſchen, indem ſie ſich um eine feile Krone raufen, ein empörendes Gefühl. Willkommener begegnet hier das Andenken des tugendhaften Beliſar, der unermüdet ſein entartetes Vaterland noch liebte, und auf eben dieſer Stelle ſich dem Gothen-Sturme ſiegend entgegen warf. Der Weg von der Brücke führt in der geradeſten Richtung zu dem Thore, welches in der älteſten Zeit das Flaminiſche hieß. Es war dem Einſturz nahe; Papſt Pius IV. ließ es durch Vignola wiederherſtellen, und es erhielt den Namen Porta del Popolo. Der Architrav des Bogens wird von vier doriſchen Säulen getragen.

Auf dem Platz del Popolo nimmt zuerſt ein hoher Obelisk die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Auguſtus hatte ihn aus Heliopolis nach Rom zum Schmuck des Cirkus Maximus führen laſſen. Die Ueberſchwemmungen der Barbaren, die Rom in den ſpätern Zeiten überfielen, begruben ihn in Schutt. Pius V. ließ ihn hervorziehn, und hier aufſtellen. Ein Springbrunnen rauſcht an ſeinem Fuße. — Zwei ſymmetriſche Kirchen, mit gefälligen Kuppeln und ioniſchen Portiken, ſtehn am Eingange dreier Straßen, und gereichen dieſem Platz zu würdiger Zierde. Von ihm laufen, gleich der dreifachen Ausſtrömung eines großen Sees, jene

drei Straßen aus. Die mittlere, der sogenannte Corso, zieht zwischen den beiden Kirchen hin; rechts dehnet sich Strada della Ripa aus; links, Strada del Babbuino: diese letzte führt zum Spanischen Platze. Das schönste Gebäude auf dem Platz del Popolo ist das Quartier der Päpstlichen Garde. Ihm gegenüber steht eine dritte Kirche, mit einer hemisphärischen Kuppel.

Auf unserm Rückwege bemerkte ich an verschiednen Kirchen eine Menge alter, und frischer, auf Papier gemalter Wappen. Ich wußte mir diese Verunstaltung der schönen Kirchen nicht zu erklären; und hörte, daß die angeklebten Wappenwiederholungen die Zahl der Seelenmessen andeuten, welche vornehme Familien zum Besten eines Verwandten lesen lassen, um dessen Seele, gegen baare Bezahlung, früher aus den Qualen des Fegfeuers zu befreien. So haben dann die Reichen nicht nur den Vortheil, sich in dieser Welt alle Genüsse des Lebens und selbst Beruhigung des Gewissens zu verschaffen; sondern auch Rettung vom Fegefeuer und vollendetere Seligkeit können sie sich erkaufen? Welche Verläumdung der ewigen Gerechtigkeit!

Den 9. November.

Die ungeheuren Trümmer des alten Roms, die Spuren des Mittelalters, und die Stille der unbewohnten prachtvollen Paläste neuerer Zeit, bilden wunderbar ergreifende Kontraste. Die schmutzigen Hütten auf schönen Plätzen, das Oede so mancher

Straßen, und das bettelhafte Gewimmel wo Fremde sich wittern lassen, dann wieder das Große in den versinkenden Umgebungen, erregt ein gemischtes Gefühl von Schwermuth und Widerwillen, das dennoch anziehend ist. Was aber die Aufmerksamkeit ganz rein ergötzend beschäftigt, sind die vortreflichen Springbrunnen, welche so reizend die öffentlichen Plätze verschönern, in den mannichfaltigsten Gruppenbildungen überraschen, und gleichsam eine Feenwelt voll Bewegung und Leben darstellen. Eben so freundlich wird meine Fantasie angezogen durch die Obelisken mit ihren geheimnißreichen Figuren. Ich begreife von den Räthselworten ihrer Bilderschrift nichts, und doch rufen sie so lebhaft die Jahrtausende zurück, denen sie angehörten. Jetzt sind sie die gebliebenen Zeugen eines verschwundenen Staates, dessen Hauptstadt sich raubsüchtig mit den Schätzen der halben Welt verherrlichte, und nun das Vergeltungsrecht so bitter empfinden muß. Aber den schönen Himmel, und den klassischen Boden, welchen schriftstellerische Denkmahle erklären, indem sie zugleich von ihm erklärt werden: dies vermag der versunkenen Roma keine Macht zu entreißen.

Wir wohnen auf dem Spanischen Platze, der zu den Zeiten der Kaiser die Naumachie *) des grässlichen Domitian gewesen ist. Aus einem marmornen Schiffe, springt mitten auf diesem großen Raume,

*) Ein kleiner künstlicher See, in welchem dem Volke das Schauspiel von Seegefechten gegeben wurde.

Raume, eine herrliche Fontäne hervor, die ihm zur anmuthigen Zierde gereicht; schöner aber noch schmückt ihn eine hohe breite steinerne Treppe, von wahrhaft majestätischem Ansehn, welche zum Pinzischen Hügel hinaufführt. Die hervorstechendsten Gebäude des Platzes sind: die Propaganda, und der Pallast des Spanischen Gesandten. Dieser letzte giebt ihm den Namen, und das unrechtliche Vorrecht, einem jeden Verbrecher der dahin flüchtet Schutz angedeihen zu lassen. Alle Häuser der Gesandten und der Kardinäle besitzen eben diesen vernunftwidrigen Vorzug. Auch die Umgränzungen der Klöster und Kirchen waren noch unter dem letztverstorbenen Papste Freistätten der Verbrecher. Die allerneueste Zeit nahm endlich, durch ein Gesetz des edlen Pius VII, den Kirchen und Klöstern das unwürdige Privilegium, Beschützer verbrecherischer Unordnungen zu seyn *). — Arme Menschheit! gehören denn Jahrhunderte dazu, um ein einzi-

*) Wem sind nicht die eben so gegründeten als bittern Klagen über die Unzucht der vormaligen Römischen Sbirren-Polizei, und des besonders vom letzten Kardinal Albani so ungebührlich ausgeübten Asylenrechts bekannt? Mangel aller vernünftigen Justiz erzeugte die Messerstechereien und Meuchelmorde der gereizten Selbstrache. Das Volk war darum doch so böse nicht. Man s. Fernow's „Gemälde von Rom" S. 120 fgg. Die fleißigste Sammlung darüber, selbst mit tabellarischen Verzeichnissen der verschiednen Klassen des Meuchelmordes, findet der Liebhaber in den (zu früh geschlossenen) Italiänischen Miscellen, Band V, S. 165 fgg. B.

ges Uebel, das dich entweihen hilft, wegzuschaffen? Friedrich des Einzigen Geist hat leider in einem zu kleinen Raume gewaltet, und doch wie weit umher hat sich sein Einfluß auf die fortschreitende Erziehung des Menschengeschlechts verbreitet!

Die Propaganda ist ein weitläuftiges Gebäude, von schöner Architektur. Der herrschsüchtige Papst Urban VIII ließ den Pallast durch Bernini aufführen, und widmete ihn seinem großen Plane der Weltunterjochung. Hier bildeten die Vorsteher ihre Werkzeuge, die in alle Welttheile versandt wurden, um die römisch-katholische Religion zu verbreiten, und durch sie die Gemüther zu unterwerfen. Die Emissarien waren verpflichtet, aus allen Orten her ihre Beobachtungen an die Propaganda einzusenden, um sie hier niederzulegen. Bald wurde die Druckerei die berühmteste in der Welt: sie besaß zu allen lebenden Sprachen die schönsten Lettern; und nun wirkte das Institut durch Schrift und mündlichen Vortrag nach den fernsten Gegenden hin. Allen Welttheilen, allen Völkern wurden geräuschlos von hier aus Ansichten und Zwecke aufgedrungen; dadurch verbreitete sich Roms Einfluß über den ganzen Erdboden. Was würde zum wahrhaften Heil der Menschheit durch eine solche Anstalt haben gewonnen werden können, wenn nicht Geistesunterjochung, sondern würdige zweckmäßige Menschenerziehung, nicht listige selbstsüchtige Weltherrschaft, sondern Verbreitung heller Grundsätze einer freieren Weltregierung, die Endabsicht dieser wohl-

berechneten Einrichtung gewesen wäre! Jetzt steht diese kirchliche Staatsmaschine still; der herrliche Pallast, wo sie gegründet war, ist durch die Franzosen verwüstet und seiner Schätze beraubt *).

Den 10. November.

Hier wo die Vergänglichkeit aller Pracht und Größe sich so gewaltig ausspricht, hier sollten künftige Regenten die Geschichte studieren; hier unter Trümmern wandelnd, sollten sie, einen alten Geschichtschreiber in der Hand, von jenen längst verhallten Stimmen vernehmen, wie ganz anders die Nachwelt Gebieter der Erde beurtheilt, als schmeichelnde Zeitgenossen.

Ein heller Sommertag breitete sich aus über das weitherrschende Rom; wir genossen im Freien das hier noch heiter grünende Leben der Natur, in

*) Noch immer bleibt zur kurzen Uebersicht dessen, was die Propaganda zuletzt unter dem edlen Borgia war, des Spaniers Don Juan Andres Nachricht in seinen Reisen I, 146 fgg. das Gründlichste, denn er verschweigt auch die Mängel nicht. Die Zerstörung der Propaganda, die Vandalismen, die an den herrlichen Schriftgießereien und Lettern von mehr als dreißig außereuropäischen Sprachen (welche am besten aus Fra Paolino und Hervas bekannt sind) unter dem Vorwand, sie nach Paris zu bringen, verübt wurden, die sinnlose Frechheit dieser Depradation, sind bei weitem noch nicht genug gekannt und gewürdigt worden. — Eine andere höhere Frage ist: besteht diese Propaganda vor dem

der Villa Medici auf dem Pinzischen Berge, zu welchem die prächtige Treppe (S. 305) hinaufführt. Diese freundliche Höhe war und hieß in den früheren Zeiten der Republik der Gartenhügel (collis hortulorum), wo Gemüse gebaut wurden; bis späterhin, zur Zeit der Entartung des Römersinnes, der Luxus ihn zu weitläuftigen Prachtgärten umschuf, an denen die Verschwendung eines Sallustius und Lukullus sich erschöpfte. Endlich kamen diese Gärten durch die schändlichste Gewaltthätigkeit in die Hände der tyrannischen Kaiser. Derjenige Theil, welcher den höchsten Punkt des Hügels bedeckte, und den gegenwärtig die Kirche Trinità dei Monti bezeichnet, gehörte zu den Besitzungen der Domitier. Daselbst waren die Grabstellen dieser Familie, aus welcher Nero abstammte. Vielleicht wandelte dort an der Hand seines Lehrers der Schü-

Richterstuhl der Adrastea des Christenthums, wie sie uns Herder in seinem goldnen Aufsatze über das Missionswesen („Werke zur Philosophie und Geschichte" X, 93 fgg.) vorführt? Nur die von der Brüder-Unität abstammenden oder mit ihr in einem Geiste arbeitenden Missionsanstalten tragen den Stempel des echten christlichen Brudersinns, und sind, im alten ursprünglichen Sinn, evangelisch. Man fühlt sich wunderbar erwärmt und erbaut, wenn man z. B. einen der neusten Berichte der ganz in diesem Sinne an der südlichen Spitze von Afrika in der Kolonie Berthelsdorf jetzt arbeitenden Mission liest, in den Londner Transactions of the Missionary Society (vom J. 1814) No. 25.

B.

ler Seneka's; vielleicht nahm er dort, mit dem Andenken seiner besseren Vorfahren, die Gesinnungen der Tugend und die Lehren der Weisheit in sich auf, von denen er nur zu bald sich lossagte. Und eben daselbst fand auch er, dieser verworfenste Wütherich, früh aber dennoch zu spät, endlich sein Grab. Drei dem Nero ergebene Frauen brachten seinen Leichnam zur Ruhe, und errichteten ihm ein kleines Denkmaal, das noch lange als ein Punkt des Abscheues vom Marsfelde aus gesehn werden konnte.

Die Villa Medici ist jetzt ein Eigenthum Frankreichs, die Akademie der Französischen Künstler ist hieher verlegt worden. In dieser Villa findet man die Abgüsse der herrlichsten Kunstwerke, die Rom aufzuweisen hatte und noch hat *). Der Garten des Pallastes steht jedem offen. Der Herbsttag war schön: Lorbeerbäume in Gruppen streuten ihre Früchte herab, Myrten dufteten Wohl-

*) Und wenn man auch über Bestrebungen und Leistungen der französ. Akademie de St. Luc jetzt noch ganz so dächte wie unser Winckelmann, welches doch offenbar zu ungerechter Einseitigkeit führen müßte, so wären doch die Verdienste des nun verstorbenen Suvee um die Verpflanzung derselben in die ganz verödete Villa Medici rühmlich zu erwähnen. Eine neue Schöpfung entstand durch seine rastlosen Anstrengungen und Verwendungen. Durch letztere wurden auch die köstlichen Abformungen nach den Reliefs der Säule Trejans, die Ruffo nach Neapel räuberisch entführet hatte, dem Salon der Akademie, wo sie nun eingemauert stehn, vindicirt.

D.

gerüche aus; doch wehte eine dumpfe Luft durch die Schattengänge der hohen Lorbeerwände, zwischen denen sich in den Herbsttagen die Feuchtigkeit sammelt. Ich mußte hinaus ins Freie. Hier sah ich eine reiche weite Landschaft: malerische Ruinen, entfernte Hügel mit Villen besetzt; schlanke Pinien trugen ihre grünen schwebenden Kränze gleich gewaltigen Sonnenschirmen empor: und meine Blicke umfaßten einen Theil der Stadt.

Einen noch weitern Horizont hat man auf dem Platze vor der Kirche Trinita de' Monti. Ein Obelisk, der in dem Raume der Gärten des Sallustius gefunden wurde, und den Pius VI. hier aufrichten ließ, giebt diesem Platze Bedeutsamkeit und Würde. Die Kirche besaß Volterra's herrliches Freskogemälde, die Abnahme Christi vom Kreuze. Als die Franzosen auch dies Meisterwerk rauben wollten, zerbrach es beim Aussägen.

Den 11. November.

Nachdem ich die nächsten Umgebungen meiner Wohnung durchwandert hatte, reizte mich die Nachbarschaft des Corso zu einem Spaziergang durch diese von den Reisebeschreibern so oft genannte, und in Rom so berühmte Straße.

Der Corso durchschneidet die Mitte der Stadt. Es ist die merkwürdigste und längste Straße in Rom. Sie nimmt einen Theil der alten Via Flaminia auf, und dehnt sich von der Porta del Popolo bis zum Venezianischen Pallast in etwas gekrümmter

Richtung, 1450 Schritte aus. Die edle Architektur so ansehnlicher Palläste, Kirchen und Klöster, würde sie auch zur schönsten Straße in Rom machen, wenn sie nicht zu schmal wäre. Hier findet man das lebendigste Leben, hier stellt sich der Volkscharakter am sichtbarsten dar. Zur Zeit des Karnevals treiben die bunten Masken im Corso ihr lustiges Wesen, und das Wettrennen der Pferde wird in dieser langen Straße gehalten; wo man außerdem täglich das Gewühl bunter Kontraste sieht. Unter freiem Himmel wird gekocht, gebraten; zerlumpte Wäsche trocknet an den Balkonen und Fenstern. Auf hölzernen Stühlen sitzen alte Schreiber, mit der Brille auf der Nase immer gerüstet, Bittschriften und Liebesbriefe für das Publikum, welches nicht schreiben kann, zu verfertigen. Dort auf dem Kapitäl einer umgestürzten Säule, ruht ein Schlächter in weißem Gewande, ganz im Kostume der alten Opferpriester. Neben dem Fragmente einer antiken Bildsäule liegt hier das Fragment eines lebenden Menschen, alle Vorübergehende freundlich grüßend, und den Hut zu Almosen hinreichend. Der Bettler von dem ich rede hat beide Beine verloren, und wird deshalb gemeinhin der Torso genannt. Er hat vor kurzem eine Tochter verheiratet, die er zum Erstaunen der Römer sehr reichlich ausstattete. Vor diesem Krüppel hüpft ein Abbate im schwarzen flatternden Mäntelchen schnell vorbei; ihm entgegen wandelt ein schwerfälliger Mönch gedankenlos seinen Weg. Da stehn, in einem Kreise von Zuschauern

ein paar gemeine Männer, die mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Volks, in wechselseitigen Geberden die geballte Faust gegen einander aufheben; man hält diese Bewegungen für das Zeichen eines Streits, allein es ist das Morraspiel der Italiäner *). Ein andrer Kreis horcht einem Volks-Improvisatore zu. Hie und da gaffen Gruppen von Männern geschäftlos umher: in müßiger Gravität sind sie fähig stundenlang so zu stehen; und mit einem Rest des alten Römerstolzes wissen sie den Mantel so geschickt und malerisch über die Schultern zu werfen, daß an ihnen die Stellung der antiken Bildsäulen wieder erscheint. In der Mittagstunde und vor Sonnenuntergang sieht man im Corso die glänzendsten Ekipagen: denn es dient zum Genuß der vornehmen Welt, in diesen Tageszeiten bis zum Platze del Popolo zu fahren; dort wird gehalten, die spazierenden Herren stellen sich in den Schlag, und wechseln Ernst und Scherz mit den in den Wagen sitzenden Damen.

Vergebens sah ich mich, auf dem Rückwege

*) Man sagt, Germanikus habe dies Spiel erfunden, um seine Soldaten in ihren Quartieren zu beschäftigen. Zwei Männer stehn einander gegenüber mit geschloßner Faust, werfen sich diese entgegen, indem sie einige Finger aufheben, und zu gleicher Zeit eine Zahl ausrufen; trift sie mit den von beiden Seiten emporgehaltenen Fingern überein, dann hat der, welcher die Zahl rief, gewonnen. Die Verf.

Das micare oder par impar ludere der alten Römer, die mora der neuern, war doch wohl sehr alt. B.

durch den Corso, nach Spuren des Alterthums um, bis wir nicht fern vom Venezianischen Pallast kamen, wo mit der mehresten Wahrscheinlichkeit angenommen wird, daß Marc Aurels Triumphbogen stand. Aber auch er ist verschwunden, bis auf einige Bruchstücke, die im Kapitole aufbewahrt werden. Das Leben des edlen Monarchen schwebte mir vor, und ganz war ich in jene Zeit vertieft als mich ein befremdender Aufzug aus diesen Betrachtungen riß. Bei hellem Sonnenlichte wandelten gespensterartige Gestalten in der Ferne. Näher kam nun der langsame Zug, der eine Leiche zur Erde bestattete. Die schauerliche Erscheinung machte um so tiefern Eindruck auf mein schon bewegtes Gemüth, je mehr sie mit dem lustigen Gewühl des Corso im Gegensatz war. Ein schwarz behangenes, hoch emporgetragenes, Kreuz kündigte den Leichenzug an. Vor der Bahre gingen, mit Fackeln in den Händen, einige Geistliche; eine lange Reihe weißverkappter Gestalten einer Brüderschaft folgte. Eine andre, schwarz gekleidete, Brüderschaft, auch mit Fackeln versehn, und stille Gebete murmelnd, wandelte der Leiche nach *). Sehr abstechend gegen diesen feierlichen Ernst war die mit Vergoldungen und farbigen Zieraten geschmückte Todtenbahre. Auf ihr ruhte, offen, die entschlafne Gestalt. Es war eine Jugend, von deren Wangen die kalte Hand des Todes noch

*) Man vergl. oben S. 268. 269; — und Eichholz „Briefe über Italien" IVtes Bändchen S. 164 fag.

B.

nicht allen Liebreiz hinweggewischt hatte. Ein violettes Gewand deckte, aber verhüllte nicht, das schöne Ebenmaß der schlanken Figur. Schwarze Locken kräuselten sich an der blassen Stirn, von welcher ein weißer Schleier wie Nebel eines erloschenen Tages herabhing. Stumme Gestalt! du kannst nichts mehr geben, nichts mehr empfangen. Wer dir hienieden wehe that, kann nichts mehr gut machen. Dahin führt denn alles Treiben und Eilen dieses bunten Lebens.

Abends nach 9 Uhr.

Die Begräbnißscene hatte mich sehr angezogen; und da die Art und Weise wie ein Volk mit seinen Todten verfährt, mir nicht bedeutungslos erscheint, so nahm ich Gelegenheit, mich mit den dabei üblichen Gebräuchen genauer bekannt zu machen. — Reiche und Vornehme haben ihre Kapellen, wo die Leichen in prächtigen Sarkophagen beigesetzt werden. Sogenannte Gottesäcker giebt es nicht. Unter den Kirchen aber befinden sich allgemeine Todtengewölbe, für die verschiedenen Pfarreien. Der feierliche Zug begleitet den Leichnam bis zur Vorhalle der Kirche, wo derselbe niedergesetzt und unter Hersagung von Gebeten zum letztenmale eingesegnet wird. Dann geht der Zug auseinander, der Todte ist nun den Verwandten und Leichenbestattern überlassen. Er wird von der geschmückten Bahre genommen, in einen sehr schlechten hölzernen Kasten gelegt, und so an einem Stricke in die Tiefe

des Gewölbes gesenkt. Leichen armer Menschen werden bloß an einem Stricke, der unter den Armen befestigt ist, hinabgeschleudert. Ein junger deutscher Künstler hatte vor einiger Zeit einen von ihm freundschaftlich geliebten Römer zu Grabe begleitet, und konnte noch jetzt nicht ohne die tiefste Erschütterung sich des letzten Aktes erinnern, wo die Leiche seines Freundes ohne Sarg in die weite dunkle Todtengruft hinunter geworfen wurde.

Ist ein solches Gewölbe [illegible]gefüllt, so wird es vermauert, nach funfzig Jahren wieder zu neuem Gebrauch geöfnet, und der darin befindliche Rest in ein besonderes Gebeinhaus gebracht. Zufolge dieser Einrichtung wurde der Oestreichische Gesandte Graf Khevenhüller ganz neuerlich in der Frühe eines Morgens durch einen höchst überraschenden Anblick erschreckt. Er fand, nachdem er die Nacht ein ungewöhnliches Geräusch von Arbeitern gehört hatte, den Hof seiner Wohnung, welches der ehmalige Venezianische Pallast ist, mit Gerippen und Todtenknochen angefüllt. Zu diesem Pallast gehört nehmlich eine Kapelle, die auf solchen Todtengewölben steht. Eines derselben hatte die Zeit der Wiedereröffnung erreicht, und so erfolgte die befremdende Erscheinung.

Den 12. November.

Nichts Willkommneres mag dem Wanderer im fremden Lande begegnen, als wenn ihm unerwartet eine alte werthe Bekanntschaft in den Weg tritt.

Prinz Stanislas Poniatowski, Neffe des letzten Königs von Polen, den ich vor 15 Jahren am Hofe seines königlichen Oheims im Glanz des ehrenvollsten Glückes kennen lernte, erneuerte hier sogleich bei meiner Ankunft auf die verbindlichste Art meine Bekanntschaft. Dieser kenntnißreiche Prinz hat sich in unsern stürmischen Zeiten aus allen politischen Verhältnissen auf diesen klassischen Boden zurückgezogen, wo er einen Kreis interessanter Menschen um sich versammelt, und in philosophischem Frieden, von den Bewegungen der Welthändel nicht mehr berührt, auf die ewigen Wandlungen der Dinge ruhig hinaus blickt. Seiner freundlichen Einladung gemäß, und in seiner Gesellschaft, besuchte ich heut die von ihm angelegte Villa an der Flaminischen Straße: sie wächst aus den Trümmern einer älteren auf, und gewährt von ihren bedeutenden Anhöhen weite Aussichten. Durch verschiedne geschmackvolle Anlagen verspricht sie eine der reizendsten Villen zu werden. Abgüsse aller Bildsäulen schmücken das Kasino; ein großer Kunstschatz aber ist ein antiker kolossaler Ciceronkopf von vortreflicher Arbeit. Nicht minder merkwürdig und einzig ist die in des Prinzen Pallast zu Rom befindliche Cäsar-Büste mit der priesterlichen Binde; und die trefliche Gemäldegallerie. Seine Kameensammlung gehört zu den vorzüglichsten in ihrer Art.

Auf meinem Rückwege seitwärts besuchte ich die Mineralquelle acqua acetosa. Langsam schleicht die gelbe Tiber in einsamen Ufern an ihr vorüber.

Das Wasser der Quelle rinnt aus drei Nischen hervor, und hat den Geschmack des Fachinger-Brunnens. Im Sommer wird es häufig auf den Straßen in Rom verkauft. — Auf eben diesem Seitenwege, links von der Flaminischen Straße, berührten wir die ehemals so prächtige Villa des Popstes Julius III. Ihre Herrlichkeit ist verfallen, und ihre Gebäude sind, auf Veranlassung der Pestgerüchte aus dem Toskanischen, zu Quarantäne-Wohnungen bestimmt worden.

Zu den angenehmsten Erinnerungen dieses Tages rechne ich die Bekanntschaft des durch seine unterirdischen Wanderungen in den Katakomben so merkwürdig gewordenen Marquis d'Agincourt. Er ist ein kenntnißreicher liebenswürdiger Greis, der dem Unglück eine bestimmtere Wendung seines Geistes und eine hohe innere Bildung verdankt. Wie auf ein Geschenk freue ich mich auf die Stunde, die ich morgen in der stillen Wohnung des heitern Weisen zubringen werde. Bis zu seinem sechzigsten Jahre befand er sich im Genuß großer Besitzungen, als die zerstörende Umwälzung seines Vaterlandes auch ihn des größten Theiles seines Vermögens beraubte. Durch diesen Schlag des Schicksals, der ihn in Rom traf, wurde er der Unabhängigkeit seines Geistes sich inniger und lebendiger bewußt. Gestärkt durch ein solches Gefühl, wendete er den Blick ab von seinem Verluste, und kehrte ihn den philosophischen und geschichtlichen Wissenschaften zu. Dahin begleitete ihn der Friede des Herzens, der nicht

unter den Trümmern seines Glücks zurückgeblieben war. Er entließ seine zahlreiche Dienerschaft, sammt allen Bedürfnissen die der Reichthum herbeiführt, und faßte den Entschluß der vollkommensten Zurückgezogenheit und äußersten Frugalität, deren Gesetze er so streng beobachtet, daß er selbst von seinen nähern Freunden nie eine Einladung zu einem Mittag- oder Abendessen annimmt. So lebt er nur für wenig Freunde im Kreise der Wissenschaften und der herrlichen Natur, mit einer heitern Zufriedenheit, die das Eigenthum eines wahren Weisen ist. Roms Alterthümer sind das Lieblingsstudium seines Geistes. Mit der beharrlichsten Anstrengung hat er den weiten Raum der römischen Katakomben durchwandert, und ist jetzt beschäftigt eine von ihm selbst gezeichnete Karte von den Windungen dieser Höhlen in Kupfer stechen zu lassen, um sie seinen höchst interessanten Bemerkungen über diesen Gegenstand beizufügen. Das Werk ist seiner Vollendung nahe *).

*) Es umfaßt nicht bloß die Katakomben, sondern die ganze Kunstgeschichte vom 4ten bis 16ten Jahrhundert unter dem Titel: Histoire de l'art par les monumens depuis sa décadence jusqu'à son renouvellement au XVI. siècle, in 24 Lieferungen, mit 325 Kupfertafeln in 6 Foliobänden. Auf jede Lieferung — die Hälfte des Ganzen ist bereits ausgegeben — wurde bis zur 7ten Lieferung mit 25 Franken subskribirt. In sich zerfällt es wieder in drei Hauptabschnitte: Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei; wovon jede Kunst ihre eigenen Lieferungen

Den 13. November.

Nie sah ich eine so enge, einsame, und doch so überaus liebliche Hütte, als die des edlen d'Agincourt. Auf einer Abstufung des Pinzius bewohnt der heitere Weise ein sehr kleines Haus, das an einen eben so kleinen Garten stößt, in welchen man aus dem Wohnzimmer tritt. Das Gärtchen bearbeitet nur er mit dem in seinem Dienst grau gewordenen Diener, den er als Freund behandelt. Zu bewundern ist die Mannichfaltigkeit von Blumen, Früchten, und seltenen ausländischen Gewächsen, die ein so enger Raum umfaßt. Die vortrefliche

erhält. Eine Tafel umfaßt oft 30 und mehr Gegenstände, die daher oft sehr klein und undeutlich erscheinen. Auch fehlte dem sammelnden Fleiße zuweilen die Kritik. Dessenungeachtet ist es ein höchstverdienstliches Werk als Catalogue figuré, und zeugt von namenlosen Anstrengungen und Aufopferungen des edlen Greises, der ihm seit seiner Niederlassung in Rom im J. 1780 alle seine Kraft und sein Vermögen widmete. Gleich in der ersten Lieferung pl. IX sind die Grundrisse der römischen Katakomben bei aller Kleinheit doch sehr genau mitgetheilt; No. 26 sieht man den Verfasser selbst in einem der Hauptgewölbe, wo vier Gänge zusammentreffen, in melancholischer Betrachtung sitzend abgebildet. Ein eigenes Werk über die Katakomben ist unsers Wissens von ihm nie herausgegeben worden. Wohl aber hat der französ. Kommissär Artaud in seinem Voyage dans les Catacombes de Rome (Paris, Schöll, 1810) viele Forschungen des unermüdeten Greises zu seinen Beschreibungen benutzt, ohne ihn zu nennen. B.

Bibliothek nimmt den größten Theil des Hauses ein. Weite Aussichten bieten sich in dieser lieblichen Wohnung von allen Seiten dar, wie es angemessen ist dem edlen Greise, der auf der Höhe des Lebens steht.

Hier fühlte ich tief, wie wenig und wie viel dazu gehört, um sich unter allen Verhältnissen des wandelbaren Lebens ein heiteres Daseyn zu erringen. Wenn, in der Gestalt eines Engels, die Ruhe vom Himmel herabstiege: — hier zöge sie ein; hier fände sie ein befreundetes Leben *).

*) Dieselbe Ehrerbietung flößte der wackre Seroux d'Agincourt auch unserm gelehrten und gefühlvollen Landsmann, dem Kollegienrath und Professor Morgenstern in Dorpat, bei seiner Anwesenheit in Rom im J. 1809, ein. Man lese die interessante Darstellung seiner Besuche bei ihm im Morgenblatt von 1810 Nr. 164, S. 653 fgg. wodurch wir ganz häuslich bei dem damals schon 80 Jahr alten Greise werden. B.

Ende des ersten Theils.

Druckfehler.

Seite 34. Bei der Anmerkung (welche von dem Herausg. ist) hinzuzufügen B.
S. 96 Z. 18 statt Seeseite zu lesen: Südseite.
S. 108 in der Anmerkung Z. 8. v. u. statt Wiß zu l.: Weiß.
S. 303 Z. 3. statt della Ripa zu lesen: di Ripetta.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Tagebuch einer Reise

durch einen Theil

Deutschlands und durch Italien,

in den

Jahren 1804 bis 1806.

Von

Elisa von der Recke,

gebornen Reichsgräfin von Medem.

Herausgegeben

vom

Hofrath Böttiger.

Zweiter Band.

Berlin, 1815.

In der Nicolaischen Buchhandlung.

Ft. sing.
791 m/2

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Wb/52/067

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
D. 14. Nov. 1804. Palatinischer Hügel	3
— 15. Die Kaiserpaläste	11
— 16. Kapitolin. Hügel. Das Kapitol	15
— 17. Pall. d. Senators	21
— — Kirchen	24
— 18. Kapitol. Museum	26
— 19. Pallast d. Conservatoren	33
— 20. Berg Cölius	37
— 21. Aventinus	40
— 22. Esquilinus	47
— 23. Viminalis	53
— — Quirinalis	54
— — Päpstlicher Pallast	56
— 24. Vatikan. Hügel.	60
— — Janikulus	61
— 25. Marsfeld	64
— 26. Cirkus Maximus	65
— 27. Forum	67
— 28. Ruinen und Gebäude a. d. Forum	71
— 29. Kloaka Maxima	75
— 30. Tiberinsel	78
D. 1. Dec. 1804. Wasserleitungen	83
— 2. Koliseum	88
— 4. Friedenstempel	99
— — Tempel der Sonne und des Mondes	99
— — Bogen des Titus	100
— — Heilige Straße	101
— 5. Bäder des Titus	102
— 6. S. Maria Maggiore	107
— — S. Pietro in Vincoli	110
— — S. Martino	111
— 7. Engelsburg	112
— 8. Grabmaal des Augustus	119
— — Portikus der Oktavia	120
— — Marcellisch. Theater	121
— 9. Villa Borghese	122
— 10. Casino Borghese	128
— — Villa Albani	131
— 11. Pallast Borghese	132

	Seite
D. 11. Dec. 1804. Porta di Rivetta und di Ripa Grande . .	134
— 12. Montorio	136
— — Fontana Paolina	138
— — Fontana di Trevi	139
— — Akademie der Arkadier	141
— 13. Kloſter auf dem Montorio	144
— 14. Forum Palladium	146
— — Forum des Nerva	147
— 15. Ständchen der h. Jungfrau	149
— — Bettler	150
— — Cammardello . . .	151
— 16. Lateran	153
— — Obelisk	157
— — Battiſterio	158
— — Scala Santa . .	160
— 17. S. Croce in Gerusalemme	162
— 18. Theatr. Caſtrenſe	164
— — Porta Maggiore .	166
— — Tempel d. Minerva Medika	166
— 19. Marziſche u. Claudiuſiſche Waſſerleitung	169
— 20. Chieſa della Morte	171
— 21. Pallaſt Farneſe . .	173
— — Pallaſt Spada . .	175
— 22. Pallaſt Pio u. Pompejiſches Theater	177
— 23. Päpſtliche Kanzlei	181
— — Platz Navona . .	182
— — Pallaſt Braſchi .	183
D. 23. Dec. 1804. Paſquino	184
— — Pallaſt Maſſimi .	185
— 24. Villa Pamfili . .	186
— 25. Chriſtnacht in Maria Maggiore . .	188
— 27. Präſepienfeſt . . .	189
— 28. Casa Tonda . . .	191
— 29. Grabmaal d. Metella	193
— — Cirkus des Caracalla	195
— 30. Grabmäler an der Appiſchen Straße	196
— — Kirche S. Sebaſtiano	199
— 31. Thal der Cambnen	200
— — Grotte der Egeria	201
— — Tempel der weiblichen Fortuna . .	202
— 1. Jan. 1805. Pyramide des Ceſtius	204
— — Monte Teſtaceo .	206
— 2. S. Paulsthor . .	208
— — S. Paulskirche . .	209
— 3. Bäder der Caracalla	214
— 4. S. Stefano Rotondo	219
— — Villa Mattei . . .	221
— 5. Villa Caſali . . .	224
— 7. Pallaſt Barberini	226
— — Pallaſt Doria . .	230
— 9. Pallaſt Colonna .	231
— 11. Pall. Roſpiglioſi	235
— — Kirche S. Andrea di Monte Cavallo,	

		Seite
	u. Kapelle des h. Stanislaus Cosca	237
D.	13. Jan. 1805. Trajans Säule	238
—	16. Monte Citorio	243
—	— Plazza di Pietra	244
—	17. Thierweihe	244
—	— Villa Negroni	247
—	18. Bäder des Diokletian	250
—	— Fontana di Termini	255
—	19. Einkleidung einer Nonne	256
—	20. Kloster	260
—	21. Kardinal Dugnani	266
—	22. Kloster S. Bonaventura	267
—	— Kloster S. Giovanni e Paolo	270
—	23. Villa Mandosi	272
—	24. Lukullische Gärten	274
—	— Villa Ludovisi	276
—	— S. Maria della Vittoria	280
—	25. Kirche S. Agnes u. S. Konstanzia	281
—	— Der heilige Berg	284
—	26. Palatin. Brücke	285
—	— Tempel der männlichen Fortuna u. der Vesta	287
—	— Rienzi	288
—	27. Ganganelli	296
—	28. Maria sopra Minerva	298
D.	29. Jan. 1805. Pantheon	300
—	30. Peterskirche	305
—	4. Feb. Vatikanischer Pallast	325
—	— Sixtinische Kapelle	328
—	— Raphaels Logen	331
—	— Raphaels Stanzen	334
—	5. Bibliothek im Vatikan	344
—	6. Clementinisch. Museum	347
—	— Vatikan. Garten	356
—	7. Überschwemmung der Tiber	356
—	9. Das Panthcon im Wasser	360
—	14. Schöne Abendbeleuchtung	362
—	16. Hinrichtung vor d. Karneval	363
—	— Karneval	366
—	26. Letztes Festino	370
—	27. Aschermittwoch	371
—	1. März. Villa Millini	372
—	— Villa Madama	374
—	3. Pater Paolino	376
—	— Villa Corsini	379
—	4. Pallast Corsini	380
—	— Farnesina	381
—	5. Tasso in S. Onofrio	384
—	6. Castrum Prätorium	387
—	7. Künstler in Rom	390
—	30. Gesellschaftlicher Ton	406

	Seite
D. 2. April 1805. Geistesbildung	413
— — Religiosität	414
— 5. Bußpredigt im Kolisseum	418
— 7. Judentaufe	420
— 12. Feier des Gründonnerstags	421
— — Feier des Charfreitags	422
— 13. Geschmückte Speisebuden	425
D. 16. April. 1805. Folgen der Fastenzeit	426
— 1. Mai. Kinderfest	427
— 14. Sterbender auf der Straße	428
— 15. Luftballon aus Paris	430
— 16. Zurückkunft des Papstes	432
— — Feierlichkeit dabei	435
— 19. Letzter Tag in Rom	438

Verbesserungen.

Seite 15 Zeile 3 lese man: 16 November. nicht (wie in einigen Exemplaren steht) 16 Januar 1805.
— 48 Kolumnentitel: Esquilinischer Hügel, nicht Aventinischer.
— 66 Note. Langhans in Berlin.
— 260 Z. 15. Somaglia
— 272 — 3. bringen st. bereiten
— 317 — 1 habe (S. 137).
— 351 — 11 Beziehungen st. Bezeichnungen
— 352 — 9 von unten. Hadrianischen
— 354 — 1 Leben st. Lieben
— 358 — 10 v. u. Pamfili (S. 186).
— 379 — 5 v. u. zu haben (S. 200).
— 397 Note Z. 12 v. u. de' Rossi

Zweiter Theil.

Aufenthalt in Rom

1804 und 1805.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Rom, den 14. November 1804.

Der Fremde kann wegen eines Plans seiner Wanderungen in der Stadt der sieben Hügel nicht lange in Verlegenheit seyn. Der Kreis eben dieser Hügel giebt dazu den Leitfaden an die Hand. Ich fange bei dem Palatin (Monte Palatino) an, mit welchem Rom selbst anfing.

Lebhaft ergreifend schwebt die alte Vergangenheit der Seele vor, wenn man sich diesem Hügel naht. Seine Geschichte führt tief in die Fabelzeit hinein. Das Königthum, die Republik, und das größtentheils tyrannische Kaiserthum, des wunderbar vom Schicksal begünstigten Römerstaats, knüpfen ihre Erinnerungen an diesen Hügel. Aber nirgend erscheint auch die Wandelbarkeit irdischer Hoheit und Größe in so furchtbarer Gestalt, als in dem Gefolge eben dieser Erinnerungen, welche die großen Trümmer der Kaiserpaläste umgeben. Ich flog mit meinen Gedanken zu der dunkeln Vorzeit hinüber, wo der Arkadier Evander, gezwungen durch einen Aufruhr, seine Heimat verließ, zu Faunus, dem König von Latium, flüchtete, von diesem freundlich aufgenommen ward, den Palatin zum Anbau erhielt, und endlich seinem Wohlthäter in der Regie-

rung folgte. Diesem griechischen Ankömmlinge schreibt man die ersten Anfänge der Wissenschaften und Künste für diese Gegend zu; nach seinem Tode ward er, gleich dem Faunus, unter die Götter versetzt. Hieher führt die Fabel auch den Herkules zu dem alten königlichen Hirten Evander.

An diese Sagen knüpft sich ferner die mit Dichtungen durchwebte Ursprungsgeschichte des Römischen Volkes. Amulius, König von Alba, verdrängte seinen Bruder Numitor vom Throne, ließ dessen Sohn ermorden, und machte die Tochter Rhea Sylvia zur Vestalin; sie aber ward Mutter, und gebar Romulus und Remus. Ergrimmt warf der Oheim die Vestalin ins Gefängniß, die Zwillinge aber ließ er in einem Troge der Tiber übergeben, die eben stark ausgetreten war; als der Strom in seine Gränzen zurückkehrte, fand Faustulus, der Aufseher über die königlichen Herden, die Knaben am Fuß des Palatins neben einer säugenden Wölfin. Er brachte sie seiner Frau, und ob er gleich ihre Abkunft vermuthete, gab er ihnen doch nur eine hirtliche Erziehung. Früh zeigten beide Brüder Klugheit und beherzten Muth. Bei einem Streite zwischen den Hirten des Numitor und des Amulius, entschieden die Zwillinge die Sache zum Vortheil der letztern. Am Fest der Luperkalien *)

*) Der Arkadische Evander hatte dies dem Pan geweihte Fest aus Griechenland mitgebracht. Es ward im Februar gefeiert. Die Opfer sollten den Gott geneigt machen, die Herden gegen die Anfälle der Wölfe zu schützen.

fingen Numitors Hirten den Remus auf, und führten ihn ihrem Herrn zu. Die Geſichtszüge, das Alter, die Zwillingsgeburt der Jünglinge, machten den Großvater aufmerkſam: er ließ auch den Romulus holen; dieſem nun entdeckte Fauſtulus ſeine Vermuthung. Numitor erkannte ſeine Enkel an; die unterdrückte Partei des entthronten Königs erhielt durch die beiden kühnen Anführer Muth. Remus bemächtigte ſich der Stadt, Romulus des Pallaſtes; Amulius wurde getödtet, Numitor als König von Alba eingeſetzt. Dieſer wies ſeinen Enkeln den Palatin zur Gründung einer neuen Stadt an. Eiferſucht entzweite aber die beiden Brüder, Remus ward von Romulus getödtet.

Die Fabelgeſchichte erzählt, Romulus habe, bei Befragung der Auſpicien, wer König der Stadt ſeyn ſolle, ſeine Lanze nach dem Palatine hingeſchleudert, ſie ſey daſelbſt eingewurzelt, und zu einem vollgrünenden Baum erwachſen; dieſer wurde als Andeutung künftiger Römergröße Jahrhunderte hindurch heilig gepflegt. Als Hirt und König wohnte Romulus auf dem Palatin. Ein alter Schriftſteller (Dionys von Halikarnaß) will jene Hütte, welche man mit Sorgfalt erhielt, noch geſehn haben. Auch Tarquinius Priſkus hatte am Fuß des Berges ſeine Wohnung; und ſowohl in der frühern als ſpätern Zeit der Republik wohnten auf dieſem Hügel die angeſehenſten Männer ihres Zeitalters. Valerius Poplicola heiligte durch ſeine Bürgertugenden den Raum des Palatins, wo ſein Haus ſtand. Seine

Tapferkeit vertrieb die übermüthigen Tarquinier, und ſeine Weisheit gründete das Glück des Freiſtaats. Die Aſche dieſes Edlen ruhte unfern dem Palatin im Forum, die römiſchen Frauen betrauerten den Tod des Rächers der Lucretia ein volles Jahr. Auch die Gracchen, dieſe zu eifrigen Volksfreunde, und der mit ihnen verbündete Fulvius Flaccus, wohnten auf dieſem Berge, und erfuhren hier den Wechſel der Volksgunſt: denn als die Conſuln auf ihre Köpfe einen Preis geſetzt hatten, wurden ſie wüthend verfolgt, Fulvius ward auf dem Palatin ermordet und ſein Haus niedergeriſſen. Catulus erbaute auf dieſem Raume ſeine Portiken. Craſſus, Sylla, Catilina, Hortenſius, Cicero, und Clodius, hatten wegen der Nähe des Forums, des Mittelpunkts der öffentlichen Geſchäfte, hier ihre Häuſer. Aus Hütten von Leim und Holz war von dieſem Hügel der mannhafte Römercharakter hervorgegangen, der eben hier in Marmorpalläſten wieder unterging.

Craſſus war der erſte, der das Beiſpiel des ſich ſelbſt zerſtörenden Prachtaufwandes gab, und ſeine Wohnung am Palatin mit Marmorſäulen ſchmückte. Catulus und Cicero's Wohnungen waren durch ſchöne Säulengänge verbunden; dem großen Redner aber war es nicht vergönnt, ſich ruhig dem Genuß ſeiner wohlgeordneten Häuslichkeit hinzugeben. Der Volkstribun Clodius, deſſen verderblichen Planen Cicero entgegenſtand, brachte es mit Hülfe ſeiner Anhänger dahin, daß jener ſich zur

Selbstverbannung entschließen mußte. Aber ehrenvoll wurde der edle Patriot zurückgerufen, und mit dem fröhlichsten Jubel des Volks begrüßt. Es half seinem Verfolger nichts, daß er auf der Stelle des niedergerissenen Ciceronischen Hauses einen Tempel der Freiheit hatte aufführen, und darin die Bildsäule einer griechischen Buhlerin als Göttin aufstellen lassen *). Cicero redete zu dem Volk, und vom Senat wurde ihm nicht nur die Stelle, sondern auch eine Summe aus dem öffentlichen Schatz zuerkannt, mit welcher er sein verlornes Haus schöner als zuvor herzustellen vermochte. Hier wohnte er nun wieder, geliebt und geachtet, im Mittelpunkt der Geschäfte, übersah das Forum, diesen Schauplatz seines Ruhmes; auf welchem endlich, nahe am Ziel seiner Tage, durch einen gräßlichen Wechsel der Dinge, sein blutiges Haupt dem Volk zur Schau ausgestellt wurde. Ihn begruben die Trümmer der niedergestürzten Republik, die er einmal vor den Mordanschlägen des Catilina gerettet hatte, aber ferner nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Bald wurde nun

*) Es gäbe allerdings eine sehr treffende Parallele zwischen dieser alten Freiheitsgöttin, die aus der von einem Grabmal weggeführten Statue einer Buhlerin, zu Tanagra in Böotien, zur Libertas von Clodius und seinen Freiheitsmännern umgestempelt wurde (nach Cicero pro domo sua c. 43), und den lebendigen Freiheitsgöttinnen aus den ersten Revolutionsjahren Frankreichs; wenn nur jene Rede des Cicero nicht ein späteres Machwerk wäre, und also die Thatsache selbst noch einigen Zweifel hätte. B.

der ehrwürdige Palatin ein Schauplatz der Tyrannei und des Wahnſinnes.

Auguſtus und Tiberius wurden auf dem Palatin geboren. Jener nahm als Alleinherrſcher dann hier ſeinen Sitz (welcher von dieſem Berge Palatium hieß, und nachher allen fürſtlichen Wohnungen den Namen Pallaſt gegeben hat). Er vergrößerte ihn ſehr, da er nachbarliche Gebäude dazuzog, auch im Umkreis des Pallaſtes einen bewunderten Apollotempel erbaute, in welchem eine Bildſäule des Gottes, durch Größe und Schönheit ausgezeichnet, ſtand *). Die Hauptſeite des Pallaſtes war der Via ſacra zugekehrt. Vor demſelben hatte, wie man aus einigen Angaben ſchließen will, der Kaiſer Eichen pflanzen laſſen; die Inſchrift an einer derſelben drückte den Gedanken aus: „zum Heil des Volkes **).“ — Es war der öſtliche

*) Nach Properzens Schilderung war es die Bildſäule des Apollo Citharöus und Muſagetes. S. Visconti zum Pio-Clementino T. I, tav. XVI. Davon muß der in der Halle des Bibliothekſaals aufgeſtellte Apollo-Koloß, von 50 Fuß Höhe nach Plinius (34, 7), vergl. Blanchini del Palazzo de' Cesari p. 94, genau unterſchieden werden. B.

**) Es waren wahrſcheinlich nur Kränze am Portal. Die Erklärung, nach welcher zwei Lorbeerbäume eine Eiche einfaßten, iſt aus einer mißverſtandenen Stelle in Ovids Verwandlungen (I, 562) entſtanden. Auch die Stelle in Dio Caſſius Geſchichten 53, 16, S. 709 ſagt kein Wort von Lorbeer- und Eichbäumen. B.

Theil des Palatins, welchen Auguſt zur Reſidenz wählte. Tiber erweiterte ſie nach Weſten, und erbaute einen herrlichen Nebenpallaſt (in welchem ſpäterhin Antonin der Fromme und Lucius Verus geboren und erzogen wurden). Caligula dehnte den Kaiſerſitz noch weiter aus, nach Weſten, ingleichen nach Norden, und ſchmückte ihn mit Portiken, die ſich in das Forum hinein bis zum Tempel des Kaſtor und Pollux erſtreckten. Er verband den Palatin mit dem Kapitoliniſchen Hügel durch eine ungeheure Brücke. Dieſer tolle Herr der Welt ſtieg von einer Stufe des Wahnſinns zur andern. Oft ſtellte er ſich zwiſchen die Bildſäulen jener Götterzwillinge; die Vorübergehenden mußten ihn anbeten. Endlich erklärte er ſich ſelbſt für den Jupiter Latialis, errichtete ſeiner Gottheit einen Tempel, beſtellte die reichſten Römer zu deſſen Prieſtern, und ließ, eiferſüchtig auf den donnernden Jupiter, ihm bei Gewittern durch eine Maſchine Steine entgegen ſchleudern, wozu er ausrief: „donnere du mich nieder, oder ich dich!“ Dem Tollſinne folgte der Blödſinn. Claudius, nach Caligula's Ermordung, ließ einen Theil des prächtigen Säulenganges ſeines Vorgängers wieder abbrechen, erbaute dagegen ein Theater, und einen Tempel, welcher der Claudiſche hieß von ſeiner darin aufgeſtellten goldenen Bildſäule. Unter Nero brannte der Pallaſt ab, die raſende Verſchwendung dieſes Tyrannen dehnte den neuen Bau bis zum Cöliſchen und Esquiliniſchen Berge aus.

Veſpaſian und Titus ließen verſchiedne Gebäude dieſes ungeheuren Kaiſerſitzes niederreißen, und auf dem dadurch gewonnenen Raume den Friedenstempel, nebſt dem gemeinſchaftlichen Tempel der Sonne und des Mondes, aufführen. Auch die Bäder des Titus ſtanden auf den Trümmern der Neroniſchen Gebäude; und eben ſo der nach ſeinem Tode dem Titus errichtete Ehrenbogen. Domitian ſuchte in der Verſchönerung der Palläſte ſeine Vorfahren noch zu übertreffen. Antonin der Fromme, ſolchen unwürdigen Pomp verachtend, lebte nur in einem Seitengebäude des weiten Raumes, wie gute Monarchen lieber durch völkerbeglückende Einrichtungen ihr Andenken auf die Nachwelt bringen, als durch Auszeichnungen die ihre Raubſucht verewigen. Eine Feuersbrunſt ergriff unter Commodus die Kaiſerpalläſte, bis zum Friedenstempel; er und ſeine Nachfolger ließen ſie wiederherſtellen. Septimius Severus erbaute an der ſüdweſtlichen Seite das berühmte Septizonium: ſieben, über einander ſtehende, ſich pyramidaliſch verjüngende Säulenordnungen, beſtimmt zum Haupteingange des Pallaſtes und zum Begräbniße der kaiſerlichen Familie *). — Dann aber zer-

*) Unter der itzigen Vigna degli Inglesi an der Südweſtecke des Palatins ſind formloſe Trümmer dieſes Septizoniums. Zu Ende des 16ten Jahrhunders ſtanden noch drei Säulenordnungen über einander. Sixtus V ließ ſie abtragen, und zum Bau der Peterskirche verwenden.

störte die Zeit, der Verfall des Reichs, die Armuth und Entvölkerung Roms, noch mehr als die stürmende Wuth der Vandalen, den Kaisersitz. Späterhin nahm der edle Gothe, König Theodorich, die großen Denkmale der Vorzeit in Schutz, und ließ die Paläste herstellen; aber alle diese Herrlichkeit sollte versinken: so wollte es das rächende Schicksal! Wilder Epheu umrankt die Prunkgemächer, in welchen Tyrannen raseten, und von wo nur selten ein milderer Geist Segnungen über die Menschheit ausgoß.

Den 15 November.

Ungeheuer sind die Ruinen der Kaiserpaläste, deren immer einer aus den Trümmern des andern erwuchs, bis endlich eine gänzliche Vernichtung alle verschlang. Man versenkt sich in ein Meer von Vermuthungen, um die Bestimmung dieses oder jenes Theils zu errathen, dessen Ueberbleibsel nur sehr unvollkommene Andeutungen darbieten. Ein seltsames, noch ziemlich erhaltenes, Gemach scheint durchaus ein grillenhaftes Spiel der Fantasie zu seyn. Es beginnt mit einem hohen und breiten Eingange, und endet vollkommen schneckenförmig in einem Punkt, der kaum einen Menschen fassen kann; auch ist keine Spur einer Stelle vorhanden, welche dem Tageslicht könnte Eingang verschaft haben. Andre Trümmer dieses Raumes gestatten doch einige nicht unwahrscheinliche Vermuthungen. In der sogenannten Villa degli Inglesi steht ein

antiker Altan, der eine reizende Aussicht auf das alte Forum und den daran stoßenden großen Cirkus gewährt. Von dieser Tribune sahen ohne Zweifel die Kaiser den Spielen zu, die im Cirkus gehalten wurden. Auf Trümmern, die man Nero's Bäder nennt, ist die Villa Spada erbaut; auch sie wird schon zur Ruine, in ihren zerfallnen Gemächern sieht man die schönen Umrisse sehr verblichner Freskogemälde. Sie werden für Werke Raphaels und Giulio Romano's ausgegeben; sind aber wahrscheinlich nur von guten Schülern jener Meister; zwei Kupferstiche haben die Nachbildungen dieser, dem Untergange nahen, Gemälde erhalten. Die einsamen Gänge der verlaßnen Villa sind reizend, und an schönen Aussichten reich.

Den größten Raum des Palatins aber nimmt die, gleichfalls von ihrer ehmaligen Herrlichkeit stets mehr herabsinkende, Villa Farnese ein. Sie kam durch Erbschaft an den König von Neapel, der sie verfallen läßt, und die antiken Bildsäulen, trotz eines darüber bestehenden Gesetzes, nach Neapel führte. Sie bedeckt die Stelle, auf welcher einst der eigentliche Pallast des Kaisers Augustus stand. Im Garten steigt man zu unterirdischen Gewölben hinab, welche mit großer Wahrscheinlichkeit für die Bäder der Livia gehalten werden. Hier sieht man, bei Fackelschein, an den Wänden umher die zartesten Freskogemälde alter Kunst. Selbst in ihrer Verwilderung, ja zum Theil durch sie, ist diese Villa reich an höchst romantischen Spazier-

gängen. Trümmer ſchöner antiker Säulen und Kapitäle liegen hie und da, als Bilder der Vergänglichkeit, von der dunklen immergrünen Steineiche melancholiſch überſchattet. Unvergleichlich ſind von der Höhe in den Gärten die Ausſichten auf das Campo Vaccino, den Friedenstempel, und das Coliſſeum.

Auf der Stelle des Domitianiſchen Vivariums, wo die zum Kampf beſtimmten wilden Thiere aufbewahrt wurden, liegt itzt das Kloſter S. Giovanni e Paolo. Im höhern Alterthume Roms ſtand hier die Wohnung des Königs Tullus Hoſtilius. — In der Nähe der Villa Spada liegt, in einem Theile des Raums den das goldne Haus des Nero einnahm, das Franziskanerkloſter S. Buonaventura. Es beherrſcht von ſeiner Anhöhe eine weite Gegend umher. Auch die Senkungen dieſes Hügels bezeichnen bedeutende Stellen aus der älteſten Zeit. Zu Bemerkungen über den ſüdlichen und weſtlichen Abhang wird das Forum Gelegenheit geben. Am öſtlichen Fuße des Palatins, dem Forum zugekehrt, ungefähr in dem Raume hinter der itzigen Kirche Maria Liberatrice, lag der Tempel der Veſta, jener hohen jungfräulichen Göttin, welche nicht nur als die Schutzgottheit des ganzen Römiſchen Staats, ſondern auch jeder einzelnen Familie verehrt wurde. Ihn umgaben die Wohnungen und die Begräbnißplätze ihrer jungfräulichen Dienerinnen, der Veſtalinnen; nebſt dem heiligen Haine, wo der berühmte Quell der Juturna rann.

Zu dieſem Tempel führte die ſogenannte heilige Straße (via sacra).

An der nördlichen Seite befand ſich das Lupercal, eine dem Herdengotte Pan geweihete Höhle, in welcher eine alte Volksſage die Wölfin hauſen ließ, die hier das Zwillingspaar unter einem Feigenbaume fand und ſich mütterlich deſſelben annahm. Auf dieſer Stelle ward ein Tempel des Romulus errichtet, und darin eine eherne Wölfin, welche zwei Knaben ſäugt, aufgeſtellt. Dahin brachten Mütter ihre kranken Kinder, um ſie der Wunderhülfe des vergötterten Erbauers der Stadt zu empfehlen. Ein chriſtliches Heiligthum hat das heidniſche verdrängt: die Kirche des heil. Theodorus, eine kleine liebliche Rotunde. Von dem alten Tempel iſt keine Spur mehr vorhanden. Aber feſter, als die verſunknen Mauren, haftet an dieſer Stelle der Wahn, welcher nur den Namen veränderte. Die heutigen Römerinnen, über den Aberglauben der alten ſpottend, finden gar nichts Abergläubiſches darin, für ihre ſiechhaften Kinder von dem heil. Theodor dieſelbe Wunderhülfe zu erflehen, welche jene vom Romulus erwarteten. Daß Anfangs bei Einführung des Chriſtenthums dergleichen Beziehungen von einem ſo ſinnlichen Volke ergriffen wurden, war wegen des Ueberganges vom Gewohnten zum Neuen, vom Irrthume zur Wahrheit, natürlich und nothwendig. Aber die Fortdauer eines ſolchen Wahnes ſollte doch endlich nach ſo vie-

len Jahrhunderten wenigstens keine Begünstigung mehr finden.

Den 16. November.

Der Kapitolinische Hügel ist nach der Ordnung des Anbaues der zweite, an Bedeutsamkeit aber der erste. Jupiters höchstes Heiligthum, nebst der festen Burg (arx), stand auf seinen Gipfeln.

Auch von ihm sprechen die Sagen der alten Wunderzeit. Saturn waltete hier; und in den goldenen Tagen der Dichtung ertönte der Eichenwald des Hügels von den Gesängen der glücklichen Bewohner Saturnia's. Die, mit Fabeln vermischte, geschichtliche Zeit fängt mit Romulus an. Dieser hatte am Palatin seine neue Stadt gegründet; allein, umgeben von eifersüchtigen und mächtigeren Nachbaren, bedurfte sie eines drohenden Schutzes. Zu dem Ende befestigte er den nackten, schroffen, nur von der Seite des Palatins zugänglichen, Felsen des Kapitols, der seinen Namen von einem Menschenhaupte haben soll, das man bei der Grundlegung der Burg gefunden habe. In die Feste legte Romulus eine Besatzung. Sie war, in dem bald erfolgten Kriege mit den Sabinern, dem Spurius Tarpejus anvertraut; dessen Tochter, Tarpeja, eine Priesterin der Vesta, sich durch Geschenke gewinnen ließ, dem Sabinerkönige Tatius das Schloß bei nächtlicher Weile zu überliefern. Die Sabiner selbst tödteten die Verrätherin; nach ihr wurde

fortan diejenige Stelle des Hügels, von welcher man verurtheilte Staatsverbrecher hinabzustürzen pflegte, der Tarpejische Felsen genannt. Als die Römer und Sabiner sich zu Einem Volke vereinigten, ward der Kapitolinische Berg mit dem Palatinischen durch eine Mauer verbunden. Numa zog dieselbe bis zum Quirinal, und Servius Tullius dehnte sie auf alle sieben Hügel aus. Der Kapitolinische, so merkwürdig er auch ist, gehört zu den kleineren.

Früher hatte er zwei von einander getrennte Gipfel: in der Vertiefung dazwischen lag ein Eichenhain, den Romulus zum Asyl für alle Arten Flüchtlinge bestimmte, um durch solche Schutzgenossen seine neue Stadt zu bevölkern. In der Folge verschwand der Hain; an seine Stelle traten Gebäude, gingen wieder unter, und die Vertiefung füllte sich aus. Tarquinius Priskus ließ den ganzen Berg, um ihn noch dauerhafter zu befestigen, mit sehr starken Mauern unterstützen, von denen noch itzt Spuren vorhanden sind. Auf dem westlichen höhern Gipfel lag die Burg; auf dem östlichen der Tempel, zu welchem der ebengenannte König den Grund legte, und den Tarquinius Superbus vollendete. Dies Heiligthum ging im Jahre Roms 671 durch unbekannte Veranlassung im Feuer auf; Sylla stellte es her. Als im Bürgerkriege zwischen den Anhängern des Vitellius und Vespasian das Kapitol durch die erstern in Brand gerieth, stürzte der Tempel wiederum ein; der Sieger Vespasian ließ

ließ ihn prachtvoller als zuvor aufbauen. Unter Titus, im J. 853, ward er aufs neue ein Raub der Flamme, und von Domitian noch glänzender hergestellt. Trajan schmückte ihn mit einer aus Gold gegossenen Bildsäule Jupiters. Ein Blitzstrahl zündete unter Commodus den vom Feuer so oft verfolgten Tempel abermal an, er wurde unter eben dem Kaiser wieder aufgebaut. Nach Einführung des Christenthums, plünderte Stilicho, Vormund und Feldherr des Honorius, zuerst diesen berühmten Tempel. Genserich der Vandale folgte späterhin diesem Beispiele. Im siebenten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zerstörte Papst Honorius den heidnischen Tempel ganz, und im 10ten Jahrhundert ward auf dessen Stelle die Kirche Ara Cöli erbaut *).

Zur Zeit der Republik und der Kaiser, hatte der Kapitolinische Berg drei Aufgänge. Der erste,

*) Der hier angeführten, durch allgemeine Ueberlieferung beglaubigten, Sage mag die strengere historische Kritik freilich noch manchen Einspruch thun. So ist es z. B. kaum erweislich, daß unter Commodus mehr als die Seitenhallen und einige kleinere Tempel abgebrannt sind. Aus Ryckius Topographie (de Capitolio c. XI, p. 136) hat Brotier in den Excursen zum Tacitus in der großen Ausgabe die Sache möglichst aufzuklären gesucht. Die spätern Schicksale unter den Päpsten findet man in Fea's, dem dritten Theile seines Winkelmann angefügten, Abhandlung sulle rovine di Roma p. 337. 356 f. B.

steilste, führte auf hundert Stufen zur Tarpejischen Höhe; an welcher einst die Wohnungen des Romulus, Tatius, und des berühmten Manlius lagen: welcher letztere durch die Rettung des Kapitols zuerst ein gefeierter Liebling des Volks, dann aber, wegen des Verdachts nach der Königswürde gestrebt zu haben, von eben dieser Höhe hinabgestürzt wurde.

Der andre Aufgang führte vom Saturnus-Tempel zum zweiten Gipfel, wo der oben erwähnte mit Götterbildern und Säulengängen umgebene Tempel Jupiters stand, in welchem die Schätze des Reichs, die Sibyllinischen Bücher, und wichtige Staatsakten aufbewahrt wurden. Von diesem Aufgange gelangte man sogleich an die Area Capitolina. Sie war ein mit Säulengängen umgebener und mit Statuen berühmter Männer geschmückter Platz. Am Fuße dieses Aufganges stiegen die Triumphatoren ab, um sich zum Tempel hinauf zu begeben, und dem erhabenen Jupiter zu opfern. Die Anzahl der Statuen, unter welchen auch die alten Könige waren, hatte sich nach und nach so vermehrt, und den Raum dergestalt verengt, daß Augustus sich genöthigt sah sie sämmtlich auf das Marsfeld hin zu versetzen. Auch stand auf der Area Capitolina die kolossale Bildsäule Jupiters, welche Carvilius Maximus im J. 461 aus den eroberten Waffen der Samniter gießen ließ. Nach Plinius, konnte man diesen Jupiter von der Spitze des Albanischen Berges erkennen.

Der dritte Aufgang war unter allen der brei-

teſte und bequemſte. Man ging vom Markte hinauf, in der Gegend wo itzt der Bogen des Severus ſteht. Dicht an der Straße durch welche vom Forum her die Triumphatoren zum Kapitol zogen, lag das Staatsgefängniß, wohin man nur vom Kapitole aus gelangen konnte. In dieſer Gegend befand ſich auch die ſogenannte Gemoniſche Treppe, wohin die Körper der Miſſethäter zur Schau geworfen, und dann mit einem eiſernen Haken in die Tiber geſchleppt wurden.

Der Abhang und die beiden Spitzen des Hügels waren, nach alten Schriftſtellern, mit ſo vielen Ehrenbogen, Tempeln und merkwürdigen Gebäuden beſetzt, daß man nicht begreift wie ein ſo beengter Raum ſie alle faſſen konnte, wenn man nicht annimmt, daß im Laufe der Zeit ein Gebäude dem andern Platz machte. Die drei, größtentheils verſchütteten, Marmorſäulen am Fuß des Berges ſind die ſchönſten Trümmer dieſer Gegend: Reſte des durch Auguſtus dem donnernden Jupiter geheiligten Tempels. Auf der Reiſe durch Spanien traf, bei einem heftigen Gewitter, ganz nahe an der Sänfte, worin der Kaiſer ſich tragen ließ, einen ſeiner Diener ein Blitzſtrahl; Auguſtus gelobte dem Donnergott, zur Dankbarkeit für die Verſchonung ſeiner Perſon, in Rom einen Tempel. Die vielen Feuersbrünſte des Kapitols haben die ſchönen Marmorſäulen und den herrlichen Architrav ſehr angeſchwärzt; dennoch ſieht man am Fries die

kunstvolle Arbeit der Basreliefe immer mit Vergnügen.

Die zweite übriggebliebene Ruine ist der Rest des Tempels der Concordia. Camillus errichtete ihn zum Denkmaal der Aussöhnung des Volks und der Patrizier. Jetzt bezeichnet diese Trümmer nur noch die Stelle, wo einst Cicero jene wichtigen Berathschlagungen hielt, um wo möglich die ihrem Falle nahe Republik zu retten. Der alte Tempel der Eintracht brannte, während der Unruhen als Maxentius und Konstantin um den Thron kämpften, nieder; das Volk und der Senat stellten ihn, gegen Konstantins Wunsch, wieder her. Die minder edle Form der noch vorhandenen acht Granitsäulen bezeichnet sehr sprechend die Zeit des Verfalles der Kunst, die Konstantinische Zeit. — Welche Anhäufung von Spuren der Vorwelt! Was war, was ist, und einst vielleicht seyn wird, tritt hier gleichsam zusammen, und hebt den sinnenden Geist auf einen höhern prophetischen Standpunkt, vor welchem die irdische Größe versinkt.

Dies ganze Daseyn ist ein Spiegel,
In den ein blasses Bild der hellern Zukunft fiel,
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raschen Flügel;
Wohin? ein ewig Dort ist ihr entferntes Ziel.
Laß zur Geschichte, diesem Sarkophage
Der Todtenzeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferstehn,
Und die verhüllten Geister dunkler Tage
Vor deinem Geist vorübergehn!

Den fremden Zug beginnen finſtre Stunden,
Und andre ſind mit Blut getauft;
Sie weiſen trauernd hin auf die geſchlagnen Wunden:
Durch Wunden hat die Menſchheit ſich erkauft.
Schon färben heller ſich die grauen Nebeldünſte;
Wie unter tanzenden und ſchönen Kindern, tritt
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geſchlungner, Künſte
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.
Die Zeiten ſind weißagende Kaſſandern,
Und die Vergangenheit ſchließt uns die Zukunft auf.

Den 17. November.

Geſtern durchforſchten wir dieſes Hügels Urgeſchichte bis zu ihrer dunkelſten Fabelzeit. Heut beſchäftigten meinen Geiſt die ſpäteren Ereigniſſe, welche dieſem merkwürdigen Raume die heutigen Formen und Umgebungen zurück ließen.

Der Pallaſt des Senators ſteht auf großen Trümmern. In dieſen Mauern bemerkt man Spuren der älteſten hetruriſchen Bauart. An den Stallgebäuden befinden ſich vermauerte Bogen hoher Portale; Zoega hält ſie für Reſte der vormals offenen Hallen, welche das ſogenannte Atrium Publikum bildeten: eine Art öffentlichen Gebäudes, das mit unſern Börſen verglichen werden kann. Hier konnte man bei ſchlechtem Wetter untertreten, um Geſchäfte zu verhandeln.

Papſt Paul III ließ nicht nur die Façade des Senatorpallaſtes, und die zwei Seitengebäude, nach

dem Risse Michel Angelo's aufführen; auch die herrliche Treppe, welche vom Fuß des Hügels zum heutigen Kapitole hinansteigt, ist nach dem Entwurf dieses großen Baumeisters vollendet worden. Unten am Eingang der Treppe liegen, auf den beiden Geländern gegen einander über, zwei Basaltlöwen *) von ägyptischer Kunst, deren Rachen Wasser entrinnt. Oben an beiden Seiten dieses Stufenganges stehn, auf der Balustrade, die Statuen des Kastor und Pollux: jede hält ein Pferd am Zaume. Kunstwerth haben diese Gruppen nicht; desto höher schätzt man die in einiger Entfernung stehenden Trophäen, welche den Namen des Marius tragen, aber wie Winkelmann glaubt dem Trajan nach seinem Siege über die Dacier geweiht wurden. Auf den zwei folgenden Piedestalen befinden sich die Bildsäulen der beiden Söhne Konstantins **). An jeder Ecke des schönen Geländers ist eine Meilensäule errichtet. Die eine ist antik, und war die erste Säule auf der Appischen Heerstraße ***). Die andere ist neu, und nimmt bloß

*) Sie schmückten im alten Rom einen Isistempel, und wurden in der Gegend ausgegraben, wo itzt die Kirche Santo Stefano del Cacco steht.

**) Sie wurden auf dem Quirinale gefunden, wo Konstantins Bäder lagen.

***) Von dem Forum ab gingen alle Landstraßen, durch das weite Römische Gebiet, von einer Hauptstadt zur andern.

der Symmetrie wegen den Platz ein; sie trägt eine bronzene Kugel, die in der Hand der kolossalen Statue Trajans geruht haben soll. Zwei wohl unterhaltene Auffahrten ziehen sich zu beiden Seiten der prächtigen Treppe hinauf.

Der Platz des Kapitols bildet ziemlich ein längliches Viereck. Durch seine Umgebungen hat er selbst jetzt noch etwas Ehrwürdiges und Großes. Die herrlichste Zierde desselben ist die bronzene Ritterstatue Mark Aurels *). Sie steht auf einer marmornen Basis, zu welcher Michel Angelo einen Architrav aus den Trajanischen Bädern benutzte. — Das mittlere Gebäude auf diesem schönen Platz ist die erwähnte Senatorwohnung, mit einer gefälligen Façade. An dem Vorsprunge wölbt sich eine weite tiefe Nische, in welcher eine sitzende Roma thront. Die an sich schon zu kleine Statue, für den Raum den sie hier einnimmt, wird durch die, zu beiden Seiten außerhalb der Grotte neben ihr ruhenden, kolossalen Figuren des Tiber- und des Nilstromes noch mehr verkleinert. Beide Flußgötter sind unter der Mittelmäßigkeit. Hingegen ist die antike Arbeit an der, hie und da ergänzten, Roma ganz vortreflich. Das Souterrain des Pallastes dient zu Gefängnissen; aus diesen schreien an allen Gitterfenstern Gefangene die Vorübergehenden um

*) Diese allgemein bewunderte Statue fand man in der Gegend des Laterans. Bis zu der Stelle, wo sie itzt steht, vermuthet Zoega, habe sich das Asyl zu Romulus Zeiten erstreckt.

Almosen an. — In einem der Flügelgebäude halten die Magistratspersonen der Stadt ihre Versammlungen; es wird der Pallast dei Conservatori genannt. Im zweiten, dem Museo Capitolino, stehen die von verschiednen Päpsten gesammelten Antiken.

Auf einer schönen weißmarmornen Treppe von hundert vier und zwanzig Stufen, steigt man vom Fuße des Hügels hinauf zur Kirche Santa Maria Araceli. Jede Stufe ist zwanzig Fuß lang, und aus Einem Stücke des köstlichsten Marmors. Im alten Rom war diese bewundernswerthe Treppe der Schmuck des dem Romulus auf dem Quirinal geweiheten Tempels. Jetzt ist ihr ein Charakter von Heiligkeit beigelegt, daher sie selten ganz leer von Büßenden ist, die auf den Knieen zur Kirche hinaufklimmen. — Die Kirche, mit dem dazu gehörenden Franziskanerkloster, steht auf derjenigen Höhe des Kapitolins, wo einst des höchsten Jupiters Tempel prangte. In diesem christlichen Tempel verehrt jetzt der Aberglaube einen Altar, den, wie eine Legende behauptet, Augustus dem Erstgebornen Gotte weihete, als ihm die Nachricht zugekommen: die Geburt eines hebräischen Knaben habe die Orakel zum Verstummen gebracht. Dieser hochgepriesene Altar steht frei zwischen zwei Säulen von köstlichem orientalischen Alabaster. Unter ihm ist eine porphyrne Urne, in welcher die Asche der heil. Helena (Konstantins Mutter) ruhen soll. Zwei und zwanzig Säulen von ägyp-

tischem Porphyr theilen die Kirche in drei Schiffe. Sie hat prächtige Kapellen, und besitzt manches schöne Gemälde. Eine Maria hinter dem Tabernakel des Chores wird für Raphaels Arbeit ausgegeben.

Auf der höchsten Spitze des Berges endlich steht itzt der Pallast Caffarelli; erbaut auf großen Ruinen aus sehr früher Zeit, wahrscheinlich auf Trümmern der alten Burg. Hier, am westlichen Ende der Stallgebäude des Pallastes, nimmt Zoega die Stelle an, wo die Verbrecher hinabgestürzt wurden. Noch itzt ist dieser Platz der wildeste und schroffste des Hügels.

Zu den merkwürdigsten Gebäuden hier gehört ferner die Kirche S. Pietro in Carcere: am Fuß des Berges, nicht fern von dem Triumphbogen des Septimius Severus. Sie ist auf den Trümmern des Mamertinischen Gefängnisses erbaut, wo man noch eine Quelle zeigt, die der heil. Petrus hervorgebracht habe, um seine beiden Wächter zu taufen, welche in der Folge sogar als Heilige verehrt wurden. Eine kleine Vertiefung in der Mauer wird von der Andacht ehrfurchtsvoll geküßt, und ihre Entstehung ist wunderbar genug. Dem gefangenen Apostel gab der bewachende Soldat einen solchen Backenstreich, daß jener mit dem Kopfe an die Wand flog, und ihr zum steten Andenken die Form seines Gesichtes eindrückte. — Die übrigen in dieser Gegend befindlichen Spuren des Alterthums sind formlose Reste von Gräbern, welche der Senat

verdienstvollen Familien, als eine Auszeichnung, bewilligte.

Den 18. November.

Heute besuchten wir das Kapitolinische Museum (S. 24). Viele Schätze alter Kunst wurden von den Feinden entführt; man sieht sie itzt nur in treflichen Abgüssen: aber immer noch ist die Sammlung reich an schönen Statuen, Köpfen, Basreliefs, und merkwürdigen alten Inschriften.

Mich interessirt die alte Kunst vorzüglich darum, weil ich durch sie mit dem Geist der Vorzeit bekannter werde. Gleich im Hofe des Museums erblickte ich, vor dem Springbrunnen, in einer Nische einen kolossalen Flußgott in liegender Gestalt, der den Rheinstrom vorstellt, und die Zeiten Domitians charakterisirt. Diese Statue wurde auf dem Forum neben der Bildsäule jenes Kaisers gefunden, in der Nähe des Triumphbogens des Septimius; wahrscheinlich ist sie also dieselbe, welche Domitian nach dem lächerlichen Feldzuge gegen die Deutschen verfertigen ließ, von dem er, ohne eine Schlacht geliefert zu haben, eben so eilig zurückkehrte, als er ihn ohne Zweck und Grund begonnen hatte. Sie sollte das Denkmaal eines Sieges seyn, den damal bei Lebensstrafe niemand bezweifeln durfte. Der Springquell, neben welchem sie ruht, ist mit Statuen und mit Säulen von orientalischem Granit geschmückt.

In dem offnen Säulengange, der zur innern

Treppe des Museums führt, stehen mehrere Statuen, Marmorsärge und alte Inschriften. Der Sarkophag des Alexander Severus gehört zu denen, welche Aufmerksamkeit verdienen. Er ist groß, und von weißem Marmor. Die Abbildung auf dem Deckel stellt den Kaiser und seine Mutter vor, in Lebensgröße, doch nur von sehr mittelmäßiger Arbeit. Schön hingegen sind die Basreliefe an drei Seiten; die vierte zeigt nur unausgeführte Andeutungen einiger Figuren. Jene enthalten den Streit Achills mit Agamemnon, wo man die aus Homer bekannten Helden sieht. Nestors weiser Ernst sticht sehr gegen die schlaue Mine des Ulysses ab. Agamemnon und Menelaus sitzen; eine Familienähnlichkeit erscheint in den Gesichtszügen der Brüder. Minerva, die sich nur dem Achilles zu erkennen giebt, sitzt neben ihm, ganz ohne ihre Attribute, und hat nichts weniger als ein göttliches Ansehn. Die Pferde der Helden sind kraftvoll und schön gearbeitet. Dieser Sarkophag wurde im Monte del Grano ausgegraben. Man fand in ihm eine seltene Urne von Glas, die das Ansehn eines Onyx hatte; die Familie Barberini, von welcher die Vase den Namen trug, hat sie vor einigen Jahren nach England verkauft *). — Noch

*) Wo sie nun unter der Benennung der Portland-Vase gekannt, und auch in Wedgewood's Etruria-Fabrik durch Nachbildungen vervielfältigt worden ist. Die beste Abbildung, sowohl vom Sarkophag als von der Urne, gab Piranesi Antichità T. II,

sieht in diesem Säulengange ein kleiner vierseitiger Altar, der, wie man glaubt, dem Jupiter Latialis auf dem Monte Albano geweiht war. Es ist auf ihm die Geburt und Thronerhebung Jupiters in sehr schönen Basreliefs abgebildet. Rhea, eine edle weibliche Gestalt, giebt auf der ersten Seite dieses Altars dem Saturn einen eingewickelten Stein, statt des neugebornen Jupiter, zu verschlucken. Auf der andern Seite sieht man vier Korybanten, welche im Waffentanz mit Schwertern auf ihre Schilde schlagen, damit der alte Saturn das Schreien des Kindes nicht höre; auf der dritten thront der junge Herrscher Jupiter, umgeben von den übrigen Olympiern. Dies Basrelief ist so beschädigt, daß wir die Vorstellung dieser letzten Scene kaum enträthseln konnten. — Eine kolossale Isis von Basalt mit vielen Hieroglyphen verdient noch, wegen des Fleißes mit welchem das Ganze gearbeitet ist, bemerkt zu werden.

Aus dem Säulengange traten wir in das Zimmer des Erdgeschosses, welches ausschließend ägyptischen Kunstwerken gewidmet ist, die größtentheils in der Villa Adriana aufgefunden wurden. Die wenigsten dieser Antiken stammen wirklich aus Aegyp-

tav. 31 — 35. Viel Scharfsinn in der Erklärung und Vergleichung der Gegenstände auf dem Sarkophag und auf der Urne bewies v. Veltheim in einer eigenen Abhandlung: Vermuthungen von der Barberini- oder Portland-Vase, in der „Sammlung von Aufsätzen" I, 175 fgg. B.

ten; Künstler in Rom ahmten zu Hadrians Zeiten diesen Geschmack nach. Eins der vorzüglichsten Werke dieser Zeit und dieses Geschmackes ist die Bildsäule des Antinous. Vielleicht wies der Kaiser selbst seinem schönen Lieblinge, in dieser ägyptischen Gestalt, in seiner Villa einen Platz zwischen den ägyptischen Gottheiten an.

Dem Beschauer schwindet nun die moderne Welt fast gänzlich aus den Augen; alles ist hier Alterthum, oder erinnert daran. Selbst die Seitenwand der schönen modernen Treppe, die vom Erdgeschosse zu den Zimmern der vorzüglichern Kunstwerke hinaufführt, zeigt eingemauerte antike Inschriften. Auch die Marmortafeln sind hier, auf welchen der Grundriß der alten Stadt Rom eingegraben ist; und zwei schöne Basreliefe, die dem Triumphbogen Mark Aurels gehörten: das eine stellt die Vergötterung Faustina's dar, das andre ihren Gemahl der eine Bittschrift lies't.

Von hier ging es in den Saal, wo die Abgüsse der entwendeten Kunstsachen stehn. Die berühmte Bildsäule des sterbendes Fechters, eine herrliche Juno, eine ausdrucksvolle Vestalin, ein schöner Faun, der reizende Kopf einer Ariadne, der Jünglingskopf Achill's, und der kraftvolle Kopf des jüngeren Brutus: lauter Meisterstücke der Kunst.

In einem andern Saale stehn 85 Büsten verschiedner Kaiser, ihrer Gemahlinnen, und Familien. Ein sehr schöner kolossaler Jupiterkopf, und der des Markus Agrippa, werden ganz vorzüglich

geachtet. Flüchtig eilte ich die Reihen der Kaiserköpfe durch; ihre geschichtlichen Beziehungen erfüllten mich größtentheils mit Abscheu oder mit Gleichgültigkeit; nur bei Caracalla's und Messalinens Büsten hielt mich einige Augenblicke der Geist des Künstlers fest, der es so sehr verstanden hatte, die Andeutungen einer innern Verworfenheit an der Oberfläche durchscheinen zu lassen. Ein paar junge Köpfe Mark Aurels zeichnen sich vortheilhaft aus, und die Statue seiner Tochter Lucilla ist von Meisterhand. — Einen andern Saal füllen 102 Büsten, nebst Hermen mit Köpfen, alter Philosophen, Dichter, Redner, und berühmter Männer der Vorzeit. Nur wenige sind wahre Kunstwerke. So die Herme des Homer, eine würdige antike Arbeit; die doppelte Herme Epikurs und seines Schülers Metrodorus, verehrt als das Produkt eines griechischen Künstlers: die Namen beider Philosophen sind mit griechischer Schrift eingegraben. Zeno's Statue gehört zu den vorzüglichen. — In einem Saale, mit Werken ohne Auswahl angefüllt, fiel mein Blick auf die Statue eines trunkenen Weibes, nach greller Wahrheit abgebildet. Ist so etwas ein Gegenstand der Kunst?

Mehrere Säle sind durch die alten, in die Wände gemauerten, Inschriften interessant. Eine Sammlung derselben in zeitfolgender Ordnung, von Tiberius an bis Theodosius dem Großen hinab, mag eine ergiebige Quelle für den Geschichtforscher darbieten. In dem Saale dieser Sammlung be-

findet sich auch eine berühmte Vase von weißem Marmor, geziert mit Blumen in flach erhobner Arbeit; der Fuß ist ergänzt. Zur Unterlage dient ihr ein sogenannter Altar, den Winkelmann für die Einfassung eines Brunnens hält. Das Basrelief dieser Antike, in altgriechischem Stil gearbeitet, stellt die zwölf obersten Götter dar: alle Figuren sind edel, und stehend abgebildet.

Im Herkules-Saale sieht man diesen Halbgott, als kraftvolles schönes Kind, und dann als Ueberwinder der Hydra: beide Statuen werden sehr geachtet. Eine schöne Bildsäule des Antinous, auch in der Villa Adriana gefunden, wird fast dem gleichfalls hier stehenden Apollo vorgezogen. Eine sehr edle Gestalt ist die ältere, sitzend abgebildete, Agrippina. Unter der Menge herrlicher Basreliefe machten zwei den größten, stärksten Eindruck auf mich. Das eine stellt das Abenteuer Dianens mit dem schlafenden Endymion vor. Der Hirtenknabe ist treflich gearbeitet, und äußerst zart der Ausdruck der Göttin. Das andre, das gedankenreichste Basrelief von allen die ich je sah, am Sarkophage eines Jünglinges; dessen Nachbild auf dem Deckel ausgestreckt liegt. Am oberen Theile ist ein Kind angebracht, das mit einem Vogel spielt; neben dem Jünglinge liegt ein Hund. Auf dem Sarkophage selbst führt die erhobene Arbeit das Leben durch alle Auf- und Abstufungen hindurch. Prometheus bildet die Menschengestalt aus Thon; vor ihm steht Minerva, und theilt dem Ge-

schöpfe die Seele unter dem Sinnbilde eines Schmetterlings mit. Die Parzen schweben über ihm, und spinnen den Faden seiner Tage; in der Nähe schreibt eine Schicksalsgöttin die Begegnisse des werdenden Menschen auf. Links an der Ecke deutet Vulkan, mit allen seinen Attributen und dem Feuerheerde, das geschäftige Thun und Treiben des Menschen an. Weiterhin rechts schleicht das Leben abwärts zum Grabe; dies wird durch verschiedne symbolische Bildungen ausgedrückt. Endlich schneidet Atropos den Faden ab; der stille Genius des Todes kehrt die Fackel um, Charon nimmt den Schatten in seinen Kahn auf, Hermes empfängt denselben jenseit des Stroms, und führt ihn mit seinem goldnen Stabe hinab in die Unterwelt *).

Den

*) Mit vollem Rechte zogen die Bildwerke dieses Sarkophags, der lange Zeit eine Zierde der Villa Panfili war (man s. Admiranda 66. 67, und Museum Capitolin. T. IV, tab. 25), die Aufmerksamkeit einer gefühlvollen Beschauerin auf sich. Der hier vorgestellte Cyklus des menschlichen Lebens vermählt die Mosaische Ursage von Adam und Eva unter dem Baume des Erkenntnisses mit der sinnvollen Allegorie der Prometheus-Fabel. Zoega setzt ihn darum tief bis ins 4te Jahrhundert herab (man s. Fried. Brun prosaische Schriften III, 37). Allein dies mag wohl auf den sinnverwandten Sarkophag zu Arles passen, den Millin uns beschreibt: Voyage dans les départemens du midi de la France T. III, p. 543. Der Kapitolinische Sarkophag könnte, unbeschadet jener orientalischen

Den 19. November.

Dem Kapitolinischen Museum gegenüber, welches wir gestern durchwanderten, liegt der sogenannte Pallast der Conservatoren (S. 24). Schon der Vorhof zieht die Aufmerksamkeit an durch bewundernswerthe Bruchstücke alter Werke, mitunter auch solcher Statuen, die beredte Zeugen der Barbarei ihres Zeitalters sind, eines Zeitalters wo der Genius der Kunst herrliche Triumphe feiert, während der Genius der Menschlichkeit sein Antlitz trauernd abwendet.

Gleich im Portikus erblickt man Cäsars und Augusts Bildsäulen. Im Hintergrunde des Hofraumes sieht eine triumphirende Roma; ihr Piedestal ist das Basrelief einer überwundenen Provinz. Der Roma zur Seite stehn zwei gefesselte Dacische Könige, nebst zwei ägyptischen Idolen aus orien-

Allegorie, doch schon ins Zeitalter der Antonine gehören. Die Gründe dazu giebt schon J. Matth. Gesner im Epimetro zu seiner Vorlesung de animabus Heracliti in den Commentariis Societat. Gotting. T. I. p. 152, wo überhaupt die gründlichste Erklärung dieses allegorischen Basreliefs gefunden wird. Die größten Mißverständnisse hat die Nichtbeachtung des Umstandes veranlaßt, daß die vier Elemente als Bedingung und Grundstoff alles Lebendigen unter andern hier allegorisirt erscheinen. Die ganze Vorstellung zerfällt in fünf Hauptakte, wovon der letzte, unter dem Bilde des gefesselten Prometheus, das qualvolle Leben der Sterblichen über der Erde versinnbilden soll. Herkules, d. h. die Tugend, tritt als Befreier hinzu. B.

tolischem Marmor. Die Statuen jener Könige sind von bläulich dunkelgrauem Marmor *), und meisterhaft gearbeitet. Die eine ist mit abgehauenen Händen, die andre mit abgehauenen Armen dargestellt; das schreckliche Gefühl ihrer Lage tragen beide auf ihren Gesichtern. Gefangene Feldherren, und Könige wurden hingerichtet, oder verstümmelt; ihre Söhne wurden Sklaven, Sklavinnen ihre Frauen und Töchter: das war Sitte, das war Recht, war Religion jener Zeit. Dahin blicke das von den Ereignissen unserer Zeit niedergebeugte Gemüth, und bringe dem Christenthume seinen Dank!

Außer den Statuen befinden sich in diesem Raume noch zwei kolossale Köpfe: der eine von Marmor wird für Domitian, der von Bronze für Commodus gehalten. Die marmornen Trümmer zwei großer Füße und einer Hand sind nahe am Colisseum gefunden worden. Der größere Fuß ist vom feinsten weißen Marmor, und ein vollendetes Meisterwerk. Der Umfang der großen Zehe beträgt über anderthalb sächsische Ellen, aber das schönste Ebenmaß versteckt diese ungeheure Größe. Der andre ist merklich kleiner, und nicht so vollkommen gearbeitet. Man vermuthet, der größere sey von der Bildsäule Apollos, welche Lukull aus einem Tempel in Kleinasien herüberbrachte, und der nachher Nero den Kopf abschlagen ließ, um den seinigen ihr aufzusetzen. Die Hand ist gleich-

*) Aus Bigio, der noch härter zu bearbeiten ist als der gewöhnliche Marmor. B.

falls minder schön. Eine andere kleinere, von Bronze, soll nach Zoega's Meinung der Bildsäule Trajans angehört haben. Ein Löwe, der ein Pferd zerreißt, wird für echt griechische Arbeit aus der bessern Zeit gehalten.

Nah an der Treppe, die zu den obern Zimmern führt, ist eine moderne Nachahmung der sogenannten Columna Rostrata in die Wand eingemauert. In eben derselben sind, höher hinauf, vier Marmortafeln mit sehr schönen Basreliefs angebracht, die ehemals zu dem Triumphbogen Mark Aurels gehörten. Auf der ersten sitzt der Kaiser zu Pferde, zwei gefangne Könige werfen sich ihm zu Füßen; das Bildniß ist seinen schönsten Köpfen sehr ähnlich. Auf der zweiten sitzt er in einem Triumphwagen, der durch die Bildnisse Neptuns, Minervens, und der Göttin Roma geschmückt ist; hinter dem Sieger steht eine Viktoria. Auf der dritten überreicht Roma dem Kaiser eine Kugel, als Sinnbild der Römischen Weltbeherrschung. Die vierte zeigt ihn, wie er als Sieger die Schale des Dankopfers auf den Altar ausgießt; der Oberpriester steht ein wenig zurück. Ganz im Hintergrunde erblickt man den Kapitolinischen Tempel.

Alle Zimmer und Säle dieses Pallastes sind mit schönen Gemälden von Scenen aus den ältesten Zeiten Roms geschmückt, und mit Büsten und Statuen von Bronze und Marmor aus verschiednen Epochen angefüllt. Die eherne Wölfin, die den Romulus und Remus säugt, wird von den

mehresten Antiquaren für die nehmliche gehalten, die am Tage der Ermordung Cäsars auf dem Kapitol vom Blitz beschädigt wurde; denn sie trägt am Hinterbeine noch Spuren davon. Sie wurde am Fuße des Palatins in der Gegend des Luperkals bei einer Nachgrabung gefunden; die Knaben aber sind nachher von einem neuern Künstler hinzugefügt. — Unter den vielen Bildsäulen und Köpfen dieser reichen Sammlung alter und neuer Kunstschätze sey nur das Vorzüglichste hier bemerkt. Ein junger Hirt, der einen Dorn aus seinem Fuße zieht. Dies schöne Werk soll den Eifer eines römischen Jünglings verewigen, der mit wichtigen Briefen zum Senate gesandt, sich die Zeit nicht nahm, den eingetretenen Dorn sogleich wegzuschaffen, und an den Folgen der Wunde starb *). Ein treflicher Kopf des ältern Brutus, in Bronze. Michel An-

*) Diese Sage, die gerade hier im Heiligthume der alten Weltbeherrscherin, im Palazzo dei Conservatori, erzählt, ihre Wirkung nie verfehlen kann, gehört doch nur, wie so viele andre Ausdeutungen echtgriechischer Kunstwerke, der Zeit an, wo man in Italien alle Ueberreste griechischer Skulptur bloß durch die römische Geschichte zu deuten wußte. Schon Winckelmann bewundert diese Bronze, die unter der Benennung des Spinario bekannt ist, wegen der Zartheit des Muskelspiels, wie man es an wenig erhaltenen Bronzen findet. Lobenswürdig ist das Motiv des alten Künstlers, durch dieses Ausgraben des eingetretenen Dorns der holden Knabenfigur eine so malerische Stellung so ungezwungen verleihen zu können. B.

gelo's Büste, eben so, von ihm selbst; sie steht in dem Rufe sehr ähnlich zu seyn, und rechtfertigt ihre Stelle in solcher Nachbarschaft vollkommen. Einer der Säle dieses Pallastes heißt der Herkules-Saal, wegen einer berühmten bronzenen stark vergoldeten Statue dieses Hero von echt griechischer Arbeit; sie ward auf dem Campo Vaccino da ausgegraben, wo die dem Herkules geweihete Ara Maxima gestanden haben soll.

Nach solchen Genüssen beim Festmahle der Kunst, gewährt es einen höchst angenehmen Wechsel der Gefühle, sich den Einladungen der umgebenden Natur hinzugeben. Auf dem Thurme des Pallastes bieten sich schöne Aussichten dar. Mehrere Künstler, vorzüglich Giuntotardi, einer der besten Maler in Aquarell, haben auf diesem Standpunkt von dem Forum und dessen interessanten Ruinen herrliche Zeichnungen aufgenommen, und vorzügliche Gemälde danach geliefert.

Den 20. November.

Der Cölius (monte Celio). Dieser lange schmale Hügel soll seinen Namen von Coeles Vibenna (oder Coelius Vibennus) führen, einem Tuskulaner, welcher dem Romulus gegen die Sabiner zu Hülfe eilte, und nachher seine Wohnung auf dem Cölius nahm, den später der dritte römische König, Tullus Hostilius, nicht nur zur Stadt zog, sondern auch in der letzten Zeit seiner Regierung zur Residenz erwählte. In der Folge wurden beide

Spitzen dieses Berges mit Tempeln angefüllt. Sowohl die Anhöhen, als die angränzenden Thäler desselben waren im alten Rom sehr bewohnt. Der vornehmste Tempel daselbst war dem zurückführenden Jupiter geweiht; in welchem die Römer nach einer zurückgelegten Reise zu opfern pflegten. An dessen Stelle, nahe der Villa Mattei, steht itzt eine Kirche mit dem auf die alte Zeit anspielenden Namen Maria della Navicella; und vor derselben, ein modernes kleines Schiff von Marmor, welches Papst Leo X nach einem glücklich überstandenen Sturme auf der See, ganz im Geiste der alten mythologischen Zeit, aufstellen ließ. Mehrere Schiffchen, wie sie ehemals jenem Jupiter dargebracht wurden, sind in dieser Gegend gefunden, und werden in der gedachten Villa aufbewahrt *).

In der Nähe, auf dem Raume den jetzt die Villen Mattei und Casali einnehmen, befanden sich zur Zeit der Cäsaren die Kasernen oder das fortwährende Lager der in römischem Dienst stehenden Soldaten fremder Völkerschaften. Ferner standen einst auf dieser Höhe die schönen Tempel des Faunus, des Bacchus, und der Göttin Cardea, welcher letztern die Thürangeln (cardo) sammt der Wohlfahrt des ganzen Hauses geheiligt waren. Endlich noch

*) Die ganze Tradition von Jupiter, dem Schutzgott der Heimkehrenden, gründet sich auf eine Inschrift bei Gruter p. XXII, 3. Die Kritik erregt gegründete Zweifel dagegen. B.

der Claudiustempel, den die argliſtige Agrippina ihrem bethörten Gemahl gewidmet hatte.

Vom Aventin iſt der Cölius durch das Thal getrennt, in welchem die Piscina Publika lag; und vom Esquilin ſcheidet ihn das ſogenannte Cölimontaniſche Feld. In einem Theile deſſelben wurden, wenn die Tiber das Marsfeld überſchwemmt hatte, militäriſche Uebungen und Spiele gehalten: dieſer Theil hieß daher das kleine Marsfeld; er lag in der Ebene vor dem Lateran. — Durch das übrige weite Thal zwiſchen dem Esquilin und dem Cölius liefen mehrere Straßen. Die Lupariae in Suburra war der bewohnteſte Ort. Hier, am Macellum, ſtanden Fleiſcherbänke und Buden, mit Lebensbedürfniſſen und Luxuswaaren; auch die Diebe hatten hier ihre Schlupfwinkel, um bei dem großen Zuſammenfluß von Menſchen die geſtohlenen Sachen abzuſetzen. Die Afrikaniſche Straße nahm in der Suburra ihren Anfang, wo den im Puniſchen Kriege aus Afrika gebrachten Geißeln der Aufenthalt angewieſen war. Cäſar bewohnte in dieſer Gegend einen Pallaſt, der die edle republikaniſche Simplicität durchaus verläugnete. Auguſt erbaute in dem ſehr bevölkerten Umfang Wohnungen für die, einer neuen Maßregel zufolge errichteten Cohorten, welche für die Sicherheit der Stadt zu wachen hatten. Hier wo ſich die weiten Hallen zur Aufbewahrung der Kriegsbeute ausdehnten, ſtanden auch die Gebäude in welchen junge Römer ſich im Ringen und Fechten übten. Vitellius beſaß auf dieſem Hügel einen Pallaſt, der nach ihm ein

kaiserliches Eigenthum wurde. In demselben ward der Tyrann Commodus, als er seine Mittagsruhe hielt, ermordet. Domitian erbaute im Campus Lateranus einen Speisesaal, der wegen seiner Pracht der goldne hieß, und die weitesten Aussichten darbot. Ueberall umher reizende Punkte, unter denen das prachtvolle Grabmaal des Augustus sich ganz vorzüglich ausgezeichnet haben soll. Von allen diesen Prachtgebäuden sieht man nur formlose Reste. Ein einziges altes Denkmaal ist noch vorhanden. Nahe an der Kirche S. Tommaso in Formis steht ein Bogen vom Jahre Roms 765, woran die Namen der Consuln Silanus und (Cicero's Schwiegersohnes) Dolabella zu lesen sind. Wahrscheinlich bildete er das Thor zur Kaserne der fremden Soldaten; es ist in den Bogen der Neronischen Wasserleitungen zum Theil verbaut. Diese Trümmer verschönern sehr malerisch die Gegend, durch welche sie sich hinziehn, oder auch nur, als Gerippe vormaliger Aquedukte, sich gleich großen Felsmassen über den Boden erheben.

Den 21. November.

Der Aventin gehört, mit seinen zwei Spitzen, zu den größeren und merkwürdigsten Hügeln Roms. So reich er aber an Erinnerungen, fabelhafter oder geschichtlicher, Auszeichnungen auch ist: so sind dennoch in der ganzen Gegend keine bedeutende Ruinen mehr vorhanden. Aus den Trümmern antiker Tempel wurden die Klöster und Kirchen erbaut, die itzt die Stellen der alten Götterwohnungen be-

decken. Die stillste Ruhe umfängt den Hügel. Man geht weite Strecken zwischen den Mauern, welche die Weinberge der Klöster umschließen; hie und da eröffnen sich von der Höhe reizende Aussichten. Mehr als jede andre Stelle Roms, ladet diese melancholisch süße Einsamkeit die Fantasie ein, sich hinüber zu träumen in die dunkle Zeit der Sagen, welche besonders von dieser Gegend die wunderbarsten Ereignisse melden. Am Fuße des Aventins, nah an der Tiber, war die Höhle des Kakus, des feuerspeienden Sohnes Vulkans: von hier erlauschte er die Vorübergehenden, verschlang sie, und umpflanzte mit den Köpfen der Schlachtopfer seinen furchtbaren Aufenthalt. Einst entführte er dem schlafenden Herkules die Rinder, welche dieser dem Geryon geraubt hatte. Ein finstrer Wald versteckte den Eingang der Höhle. Herkules bestürmte sie, und erlegte das Ungeheuer *). Die ganze Gegend feierte ihren Befreier; auch Evander kam vom Palatin (S. z. 4) herüber, und lud Herkules in seine Wohnung ein. Die weißagende Nymphe Car-

*) Diese hier mit wenigen Zügen treffend dargestellte Fabel führt, recht gedeutet, auf jene von den Phönizlern ursprünglich auch an den Italischen Küsten gestifteten Menschen- und Fremdenopfer, deren deutlichste Spur sich im Dienst der Taurischen Monddöttin oder Diana zu Aricia erhalten hat. Dies gehört in den noch gar nicht bearbeiteten Kreis der Punischen Vorwelt. Selbst Heyne (zu Virgil T. III, p. 183) denkt beim Kakus nur an eine ursprünglich italische Sage. B.

menta, Evanders Mutter, hatte das Geheimniß der Götterabkunft des Helden ihrem Sohne offenbaret, und so opferte dieser dem siegreichen Halbgotte einen Stier. Dies Zeichen der Verehrung war dem Göttersohne höchst willkommen; er widmete zum Andenken der Begebenheit seinem Vater Jupiter einen Altar, und verordnete dabei ein jährliches Fest, von ihm selbst nach griechischer Sitte eingerichtet. Lange blieb dieser Große Altar ein Heiligthum der Römer.

Den Namen führt dieser Hügel wahrscheinlich von dem Albanischen König Aventinus, welcher 60 Jahre vor Erbauung Roms daselbst soll erschlagen und begraben worden seyn. Auch die ungünstigen Augurien des Remus, welcher auf dem Aventin die neue Stadt anlegen wollte, geben diesem Berge ein historisches Interesse. Der Ort, wo er den Flug der Vögel beobachtete, liegt auf der südlicheren Spitze. — Im 15ten Jahr nach Erbauung der Stadt ward Tatius, der Mitregent des Romulus, hier getödtet und in einem Lorbeerhain begraben. Ankus Martius zog den Aventin zur Stadt, und räumte ihn den überwundenen Latinern zur Niederlassung ein. Servius Tullius errichtete, da wo jetzt die Kirche Sta Priska steht, auf gemeinschaftliche Kosten der verbündeten Latinischen Völkerschaften, der Diana Aventina einen Tempel, mit der Verordnung, daß alle an der Conföderation theilnehmende Städte jährlich durch Abgesandte hier zusammen kommen, und die bestimmten Gesetze und

Bundesverträge auf eherne Tafeln eingraben lassen sollten, welche noch zur Zeit Augusts vorhanden waren.

Während der Republik war der Aventin wenig und nur von der ärmern Volksklasse bewohnt. Als sich das Volk im J. 505 gegen die Decemvirn empörte, welche ihre obrigkeitliche Gewalt mißbrauchten, versammelte es sich hier, und zog dann zum Heiligen Berge, wo es die Erweiterung und Bestätigung seiner schon im J. 260 ertrotzten Rechte erhielt. Auf der höchsten, südlichen, Spitze erbaute der Consul Tiberius Sempronius Gracchus im J. 516 einen Tempel der Freiheit, mit einem geräumigen Vorhofe, in welchem das Archiv der Censoren aufbewahrt wurde. (Itzt steht auf diesem Raume die Kirche S. Sabba.) Im J. 633 versammelte der Volksvertheidiger Cornelius Gracchus seine Anhänger in der Gegend, wo sein Eltervater den Freiheitstempel erbaut hatte; der edle Cornelius aber vermochte nicht, die Rettung der Volksrechte gegen die Anmaßungen der Patrizier durchzusetzen. Die Gegner siegten. Sein Freund Fulvius Flaccus wurde getödtet (S. 6), und Gracchus mußte sich vor der Verfolgung über den Pons Sublicius in die Gegend flüchten, die itzt Trastevere heißt, wo er sich, da ihm endlich nichts übrig blieb, von einem ihn begleitenden Sklaven im Hain der Furien tödten ließ.

Die beträchtlichere Spitze des Aventins liegt nördlich an der Tiber. Hier stand auf der Höhe der

Tempel der Juno Regina, den Camillus erbaut hatte: ein wahrhaft großer Mann, dem dieser ganze Hügel gleichsam zum Denkmaale dient. Ohne zu fragen, was für ihn daraus erwachse? weihete er sich dem Vaterlande. Des Volkes Gunst oder Ungunst vermochte nichts über sein großes Gemüth. Aus der Verbannung trat er, wann Gefahr dem Vaterlande drohte, als Retter hervor. Noch im achtzigsten Jahre seines Alters schlug er die schon siegtrunkenen Gallier zurück. In frühern Jahren eroberte er die Stadt Veji, welche die Römer zehn Jahre hindurch belagert hatten. Dort entführte er das von den Vejern hochverehrte Bild jener Göttin, die, einer priesterlichen Versicherung zufolge, ihre Entführung ausdrücklich genehmigt hatte, und so erbaute er ihr auf der höchsten Spitze dieses Berges einen Tempel. Ihr Bild ward, um ihr den neuen Aufenthalt angenehm zu machen, mit großem Pomp in das Heiligthum eingeführt. Zu dieser Juno Regina, auch Aventina genannt, nahmen, so oft der Republik eine Gefahr drohte, die Matronen mit Gebet und Opfer ihre Zuflucht. Nach der harten Niederlage des Heers im zweiten Punischen Kriege, errichtete das Volk der hohen Göttin eine eherne Bildsäule. Da Hannibal immer weiter vorrückte, vermehrten sich die Gaben und Geschenke. Als aber Asdrubal, der seinem Bruder zu Hülfe gekommen war, am Metaurus überwunden und erschlagen worden, stellten die Römer eine feierliche Dankprozession an: zwei Statuen der Juno wur-

den von 27 Jungfrauen, unter dem Gesange eines Hymnus, getragen; der Zug ging über das Forum, durch mehrere Straßen, zum Aventinischen Tempel *). — Nicht ferne davon, ungefähr wo itzt das Priorat ist, stand ein Minerventempel, in welchem auch Schauspieler, die sonst vom Götterdienste ausgeschlossen waren, dieser Göttin der Weisheit ihre Opfer bringen durften. Dies Recht erwarb ihnen Livius Andronikus im J. 514. Er war der erste Römer, der ein Trauerspiel gedichtet, es aufgeführt, und einen Hymnus zur Prozession verfertigt hatte.

Asinius Pollio, der Freund des Antonius, und nach des Letztern Falle auch bei Augustus in hoher Achtung, schmückte den Aventin mit herrlichen Gebäuden und Gärten. Mehrere angesehene Männer erbauten in der Folge hier schöne Wohnungen. Der Kaiser Vitellius besaß hier ein Haus; auch der edle Trajan, und Hadrian, hatten hier ihre Privatwohnungen. In den Trümmern, auf welchen das Casino der Vigna Cavaletti erbaut ist, fand man vor wenig Jahren eine Inschrift, die vermuthen läßt, daß Trajans Familie hier in ihrem Privathause gelebt habe. Vorzüglich schön ist von dieser Vigna der Hinblick zu den Ruinen der Kaiserpaläste.

Unter der Kirche S. Sabba, nördlich, steht

*) Wer erkennt in den Prozessionen mit den Heiligenbildern der katholischen Kirche nicht die Nachahmung des altrömischen Gottesdienstes?

ein massives Stück Gemäuer, von beträchtlicher Länge, welches für ein Ueberbleibsel der alten Stadtmauer gehalten wird. Am Fuße der gegen die Tiber zugekehrten Seite des Aventins sieht man sehr hohe, starke, alte Mauern, die zum Theil Substruktionen des Berges sind. Auch findet man hier Steinbrüche, die an die Fabel der Höhle des Kakus erinnern. — Zwischen jener Kirche und dem östlichen Theil der Vigna Macaria war die Porta Lavernalis, vor welcher ein der Göttin Laverna geweihter Tempel stand. Sie wurde, wegen der in dieser Gegend häufigen Räubereien, die Göttin der Diebe genannt. Wo itzt die Kirche S. Balbina liegt, am östlichen Rande des Hügels, befand sich der Tempel der Bona Dea, Gemahlin des Faunus, die als Beschützerin der Weiblichkeit verehrt wurde; nicht weit davon hatte Kaka, die böse Göttin, eine Schwester des Kakus, als Gegenstück zur Bona Dea, ihren Altar.

Das niedrige Thal, eingefaßt von beiden Hügeln des Aventins und von der südwestlichen Seite des Cölius, zwischen dem Cirkus Maximus und den Bädern des Caracalla, hieß die Region der Piscina Publika, von dem großen Teiche hieselbst, in welchem sich die jungen Römer im Schwimmen übten. Als nach der Niederlage bei Cannä, stete Furcht vor Hannibal die Gemüther erfüllte, und gerade das Aventinische und Cölische Zwischenthal besonders den feindlichen Ueberfällen ausgesetzt schien, richteten dahin die Römer ihre vorzügliche Aufmerksam-

keit, ihre Maßregeln und Kräfte. Dort, im Marstempel vor der Porta Capena, wurden in dieser Zeit die Senatsversammlungen gehalten; und eben dort, in der Nähe der Piscina, errichteten die Prätoren ihre Tribunäle. Diese angestrengte Wachsamkeit dauerte während des ganzen Jahres 559. Wo itzt die grünende Einsamkeit der Küchengärten hinter der Osteria (dem Wirthshause) del Carciofolo sich hinzieht, lag vormal die Piscina, in und neben welcher das Verkehr der alten Römer sich am lebhaftesten bewegte. Das Privathaus Hadrians, wo auch Mark Aurel lebte, nachdem er von Antonin dem Frommen adoptirt worden, befand sich ebenfalls in dieser Region, am Fuß der Höhe von S. Balbina.

Den 22. November.

Der Esquilin gehört zu den größten der sieben Hügel Roms. Er hatte zwei durch ein tiefes Thal getrennte Spitzen, und einige steile Anhöhen, die zu seinen Gipfeln führten. In der ältesten Zeit war der ganze Berg mit Waldung bewachsen. Bald entstanden aus dieser Wildniß Lustreviere, in welchen man den Göttern Tempel und Altäre heiligte *); auch wurden verschiedenen Gott-

*) Die Römer hatten in ihrer Religion nicht nur für alle Tugenden, für alle Elemente, und Erzeugnisse der Erde, eigne Gottheiten; auch den Lastern und den Beschwerden der Menschen gaben sie schützende Götter. So hatten die Göttinnen der Diebe, der Faulheit, des Fiebers, ihre Tempel. Auch nahmen

heiten Haine geweiht. Der Hain der Penaten war den Römern eine feierliche Stätte. Zart ist die Idee, den schützenden Hausgöttern in einer reizenden Gegend einen Platz zu weihen, auf dem man sich gleichsam unter ihrer Obhut den Einladungen der herrlichen Natur schuldlos und freudig überließ.

Den vorzüglichsten Glanz gab der edle König Servius Tullius dem Esquilin. Als durch seine höchst

sie die Gottheiten jeder überwundenen Provinz in Rom auf, und erbauten ihnen Tempel und Altäre. Die Verf.

Diese Abgötterei des frühern Roms bedarf noch einer philosophischern Beleuchtung, als sie durch Meiners in seiner sogenannten kritischen Geschichte der Religionen erhielt. Man muß nur nicht vergessen, daß die tonangebenden Römer bis zum zweiten punischen Krieg handfeste Bauern waren, und daß, so wie die Hälfte des römischen Sprachgebrauchs aus der Landwirthschaft entlehnt ist, so auch ihr Hausgottesdienst kaum einige Schritte von dem Fetischismus des Ackerbaues entfernt blieb. Da sind nun viele göttlich verehrte Krankheiten und Uebel nichts als personifizirte Manitus. Viele Bauergottheiten, wie wir sie aus Varro kennen, und die ganze Wochen- und Kinderstube voll Götter (S. das fleißige Register in Spangenbergs Preisschrift de veteris Latii religionibus domesticis p. 75 sqq.) sind nie zur Kenntniß der römischen Staatsreligion gekommen, über welche Beck in der dem 2ten Theil des dritten Bandes von Fergusons Geschichte der römischen Republik vorgesetzten Abhandlung in bündiger Kürze viel Gutes gesagt hat. B.

höchst wohlthätige 44jährige Regierung Roms Bevölkerung anwuchs, zog er den Viminal und Quirinal zur Stadt, und errichtete seine Wohnung auf dem Esquilin: nicht nur um diesem größern Hügel mehr Wichtigkeit zu geben, sondern auch um die unruhigen Patrizier, die im Thale wohnten, und sich seinem Schwiegersohne Tarquinius Superbus anschlossen, zu beobachten *). Am Fuß des Berges, ungefähr in der Gegend wo itzt die Kirche Sta Croce liegt, hatte der König eine Art Festung angelegt, die von einer Mauer mit vielen Thürmen und einem 100 Fuß breiten und 50 Fuß tiefen Graben umschlossen war; doch vollendete erst der mit dem Morde seines Schwiegervaters befleckte Tarquin den Bau. Auch dieser Tyrann bewohnte einen Hügel des Esquilins, den man Clivus Pullius nannte; die zwei höchsten Punkte des Berges hießen Mons Cispius und Mons Oppius. Eine sehr steile Anhöhe, zu welcher man nur durch Umkreise hinauf fahren konnte, führte zum Mons Oppius, und hieß Clivus Virbius **). Erinnerungen einer

*) Diese unruhigen Köpfe, welche für den unwürdigen Schwiegersohn des treflichen Königs eine Faktion bildeten, weckten in Servius Tullius den Gedanken, den Staat in eine Republik zu verwandeln, um sein geliebtes Volk der Tyrannei seines vermuthlichen Nachfolgers zu entziehen. Aber früher als er seinen Plan ausführen konnte, vernichtete Tarquinius Superbus denselben auf die grausamste Art.

**) Es herrscht in der Benennung dieser Straßen noch manches Dunkel. Donati, dem man gewöhnlich

schaudervollen Frevelthat haften an diesem Raume. Hier soll Tullia, die unmenschliche Tochter des würdigen alten Königs, zum Schlosse ihres Gemahls über den Leichnam ihres Vaters hinweggefahren seyn. Schon hatte diese Furie ihr Leben durch einen doppelten Mord geschändet: denn, um die Gemahlin des prachtliebenden Tarquinius zu werden, tödtete sie ihren ersten Gatten, den edleren Bruder des Tyrannen, und vergiftete zugleich ihre sanfte Schwester, welche die Gemahlin des Tarquinius war. Es wird meinem Gefühle schwer, dieser Geschichte des Entsetzens Glauben beizumessen; aber spätere Erfahrungen meines Lebens haben mir leider die traurige Behauptung begründet: daß eine weibliche Seele, die den ersten Schritt zum Unrecht überwand, noch unaufhaltsamer als der Mann zum höchsten Frevel fortgerissen werde.

Gegenwärtig sieht man vom Clivus Virbius keine Spur mehr. Auch sind die beiden höchsten Spitzen des Berges itzt nur unmerklich. Auf der nordwestlichen Höhe, wo S. Pietro in Vincoli steht, ist die Stelle wo die vorerwähnte Wohnung des Servius Tullius lag, und der Clivus Virbius, welcher dahin führte, heißt itzt nach jener Kirche Via di S. Pietro in Vincoli.

In den spätern Zeiten war der Esquilin mit den prächtigen Gärten Mäcens, der Kaiser Heliogabalus und Gordian, auch mehrerer vornehmen

folgt, kennt den hier wahrscheinlich verdorbenen Text des Dionysius von Halikarnaß nicht. B.

Römer bedeckt. Die Mäcenatischen Gärten besonders erstreckten sich bis zum Quirinal, und nahmen einen großen Theil der Villa Negroni ein. Auf dem Raume der Kirche Maria Maggiore stand einst der Tempel der Geburtshelfenden Juno, und zwar auf dem Esipischen Hügel, der von dem Oppischen durch die Straße Suburra getrennt war: eine sehr volkreiche Straße, die vom Forum Cäsars und Nerva's ausging, in verschiednen Krümmungen zwischen den Abhängen des Quirinals und Esquilins fortlief, und endlich sich durch den Bogen Galiens *) über die Anhöhe des Berges bis zum Esquilinischen Thore hinzog. Sie ist übrigens noch dadurch merkwürdig, daß Cäsar in derselben seine Wohnung hatte. Am nördlichen Abhange des Oppius, vorzüglich in der Klosterkirche Martino ai Monti, finden sich Reste der Trajanischen Bäder. In südlicher Richtung von diesem Kloster liegen die herrli-

*) Der Ehrenbogen Galiens, nur von Travertin, ist von unedler Bauart. Die Schmeichelei eines Privatmanns setzte dies Denkmaal, und erinnerte die Nachwelt dadurch noch öfter an die Unwürdigkeit jenes Kaisers. Gibbon sagt von ihm: „Galien war ein fertiger Redner, ein anmuthsvoller Dichter, ein geschickter Gärtner, ein guter Koch, aber ein verachtungswürdiger Fürst. Seine auffallende Prachtliebe schien der allgemeinen Dürftigkeit zu spotten, und die lächerlichen Feierlichkeiten seiner Triumphe dienten nur dazu, die verlorne Würde des römischen Reichs noch fühlbarer zu machen.“

chen Ruinen, die den Namen Sette Sale führen, welche ehemals die Wasserbehältnisse zu den Bädern des Titus bildeten, deren Trümmer sich über den ganzen westlichen Theil des Hügels bis zum Colisseum erstreckten. Von dieses Kaisers Hause, das allem Anschein nach mit seinen Bädern zusammen gehangen hat, ging eine Brücke über das Thal zur zweiten Arkadenreihe des Amphitheaters, an welchem noch die Stelle zu erkennen ist wo die Brücke angelehnt war. Außer vielen auf dem Esquilin zerstreuten namenlosen Trümmern, finden sich an der Südostecke beträchtliche Zimmer, neben und über einander: man hält sie für die Kasernen der zum Dienst der Misenischen Flotte bestimmten Soldaten. Auf dem östlichen Theile, wo itzt die beiden Villen Altieri und Piombino sind, lagen die Lamischen Gärten, in welchen der Wüthrich Caligula, nach seiner Ermordung, begraben wurde. Der Villa Altieri gegenüber sieht man noch zwei beträchtliche Ueberbleibsel des Alterthums: ein zirkelförmiges unbekanntes Begräbniß, itzt casa tonda genannt; friedliche Winzer wohnen in diesem ehemaligen Todtenhause. Ein Rest von dem Wasserkastell der Aqua Julia ist die andre Ruine, die nun den Namen führt Trofei di Mario, weil die Denkzeichen von dessen Siegen über die Cimbern hier aufgerichtet waren. Bei diesen Trophäen stand in der ältern Zeit ein zwiefacher Tempel, der Tugend und der Ehre geheiligt, und so eingerichtet, daß man nur durch die Weihe des ersteren

zum Heiligthum des letzteren gelangen konnte. Wie bedeutend! — In der Nähe dieses Tempels lagen des edlen Gordianus Pallast und Bäder, auf deren Ruinen die Kirche S. Eusebia steht. So oft ich die Gegend betrete, schwebt mir ein Bild des ruhmwürdigen Gordian vor der Seele. Er besaß die seltene Gabe, sich die Achtung guter Monarchen zu erwerben, ohne die Eifersucht der Tyrannen zu reizen, und rein zu bleiben in einer verderbten Welt. Als Prokonsul von Afrika war er, solange der gute Alexander Severus lebte, ein Beglücker der ihm anvertrauten Provinz; und als der verbrecherische Maximin durch Severs Ermordung den Thron an sich riß, erleichterte Gordian das Unglück, welches er nicht verhindern konnte. In seinem achtzigsten Jahre ward er, als dieser Tyrann fiel, zum Kaiser erwählt; aber die Zeit war seiner nicht werth. Er regierte nur wenig Tage, und verließ ein Leben, welches er gänzlich in Diensten des Vaterlandes und zu wissenschaftlichen Beschäftigungen verwendet hatte. Nur eine solche Erscheinung macht den Rückblick in eine greuelvolle Zeit erträglich.

Den 23. November.

Der Viminal ist nicht so reich, als die andern Hügel an merkwürdigen Andeutungen. Um desto furchtbarer war den frühern Römern diese Gegend und die des Quirinals; denn hieher geschahen die mehresten Angriffe der Feinde auf die neue

Stadt, welche freilich den Nachbaren stete Besorgnisse einflößte. Servius Tullius legte deshalb eine Festung in dem Thale an, welches den Viminal vom Esquilin trennt. Die Benennung des Hügels rührt von den Weiden her, mit denen er reichlich bewachsen war, und noch heute bedeckt ist. Auf seinem Gipfel stand ein Tempel Jupiters, der daher den Beinamen Viminalis führte. Das merkwürdigste Gebäude ist jetzt S. Lorenzo, auf den Trümmern der Bäder eines gewissen Olympiades stehend; eine der ältesten Kirchen Roms. Sie soll die Stelle bezeichnen, wo der heil. Laurentius auf einem glühenden Roste die Märtyrerkrone errang. In eben dieser Gegend hatte Agrippina, Nero's Mutter, als Gemahlin des Domitius, ihre Bäder. Am Abhange des Berges war dem Gott Silvan ein Tempel und ein Portikus errichtet. Vor dem Viminalischen Thore, itzt Porta Pia genannt, stand ein kleiner Tempel, der Nänia, einer Göttin der Trauerklage, gewidmet. Jene alten Tempel sind sämmtlich vernichtet, und ihre Spuren verschwunden. Aber noch einmal begegnet uns das Andenken des trefflichen Gordian; denn aus einigen im Thale ausgegrabenen Marmorresten vermuthen Alterthumsforscher nicht ohne Grund hier die Stelle seines Triumphbogens.

Der höchste unter den sieben Hügeln ist der Quirinal. Hier wehet die reinste Luft, und macht die ganze Gegend zur gesundesten in Rom. In den ältesten Zeiten hatte daselbst die Göttin

Salus, Beschützerin des körperlichen Wohlseyns und der allgemeinen Wohlfahrt des Staats, einen Tempel. Seine Benennung erhielt der Hügel von den Quiriten, einem Stamm der Sabiner, die dort ihre Stellung genommen hatten, als sie unter dem König Tatius gegen Romulus zu Felde lagen. Dieser Berg wurde zwar später als die andern Hügel zur Stadt gezogen, aber doch bald den Römern ein geheiligter Ort. Denn hier verschwand Romulus, als er das Heer musterte. Ein Gewittersturm begünstigte das Vorgeben der Senatoren (die ihn ohne Zweifel verschwinden machten): daß er plötzlich zu den Göttern emporgehoben sey. Um allen Verdacht niederzuschlagen, trat ein gewisser Julius Proculus vor dem versammelten Volk an einem Morgen auf, und versicherte mit feierlichem Eide: der göttliche Romulus sey ihm erschienen, und habe ausdrücklich verlangt unter dem Namen Quirinus verehrt zu werden. Zu dem Ende ward dem neuen Gotte hier ein Tempel erbaut, und ein bestimmter Dienst eingerichtet. Im Thale zwischen dem Viminal und Quirinal, wo Sta Mario de' Monti steht, befand sich die Marmortreppe welche zum Quirinus-Tempel führte, und auf der man itzt zur Kirche Araceli steigt (S. 24).

Ein Tempel der Sonne verherrlichte diesen Hügel; auf dessen Trümmern erbaute Konstantin seine Bäder. Auch sie versanken im Laufe der Zeit. Itzt nehmen die schönen großen Paläste Rospiglioſi und Colonna den Platz ein, den Anfangs Religion hei-

ligte, dann Luxus und Pracht überschüttete. Doch trift man noch hie und da auf Spuren des Alterthums, wenn man zu den Palläſten wandert, und in ihren Ruinen die alte Zeit mit der neuern in Verbindung ſetzt. Diokletians weitläuftige Bäder nahmen einen großen Raum der Quirinals ein. Auf einem Theil derſelben ſteht das ſchöne Kloſter der Kartäuſer mit ſeinen weitläuftigen Umgebungen, ſelbſt viele alte Mauern aus jener Zeit ſind zum Kloſtergebäude benutzt worden. Am Fuß des Berges, nah am Erdwall innerhalb der alten Stadt, lag der Campus Scelerotus (das Frevel-Feld): wo die verurtheilten Veſtalinnen lebendig unter die Erde gebracht wurden. Jezt grünt der Kartäuſer Weingarten über dieſem ſchauervollen Begräbniß der unglücklichen Opfer eines religiöſen Wahns.

Paul III legte, wegen der beſſern Luft, auf dem Quirinal den Päpſtlichen Sommerſitz an, den verſchiedne ſeiner Nachfolger erweiterten; die letztern Päpſte verließen ihn auch im Winter nicht. Der Platz vor demſelben iſt unſtreitig der ſchönſte in ganz Rom; durchaus mit prächtigen Gebäuden umgeben, oder wenigſtens ſolchen, die einen angenehmen Anblick gewähren. Die Ausſicht nach dem Albaner Gebirge hin iſt ganz entzückend. Uebrigens iſt der Platz ſehr einſam, wie eine verlaßne Gegend. Das Einzige was dieſe Anhöhe beſeelt, ſind die beiden berühmten Statuen des Kaſtor und Pollux, die mit ihren kräftigen Pferden eine jugendlich fortſtürmende Lebendigkeit athmen, und noch aus der

ſchönſten Zeit des hohen Stils in der griechiſchen Kunſt herſtammen *). Leider ſteigt aber zwiſchen der herrlichen Gruppe ein hoher Obelisk empor, der die Einheit des Ganzen ſtört, und den Eindruck der Koloſſalität der Statuen ſchwächt. Die ganze Gruppe ſteht auf einer mit Marmor bekleideten Baſis. Nach dieſen Pferden wird itzt der Quirinal Monte Cavallo genannt. Auf dieſem einſamen Raume ſchweiften meine Blicke nach Weſten, über den niedrigen Theil der Stadt hinaus, zu den bläulich dämmernden Vorbergen der Apenninen. Die weite Gebirgskette hing mit ihren ſtillen Waldungen, wie ein nachahmendes Wolkengemälde, mit dem duftigen Horizonte zuſammen. Freundlich leuchteten die Sonnenſtrahlen in dies Nebelbild, und verbreiteten einen geheimen Zauber über die ſtille Umgebung. — Von hier beſuchten wir den Garten des päpſtlichen Pallaſtes. Welch einen Kontraſt

*) Bekanntlich werden ſie in die Zeiten des Phidias und Praxiteles geſetzt. Die neueſte Schrift darüber iſt von Pietro Vincenzio aus Nola: Lettera sopra i colossi del Quirinale, Rom 1809 (20 S. in 4). Sie ſtanden einſt vor den Bädern des Konſtantin, und wurden, wenn die Nachricht des Byzantiners Zygomala richtig iſt, in früherer Zeit vor dem Parthenon in Athen geſehn. Von der vorzüglicheren Bildſäule, die allgemein dem Phidias zugeſchrieben wird, erkaufte der kunſtliebende, einſichtsvolle Kronprinz von Baiern einen vollendeten Gypsabguß, der jetzt in einem eignen, ganz allein dazu erbauten, Nebengebäude der Akademie der Künſte in München aufbewahrt wird. B.

stellte dieser der Natur gegenüber, die von der Hügelferne noch vor meiner Seele schwebte! Hohe Buchsbaumwände streckten sich auf allen Seiten in die Länge und Breite durch den großen Raum hin. Sinn- und geschmacklose Verzierungen von niederm Buchsbaum bemalten gleichsam den Boden mit fantastischen Arabesken. Kein Plätzchen im ganzen Garten, wo man ruhen und sich stillem Nachdenken überlassen mögte. Nichts erhebt hier das Gemüth, als wenn unerwartet der Blick durch irgend einen Einschnitt in den Alleen auf die herrliche Landschaft fällt. Auch der Pavillon ist im Innern geschmacklos. Die Geräthe sind alt und rühren von mehrern Päpsten her. In diesem Gartenhause werden dem itzigen Papste die Damen vorgestellt, denen der Vorzug bewilliget wird vor ihm zu erscheinen.

Wir benutzten die Abwesenheit des heil. Vaters, um seine Wohnzimmer zu besehen. So imponirend das Aeußre des Pallastes ist, so majestätisch und groß in architektonischer Hinsicht die Zugänge desselben; so leer und geschmacklos ist alles Innre. Im Vorzimmer befinden sich, statt der Stühle, nur blau angestrichene hölzerne Bänke. Im weiten Speisesaale steht, unter einem Thronhimmel, vor einem mit karmesin Sammet bezogenen Armstuhle ein kleiner Tisch, der einzige im Zimmer; es ist der Speisetisch des Papstes. Ein geheiligtes Herkommen bringt es mit sich, daß der Papst immer allein speise. Während der Mahlzeit steht in der Mitte des Saales der Leibarzt. Ein Lakai

bringt jede einzelne Speise bis zur Thüre; da nimmt ein Kämmerer, welcher Prälaten-Rang hat, ihm die Schüssel ab, und trägt sie dem Leibarzt zu; dieser kostet ein paar Bissen, und dann erst wird die Speise dem Maggiordomo überreicht, welcher sie vor den Papst hinstellt. Auch der Wein wird, ehe man ihn auf die Tafel setzt, vom Leibarzt gekostet. Zu beiden Seiten des Papstes stehn zwei Prälaten, welche Kammerherrnstelle vertreten, und die Speisen zerlegen. So oft der Papst trinkt, fällt das ganze anwesende Personale auf die Kniee; vermuthlich geschieht dies zum Andenken der Kelcheinsetzung des Heilandes. — Das Schlafzimmer ist mit veralteten dunkelrothen Damasttapeten bekleidet; mit eben solchen Vorhängen ist das Bett umgeben. Rechts neben demselben hängt ein goldnes, vielleicht auch nur vergoldetes, Kruzifix; zur Linken, das Gemälde der Mutter des itzigen Papstes, in bescheidner Nonnentracht; und über seinem Schreibtische, ein sehr schönes Gemälde der Madonna mit dem Jesuskinde. Die Fenstervorhänge der mehresten Zimmer waren von hellblauem seidenen Zeuge, aber sehr verblichen und zum Theil zerrissen. Das Ganze stellt eine einsame Mönchswohnung dar. Hat das Auge sich an dieser langweiligen Einförmigkeit ermüdet, so wird es wieder neu erquickt durch die reizenden Ansichten, die auf allen Seiten sich von dem Pallaste aus darbieten.

Die Straße des Quirinals, welche zu diesem päpstlichen Sitze führt, läuft bei den ehmaligen

Bädern Diokletians vorbei. Auf der ganzen Straße, die zu den schönsten gehört, und eine halbe Stunde lang ist, steht nur ein einziges Bürgerhaus. Sonst ist sie durchaus mit Klöstern, Kirchen, und Gebäuden der Geistlichen besetzt; daher auch die öde verlaßne Stille auf diesem langen Wege.

Der Quirinal beschließt den Kreis der sieben Hügel. Späterhin wurden noch drei andre der Stadt hinzugefügt: der Janikulus nehmlich, der Vatikanische Hügel, und der Pinzische. Von dem Pinzius habe ich das Wissenswürdige bereits angeführt (Th. I, S. 308).

Den 24. November.

Vor Erbauung Roms sollen schon Städte, unter der Herrschaft des Saturnus und Janus, auf dem Vatikanischen Hügel und dem Janikulus vorhanden gewesen seyn. Die Behauptung einer solchen Vorwelt, die nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit ist, reicht an die Zeit der Fabel, und ist mit ihr vermischt.

Seinen Namen führt der Vatikan von den Wahrsagungen und Götterausspruchen, die auf demselben ertheilt wurden. Zufolge eines solchen Ausspruchs vertrieben die Römer die Hetrusker, welche den Hügel besetzt hatten; doch wurde er erst später von den Römern angebaut. Unter den Kaisern legten Caligula und Nero daselbst ihre Gärten an. Nach dem großen Neronischen Brande aber, der

den größten Theil der Stadt sammt dem Kaiserſitz verzehrte, wurden die Einwohner gezwungen ſich in dieſer ungeſunden Gegend anzubauen, um dem Tyrannen Raum zu geben, ſeinen ſogenannten Goldenen Pallaſt aufzurichten. Jetzt liegt auf der Nordweſtſeite des Hügels das größte Tempelgebäude unſerer Zeit. Auf der Stelle, wo ein uraltes Prieſterthum Götterausſprüche verkündete, wo ſpäterhin der Siegerpomp des freien Roms vorüberzog, wo dann übermüthige Despoten den Raub der Welt vergeudeten, wo endlich die unſchuldigen Chriſten, auf welche die Schuld der angezündeten Stadt gewälzt wurde, den Frevel des gräßlich muthwilligen Tyrannen büßen mußten: da triumphirt itzt der majeſtätiſche Tempel des heil. Petrus, deſſen Fortſetzung ſich der Papſt nennet.

Der Vatikan und der Janikulus ſind die einzigen Berge, welche jenſeit der Tiber liegen.

Der Janikulus iſt unter den zehn Hügeln, auf welchen das itzige Rom ſteht, der höchſte. Von ihm herab eröffnet ſich eine der herrlichſten Ausſichten auf die Stadt, und in ſeinem Innern finden ſich mannichfaltige Muſchelarten, die auf uralte Veränderungen der Oberfläche unſrer Erde hindeuten. Ankus Martius dehnte zuerſt das bewohnte Rom über den Janikulus aus, er verſetzte dahin eine ſtarke Beſatzung, um die Schiffahrt auf dem Tiberſtrom gegen die Hetrurier zu ſichern: dies veranlaßte ihn zugleich, die erſte Brücke über den Fluß zu ſchlagen. Aber früher ſchon war dieſer Hügel

dem Volke durch das Andenken des Numa Pompilius heilig; hier ruhte die Asche des so einzigen Königes, der nach dem kriegerischen Romulus seinem Staate 43 Jahre den Frieden erhalten, die wilden Römer zur Menschlichkeit erzogen, und ihnen Achtung für Recht und Sitte eingeflößt hatte. Fünfhundert und fünf und dreißig Jahre nach seinem Tode fand man auf dem Janikulus zwei steinerne Kasten, deren Deckel durch Blei verschlossen waren. Eine Inschrift sagte: der eine Kasten bewahre die Asche des Königs, der andre seine Verordnungen und Schriften. In dem ersten fand man weder Asche noch andre Ueberbleibsel; der zweite enthielt die Aufsätze des Numa, welche aber der Senat verbrennen ließ, in der Absicht vermüthlich damit nicht ein Kontrast der alten Zeit mit der neuern aufgedeckt werde.

Wegen seines gelblich glänzenden Sandes, hieß dieser Berg auch Mons aureus, woraus durch Verderbung nachher Montorio entstand. Seinen ältern Namen hat er vom Janus, der bei den Römern als historische Person und als Gottheit galt. Einer alten Sage zufolge, hatte dieser erste König von Latium auf dem Janikulus eine Stadt erbaut, seinem Volke weise Gesetze gegeben, und den Ackerbau eingeführt. Als Saturn von seinen Kindern vertrieben nach Latium flüchtete, ward er von Janus freundlich auf- und zum Mitregenten angenommen. Das gepriesene goldne Zeitalter

blühete unter diesen beiden Königen, ein ewiger Friede beseligte die Völker. Janus ward in der Folge von den Römern als Regierer aller Schicksale der Menschen verehrt. Als Thorhüter des Himmels, eröffnete er dem Tage die Pforten und schloß sie bei einbrechender Nacht: daher standen auch unter seinem Schutze Thüren und Thore. Ihm empfahl man die Gebete, denn von ihm hing es ja ab, ihnen Eingang zum Olymp zu verschaffen. Er war der Gott des Jahres; nach ihm hieß der erste Monat Januar: in demselben brachte man ihm unblutige Opfer dar. Jeder erste Tag in jedem Monat, jede erste Stunde des Tages, war ihm geheiliget. Auf einem strahlenden Throne sitzend ward Janus abgebildet: in der rechten Hand ein Zepter, in der linken einen Schlüssel haltend; mit doppeltem Antlitz: so schauete er zugleich in die Vergangenheit und in die Zukunft. Von ihm kam Krieg und Friede; er war gewissermaßen der geheimnißvolle Lenker der unglücklichen Völkerzwiste, ohne sich unmittelbar in ihre Händel einzulassen. Bellona, schon leidenschaftlicher, nahm Theil an dem Streite selbst. Noch wilder als sie, stürzte Mars, ihr Gemahl, sich mitten in das Getümmel der wüthenden Schlacht; und da von ihm der Ausgang des Kampfes abhing, so war ihm nicht nur ein Tempel, sondern auch ein weiter Feldraum zum Heiligthum geweihet.

Den 25. November.

Die Ebene, welche an den Pinzius, den Quirinal, und das Kapitol gränzt, von der Tiber durch eine Krümmung eingeschlossen ist, und sich bis zur Porta del Popolo erstreckt, war das Marsfeld des alten Roms *). Itzt ist dieser Raum der bewohnteste: auf ihm stehn herrliche Palläste und Kirchen der neuern Zeit. Romulus erbaute dem Mars auf diesem Felde einen Tempel. Hier, unter den Augen des Kriegsgottes, sollten seine jungen Römer in Kampfspielen wetteifern, und sich zu Helden bilden und begeistern. In eben der Absicht feierte Servius Tullius auf dem Marsfelde das erste Lustrum; auch wurden die wichtigsten Volksversammlungen daselbst gehalten, und die Leichen der vornehmsten Römer dort verbrannt. Feldherren, deren Siege keinen großen Triumph fordern konnten, zogen durch das Marsfeld, und brachten ihre Opfer entweder im Apollo- oder im Bellona-Tempel dar: welche in der Gegend waren, wo jetzt die verbauten Trümmer des Marcellischen Theaters noch sichtbar sind. Zwischen diesen beiden Tempeln stand die sogenannte Kriegssäule. An dieser wurde, in den ältesten Zeiten, ein vom Staate beschlossener Krieg feierlich mit Anrufung der Götter kund gemacht: das Volk war versammelt, der Friedens- und Kriegs-Herold (Fecialis) trat vor, rief

*) Nach einigen Schriftstellern hat das Marsfeld sich bis Ponte Molle erstreckt.

rief die gesetzliche Formel aus, und warf eine in Blut getauchte Lanze nach der Gegend des zu bekriegenden Landes hin.

Je weiter sich die Macht der Römer ausbreitete, um so weiter verzierten sie das Marsfeld mit Tempeln, Portiken, Theatern, Bogen und Ehrensäulen. Das Heer von Statuen, welche Augustus vom Kapitole hieher versetzen ließ (S. 18), wurde nachher von dem tollen Caligula theils umgestürzt, theils verstümmelt. Augustus erbaute auf diesem Raume sein prachtvolles Mausoleum. Agrippa schmückte das Marsfeld mit Bädern, und mit dem berühmten allen Göttern geheiligten Tempel, welcher noch jetzt das Pantheon heißt.

Den 26. November.

Außer dem Marsfelde war noch ein besonderer Raum jugendlichen Kampfübungen, Wettrennen und Gewöhnungen zur Behendigkeit des Körpers gewidmet. In der römischen Einrichtung zweckte alles dahin ab, die Nation kriegerisch zu bilden. Schon Romulus hatte dies Ziel, und mußte es haben, weil sein kleiner Staat ringsum von kriegerischen Völkern umgeben war. Er schon hatte Plätze zu Kampfspielen und gymnastischen Uebungen bestimmt. Ein solcher war es, wo die Sabinerinnen geraubt wurden. Zwischen dem Palatin und der Tiber nimmt man diese merkwürdige Stelle an, ungefähr in der Gegend der Kirche S. Anastasia und des Ponte rotto. Seine Nachfolger schritten auf

dem nehmlichen Wege fort. Tarquinius Priskus umgab den Rennplatz mit hölzernen Gestellen. Tarquinius Superbus aber erbaute zwischen dem Palatin und Aventin den Cirkus Maximus. Cäsar vergrößerte denselben, so daß seine Länge sich bis in die Nähe des Cölius erstreckte. August verschönerte ihn durch einen Obelisk, der nun die Piazza del Popolo ziert. Trajan erweiterte die Ausdehnung des Cirkus noch mehr; und späterhin ließ Konstanzius daselbst einen zweiten Obelisk aufrichten, welcher jetzt auf dem Lateranischen Platze steht.

Gegenwärtig sieht man zwischen den weiten Trümmern dieses merkwürdigen Raumes, dessen alte Form noch erscheint, Weingärten, Mühlen, und Häuser. In einem Wirthshause, einer Mühle gegenüber, haben sich Gewölbe erhalten, welche zu den Cirkusgebäuden gehörten. Andre solche Gemäuer findet man auf der entgegengesetzten Seite jenes Wirthshauses, am Fuß des Aventins in einem Krautgarten; und diesem gegenüber, im Judenkirchhof am Aventin, wieder andere Ruinen. Aus solchen zerstreuten Trümmern kann man sich zur Noth eine Vorstellung von dem ungeheuren Umfange machen, den die Rennbahn einnahm, aber keineswegs von dem Zusammenhange des großen Ganzen selbst *). Das kleine Flüßchen, die Marana,

*) Der verdienstvolle Baumeister Langhans hat über diesen und mehrere Römische Cirkus eine Abhandlung drucken lassen: N. Berlin. Monatschrift 1806 Julius Nr. 4.

welche im Raum des Cirkus die Räder einer Mühle treibt, halten einige Antiquare für die Crabra der Alten, durch welche ein 10 Fuß breiter und eben so tiefer Kanal mit Waſſer verſehn wurde. Dieſer umgab die Arena bis an die Sitze der Zuſchauer, um ſie vor der Wuth der wilden Thiere, die bekämpft wurden, ſicher zu ſtellen *).

Den 27. November.

Wenn der Cirkus Maximus der Schauplatz körperlicher Kraft und der geübteſten Behendigkeit war, ſo öffnete ſich das Forum, zwiſchen dem Palatin und dem Kapitole belegen, den Verhandlungen der Weisheit, den Berathſchlagungen über die innere und äußre Feſtigkeit des Staates. Hier wurden Entſchlüſſe gefaßt, welchen die dort geübte Kraft Nachdruck und Folge gab. Hier entfaltete Cicero und andre große Redner ihre glänzenden Talente; hier ſtand das Verſammlungshaus

*) Ob der von Cäſar zuerſt um den innern Cirkus herumgeführte Euripus oder Waſſergraben beſtändig geblieben, oder nur bei gewiſſen Veranlaſſungen geöffnet und angelaſſen worden ſey, iſt unter den Alterthumsforſchern nicht ausgemacht. Selbſt Bianconi kam damit nicht aufs Reine. Daß aber die alte Crabra oder heutige Marana das Waſſer dazu anleitete, iſt viel wahrſcheinlicher, als daß es der Almo oder Aquaticcio geweſen, deſſen Waſſer Andere dazu in Anſpruch genommen haben. Auch Lumisden in ſeinen Remarks on the antiquities of Rome p. 320 ſtimmt für die Marana. V.

der Väter des Staats, die mächtige Curia, die unterjochten Völkern despotische Gesetze vorschrieb. Hier ward der ewige Prozeß zwischen Volk und Senat geführt, der sich zu einem unauflöslichen Knoten verwickelte, den endlich Cäsar zerhieb.

Die ehemalige Form dieses merkwürdigen Raumes ist ungewiß; auch veränderte sie sich von Zeit zu Zeit durch werdende und schwindende Tempel und andre Gebäude. Donati und Nardini wollen die nördliche Gränze des alten Forums in der Gegend des Septimischen Triumphbogens finden, die südliche bei den drei Säulen, die angeblich den Tempel des Jupiter Stator bezeichnen, die östliche bei der Kirche des heil. Hadrianus, die itzt den Raum einnimmt wo in den ältesten Zeiten ein berühmter Herkulestempel stand, und die westliche in der Gegend der Kirche della Consolazione. Sonach hätte das Forum eine Länge etwa von 600 und eine Breite von 400 Fuß gehabt. Andre dehnen dasselbe noch um vieles weiter aus. Aber auch so begreift man noch nicht, wie eine solche Menge von Tempeln, Gerichtsplätzen, Rednerbühnen, Altären und andern Denkmaalen, welche diesem Bezirk zugeschrieben werden, darauf Raum gefunden haben, wenn man nicht, wie bei den kapitolinischen Gebäuden (S. 19), eine Aufeinanderfolge in verschiednen Zeitaltern annimmt.

Hier, in dem mächtigen Sitz der ungeheuren Weltherrschaft, gingen an meinem Gedächtnisse die Thaten der Tugend und des Frevels vorüber, welche

dieſen Raum auszeichnen. Ich ſtehe am Septimiſchen Triumphbogen, und ſchaue durch das Forum hinab. Mein Blick haftet zuerſt auf der Stelle zwiſchen den erwähnten drei Säulen und der Kirche Maria Liberatrice, wo Curtius zur Söhnung der Götter ſich in den entſtandenen Peſtſchlund ſtürzte. In alter Zeit war hier eine ſumpfige Vertiefung, der Curtiusſiſche See genannt, itzt eine geringe Erhöhung. Was übrigens von dieſer Sage in hiſtoriſcher Beziehung zu halten ſey, erhellet ſchon daraus, daß die Geſchichte mehr als einen Curtius anführt, welcher der Stelle durch bedeutende Veranlaſſung den Namen gegeben haben ſoll *). Wie dem auch ſey, ich nahte mich dieſem Erinnerungspunkt mit innigem Intereſſe.

Ihm gegenüber, auf demſelben Raume wo man itzt die Stufen zur Maria Liberatrice betritt, ſtieg man ſonſt die Stufen zur Curia des dritten Römiſchen Königs, Tullus Hoſtilius, hinauf. Hier war es alſo auch, wo Servius Tullius, dieſer würdige Regent, dem Mordanſchlage ſeiner

*) Livius ſelbſt erzählt dieſe alte Fabel nur als Sage. Vergl. Levesque histoire critique de la république Romaine T. I, p. 324. Kein einziges echtes Denkmaal alter Kunſt hat uns dieſe Selbſtaufopferung aufbewahrt. Denn der ſogenannte Markus Curtius in der Villa Borgheſe, der ſonſt aus Maffei Statue u. ſ. w. fleißig angeführt wurde, iſt bekanntlich in ſeinen wahrhaft erhaltenen Theilen nur ein zertrümmertes Bruchſtück eines alten Reitergefechts en relief. S. Pinciana T. I. p. 29 ſqq. B.

verruchten Tochter erlag, und von seinem Schwiegersohne hinabgestürzt wurde. Cäsar erbaute nachher als die Hostilische Curia abgebrannt war, auf dieser Stelle die Seinige (Curia Julia), und stiftete eine zweite Rednerbühne, die er mit den Bildsäulen des Sylla und Pompejus schmückte. Hier war es, wo Brutus, nach Cäsars Ermordung, das Volk für diese That gewann; und eben hier, wo wiederum Antonius, mit Vorzeigung der blutigen Toga des Ermordeten, dasselbe Volk gegen die Mörder aufreizte. Weiterhin, südlich dem Palatine zu, betrete ich die Gegend wo die Rednerbühne stand, auf welcher Cicero stolz und frei das Haupt emporhob, das mit dem Sturze der Republik fiel, und wie der Kopf eines Verbrechers an dieselbe Bühne geheftet wurde, von welcher er die Unschuld so oft vertheidigt, und den Frevel so kraftvoll niedergeschmettert hatte.

Ich wende mich südwestlich, und gelange, der Kirche S. Cosimo e Damiano gegenüber, zu einer Stelle die kein modernes Gebäude bezeichnet. Auf ihr stand vormal ein Tempel der Venus Cloacina, in welcher zwei Bilder der Göttin aufgestellt waren, zum Andenken der Vereinigung der Sabiner mit dem Römischen Volke. Ganz in der Nähe dieses Heiligthums, am östlichen Rande des Forums, befanden sich die Schlächterbuden. In dieser Nachbarschaft begab sich die Entsetzen erregende Geschichte der Virginia. Hier riß der verzweifelnde Vater dem zunächst stehenden Schlächter das

Messer aus der Hand, und stieß es in die Brust seiner unglücklichen Tochter. Sie hatte den Verführungskünsten des tyrannischen Decemvirs Appius Claudius widerstanden. Er aber vermochte einen seiner Anhänger, die Jungfrau, mit Hülfe erkaufter Zeugen, als eine entlaufene Sklavin in Anspruch zu nehmen. Der Decemvir saß auf seinem Richterstuhle, und sprach Virginia dem Böswichte zu. Vergebens warf sich ihr Bräutigam zwischen Kläger und Richter, vergebens rief der Vater die Götter um Hülfe an, vergebens murrte das Volk. Da geschah die That, die allerdings geeignet war, den Stuhl der Decemvirn auf ewig umzustürzen.

Den 28. November.

Das alte römische Forum, itzt unter den Namen Campo Vaccino mit begriffen, ist vorzüglich reich an Ueberbleibseln aus der klassischen Zeit; und in dem Anschaun dieser Merkwürdigkeiten liegt so etwas Zauberisches, daß man sich, wie von immer neuen Reizen, unwiderstehlich davon angezogen fühlt.

Ich durchwandre abermal den ehrwürdigen Raum; und mein Blick fällt sogleich auf die drei treflichen weißen kannelirten, mit schönem Gebälk verbundenen, Marmorsäulen, deren ich in meinen gestrigen Bemerkungen (S. 68) erwähnte. Sie werden fälschlich für die Ueberreste des Jupiter-Statortempels gehalten; dieser aber stand, nach einer

tiefern Untersuchung meines Führers Zoega, am Abhange des Palatins, und ist gänzlich verschwunden. Die Säulen sind vielmehr Reste des Portikus vor dem Tempel des Kastor und Pollux. Caligula, der den kaiserlichen Pallast bis zum Forum ausgedehnt hatte, betrachtete diesen Tempel als die Vorhalle seiner Wohnung, wo er sich oft zwischen die beiden Gottheiten stellte, und Anbetung annahm (S. 9).

Die in der Nähe liegende Kirche Sta Maria Libergtrice hat ihren Namen von einer Wunderbegebenheit. Denn, der Befreiung Roms vom Pesthauch der Höhle, in welche sich Curtius stürzte, mußte zur christlichen Zeit eine andere Rettungsgeschichte entgegen gesetzt werden. Papst Sylvester erlegte hier durch seine mächtige Beredtsamkeit einen giftigen Drachen, welcher die Gegend verwüstete; worauf der heilige Mann, zum Andenken der Begebenheit, auf der Stelle der Drachenhöhle der befreienden Maria eine Kirche errichtete.

Ihr schräg gegenüber liegt die Kirche S. Cosimo e Damiano. Sie ist auf dem Raume und aus den Trümmern eines alten Tempels erbauet, der aus zwei Rotunden bestand, der Roma und der Venus geheiligt. Die welche man für den Tempel der Letztern hält, hat das Besondere, daß wenn zwei Personen an den äußern Enden des Halbzirkels ganz leise in den Winkel hinein sprechen, sie einander verstehn können, ohne daß ein Laut in der Mitte des Tempels vernommen wird. In derjenigen Ro-

tunde, wo die Gottheit der Roma verehrt wurde, fand man vor ein paar Jahrhunderten die Marmorplatten, auf welchen der Grundriß der Stadt aus den Zeiten des Septimius eingegraben iſt; ſie dienten wahrſcheinlich zum Fußboden dieſes Tempels, und ſind, wie ich ſchon beim Kapitole bemerkt habe (S. 29), an der Treppenwand des einen Gebäudes angebracht *). Die gewöhnliche Meinung nimmt hier einen Tempel des Romulus und Remus an; dem Remus aber iſt nie eine göttliche Ehre zuerkannt worden. Zoega hat in einem Verzeichniß der alten römiſchen Gebäude, aus dem vierten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung, den Schreibfehler entdeckt welcher jenen Irrthum veranlaßte (Roma, Venus: Romulus, Remus).

Eine der ſchönſten Trümmer auf dem Campo Vaccino iſt der von Mark Aurel, wahrſcheinlich in ſeinem erſten Regierungsjahre, erbaute Tempel, dem Antonin und deſſen Gemahlin geweiht. Die Vorderwand liegt gegen Weſten, die linke Seite gegen die Via Sacra, die rechte gegen das Forum Cäſars. Die am Fries zu leſenden Inſchriften enthalten die Namen des vergötterten Paares, und die Autorität des Senats. Noch ſtehen zehn korinthiſche Säulen von Cipollino **), welche die Vorhalle umgaben.

*) Piraneſi hat ſie am beſten in 6 Folioblättern in Kupfer geſtochen herausgegeben. D.

**) Eine Art weiß und grünen Marmors, der in der Farbenmiſchung Aehnlichkeit mit einer zerſchnittenen Zwiebel (cipolla) hat.

Auch ſieht man einen Theil der Seitenmauern einer Zelle aus Quaderſteinen von Peperino, die vormal mit weißem Marmor bekleidet war. Der Tempel, deſſen Eingang wahrſcheinlich eine bedeutende Erhöhung über die Erde hatte, und demnach mit Stufen verſehn war, iſt wenigſtens um ein Drittheil ſeiner Säulen in der Erde begraben. — Man weiß daß er in der Gegend von Cäſars Forum war, vermuthlich nahe an den Sammelplätzen, auf welchen die Geſandten untergeordneter Städte zuſammen kamen, um ſich über öffentliche Angelegenheiten zu berathſchlagen.

An der Nordſeite des Forums, unter dem Kapitol, ſteht der Triumphbogen, welcher dem Septimius Severus und ſeinen beiden Söhnen, nach des Kaiſers Rückkehr von den Siegen über die Parther und Araber, errichtet wurde. Er iſt von weißem Marmor, die Säulen ſind von Cipollino; in der Architektur herrſcht der römiſche Geſchmack, und die Basreliefe zeugen vom Verfall der Kunſt. Merkwürdig iſt der vorgeſtellte Widderkopf, eine Maſchine, der ſich die Römer bedienten, die Mauern beſeindeter Städte zu zerbrechen. Die Namen jener Fürſten ſtanden in vergoldeter Bronze an den Bogen; als aber Caracalla ſeine greuelvolle Regierung mit der Ermordung ſeines Bruders anfing, ließ er den Namen Geta wegſchaffen, und dafür Worte einfügen die zur Inſchrift nicht paſſen. Ein Werk von vergoldeter Bronze, den Kaiſer mit den Söhnen auf einem ſechsſpännigen Triumphwagen

vorstellend, verherrlichte diesen Arkus; um welchen zerstörende Jahrhunderte eine solche Verschüttung angehäuft hatten, daß er bis zum Drittheil seiner Höhe eingesunken war. Schon Leo X fing an, ihn bis zum alten Pflaster ausgraben zu lassen. Der itzige Papst aber ließ ihn mit einer Ringmauer umziehen, in welcher eine Thüre angebracht ist, durch welche man hinabsteigen kann. — In geringer Entfernung von diesem Bogen, gegen Südwest, erhebt sich eine alleinstehende kannelirte Säule von weißem Marmor, korinthischer Ordnung; sie ragt mit ihrer Basis über die Erde empor. Einigen Antiquaren ist es wahrscheinlich, daß sie auf ihrem Gipfel die Bildsäule eines verdienten Mannes getragen habe*). Andere meinen, daß sie vielleicht dem Tempel Vespasians gehörte, den Domitian auf der Nordseite des Forums anlegte; in diesem Fall müßte der Tempel sich in das Forum hineinerstreckt, und einen sehr hohen Aufgang gehabt haben, weil die Säule hier das einzige antike Ueberbleibsel ist, das am vollständigsten über die Erde hervorragt.

Den 29. November.

Mehr als Bewunderung, ein nie empfundenes Erstaunen, fasset den Wanderer, der sich den ungeheuren architektonischen Werken der Alten naht. Zu ihnen gehört vorzüglich auch die Kloaka Maxima; ihr mächtiger Bogen öffnet sich in der

*) Diese Vermuthung ist, seit meiner Abreise von Rom, durch mehrere Nachgrabungen bestätigt worden.

Nähe der palatinischen Brücke und des sogenannten Tempels der Vesta *). Diese sämmtlichen Wölbungen sind, ohne alles Verbindungsmittel, wunderbar kunstreich, vermittelst dreifach in einandergefügter übermäßigen Steinmassen, gleichsam zum Trotz der Zeiten, durchgeführt worden. Ihr ursprünglicher Bau rührt von Tarquinius dem Aelteren her, dem es auf diese Weise gelang, das Forum und andere sumpfige Niederungen der Stadt auszutrocknen. Jahrhunderte zogen vorüber, sie konnten den unterirdischen Kanälen nichts anhaben. Nur durch Verschlämmungen waren hie und da ihre Durchgänge verstopft. Indeß hatte Rom den Gipfel seiner kolossalen Größe erreicht: unter August war es in der römischen Welt nun ruhig genug, um Verfallnes wieder aufzurichten. Des Kaisers Schwiegersohn Agrippa übernahm, diese Kanäle zu reinigen und noch dauernder herzustellen. So ward die Kloaka Maxima gewissermaßen sein Werk. Er hatte wohl Ursache sich dessen zu freuen: darum hielt er vor den Augen des jauchzenden Volks gleichsam einen Triumphzug zu Schiffe, und segelte durch die ungeheure Wölbung in die Tiber hinein. — Ganz

*) S. Piranesi della Magnificenza di Rom. Tav. 3. Wie wenig haben die Verkündiger altetruriſcher Herrlichkeit ihren Vortheil verſtanden, wenn ſie auf dieſe von Tarquin durch hetruriſche Baumeiſter aufgeführten, ohne allen Mörtel, bloß durch Steinmaſſen verbundenen unterirdiſchen Wölbungen nicht beſonders Rückſicht nahmen? Selbſt Micali ſchweigt davon. B.

Rom ist mit ähnlichen Kanälen unterwölbt, die zum Theil als Kloaken den Schlamm ab-, zum Theil als Aquedukte trinkbares Wasser zuführen. Welche Festigkeit aber hält diese Bauwerke zusammen! Die verschiednen Erdbeben, die seit Jahrtausenden Rom erschütterten, vermochten sie nicht zu zerstören; und auf ihren Bögen ruhen Kirchen und Paläste. In spätern Zeiten haben zwei Päpste, Gregor V und Gregor XV, sich um die Kloaken verdient gemacht: Letzterer ließ eine neue anlegen, welche die Wasseranhäufungen am Pinzius und Quirinal zur Tiber ableitete.

In der Nähe, wo der große Kanal beginnt, haben sich zwei Ueberbleibsel alter Zeit erhalten: der sogenannte Janusbogen, unter welchem Geldwechsler ihre Geschäfte trieben; und ein kleiner Ehrenbogen. Beide offenbaren schon den tiefen Verfall der Bildhauerei und Baukunst. Das erste Werk, ein von ungeheuren weißen Marmorsteinen erbautes Viereck, das oben bedeckt ist, und zwei sich kreuzende Durchgänge bildet: in den vier Ecken hatten die Wechsler ihre Stellen. Der andre, kleinere, Bogen ist ein Denkmaal, von den Goldschmiden und Wechslern der Septimischen Familie errichtet. Im Innern sind auf der einen Seite der Kaiser und seine Gemahlin, sammt der Göttin Felicitas, in halb erhobner Arbeit abgebildet, auf der andern Seite eben so die beiden Prinzen. Der Wütherich Caracalla, gleichsam um den Brudermord auf alle Denkmaale auszudehnen, die an den

edlen Jüngling erinnern konnten, befahl überall dessen Namen und Abbildung zu vertilgen. Schneller als Forderungen des Rechts, werden Tyrannenbefehle vollzogen: die Beauftragten fielen, in Eifer und blinder Eilfertigkeit, über die Glücksgöttin her; erst als diese schon zur Hälfte abgehauen war, wurden sie ihres Mißgriffes inne, und vernichteten dann das Bildniß des Geta. Was vertilgt werden sollte, das Andenken des Ermordeten, und die Verruchtheit der That, ist durch jenen Mißgriff nur um so anschaulicher und dauernder auf die Nachwelt gekommen.

Den 30. November.

Wie die Cloaka Maxima ein Ehrendenkmaal des älteren Tarquinius ist: so haftet dagegen an der Tiber-Insel das Andenken der Tyranneien des berüchtigten Tarquinius Superbus, und des Sturzes der Königsherrschaft.

Als der Despot mit seiner lasterhaften Familie aus Rom verjagt war, gab der Senat die Feldfrüchte von ihren weitläuftigen Aeckern dem Volke Preis. Aber keiner der Bürger wollte von dem Getreide der Volksunterdrücker etwas annehmen oder genießen: sie schnitten es hart an dem Boden ab, und trugen die ganze reiche Ernte in Körben zur Tiber. Der Strom war seicht, die Körbe blieben auf dem Grunde des Flußbettes kasten, und bildeten eine Erhöhung, wo nach und nach der Schlamm sich anhäufte, und so eine bedeutende

Insel bildete, welche nachher durch künstliche Mittel festern Bestand erhielt. Vielleicht wollte man, durch diese Sage von der Entstehung, nur dem Tyrannenhasse eine sichre Unvergeßlichkeit geben.

Die Insel ward in der Folge dem Aeskulap geheiligt. Die römische Wundergeschichte erzählt die Veranlassung folgendermaßen. Drei Jahre hindurch, vom J. nach Erbauung der Stadt 462 an, wüthete eine fürchterliche Pest. Die Sibyllinischen Bücher, oder wie andre melden, der Gott zu Delphi wurden befragt. Das Orakel rieth, sich an den Aeskulap in Epidaurus zu wenden. Dies geschah. Kaum war man dort gelandet, so erschien eine Schlange, die gerade dem römischen Schiffe zueilte. Die Gesandten, fest überzeugt, daß in ihr die Gottheit selbst wohne, segelten freudig mit ihr nach Rom zurück. Als das Schiff in der Tiber anhielt, entschlüpfte die Schlange und begab sich auf jene Insel. Die Pest hörte augenblicklich auf. Dem Aeskulap ward nun auf der Insel ein prächtiger Tempel erbaut. Um das Andenken seiner wunderbaren Ueberfahrt auf bedeutende Weise zu verewigen, wurde der Insel selbst, durch Nachhülfe von Substruktionen, die Gestalt eines Schiffes gegeben, und zu noch größerer Aehnlichkeit mitten auf derselben ein Obelisk errichtet der den Mastbaum vorstellen mußte. Am Eingange des Tempels war eine Schrift in Stein gehauen, welche die Nachricht von der Zusammensetzung des Gegengiftes enthielt, dessen sich Antiochus der

Große bedient hatte. Neben dem Tempel stand ein Krankenhaus. Jahrhunderte hindurch unterhielten die Priester in diesem Tempel eine Schlange, und ließen das Volk glauben, daß es die nehmliche sey, in welcher Aeskulaps Gottheit wohne. Die Kranken mußten sich auf dem Fußboden in den Hallen zum Schlaf lagern, und einen Traum erwarten, der ihnen ein Heilmittel ihrer Krankheit anzeigte. Jeder Hergestellte war verpflichtet, den Verlauf seiner Krankheit und seiner Genesung aufzuschreiben, und in dem Tempel niederzulegen. Alle Wände desselben waren mit solchen Nachrichten behangen; wie man itzt in katholischen Kirchen die Kapellen wunderthätiger Bilder mit Krücken und Anzeigen der wiedererlangten Gesundheit behangen sieht *).

Zwei

*) Die Stadt Epidaurus, die Heilige auf Münzen genannt, war die Mutterloge des alten Asklepiadenordens, dessen Vereidung wir noch fragmentartisch im sogenannten Eidschwur des Hippokrates besitzen, und dessen geheime Geschichte noch immer manche Aufklärung erwartet. Von da stifteten auswandernde Aeskulapiuspriester eine Tochterloge auf der Tiberinsel, wobei die Gaukelei mit der Heilschlange nun den Glauben der Clairvoyans, die es durch Träume im Tempel wurden (durch Incubation), beförderte. Dies alles ist ausführlicher entwickelt worden in Böttigers Abhandlung: der Aeskulapiusdienst auf der Tiberinsel, überschrieben, in C. Sprengels „Beiträgen zur Geschichte der Medizin," Stück 2, S. 163 ff. Die älteste Receptirkunst bestand überall nur aus Votivtafeln in den Tempelhallen des Aeskulapius. Unter Kaiser Anto-

Zwei Brücken verbinden die Insel mit der Stadt. Pons Fabricii, itzt von einigen vierköpfigen Hermen dort quattro Capi genannt, wurde bald nach der Verschwörung des Catilina erbaut. Die Brücke ist schön und einfach. Eine Inschrift an dem großen Bogen nennt den Aedil Fabricius als ihren Erbauer. Sie führt von der Insel zu dem alten Marsfelde. Pons Cestius, von dem Consul der sie errichten ließ, itzt S. Bartolommeo, nach der nicht weit entfernten Kirche, verbindet die Insel mit dem Janikulus. Auch sie ist in edlem Geschmack aufgeführt. Nardini behauptet, die Fabrizische Brücke sey noch aus den Zeiten der Republik, und eben dieselbe, über welche die dreihundert und sechs Fabier zogen, die sich zur Befreiung des Vaterlandes verschworen hatten. Eine alte Inschrift an der Cestiusischen Brücke sagt, daß Valentinianus, Valens und Gratianus sie im J. Chr. 375 von der Baufälligkeit herstellen ließen *).

Die Länge der Insel beträgt 500, die Breite

nin dem Frommen, wo alle alte Superstitionen wieder erweckt wurden, kam auch die Wundermedizin auf der Tiberinsel wieder stark in Aufnahme, wie alte Münzen beweisen. S. Eckhel Doctrin. N. V. t. VII, p. 32. Fünf Wunderrecepte in griechischer Sprache, die man in neuerer Zeit ausgrub, sind aus dem Zeitalter Antonins. In der sorgfältigsten Abschrift in Kupfer gestochen giebt sie Lumisden Remarks on the Antiqu. of Rome pl. X. B.

*) S. Gruter's Inscriptt. p. CLX. B.

100 Schritte. In der Folge wurden hier auch dem Jupiter Lycaonius und dem Gott Faunus Tempel geweiht *), die man durch prächtige Arkaden verband. Auch Cäsarn ward hier eine Bildsäule errichtet, von welcher man glauben machte, sie habe einst durch ein Wunder ihr Gesicht von Abend nach Morgen gewendet. — Auf der Trümmer des Aeskulaptempels steht nun die Kirche des heil. Bartholomäus. Vor ihr sieht man noch die Spitze des alten Obelisks, welche ganz mit Hieroglyphen bedeckt ist. Die Kirche S. Giovanni Calibita wurde auf Trümmern des Jupitertempels erbaut. Neben ihr steht ein Hospital.

Die Luft auf dieser Insel hält man für sehr gesund. Der Standpunkt auf der Brücke Quattro Capi gewährt schöne Ansichten. Gegen Morgen erblickt man den Tempel der Vesta, den Tempel der Fortuna, die gewaltigen Trümmer der Kaiserpaläste, und die zerfallne Brücke die daher ponte rotto heißt; gegen Abend, die schöne Brücke, welche Papst Sixtus IV bauen ließ. Dagegen giebt die an der Tiber sich hinstreckende Judenstraße einen niederschlagenden Anblick. Die unglücklichen Ueberbleibsel des Israelitischen Volks sind in diese enge schmutzige Straße zusammengedrängt; alles Elend der Armuth, der Verachtung und der Verstoßenheit ist hier gehäuft. Nach dem Ave Maria

*) Beide hatten auch auf medizinische Jongleurs und Gaukeleien Beziehung. S. Beiträge zur Geschichte der Medizin II, 185. B.

werden die Juden im Ghetto (so heißt diese Straße) eingeschlossen; während christlicher Feierlichkeiten dürfen sie diesen Bezirk gar nicht verlassen. Auf dem Platz vor der Judenstraße sieht man zwischen zwei lieblichen Marmorgestalten eine schöne Fontäne, die reichlich ihr Wasser ergießt.

Den 1. December.

Unter den großen Werken der Baukunst, durch welche die Römer sich auszeichneten, treten besonders die Aquedukte hervor.

Vierhundert und vierzig Jahre behalf sich der immer größer werdende Staat nur mit dem schlechten Wasser der Tiber, und einiger Brunnen und Cisternen, als der Censor Appius Claudius *) den ersten Aquedukt anlegte. Von Bergen herab, und durch Thäler, wurde mehrere Meilen her das Wasser zur Stadt geleitet. Von manchem Aquedukt zogen sich die Röhren stellenweise, wo sie auf höhere Gegenden stießen, siebenzig Fuß unter der Erde hin, und führten das Wasser dann den Kanälen zu, welche auf gewaltigen Bögen über tiefe Thäler zur Stadt fortliefen. Große Wasserkastelle schlossen sich in gewissen Entfernungen den Bögen an; in diesen und in unterirdischen überwölbten wei-

*) Es ist der nehmliche blinde Appius Claudius, der sich um den Bau der großen gepflasterten Heerstraßen so verdient machte, und der den Karthagern ewige Feindschaft schwur.

ten Teichen läuterte sich das Wasser, ehe es sich aus den verschiedenen Springbrunnen ergoß. Jetzt noch findet sich unter der Villa Medici ein solcher Teich; dessen Gewölbe zuweilen erleuchtet wird, und dann eine außerordentliche Wirkung hervorbringen soll.

Zur Zeit des Prokopius hatte Rom 14 Wasserleitungen; andre Schriftsteller nennen deren 24: wahrscheinlich sind in dieser Zahl die verschiednen Arme der Haupt-Aquedukte mitbegriffen. Mehrere Kaiser haben sich um den Bau der Wasserleitungen verdient gemacht: denn nicht nur die ausgebreitetere Stadt und die ansehnlichere Volksmenge, auch die immer steigende Anzahl der Bäder, erforderten eine größere Wassermenge. In späterer Zeit vernichteten die Kriege der Barbaren diese herrlichen, mit ungeheuren Kosten und Kräften aufgeführten Werke; ihre Zerstörung ist eine Mitursache der verödeten Campagna um Rom, die aus Mangel an Wasser nicht bewohnt werden kann. Jetzt sind nur noch drei Wasserleitungen vorhanden, durch verschiedene Päpste in brauchbaren Stand gesetzt. Sehr auffallend ist der Unterschied des alten Mauerwerkes gegen das neuere. Jenes zeichnet sich durch die gewaltigen Quadersteine aus, die in einander gefügt, solche Pfeiler und Bogen bilden, welche selbst in den Trümmern noch der zerstörenden Zeit Trotz zu bieten scheinen. Die äußern Wände dieser Mauern, mit Backsteinen bekleidet, zeigen zum Theil noch die sorgfältige Politur, die man ihnen zu geben pflegte.

Acqua Appia ist die älteste Wasserleitung,

ſie wurde durch den blinden Cenſor Appius Claudius im J. 440 angelegt. Das Waſſer, aus einer Quelle am Präneſtiniſchen Wege im alten Latium herbeigeführt, machte, zum Theil unter der Erde, einen Weg von 11590 Schritten, und kam zur Porta Trigemina, unweit dem itzigen St. Paulsthore, in die Stadt — Das reinſte trinkbare Waſſer lieferte die Acqua Marzia, welche Waſſerleitung im J. Roms 608, auf Befehl des Senats, der Prätor Markus Titius anlegte. Sie nahm ihren Anfang aus dem Piceniſchen Brunnen, ging durch das Gebiet der Marſer und den Fuciniſchen See, in einem Aquedukte von 60710 Schritten nach Rom. Auguſtus, Vespaſian, Titus, Nerva und Diokletian haben große Summen zur Erhaltung dieſes Aquedukts verwendet.

Die vom Kaiſer Auguſtus angelegte Waſſerleitung kam aus dem Alſietiniſchen See, maß einen Weg von 22000 Schritten, war aber nur zur Befeuchtung der Gärten in Rom und zu Naumachien brauchbar. Papſt Paul V ließ dieſen Aquedukt herſtellen, und mit der Acqua Sabatina vereinigen. Daher der itzige Name Acqua Paola; ſie führt der Gegend des Janikulus und des Vatikans den gehörigen Bedarf zu.

Agrippa welcher ſich in ſo vielen Rückſichten um Rom verdient gemacht hatte, vermehrte auch die Zahl der Waſſerleitungen. Er legte den Aquedukt der Acqua Giulia an, verband dieſen mit der Aqua Tepula, die aus einem Quell im Tus-

kulanischen Gebiete bis zum Kapitolinischen Berge hinaufging. Später erbaute er eine zweite Wasserleitung, die Aqua Virgo. Ein junges Mädchen zeigte den Soldaten, welche beauftragt waren eine neue Wasserader zu suchen, diese vortrefliche Quelle an, durch welche das beste Trinkwasser nach Rom kam. Ihr zu Ehren, gab Agrippa der Quelle jenen Namen, und errichtete daneben eine Kapelle, in welcher das Gemälde der Jungfrau aufbewahrt wurde. Dieser Aquedukt versorgte vormals das ganze Marsfeld mit Wasser. Hadrian erneuerte ihn, und Papst Pius IV stellte ihn unter dem nehmlichen Namen her: Acqua Vergine. Die Quelle entspringt im Lukullanischen Gebiete, kömmt bei Muro Torto unweit der Porta del Popolo in die Stadt, und läuft bis unten am Fuße der Kirche Trinita de' Monti fort.

Das Wasser des Claudischen Aquedukts, den schon Caligula anlegte, war an Güte der Aqua Virgo gleich; kam vom Simbrianischen Hügel, lief 36200 Schritt unter der Erde fort, und machte überhaupt einen Weg von 45000 Schritten. Es wurde so hoch getrieben, daß die höchsten Punkte der Stadt daran Theil nehmen konnten. Auch war dies Werk vorzüglich dauerhaft gebauet, wie die noch vorhandenen großen Ruinen bezeugen.

Der durch Sixtus V erbaute Aquedukt wird nach dem Mönchsnamen dieses Papstes Felix, Acqua Felice genannt. Die Quelle, die er aufnimmt, entspringt bei dem Oertchen Bottino. Er

führt das Waſſer am Regilliſchen See vorbei, geht über den Labikaniſchen Weg hin, und fällt in die Claudiſche und Marziſche Waſſerleitung. Vor der Porta S. Giovanni, auf dem Wege nach Fraskati, ſieht man die gewaltigen Trümmer der Marziſchen und Claudiſchen Leitungen, die, wo das Lokal es geſtattete, für die Acqua Felice benutzt wurden. Dies Waſſer rinnt zum Theil in unterirdiſchen Röhren, und kömmt über das Thor Maria Maggiore zur Stadt, wo es zu weiterer Vertheilung über einige Bögen der Claudiſchen Leitungen fortläuft, welche itzt zugemauert ſind, und einen Theil der Stadtmauern bilden.

Dieſe Waſſerleitungen *) kamen auf verſchiednen Punkten zuſammen, und bildeten gewiſſermaßen Aeſte und Adern, aus welchen das Waſſer neu vertheilt der Stadt zuſtrömte, ſo jedes Haus verſorgte, und jeden Platz mit einem feenmäßigen Nymphenſpiel belebte. Jeder Aderknoten dieſer Leitungen war ein mächtiges Gebäude, ein ſogenanntes

*) Niemand wird die Abſicht der edlen Verfaſſerin verkennen, in welcher ſie von den wundervollen Waſſerleitungen des alten Roms ausführlicher ſprach. Der große Römergeiſt waltet in ihnen wohlthätiger, als in vielen andern hochgeprieſenen Werken. Wie wenig hat dieſer Zweig der öffentlichen Prachtliebe auf die neue Welt fortgeerbt! Darin werden wir ſogar von den Türken beſchämt, die wir ſo gern Barbaren ſchelten. Die ganze Materie der römiſchen Waſſerleitungen iſt uns darum eine der deutlichſten und aufgeklärteſten, weil von Frontinus, dem Oberaufſeher aller Waſſerleitungen unter Nerva, noch

Wasserkastell. Das vorzüglichste derselben ist nun eine Ruine, in welcher die Armuth lebt; es wird Castello del Mario auch Trofei di Mario genannt, weil ehemals an diesem Kastell die Siegeszeichen des Marius aufgestellt waren.

Den 2. December.

Der erste Eindruck, den der Anblick der ungeheuren Ruine des Flavischen Amphitheaters *) auf mich machte, war so überwältigend, ich möchte sagen betäubend, daß ich Mühe hatte mein Gemüth zu einer ruhigen Beschauung zu sammeln. Bei manchem umfassenden Bauwerke entwickelt sich die Vorstellung der Größe nach und

ein ausführliches Werk über diesen Gegenstand sich erhalten hat. Indeß bedarf dies Buch selbst, nach Poleni's trefflicher Bearbeitung und nach den gelehrten Arbeiten des Rafael Fabretti und Alberto Cassio, noch manche Aufhellung. Die Zahlen sind im Grundtext oft unwiederherstellbar verdorben. Für den ersten Bedarf hat Adler in seiner übrigens oft nachlässig kompilirten Beschreibung der Stadt Rom im 7ten Kapitel alles recht zweckmäßig zusammengestellt, wo sich auch ein gut verkleinertes Kärtchen nach Fabretti befindet. B.

*) Vespasian erbaute, nach der Eroberung von Jerusalem, diesen größten und dauerhaftesten Schauplatz der Welt; Titus vollendete denselben, und weihete ihn seinem verstorbenen Vater. Diese Kaiser waren aus der Flavischen Familie: daher der Name des Gebäudes, welches itzt gewöhnlich das Kolisseum heißt.

nach. Ganz anders bei dem Kolisseum: hier wird die Fantasie gleichsam durch einen heftigen Ruck plötzlich zum Gipfel empergerissen. Mit rascher imponirender Kühnheit erhebt sich vor dem erstaunten Blick das gewaltige Gemäuer, welches mächtig und kräftig dasteht, und weder von den öfteren Erderschütterungen, noch von der langsam nagenden Zeit, noch von den Händen heidnischer und christlicher Barbaren, ganz überwältigt werden konnte.

Dies Wundergebäude, aus welchem eine erhabene Kunstidee hervorleuchtet, würde die Seele mit unvermischter Bewunderung erfüllen, wenn sie sich von der Vorstellung des empörenden Zweckes eines solchen Kraft- und Kunstaufwandes losmachen könnte. Aber mit Schauder steh' ich auf dem Boden, der das Blut unzähliger Schlachtopfer einer ruchlosen Grausamkeit einsog, die mit religiösem Festpompe zusammen gestellt war. Wie tief mußte ein Volk gesunken seyn, welches den Anblick der Todesangst und des Menschenmordes zu den höchsten Ergötzungen zählte; welches, aller edlern Bedürfnisse vergessend, in seinem stumpfsinnigen Müssiggange nur nach Brot und Mordspielen schrie! Der Veranlassungen zu solchen Kämpfen waren viele: besonders wurden die Leichenfeierlichkeiten vornehmer Römer dadurch verherrlicht. — Zur Zeit des sogenannten großen Pompejus hatte das römische Volk, trotz seiner räuberischen Weltunterjochungs-Kriege, noch so viel Menschlichkeit

behalten, daß es in den prachtvollen Thierkämpfen, welche Jener veranstaltete, das Geheul der verwundeten Elephanten nicht ertragen konnte, und den Pompejus bitter und laut der Grausamkeit anklagte. Später aber forderte es, an Blutvergießen als Lustanblick immer mehr gewöhnt, selbst mit Ungestüm solche Kampfspiele, in welchen freiwillig dazu gedungene Menschen, unglückliche Fechter, sich wechselseitig den Tod gaben. Feste dieser Art wurden die Preise der Volksgunst; vor den Bühnen solcher Mordscenen reisten jene Faktionen, die den Staat zu Grunde richteten. Die aus den Parteyfehden entstandenen Bürgerkriege, wo Brüder gegen Brüder wütheten, und die darauf folgenden Tyranneien der fürchterlich despotischen Kaiser, waren eine Frucht dieser verworfenen Verwilderung. Es kam so weit, daß selbst der wegen seiner Milde hochgepriesene Kaiser Titus, aus Gefälligkeit gegen das Volk, zur Einweihung des vollendeten Amphitheaters, ein Fechterspiel von vielen Tagen nacheinander gab, in welchem sich mehrere tausend Fechter gegenseitig ermorden mußten! — Entsetzen erregt der Zweck dieses Prachtwerkes, und Entsetzen die Art seiner Entstehung. Ohne einen Ueberfluß von Sklavenhänden konnte es nicht zu Stande gebracht werden. Namentlich wurden die unglücklichen Israeliten, die nach Beendigung des Jüdischen Krieges als Staatssklaven nach Rom gebracht waren (man giebt ihre Anzahl auf zwölf tausend an), in angestrengter Frohnarbeit zur Her-

beiſchaffung des Materials und zur Schleifung der Steine gebraucht.

Das bewunderte Gebäude ſtand noch in ſeiner Herrlichkeit, als die Nordiſchen Pilger Rom beſuchten. Hingeriſſen von dem großen Anblick, riefen ſie aus: So lange das Koliſſeum ſteht, wird Rom ſtehen; wenn dies Gebäude fällt, wird Rom fallen; und fällt Rom, ſo geht die Welt unter. Dieſe Aeußerung wurde nachher zu einem Sprichworte, welches uns der Mönch Beda aus dem achten Jahrhundert aufbewahrt hat *).

Das Koliſſeum liegt zwiſchen dem Esquiliniſchen und Cöliſchen Berge, in der Gegend wo zu Nero's Zeiten ſich ein großer Teich befand, der zu den Umgebungen ſeines goldnen Hauſes gehörte. Auch ſtand in dieſem Raume eine koloſſale Bildſäule des Tyrannen. Ob es nun von dieſer Statue oder von der eigenen Größe, den neuern Namen führt, darauf komm' es wenig an **).

*) Es ſey erlaubt, die Stelle auch im Grundtext herzuſetzen, da ſie oft falſch angeführt wird, und zugleich beweiſet, wie damals die Benennung war: Quando ſtat Colyſaeus, ſtat et Roma; quando cadet Colyſaeus, cadet Roma; quando cadet Roma, cadet et mundus. Venerab. Bedae Opera T. III, col. 480 (edit. Colon. Agripp. 1612). Vergl. Gibbon's feine Bemerkung zu dieſem Ausſpruch Angelſächſiſcher Pilgrimme, in ſeiner History of the Decline of the Roman Empire T. XII, p. 419. ed. Lond. 8.

**) Schon Scip. Maffei degli Anfiteatri I, 4. hat gründlich die Sage von einer koloſſalen Bildſäule

Es ist ein länglich rundes Gebäude, dessen Ringmauer eine Höhe von 150 Fuß hat. An der westlichen Seite ist diese bis zu ihrem Gipfel hinauf erhalten; die östliche hingegen ist bereits sehr zerstört, doch bleibt die ehmalige Form dieses prächtigsten Amphitheaters vollkommen sichtbar. An den Steinen der Außenseite sind drei übereinanderstehende Säulenreihen, nicht stark hervortretend, als Zieraten ausgehauen, so daß durch diese Unterbrechungen die hohe Mauer in drei Absätzen aufsteigt. Die innere Länge des Ovals ist 581 Fuß, die Breite oder der kleinere Durchmesser, 481; der äußere Umfang, 1616 Fuß. Das ganze Gebäude ruht auf 81 numerirten Bogen. Die Außenseite war mit Marmor bedeckt, und mit Bildsäulen geziert; das Innere mit 70 Reihen sich über einander erhebender Sitze umgeben, und gleichfalls mit Marmor bekleidet. Ueber 80000 Zuschauer hatten auf diesem Raume Platz. Vier und sechzig Eingänge, die man Vomitorien nannte, führten in das Innere, wo die Gänge und Treppen so geschickt angelegt waren, daß Jeder nach seinem Range ohne die geringste Unordnung oder Verwirrung zu seinem Platz gelangen konnte. Gegen Sonne und Regen schützte ein großer Segelüberhang, der über den Häuptern der Zuschauer zusammengezogen wurde.

widerlegt, wovon das Coliseo oder Kolosseum, wie wir im Deutschen es wohl nennen sollten, den Namen habe. (Auch mehrere Italiäner schreiben Colosseo.) B.

Der innere mit Sand beſtreute Raum, den die unglücklichen Fechter mit ihrem Blute färben mußten, hieß die Arena. In ihrem Mittelpunkte ſtand der einer Gottheit geweihte Altar. Umgeben war ſie mit feſten Gewölben, deren einige zur Aufbewahrung der Fechter und der wilden Thiere dienten; andere zu Waſſerbehältniſſen, theils um mittelſt eines Druckwerks die Arena zu beſprengen und den Staub zu löſchen, theils den ganzen Raum mit Waſſer zu füllen, wann Seegefechte gegeben wurden. Das eine Gewölbe hatte die Beſtimmung, die ganz oder halb getödteten Fechter aufzunehmen, welche vom Platze durch die Todtenpforte in daſſelbe geſchleppt wurden, wo die tödtlich Verwundeten dann ohne Bedenken den letzten Todesſtoß erhielten. Die Eingänge zu allen dieſen Gewölben befanden ſich in einer, rund um die Arena gezogenen, ſehr ſtarken Mauer. Auf dieſer ſtand ein Geländer, um die Zuſchauer vor den wilden Thieren zu ſchützen. Es war mit Säulen geziert; und der Platz hinter demſelben hieß Podium: an dieſem erhoben ſich die Sitze der Zuſchauer *). Oft ließen die Kaiſer die

*) Bekanntlich hatte ſchon der wackere Phelloplaſt Carluccio, zum Behuf ſeines viele Jahre lang mit unglaublicher Anſtrengung gearbeiteten Korkmodels vom Coliſeo, den weit tiefer herabgehenden Grund des innern Raumes bemerkt, und durch Nachgrabung außer allen Zweifel geſetzt. Unter dem Franzöſiſchen Gouvernement unterſtützte Dzeu die Aufgrabung und Räumung der Arena mit großen Geldſummen. Der Baumeiſter Bianchi di Lugano

Arena in Wald und Feld verwandeln, wo dann durch Maſchinen bald heſperidiſche Gärten hervorgezaubert wurden, bald ſchroffe Felſen und ſchauerliche Höhlen, zur Nachahmung thraziſcher Gebirge. Man kann ſich die Pracht des Amphitheaters in ſeiner vollen Herrlichkeit nur einiger-

machte über den Zweck der neuentdeckten Gänge, Treppen und Gewölbe ſehr ſinnreiche Bemerkungen. Es zeigte ſich, daß was man bisher für das ſogenannte Podium und den Sitz der Kaiſer, der Senatoren und Veſtalinnen gehalten hatte, dies gar nicht war, ſondern daß dies tiefer unten weit geräumiger und anſtändiger zu ſuchen iſt. Bianchi's Behauptung erregte den lebhafteſten Widerſpruch. Allein die Sache leidet keinen Zweifel. Seine Erklärung iſt durch eine Vorleſung in der römiſchen Akademie der Archäologen von Lorenzo Re Romano ſinnreich vertheidigt und beſtätigt worden: Osservazioni sull' arena e sul podio dell' anfiteatro Flavio, fatte dal Sig. Bianchi, illustrate e difese da Lorenzo Rè Romano (Rom 1812. 14 S. gr. Fol. mit einem großen Plan). Möchte doch der nur zu ſichtbar eintretende Rückſtoß, um es nicht Rückfall zu nennen, zum Alten, was doch als veraltet auf immer gefallen ſeyn ſollte, nicht manche wirklich lobenswerthe Unternehmung in Italien, bloß darum, weil ſie unter franzöſiſcher Genehmigung geſchehen, nun verwerfen und vernichten. Dann erhielten wir vielleicht auch noch die Memorie sulli principali monumenti d'Italia, wovon ſchon die Abhandlungen zu zwei Bänden fertig lagen, und wo alle neuere Streitſchriften über das Coliſeo abgedruckt werden ſollten. Doch vieles wird uns Millin's Reiſe durch Italien, an welcher der unermüdete Mann unter ſehr ungünſtigen Umſtänden in Paris fortarbeitet, in gedrängten Auszügen mittheilen. B.

maßen denken, wenn man in Rom den innern Marmorſchmuck der Kirchen ſieht, welche zum Theil mit dem Raube dieſes großen Monuments bekleidet ſind.

Bis zu Honorius Zeiten dauerten die empörenden Fechterſpiele fort; ſelbſt das immer mehr Anſehn und Ausbreitung gewinnende Chriſtenthum vermochte nicht die Blutluſt des Volkes zu hemmen. So ſollte auch der Sieg des Kaiſers über den Gothenkönig Alarich durch ein ſolches Spiel verherrlicht werden. Aber die Kühnheit eines begeiſterten Mönches, der ſich zwiſchen die Kämpfenden warf, und ihnen im Namen Gottes den gräßlichen Unfug unterſagte, verwandelte die Beluſtigung in einen Tumult. Dadurch und durch den Einfluß ſeines größeren Feldherrn Stilicho veranlaßt, gab Honorius das Edikt, welches die Fechterſpiele unwiderruflich verbot. — In viel ſpäteren Zeiten, den 3. September 1332, ward die tolle Sitte gewiſſermaßen wieder erneuert. Durch ein allgemeines Aufgebot luden einige Römiſche Familien den ſämmtlichen Italiäniſchen Adel ein, auf Mauriſche und Spaniſche Weiſe ein Stiergefechte zu halten. Männer und Jünglinge aus den angeſehenſten Häuſern folgten der Aufforderung. Mit feierlicher Pracht begann der Kampf, der aber ſehr unglücklich für die tapfern Ritter ausfiel. Achtzehn fanden den Tod, neun wurden ſchwer verwundet; und dagegen nur elf Stiere erlegt *).

*) Ludovico Monaldesco beſchreibt dies ſonderbare Stiergefecht in den älteſten Fragmenten römi-

Zu Anfang des 10ten Jahrhunderts, als Rom durch innere Faktionen verheert wurde, ſchuſen die ſich bekriegenden Familien ſolche alte Gebäude, die Schuz und Widerſtand bei Belagerungen verſprachen, zu Feſtungen um. Das Koliſſeum, welches eine zahlreiche Mannſchaft faſſen konnte, ward durch ſeine hohen ſtarken Mauern einer der feſteſten Plätze Roms. Im 14ten Jahrhundert ergieng ein förmlicher Beſchluß über die Vernichtung der Monumente des Alterthums. Im päpſtlichen Archiv iſt der Brief aufbehalten, in welchem die Häupter der Faktionen ſich die Ueberreſte der erhabenen Baukunſt zutheilten, mit dem Rechte die Denkmäler niederzureißen und zu ihrem Nuzen zu verwenden *). Die Paläſte Farneſe und Barberini wurden, zur Schande der Päpſte dieſer Namen, aus den Steinen des Koliſſeums erbaut. — Der edlere Benedikt XIV rettete dies herrliche Monument von der völligen Zerſtörung. Er brachte die auch jezt noch koloſſalen Trümmer unter den Schuz

ſcher Annalen. (Bei Muratori Rer. Ital. Scriptt. T. XII, col 535.)

*) Der Abbé Barthelemy führt folgende Stelle, das Koliſſeum betreffend, aus dem erwähnten Briefe in der Bibliothek des Vatikans an: „Wenn übrigens Alle darin übereinſtimmen, dann ſoll, was „vom Koliſſeum losgeriſſen werden kann, oder das „ſelbſt ausgegraben wird, Gemeingut ſeyn.“ (S. Memoire sur les anciens monumens de Rome: Acad. des Inscript. XXVIII, 585.)

Schutz der Religion, indem er durch 14 Altäre den Raum weihete, auf welchem so viele Christen als Opfer des heiligen Glaubens ihr Leben verblutet haben.

Den 3. December.

Wir durchwanderten diesen Nachmittag das Innere des Kolisseums, zu welchem jetzt noch zwei Eingänge führen. An dem einen hat ein Eremit seine Wohnung, und eine kleine Kapelle. Durch sie kamen wir zu den noch nicht ganz verfallenen Gängen hinauf, wo ehedem die Zuschauer zu ihren Sitzen gelangten. Grausen erregt es, auf diesen Gewölben wandelnd, durch die durchbrochenen Stellen zu der untern Tiefe hinabzublicken; und traurig jedoch zugleich anziehend und romantisch erscheint der innere Umfang des ungeheuren halbzerstörten Gebäudes. Die Natur ist rastlos bemühet, dies von der Zeit und von Menschenhänden abgenagte Gerippe zu bekleiden. Ein buschiges Grün von Epheu und anderem Rankengewächs ergießt sich in üppiger Fülle über die Steinmassen, die im Einsturz zu schweben scheinen, und gleichwohl durch den bloßen Gegendruck schon seit Jahrhunderten einander festhalten. Reizend sind die mannichfaltigen Aussichten und Fernen, welche sich durch die Oeffnungen der hohen Mauern darbieten. Man überschaut die großen Trümmer der Kaiserpaläste, in verworrenen Massen aneinander gehäuft. Nach einer andern Richtung, die Pyramide des Cestius;

Universitäts-Bibliothek München

in ihrer Nähe streckt sich der Aquedukt des Claudius, der sich weithin verliert und an das ferne Gebirge anzuschließen scheint.

Wir verließen endlich die merkwürdige Ruine, und gingen zu dem ganz in der Nähe stehenden Konstantinischen Triumphbogen. Zwischen ihm und dem Kolisseum befindet sich noch ein kleiner Rest der ehemaligen Meta Sudans. Sie hatte die Form eines Kegels, aus welchem oben das Wasser hervorquoll, so daß es den ganzen Kegel einhüllte, und gleichsam eine Wasserpyramide bildete. Der Bogen des Konstantin erinnert an den Sieg des Kaisers über den Maxentius. Trojans Ehrenbogen aber wurde seiner Zierden beraubt, um den Konstantinischen zu schmücken. Die Basreliefe, welche sich wirklich auf den letzteren Kaiser beziehen, haben keinen Kunstwerth; dagegen sind jene wahre Meisterwerke *). Nur Schade, daß diese herrlichen Darstellungen zu sehr in der Höhe angebracht sind. Auf dem Bogen stehen, widersinnig genug, die Bildsäulen von acht Feldherrn, die ebenfalls dem Trojanischen Triumph über die Dazier angehörten.

*) Was hier nur leise angedeutet werden konnte, hat Hirt in einer ausführlichen Anmerkung zu seiner Abhandlung über das Pantheon im Buttmannischen Museum der Alterthumskunde Bd. I, Stück 2, S. 266 — 270 mit der ihm eigenen Kennerschaft und Einsicht erläutert. B.

Den 4. December.

Ein unvergleichlich schöner Wintertag, mit allen Reizen des Frühlings ausgestattet, lockte uns in die Fülle der schönen Natur. Wir gingen zu den Ruinen des Friedenstempels. Hier wandelten wir auf den ganz übergrünten Gewölben, unter Hyazinthen, Tazetten und andern Blumen, und ergötzten uns an der Aussicht nach den mit Schnee bedeckten Apenninen, die in sanften Wallungen an dem blauen Himmel hinstreiften. Ein Theil des Neronischen goldenen Pallastes stand auf der Stelle an der heiligen Straße, wo Vespasian nach dem jüdischen Kriege diesen Tempel erbaute, den er mehr zur Aufbewahrung der in dem Kriege eroberten Beute und anderer Schätze, als zur Verehrung irgend einer Gottheit bestimmte. Der Friedenstempel war eins der prächtigsten Gebäude im alten Rom; so reich an goldnen und silbernen Gefäßen und an innerer Erzbekleidung, daß als er in Brand gerieth, das geschmolzene Erz wie ein Lavastrom in das nahe Forum geflossen seyn soll.

Auf und an seinen Trümmern ist ein Conservatorium für verwaisete Mädchen erbaut, die daselbst erzogen werden, und sich durch weibliche Arbeiten ernähren. Von hier gingen wir zu der nachbarlichen Ruine des sogenannten Tempels der Sonne und des Mondes, in dem Garten der Olivetaner Mönche. Auch dieser Raum, und wahrscheinlich das Gebäude selbst, gehörte noch zu dem Neronischen Pallast. Schon oft hatte die

über die Gartenmauer emporragende Ruine unsere Aufmerksamkeit gereizt. Es sind Reste zweier quadratischer Gebäude. In jedem war im Hintergrunde, der Eingangsthüre gegenüber, eine mit der Decke gleich hohe Nische, deren gewölbte Tiefe nach außenhin weit über die Linie der Wand hervortrat. So waren beide Nischen, mit der Rückseite aneinanderstoßend, verbunden. In der einen stand die Bildsäule des Apollo, in der andern die der Diana. Die Wände sind sämmtlich verschwunden, und ihre Spuren mit Gewächsen übergrünt, aber die Nischen haben sich vollständig erhalten. Mehrere Antiquare halten die Gebäude, denen diese Reste zugehörten, für zwei Speisesäle Nero's, deren einer für den Wintergebrauch, der andere für den Sommer bestimmt war. Palladio hat den Spuren dieser Trümmer nachgeforscht, und einen Abriß der vermuthlichen Form des alten Gebäudes geliefert.

Dicht an den Garten der Olivetaner stößt der Ehrenbogen des Titus, der auf dem Wege zwischen dem Kolisseum und dem Campo Vaccino einen Durchgang bildet. Dies alte Denkmaal hat die Zeit sehr benagt, ohne doch die schöne Arbeit der antiken Kunst ganz zu vernichten. Die Darstellungen der einen innern Seite enthalten den Triumphzug des Kaisers; die der entgegengesetzten zeigen Abbildungen der aus dem Tempel zu Jerusalem weggeführten Beute: die Posaunen, den siebenarmigen Leuchter u. s. w.

Die Gegend erinnert an einen sehr merkwür-

digen Raum des alten Roms: die sogenannte heilige Straße. Sie begann wo die Meta Sudans, und früher der Tempel der Neujahrsgöttin (Strena) stand, zog dem Friedenstempel vorbei, dann wo jetzt die Kirche Cosimo e Damiano ist, weiter fort, neben dem Faustinen-Tempel, durch verschiedne Wendungen zwischen mehrern Tempeln und andern Gebäuden, über das Forum hin, zu der Burg des Kapitols hinauf. Ihre erste Heiligkeit erhielt sie durch den Friedensbund, den Romulus mit dem Sabinischen Könige Metius Curtius schloß. In der Folge gingen durch diese Straße die religiösen und die triumphalischen Aufzüge. Hier waren auch den priesterlichen Hauptpersonen ihre Wohnungen angewiesen. Die vornehmsten unter diesen Priestern waren zugleich Staatsmänner, Consuln und Prätoren. Ihnen, da sie die Auspizien hatten und im Besitz der heiligen Gebräuche waren, lag es ob, die gottesdienstlichen Feste einer Religion anzuordnen, die bloß Staatsreligion war: demnach wurde im Hause des Consuls das Fest der Guten Göttin gefeiert, dem kein männliches Wesen sich nahen durfte. Es war, als Gegensatz der wilden Bacchusfeier, das Fest der höchsten und heiligsten Sittsamkeit. Uebrigens war die Straße mit den Statuen verschiedner Götter, und verdienstvoller Personen geschmückt. Das älteste dieser Denkmaale war die bronzene Bildsäule, zur Ehre der Clölia, welche nebst mehrern römischen Jungfrauen dem Etruriſchen Könige Porsenna als Geißel über-

geben war, ſich aber heldenmüthig ſammt allen ihren Gefährtinnen der Haft entriß, mit ihnen die Tiber durchſchwamm, ſo zu den Ihrigen zurückkehrte, und durch dieſe Entſchloſſenheit, die den feindlichen König rührte, den Frieden herbeiführte.

Den 5. December.

Von den höhern Wölbungen des Koliſſeums aus, hatte mich das gegenüber liegende, von Titus Bädern übriggebliebene Gemäuer ſehr angezogen; ich verſagte mir es nicht länger dieſe große Ruine zu beſuchen.

Ein ausſchweifender Luxus der Römer gegen das Ende der Republik, und beſonders zur Zeit der Kaiſer-Herrſchaft, beſtand in den Badeanſtalten. Am Fuß des Esquilins, den die Wohnſitze vieler ausgezeichneten Männer merkwürdig gemacht haben, lagen die Bäder des Titus: auf weiten Räumen, die ſich gleichwohl mit der Ausdehnung der nachher von Caracalla und Diokletian errichteten Gebäude dieſer Art nicht meſſen konnten. Doch an Geſchmack und Kunſtſinn ſollen ſie alles übertroffen haben, und dienten in ſehr ſpäten Zeiten Baumeiſtern und Malern zum Unterricht. Ein Palladio, ein Raphael, ein Annibale Caracci, begruben ſich in dieſe höhlenartigen Gemächer, um den Geiſt der alten Baukunſt und Malerei aus den unterirdiſchen Trümmern hervorzurufen. Raphael, zu deſſen Zeit die Bäder aufgegraben wurden, führte daraus in den Logen des Vatikans zuerſt den

Geſchmack der Arabesken ein. Neue Maler und Kupferſtecher haben in illuminirten Darſtellungen die feinen Wandgemälde und Verzierungen zu allgemeiner Bewunderung nachgebildet.

Der ganze Raum dieſer Bäder iſt unter mehrere Beſitzer vertheilt. Kirchen, Kloſtergebäude, Gärten, und die Salpeterſiederei, nehmen nun die Stellen ein, wo jene Prachtgebäude ſtanden, die durch Colonnaden, mit einem Aufwande von 400 der koſtbarſten Säulen, unter einander verbunden waren. In einem dem Kloſter S. Pietro in Vincoli gehörigen Wein- und Gemüſegarten liegt die große Trümmer, welche den Namen Sette Sale führt, obgleich neun Wölbungen vorhanden ſind, von denen aber anfänglich nur ſieben entdeckt wurden. Sie dienten zur Aufbewahrung und Reinigung des von einem Aquedukte zugeleiteten Waſſers. Noch findet man den Tartarus-Niederſchlag an den Wänden dieſes großen Behältniſſes. Die Thüren die aus einem Gewölbe in das andere führen, geben ſchauerliche Perſpektive; das durch eine Oefnung hineinfallende Licht bewirkt eine magiſche Dämmerung. Im J. 1547 entdeckte man in dem nehmlichen Garten beim Nachgraben Spuren eines prachtvollen Gebäudes, Colonnen von großem Werthe, und 25 Statuen. Unter Papſt Innozenzius X fand die Nachforſchung daſelbſt noch einen Fußboden von Lapislazuli, und 54 Statuen, unter welchen ſich eine ſitzende Roma vorzüglich auszeichnete. Im Garten Gualtieri, unweit der Salpeterſiederei,

befinden sich die Ruinen der Gemächer, deren zu Raphaels Zeiten noch 30 vorhanden waren. Jetzt sind nur noch 11 zugänglich, in die man, durch über ihnen liegende dunkle Wölbungen, mit Kerzenlicht, ohne Beschwerden hinabsteigt. Hier war es, wo man unter andern den berühmten Laokoon (den Triumph der Bildhauerkunst, wie Canova ihn nennt), und ein Freskogemälde, Coriolan und seine Mutter, entdeckte *). Ich konnte nur in dreien dieser Gemächer die Malerei bewundern, welche sich seit anderthalb Jahrtausenden, trotz der Verschüttung, auf der braunen Wand so frisch erhalten hat. Lieblich schwebende Figuren von Menschen, Thieren und Blumen, durch Arabesken geschmackvoll verbunden, irren in buntem Gemisch wie scherzende Phantasmen durcheinander.

Aus dieser tiefen Verhüllung ehmaliger Pracht, aus der Dumpfheit dieses finstern Schattenreiches,

*) Es ist unter den neuern Alterthumsforschern hinlänglich bekannt, daß nur die sogenannten Sette Sale, als Wasserbehälter, zu den eigentlichen terme di Tito oder zu den Bädern gehörten; aber die später entdeckten unterirdischen Gemächer mit den schönen Wandgemälden und Arabesken, wozu auch die sogenannte Apotheose des Titus gehört, eigentlich nur Substruktionen zum Wohnhaus des Titus, zum Theil aber auch eine auf den Scirocco wohl berechnete kühle Grottenfolge waren, ein Crypteportikus, über den sich eine Schaubühne und andere Nebengebäude des Pallastes befunden haben mögen. Man findet darüber im zweiten Jahrgange des Almanachs aus Rom für Künstler und Kunstfreunde von Sick-

wand ich mich wieder empor zu dem erquickenden grünen Leben der Natur. Beim Austritt ward ich eines sterbenden Hundes gewahr, der, vermuthlich herrenlos, sich hier ein Plätzchen gewählt hatte, um in den Armen der Natur, die bisher seine Pflegerin gewesen war, den letzten Athemzug auszuhauchen. Das Sterben eines Wesens machte jetzt, da ich aus der Versunkenheit der höchsten irdischen Größe hervortrat, tiefen Eindruck auf mich. — Ich durchwanderte die, in verschiednen Entfernungen stehenden, Reste des alten Gemäuers. Ueber den Wölbungen verschütteter Herrlichkeit grünen jetzt Gemüsegärten, oder schlingt sich die stille Rebe an ihrem Rohrstabe empor. Romantische Ansichten gewähren diese Ruinen über der Erde nicht; eine Mauer ausgenommen, die dem Eingange zur Salpetersiederei gegenüber steht: sie ist zum Durchgange

ler und Reinhart (Leipzig, Göschen 1811) S. 11 fgg. eine auch durch einen Plan (nach Brenna) erläuterte, für den Liebhaber auch dann noch lehrreiche Auseinandersetzung, wenn prüfende Kenner, wie Hirt, von dem wir eine eigne Abhandlung darüber erwarten, in manchen wesentlichen Punkten ganz anderer Meinung seyn sollten. Zu bemerken ist, daß der Ritter Brenna, der Erbauer des Michaelowitzischen Pallastes in St. Petersburg, jetzt seine Pension vom Russ. Hofe in Dresden verzehrend, im Besitz vieler colorirten Handzeichnungen ist, die er selbst einst in Rom entwarf, und die mehrere, bisher noch nie bekannt gewordene Plafonds und Wandgemälde aufs sauberste darstellen.

B.

nach den dort umher liegenden Weingebirgen durchbrochen, und bildet eine Art Thor. Dieses bezeichnet zugleich den Standpunkt zu einer reizenden Aussicht auf das Gebirge: sie umfaßt einen Theil des fernen Albaners, als den Hintergrund einer freundlichen, duftigen Landschaft. Aber hinter dem Salpeterhause, nach Süden hin, standen wir über den alten Gewölben von üppiger Vegetation umgrünt, und blickten nach dem nicht zu fernen und nicht zu nahen Kolisseum hinüber. Dies erschien in seiner ganzen alterthümlichen Majestät: denn von hier zeigt es seine erhaltenste Seite. Goldlack und Wintergesträuch schlangen sich in malerischen Gehängen und Laubgewinden um die Säulen-Absätze des gewaltigen Gebäudes, und durch die entfernten Bogenöffnungen stellte sich eine liebliche Gallerie von Bildern dar. Besonders schön und anziehend trat, in einer solchen Einfassung, die Palme des Klosters S. Giovanni hervor.

Wir suchten noch die Stelle auf, von wo aus die Brücke ging, welche luftig über das Thal schwebte, und das Kolisseum mit den Gebäuden dieser Bäder verband. Auf diesen Plätzen also wandelte der Mann, den seine Zeit die Freude des menschlichen Geschlechts nannte, der den Tag als verloren beklagte, wo er Keinen glücklich gemacht hatte, der endlich am Ende seiner kurzen Laufbahn nur Einen Vorwurf fand, welcher an seinem Herzen nagte. Dennoch ging hier aus seinem Pallaste die Brücke zu dem Kolisseum hinüber, welches er durch

ein Blutſpiel von mehr als tauſend Gladiatoren zu den gräßlichen Mordſcenen von Thieren und Menſchen einweihete.

Den 6. December.

Unter dem ſchönen Himmel hieſelbſt, wo überall in den Ruinen Spuren des alten Griechenthums ſichtbar ſind, war es mir, als ob ich das Gedicht Schillers: Die Götter Griechenlands, erſt recht verſtände. Hier bemerkt man deutlich die Uebergänge des Heidenthums in das Chriſtenthum, und wie jenes ſich in dieſes, mit Beibehaltung faſt jeder alten Form, umgeſtaltete. Die meiſten Kirchen ſind auf Trümmern und von Trümmern alter Göttertempel erbaut. Was vormals von alten Gottheiten und ausgezeichneten Menſchen gefabelt wurde, fabelt man nun von der Mutter Gottes und andern Heiligen.

Wie ſolche Dichtungen noch im 19ten Jahrhundert zu Rom als Wahrheit verehrt werden, erhellt auch daraus, daß Schriftſteller ohne einen Zweifel zu äußern folgende Geſchichte von der Erbauung der ſchönen Kirche Sta Maria Maggiore erzählen *). Im J. 352, unter dem Pontificat des heil. Liberius, habe dieſer und der Patri-

*) Sie wurde nach der älteſten Form chriſtlicher Tempel, als Baſilika, erbauet. S. Hirt's hiſtoriſch-architektoniſche Beobachtungen über die älteſten chriſtlichen Kirchen in Italien und Deutſchland von Moritz und Hirt, St. I, S. 37. 51 f. B.

zier Johannes Romanus in einer Nacht einen gleichen Traum gehabt, dem zufolge diese Kirche auf den Trümmern des Tempels der Geburtshelfenden Juno erbaut werden sollte. Der Traum dieser Herren ward den Morgen darauf, d. 5. August, durch das Wunder bestätigt, daß auf die Stelle der jetzigen Kirche ein Schnee fiel, der ihren Umfang genau bezeichnete; daher hieß sie auch Anfangs Maria ad Nives und Basilica Liberiana *). In der Folge aber ward sie erweitert, und erhielt daher den Namen der „größern Maria."

Diese schöne Kirche, mit dem dazu gehörigen Kloster, liegt auf der Erhöhung eines einsamen Platzes des Esquilins, nur von ärmlichen Häusern umgeben. Vor der Hinterfaçade erhebt sich ein Obelisk von röthlichem orientalischen Granit, der vormals das Grabmaal des Augustus schmückte. Das Aeußere der Architektur wird von Künstlern der Ueberladung beschuldigt, gleichwohl gewährt das Ganze einen überraschend großen Anblick. Nur Schade, daß diesen Genuß ein häßlicher Glockenthurm störet. Seine eckige Mißgestalt sticht hart ab gegen die gutgeformte Kuppel; wie ein Pfahl springt er an der Vorderseite hervor, und unterbricht die Harmonie. Auf dem einsamen Platze, der Hauptfaçade gegenüber, steigt eine schlanke kannelirte korinthische Marmorsäule empor, die dem

*) In Vasi Itinerario di Roma, herausgegeben im J. 1804, findet man S. 157 diese Nachricht ausführlich.

Friedenstempel gehörte, jetzt aber, umgewandelt, die bronzene Statue der Gottesmutter mit dem Kindlein auf ihrem Gipfel trägt *). Zu der Vorhalle führt zwar auch eine schöne Treppe, aber dem Aufschwunge jener, die zur Hinterfaçade führt, kommt sie nicht gleich. Die Wölbung der Vorhalle hat fünf hohe Portale, die von eisernen schöngearbeiteten Gitterthüren geschlossen werden. Acht majestätische Granitsäulen tragen das Gewölbe, und füllen sogleich die Seele mit Erwartungen des Ungemeinen. Beim Eintritt in das Heiligthum selbst umfängt uns die feierliche Stille der erhabenen Einfalt und Würde. Zwei Reihen ionischer Säulen von weißem Marmor bilden das Hauptschiff. Vier graue Granitkolonnen bezeichnen die Stellen, die es zum Kreuzgebäude abtheilen. Es sind zusammen 140 Säulen, auf welchen die erhabene, nicht gewölbte Decke ruht: nur Schade, daß sie durch überladene Schnörkel vergoldeter Zieraten mit der hohen Einfachheit des Innern zu sehr kontrastirt. Dagegen ist der Fußboden in schöner Uebereinstimmung mit dem Ganzen. Er besteht aus weißem Marmor, und ist mit zartem mosaischen Schmucke, und runden Porphyrplatten ausgelegt. Das stille Weiß ist der Hauptton in dieser Kirche, und scheint auf die wundervolle Geschichte des Schnees anzuspielen. Nur das sanfte Grau hebt, als Verkleidung

*) Diese Marmorsäule ist die schönste und größte in Rom. Ehe sie den Friedenstempel schmückte, prangte sie vor Nero's goldenem Pallaste.

und Postament, das Weiß der Pfeiler und Säulen. In der Mitte zeichnet sich das Allerheiligste aus. Der Altar stimmt ganz harmonisch mit der hohen Einfachheit seiner Umgebung. Aber, damit er den Blick vorzüglich fessele, tragen vier köstliche dunkelrothe Porphyrsäulen seine treffliche Kuppel. Ein Laubgewinde von vergoldeter Bronze umschlingt jede Säule bis zu ihrem Gipfel. An die Seitenschiffe stoßen rechts und links zwei prachtvolle Kapellen: die Sixtinische, und die Fürstl. Borgheſische. Die letzte übertrifft an Pracht bei weitem die erste. Sie zeichnet sich durch einen Altar aus, den vier Säulen von orientalischem Jaspis verherrlichen. Maria Maggiore ist eine der sieben Basiliken oder Hauptkirchen Roms, und eine der vier, welche mit dem Vorzuge der sogenannten heiligen Pforte ausgestattet sind. Er besteht darin, daß ein vollständiger Sündenablaß viermal in jedem Jahrhundert der gesammten katholischen Christenheit in diesen Tempeln dargeboten wird. Aus allen Welttheilen strömen die Pilger herbei, und laden hier ihre Gewissensbeschwerden ab.

Außer dieser Basilika liegen auf dem Esquilin noch mehrere Kirchen, unter denen zwei sich auszeichnen. Die von S. Pietro in Vincoli soll die erste seyn, welche dieser Apostel in Rom gegründet habe. Ihre Decke ruht auf schönen antiken Säulen; ihr Hauptschmuck aber ist das Grabmaal des Papstes Julius II. M. A. Buonarotti's Meißel verherrlichte es mit der kolossalen sitzenden Statue

Moſes, der die Geſetztafel unter dem rechten Arme trägt, und mit gebietendem Ernſte auf das Volk herabblickt. Dies Grabmaal wurde bis zur Erſcheinung der Werke Canova's für das Meiſterwerk moderner Bildhauerkunſt gehalten. Die in vier Niſchen neben und über der Hauptfigur ſtehenden Statuen ſind von Buonarotti angelegt, und da er über der Arbeit ſtarb, von ſeinem Schüler Raffaello da Montelupo vollendet worden.

Die Kirche S. Martino, itzt den Karmelitern gehörig, in welcher die beiden heiligen Päpſte der erſten Jahrhunderte Sylveſter und Martinus begraben liegen, iſt klein, aber eine der prächtigſten, ſchönſten und geſchmackvollſten in Rom. Vier und zwanzig antike kannelirte Marmorſäulen korinthiſcher Ordnung theilen ſie in drei Schiffe. Zehn dieſer Säulen, in der Nähe des Altars und des Grabes jener Päpſte, prangen mit vergoldeten Kapitälen. Der Altar ſelbſt aber iſt mit einer Fülle von glänzender Pracht übergoſſen, einer Verſchwendung (mögte man faſt ſagen) der herrlichſten orientaliſchen Steine und reicher Vergoldungen. Seine Ausſtattung koſtete 30000 Scudi, welche bloß durch milde Beiträge zuſammengebracht wurden. Außerdem ſind die innern Wände der Kirche noch mit al Fresco-Landſchaften geziert, von dem berühmten Kaſp. Pouſſin, und mit guten Gemälden verſchiedener neuer Künſtler. Die Kanzeln und die Zuhörerbänke, welche unſre Kirchen verunſtalten, finden in den vorzüglichen italiäniſchen Kirchen, ſo

viele ich deren gesehn habe, nicht Statt. Beide werden zum Behuf eines Lehrvortrages erst herbeigeschafft; dadurch gewinnen diese Kirchen das Ansehn schöner Tempelgebäude.

Den 7. December.

Die Engelsburg ist ein Denkmaal des Alterthums, welches großen Veränderungen unterlag, und dennoch der Vergänglichkeit Troz bietet. Hadrian, der in seiner Villa zu Tivoli Nachahmungen der Pracht und des Geschmackes der kultivirtesten Völker hatte aufstellen lassen, wollte nun auch daß seine Todtenwohnung alle Grabmäler an Glanz überstrahlen sollte. Jenseit der Tiber, da wo vormal Domitians Gärten blüheten, legte er, dem Augusteischen Mausoleum gegenüber, das seinige an. Auf einem großen Quadrataume ward ein rundes Gebäude aufgeführt, das mit zwei Reihen der schönsten Bildsäulen prangte. Den Gipfel krönte ein kolossaler bronzener Pinienapfel, der des Kaisers Asche aufbewahrte, und itzt im päpstlichen Garten des Vatikans zu sehen ist *).

Der

*) Auch Visconti findet diese Vermuthung höchst wahrscheinlich, der ihn im Museo Pio-Clementino T. VII, tav. 43 abgebildet und gelehrt erläutert hat. Man muß sich die Sache so denken. Nach Vitruv (IV, 8. p. 108 ed. Schneid.) hatten die Kuppeln oder Runddachungen oben einen Aufsaz, den Vitruv die Blume nennt. Sie findet sich wirk-

Der Kaiſer Honorius verwandelte zuerſt dies Mauſoleum in eine Feſtung. Die römiſchen Soldaten, welche ſich beim Eindrange der Gothen hier verſchanzt hatten, vernichteten die herrlichen Werke der Kunſt. Statuen und Säulen wurden zertrümmert, und als Wehrgeſchütz auf die Belagerer hinabgeſchleudert. Papſt Boniface XI und Urban VIII gaben dieſer auch von ihnen befeſtigten Burg, mit dem gegenwärtigen Namen (Caſtel S. Angelo, nach einer nahe liegenden kleinen Engels-

lich noch am Monument des Lyſikrates zu Athen, und häufig auf Münzen, welche Tempel mit Kuppeldachungen abbilden. Nun war das Mauſoleum Hadrians eine Kuppel auf einem viereckigten Unterſatz. Und ſo mußte ſie auch oben eine Blume haben. S. Hirt's Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten XIX, 10. S. 216, und die Kupfer dazu 44, 3. 4. So weit iſt alles im Klaren. Aber wozu der Pinienapfel, ſtatt der Blume? Die Ausleger wiſſen ſich nicht anders zu helfen, als daß die dem Atys geweihete Zirbelnuß ein Zeichen der Traurigkeit, und alſo zur Verzierung des oberſten Tholus eines Mauſoleums ganz geeignet ſey. Allein die Urſache liegt tiefer. Hadrian beurkundete dadurch ſeine Einweihung in die Myſterien, und, welches die Folge davon iſt, ſeine Aufnahme in die Wohnungen der Seligen. Die Zirbelnuß gehört in die Weihen des Bacchus und die Orgien überhaupt. So war gleichſam das ganze Mauſoleum ein ungeheurer Thyrſusſtab. Spartian erzählt im Leben Hadrians, daß er zu Athen eingeweiht worden, c. 13, und Aurelius Victor Caes. c. 14, daß er die Weihen der Ceres und der Libera auch in Rom fortgeſetzt habe. B.

kirche), die itzige Gestalt. Ehrfurcht gebietend steht das Felsengebäude in unverwüstbarer Kraft, einer wahren Größe gleich, der die Entehrung nichts anhaben kann. Da die Engelsburg noch immer als Festung betrachtet wird, so wohnt daselbst ein Kommandant, und den untern Raum besetzt eine päpstliche Wache. Die übrigen Abtheilungen werden zu Gefängnissen gebraucht.

Wir stiegen bis zum bronzenen Engel hinauf, der mit seinem drohenden Schwerte auf der Zinne thront. Von dieser Höhe schauten wir auf das Hügelgefilde. Unter den wechselnden Höhen erhebt der alte Sorakte sein würdiges Haupt; und halbmondförmig gekrümmt, lag das von der Tiber durchschlängelte Rom zu unsern Füßen. Die Brücke, über welche man zur Engelsburg kömmt, gewährt von dieser Höhe herabgesehn einen schönen Anblick; sie scheint, trotz der schweren Statuen, welche sie mehr belasten als schmücken, sich leicht über den Strom hinzuschwingen *). Von dieser höchst interessanten Aussicht in die Fernen kehrten wir zum Innern des gewaltigen Gebäudes zurück.

*) Diese Brücke ist von Hadrian erbaut, und hieß Pons Aelius. Sie ist 300 Fuß lang, und ruhet auf fünf gewölbten Bogen. Papst Nikolaus V erneuerte sie; und Klemens IX ließ 10 kolossale Engelgestalten von weißem Marmor auf diese Brücke stellen, daher sie itzt den Namen Engelsbrücke führt: jeder Engel hält die Abbildung eines Zeichens in der Hand, durch welches der Heiland gemartert worden ist.

Wir kamen durch einen Saal, in deſſen Fußboden eine Fallthüre angebracht war, wo die, welche man auf verborgene Weiſe aus dem Leben wegzuſchaffen Urſache fand, hinabgeſtürzt wurden. Entſetzen ergriff mich beim Anblick dieſer fürchterlichen Stelle. Ich kann mir keinen Fall denken, der eine heimliche Hinrichtung rechtfertigte. Das Wort des Rechts, wenn es ein wahres Wort iſt, muß laut ausgeſprochen werden.

Beinahe alle Gefängniſſe waren beſetzt, wenige leerſtehende wurden uns gezeigt. Leider gehörte dasjenige, in welchem Cagliostro geſeſſen hatte, nicht zu dieſen. Die Wände ſollen mit hieroglyphiſchen Figuren und myſtiſchen Sprüchen bezeichnet ſeyn. Gerne hätte ich, wäre es mir vergönnt geweſen, dieſe mir wohlbekannten Züge wiedergeſehn, deren Enträthſelung in früherer Zeit ja ſo oft die Aufgabe meines Nachdenkens war. Dahin mußte es alſo mit dem Manne kommen, der, ein Geſandter tiefverhüllter finſterer Pläne, ſich als einen geweihten Vermittler zwiſchen der Geiſter- und Körperwelt ankündigte! In einem dunkeln Kerker mußte Caglioſtro den Gehorſam abbüßen, welchen er jenen ſogenannten Obern geleiſtet hatte, die ihn wegwarfen, da er ihnen durch verunglückte Schritte für ihre Zwecke fernerhin unbrauchbar geworden. An meiner Seele gingen jene Tage vorüber, als er auch meinen — ich kann es wohl ſagen — fromm begeiſterten Jugendſinn umſtrickte. Mein unbefangenes, der Myſtik ſchon vorher zuge-

wandtes Gemüth rang nach dem Beſſeren, ſtrebte nach dem Höheren. Dieſe Richtung meiner Geſinnungen nahm er gefangen; und benutzte ſie dazu mich eine geraume Zeit in dem Gaukelkreiſe ſeiner Betrügereien umher zu führen. Lebhaft erinnere ich mich noch itzt, mit welcher Inbrunſt ich betete, mit welcher Andacht ich die von ihm mir vorgeſchriebenen myſtiſchen Worte nachſprach, mit welchem heiligen Schauer ich die Buchſtaben I. H. S. mit dem Kreuz darüber betrachtete, welche er als das Heiligſte des Heiligen vorſpiegelte, wodurch ich zum Umgang mit höhern Geiſtern gelangen könnte. Aber mein frommer Sinn, dem Caglioſtro's Thun und Treiben oft anſtößig werden mußte, ließ von Zeit zu Zeit in mir einen leiſen Verdacht entſtehn, und das Gelingen ſeiner Abſicht mit mir nur einen gewiſſen Punkt erreichen. Ich betete inbrünſtig zu Gott, um die Eröffnung des Geheimniſſes jener Worte: Helion, Melion, Tetragrammaton; und Gott gewährte mir, nicht warum ich bat, ſondern das Rechte, — worin mich denn des Weiſen Nathan kräftiger Ausſpruch: „Leichter iſt es fromm zu ſchwärmen, als gut zu handeln," beſtärkte. Jedoch ich habe dies alles in einer früheren Schrift als Warnungstafel aufgeſtellt; und hat dieſes mein aufrichtiges Bekenntniß an Caglioſtro's endlichem Schickſale einigen Antheil gehabt, meine Ruhe ſtört dies nicht. Vor dem Angeſichte des befugteſten Richters darf ich es ſagen: ich konnte, ich durfte nicht anders. Mit dieſen Erinnerungen und Em-

pfindungen stand ich vor der Thüre des Gefängnisses, wo Cagliostro durch eine grause Freveltat der Haft zu entrinnen versuchte. Hier war es, wo er, den schwer Kranken spielend, zum Bedürfniß der Beichte den Besuch eines Kapuziners verlangte. Es ward ihm zugestanden. Der Kapuziner kam; aber kaum hatte der Beichtende mit schwacher Stimme sein Bekenntniß begonnen, als er plötzlich sich auf den Mönch warf, und ihn zu ermorden suchte, um in dessen Kleidung zu entfliehen. Jener entwand sich jedoch seinen Händen, und rief die Wache herbei. Nach diesem Versuch wurde Cagliostro nach Civita Vecchia in härteren Verwahrsam gebracht, woselbst er durch die dort herrschende böse Luft in einigen Monaten starb.

Mir erzählte ein glaubwürdiger Augenzeuge, daß das Volk, bei der Gefangennehmung des Magiers als er zur Engelsburg geführt wurde, im Glauben an dessen Wunderkraft, vor dem Unheil gezittert habe, welches Rom treffen könne. Der Henker selbst, der den geweihten Zauberdegen *)

*) Den geweihten Degen gab Cagliostro vor, von seinen Obern empfangen zu haben, um durch ihn die bösen Geister zu bezwingen und zu züchtigen, die ihm zugeordneten guten Geister aber zu seinem Dienst herbei zu winken. Zugleich warnte er vor jedem Magier, welcher durch Rauch die Geister beschwöre, als vor einem Priester der sogenannten schwarzen Magie, die mit den Geistern der Hölle in Verbindung stehe. — In der vom Geheimenrath von Göthe übersetzten Lebensgeschichte Benvenuto Cellini's ist

zu zerbrechen, und die sogenannten magischen Schriften und Freimaurer-Attribute zu verbrennen hatte, soll den ganzen Apparat mit sichtbarer Furcht berührt, und mit weggewandtem Gesicht in halb entfliehender Stellung in die Flammen geworfen haben.

Wir sahen in den Höfen der Engelsburg Gefangene harmlos umher wandeln; unser Führer selbst gehörte zu ihrer Zahl, und stand seiner Befreiung nahe. Er hatte ein angenehmes Aeußere, und feine Sitten. Auf die Frage nach der Ursache seiner Verhaftung versicherte man mich, daß es eine Kleinigkeit sey, die dem armen Menschen das Schicksal zugezogen: er habe nehmlich in einem Streite seinen Gegner ermordet. — Die Italiäner verzeihen leichter einen Mord als den kleinsten Diebstahl.

Auf unserm Rückwege bemerkten wir einige aus der Tiber hervorragende Pfeiler. Sie bezeichnen die Stelle wo vormals die Triumphalische

die Beschwörung durch Rauch, die eine Legion Teufel im Kolisseum hervorzauberte, auf die allerorignellste Art erzählt; aber der Betrug nicht aufgedeckt, durch welchen der Priester diese Gaukeleien bewirkte. Höchst merkwürdig und unterhaltend ist diese Selbstbiographie des Cellini; sie macht uns mit der unwürdigen Vorstellung bekannt, welche die Menschen des 16ten Jahrhunderts von der christlichen Religion hatten. Selbst daß ein Priester es wagen durfte, solchen frevelhaften Betrug zu begehen, bezeugt daß Religion diesen Priestern nur ein Gaukelspiel war, durch welches sie die Menschen zu ihren Zwecken, nicht aber auf den Weg zur Pflichterkenntniß, leiteten.

Brücke stand, über welche die Feldherrn, die als Imperatoren siegreich zurückkehrten, das Heer führten *). Wenn ihnen im Tempel der Bellona, wo sie zuerst abtreten mußten (S. 64), vom Senate der Triumph zugestanden war, so ging von da der prächtige Zug über diese Brücke, durch verschiedne bestimmte Straßen und Plätze zur heiligen Straße, und von dort zum Kapitole hinauf.

Den 8. December.

Noch des Eindrucks voll, den das Hadrianische Grabmaal auf mich gemacht hatte, besuchte ich die Stelle im alten Campo Marzio, welche einst das hohe Augustische Mausoleum schmückte. Durch eine schmutzige Pforte gelangt man zu den Erinnerungen eines großen Denkmaals. Der Weg mahnet sogleich an Zerstörung; er ist mit Trümmern von schönem grünen Serpentinstein gepflastert. In einigen niedrigen Gängen sieht man noch schwache Spuren des hohen Todtenpallastes, welcher einst die Asche des Weltgebieters und seiner Familie verschloß. Er lag diesseit der Tiber; die Zeit Augusts verglich ihn, bewundernd, dem prächtigen Grabmaale, welches Artemisia ihrem Gatten dem

*) Doch hat Piranesi durch genaue Localbesichtigungen wahrscheinlicher gemacht, daß es Trümmer von Thürmen im Flusse sind, die im Mittelalter gegen die Ueberfälle der Saracenen, welche den Fluß heraufkamen, errichtet worden. Die Sache ist noch nicht im Klaren. B.

Könige von Carien errichtete. Abbildungen auf Münzen geben eine Idee von der erhabenen Architektur des Hadrianischen und des Augustischen Mausoleums; beide lagen einander gegenüber.

Wenn man sich die hohe Majestät des alten Roms, mit allen seinen Tempeln und Palläſten, mit seinen Triumphbogen und mannichfaltigen Denkmaalen vorstellt, dann erscheint das heutige Rom dagegen wie ein undeutlicher Schatten. Nirgend tritt der Wechsel der Dinge so furchtbar hervor als eben hier; und man kann sich nicht erwehren es sonderbar bedeutend zu finden, daß die sämmtlichen Denkmaale Augusts, dieses heuchlerischen und lügenhaften Despoten, vor allen übrigen in die tiefste Vernichtung gesunken sind. Die Gewölbe, welche die letzte Ruhestelle dieser Kaiserfamilie waren, haben Fleischer zur Aufbewahrung des geschlachteten Viehes von der päpstlichen Kammer gemiethet. Ueber denselben ist nun eine Arena angelegt, wo dem Volke zu gewissen Zeiten das Schauspiel der Stiergefechte und Seiltänzer gegeben wird.

Eine nicht minder vernichtende Entweihung ward das Loos des schönen Portikus, den August seiner Schwester Oktavia zu Ehren errichtete. Die Stätte dieser aus der Verwüstung hervorragenden Trümmer ist die schmutzigste im ganzen neuen Rom. Wo sonst der Weihrauch der Schmeichelei duftete, da verpestet nun der Gestank todter Fische die Luft; denn der ehedem geheiligte Raum ist jetzt zum Theil dem Fischmarkt überlassen, und die herr-

lichen Tafeln von weißem karrarischen Marmor, welche Zierden dieser hohen Architektur waren, dienen als Tische den Fischhändlern. Zum Theil stehen auch bettelhafte Hütten, und die Kirche S. Angelo in Pescheria auf der Stelle, wo das Andenken der tugendhaften Schwester Augusts verehrt wurde; die alte Säulenpracht blickt hervor aus dem Gemäuer dieser Kirche. Der hohe Portikus, mit seiner Inschrift und einem Theil des schön gearbeiteten Frieses, ist noch vorhanden; doch finster und entstellt ruht er auf zwei herrlich kannelirten Säulen von karrarischem Marmor. Das Ganze ist von der Zeit und einem Brande angeschwärzt: in dieser Gestalt spricht es nun dem Wahne einer irdischen Unsterblichkeit Hohn.

Noch an einem dritten entstellten Denkmaale aus der Augustischen Zeit führte unsere heutige Wanderung uns vorüber. Es ist das gepriesene Theater, welches dieser Weltbeherscher seinem geliebten Schwestersohne Marcellus zu Ehren erbaute, und nach dessen Namen benannte. Der Jüngling starb vor der Vollendung. Sechs hundert wilde Thiere wurden zur Feier der Einweihung erlegt. Die riesenhafte äußere Mauer, von großen Felsstücken zusammen gesetzt, ist zu schmutzigen Krämerbuden ausgehöhlt. Die verschiednen Säulenordnungen über einander sind noch sichtbar. Den innern Raum nimmt ein Pallast des Fürsten Orsini ein. Nur des Namens Erinnerung ist dem

Monumente geblieben; Glanz und Pracht sind auf immer verschwunden.

Den 9. December.

Die Zusammenstellung zwischen dem antiken und modernen Rom erregt sehr melancholische Empfindungen, welche selbst durch die Pracht der neuern Erscheinungen noch erhöht werden. Denn eben diese Pracht entstand und besteht nur aus Resten der alten Herrlichkeit, und nicht selten waren es frevelhafte Anmaßungen der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung, welche den stolzen Ueberfluß zusammenbrachten. Besonders merkwürdig ist in dieser Rücksicht die Villa Borghese, die wir heut besuchten. Sie ist ohne Zweifel die vorzüglichste im ganzen Römischen Gebiet, schwerlich dürfte irgend eine Prachtanhäufung der bekannten Welt mit ihr die Vergleichung aushalten.

Der Raum den sie einnimmt gehörte vor ungefähr 236 Jahren der unglücklichen Familie Cenci. Bekanntlich wurde die schöne Beatrice Cenci des Vatermordes, die Stiefmutter und die älteren Brüder aber der Theilnahme und Mitwissenschaft beschuldigt. Sie wurden heimlich auf eine höchst willkürliche Weise zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Der jüngere Bruder dessen Kindesalter ihn zu einleuchtend frei sprach, fand auf andere tükkisch verborgene Art seinen Tod. Mit den konfiszirten Gütern wurde der Kardinal Borghese, Neffe des Papstes Paul V, bereichert. Aus dem über

dieſe Geſchichte abſichtlich verbreiteten Dunkel leuchtet dennoch die überzeugende Wahrſcheinlichkeit hervor, daß jene unglückliche Familie untergehen mußte, damit der päpſtliche Neffe der heiligen Verwandtſchaft würdig genug auftreten konnte. Er war es, der dieſen Feenſitz erſchuf.

In einem Umfang von 4 ital. Meilen, den in älterer Zeit ein Theil der Lukulliſchen und Salluſtiſchen Gärten einnahm, dehnt ſich jetzt, von der Porta Pia bis zur Porta del Popolo, dieſe berühmte Villa aus. Die überraſchenden Gebäude und Tempel ſind von ſchattigen Hainen umgeben, und gleichſam mit Statuen bevölkert. Ein ſchöner See hält den benachbarten Gegenſtänden ſeinen klaren Spiegel vor. Mitten in ihm liegt eine liebliche Inſel, ſie trägt einen kleinen offnen, modernen Tempel, mit der antiken Bildſäule Aeskulaps. Blumenwieſen ſind von hochſchwebenden Pinienkronen umſchirmt, Lorbeer- und Zypreſſengänge wechſeln mit der dunkeln Stecheiche ab. Wohin man ſich wendet, wird man durch reizende Gegenſtände angezogen, bis man zu dem Hauptgebäude, dem eigentlichen Palazzo della Villa Pinciana, ſelbſt gelangt. Die äußern Wände ſind mit mannichfaltigen antiken Basreliefs, von weißem Marmor, bedeckt: bis zur Ueberladung, die noch mehr auffallen würde, ließe nicht das Ganze ſchon ſo ſehr den Geiſt einer erhabenen Einfalt vermiſſen. Tritt man in das Innere, wo die Meiſterwerke aufbewahrt ſind, dann wird man von dem Glanze der koſtbaren Marmor-

arten, an den Wänden und auf den Fußböden, geblendet. Mehrere Säle sind geschmückt mit den köstlichsten Porphyrtischen, mit vortreflichen Bildsäulen, Basreliefen und Büsten. Ich zeichne nur dasjenige aus, was meine Aufmerksamkeit vorzüglich fesselte.

Livia, Gemahlin August's und Mutter Tiber's, als Ceres, eine hohe schöne Gestalt, mit lieblichem Gesichte. Noch anmuthiger ist Agrippina, Nero's Mutter. Ich konnte mich aber eines Blicks auf das geschichtliche Leben dieser Frauen nicht enthalten: durften so edle Formen ein so entadeltes inneres Wesen bekleiden? Ihre Statuen sind vollendete Kunstwerke; besonders reizend schmiegt sich das Gewand dem schönen Körper Agrippina's (oder vielmehr dieser, mit dem Kopf der Agrippina ergänzten, Muse Urania) an. Auch eine männliche Statue zog durch die Schönheit des Kopfes meine Aufmerksamkeit auf sich. Winkelmann hält sie für einen Mars; Visconti aber für einen Achill, wegen des Ringes am rechten Fuße, der die Verwundbarkeit dieser Stelle andeuten soll. Der sehr mittelmäßige Körper paßt durchaus nicht zu dem schönen Kopfe, und kann diesem nicht angehört haben. — Wie berauscht von Entzücken und Bewunderung, wandelt man aus einem Saale in den andern. In einem derselben leuchtete mir eine weibliche Gestalt in die Augen, die von einigen für eine Muse, von andern für eine Pietas gehalten wird. Die erhabne Bildung und das Gewand sind gleich mei-

sterhaft vollendet. Hoher Ernst und Wohlwollen drücken sich in dem idealisch schönen Gesichte aus. Hände und Füße sind zwar neu, doch gut gearbeitet. In einem andern Zimmer, mit Statuen in ägyptischem Geschmack, trat eine hehre Gestalt hervor, in porphyrnem Gewande; der Kopf ist sehr schön, höchst ausdrucksvoll, und wahrhaft antik, neu hingegen Hände, Füße und Hals: doch vortrefflich ist auch hier das Alte mit dem Neuen in Verbindung gesetzt. Das Gewand läßt die reizenden Formen des Körpers gefällig durchschimmern. Einige halten die Statue für eine Juno, andere für eine Pietas. Mir scheint der Ausdruck des tief und zart gefühlten Wohlwollens mehr den Charakter der Letztern, als den einer Götterkönigin anzudeuten *). Denn das schöne Bedürfniß zu retten, Hülfe zu leisten, spiegelt sich ganz in den holden Zügen des Gesichts und der edlen Gestalt. — Der Fechter **), und der Hermaphrodit, werden von allen Künstlern als vollendete Meisterwerke geachtet. Unter den Köpfen dieser reichen Sammlung sind unstreitig die kolossa-

*) Unstreitig eine Pietas, aber eigentlich eine römische Kaiserin, die sich in der anbetenden Stellung so sehr gefielen (S. Levezow de juvenis adorantis signo p. 9), und für deren Purpurkleid der Porphyr so schicklich sich eignete. Vergl. Villa Pinciana T. II, p. 76. B.

**) Nach den neuesten Untersuchungen eines Monges und Millin, für einen Theseus, gegen die Ritterstatue einer Amazone ankämpfend, erklärt. B.

len Büsten Mark Aurels, und seines Mitregenten Lucius Verus, die schönsten. Vorzüglich ist der Kopf des Letzteren kraftvoll, und mit durchdachter Kunst hat der Bildhauer über diese Büste einen Geist, eine Anmuth ausgegossen, die man in den kleinen Köpfen dieses Kaisers nicht findet. Mark Aurels kolossale Büste hat — so schön gearbeitet sie auch ist — die edle hohe einnehmende Physiognomie des Lucius Verus nicht. Eine ängstliche Unentschlossenheit verrathen die Züge des philosophischen Monarchen, der sein Volk zu beglücken strebte, ihm aber nicht in seinem Sohne einen würdigen Regenten zu bilden wußte.

Eine 5 Fuß hohe Vase von karrarischem Marmor, auf welchem Bacchische Gestalten vorgestellt sind, wird allgemein wegen der Wahrheit des Ausdrucks bewundert, der in jeder Figur herrscht. Ein Basrelief von fünf tanzenden Figuren giebt eine Vorstellung der hohen Grazie, welche die Tänze der Griechen beseelte; die Gewänder umflattern das schöne Ebenmaaß der weiblichen Glieder in leichten Wallungen. Desto faltenreicher und schwerer sind, auf einem andern bewunderten Basrelief, die Gewänder drei schöner edler Gestalten, welche Provinzen vorstellen. — Wahrlich, es ist ein gehaltvoller Anblick, wenn man vor einer Bildsäule oder einem Kunstwerke steht, das Jahrtausende hinter sich hat *)! Jene Zeit, mit ihren Sitten, mit ihren

*) Die edle Verf. würde an diesem Orte wenigstens einige Jahre später diese Vergleichungen nicht mehr

Erzeugniſſen, iſt dahin, aber wie vergegenwärtigt ſchaut ihr Geiſt uns an. Denn fortwaltend finden wir den Geiſt der Kunſt, der nach Unſterblichkeit ringt.

So iſt der reichſte Glanz ein flüchtiger Genuß,
So ſinkt dahin, was hohe Kunſt geſtaltet! —
Doch dauernd iſt, was innen waltet.
Unſterblich iſt der Genius.

Den 10. December.

Unſere heutige Wanderung zur Villa Borgheſe führte uns dem ſogenannten Muro Torto

haben anſtellen können. Eine Schweſter des corſiſchen Uſurpators wurde Herrin dieſer Villa, und verſchloß den ſchönſten und größten Theil des in ganz Italien einzigen Parks dem Volk, das ſich nun durch zerſtörenden Muthwillen an den Bildwerken rächte, die am Pallaſt der Villa von außen eingemauert ſind. Die Prinzeſſin Borgheſe mußte wirklich das Verſchloſſene wieder öffnen laſſen. Allein bald verkaufte der verſchuldete Beſitzer den ganzen innern Kunſtbeſtand an Bonaparte, und ſeitdem war der Pallaſt den Fremden entweder ganz unzugänglich, oder ſie fanden dort wenigſtens nichts als leere Wände. Man konnte die Kunſtwerke ſelbſt wegführen, aber die prächtigen Wandverzierungen al fresco, die Marmorbekleidungen und Säulen, die mit fürſtlichem Aufwand und nicht ohne Geſchmack in genauer Beziehung mit den darin aufgeſtellten Denkmälern der Bildhauerkunſt in Einklang gebracht waren (man denke nur an das ägyptiſche Zimmer, oder die 2te Stanze) mußten zurückbleiben. Wie unverſtändig war alſo dieſer Kunſtraub!

B.

vorüber. Diese Mauer hat ihren Namen von der sich zum Falle neigenden Richtung, in welcher sie schon über 1000 Jahre steht: die Netzförmigkeit des sehr dicken Gemäuers zeigt beim ersten Anblick ihr Alterthum. Sie hat einen starken Riß, den, sammt der gegenwärtigen Richtung, wahrscheinlich ein Erdbeben verursacht hat. Der Aberglaube aber behauptet, sie sey bei der Kreuzigung Christi geborsten, und stehe deshalb unter dem besondern Schutze des heil. Petrus. Schon Belisar durfte, als er im J. 538 Rom gegen die Gothen vertheidigte, jenes Wahnes wegen, die gesenkte Mauer nicht herstellen.

Heut waren uns die Schönheiten des Borgheſiſchen Gartens nicht mehr so überraschend, aber um desto genußreicher. Der Kunstreichthum wurde durch die Ausgrabungen der Ruinen von Gabii beträchtlich vermehrt; was von dort her kam, hat ein eigenes Casino erhalten. Gabii lag zwiſchen Rom und Präneſte, und machte dem noch jungen Rom den Vorzug streitig. Aber späterhin, als auch die römiſche Macht sank, war jene Stadt so sehr verschwunden, daß die Nachwelt alle Spur davon verloren hatte, bis Gavin Hamilton ihre verschütteten Ruinen entdeckte, und der Fürst, dem als Grundherrn des Orts, wo die Nachgrabungen veranstaltet waren, ein Drittel des Fundes zugehörte, sich wegen der ganzen Ausbeute mit dem Britten verstand, und sie hier zum dauernden Kunſtgenuß aufſtellen ließ.

Einige

Einige Kaiserstatuen zeichnen sich durch das Consularische Kostum auf interessante Art aus; die mehrsten sind über Lebensgröße. Vorzüglich schätzt man die Bildsäulen des Claudius und seines Bruders Germanikus, weil Kopf und Körper dieser Statuen, nach dem Zeugniß aller Kunstkenner, zusammen gehören, den Köpfen der andern Kaiser aber fremde Körper zugegeben sind. Trajans ausdruckslose Physiognomie scheint dem zu widersprechen, was die Geschichte uns von diesem gepriesenen Herrscher meldet. Vorzüglich schön ist der Kopf eines jungen Nero: wie alle seine Jugendköpfe mit der sehr schönen Mutter Aehnlichkeit haben. Diese verschwindet in den Abbildungen aus späteren Jahren fast ganz hinter einem hervortretenden Zuge von Grausamkeit und niedriger Begierde. Treflich ist ein junger Geta. Aber mit Recht werden zwei Köpfe des Domitius Corbulo *), und eine Büste

*) Corbulo zeichnete sich unter der Regierung der drei Tyrannen Caligula, Claudius, Nero, als immer siegender Feldherr zugleich durch Menschlichkeit so aus, daß selbst die bekämpften Völker ihren Ueberwinder liebgewannen. Unter den Soldaten stellte er die vernachläßigte Kriegszucht wieder her. Als Claudius ihn nach Deutschland sandte, um die ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, ließ er dort, damit seine Soldaten nicht durch Müssiggang sich verwöhnten, durch sie einen Kanal zwischen der Maas und dem Rhein ziehen, der itzt noch in bewundernswürdigem Stande ist. Alle drei Tyrannen benutzten, und beneideten, den Muth, den Geist und die Tugend dieses Helden, den ihre schwarzen Seelen haß-

des Agrippa, als vollendete Meisterwerke hervorgehoben. Diese drei Köpfe wurden auf der Stelle eines ehmaligen Landhauses gefunden, bei einer marmornen Platte, deren Inschrift besagt, daß ein Freigelaßner seiner wohlthätigen Gebieterin Domitia, Corbulo's Tochter, aus Dankbarkeit dies Landhaus zu einem Ehrendenkmaal weihe, wo jährlich an ihrem Geburtstage ein Erinnerungsfest gefeiert werden sollte. Es ist eine schöne Sitte zarter Seelen, Denkmaale aufzurichten und Feiertage dabei zu stiften, um so noch einen geistigen Umgang mit den Geliebten und Verehrten zu unterhalten, die nur aus den Augen nicht aus dem Herzen verschwanden.

ten. Nur Nero wagte es seinen Tod zu beschließen. Unter der Larve der Freundschaft, berief er den Corbulo aus Griechenland nach Rom. Zu Korinth war aber schon der Befehl gegeben, daß ihm gleich bei seiner Ankunft die Hinrichtung bekannt gemacht, und dann auch sogleich vollstreckt werde. Corbulo zog, bei dieser unvermutheten Ankündigung, mit edlem Bewußtseyn das Schwert, welches er immer siegreich für das Vaterland gebraucht hatte, und erstach sich auf der Stelle. Die Verf.

S. Visconti monumenti Gabini n. 6 und 8. Visconti erkannte zuerst in mehrern Köpfen des edlen Corbulo, Domitians Schwiegervaters, Abbild und Aehnlichkeit: Pio Clementino T. IV. p. 75 sqq. Vorher wurden sie für Brutusköpfe geachtet. Die Gesichterkunde nordischer Beschauer fand sogar in diesen Corbulobüsten Züge der Aehnlichkeit mit Friedrich II! B.

Von der an Kunſtſchätzen ſo reichen Villa Borgheſe fuhren wir zur nachbarlichen Villa Albani. Der verſtorbene Kardinal Aleſſandro Albani legte ſie an gegen die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts. Er war ein Freund und Kenner der Kunſt, achtete ſchätzbare Gelehrte hoch, und wußte des denkenden Alterthumsforſchers Winkelmann Verdienſte zu würdigen. Dieſer lebte als Freund im Hauſe des Kardinals, und durch ſeine Leitung ward in kurzer Zeit die Villa Albani mit einem Reichthum von Kunſtſchätzen verſchönert, der den berühmteſten Sammlungen in Rom gleich geſtellt werden konnte *).

Das Hauptgebäude der Villa iſt nach einem von dem Kardinal ſelbſt entworfenen Riſſe erbaut. Geſchmack und Glanz vereinigen ſich um dieſen Kunſt- und Luſtſitz zu einem der ſchönſten in der Nähe Roms zu erheben. Der Garten ſoll gleichfalls reizend geweſen ſeyn; aber den Schmuck weit ſchattender Bäume hat er nicht mehr: die Laubengänge, unter welchen der Kardinal mit ſeinem Freunde wandelte, wurden abgehauen. Auch die mehreſten und beſten Kunſtwerke, die Winkelmann auszeichnete, mußten nach Paris wandern. Aber die lieblichen maleriſchen Fernen, die ſich dem Blicke vom Söller aus darbieten, ſo wie einige zurückge-

*) Nach der Angabe des Abbé Barthelemy zählten die Antiquare im J. 1756 zu Rom und in den umliegenden Landhäuſern 70,000 Statuen. Winkelmann wußte die Meiſterwerke aufzufinden, wo ſie verborgen, oft auch nicht geachtet, waren.

bliebene Schätze alter Kunst, machen diese Villa zu einem erfreuenden Aufenthalt. Im Garten sind die schönen kolossalen Köpfe des Titus und des Trajan; dieser letzte, der einzige Kopf Trajans, der den Geist des vortreflichen Monarchen andeutet. Eine Zierde der beraubten Sammlung ist die Statue, welche man eine Juno nennt, die Zoega aber für eine Siegsgöttin hält. Kenner und Künstler schätzen ferner vier Kanephoren oder Korbträgerinnen, die oft in der Architektur als Karyatiden angebracht werden. Die Büste des Aesop, echt antik und gut gearbeitet. Zwei junge Faunen. Die sitzende Agrippina, die mich vorzüglich anzog. Eine große Vase mit den zwölf Arbeiten des Herkules.

Die liebliche Villa gewährt einen um so reinern Genuß, weil keine trübe Nebenidee ihn stört. Die in ihr angehäuften Schätze waren nicht eine Beute des Unrechts; ihr Daseyn ruft kein Andenken irgend einer Greuelthat zurück. Sie erinnert an einen edlen Mann, der es werth war, der Beschützer Winkelmans, und der Freund des ehrwürdigen Fürsten von Dessau zu seyn.

Den 11. December.

Die Alles übertreffende Herrlichkeit der Villa Borgheſe konnte nicht anders als eben so hohe Vermuthungen für den Stadtsitz dieſer Familie einflößen. Wir schoben dessen Besuch daher nicht weiter auf, und unsre gespannteste Erwartung ward auf das vollständigste befriedigt. Kein königlicher

oder fürſtlicher Pallaſt, von allen die ich je ſah, iſt mit dieſem, ſowohl in Abſicht der edlen Architektur als des Reichthums an bewundernswerthen Werken, zu vergleichen. Die Kunſt ſcheint ihn zu ihrem Lieblingstempel erwählt zu haben. Er liegt in der Gegend des Porto di Ripetta. Der Vorplatz hat nichts ausgezeichnetes; der innere weite Hofraum iſt dagegen mit drei Reihen ſich übereinander wölbender Arkaden umgeben, die auf 196 Granitſäulen ruhen. Im untern Geſchoß füllen die Gemälde der berühmteſten Meiſter mehrere Zimmer. Man ſagte mir dieſe Gallerie beſtehe aus 1600 Orginalgemälden. Ganz überfüllt von überraſchenden Eindrücken wandelt man durch den außerordentlichen Reichthum. Diana mit ihren Nymphen auf der Jagd, ein großes Gemälde von Domenichino, wird für eins der ſchönſten in Rom gehalten. Mir aber ſchienen die zahlreichen Figuren zu zerſtreut, und die Köpfe der Nymphen zu gleichförmig zu ſeyn. Deſto tieferen Eindruck machte auf mich deſſelben Künſtlers Cäcilia, und Guido's Sibylle. Von Raphaels erſter Manier werden vorzüglich die auf eine Leinewand gemalten Bildniſſe des Kardinals Borgia und Machiavells bemerkt. Auch ſind trefliche Antiken vorhanden. Ein Garten im innern Bezirk giebt dem Fürſtenſitze noch mehr Reiz. Aber unbewohnt iſt auch dieſer Pallaſt *).

*) In den letzten fünf Jahren erhielt er einen königlichen Bewohner an dem entthronten König von Spanien, war aber auch ſeit dieſer Zeit den Frem-

Wir besuchten nun den kleinen Tiber-Hafen, Porto di Ripetta genannt. Hier laufen die Fahrzeuge ein, welche aus Umbrien, und dem Sabinischen Gebiete, die Stadt mit Kohlen, Lebensmitteln, Wein und Oel versorgen. Auf dieser Stelle bewegt sich das thätigste Leben in Rom. Klemens XI, aus dem Hause Albani, der zu Anfang des 18ten Jahrhunderts den päpstlichen Stuhl besaß, hat den Hafen verschönert und bequemer eingerichtet. Zwei ansehnliche breite Treppen, die eine zum Ausladen, die andre zum Einladen der Waaren, steigen vom Ufer zur Wasserfläche hinab. Diese Hafengegend, mit trefflichen Gebäuden und Kirchen geschmückt, gehört zu den vorzüglichsten der Stadt.

Die Schönheit des kleinen Hafens hatte unsere Erwartung für den großen Porto di Ripa Grande, den wir diesen Nachmittag besuchten, ziemlich gespannt, aber wir wurden nicht getäuscht. Er ist, wie jener, mit schönen Gebäuden und Kirchen umgeben. Die aus dem Mittelländischen Meere kommenden Schiffe laufen hier ein. Papst Innozenz XII ließ diesen Hafen in besseren Stand setzen, und daneben das schöne Gebäude der Dogana aufführen. — In ihrer Nachbarschaft liegt

den fast ganz unzugänglich. Der allgemeinen Sage nach befanden sich die berühmtesten Gemälde von Tizian, Andrea del Sarto, und selbst einiges von Raphael, noch in diesem Pallast. Allein der Zutritt war verschlossen. B.

die Kirche des heil. Michael, und ein dazu erbautes Hospital: groß, von guter Architektur. Hier werden alte Männer und Frauen verpflegt, arme Waisen erzogen. Ein eignes Gebäude ist als Erziehungs- und Arbeitshaus für verlassene Knaben bestimmt, bis zu ihrem 21sten Jahre. Sie lernen Tuch machen, Tapeten wirken, u. m. dgl.; und werden dann, nach ihren Fähigkeiten, Handwerker oder Künstler. Die hier gewirkten Tapeten sollen den Pariser Gobelins nichts nachgeben. Pius VI fügte zu dem weitläuftigen Gebäude noch einen Flügel hinzu, für die armen Mädchen, die aus der ungesunden Gegend des Laterans hieher versetzt wurden.

Der Blick von dieser Uferseite, über den Strom zum Aventin, gewährt eine reizende Landschaft; nicht minder anziehend ist die entgegengesetzte Aussicht zum Janikulus hin. — Unter den Fahrzeugen, die gegenwärtig vor dem Hafen liegen, trafen wir ein Spanisches Schiff an, beladen mit den besten Weinen, mit baumwollnen Zeugen, und äußerst wohlschmeckendem Honig *). Die Menschen waren lauter ernste kräftige schöne Gestalten; ihr Betragen hatte nichts von der Rohheit, welche sonst dem Schifsvolk eigen ist. Mit Begeisterung sprachen

*) Ich kaufte hier die köstlichsten spanischen Weine, das gewöhnliche Maß für 3 bis 5 Groschen, welches im Norden mit 1 bis 2 Speciesthalern bezahlt wird. Der Honig war dem berühmten Hyphter vorzuziehn; die Farbe spielte ins Röthliche, und der Geschmack war aromatisch.

ſie von ihrem ſchönen Lande, und luden uns gaſtfreundlich ein, es zu beſuchen.

Den 12. December.

Lange ſchon drängte mich ein Bedürfniß meines Herzens und meiner Fantaſie zu der Ausſicht hin, die vom Montorio (S. 62) die Gegend umher beherrſcht. Dort war der Lieblingsaufenthalt meiner verehrten Freundin der Fürſtin Luiſe von Deſſau. Dort hatte ja die erhabene Seele ſo oft die Erde vergeſſen, und was dieſe Drückendes hat; dort waren ihr ja die Hindeutungen auf ein höheres Leben am hellſten erſchienen. Dahin hatte mich ihre letzte Zärtlichkeit gewieſen, als ich Deutſchland verließ. Aber die ſich mir zudrängenden Gegenſtände hatten mich bis itzt zu ſehr zerſtreut; ich war noch nicht geſammelt genug, ein ſtilles Erinnerungsfeſt dort oben zu feiern. Endlich ſäumte ich nicht länger, die Stelle zu beſuchen, welche die geliebteſte Freundin meines Herzens geheiligt hatte *).

Eine ſchöne breite Treppe führt zu dieſer Höhe hinauf, die eine Abſtufung des Janikulus iſt. Mit geſpannter Seele erreichte ich das Ziel. Aber wie befriedigt, wie überraſcht, wie entzückt ſtand ich vor der umfaſſenden Ausſicht! Die nahen und entfernten Gegenſtände hatten einen Zauber ange-

*) Wandelte dies himmliſche Weſen noch auf unſerer Erde, ſo würde ich mir es nicht erlaubt haben dieſe Stelle meines Tagebuchs anzuführen.

nommen, der die lebendigsten Beschreibungen, die ich mitbrachte, übertraf. Hier vor mir die ehrwürdige Roma! ihr berühmter Strom, und ihre stillen Ruinen! die prächtige moderne Peterskuppel, und das antike Pantheon. Hadrians Grabmaal; und gegenüber die grünende Villa Medici. Fernhin der Sorakte, Tuskulum, Fraskati, und mehrere interessante Punkte.

Mein Blick kehrte zu dem Standort zurück, von welchem jene Nähe und Ferne sich ausbreitete. Auf dieser Höhe umgiebt den Wanderer die tiefste Stille, die abgeschiedenste Einsamkeit. Man fühlt sich davon so angezogen und festgehalten, daß man hier verweilen, hier wohnen möchte. Aber die Sage, daß Petrus auf diesem Hügel gekreuzigt worden, hat ihn zu heilig gemacht, als daß er einer weltlichen Bestimmung überlassen werden dürfte. Konstantin soll zuerst eine Kirche hier gebaut, und sie dem Apostel geweihet haben. Das Klostergebäude, und die gegenwärtige Kirche, zeigen ein sehr armseliges Ansehn; doch war sie ehedem berühmt durch Raphaels Meisterwerk: die Verklärung Christi. Das Kloster wurde in der Zeit der Greuel durch die Franzosen zerstört, und die Kirche ihres einzigen Schmucks beraubt. Nur einige Kapuziner leben noch in dem verwüsteten Kloster.

Wo die Sage die Marterstelle des heil. Petrus annimmt, da hat König Ferdinand IV von Spanien eine niedliche kleine Rotunda erbauen lassen, durch den berühmten Bramante. Sechzehn Säu-

len von schwarzem Marmor tragen die Kuppel. — Wir hatten uns von diesem lieblichen Tempelchen noch nicht weit entfernt, als von der Höhe ein fernes Geräusch erscholl. Aufhorchend woher dies rege Leben in der Wüste entstehen könne, stiegen wir höher und höher, und befanden uns plötzlich vor dem einfachen Erguß einer der vortreflichsten Wasserleitungen, welche itzt Fontana Paolina oder di S. Pietro in Montorio heißt. Der schmükkende Bau besteht aus einem Architrav und sechs ionischen rothen Granitsäulen. Zwischen diesen stürzt das lebendige Wasser durch zwei große und zwei kleine Nischen-Oeffnungen in ein weites Marmorbecken, wo es einen kleinen Spiegel bildet. Sehr anmuthig sticht der tönende Quell gegen die stille Einsamkeit umher ab. Papst Paul V hat durch diese Wasserleitung im J. 1612 seinem Namen ein schönes Andenken gesetzt. Er stellte nehmlich die von Trajan angelegte, deren Gewässer der Sabatinische See hergiebt (S. 85), in ihrer alten Herrlichkeit wieder her. Von dem Kaiser war sie bestimmt, den Transtiberinischen und Vatikanischen Theil der Stadt zu versorgen. Dies Wasser macht einen Weg von 7 deutschen Meilen. So hinreißend der Anblick des Ganzen mit seinen Umgebungen ist, so muß man doch bedauern, daß der Papst zur Verschönerung dieser Fontäne ein anderes hohes Denkmaal alter Kunst zerstörte: er entführte dem Forum des Nerva die großen prächtigen Granitkolonnen, und ließ sie zu kleinen ionischen

Säulen umarbeiten. — Es iſt intereſſant und man möchte ſagen rührend, daß dieſe Waſſerfülle mit ihrer Anmuth ſo mannichfaltigen Nutzen verbindet. Dicht am Abhang des Hügels treibt ſie eine Papiermühle, und ſetzt außerdem noch ein Eiſenwerk und eine Mehlmühle in Bewegung. Das ſchöne Bild eines ſchöpferiſchen Geiſtes, der unter freundlicher Ergötzung das dauernde Höhere mitzutheilen, unter entzückenden Blumen den Weg zur Weisheit zu verhüllen verſteht!

Zu den reizendſten Zierden der Stadt gehören unſtreitig die Fontänen. Noch ganz eingenommen von dem Eindruck der Acqua Paolina, begaben wir uns zu der Acqua di Trevi, der bedeutendſten und waſſerreichſten in Rom. Sixtus IV und Pius IV ſtellten die unter Auguſt von Agrippa angelegte Leitung Aqua Virgo (S. 86) her, welche dieſem Springbrunnen das Waſſer zuführt. Benedikt XIV und Clemens XIII gaben ihm die gegenwärtige Form. Sie wirkt jedoch bei weitem nicht ſo befriedigend, wie jene Fontana Paolina, deren hohe Einfachheit das Gemüth mit ununterbrochenem Wohlgefallen erfüllt; ſo imponirend auch, vorzüglich aus der Ferne, der erſte Anblick dieſer Fontana di Trevi iſt.

Ihre Architektur lehnt ſich an die eine Seite des Pallaſtes Conti. Aus einer künſtlich durcheinander geworfenen Felſenmaſſe ſtrömt die ſchäumende Waſſerfülle in ein großes weites Becken, welches mit eiſernem Geländer umgeben iſt. Hoch oben

sind an der Pallastwand drei, mit Statuen geschmückte, Nischen angebracht. Die mittlere, größte, enthält einen kolossalen Neptun, in einem Muschelwagen von Seepferden gezogen, welche Tritonen lenken: der Gott scheint aus der Wand über die Felsen hinweg in das weite Wasserbecken fahren zu wollen. In den beiden kleineren Nischen stehn die Bildsäulen der Gesundheit und der Fruchtbarkeit; und darüber zwei Basreliefe: Agrippa, und die Jungfrau welche den Quell entdeckte. Das Gesims der vier Säulen vor den Nischen trägt Statuen, die man für die Jahreszeiten halten könnte, wenn der Winter nicht fehlte; es sind die Sinnbilder des Blumenreichthums, der Feldfruchtbarkeit, des herbstlichen Ueberflusses, und der Wiesenanmuth. Zwei Statuen der Fama halten über dem Säulengeländer das päpstliche Wappen. Alle Bildsäulen und die beiden Basreliefe sind von Marmor. Doch macht diese Ueberladung mit Figuren nur in der Ferne Eindruck; die große Wassermasse an sich fesselt aber den Blick auch in der Nähe, wie denn überhaupt Einfachheit ihre Wirkung nie verfehlt: denn sie ist ja das Siegel nicht nur des Wahren, sondern auch des Schönen.

Abends nach 10 Uhr.

Wir hatten einen sehr angenehmen Abend bei dem Grafen Verri, Verfasser der beliebten politischen Schrift Notti Romane, und schon früher durch seine Sappho und Phaon mit Beifall

bekannt. Er iſt Vorſteher der Akademie der Arkadier, und wohnt als ſolcher in deren Verſammlungshauſe. Unſer Sprachmeiſter Giuntotardi begleitete uns zu ihm. Durch beide erhielt ich eine vollſtändige Nachricht von dem Entſtehen und den gegenwärtigen Verhältniſſen dieſer literariſchen Geſellſchaft. Ihre Gründung iſt ſchon über ein Jahrhundert alt. Als die Königin Chriſtina von Schweden nach Rom kam, verſammelte ſie die gelehrteſten und geiſtreichſten Männer um ſich. Gegenſtände der Wiſſenſchaften, der Sprache und der Kunſt wurden die Unterhaltungen dieſer Geſellſchaft. Die Italiäniſche Literatur war damal zu einem pomphaften Schwulſt hinaufgeſchroben, von welchem die beſſeren Köpfe ſie zu reinigen wünſchten. Ein kenntnißvoller Mann zu Rom, Leonio, ein Rechtsgelehrter, zog eben zu dieſem Zweck junge Leute von Geiſt an ſich, machte ſie mit den edelſten Muſtern der Dichtkunſt vertraut, und beſtimmte Tage und Stunden, wo er unter dem ſchönen Himmel mit ſeinen jungen Freunden ſich über fremde und ihre eigenen Arbeiten unterhielt. So gewann der beſſere Geſchmack allmählich die Oberhand. Der Königin Chriſtina gefielen ſolche Beſtrebungen, ſie wünſchte ihre Geſellſchaft mit dieſer zu vereinigen, aber ſie ſtarb vor Ausführung des Planes. Leonio ſetzte ſeine Geſellſchaft ohne Unterſtützung fort. Als in derſelben einſt Schäfergedichte vorgeleſen wurden, rief ein Mitglied aus: ich fühle mich in Arkadien verſetzt. Dies Wort ergrif der gelehrte

Crescimbeni, und trug darauf an, sich förmlich in eine Akademie mit jenem Namen zu verwandeln. Man billigte den Vorschlag, entwarf Gesetze, ertheilte den Mitgliedern griechische Schäfernamen; und so ward im J. 1690 diese Gesellschaft Arkadier in Rom durch die besten Köpfe gegründet. Crescimbeni ward ihr Vorsteher, unter dem Titel Custode dell' Arcadia. Donnerstags in jeder Woche versammelten sich die Mitglieder, und legten ihre Ausarbeitungen der Gesellschaft zur Prüfung vor. Den Ort der Zusammenkunft nannten sie, nach einem waldigen Bergrücken des alten Arkadiens, Bosco Parrasio.

König Johann V von Portugal schenkte ihnen in der Folge einen Garten auf dem Montorio, mit einem runden freien Platz in der Mitte, wo unter schattigen Bäumen die Arkadischen Schäfer im Frühling und Sommer ihre Versammlungen hielten. Er wird noch itzt dazu von ihnen benutzt, und führt den nehmlichen griechischen Namen. Das Haus des Vorstehers aber, den wir heute besuchten, liegt in der Nachbarschaft der Fontana di Trevi. Hier werden in einem großen Saale die öffentlichen Vorlesungen gehalten, zu welchen auch Fremde den Zutritt erlangen. Die Bildnisse der vorzüglichsten Mitglieder zieren den Saal. Metastasio, und die auf dem Kapitol feierlich gekrönte Improvisatrice Corilla, hatten in mehrern Rücksichten höheres Interesse für mich. Die verschobenen Gesichtszüge des letztverstorbenen Königs von Schweden Gustav III

machten auf mich einen widrigen Eindruck; das Gemälde soll sehr getroffen seyn. Die Bibliothek der Arkadier enthält die besten Gedichte und Aufsätze der Glieder dieser Gesellschaft. Sie sind in derselben zuerst öffentlich vorgelesen, aufbewahrt, und mit Auswahl gedruckt worden. — Unstreitig hat zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts durch die Stiftung dieses Vereins die italiänische Literatur ungemein gewonnen, aber in der letzten Hälfte desselben Jahrhunderts verlor die Akademie ihren lobenswerthen Gesichtspunkt zu sehr aus den Augen. Die Zahl der Mitglieder häufte sich dergestalt, daß in ganz Europa Arkadier zerstreut sind, deren Viele kein Wort italiänisch verstehn. Jeder Fremde, welcher einer Sitzung beiwohnte, und als Mitglied aufgenommen zu werden wünschte, erhielt mit dem Patente seinen Schäfernamen, ohne eine andere Verpflichtung als die, einige Dukaten für das Patent zu zahlen.

Auf unserm Rückwege stiegen wir bei der Fontana di Trevi aus, die im Zauberlicht des Mondes ein wunderbar anziehendes Schauspiel darbot. Man hat Recht den Fremden diesen Anblick zu empfehlen. An sämmtlichen Figuren ist, in dieser Beleuchtung, das Ungehörige und Gezwungene verschwunden, der lebendige Wellentanz scheint sich den Gestalten mitzutheilen. Alles regt sich in fröhlicher Herrlichkeit! So geben oft äußere Zufälligkeiten Menschen und Dingen einen Reiz, dessen sie ohne dies Spiel des Zufalls entbehren würden.

Den 15. December.

Die Höhe auf Montorio hatte ſich mir ſchon zu meinem Lieblingsaufenthalt angeſchmeichelt. Sie ſchien mir beſonders geeignet, ein Herzensfeſt mit erwählten Freunden in ihrer ſtillen Einſamkeit feſtlicher zu machen. In dieſer Abſicht beſtiegen wir heute abermal den reizenden Hügel. Noch ſchöner beleuchtet als geſtern war die reiche Gegend; klar und rein, erhaben und mild, wie die Seele des Freundes, deſſen Geburtstag wir feierten, war die entzückende Landſchaft um uns her. Es giebt Momente des Lebens, wo ſich jedes beſſere Gefühl in unſerm Innern ſo erhöht, daß wir mit heiterer Ruhe die Mißtöne welche die errungene Harmonie unſers Weſens ſtören könnten, an uns vorüber gleiten laſſen; es iſt dann, als ob der Himmel einer höhern Ausſicht ſich weiter und weiter aufthäte, als ob hellere Blicke aus dem Gebiet des Rechts und der Tugend herabfielen. Eine ſolche Stimmung beſeligte mich dieſen Morgen. Alles um uns war heiter: ſelbſt die Franziskaner, die aus ihrem Kloſter zu uns traten, wurden freundlich, und erlaubten daß unſer Frühſtück in ihrem Kloſter bereitet würde; auch verſchmähten ſie es nicht, mit uns in freier Luft an unſerer Feier Theil zu nehmen.

Die Mönche führten uns hierauf in ihren an der Fontäne liegenden Botaniſchen Garten. Er iſt unbedeutend und beſchränkt, wie ſeine gutmüthigen Beſitzer. Die Unterhaltung, mit welcher ſie uns beſchäftigten, betraf die Heiligkeit ihres Ordens, die

Strenge

Strenge ihrer Disciplin, und die Verdienſtlichkeit des Kloſterlebens überhaupt. Dies führte das Geſpräch auf die noch ſtrengere Regel, welcher die Karmeliterinnen unterworfen ſind. Das Gemälde davon hatte für mein Gefühl empörende Züge. Mit dem Schritt in das Kloſter iſt die junge Karmeliterin aus dem Leben verſchwunden. Nur einmal des Jahres darf ſie aus dieſem Grabe auftauchen, und die Stimme ihrer auf immer von ihr geſchiedenen Lieben vernehmen, die, ohne ſie zu ſehen, nur hinter hohen Mauern einige Augenblicke zu ihr ſprechen dürfen. — Wenn einmal Ueberſinnlichkeit und Widerſinnigkeit verwechſelt werden; wenn der Vernunft das Recht abgeſprochen wird ſich in unſere heiligſten Angelegenheiten zu miſchen: ſo hat der Wahn kein Ziel mehr. Ein Wahn erzeugt den andern. Entbehrungen, Kaſteiungen verſchiedner Art, werden über Handlungen des Rechts und der Tugend erhoben, zu den ausſchweifendſten Uebertreibungen geſteigert, und zu Gelübden geheiligt. Nicht aber des Lebens Vernichtung, die jede Tugend ausſchließt, ſondern die Uebung deſſelben im Kampfe mit unſern Leidenſchaften, giebt Anſprüche auf eine höhere Vollendung.

Den 14. December.

Worin es wohl liegen mag, fragte ich mich oft, daß Ruinen ſo mächtig auf das Gemüth wirken, daß man ſtundenlang zwiſchen den bemoosten Trümmern alter Zeiten, wie von einem geheimen

Zauber festgehalten, einher wandeln kann? Schnell vorübergleitend ist dagegen der Eindruck, den ein vollständiges Prachtgebäude auf die Seele mache; sie beschaut es, und verhält sich bloß leidend. Auch die moderne Ruine läßt wenig oder nichts errathen: sie ist aus unserer Zeit, erinnert an diese, und versetzt folglich in eine Stimmung die zu gewöhnlich ist, nur zu sehr uns von allerlei Armseligkeiten der Gegenwart unterhält, um uns lange beschäftigen zu können. Völlig verschieden wirkt die antike Ruine. Hier wird die Fantasie in die regeste Thätigkeit gesetzt. An diese Reste knüpft sich die dunkle Geschichte der alten Zeit; ihre Tugenden, ihre Laster, ihr Wahn, ihre Thorheit, ihre Weisheit, treten vor uns auf, in wunderbar abstechenden Gestalten gegen die umgebende Gegenwart. Es ist eine uns im Nebel vorschwebende Vergangenheit. Wie anders stellt sich das Menschenleben dort in der Ferne dar! und gleichwohl ist dort, wie hier, derselbe Mensch, mit Wahn und Irrthum kämpfend, durch dies Thal der Schattenerscheinungen einer höhern Bestimmung zueilend. Das Daseyn verschwindet von der Erde, einzelne hochfahrende Laster und hervorstrahlende Tugenden lassen höchstens Spuren ihres Erdenlebens zurück. — Mit diesen Gedanken nahte ich mich den Trümmern des Portikus, der zu dem Richtplatz führt, welcher das Forum der Minerva oder Palladium genannt wird.

Domitian, in dem Wahne unter dem beson-

dern Schutz der Minerva (oder Pallas) zu stehen, legte das Palladium an; aber Nerva vollendete den Bau, und verband dasselbe mit seinem Forum. Es war ein schöner Gedanke, den Eingang zu den Verhandlungen des Rechts der Göttin der Weisheit zu widmen. Wenn der rasende Wüthrich Domitian diesen Raum fürchterlich entweihete: so heiligte ihn wiederum Nerva, einer der edelsten Fürsten, durch würdige Entscheidungen und weise Verfügungen. Nur zwei Säulen mit dem Architrav, und ein Theil der aus gewaltigen Quadersteinen bestehenden Mauer, sind noch von diesem Portikus vorhanden; mehr als die Hälfte ist verschüttet. Die Basreliefe am Fries sind vortreflich gearbeitet. Die Göttin, mit dem Helme auf dem Haupt, steht in halb erhobner Arbeit über dem Friese in einer Attika; an ihr hat die Zeit am meisten verwüstet: die Gestalt scheint nur ein Schatten zu seyn. In die Stein- und Schutthaufen dieses Forums hat sich die schmutzigste Armuth eingenistet.

Nahe an dem Portikus befindet sich der Eingang zu Nerva's Forum. Dieser Eingang unterbricht eine höchst antike hohe Mauer, die itzt ein Kloster umfaßt, und in unregelmäßigen Krümmungen sich die Straße hinabzieht; sie ist von rustiker hetrurischer Bauart, und nach Zoega's wahrscheinlicher Meinung ein Rest der alten Stadtmauer: an welcher noch der republikanische Sinn wahrzunehmen ist, der das Eigenthum achtete, und die Mauer

nach den vor- und zurückstehenden Bürgerhäusern sich fügen hieß. Das Portal dieses Einganges, wiewohl tief verschüttet, ist noch vorhanden, und zeigt einen düstern Schattenriß seiner ehmaligen Majestät. Man tritt hinein, und drei korinthische Säulen heben ihre schlanken Gestalten aus der Verschüttung hervor; sie stützen einen mächtigen Architrav, dessen Fries trefflich gearbeitet ist. Diese schönen Säulen gehörten zu dem hier gelegenen Tempel, den August, nach dem letzten Bürgerkriege mit Brutus und Cassius, dem rächenden Mars weihete. Ein kostbares Ueberbleibsel ließ hier, wie ich schon oben bemerkt habe, Papst Paul V abbrechen, und den Marmor und die Granitsäulen zur Verzierung der Fontäne di S. Pietro Montorio verarbeiten (S. 138). Nerva's Forum ward von seinem Nachfolger Trajan noch verschönert. Jetzt ist dieser Platz ganz verlassen, wo ehedem bald Willkür bald Gesetz sich aussprachen, je nachdem Despoten oder edle Herrscher auf dem obersten Richterstuhle saßen; und wo Alexander Severus ein unbarmherziges Gericht über einen Höfling ergehen ließ. Vetronius Turinus hatte lügenhafte Versprechungen von Aemtern und Gnadenbezeigungen sich mit Geld bezahlen lassen; dafür wurde er hier durch Rauch von Stroh und nassem Holz erstickt, wobei ein Herold ausrief: „Mit Rauch wird der bestraft, welcher Rauch verkauft hat.“ Welche Härte, höre ich hier von Manchem, welche Will-

kür, bei einem sonst lobwürdigen Fürsten! Doch dies war die Schuld seiner Zeit *).

Den 15. December.

Ein seltsames Schauspiel bewegt sich in diesen Tagen durch die Straßen. Seit dem ersten Advent kommen von Kalabrien kleine Gesellschaften von 4 oder 5 Personen, die ein Gewerbe damit treiben, den Marienbildern an den Häusern auf Sackpfeifen und andern schreienden Instrumenten eine elende andächtige Musik darzubringen; wofür ihnen von den Hausbesitzern und der gesammten Nachbarschaft ein kleines Almosen gereicht wird. Bis zum ersten Weihnachtstage ziehn diese Pfeifer von früh bis Abend täglich umher. Da es an Müssiggängern in Rom, wie nirgend, fehlt; so versammelt sich gewöhnlich ein beträchtliches Publikum, welches den Mißtönen in gedankenloser Andacht zuhört.

Ueberhaupt gewöhnen die vielen Kirchenfeste das sonst geistreiche und lebhafte Volk zum Müssig-

*) Wir wissen aus Lampridius Leben dieses Kaisers c. 36, daß der nur selten so streng verfahrende Imperator vorher das sorgfältigste Zeugenverhör anstellte, und den Elenden, der so mit dem Namen und der Gunst seines Kaisers wucherte, erst nach langer Prüfung verurtheilte. Lampridius, der, wie schon Gibbon bemerkt, eine Art von Cyropädie aus dem Leben dieses Kaisers zu machen suchte, verweilt mit sichtbarem Wohlgefallen bei dieser in neuen Zeiten nur zu sehr gepriesenen Geschichte. B.

gange. Religiöse Feierlichkeiten vertreten die Stelle der Moralität; man glaubt für das Leben nach dem Tode genug gethan zu haben, wenn man von einer Kirche zur andern geht. Mögen die Menschen sich dann jeder wilden Leidenschaft hingeben: körperliche Abbüßungen, oder wenn sie begütert sind, Schenkungen an fromme Stiftungen, bringen alles mit der Strafgerechtigkeit Gottes in Ordnung. Selbst das Reinigungsfeuer gleich nach dem Tode kann ja gemildert oder völlig gelöscht werden; daher stehn, an den Straßenecken und auf den besuchtesten Plätzen, bestimmte Bettler mit großen Büchsen, worauf mit grellen Farben die im Fegefeuer jammernden Seelen abgemalt sind. Dies Schreckbild vorzeigend, schreien sie die Vorübergehenden an: per le anime nel purgatorio! Wöchentlich liefern solche Sammler ihre Einnahme dem Kloster ab, welches ihnen gegen den 10ten oder 12ten Theil des Ertrags die Erlaubniß zu der Bettelei gegeben hat. — Alles dies kann wohl eben nicht bessernd auf den Volkscharakter wirken. Für die Veredlung der Gesinnung geschieht wenig oder nichts. Wild wächst der Mensch hier auf, wie der Feigenbaum, der aus der Ruine sproßt, und sie mehr und mehr zerstört. Daher die häufigen Erscheinungen furchtbarer Rachsucht bei diesem sonst gutmüthigen Volke. Noch vor wenig Tagen verlor ein Hutmacher hier ganz unschuldig durch Meuchelmord das Leben. Ein Mann, gleiches Gewerbes und gleiches Namens, hatte die Geliebte des Mör-

ders beleidigt, und ihm war dafür von diesem der Tod geschworen. Im blinden Zorn stieß der Ergrimmte dem Unrechten den Dolch ins Herz. Als er seinen Irrthum erfuhr, und Sicherheit gesucht hatte, ließ er in mehrern Kirchen für die Seele des Ermordeten Messe lesen, mit dessen Familie er sich in der Folge aussöhnte.

Eine noch entsetzlichere Geschichte hat sich vor einigen Jahren zugetragen. Ein Maurer Namens Cammardello wurde von einem Geistlichen, durch aussaugende Prozesse einer Schuldforderung wegen, mit seiner Familie fast zu Grunde gerichtet. Keine Vorstellungen und Bitten vermochten dem harten Gläubiger mildere Gesinnungen einzuflößen. Der zur Verzweiflung gebrachte Cammardello machte den letzten Versuch, durch eine sinnbildliche Drohung, die er seinem Verfolger vorhielt. An die innere Wand von dessen Hause malte er einen ermordeten Geistlichen; daneben einen Galgen, woran der Mörder aufgeknüpft ist. Auch dies blieb ohne Wirkung: der Geistliche sah das Bild, wendete sich kalt und spottend weg, und setzte sein Verfahren fort. Nun hält Jenen nichts mehr zurück; am nächsten Tage geht er mit geladenem Gewehr in die Kirche, wo sein geistlicher Feind Messe zu lesen hat. Dieser tritt vor den Altar. Der wüthende Maurer wartet den Zeitpunkt ab, wenn der verhaßte Priester den Entsündigungskelch zum Munde führen wird. In diesem Augenblick, ehe noch der geweihte Kelch seine Lippen berühre, drückt Jener das Gewehr auf

ihn ab; der Geistliche fällt; und der Mörder ist fest überzeugt, daß die Seele seines Quälers zur Hölle gefahren sey, indem sie am Rande des letzten Schrittes noch des Gnadenmittels zur Seligkeit entbehrt habe. Darauf flüchtete er in die Kirche an der Porta del Popolo. Hier vertheidigte er sich drei Tage lang gegen die ihn verfolgenden Sbirren, die seine Freistatt nicht betreten durften, und auf welche er vom Dach der Kirche Steine herabschleuderte; bis sie endlich durch die Klostergeistlichen selbst Gelegenheit fanden ihn einzufangen. Im gerichtlichen Verhör, wollte er durchaus von keiner Reue, von keiner Bekehrung etwas hören. Selbst ein im Ruf der Heiligkeit und hoher Kraft stehender Mönch, Leonardo, versuchte umsonst an diesem entschlossenen Sünder seine Wundergabe. Umsonst ließ er ihm brennendes Pech auf die Fingerspitzen fallen, zum Vorgeschmack der Hölle. Cammardello beharrte standhaft dabei, eben dorthin fahren zu wollen, um seinen Feind, der nirgend anders als unter den Verdammten seyn könne, auch da noch zu verfolgen, und sich an dessen Pein zu weiden. Kein anderes Gefühl als Rache konnte in seiner empörten Seele Raum gewinnen. — Was hätte nicht, bei besserer Leitung, aus einem Menschen von solcher Gemüthskraft werden können!

Den 16. December.

Wären kirchliche Einrichtungen und Förmlichkeiten des Gottesdienstes das treffendste Mittel, die

Menſchen ſicher durch das irdiſche Daſeyn zu leiten, und eines höheren würdig zu machen, ſo möchte wohl keine Stadt der Welt mehr dazu geeignet ſeyn als eben Rom. — Unter den 300 Kirchen dieſer Stadt iſt die von S. Giovanni in Laterano, nach dem hohen Peterstempel, die Erſte. Der Papſt ſelbſt iſt ihr Biſchof, oder oberſter Pfarrherr; und von ihr ertheilt er ſogleich nach ſeiner Wahl dem Volke den erſten Segen.

Der Weg dahin, vom Koliſſeum aus, zieht ſich eine halbe ital. Meile zwiſchen Gartenmauern und ärmlichen Hütten fort; doch tragen auch die unſcheinbarſten Stellen Bezeichnungen der alten Zeit. Stümpfe von Marmorſäulen dienen zu Sitzen vor elenden Häuſern. Wie ein Geſpenſt ragt links am Wege zum Platze der Kirche ein groſſer alter Marmorkopf aus der Erde hervor; er ſcheint ein Jupiter zu ſeyn. Es iſt als ſtarrte er aus der Vergangenheit die Gegenwart an. Der Weg zum Lateran iſt, wie der Kirchenplatz, durchaus menſchenleer. Die Verlaſſenheit dieſer Gegend rührt noch aus dem J. 1080 her, wo Robert Guiscard, Fürſt von Salerno, den ganzen Raum zwiſchen dem Koliſſeum und dem Lateran verwüſtete; und in der hieſigen Staatseinrichtung liegt es nicht, irgend eine zufällige Entvölkerung zu erſetzen. — Dieſe Piazza ſelbſt iſt ſonſt ungemein einladend, ſie bietet beſonders Perſonen von ſchwächlicher Geſundheit, zur Zeit des ſcharfen Nordwindes, einen geſchützten Spaziergang dar, den die Mittagsſonne

freundlich bestrahlt. Aber die Bevölkerung des schönen Platzes sind nur Bettler die dem Fremden auflauern, Büßende die zur heiligen Treppe wandeln, und Andächtige; reich dagegen die Aussichten, die hier das Auge entzücken. Die Reste der Claudiusschen und Neronischen Aquedukte strecken sich malerisch durch das weite Thal zwischen den Ruinen alter Grabmäler hin, unter denen das Grab der Metella hervorragt. Fern in Latium bemerkt das Auge die dämmernden Punkte der Gebiete jener alten Völkerschaften, die nach und nach durch Friedensschlüsse mit dem Römervolke zusammenwuchsen. Endlich in der Tiefe ziehen die entlegenen Gebirge um die leblose Stille eine dunkle Gränze.

Aus der Ferne kehrt die Aufmerksamkeit zu dem Platze des Laterans zurück. Dieser Raum führt seinen Namen von dem unglücklichen Consul Plautius Lateranus, der durch Theilnahme an einer Verschwörung gegen Nero bekannt ist. Es war noch alter Römerstolz, mit welchem er sein Gemüth festhielt, und schweigend sein Leben dem Wütherich hinwarf. Seine Güter wurden eingezogen, auf der Stelle des großen Wohnhauses steht die heutige Kirche. Konstantin schenkte nehmlich späterhin diesen Bezirk dem Papste Melchiades, welcher daselbst seinen Sitz nahm, einen Pallast sich erbaute, und eine Kirche, deren Einweihung er aber nicht erlebte. Sein Nachfolger Sylvester weihete sie im J. 324, und von der Zeit wird das Lateran als die Kathedralkirche von Rom betrach-

tet. Der Pallast verfiel, während die Päpste ihren Stuhl in Avignon hatten, und ward endlich ganz unbrauchbar, so daß der nach Rom zurückkehrende Gregor XI seinen Sitz im Vatikan aufschlug. Den gegenwärtigen, mit großem Aufwande hergestellten, Lateran-Pallast ließ Sixtus V erbauen. Er scheint aber unwiderruflich bestimmt, Ruine zu werden. Im letzten Kriege traf auch ihn das Loos der Verwüstung; und weder die herrliche Architektur, noch die vortreflichen großen Landschaftgemälde in Fresco von dem berühmten Poussin, werden ihn vom Untergange retten können, da von Jahr zu Jahr in dieser Gegend die böse Luft in den Sommermonaten zuzunehmen scheint.

Die Kirche ist schön und groß, und in der Kirchengeschichte dadurch berühmt, daß 11 Konzilien in ihr gehalten wurden. Könnten äußere Eindrücke auf den Geist so wirken, daß Recht und Wahrheit sich ihm offenbarte, dann wäre der Lateran ganz dazu geeignet, eine Versammlung zu begeistern, die sich über den großen Gegenstand berathschlagt, Menschen durch religiöse Ansichten am sichersten zur Tugend zu leiten. Schon die Vorhalle dieser Kirche stimmt das Gefühl erhaben. Edel und schön ist das Verhältniß; einfach, doch zugleich prachtvoll sind die weißen Pilaster, welche auf einem Grunde von gelbem Marmor ruhen. Sechs korinthische Marmorsäulen tragen den Architrav der Thür. Fünf Eingänge führen zu den fünf Schiffen. Das Hauptschiff giebt einen großen Anblick.

Wie eine ehrwürdige Kirchenversammlung, stehn die kolossalen weißen Marmorgestalten der zwölf Apostel zwischen den Pfeilern, in ihren Nischen von grauem Marmor. Der Bogen jeder Nische ruht auf zwei grünen Marmorsäulen. Diese waren vormals ein innerer Schmuck des Hadrianischen Grabmaals. Durch 335 Colonnen, die zu den erlesensten des alten Roms gehörten, wird dieser Tempel verherrlicht. Die Säulen welche die Orgel tragen, sind von dem kostbarsten gelben Marmor, und haben $27\frac{1}{2}$ Fuß Höhe. Die eine ist am Bogen Konstantins, die andere in Trajans Forum gefunden worden. Die beiden grauen, ausgezeichnet schönen Granitsäulen, auf denen der große Bogen des Hauptschiffes ruht, haben eine Höhe von 35 Fuß, und einen verhältnißmäßigen Durchmesser. Der Architrav und der Baldachin des Sakramentaltars ruhen auf 4 kannelirten Säulen, die (wie der Baldachin) aus vergoldeter Bronze gearbeitet sind, und einen Umfang von 9 Fuß haben. Sie waren, Nardini zufolge, ein Schmuck des berühmten Tempels den Augustus dem Jupiter nach dem Siege bei Aktium erbauete. Andere halten sie für eine von Vespasian aus dem Tempel von Jerusalem weggeführte Beute. In der Mitte der Kirche ist das Grabmaal des Evangelisten Johannes angebracht; aber mit seinen gothischen Verzierungen sehr unangenehm gegen alles übrige abstechend, und mit seiner prahlenden Vergoldung wahrhaft geschmacklos. Die Decke des Hauptschiffes ist der in Maria Mag-

giore ganz ähnlich. Unter den schönen Kapellen der Kirche zeichnet sich vorzüglich die des Papstes Clemens XII aus: die reichste und geschmackvollste, die ich noch bis jetzt sah. Eine bronzene vergoldete Gitterthür öfnet sich zu ihrem Eingange. Säulen von Verde Antico und von Porphyr, mit Kapitälen von vergoldeter Bronze, nebst schönen Basreliefen, schmücken sie. Die Wände sind mit dem seltensten Marmor von zartem Violet, und andern nicht gemeinen Farben, bekleidet; auch der Fußboden vereinigt Geschmack und Pracht. Das Bild des genannten Papstes ist in Mosaik nach Guido schön gearbeitet. Vorzüglich schätzbar aber ist der, seine Gebeine einschließende, prächtige Sarkophag von rothem Porphyr, in welchem ehedem Agrippa's Asche soll aufbewahrt gewesen seyn *). — Die ganze Kirche, so wie ihre übrigen Kapellen, prangen mit Fresko- und andern Gemälden, mit Basreliefen und Mausoleen von Marmor.

Ueber den niedrigen, ja bettelhaften Umgebungen der Kirche, reißt der mächtige Obelisk die Aufmerksamkeit an sich. Auch seine Geschichte ist nicht ohne Interesse. Zu Theben, 1300 Jahre vor Christi Geburt, weihete ihn der ägyptische König Rhamses der Gottheit der Sonne. Als Kambyses jene Stadt verwüstete, war dieser majestätische Obelisk

*) Einige Antiquare halten diesen Sarkophag für eine Badewanne jenes Römers. Denn er wurde nahe an der von Agrippa erbauten Pantheon-Rotunda ausgegraben, und diese Rotunda lag in dem weiten Umfang seiner Bäder.

das Einzige was der wilde Eroberer verschonte. Konstantin ließ ihn auf dem Nil nach Alexandrien führen, um ihn dort in einem Cirkus aufzurichten. Aber er starb, ehe das letzte geschah. Sein Sohn Konstanzius ließ die gewaltige Steinmasse in einer dazu erbauten Galeere von 300 Rudern nach Rom bringen, und in dem Cirkus Maximus aufstellen (S. 66). Als die Gothen die Stadt zerstörten, warfen sie das ehrwürdige Denkmaal nieder. In der Folge wurde es empor gerichtet, doch im nächsten Kriege zum zweitenmale zu Boden gestürzt. Erst Sixtus V zog diesen erhabenen Thebaner aus der Verschüttung hervor. Sechzehn Fuß tief lag der Obelisk unter der Erde, in drei Theile zersplittert. Am 10ten August 1588 wurde er von Domenico Fontana auf der itzigen Stelle, unter dem Donner der Kanonen und unter allgemeinen Freudenbezeugungen, wiederum aufgestellt. Er ist von rothem Granit, und misset 140 Fuß; ist also der höchste, aber seiner Form nach nicht der schönste, unter den Obelisken in Rom. Er steht auf einem angemessenen Piedestal, vor welchem, bei einer Statue des Evangelisten Johannes, eine schöne Fontäne quillt, welche die Gegend mit Wasser versorgt.

Die auf dem Lateran gelegene Rotunda, in welcher Konstantin der Große (wie das Volk hier glaubt) getauft seyn soll, ist dem Aeußeren nach weit entfernt, die Schönheit und stille Pracht des Innern vermuthen zu lassen. Verschiednen Schriftstellern zufolge hat zwar der Kaiser diese Kirche er-

baut, aber nicht hier ſondern in Nikomedien die Taufe empfangen. Indeß ſteht, zum Andenken ſeines Uebertritts zur chriſtlichen Religion, das ſogenannte Konſtantiniſche Taufbecken mitten in der Rotunda, die auch daher S. Giovanni in Fonte oder Battiſterio heißt. Man ſteigt in dieſem Tempel auf 4 Stufen zu der zweiten zirkelförmigen Vertiefung hinunter, die von einer ſchwerfälligen Marmorbaluſtrade umgeben iſt. Aus dieſer Tiefe erhebt ſich vom Marmorboden ein ſchönes Piedeſtal, auf welchem in länglich ovaler Form der Taufſtein ruht. Er iſt von dunkelgrünem Baſalt, mit vergoldeter Bronze geziert. Jeder hier Neubekehrte erhält aus dieſem Taufſtein die katholiſche Weihe.

Die innern Wände der Kirche ſind mit Freskogemälden von guten Meiſtern bekleidet, welche ſämmtlich auf Konſtantins Uebertritt Beziehung haben. Vorzüglich achtet man Karl Maratti's Darſtellung, wie die heidniſchen Götzen zertrümmert werden. Auch von Karl Mannoni die Scene, wo Konſtantin die Arianiſchen Schriften verbrennen läßt. Die verſchiednen Empfindungen der handelnden Perſonen ſind mit vielem Geiſt ausgedrückt. Auffallend iſt die Aehnlichkeit des Knaben, welcher die ketzeriſchen Schriften trägt, mit dem Bilde des jungen Raphael auf andern Gemälden. — Zu beiden Seiten ſchließen ſich der Rotunda zwei prächtige Kapellen an: die eine Johannes dem Evangeliſten, die andere Johannes dem Täufer gewidmet; dem weiblichen Geſchlecht iſt der Eintritt in letztere durch-

aus versagt. Eine dritte, minder schöne, Kapelle ist im J. 640 von Papst Johannes IV ein paar Märtyrern zu Ehren erbaut worden.

Die Vorhalle der Rotunda stimmt ganz mit der Pracht und Schönheit ihres Innern, und ihrer beiden Seitenkapellen überein. Sie hat zwei Altäre, und gutgearbeitete Monumente von carrarischem Marmor, welche die Grabmäler einiger Bischöfe zieren. Schön und vorzüglich interessant sind die beiden großen Säulen vom feinsten orientalischen Porphyr. Sie haben Piedestale und korinthische Kapitäle von weißem Marmor, sauber und schön gearbeitet. Nur Schade daß sie zum Theil vermauert und sehr beschädigt sind. Sie tragen den mit vieler Eleganz geschmückten Architrav der Vorhalle. Man weiß bestimmt, daß die sämmtlichen Porphyrsäulen dieses kleinen Tempels dem Pallast des unglücklichen Lateranus angehörten; so sind sie uns stumme Zeugen einer alten greuelvollen Zeit.

In einiger Entfernung von dieser Kirche liegt eine Kapelle, gläubigen Katholiken dadurch merkwürdig, daß sie die sogenannte Scala Santa (heilige Treppe) besitzt, auf welcher Christus in Pilatus Richterhause soll hinauf geführt worden, und welche sodann von Jerusalem nach Rom soll gekommen seyn. Sixtus V ließ sie, nebst zwei andern Treppen, in diesem Kirchlein anbringen, wo der Glaube auch ein vom Apostel Lukas angefangenes, und von einem Engel vollendetes, Bild des Heilandes bewundert. Nach der Legende hat der

heil.

heil. Germanikus, Patriarch von Konſtantinopel, dies übermenſchliche Kunſtwerk daſelbſt ins Meer geworfen, um es dem ketzeriſchen Kaiſer Leo dem Iſaurier zu entziehen; und unverſehrt ſchwamm es nach Rom. In eben dieſer Kapelle, die wegen der vielen Heiligthümer den Namen Sancta Sanctorum führt, erhalten ferner die Thürpfoſten, durch welche Chriſtus zum Verhör ging, Bezeigungen der höchſten Ehrfurcht. Eine Vertiefung in dem Marmor gilt für die Spur des Eindrucks von Chriſti Haupt, welches er auf dieſen harten Stein anlehnte. Außerdem bewahrt die Kapelle noch mehr Reliquien, die man ſo eifrig verehrt, wie gute Chriſten eigentlich die Tugend verehren ſollten.

Die Scala Santa hat 28 Stufen von weißem Marmor. Man findet ſie zu jeder Tageszeit mit Büßenden beſetzt; und nie wird ſie anders als auf den Knieen erſtiegen. Der fromme Glaube hat die Stufen ſo abgenutzt, daß ſie ſchon mehrmal mit Holz bekleidet werden mußten. Mich durchſchauerte der Gedanke, daß vielleicht einer von denen, die ſich da knieend hinaufarbeiten, den Dolch in eines Menſchen Herz ſtieß, und nun durch ſolche Art von Bußübung vom Himmel Begnadigung zu erhalten hofft. — Da wo dieſer religiöſe Wahn jetzt Pilger hinzieht, begann Mark Aurel ſeine irdiſche Laufbahn; da entwickelte ſich ſein nach Tugend und Wahrheit ſtrebender Geiſt; da wandelte er in ſeinen Gärten, ſich der großen Pflicht weihend, Menſchen zu beglücken. Seine auf dem Kapitol

aufgestellte bronzene Statue wurde in dieser Gegend ausgegraben.

Der verödete Platz des Laterans hat außer diesen Kirchen noch zwei andere, die eine dem Frauen- die andre dem Männer-Spitale zugehörig. Die Gegend ist so ungesund, daß die Geistlichen im Sommer ihr Kloster nicht mehr bewohnen, weil in verschiednen auf einander folgenden Jahren von 14 jungen gesunden Geistlichen immer 6 bis 7 starben. Dennoch läßt die Regierung hier in zwei Hospitälern Kranke verpflegen!

Den 17. December.

Von dem einsamen Platz des Laterans lockt den Blick die noch stillere Einsamkeit der nahe gelegenen Kirche Sta Croce in Gerusalemme. Der Zwischenraum ist ein schöner mit einigen Bäumen bepflanzter Rasen, der sich an der innern Seite der Stadtmauer hinzieht, und sich dem grünen Platze vor der genannten Kirche anschließt. Diese sammt dem Kloster ist nur durch die Lage und Umgebung von Ruinen anziehend: zwischen zwei Weingärten nehmlich, deren einer die Stelle des bald näher zu beschreibenden Militär-Theaters einnimmt, von dem noch ein großer Theil der Ringmauer erhalten ist, welche jetzt die Garteneinfassung und ein ausfüllendes Stück der Stadtmauer bildet, so daß, um das Aeußere des Theaters zu sehen, man aus dem nahen St. Johannis-Thore gehen muß. In der andern Vigna stand ein Tempel der Ve-

nus und des Cupido, deſſen Trümmer zwar hoch emporragen, aber die ehemalige Form des Ganzen nicht errathen laſſen. Hier fand ſich unter der Verſchüttung die Gruppe jener Liebesgottheiten; die Venus wird für das Bild der Gemahlin des Septimius Severus gehalten. Konſtantin ließ den Tempel niederreißen, und erbaute auf deſſen Stelle, in der Nähe des Pallaſtes ſeiner Mutter, der heil. Helena, die Kirche, welche daher Anfangs den Namen „Helenens Baſilika“ führte. Nachdem aber dieſe kaiſerliche Mutter, unter andern Reliquien, drei Stücke des Kreuzes Chriſti von Jeruſalem mit nach Rom brachte, und dieſer Kirche ſchenkte, erhielt ſie die gegenwärtige Benennung des Heiligen Kreuzes, mit dem Beiſatz in Jeruſalem. Sie gehört zu den ſieben Baſiliken oder Hauptkirchen der Stadt.

Ihre äußere Architektur ſticht ſehr unvortheilhaft ab, gegen den erhabenen Bau des Laterans. Eben ſo wenig iſt ihr Inneres mit dem Innern jenes Heiligthums zu vergleichen; nur die vier Säulen von Breccia-Marmor, welche den Baldachin des Hauptaltars tragen, ſind von großer Schönheit. Merkwürdig iſt ſie übrigens durch das Feſt der Kreuzesauffindung, welches von hier ausging und eben hier mit ausgezeichneter Feierlichkeit begangen wird. Hinter dem Altar iſt die Geſchichte dieſes Feſtes in einem ſehr ſchlechten Gemälde aufgeſtellt. Es zeigt wie es möglich wurde, das Chriſtuskreuz von den Schächerkreuzen zu unterſcheiden.

Man berührte nehmlich mit allen dreien einen Todten, und dieſer fühlte beſſer als die Lebendigen das rechte heraus: denn es gab ihm das Leben wieder.

Das Haſchen nach dem Uebernatürlichen iſt der angeborne Hang des Menſchen, das Ueberſinnliche zu ergreifen, deſſen Ahnung unvertilgbar in allen Gemüthern liegt. Wenn dieſer Hang einmal in das Gebiet der Träume hinüber ſchweift, ſo nimmt er jede Täuſchung auf, und erkennt keine Gränzen mehr. Doch er eben iſt gleichſam das rohe Material, aus welchem die Vernunft den Glauben an eine höhere Vorſehung bildet. Die Herrſchſucht aber wußte von jeher ihn zu ihren Abſichten zu mißbrauchen, und Nacht und Nebel zu bereiten, worin die zarte Pflanze der edleren Menſchlichkeit lichtbedürftig verſchmachtet. Die myſtiſche Schwüle, wie ſie aus dem Wahne hervorgeht, iſt nicht die ſanfte pflegende Wärme, welche Gedeihen erzeugt.

Den 18. December.

Aus dem Thore S. Giovanni geht ein Weg in öſtlicher Richtung an der Stadtmauer fort; überall ſieht man aus der Erde hervorragendes Gemäuer. In der Nachbarſchaft dieſes Thores tritt die zirkelförmige Umgebung des alten Theatrum Caſtrenſe aus der Aurelianiſchen Stadtmauer heraus. Ein melancholiſcher Zeuge zerſtörender und zerſtörter Jahrhunderte. Die Bogen dieſes, nach dem Koliſſeum in verjüngtem Maßſtabe erbauten,

dennoch aber großen, Gebäudes ließ Aurelian ausfüllen, und zur Stadtmauer ziehen.

Die ehmalige Pracht, und die Marmorverſchwendung, offenbaret ſich durch die unter der Erde, gefundnen Ueberbleibſel ſeltener Steinarten, und die großen Marmorſtücke, welche aus der Stadtmauer glänzend hervorleuchten. Dies Amphitheater diente zu Kämpfen der Soldaten mit wilden Thieren, und zu allerhand kriegeriſchen Spielen. Zwei Reihen korinthiſcher Säulen über einander bildeten die Umgebung. Die Säulen ſind von gebrannten Steinen gemauert, die ſchönen Kapitäle von eben ſolchen ſehr ſauber dazu bearbeiteten Steinen gebildet. Das Ganze iſt beinahe um die Hälfte verſchüttet. Die untere Säulenordnung fehlt ganz; nur die hervorſtehenden Travertin-Quadern, die auf den Kapitälen derſelben ruhten, ſind noch vorhanden, und dienen zu Unterlagen der obern Säulenreihen. Die zierliche Arbeit der obern Kapitäle iſt auch ſchon dem Verſchwinden nahe, wie dann die der unteren, ohne alle Andeutung, bloß in der Erinnerung noch da iſt.

Die Fortſetzung dieſer Straße führt über Spuren eines unterirdiſchen Gemäuers hin, welches mit wenig Wahrſcheinlichkeit für Reſte eines Hauſes des Tarquinius ausgegeben wird. Man naht ſich endlich einer Wendung der Stadtmauer, und hier wird man plötzlich durch eine der herrlichſten Anſichten überraſcht. Die Claudiusſche Waſſerleitung, itzt Acqua Felice genannt (S. 86), zieht mit ihren

Bögen, wie eine unendliche Reihe von Thorwölbungen, dem Blick der nach Osten hinschaut, vorüber. Jeder Bogen schneidet von der großen Landschaft, die in der Ferne erscheint, ein kleines Rahmgemälde ab. Die östlichen Höhen strahlten heut in der ganzen Herrlichkeit ihrer Beleuchtung. Der blaue italiänische Himmel schien über die Lichtmassen ihrer Schneekronen herabzuströmen. Milde Frühlingsluft hatte schon, obgleich im December, hie und da Blumen hervorgelockt. — So kamen wir zur Porta Maggiore, einem Thore der spätern Zeit, welches in der Mitte zur Ersetzung der beiden alten vermauerten, des Pränestinischen und Labikanischen, aus einem prächtigen Bogen der Claudiusschen Wasserleitung gebildet wurde. Ueber diesen Bogen gingen zur Zeit des Titus drei verschiedne Aquedukte, von denen der eine noch besteht; die abgebrochnen zeigen itzt nur die großen Höhlungen des Wasserlaufs. Es ist eine hohe ernste Architektur, durch welche die itzige Porta Maggiore gleich beim ersten Anblick ihren antiken Bau ankündigt.

Der Weg von diesem Thor in östlicher Richtung führt zu einer der lieblichsten Ruinen, welche sich aus einem Gemüs- und Weingarten erhebt: dem sogenannten Tempel der Minerva Medika, dem aber die antiquarischen Meinungen verschiedne Bestimmungen geben. Einige glauben, es sey eine Basilika der beiden Enkel Augusts, des Cajus und Lucius Cäsar, gewesen; Andere halten ihn

für einen Hörsaal zu medizinischen Vorlesungen; noch Andere für einen Tempel des Herkules Kallaikus. Nicht ganz grundlos scheint die Meinung derer, welche die freundliche Rotunde für das Gebäude eines Bades erklären. Denn in einiger Entfernung liegen in diesem Weingarten stark gemauerte Gewölbe, die eine Verbindung unter einander haben, ganz gleich den Wasserbehältern in den Bädern des Titus, den Sette Sale (S. 103, und 104 Anmerk.). Noch rieselt ein kleiner Quell durch das Gemäuer in das Innere hinein. Beim Nachgraben in dieser Gegend fanden sich verschiedne Götterstatuen: eine Minerva mit den Attributen der Heilkunde, ein Aeskulap, ein Herkules, eine Venus, ein Adonis, u. m. a. *).

Eben dieser Garten, wo das Grabscheit noch zuweilen die köstlichsten Steine aufwirft, die schließen lassen welche Pracht hier vormal herrschte, verbirgt unter dem Schutt der Erde noch zwei antike

*) Die Trümmer dieser, nach dem Pantheon größten, Rotunda in Rom sind von jeher ein antiquarisches Räthsel gewesen. Die Benennung der Minerva Medika ist wohl nur dadurch entstanden, daß man nebst vielen Statuen, die gar nicht in die Reihe der Heilgötter gehören, auch eine Minerva mit dem Heildrachen da fand (die aus der Giustinianischen Gallerie in die Sammlung des Lucian Bonaparte übergegangen ist). Die von Piraneſi zuerst sehr sinnreich ausgeschmückte Vermuthung, daß dieses Rundgebäude ein Bad gewesen, hätte durch Vergleichung mit den Thermen des Lorenzo zu Mailand, die in

Grabmäler. Das eine heißt, zufolge mehrerer Grabschriften, das Sepulcrum des Consuls Arruntius, der unter Tiber lebte; das andere, nach den kleinen nestförmigen Urnen-Nischen, das Columbarium seiner Freigelassenen. — Jener Tempel aber ist der lieblichste Schmuck der Gegend. Still und einsam erhebt er sich in der Mitte des Gartens. Eine freundliche Nymphe gießt ihren Silberstrahl aus einer Nische hervor; und gleich einer trauernden Klagestimme, beseelt ihr Geräusch die versinkende Grotte. Durch die zum Theil schon eingestürzte Kuppel blickt der blaue Himmel herein, und ein ewiger Frühling webt Festone von Ranken und Blumen um die ehrwürdige Trümmer. Die marmornen Gesimse sind hinweg gefallen, aber eine mitleidige Flora vergoldet die Bogen mit leuchtendem Goldlack.

wendig eben so ein Oktagon bilden, wie diese Rotonda in Rom ein Dekagon, noch einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn die Fenster in dem Portikus sowohl als im Innern nicht widersprächen. Hat man doch auch das Pantheon selbst von jeher zu einem Bade bestimmen wollen, welches aber Hirt in seiner Abhandlung über das Pantheon gründlich widerlegt hat (Museum der Alterthumswissenschaft, I, 287. 241 fgg.). Guattani in seiner Roma descritta ed illustrata T. II, p. 237. ed. II. will ohne allen Beweis diese Rotonda für eine schola medicorum, einen Disputirsaal der römischen Aerzte, gehalten wissen.

B.

Den 19. December.

Es ist ein geheimer Zauber, mit welchem jede Stelle des alten Roms das Gemüth anzieht. Vorzüglich fühle ich ihn auf dem stillen Gange zwischen der unabsehbaren Bogenreihe der Acqua Felice und den zerrissenen Bögen der Claudiusschen Wasserleitung. Man fährt, um auf diesen höchst einsamen Spaziergang zu gelangen, durch die Porta S. Giovanni, und kommt auf die Straße welche nach Fraskati führt. Bald ist man den Resten des Claudiusschen Aquedukts nahe. Eine einzelne ganz abgesonderte Trümmer, ähnlich einer aus der Ebne hervorragenden Felsenspitze, zog zuerst unsre Blicke an; sie war von unten auf mit Epheu umschlungen. Wir nahten uns nun einem Bogen der Acqua Felice, durch welchen der Weg nach Fraskati geht. Reizend war der Blick in die offne Landschaft durch diesen Bogen, der, wie Zoega uns sagte, unter dem Volke noch porta furba genannt wird, weil vor mehr als 50 Jahren Räuber diese einsame Gegend unsicher machten.

Wir ließen dies sogenannte Thor links, und gingen zwischen den hohen Mauern zweier Leitungen, welche ungefähr 16 Schritt von einander entfernt laufen. Links nehmlich zieht die alte Marzische (jetzt Acqua Felice) zum Gebirge hin; rechts dehnen sich die ungeheuren Reste der Claudiusschen Leitung aus. Abgestorbenheit und Verwüstung ist der Charakter dieser Gegend; und um den Eindruck einer schweigenden Schattenwelt zu vollenden,

schleicht längs den Ruinen ohne alles Wellengeräusch, wie eine stille Lethe, ein Flüßchen zur Stadt, welches die Crabra der Alten seyn soll, und jetzt die Marana heißt. Was durch die Bogentrümmer erscheint, ist die öde Campagna, die ein großes Todtenfeld darstellt, auf welchem eine große Vorwelt begraben liegt. — Links hingegen öffneten die Bogen der Acqua Felice freundlichere Aussichten in eine lebendigere Welt. Fern, im tiefen Hintergrunde, sahen wir Monte Cavo, den höchsten Punkt der Albanischen Hügel. An ihrem Abhang schimmerte das schöne Frascati; in dunklerem Lichte erschien Tivoli. Im Thale zieht eine große Ruine die Aufmerksamkeit an, wahrscheinlich die Trümmer einer alten Villa; und näher zu uns, durch einen Bogen in der Ebene, erblickten wir den Monte Grano, einen isolirten Hügel, den eine einzelne Zypresse beschattet. Man weiß nicht woher er diesen Namen führt; gewiß aber ist er die Grabstelle des Alexander Severus: denn hier ward der bekannte Sarkophag ausgegraben, dessen ich unter den Antiken auf dem Kapitol erwähnt habe (S. 27).

Den 20. December.

Die Erscheinungen der Natur bleiben dieselben, aber die Formen unserer Vorstellungen sind wandelbar. Den Ausgang aus diesem Leben begleiteten in der alten Zeit ganz andere Förmlichkeiten als gegenwärtig, und es ist höchst interessant die Punkte der Vergleichung so nahe zu sehen.

Mit dem Eindruck den das große antike Todtenfeld am Wege nach Fraskati auf uns gemacht hatte, besuchten wir heut die Chiesa della Morte, die auch Maria dell' Orazione genannt wird. Jener Name erklärt sich bei dem ersten Blick in die Kapelle der Kirche. Zu Anfang des 16ten Jahrhunders verband sich eine Gesellschaft, unter dem Namen Fraternità della Morte, zu der Obliegenheit, die in der Stadt und in einem Umkreise von sechs Miglien Erschlagenen und Verunglückten aufzunehmen, um letztere zu verpflegen und die Leichname der ersteren zu bestatten. Das 40stündige Gebet, welches zu gewissen Zeiten gefeiert wird, leitet sich von dieser Brüderschaft her, und giebt der Kirche den zweiten Namen.

Diese kleine, dicht an der Tiber liegende, Kirche hat einige gute Freskogemälde. Zu ihrer Kapelle, die zwei Abtheilungen hat, steigt man herunter, und wird durch den seltsamsten Anblick überrascht. Todtengebeine sind hier das ausschließende Material der Verzierungen und der Geräthe. Neben einander gereihte Schädel, von denen einige das Zeichen der Ermordung tragen, machen die einzige Bekleidung der Wände dieser grausen Todtenzelle; an der Decke schweben ganze Gerippe. Es erweckt sehr entgegengesetzte Empfindungen, wenn man aus dem stummen Gebeinhause hinausblickt, auf die lebendige Tiber die daran vorüberrauscht, und auf die Gärten und fernen Pinien, durch welche der Odem des Lebens weht. — Mit irgend einer Art

mildernden Spielwerkes den Ernſt der Religionsübung zu verhüllen, ſcheint ein Bedürfniß ſüdlicher Nationen. Auch hier wird geſpielt, wovon die ganze Kapelle den Beweis giebt. Aber die zweite Abtheilung derſelben iſt ein wahres Theater, mit Raum für die Zuſchauer, und mit einem Proſcenium. Auf demſelben müſſen im November, acht Tage hindurch, die Todtengerippe Schauſpiele aufführen. In der letzten Darſtellung erſchien, wie der Cuſtode uns ſagte, Tobias dem der Staar geheilt wird. Um ihn her, die ganze Familie, nebſt dem wedelnden Hündchen, welches ebenfalls aus Menſchengebeinen zuſammengeſetzt war. Der grauſende Schauplatz iſt alsdann mit alabaſternen Vaſen dämmernd erleuchtet. Solche Farcen ſind es, an denen ſich die Mitglieder dieſes Inſtituts jährlich einmal erbauen und ergötzen; indeß bleibt der humane Zweck, der ihm zum Grunde liegt, höchſt ehrwürdig.

Die Mitglieder der Geſellſchaft ſind verpflichtet, wenn der Cuſtode der Kirche ihnen einen Fall anzeigt, ſogleich ihr Amt auszuüben. — Bei dem Geſchäft einen Leichnam in der Nacht aufzuſuchen, begegnete es ihnen einſt, in der bezeichneten Gegend einen ſchlafenden Jäger anzutreffen. Sie halten ihn für den Ermordeten. Mit brennenden Wachsfackeln in den Händen, ſchließen ſie um ihn den Kreis, und murmeln die gewöhnlichen Gebetformeln auf ihn herab. Er erwacht; über die ſeltſame Erſcheinung beſtürzt, greift er halb ſchlaftrunken nach ſei-

ner Flinte. Der Leichenkonduкt, heftiger erſchrocken als jener, nimmt die Flucht. Der Jäger aber erkennt bald an dem ſchwarzen Koſtum der verhüllten Geſtalten und an den Fackeln den Irrthum, eilt den Fliehenden nach, bringt ſie zu ſich ſelbſt, und dadurch zu dem Leichnam den ſie ſuchten.

Den 21. December.

Nicht fern von der Chieſa della Morte liegen verſchiedene ſchöne Palläſte, unter denen der Farneſiſche der berühmteſte iſt. Die Antikenſammlung, welche ihm den Ruf der Vorzüglichkeit erwarb, ließ der König von Neapel, dem die ganze Farneſiſche Erbſchaft zugefallen war, nach ſeiner Hauptſtadt abführen. Aber Annibale Caracci's Freskogemälde machen auch jetzt noch dieſen Pallaſt den Kunſtfreunden und Malern intereſſant. — Papſt Paul III, aus dem Hauſe Farneſe, ließ ihn, noch als Kardinal, nach dem Riſſe des bekannten Sangallo aufführen, vollendet ward er erſt unter dieſes Papſtes Neffen, durch Michel Angelo. Das Koliſſeum und das Theater des Marcellus mußten zu dem Baue die Materialien liefern. Jetzt iſt das weitläuftige Gebäude völlig unbewohnt, bis auf einige Zimmer welche die Neapolitaniſche Poſtexpedition einnimmt.

Den freundlichen Platz vor dem Pallaſt beleben zwei ſehr ſchöne Springbrunnen. Aus großen Schalen von orientaliſchem Granit, die in den Bädern des Titus gefunden wurden, ſteigt ein Waſſer-

ſtrahl acht Ellen hoch empor. Der Pallaſt ſelbſt, obzwar von berühmten Baumeiſtern aufgeführt, hat ein ſchwerfälliges Anſehn; er iſt ein gleichſeitiges Viereck, auf allen Seiten mit drei Reihen Fenſter übereinander, die für das Gebäude zu klein ſind. Auch der Balkon und die Hauptthüre haben ein kleinliches Anſehen. Die Vorhalle aber iſt ſchön, und durch 12 koſtbare doriſche Säulen von ägyptiſchem Granit geſchmückt. Der Hofraum, auch ein reguläres Viereck, ſcheint wegen der Höhe des Gebäudes klein, und iſt finſter. Ueppiges Gras bedeckt ihn, und kündigt ſogleich die Verlaſſenheit des Ganzen an. Um das Innere laufen unten Arkaden von doriſcher Ordnung; über dieſen wölben ſich Bögen mit ioniſchen Säulen, und die dritte Ordnung beſteht aus korinthiſchen Pilaſtern. Wenn man von unten zu den ſchönen Arkaden hinaufſieht, ſo gewährt dieſes keineswegs einen erhebenden vielmehr einen beengenden Eindruck, durch das Unverhältniß der architektoniſchen Maſſen zu der Kleinheit des untern Raumes, den ſie gleichſam drängend umgeben. Die großen Werke der alten Kunſt, welche einſt dieſe Arkaden verherrlichten, die treffliche Flora, der berühmte Herkules und andere, ſind längſt entfernt worden *).

*) Was von den frühern Entführungen nach Neapel übrig geblieben war, hat bekanntlich in den Jahren 1794 bis 96 der im Zorn der Minerva zum Antikenwiederaufhelfer (Ristoratore) ernannte Albergini zuſammengeflickt. Vieles bekam der Engliſche Conſul Fagan. B.

Wir eilten durch die leeren Räume zur Gallerie, welche A. Caracci's Freskogemälde ſchmükken. Welch ein blühendes Colorit, welche Zeichnung, welch ein Reichthum der Fantaſie in der Anordnung! Der Kunſtfreund findet hier eine Fülle des Genuſſes, und der Künſtler eine unerſchöpfliche Quelle des Studiums und des Entzückens. Sehr würdige Kenner ſtellen dieſe Arbeiten den Raphaeliſchen gleich, ja finden letztere im Colorit noch übertroffen. Acht Jahre hat Caracci mit ſeinen Schülern an dieſer Gallerie gemalt, die eine Länge von 62, und eine Breite von 19 Fuß hat. Unter dieſer Fülle von treflichen Gemälden ſchien mir die Figur der an den Felſen geſchmiedeten Andromeda eine der vorzüglichſten. In dem Triumph des Bacchus und der Ariadne hat dieſe Königstochter mehr Majeſtät als Anmuth. Deſto reizender iſt Diana, die den Cephalus entführt. Aber ſo großen Eindruck auch das Ganze auf mich machte, ſo wenig fühlte ich mich geneigt in der Gallerie zu verweilen: denn alle dieſe Darſtellungen aus der Mythologie weckten kein einziges hohes Gefühl in mir. Nur Bewunderung der Kunſt, nicht Erhebung durch Kunſt, bewirkten ſie.

Vom Pallaſte Farneſe fuhren wir noch zum Pallaſte Spada, welcher unter andern Merkwürdigkeiten auch die Bildſäule des Pompejus aufbewahrt, an deren Fußgeſtelle Cäſar ermordet wurde. Das Gebäude iſt von ſchöner Architektur, und im Innern macht ſogleich die wohl angelegte Treppe

einen guten Eindruck. Dagegen überraschte es mich nichts weniger als angenehm, die erwähnte berühmte Statue in dem sehr unreinlichen Vorzimmer zu finden, wo sich die Dienerschaft zu versammeln pflegt. Hohen Kunstwerth hat sie eben nicht, aber ihre geschichtliche Beziehung sollte ihr doch einen bessern Platz verschaffen.

Mehrere gute Gemälde, Statuen und Basreliefe sind in den verschiedenen Gemächern vertheilt. Schön ist eine auf Kupfer gemalte Madonna von Barocci. Der Aufstand Masaniello's, von Michel Angelo Caravagi, ist reich an charakteristischen Figuren. Rebecca am Brunnen, von Nicol. Poussin, eine holde anmuthsvolle Figur. Der Tod der Dido, von Guercino, hat viel Schönes und viel Ungereimtes: alle Figuren sind in Spanischer Tracht; Dido auf dem Scheiterhaufen liegend, ersticht sich mit einem langen Degen (zu Ehren des Hauses Spada); fühllos steht ihre Begleiterin daneben. — In den untern Gemächern sind antike Statuen und Büsten; auch acht Basreliefe, mit Figuren von mehr als halber Lebensgröße: sie wurden in der St. Agnes-Kirche außerhalb der Stadt gefunden, wo diese Marmorplatten schon lange Zeit umgekehrt gelegen und als Stiegen zu Treppen gedient hatten. Die Arbeit dieser Basreliefe zeigt vielen Geist. Vorzüglich befriedigten mich folgende Stücke. Diomedes und Ulysses, nach Entwendung des Palladiums aus dem Tempel kommend. Diomedes geht voran; sein ergänzter linker Arm trug ohne

Zweifel

Zweifel das Palladium, welches itzt fehlt; ihm nach ſchleicht Ulyſſes. Adraſtos, Anführer des Argiverzuges, erlegt mit einem Wurfſpieße die Schlange, welche den Knaben Archemoros getödtet hatte; der Schmerz und die Angſt der daneben ſtehenden Amme des Kindes ſind ſprechend ausgedrückt. Paris als Hirt auf Ida, mit einem Amor der ihm ſchmeichelt; am Fuß des Berges die weidende Herde. Auf einer andern Platte, Paris und Helena am Meergeſtade, im Vorgrunde das Schiff das ſie nach Troja führen ſoll, in der Entfernung die Stadt Sparta. Von den Statuen nenne ich nur zwei: ein lauſchendes Kind in einem Mantel gehüllt. Der Sophiſt Ariſtides, unter Hadrian, er war 16 Jahre krank, welches hier gut ausgedrückt iſt; auf dem Sokel ſtehn die erſten Buchſtaben ſeines Namens.

Man hat aus einem dieſer Zimmer die Ausſicht auf ein Gärtchen, in welchem ein Säulengang mit der optiſchen Täuſchung eingerichtet iſt, wie die Treppe von Bernini auf dem Vatikan. Durch eine wohlberechnete Verkürzung der Säulen, erſcheint die Kolonnade ungemein lang.

Den 22. December.

Der Pallaſt Pio iſt zum Theil auf die Trümmer des Pompejiſchen Theaters gebaut, des erſten fortdauernden, welches, einem älteren Geſetze zum Troß, in Rom errichtet wurde. Die prächtige Curia dieſes Helden ſchloß ſich ſeinem Thea-

ter an. Der Raum wo dieſe Gebäude lagen, führt noch jetzt den Namen Campo di Fiore (das Blumenfeld), wie man glaubt, zu Ehren oder wenigſtens in Bezug der Geliebten des Pompejus, welche Flora hieß. Sie hatte, ſo wird geſagt, die Einkünfte ihres großen Vermögens dem Volke vermacht, mit dem Beding, daß ihr Geburtstag auf dieſem Raume jährlich durch fröhliche Spiele gefeiert würde. Der ehrbare römiſche Senat fand etwas Unziemliches in einem Feſte, deſſen Veranlaſſung der Sittenleichtigkeit gewiſſermaßen geſetzliche Genehmigung ertheilte. Doch auch die Anſprüche des Volks mußten berückſichtigt werden; daher bekamen die Prieſter den Auftrag, die neue Stiftung mit irgend einem Götterfeſt zu bedecken. So wurden aus der alten Sabiniſchen Geſchichte die Floralien hervorgeſucht, und deren Feier auf den 28. April, den Geburtstag jener Flora, feſtgeſetzt. Fröhlichkeit war der Geiſt und der Zweck dieſes Feſtes, wobei freilich oft der luſtige Jubel an bacchaniſchen Taumel gränzte *).

*) Der Urſprung der Floralien und der Verehrung der Flora bedarf noch einer antiquariſchen Aufklärung. Schon Bayle hat unter dem Artikel Flora die alte Fabel, daß ſie eine Buhlerin geweſen, kritiſch beleuchtet. Nur die Zufälligkeit, daß der Campo di Fiore der Pompejaniſchen Curia und Schaubühne nahe liegt, konnte an die Geliebte des Pompejus, die allerdings Flora hieß, ein Jahrhunderte früher geſtiftetes Feſt knüpfen, über deſſen frühern Urſprung der kritiſche Nardini p. 358 ſchon alles erörtert hat. B.

Als zu Rom die hierarchiſche Inquiſition herrſchte, wurden die zum Tode verurtheilten Ketzer auf dieſem Campo di Fiore hingerichtet, wo im alten Rom jauchzende Freude der Flora Opfer brachte.

Im Stalle des Pallaſtes Pio ſind noch einige Gewölbe, die zum Pompejiſchen Theater gehörten. Auf dem alten in Marmor gegrabenen Riß der Stadt Rom *), iſt der weite Umfang des Gebäudes mit der daran ſtoßenden Curia bezeichnet.

Ein Portikus von 100 Säulen verband die Curia und das Theater. Dieſes faßte 40000 Zuſchauer. Von ſeiner hoheitvollen Pracht zeugen die hier aus der Verſchüttung hervorgezogenen Statuen: die halb koloſſale Muſe, eine Flora von der nehmlichen Größe, und andre treffliche Werke **). Die Abbildungen von vierzehn durch Pompejus überwundenen Provinzen ſchmückten ſein Theater; — von dieſen Bildſäulen hörte man freilich nicht die Seufzer der unterjochten Völker. Die eigene halb koloſſale Statue des Helden ſtand in der Curia; — wir wollen zu ſeiner Ehre hoffen, daß nicht er ſelbſt, ſondern dankbare Volksliebe nach ſeinem unglückli-

*) Dieſer Riß iſt ſchon von mir angeführt worden (S. 29). Die Verf.

Piraneſi hat ihn am beſten in 5 Folioblättern herausgegeben. B.

**) Die mehreſten dieſer herrlichen Bildſäulen ſind jetzt in Neapel, die hohe tragiſche Muſe iſt in Paris.

chen Tode, diese Bildsäule unter Göttern und Göttinnen aufstellen ließ. An ihr, gleichsam im Angesicht des herabblickenden Schattens des großen Ueberwundenen, ergriff den großen Ueberwinder das rächende Schicksal. Hohe und liebenswürdige Eigenschaften hatte Cäsar ohne Zweifel; nur gehörten nicht die Kunstgriffe dazu, durch welche er den Volksenthusiasmus in Flammen zu setzen wußte.

Durch Gegensatz erinnert diese Betrachtung an einen großen Mann unserer Zeit. Washington, deinen Namen spricht der gefühlvolle Weltbürger mit der herzlichsten Verehrung aus! Die Nachwelt wird noch dein Andenken segnen, wie deine Zeitgenossen sich freueten, in dir ein Beispiel weiser volkbeglückender Tugend zu sehen. Größer und glücklicher, als auf Thronen, lebtest du, kraftvoller Menschenfreund, in deiner zurückgezogenen Stille, mit dem Bewußtseyn einem halben Welttheile eine selbstständige Verfassung erfochten zu haben. — Cäsar brachte über Rom Jahrhunderte hindurch den Fluch der Tyrannei. Du, erhabene Seele, gossest über dein Volk Segen aus, der nach Jahrhunderten noch schöner gedeihen wird.

Den 23. December.

Als das Gesetz gegen die fortdauernden Theater einmal übertreten war, so konnte das Beispiel des großen Pompejus um so weniger ohne Nachfolge bleiben, da das Volk die Schauspiele leidenschaftlich zu lieben anfing.

Balbus, ein Spanier, Freund und Kriegsgefährte jenes lange Zeit glücklichen Helden, hatte ſich das römiſche Bürgerrecht erworben. Er beſaß auch die Freundſchaft Cicero's und Cäſar's *). Um eine bedeutende Rolle zu ſpielen, bedurfte er der anhaltenden Gunſt des Volkes. Dieſe war vorzüglich durch große Feſte zu erhalten; daher erbaute Balbus ein prächtiges Theater, neben der Curia ſeines Freundes Pompejus. Jetzt iſt dieſe alte Pracht mit einem Schutthügel bedeckt, auf dem ſich der ſchöne Pallaſt Cenci erhebt. Wahrſcheinlich ſind hier noch trefliche Kunſtwerke begraben.

In eben dieſer Nachbarſchaft liegt der Pallaſt der Päpſtlichen Kanzlei, eins der ſchönſten Gebäude in Rom, wozu Bramante den Riß gemacht hat. Der Kardinal Mezzorotto fing den Bau an; der Vicekanzler Riario, Neffe des Papſtes Sixtus IV, vollendete ihn. Die Vorderſeite gegen Campo di Fiore zu iſt ganz Marmor, und nach Fontana's Angabe geordnet. Aus den Steinen des Koliſſeums iſt auch dieſer Pallaſt aufgeführt, und vom Triumphbogen Gordians ward der Marmor zur Bekleidung der Façade genommen. An den Thoren dieſes Gebäudes werden die päpſtlichen Bullen, Breven und Verordnungen angeſchlagen. Zweimal in der Woche verſammeln ſich, in dem großen

*) Es iſt der nehmliche Balbus, der auch zu Herkulanum ein ſehr ſchönes an Kunſtſachen reiches Theater erbaut hatte, welches in der Folge mit Lava überfluthet wurde.

Saale deſſelben, die Beamten der päpſtlichen Kanzelei.

Von hier begaben wir uns auf den ſchönen großen Platz Navona. Er wird mit Recht zu den vorzüglichſten Plätzen Roms gezählt, und hat noch ſeine ehmalige länglich abgerundete Form, aus der Zeit wo er die Rennbahn des Alexander Severus war. Architektoniſche Werke von Bedeutung umgeben und ſchmücken ihn.

Die Kirche der heil. Agneſe macht einen treflichen Eindruck; ihr zu beiden Seiten ſtehn zwei weitläuftige ſchöne Palläſte, von ganz gleicher Bauart. Ueber die Kirche fällen Kenner zwar ein tadelndes Urtheil, welches von Bernini herzurühren ſcheint, der es durch eine dauernde Satire ausgeſprochen hat. Unter den drei Fontänen nehmlich, welche dieſen Platz verſchönern, iſt an der mittlern, die ſich ſehr von den übrigen durch Bildhauerarbeit und Größe auszeichnet, eine männliche koloſſale Figur, der Kirche gegenüber, angebracht: welche in einer zuſammengeſchmiegten, Furcht ausdrückenden Stellung, an einen Felſen gelehnt daſitzt, als erwarte ſie jeden Augenblick den Einſturz der Kirche. Freilich erſcheinen die beiden ſchwerfälligen Thürme neben der Kuppel als eine Verunſtaltung des Ganzen; und hierauf zielte Bernini's Muthwille, gegen den mit ihm gleichzeitigen Architekten Borromini. Aber ohne eine Erklärung würde man jene ſarkaſtiſche Figur gar nicht verſtehn, ſie folglich, in

Beziehung auf den Springbrunnen ſelbſt, als etwas Ungehöriges betrachten müſſen.

Die Zeichnungen zu den Fontänen ſind von Bernini, und verdienen Beifall. Auf einem groſſen 24 Fuß hohen Felſenſtücke von Travertin erhebt ſich eine Baſis von rothem Granit, worauf ein ägyptiſcher Obelisk mit Hieroglyphen thront. Der Felſen ragt aus dem weiten Baſſin hervor, und hat mit der Baſis 105 Fuß Höhe. In dem Felſen iſt eine auf allen vier Seiten durchbrochne Höhle, aus dieſer neigen ſich zu verſchiednen Seiten ein Pferd und ein Löwe, als ſtänden ſie zur Tränke da. Die ſchönen koloſſalen Geſtalten, die den Felſen umgeben, und Waſſer ergieſſen, ſollen die vier Hauptſtröme der vier Welttheile ſymboliſiren.

Eine alles übertreffende Zierde dieſes Platzes würde, der Anlage nach, der Pallaſt Braschi geworden ſeyn, wenn die Ausführung deſſelben nicht mit dem Schickſal des letztverſtorbenen Papſtes, der ihn für ſeinen Neffen erbauen ließ, zuſammengefallen wäre. Selbſt die prächtige Haupttreppe im Innern iſt unvollendet geblieben, nachdem ſie, ihrer herrlichen Marmorſäulen wegen, bereits eine halbe Million Scudi gekoſtet hat. In einem der wüſten Säle ſteht eine vortrefliche koloſſale Statue des Antinous; ſie ward unter jenem Papſt zu Paleſtrina ausgegraben. Sehr reizend iſt die Ausſicht vom Dache dieſes Pallaſtes auf die Stadt.

Außer dieſen Merkwürdigkeiten zeichnet der Platz ſich noch durch ein beſonderes Waſſerfeſt

aus, welches an die im ehmaligen Cirkus gehaltenen Naumachieen erinnert. Im August wird jeden Sonntag der Platz eine Elle hoch unter Wasser gesetzt, aber statt der Barken fahren darin Kutschwagen umher: dies soll ein anziehendes Schauspiel für alle Stände seyn. Auch erfrischt die große Wasserfläche dieses Raums die Luft in dem so heißen Monat auf eine wohlthuende Art. — Uebrigens ist die Piazza Navona, den Corso ausgenommen, die bewohnteste Gegend zu Rom.

An der Ecke des Pallastes Braschi schließt sich ein kleiner Platz an, Piazza di Pasquino genannt, nach einem witzigen Schneider, der zu Anfang des 16ten Jahrhunderts dort seine Bude hatte. Wer zu ihm kam, ward durch dessen satirische Bemerkungen über neuere und ältere Begebenheiten unterhalten. Nach Pasquino's Tode entdeckte man unter der Verschüttung seiner Bude eine schöne, aber sehr beschädigte, Statue: Menelaus, der den entseelten Patroklus vom Schlachtfelde trägt. Sie ward sogleich da wo man sie gefunden hatte, aufgerichtet; und nun mußte dieser Rest einer Bildsäule die Stelle des witzigen Schneiders vertreten, indem man allerlei beißende Einfälle daran heftete. Um das Spiel ganz vollständig zu machen, wählte man noch eine andre am Kapitol befindliche Statue, Marforio genannt (von Mars in Foro), die sich mit bedeutenden Fragen an Pasquino wendet, und ihn zu spöttischen Aeußerungen veranlaßt, die oft

ungemein treffend ſind. Man hat ſogar eine gedruckte Sammlung ſolcher Fragen und Antworten.

In der Nähe des Pasquino, zieht der ſchöne Pallaſt Maſſimi die Blicke an. Der Baumeiſter, Balthaſar Peruzzi aus Siena, hat mit durchdachter Kunſt auf einem kleinen Raume einen treflichen Portikus mit ſechs Säulen angebracht: dieſe Vorhalle giebt dem Gebäude ein grandioſes Anſehn. Drei Höfe, durch Fontänen Basreliefe und Statuen geſchmückt, beſchäftigen die Fantaſie angenehm, bevor man zu den innern Gemächern gelangt. Unter den hier befindlichen Antiken wird vorzüglich die Statue eines Diskobolus oder Schleuderers geſchätzt. Der verehrteſte Raum im Pallaſt iſt aber eine Kapelle, dem heil. Philipp Neri aus Dankbarkeit von der Familie geweiht, die jährlich hier den Tag feiert, den 16. März, an welchem im J. 1583 jener Heilige einen Paul Maſſimi von den Todten erweckt haben ſoll. Noch mehr Erwähnung verdient Peter Maſſimi, in deſſen an dieſen Pallaſt ſtoßendem Hauſe im J. 1445 die erſten Bücher zu Rom gedruckt wurden, wohin zwei Deutſche, Conrad Schweynheim und Arnold Pannarz, die Buchdruckerkunſt gebracht hatten. Die erſten dort erſchienenen Werke waren Schriften des heil. Hieronymus und des heil. Auguſtinus.

Die itzige Beſitzerin dieſes Pallaſtes iſt eine ſehr liebenswürdige und intereſſante Frau. Ganz nach deutſcher Sitte fand ich, wenn ich ſie beſuchte, die verſtändige Mutter im Kreiſe ihrer holden Kin-

der, mit deren Erziehung sie sich beschäftigte. Sie und ihre beiden Schwestern, Altieri und Patrizi, werden zu Rom sehr geschätzt. Sie sind Töchter des Prinzen Xaver, Oheims des Kurfürsten von Sachsen.

Den 24. December.

Ein blumenvoller Frühlingstag im Winter ist eine zu lockende Einladung zu ländlichen Wanderungen, als daß man ihn in der Stadt zuzubringen sich entschließen könnte. Wir folgten dem freundlichen Rufe der heitern Natur, und fuhren zur Villa Pamfili, die auch, wegen der reizenden Baumpartieen, der schönen Wiesen und Gewässer, vorzüglich aber der gesunden Luft wegen, Bel-Respiro genannt wird.

Diese Villa liegt außerhalb dem Thore S. Pancrazio, an der Aurelischen Straße, auf dem Raume wo einst des Kaisers Galba Gärten blühten. Nächst der Villa Borghese, hat sie den größten Umfang und die schönsten Lusthaine. Doch an Kunstsachen besitzt sie itzt nichts Vorzügliches. Das Casino ist zwar ein ansehnliches Gebäude, aber nicht von edler Architektur: für die Höhe des Hauses ist es zu schmal, und die ganze Vorderseite scheint mir zu sehr mit eingemauerten Basreliefs, und Statuen in Nischen, überladen. Die innern Gemächer haben ein Ansehn von Ausgestorbenheit. Unter dem Garten dieser Villa ziehen sich Katakomben hin, die stellenweise einstürzten, dadurch ihr

Daſeyn verriethen, und die Oberfläche des Gartens uneben machten. — Um zu den ſchönern Theilen zu gelangen, muß man den Durchgang durch einen ſteifen Vorgarten voll kleinlicher Waſſerſpiele überwinden; dann aber wandelt man im Hauptgarten, durch hohe breite freundliche Gänge, zu ſtillen Hainen, zu ſchönen Wieſen und lieblichen Anhöhen, die eine reizende Ausſicht auf die fernen Bergketten und auf Rom gewähren. Pinien, Zypreſſen, Steineichen und mannichfaltige Baumarten bilden anmuthvolle Partieen, die durch Wieſen und Gewäſſer unterbrochen ſind. Eine lange dicht belaubte Allee führt zu einem weiten Platz, der eben itzt, trotz des Decembers, mit einem friſchen Blumenteppich überwebt war. Hohe Pinien umſchließen dieſen Frühlingstempel, den ein heller Himmel überwölbte, an welchem leichte Wolken wie Deckengemälde flatterten. Wir gelangten an eine Kaskade, die mehr verziert als geziert war. Dann führte der Weg zu einem ſchönen großen Teiche; an welchem man in der neueſten Zeit eine kleinliche geſchmackloſe Ruine hingebaut, und die herrlichen Thränenweiden die den Teich umgaben, niedergehauen hat. Ueberhaupt ſteigt die Vernachläſſigung römiſcher Villen, die von ihren Beſitzern höchſt ſelten beſucht werden, ſo ſehr, daß die vorzüglichſten derſelben ihre ſchönen Baumpartieen nach und nach gänzlich einbüßen.

Den 25. December.

Wenn die Adventzeit durch die seltsame Musik auffallend ist, welche von Landleuten aus Unteritalien den Marienbildern an den Häusern dargebracht wird (S. 149): so zeichnet sich das Weihnachtfest selbst noch mehr durch schauspielartige Feierlichkeiten und Prozessionen aus. Vorzugsweise und mit größerem Aufwande wird die Feier in der Kirche Maria Maggiore begangen, weil diesen Platz die heilige Mutter selbst durch ein Wunder (S. 108) zu ihrem Lieblingssitz erklärte. Aus den entferntesten Gegenden strömt man zu dem Krippenfeste hieher. In der Mitternachtstunde wird die Kirche den drängenden Wallfahrern geöffnet. Drei Kronleuchter, und einzelne hoch an den Säulen schimmernde Lampen, geben den weiten Hallen ein magisches Halbdunkel, wodurch sich das Ganze wie eine wogende Schattenwelt darstellt. Bunt bewegt sich alles durcheinander: die vornehme Welt in elegantem Putz, eine Menge verschieden gekleideter Geistlichen, Landvolk in den Provinzialtrachten, und zerlumpte Bettler. Bis um 3 Uhr Morgens wo die Prozession erfolgt, hat man ein immer wechselndes Schauspiel. Herren und Damen unterhalten sich, die Müden schlafen zerstreut zwischen den hohen Marmorsäulen, die Hungrigen und Durstigen essen und trinken, die Büßenden erhalten vor den offenen Beichtstühlen Vergebung der Sünden, die Sittenbeobachter stellen Bemerkungen an; das

größte Feſt aber haben die Maler, die aus dem Gemiſch intereſſante Gruppen zeichnen.

Endlich beginnt der feierliche Zug. Das Kruzifix wandert in der Kirche von einem Altar zum andern; feſtlich gekleidete Kardinäle, Prälaten und andre Geiſtliche folgen dem hoch emporgetragenen Kreuz; alle Anweſende fallen auf die Kniee: und das Kruzifix kehrt mit den gehörigen Ceremonien in die Sakriſtei zurück. Bald darauf kömmt, mit eben der Feierlichkeit, das dem Volke noch ſüßere Schauſpiel der heiligen Krippe, in welcher das hölzerne Jeſuskind ſitzt, und im Strahlenglanze den Segen mit ausgeſtreckten Händchen ertheilt. Ein freudiges Gemurmel läßt ſich hören; und bis zur neunten Morgenſtunde wirbelt ſich die Menge in der ſchönen Kirche umher.

Den 27. December.

Das ſeltſamſte Schauſpiel der Weihnachtsfeierlichkeiten treibt ſich, mit wetteifernder Abwechſelung, wenn gleich ziemlich geſchmacklos, in allen beſonders in den Kloſter-Kirchen umher; ein Kloſter hat vor dem andern ſich eine gewiſſe Berühmtheit erworben. So wurde uns das Präſepienfeſt zu Araceli angeprieſen. Vor einem Seitenaltare, auf einer mit vielen Kerzen erleuchteten tribunartigen Erhöhung, war die Wiegenſcene des Welterlöſers mit wunderſamen Verzierungen geſchmückt. Im Vorgrunde ſah man die hölzerne Gottesmutter mit ihrem Kindlein im Schooß, in Lebensgröße, um-

geben von Menschen- und Thierfiguren. Der überraschte Joseph starrt, auf seinen Stab gelehnt, die Begebenheit an. Die heil. drei Könige haben ihre Kronen vor dem erhabenen Kindlein demuthsvoll niedergelegt; und über die Schultern der Mutter beschaut, in ihrer natürlichen Dummheit, eine Kuh das Jesuskindlein, zu dem sich auch ein paar Hirten mit ehrfürchtigem Erstaunen hinneigen. Im Hintergrunde weiden Schaafe und Esel. Dieser seltsamen Farçe nun opfern die herbeiströmenden Zuschauer Andacht, Lebensmittel, und Geld. Diese Wiegenfeier, mit Einschluß der geziemenden Wochenbesuche, dauert vom ersten Weihnachtstage bis zum Tage der heil. drei Könige.

Auch errichten andächtige Personen in ihren Häusern, und auf den Dächern derselben, um diese Zeit ähnliche Krippendarstellungen; sie lassen sie unentgeltlich sehen, und fühlen sich geschmeichelt wenn Viele ihr Präsepium besuchen. Auch wir wallfahrteten zu einer solchen Weihnachtsvorstellung. Aus dem obersten Raume eines Hauses stiegen wir auf das Dach: dort sah man, durch ein in der ziemlich flachen Abdachung angebrachtes Fenster, die Krippe, mit den Umgebungen der Hirten und Hirtinnen, und den an den Hügeln umher weidenden Herden. Alles dies war mit der offnen fernen Gegend durch optische Berechnung so in Verbindung gebracht, daß es die wunderbarste Täuschung bewirkte, und man sich in einer wirklichen Landschaft zu befinden glaubte. Wir stiegen nun auf das

Dach hinaus, und ſogleich verſchwand die Täuſchung; das Ganze ſank zu einem überraſchend erbärmlichen Nichts.

Den 28. December.

Der Decembermonat iſt hier die Gewitterzeit. Die heftigen Ergießungen der Wetterwolken führen eine Fruchtbarkeit herbei, welche die Gegenden mit friſchem Grün bekleidet; und gewöhnlich folgt einem Abendgewitter ein ſchöner heitrer Tag. Ein ſolcher lockte uns heute wiederum in die offne Natur. Wir beſchloſſen einen ganzen Tag in der freundlichen Winzerwohnung Caſa Tonda im Esquiliniſchen Thale zuzubringen. Hier feierten wir ein liebliches Feſt in der rings umgrünten Einſamkeit; mit uns waren die Erinnerungen an unſre entfernten Lieben, denen wir von hier aus ſchriftliche Grüße des Herzens zuſandten.

Die ganze Gegend des Esquilins, beſonders der Weg hinter Maria Maggiore, iſt merkwürdig und anziehend, durch die häufigen Spuren, die gleich hiſtoriſchen Bruchſtücken ſo vieles andeuten und errathen laſſen. Zwar begegnen dem Wanderer auch Erinnerungen des Todes; aber die Römer hatten es den Griechen abgelernt, den Ausflug der Pſyche aus dieſem Leben durch heitre Bilder zu begleiten. Wenn man hinter Maria Maggiore die Straße S. Euſebia zum Thale hinunter geht: ſo erblickt man zuerſt ein zerſtörtes altes Gemäuer, welches wie zerſplitterte Felsmaſſen hervorragt. Es

iſt das Juliſche Waſſerkaſtell. Weiterhin links liegt eine Vigna, von ihrer runden Geſtalt casa tonda genannt; das Ueberbleibſel eines alten ſehr weitläuftigen Grabmaals. In dieſem Raume, welcher die ſtille Aſche verſtorbener Römer aufnahm, regt ſich itzt das Leben zweier Familien. Wir beſuchten die eine derſelben, und traten in ſehr reinliche Zimmer. Die Bewohner, harmlos und gutmüthig, boten uns freundlich ihre Dienſtleiſtungen an. Aus den Fenſtern dieſer Wohnung ſchweift der Blick ſchwelgend in die weite Gegend. Es iſt vielleicht die reizendſte und reichſte Ausſicht in und um ganz Rom. Rein und klar treten die Gegenſtände der großen Umgebung hervor. In öſtlicher Entfernung dehnt ſich die Albaniſche Hügelreihe aus, an deren ſanften Abhängen Fraskati, Marino, Albano und mehrere Ortſchaften liegen. Von da herab ergießt ſich gegen die Stadt hin die Campagna, mit ihren unendlichen Weingärten, Villen und Landhäuſern, aus welchen in der Nähe der kleine liebliche Tempel der Minerva Medika mit ſeiner übergrünten Kuppel maleriſch hervorragt. In öſtlicher Nachbarſchaft grünt ihre Zeitverwandtin, die Porta Maggiore. Dieſem Thor gegenüber, ſüdöſtlich, liegt der Lateran mit dem mächtigen Obelisk. Hinter dieſem Vorgrunde ziehen ſich die verfallnen Aquedukte zur Stadt. In derſelben ſelbſt liegen zwei alte Rotunden: der ſogenannte Tempel des Claudius, und der Bacchustempel, von Konſtantin in eine chriſtliche Kirche verwandelt. Weſtlich grauet die große Trümmer

mer des Koliſſeums, und die Ruine des Friedens-Tempels. Der letztern gegenüber thront auf dem Esquiliniſchen Hügel, mit der ſchlank emporſteigenden Madonnen-Säule, Maria Maggiore. Einzelne Pinien und Zypreſſen, die ihre Gipfel in den blauen Aether zu tauchen ſcheinen, beleben und verſchönern die weite Gegend. Dieſen Gemäldekreis beſchließet das Juliſche Waſſerkaſtell. Ich überſchaue noch einmal die ausgedehnte Landſchaft; in deren tiefſtem Hintergrunde, weſtlich, ein bedeutender Zeuge voriger Tage dämmert, eine ſtille Todtenwohnung: das Grab der Metella.

Den 29. December.

Das Wetter iſt immer noch ſchön; wir ſetzen unſre Wanderungen außerhalb der Stadt fort. Heute beſuchten wir das Grabmaal der Metella, welches oft ſchon aus der Ferne unſre Aufmerkſamkeit an ſich gezogen hatte.

Der Gebrauch der alten Römer, ihre Grabmäler an Landſtraßen, als an die gangbarſten Orte, hinzubauen, hat zugleich etwas ſehr Ernſtes, Zartes und Erhebendes; ſie bezeichneten auf die Art bedeutſam den Durchgang und den Ausgang des Lebens. Da war es wo die Vorwelt zu den Lebenden ſprach: „Stehe Wanderer! hier iſt das Ziel wohin alle Wege der Sterblichen, wie verſchieden ſie auch ſind, endlich führen.“ Da war es, wo manches wohl verlebte Leben geiſtig zu dem Wandrer trat, und ihn zur Tugend entflammte. — Wir fuhren

durch das Thor St. Sebastian, welches vormals das Capenische hieß, und kamen auf die alte Appische Straße. Ehe wir das offne Todtenfeld vor uns sahen, führte der Weg zwischen hohen Gartenmauern, aus denen antike Basreliefe hervor blickten: sie waren bei Anlegung der Gärten den ausgegrabenen Sarkophagen entrissen worden. Es mahnte mich als wandelte ich über ein großes Grab hinweg, in welchem Wunder der Kunst, und Staatsverfassungen und Religionen, begraben liegen. Ueberhaupt erfüllt diese ruinvolle Straße das Gemüth mit melancholischen Betrachtungen, mit jenen Gedanken des Unterganges und der Zerstörung, die noch tiefer erschüttern würden, wenn sie nicht zugleich die heiligste Ahnung erweckten, vor welcher Tod und Zerstörung in rettenden oder verwandelnden Gestalten erscheinen.

Unter Vergleichung der heidnischen und christlichen Zeiten nahten wir uns Metella's Grabe. Die aus gewaltigen Quadersteinen aufgeführte Rotunde ragt feierlich zwischen den versunkenen Gräbern beinahe ganz gerettet hervor. Aber die Verwüstungen der bürgerlichen Kriege des 12ten bis 14ten Jahrhunderts beraubten dies prächtige Grabmaal, welches mit Marmor bekleidet und mit Statuen besetzt war, seines äußern Schmuckes, und verwandelten es in eine Festung. Die aus jener Zeit herrührenden Mauern verunstalten die schöne Rotunde, und stürzen zum Theil wieder ein. Wie fest dagegen die Felsenmasse, die vor 1800 Jahren errichtet wurde!

Dies Mauſoleum verwahrte die Aſche der Gattin des reichen Triumvirs Craſſus.

Nicht fern von der Metelliſchen Gruft befindet ſich noch ein merkwürdiges Ueberbleibſel der älteren Zeit: die Ruine einer großen Villa, zu welcher der ſogenannte Cirkus des Caracalla gehört. Andre ſchreiben dieſe große Trümmer einer Beſitzung des Kaiſers Galienus zu. Indeß verräth die Bauart den Charakter ſpäterer Zeiten. Der Cirkus giebt eine vollſtändige Idee von den Rennbahnen der Alten. Man ſieht noch die Meta, um welche die Wettrenner fuhren, und die Spina, wo die Götterbilder aufgeſtellt waren. Die Porta Triumphalis, das heißt das Prachtthor durch welches der Sieger fuhr, iſt halb verſunken; und die Todtenpforte, wo die Leichname der erlegten Fechter hinausgeſchleppt wurden, iſt vermauert.

In der Gegend von Metella's Grabe iſt die Ausſicht auf Rom ſo reizend und weit umfaſſend, daß von dieſem Standpunkt aus das Panorama der Stadt aufgenommen zu werden pflegt.

Den 30. December.

Die Fortſetzung unſerer Wanderung zur Appiſchen Straße führte uns heute durch den Cirkus Maximus. Rechts erblickten wir die ungeheuren Bäder Caracalla's; links die romantiſchen, um vieles größeren, Ruinen der Kaiſerpaläſte. Noch innerhalb der Stadtmauer kamen wir durch den mit Säulen von buntem Marmor geſchmückten ſoge-

nannten Arco di Druso, der aber mit mehr Wahrscheinlichkeit von einigen Antiquaren für eine Verzierung der zu den Caracallischen Bädern gehörigen Wasserleitungen gehalten wird. Nicht fern von diesem Bogen, der Stadt näher als dem Thore St. Sebastian, liegt rechter Hand der Weingarten Sassi, wo im J. 1780 das Familiengrab der Scipionen entdeckt wurde. Hier erinnerten wir uns so manches Mitgliedes dieses ruhmwürdigen Geschlechts, besonders desjenigen Scipio Nasica, den sein Volk für einzig würdig erklärte, das aus Asien nach Rom gebrachte Götterbild der Cybele in seine — durch den untadelhaften Bewohner gleichsam geheiligte — Wohnung aufzunehmen. Nachdem wir den Manen dieser Edlen das Opfer unsers Andenkens gebracht hatten, setzten wir den Weg auf der alten Appischen Straße fort zur Chiesa di S. Sebastiano fuori delle Mura.

Die ganze Straße ist, wie ich gestern nur flüchtig bemerkte, zu beiden Seiten mit Trümmern alter Gräber besetzt, auf welchen zum Theil die Winzer der umliegenden Weinberge wohnen. Eins der ersten Gräber linker Hand, dessen Gemäuer noch hoch emporragt, trägt, von friedlichem Gebüsch umschattet, eine kleine Wohnung auf seinem Gipfel. Man giebt es für die Ruhestätte der ermordeten Schwester der Horazier aus. Die Geschichte ist bekannt: nur ein Horazier kehrte aus dem Kampfe zurück, in welchem er die drei Curiazier, und unter diesen auch den Geliebten seiner Schwester, erlegt

hatte. Sie empfing den siegreichen, ihr aber mörderischen, Bruder mit Thränen und Verwünschungen; er, darüber enerüstet, durchbohrte den Busen, in welchem mehr Liebe als Römersinn wohnte. Obgleich nach Zoega's Ueberzeugung dies Grab aus viel späteren Zeiten ist, so giebt ihm der Name dennoch ein gewisses Interesse.

Auf eben diesem Wege liegt in der Vigna Vaguoli die große Ruine des Grabmaals der Freigelassenen der Livia. Itzt ist dies Todtenhaus eine sehr geräumige Winzerwohnung, Weinfässer ruhen auf marmornen Sarkophagen. Hier wird es recht klar, auf wie verschiedne Art die alten Römer ihre Todten begruben *). An den untern Wänden erkennt man die Stellen der ausgebrochenen Sarkophage und Grabsteine; oberhalb derselben, bis an die Wölbung hinauf, sind die eingemauerten Aschentöpfe noch sichtbar. Diese Nebeneinander-Schichtung giebt ihnen das Ansehn von Taubennestern, daher diese Art Grabmäler Columbarien

*) Dies Columbarium libertorum servorumque Liviae Augustae wurde 1726 im Weinberg des Giuseppe Venci entdeckt, und war im ersten Jahre schon rein ausgeplündert. Doch kamen 187 Grabschriften davon ins Capitolinische Museum, wo sie neuerlich wieder publizirt worden sind. Die Werke von Bianchini und Gori darüber sind auf allen Bibliotheken. In Piranesi's Antichità sind Tom. III, tav. 21 — 37 die vorzüglichsten Ansichten (sehr fantastisch ergänzt) abgebildet. Es war ein beifallwürdiger Gedanke, in dem 10ten Saale der Dresdner Antikengallerie dies Columbarium nachzubilden. S. Lipsius Beschreibung S. 418 f. B.

genannt wurden. Das gegenwärtige enthielt, nach Zoega's Berechnung, über 5000 Aſchenkrüge.

Von hier aus beſuchten wir ein anderes, auf der nehmlichen Seite der Appiſchen Straße befindliches Grabmaal, das itzt ebenfalls zur Winzerwohnung dienen muß. Es liegt, und lag ſchon in alten Zeiten, mitten in einem Garten. Dieſe Art Grabmäler, welche reiche Römer auf ihren Villen hatten, wurden Kepotaphien genannt. Es war eine ſchöne Sitte, das Andenken verſtorbener Freunde ſo feſtzuhalten, daß man ihnen Lieblingsſtellen in Gärten weihete: über dem Grabe war ein den Manen und Göttern geheiligter Tempel angebracht; Zypreſſen und Pappeln umſchatteten die feierliche Stelle. Hier wandelte die wehmüthige Liebe mit ihren weinenden Erinnerungen im Herzen, und mit dem ſanften Troſte, daß die Geliebten nicht ganz geſchieden ſeyen: ſie wohnten ja noch in dem Familienkreiſe, bei ihren Urnen ſprach man ja noch zu den unvergeſſenen Manen; ſie waren die unſichtbaren Zeugen der zärtlichen Trauer. — Ein ſolches Garten-Grabmaal, und zwar aus der Trajaniſchen Zeit, ward im J. 1792 in Gegenwart meines Freundes Zoega, am Appiſchen Wege ganz in der Nähe der Sebaſtianskirche entdeckt und ausgegraben. Es war ein viereckiges Gebäude, in deſſen Mitte ein Altar ſtand, mit den lateiniſchen Worten: „Der Fortuna, der Spes, der Venus, und der Claudia Semne heilig.“ Die Inſchrift am Eingange des Gebäudes meldete, daß Crotonenſis, ein Freigelaßner des Kaiſers Trajan, dies Denkmal

seiner Frau Claudia Semne und seinem Sohne Markus Ulpius Crotonensis gesetzt habe. Es war noch ein ganzes Verzeichniß beigefügt der dem Grabmaale zugehörigen Umgebungen: als ein Weingarten mit Lauben, Brunnen und Nischen; in den letztern die Statuen der Claudia Semne in verschiednen Gestalten verschiedner Göttinnen; welches alles mit einer Gartenmauer eingeschlossen sey. Auch fand man noch vier Frontispice von Marmor: an dem Einen die Büste der Frau mit ihrem Namen; die drei übrigen mit den Attributen der Glücksgöttin, der Hofnung und der Venus geschmückt. Außerdem drei Statuen: die Claudia Semne, und zwei männliche Figuren mit Togen bekleidet, von denen die eine, wie der eingegrabne Namen anzeigte, den Sohn vorstellte. Nicht fern von diesen Statuen fand sich eine viereckige Grabsäule, mit einer Höhlung für die Asche der Verstorbenen. An der Vorderseite war Diana als Jägerin dargestellt. Die Inschrift der Säule enthielt die Worte: „Heilig der Diana und den Manen der Aelia Procula.“ So wandelt man auf dem Appischen Wege zwischen Erinnerungen des Todes, bis zu dem vor allen Gräbern hervorragenden Mausoleum der Metella.

An diesem Wege liegt rechter Hand das vielleicht größte Todtenhaus der Welt: die Katakomben unter der Kirche S. Sebastiano, welche sich 6 ital. Meilen unter der Erde erstrecken sollen. Man bestimmt die Zahl der hier begrabenen Märtyrer auf 170,000. Aus diesen und andern Katakomben

wurden, und werden selbst itzt noch, Reliquien verkauft. Doch brachte der Handel mit solchen Heiligthümern in vormaligen Zeiten dem Kirchenstaate sehr viel mehr ein als itzt. — Die Sebastianskirche hat das Vorrecht der Basiliken oder Hauptkirchen, und ist durch Konstantin, unter dem heiligen Sylvester, erbaut worden. Auch sie ist mit Trümmern alter Pracht geschmückt, aber weniger reich an Granit- und Marmorsäulen, als die andern Basiliken.

Den 31. December.

Der Reichthum an würdigen Erinnerungen aus der dunkelsten Vorzeit hält uns noch immer in der Gegend fest, die wir seit einigen Tagen durchforschten. Ueber den angeblichen Cirkus des Caracalla hinaus, führte uns der heutige Weg zu den Ruinen des Doppeltempels der Tugend und der Ehre. Die sinnvolle Idee bei dessen Anlage habe ich schon berührt (S. 52 unten). Nahe dieser lieblichen Stelle stand ehedem ein Tempel des zurückwendenden Obergottes, des Jupiter Redi-culus, ihm errichtet, weil er Hannibal durch Wetterzeichen zurückgeschreckt hatte. Für einen Rest desselben hält man eine kleine in der Gegend noch vorhandene Tribune. Von hier kamen wir in das angebliche Thal der Camönen (itzt, nach einem da befindlichen Meierhofe, la Caffarella genannt). Der auf einem Hügel stehende, ziemlich wohlerhaltene viereckige kleine Tempel wird aber von Andern für einen Bacchus-Tempel erklärt. Es ist nun

eine Kirche des heil. Urbanus daraus gemacht. In dieſem Thale befindet ſich, ebenfalls nur angeblich, auch die Grotte der Egeria, woſelbſt mehrere Reiſende beſtimmt erzählen, die Bildſäule dieſer Nymphe geſehn zu haben. Allein die Statue in der Grotte iſt eine liegende männliche Figur, vielleicht der an einer Quelle ſchlafende Endymion, oder ein Flußgott. Wie feſt pflanzt ſich aber nicht ein durch Täuſchung veranlaßtes, einmal gefaßtes Vorurtheil fort, beſonders wenn ſich ſo liebliche Fabel-Ideen daran knüpfen! Zoega hält dies Thal, aus ſehr geprüften Gründen, für den ehemaligen Landſitz eines reichen Römers, der hier Haine Grotten und Tempel in anmuthiger Abwechſelung nach ſeinen Fantaſieen anlegte, vermuthlich mit allerlei mythologiſchen und geſchichtlichen Beziehungen *).

*) Was iſt nicht alles, auch außer Florians allbekannter Dichtung, über dieſen Camönenhain und dieſe Grotte der begeiſternden Egeria, in vollem Ernſte auch von den neueſten Reiſenden noch gefabelt worden! Der gelehrte Britte Holdsworth hat uns mit einer ausführlichen Abhandlung on the Fontain of Egeria beſchenkt. Es mag auch recht anmuthig und vergnüglich ſeyn, mit der 3ten Satire Juvenals in der Hand dem Plätſchern des hier noch vorhandenen Grottenquells zuzuhören, wie der ehrliche Moritz that (Reiſen III, 188). Allein vor der Kritik eines Zoega beſteht dies Fantaſieſpiel nicht. Auch Lumsden geſteht (p. 93): These buildings indeed are too elegant; they must have been rebuilt in much later times. — So war alſo, was man ſo oft die Grotte der Egeria genannt hat, und was ſogar dieſer Brunnengrotte

In eben dieſer weiten Gegend befindet ſich, an der Lateiniſchen Straße, noch ein wohl erhaltenes Tempelgebäude, das man für den Tempel der weiblichen Fortuna ausgiebt, weil es die Stelle bezeichnen ſoll, wo Vetturia ihren Sohn Coriolan beſtimmte die Rache gegen ſein Vaterland aufzugeben. — Endlich fließt durch dies ſchöne ſtille Thal das Flüßchen Almo, in der alten Zeit gewiſſermaßen heilig geachtet, weil mit ſeinem Waſſer die Cybele jährlich einmal gewaſchen wurde. Als dieſe Göttermutter aus Aſien anlangte, blieb das Fahrzeug von Oſtia her auf einer ſeichten Stelle der Tiber haften; wo die Göttin gleichſam zu ihrer weitern Beförderung die Hand einer fleckenloſen Tugend aufforderte. Die unſchuldig verläumdete Veſtalin Claudia Quinta *) knüpfte ihren Gürtel an das Schiff, und bewegte es ſogleich von der Stelle; es gelangte

die Ehre erwarb, daß Kaiſer Carl V nach ſeiner Rückkehr von dem ſiegreichen Feldzug nach Afrika dort ein Mittagsmahl hielt, nichts als ein Nymphäum in einer Villa eines römiſchen Großen. Den wahren Hain der Egeria ſuchen einige ſogar bei Remi. Vergl. von Bonſtetten Voyage dans le Latium p. 38. B.

*) Die ſtrengere hiſtoriſche Kritik kennt zwar nur eine Matrone Quinta Claudia, die dies auch durch ein bekanntes Relief auf dem Kapitol verherrlichte Wunder verrichtet haben ſoll (ſ. Duker zu Livius XXIX, 14. 12); allein ſchon die Alten fanden es rührender, eine unſchuldige Veſtalin hier ins Spiel zu bringen. B.

bis dahin wo der Almo sich in die Tiber ergießt. Hier wuschen die Priester in dem Wasser desselben die Bildsäule nebst den übrigen dazu gehörenden Heiligthümern, und führten sie dann im Triumphe zur Stadt. Zum Andenken ward die Feierlichkeit der Waschung wiederholt. Längst verschwunden ist die gute Cybele, und aufgehört haben ihre Hilarien-Feste. Aber der Almo hat bis auf unsre Tage seine Heiligkeit und die damit verbundene Wunderkraft gerettet: noch itzt wäscht man räudiges oder sonst erkranktes Vieh in dem Wasser des Flüßchens, mit Erwartung der sichersten Hülfe.

Den 1. Januar 1805.

Der letzte Abend eines Jahres hat für eine Seele, die sich nicht ganz achtlos auf dem Strome des Lebens fortfluthen läßt, etwas Bedeutendes, Feierliches, das sie gewissermaßen anhält, sie auffordert an der Gränze eines Zeitabschnittes wie ein Janus vor- und rückwärts zu schauen. Es ist eine angemessene Feier eines solchen Tages, sich zu fragen was wir in der verflossnen Zeit uns selbst und Andern waren; dies beseelt mit würdigen Vorsätzen für das künftige Seyn. Auch ist die Sitte zart und schön, um die Mitternachtstunde eines scheidenden Jahres mit den Seinen sich zu einem freundlichen Feste zu versammeln, und der fernen Lieben zu gedenken, von denen wir die Gewißheit haben, daß auch sie sich unsrer liebend erinnern. — So, nach der Weise meines geliebten Vaterlandes, feierte ich gestern ein

Fest des Jahreswechsels; welches, in dem sonst so festreichen Rom, ziemlich still hier und mit wenig Auszeichnung vorüberschleicht.

Bei den alten Römern war der Jahresanfang zwei Gottheiten geheiligt. Dem Janus, und der Strena, wurden unblutige Opfer dargebracht, und von der letzten Göttin die Weihung der Neujahrsgeschenke erwartet. Die Feier war eine der glänzendsten und bedeutendsten des Jahres, und dadurch von den übrigen ausgezeichnet, daß sie mehr ein Fest der Thätigkeit als der Ruhe darstellte: denn das ganze geschäftige Leben der Menschen wurde an diesem Tage eingeweiht. — Der römisch-christliche Cultus scheint sich an den Weihnachtsfeierlichkeiten so erschöpft zu haben, daß für das Neujahrsfest nur wenig übrig bleiben konnte.

Was an die Flucht der Zeit erinnert, erinnert zugleich an die Flucht des Lebens, und so mag unser heutiger Weg noch einmal zu den Gräbern gehn.

Ganz nahe am Paulsthore (der ehemaligen Porta Ostiensis), steigt die Pyramide des Cestius, in der Nachbarschaft des Scherbenberges, empor. Sie wurde den Manen des Mannes, dessen Namen sie führt, von seinen Erben mit Zutritt eines Freigelassenen errichtet. Dieser Cestius war einer der sieben Epulonen, welche die Göttermahlzeiten bei den Jupiterfesten anzuordnen hatten. Man sieht in welcher Fülle der Mann gelebt haben muß, da die Dankbarkeit seiner Erben ihm ein solches Denkmaal stiften konnte.

Auf einem Poſtamente, von 86 Fuß in Quadrat, erhebt ſich die Pyramide, in imponirender aber ſehr gefälliger Geſtalt, zu einer Höhe von 160 Fuß. Sie iſt ganz mit weißem Marmor bekleidet. Offenbar rührt dies Mauerwerk aus der Auguſtiſchen Zeit her. Späterhin ward es ſo verſchüttet, daß es 14 Fuß unter der Erde lag und den Einſturz drohete. Papſt Alexander VII ließ es ausgraben und völlig herſtellen. Im Schutte fanden ſich Trümmer von Säulen, Kapitälen, und Statuen, die wahrſcheinlich dies Todten-Denkmaal verherrlicht hatten. An deſſen weſtlicher Seite ſind zwei dieſer Säulen, von blauem Marmor, aufgerichtet worden. Allein ſie haben zu der Pyramide ſelbſt ein äußerſt kleinliches Verhältniß, und ſtehen, da ſie nichts ſtützen, nichts tragen, müſſig da. Die Urne mit der Aſche des Ceſtius, die ſich in der Todtenzelle befand, iſt beim Ausgraben entwendet worden.

Im Innern der Pyramide iſt ein Gemach von 18 Fuß Länge und 11 Fuß Breite. An deſſen Wänden ſind einige al Fresko gemalte Figuren in ſchwachen Umriſſen ſichtbar, ſitzende, ſtehende, und wie in der Luft ſchwebende *). So wohl in der Ferne als Nähe hat die Pyramide das Anſehn von Großheit; ſie iſt der einzige Schmuck dieſer öden

*) Bartoli hat dieſe Figuren in Kupfer geſtochen. Manche derſelben ſind Anſpielungen auf das Amt welches Ceſtius bekleidete. Die Verf.

Caylus hat die noch erhaltenen Gemälde in ſeinem ſeltenen Recueil de peintures antiques pl. 56

Gegend. — Der Raum vor derselben ist zum Begräbniß der Protestanten bestimmt. Auffallend stechen die kleinlichen Denkmäler der hier Begrabnen gegen das alte hohe Mausoleum ab.

Unweit der Pyramide des Cestius liegt, einer Insel gleich, in einer sumpfigen Fläche, an der Tiber, der Scherbenberg (Mons Testaceus, Monte Testaceo oder Testaccio). Beim ersten Anblick scheint es kaum erklärlich, wie ein bloßer, etwa durch Zufall entstandener, Scherbenauswurf sich zur Höhe eines solchen Berges anhäufen konnte. Er hat den Umfang einer halben ital. Meile, und die Höhe von 150 Fuß. — Einige Antiquare vermuthen, der Hügel habe seinen Ursprung aus den Zeiten des Tarquinius Priscus, welcher die Hütten der Töpfer und Ziegelstreicher nah an den Hafen versetzte, und ihnen diesen Raum zur Wegschaffung ihrer verunglückten Arbeiten anwies. In der Folge verfügte der Senat, um alle nachtheilige Anhäufungen in der Tiber zu verhindern, daß die zerbrochenen Geräthe hieher abgeführt werden mußten.

Im Innern dieses sonderbaren Berges sind Keller gehauen, die einen hohen Grad Kälte haben *). Die Römer verwahren daselbst ihren Wein.

— 40 abgebildet, woraus sie im 1sten Heft der Auswahl antiker Gemälde nach Caylus von Aug. Rode (Weimar, Industrie-Comtor, 1805 gr. Fol.) in 8 Kupfertafeln sauber nachgestochen worden sind. B.

*) In den Kellern des Scherbenberges stand das Ther-

Alle Bruchstücke von mannichfaltigen irdnen Gefäßen, von Statuen, und verschiednen Arten Ziegel, die man bei Aushöhlung der Keller fand, beweisen, daß schon die allerälteste Zeit Roms diesen schön geformten Hügel zu bilden anfing. Er soll noch weit höher gewesen seyn; aber um die Sumpffläche auf welcher er ruht einigermaßen auszutrocknen, wurden viele tausend Wagen Scherben von ihm heruntergestürzt.

Dieser Strich längst der Tiber wird la Marmorata genannt, wegen der herrlichen ausländischen Marmorstücke, die hier ausgegraben werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach landeten vielleicht schon vor zwei Jahrtausenden die Schiffe aus Asien und aus Afrika hier mit Marmor und Marmorsäulen an, um die weltbeherrschende Roma mit den köstlichsten Produkten ferner Gegenden zu schmücken. Was etwa bei der Ausladung zerbrach, wurde hier ausgeworfen, und von Ergießungen der Tiber nach und nach verschlämmt. Noch itzt findet man in dieser sumpfigen Ebene die köstlichsten Marmorarten, welche unter andern Aehnlichkeit vom Opal haben. Auch eine seltne Colonne von orientalischem Alabaster ward hier gefunden, sie steht im Kapitolinischen Museum.

Die Aussicht vom Monte Testaccio ist vortreflich. Man übersieht Rom aus verschiednen Gesichtspunkten; und die Landschaft umher ist so schön,

mometer auf 9½ Grad, in freier Luft auf 18, und in den Katakomben zu St. Sebastian auf 13½.

daß Pouſſin viele dieſer Ausſichten ſeines Pinſels werth fand. — Im Oktober verſammelt ſich hier das Volk zu kleinen Bacchanalien, die aber höchſt ſelten Unordnungen veranlaſſen. Sehr bedeutend, und für den Menſchenbeobachter merkwürdig, iſt es, daß die Freudentage dieſes Volkes weit weniger mit groben Frevelthaten befleckt werden, als ihre Bußtage.

Den 2. Januar.

Der Weg aus dem St. Pauls-Thore zur Kirche dieſes Namens führt dicht an der, von der Stadtmauer eingefaßten, Pyramide des Ceſtius vorbei. Dies Thor erſetzt die ehmalige nicht fern von hier geſtandene Porta Trigemina, durch welche die drei Horazier zum Kampf gegen die Curiazier zogen. In der Folge erhielt das nach ihnen genannte Drillingsthor den Namen Porta Oſtienſis, weil es nach Oſtia führte. Das heutige Thor trägt ſeinen Namen von der Kirche, welche Konſtantin der Große auf der Stelle erbauen ließ, wo Paulus durch ſeinen Jünger Timotheus begraben ſeyn ſoll. Von dem pracht- und glanzvollen Arkadengange, der ehemals eine Meile weit vom Thore bis zur Kirche führte, iſt nicht die geringſte Spur mehr vorhanden. Man wandert durch eine wüſte traurige Ebene, zwiſchen Trümmern alter Grabmäler, die ihren Todten gleichſam nachgeſtorben ſind. Was der öden Gegend noch einige Lebendigkeit zu geben ſcheint, ſind ein paar Kapellen: davon die erſte die Stelle bezeichnen ſoll, wo der Apoſtel, als er zum

Tode

Tode geführt wurde, der römiſchen Matrone Plautilla begegnete; er bat ſie ihm, zur Verhüllung ſeines Geſichts im Augenblick des Todes, ihr Tuch zu leihen, mit dem Verſprechen es ihr nach ſeiner Hinrichtung zurück zu liefern; und o Wunder! er hielt Wort. Die zweite kleine Kapelle ſteht da wo Petrus und Paulus von einander Abſchied genommen haben ſollen, als ſie dem Märtyrertode entgegen gingen. Dies Denkmaal der Abſchiedsſtunde beider Apoſtel erfüllte mein Herz mit wehmüthigen, doch erhebenden Gefühlen.

Nach einem langen einſamen Wege naheten wir uns endlich der merkwürdigen St. Pauls-Kirche. Das Aeußere dieſes Tempels und des dazu gehörenden Kloſtergebäudes hat ein tief ernſtes, beinahe finſteres Anſehn; und umher waltet die Stille der Verödung. Die Façade zeichnet ſich zwar durch eine würdevolle Größe aus, aber einen gefälligen Eindruck macht ſie nicht. Zwölf Säulen bilden den Portikus: vier ſind von weißem und ſchwarzem orientaliſchen Granit, die übrigen acht von weißem Marmor. Ueber den Portikus erhebt ſich der Giebel des großen Gebäudes, mit grotesken Figuren von moſaiſcher Arbeit geſchmückt, die aus der Offenbarung Johannis hergenommen zu ſeyn ſcheinen. Drei bronzene Thüren aus den frühern Zeiten, mit vertieften und mit Silber eingelegten Figuren, und einigen griechiſchen und lateiniſchen Inſchriften, verdienen bemerkt zu werden *).

*) Dieſe für die Skulptur des Mittelalters ſehr merk-

Dies ſich düſter und alterthümlich ankündigende, im Innern aber majeſtätiſche, Gebäude gehört zu den ſieben Baſiliken, und zu den vier mit der heiligen Porta (S. 110) ausgezeichneten Hauptkirchen. Nie fühlte meine Seele einen ſchwermuthsvollern Eindruck, als auf dem ganzen Wege zu dieſem iſolirten Prachttempel, der durch den Reichthum der ſchönſten und koſtbarſten Säulen ſo merkwürdig, und durch die in dieſer Gegend herrſchende böſe Luft ſo verödet iſt. Vom Juli bis zum Oktober verlaſſen die Mönche ihr Kloſter, und kommen täglich nur zur Haltung des vorſchriftmäßigen Gottesdienſtes in die Kirche. Der Aufenthalt einer einzigen Nacht hier in den Sommermonaten würde tödtliche Folgen nach ſich ziehen. Dieſe im Alterthum ſo volkreiche Gegend zwiſchen Rom und Oſtia iſt itzt ſo wüſt, daß Afrikaniſche Seeräuber ſich vor ein paar Jahren erfrechen durften, daſelbſt im Sommer zu landen, in der Gegend der Kirche Menſchen aufzufangen und fortzuſchleppen.

Ergreifend iſt der Eintritt in den weiten öden Tempel. Wie in einem heiligen Hain, wandelt man in einem Walde von mehr denn 120 der prächtig-

würdigen Thüren, die im XI Jahrhundert in Konſtantinopel gearbeitet wurden, hat ſchon Clampini in Monumenta Vol. I, pl. 18. ſqq. abgebildet; allein weit fleißiger gezeichnet und im Stile treuer giebt ſie Seroux d'Agincourt in der 2ten und 5ten Lieferung ſeiner Histoire de l'art par les monumens pl. XIII—XX. Das ganze Leben der h. Jungfrau und die Apoſtel ſind darauf gebildet. P.

ſten Säulen. Alles ſtimmt zur Schwermuth; ein düſteres Schweigen herrſcht umher. Die hölzerne, von der Zeit angeſchwärzte, Decke giebt dem großen Tempel einen ſchauerlichen Charakter; und durch den Mangel an guten Gemälden macht er, trotz ſeiner Colonnenmenge, den Eindruck einer wüſten Leerheit. In dieſer Kirche kann ſich durchaus kein Gemälde erhalten: denn nicht nur liegt ſie in einem ſumpfigen Boden, ſondern iſt auch durch das öftere Eindringen der Tiber ſo feucht, daß die wenigen hier befindlichen Gemälde davon ſtark beſchädigt ſind, und die Säulen die auf dem Fußboden ruhen, von unten auf mit Moos bedeckt werden.

An den verſchiednen Altären zählt man dreißig Colonnen von köſtlichem Porphyr. Der große Bogen des mittelſten Schiffes wird von zwei koloſſalen ioniſchen Säulen getragen; ſie ſind von weißem Marmor, und an Größe und Schönheit ſah ich ihres gleichen nicht. Das Queerſchiff iſt durch zwei Reihen Säulen abgetheilt, ebenfalls von weißem köſtlichen Marmor. Vierundvierzig Colonnen des herrlichſten griechiſchen Marmors zieren das mittelſte Schiff; 24 derſelben ſind bis zum Kapitäl hinauf kannelirt, der untere Theil hingegen iſt mit erhabenen Streifen gearbeitet. Sie ſollen Hadrians Grabmaal geſchmückt haben, und ſind von violetter Breccia, die pavonazzetto genannt wird. Form und Material ſind von außerordentlicher Schönheit. In dem einen Schiffe ſteht ein Kandelaber von weißem Marmor, in Form einer Säule, aus den

mittlern Jahrhunderten herrührend, und bis oben an das Kapitäl mit barokken Figuren in halb und ganz erhobener Arbeit überladen. Mit vieler Wichtigkeit zeigte uns der Custode ein hölzernes Kruzifix, welches sich mit mehrern Heiligen über wichtige Gegenstände unterhalten hat, und selbst itzt noch Wunder thun soll. Die Bildnisse der Päpste, von Petrus bis auf unsre Zeit, sind im mittlern Schiffe angebracht. So schlecht das Kunstverdienst an diesen Gemälden ist, so flößen sie doch ein gewisses Interesse ein, weil sie den Geist in das Leben und Wirken dieses oder jenes Kirchenfürsten hineinführen. Die Decke welche die fünf Schiffe überfaßt scheint unvollendet, weil man gewohnt ist, in Kirchen statt des Daches eine Wölbung zu sehen. Hingegen besteht die Decke der Queerschiffe aus künstlich gearbeiteten Täfeleien von Holz.

In dieser Kirche wandelte einst Michel Angelo einsam umher, und sann hier seinen Entwurf zur Kuppel der Peterskirche aus. Noch sieht man auf dem Fußboden die Linien, durch die er den Riß des kühn ausgeführten Werkes angedeutet hat. — Was mein Gemüth aber tief bewegte, war der Fußboden selbst. Aus tausend und tausend Trümmern schöner Basreliefe und Sarkophage ist er zusammengesetzt. Oft blieben wir unwillkürlich vor einer zerrissenen Grabschrift stehen; es war als ob schauerliche Stimmen aus versunkenen Gräbern zu uns redeten. Wer waren die Entschlummerten, deren Staub diese Grabsteine deckten? wer giebt von ih-

nen Kunde? Ihre Namen sind mit Nacht bedeckt, und verweht ist ihr Andenken in den Stürmen der Zeit. Aber wer sie auch waren, unter welcher Form sie auch den Gott der Liebe und Wahrheit anbeteten: ein schwacher Schimmer des ewigen Lichts fiel auch zu ihnen herab, und Wahrheit und Tugend fanden unter ihnen ihre stillen Bekenner. — Jede Marmortrümmer, jede Säule in hoher Vollendung, zu der ich hinauf, und jeder alte Leichenstein zu dem ich hinunter blickte, weckte in mir eine neue Gedankenreihe. Welche Gestalt hatte die Zeit, als dieser Marmor sich noch im Schooß der Berge erhärtete? Unter welchen Formen machten die Menschen damal einander glücklich oder elend? Durch welche Weltbegebenheiten kamen, aus der Tiefe der Erde und aus fernen Ländern, diese Steinarten hier zusammen? Wie verschiedne Zeitstürme haben sie durchdauert! Sie schmückten die Tempel der Götter, die Grabmäler der Weltbeherrscher, und stehen nun in dieser einsamen christlichen Kirche hie und da mit Moos bedeckt, gleichsam trauernd über diese Wüste. — Die Todtenstille welche in der Kirche und um sie fortdauernd herrscht, wird jedesmal nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts, wie durch einen jauchzenden Triumph, unterbrochen. Es ist die Gnadenzeit des Kirchen-Jubiläums. Dann wird die bis dahin zugemauert gewesene Thüre erbrochen, und die Sünder der ganzen Welt strömen herbei den angekündigten Ablaß an der Segenspforte zu empfangen. Diese Vorstellung erinnerte mich wunderbar

an die Geschichte Jesu, wie er Wechsler und Krämer aus dem Tempel zu Jerusalem trieb. Wie, wenn der göttliche Menschenfreund an einem solchen Jubeltage in die Kirche träte? würde er nicht den Pilgern zurufen: „Gehet hin, und betet Gott an, im Geist und in der Wahrheit! Die einzige Pforte des Himmels ist, sich selbst besiegen und recht thun.“

Der Glaube verehrt in dieser Gegend noch einen heiligen Bezirk. Ungefähr eine Viertelstunde jenseit dem Pauls-Tempel, an der Straße von Ostia, liegt eine kleine Kirche, welche die Stelle der Enthauptung des heil. Paulus bezeichnen soll: sie heißt die Kapelle der drei Quellen. Der Kopf des Apostels hüpfte nehmlich, so erzählt die Legende, nach seiner Trennung vom Rumpfe in drei Sätzen auf den Boden hin, und schlug eben so viel heilige Quellen aus demselben hervor. Die Kirche ließ der Kardinal Aldrobandini im J. 1590 erbauen. Sie ist klein, von einfacher doch edler Architektur. Die heiligen Brunnen sind mit marmornen Nischen eingefaßt, zwischen denen zwei Altäre stehen, die mit Porphyrsäulen, von außerordentlicher Schönheit, geschmückt sind. Der Kirche wurden sechs Cisterzienser-Mönche zugegeben, denen Aldobrandini seine nachbarliche Villa zum Kloster einräumte.

Den 3. Januar.

Unsere bisherigen Wanderungen hatten uns oft an den Trümmern der Bäder des Caracalla vorübergeführt, und die Fantasie mit den Bildern

einer gespannten Erwartung erfüllt. Wie sehr aber wurde diese Erwartung, und der Maßstab den wir aus den Bädern des Titus mitbrachten (S. 102), durch das nähere Anschauen dieser ungeheuren Ruinen übertroffen! Unter den Kaisern scheint in dieser Art von Prachtgröße ein Wettstreit geherrscht zu haben, da Jeder was er von einem Vorgänger fand, niederriß, und endlich zu den riesenmäßigsten Unternehmungen fortschritt. Die Ueberbleibsel der Thermen Caracalla's, die zwischen dem Cölius und Aventin liegen, geben Trotz ihrer Verfallenheit eine Vorstellung, die in Erstaunen setzt. Es war die in Rom zusammengeschleppte Beute des ganzen Erdkreises. Geldüberfluß und Sklavenmenge diente dem Prunke der räuberischen übermüthigen Tyrannen; ihnen stand jedes Mittel zu Gebot, griechische Kunst und ägyptische Kolossalität zu verbinden. — Caracalla, dessen gränzenlose Prachtsucht nur durch seine Laster übertroffen ward, der, nachdem er seinen Bruder Geta in den Armen der Mutter ermordet hatte, vom J. der Stadt 965 bis 970 allein regierte, legte an der Nordostseite des Aventins seine Thermen an; oder setzte vielleicht nur fort, was sein Vater Septimius Severus angefangen hatte. Die Vollendung fügten erst die Nachfolger Elagabal und Alexander Severus hinzu. Diese Thermen umfaßten alles, was zur Annehmlichkeit des Lebens gehörte: Plätze zu Leibesübungen, zu Lustkämpfen, zum Baden, zur Unterhal-

tung des Geiſtes, und überhaupt was den müſſigen Römern gefallen und ſchmeicheln konnte.

Die Mauer, welche das Ganze umgiebt, iſt ein gleichſeitiges Viereck, von ungefähr 950 Fuß. In verſchiednen Entfernungen ſind darin Wendeltreppen angebracht, welche zu höheren Stockwerken und Plattformen führten. Auch ſind noch zugängliche unterirdiſche Gemächer vorhanden. Die Nordoſtſeite, gegen die Via Nova, hatte vermuthlich einen Portikus, durch den man, ohne das Innere zu betreten, in die für das Publikum beſtimmten Bäder kam. An jedem Ende der Hauptfaçade, die noch ihr gigantiſches Portal zeigt, war ein runder Tempel angebracht. Der eine, an der Südoſtſeite, ſoll dem Herkules gewidmet geweſen ſeyn; der andre, dem Merkur oder der Minerva. Unter den Trümmern des erſten ward der Herkules gefunden, den man, von der Familie die ihn an ſich brachte, den Farneſiſchen nennt. Auch den berühmten Torſo fand man in dieſen Ruinen. Auf der Mitte der Südweſtſeite ſtand das Theater; dahinter befanden ſich die Waſſerbehälter, deren Trümmer noch nicht ganz verſchwunden ſind. Durch eine Ableitung des Marziſchen Aquedukts füllten ſich dieſe Behälter.

Noch zu Diokletians Zeit wurde von den Architekten die Bauart dieſer Thermen bewundert, und vorzüglich ein großer hoher Saal, von den oberhalb angebrachten Zieraten das Sonnengemach genannt,

deſſen flachgewölbte Decke ohne alle Unterſtützung nur auf den Seitenwänden ruhte *).

Dreitauſend Menſchen konnten ſich, jeder in einer eigenen Abſonderung, des Bades bedienen, welches unter andern ſechszehnhundert marmorne Badeſitze hatte. Zweihundert Säulen, vom ſeltenſten Marmor, glänzten in verſchiedenen Abtheilungen. Meiſterſtücke der Kunſt, Statuen von Göttern und Menſchen, verherrlichten die Labyrinthe der obern und untern Gemächer. Reizende Spaziergänge, ſtolze Portiken, einſame Luſthaine, umgaben die Odeen und Hörſäle, wo Gedichte und rhetoriſche Werke deklamirt wurden. Außer den vielen Säulen und Statuen, fand man hier die

*) Guattani ſchrieb eine eigene Abhandlung über die Stelle in den unermeßlichen Trümmerlabyrinthen dieſer Bäder, wo dieſe cella solearis, wie ſie Spartian nannte c. 9. zu ſuchen ſey. Vergl. ſeine Roma descritta ed illustrata T. II, p. 49. Zoega las alſo solaris, und erklärte das Wort von einem Sonnengemach, wegen der im Plafond angebrachten Bildwerke. Allein das Kunſtſtück, welches ſchon 100 Jahre nach der Erbauung die Baumeiſter als ein unerklärliches Räthſel anſtaunten, beſtand in metallnen Stäben, welche der flachen Wölbung eine faſt unbegreiflich weite Spannung gaben, und ſo eine ſchlenartige Gußwölbung geſtatteten. Mit großem Scharfſinn löſte Hirt, in einer Anmerkung zu ſeiner Geſchichte des Pantheons im Muſeum der Alterthumskunde Bd. I, St. 2, S. 279 fgg., dies Räthſel durch das leichte Gußwerk aus Bimsſtein. Vergl. Hirt Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten XV, 4, S. 172. B.

zwei Badestühle von Rosso antico, welche itzt im Clementinischen Museum stehn, zwei kleine Badewannen von Basalt, gleichfalls daselbst aufbewahrt, und zwei große von orientalischem Granit, die nun den Platz vor dem Pallast Farnese zieren. Auch den Bädern für das Publikum, welche mit den Privatbädern des Kaisers in Verbindung standen, fehlte es nicht an verhältnißmäßiger Prachtverschwendung. So sehr diese Imperatoren Tyrannen waren, so zeigten sie doch einen gewissen Gemeingeist; wiewohl der Patriotismus des Römers allen Edelsinn ausschloß, durchaus egoistisch war, und andern Völkern Ruhe, Eigenthum und selbst die Existenz kostete.

Man tritt zu den Thermen des Caracalla, und glaubt eine zertrümmerte Stadt zu sehen. Verschwunden ist die stolze Pracht, von räuberischen Kohorten, die verheerend die Welt durchzogen, hier zusammengehäuft. Eine furchtbare Wiedervergeltung schlug endlich den fluchwürdigen Uebermuth nieder. Sogenannte Barbaren erlösten die Erde von der wahren Barbarei einer allgemeinen Unterjochung. Izt hat die Natur den Raum zurückgenommen, wo einst die Kunst ihre Schöpfungen aufstellte. Da wo das wildeste Leben rauschte, herrscht Verlassenheit und eine Stille, die nur zuweilen durch das Geton der Raubvögel vom Gemäuer herab unterbrochen wird. Die einsame Grille zirpt in dem hohen Grase der ehmaligen Prunksäle, zu welchen die Seufzer tausend aufgeopferter Unglücklichen sich

hinwandten. Sanft und wohlthätig waltet die offne unschuldige Natur da wo Argliſt und Bosheit Verderben aussannen. Wilde Weinranken umschlingen die verfallnen Badegrotten; eine unendliche Fülle von Epheu umwuchert und bekleidet ganze Wände. Ueppig windet er sich bis zu den Gipfeln des Gemäuers hinauf, wo der wilde Feigenbaum seine kräftigen Wurzeln eingräbt, und die königliche Aloe ihre Krone emporträgt. Wie eine Waldung hangen die Zweige des Gesträuches herab, und scheinen in langen Ranken den mütterlichen Boden zu suchen. Wohin man sich wendet, da stellt sich eine malerische Ansicht dar. Romantisch erscheinen die hohen Bogenöffnungen, durch die man von fern in das Innere der Abtheilungen, wie in eine geheimnißvolle grüne Schöpfung, blickt.

Den 4. Januar.

Schöne Thalwanderungen hatten wir in diesen Tagen gemacht. Um das Zerstreute dieser Züge unter einen Gesichtspunkt zu fassen, bestiegen wir heute den Cölischen Berg. Am ehrwürdigen Kolisseum vorbei, und durch den Bogen des Dolabella, komen wir zuerst zu einer dem heil. Stephan gewidmeten Kirche; sie ist eine Rotonda. Die Schriftsteller sind über das Alter und die Bestimmung dieses Gebäudes verschiedner Meinung. Einige halten es für ein Heiligthum des Faunus, Andre weisen es dem Bacchus an, noch Andre erklären es für den Tempel welchen Agrippina ihrem Gemahl

Claudius zu Ehren habe errichten lassen. Nach dieser letzten Angabe wird es noch itzt benannt. Der gelehrte und scharfsinnige Zoega hingegen glaubt aus sehr triftigen Gründen, daß diese Rotonda nie etwas anders, als eine christliche Kirche gewesen sey, deren Entstehung in das 5te Jahrhundert falle *). Hier lag zur Zeit der alten Römer ein Fleischmarkt, und auch ein Waffenhaus. In diesem Raum fanden sich beim Aufgraben Ueberbleibsel eines antiken Fußbodens, welches jene Antiquare verleitet hat einen römischen Tempel an der Stelle der heutigen Stephanskirche zu vermuthen.

Ihre Form ist ganz einem christlich gottesdienstlichen Gebäude angemessen. Achtundfunfzig ionische Granitsäulen, in einem Doppelkreise aufgestellt, unterstützen die Kuppel. Die Säulen sind von verschiedner Größe und abweichenden Zieraten, woraus erhellet, daß sie ursprünglich andern Gebäuden zugehörten. Die innern Wände der Kirche beschmutzen schauderhafte Freskogemälde. Gräßliche Märtyrer-Tode schrecken hier das Gemüth an, und

*) Diese Vermuthung hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. Wohl möglich indeß, daß einzelne Säulen dieser Rotonda in dem Tempel des Claudius einst standen, den Agrippina erbaute, Nero zerstörte, Vespasian wieder erbaute, und den ohnstreitig Martial durch seinen Caesareus tholus versteht II, ep. 59. Das Macellum war eben auch ein Rundgebäude mit Kuppel, wie durch Münzen des Nero außer Zweifel gesetzt wird. B.

erwecken wehmuthsvolles Erstaunen, daß noch in unsern Tagen dem gutmüthigen Glauben solche Dinge aufgedrungen werden. Besonders aufmerksam machte uns ein Priester auf die Darstellung eines Märtyrers, der nach der Enthauptung seinen Kopf vom Boden aufgenommen habe, um mit ihm als einer Beute davon zu eilen.

Von diesen zurückstoßenden Bildern gingen wir über zu den sanfteren Gemälden der schönen Natur. Wir besuchten die Villa Mattei, welche seitwärts der Straße auf dem Cölius liegt: sie entfaltet einen unendlichen Reichthum an entzückenden Aussichten *). Diese Villa nimmt zum Theil den Raum des Berges ein, wo das Lager der fremden Soldaten war, und dehnt sich bis zu der Gegend aus, wo der Tempel des Zurückführenden Jupiter stand. Mehrere ihm von Reisenden geweihete Votivschiffe, von weißem Marmor, haben sich hier unter der Erde gefunden, und sind an verschiednen Orten aufgestellt. Unter andern ausgegrabenen Kunstwerken steht hier auch ein Sarkophag, dessen Basrelief die neun Musen darstellt; die Arbeit verräth viel Fleiß, aber nicht das beste Zeitalter. Desto schöner zeichnet sich, ungeachtet der vielen Restaurationen, unter allen Antiken dieser

*) Daher Lumisden in seinen Remarks on the Antiquities of Rome p. 185 sehr richtig muthmaßet, daß Domitian gerade dies Panorama zu seinem prächtigen Speisesaal, mica aurea genannt, gewählt habe. D.

Villa ein kolossaler Kopf aus, den eine moderne Unterschrift für einen Alexander erklärt, der aber wahrscheinlich ein Augustus ist.

Der größte Vorzug dieser Villa besteht in ihrer herrlichen Lage. Auf der höchsten Terrasse entwickelt sich, nach allen Richtungen hin, ein unermeßliches Landschaftsgemälde. In der östlichen Ferne dämmern die Sabinischen und Albanischen Berge. Von ihnen her ziehen sich südwestlich, nach der Stadt zu, die zerrissenen Bogenreihen der verschiednen Wasserleitungen. In diesem Kranze von Trümmern liegen Rebenhügel, Landhäuser, Kirchen und Klöster umher; auch die liebliche Ruine des Tempels der Minerva Medika ruht in diesem Kreise. In der südlichen Ferne erscheint, wie im Schatten der Vergangenheit, das Grab der Metella. Im Vorgrunde zieht sich ein Gartenthal hin, von Weinreben und Gemüsen grünend. Hier spiegelte sich, zur Zeit der alten Republik, der blaue Himmel in der sogenannten Piscina Publika, dem großen Schwimmteiche für das Volk. Da war es wo sich der Senat in dem Tempel des Mars außerhalb dem alten Thore versammelte, als Hannibals Ankunft gefürchtet wurde. Drei Thore der alten Stadt befanden sich hier, zwischen dem Cölius und dem westlich gegenüberliegenden Aventin. Südöstlich gränzte, wie Zoega aus Gründen dafür hält, an den Cölius und den Aventin das eigentliche Thal der Camönen (S. 200); und wo itzt Mühlen lärmen, da wandelte einst heilig und still Numa's Freundin,

die Nymphe Egeria, aus ihrer dunklen Grotte. Westlich lag das Privathaus Hadrians, wovon nur Trümmer vorhanden sind. Aber in ihren gewaltigen Ruinen ziehen, wie eine verwüstete Stadt, die zerfallenen Bäder des Caracalla, südöstlich, den Blick auf sich: sie bilden gleichsam eine stille Versammlung fantastischer Gestalten. In tiefer westlicher Ferne schwebt die hohe Peterskuppel in blauer Luft. Mehr dem Vorgrunde zu, ragen die Trümmer der unermeßlichen Kaiserpaläste, wie zersplitterte Felsenklippen, empor. Fast ganz nördlich ruhet in seiner stummen Verödung das mächtige Kolisseum: es zeigt seine hohe Zirkelmauer, durch deren Bogenöffnungen, mit grüner Vegetation wie mit Vorhängen überzogen, der jenseitige Himmel blickt.

Im westlichen Vorgrunde dieses Gemäldes tritt, mit seinen beiden Höhen, der Aventin hervor, dessen Gipfel eine Menge von Kirchen, Klöstern, und Gärten tragen. Die südliche Höhe des Berges nannte die alte Zeit Remuria, von Remus der hier seine Stadt soll haben anlegen wollen. Auf der Stelle wo itzt die Klosterkirche Balbina liegt, stand der geheimnißvolle Tempel der Guten Göttin (Bona Dea). Trümmer des Tempels der Juno Regina verrathen die alte Stelle dieses Heiligthumes, bei dem Kloster S. Sabina. Wo das Maltesische Priorat die westnördliche Hügelspitze des Aventins beherrscht, stand ein Minerventempel. Zwischen dem Aventin und Palatin hin, ruht mit

seinen Weinhügeln und Gemüsegärten, der alte Cirkus Maximus. Ueber diese großen reichen Landschaft schweben in heitern sanften Lüften, wie grüne Sonnenschirme, schwankende Pinien; und dunkle Zypressen neigen sich schwermüthig über zerstreuten Ruinen.

Diese durch ihre herrliche Lage so merkwürdige Villa Mattei war einst das Eigenthum der reichen Fürstenfamilie dieses Namens. Aus den Händen derselben kam sie in den Besitz der Schwester des Kaisers von Oestreich. Diese hat die ganze schöne Besitzung den unter dem Namen der Baccanaristi wieder aufstehenden Jesuiten eingeräumt; und schon läßt sich am Eingange des Casino das alte Jesuiterzeichen sehn.

Den 5. Januar.

Wir besuchten heute abermal die einsame Cölische Berghöhe, auf welcher, der Kirche S. Stephan nördlich gegen über, die Villa Casali liegt. So verödet der Raum umher ist, so lebhaft war er im Alterthum: denn hier hatten die fremden Soldaten, welche im Römischen Solde standen, ihr Lager. Der vernachläßigte Garten gewährt, durch eine bilderreiche, und auf allen Punkten höchst reizende Aussicht, ein anziehendes Schauspiel. In südlicher Richtung erscheint die oben beschriebene Kirche di Sto Stefano Rotondo. An ihr ziehen sich westlich die grünenden malerischen Trümmer der Neronischen Aquedukte hinunter, in deren Vorgrunde

grunde die ganz überwachsenen Ruinen des Neronischen Nympheums liegen. Westnördlich erhebt sich das Kloster Johannes und Paulus, mit der lieblichen Palme, und einer einsamen Zypresse. In nehmlicher Richtung ruhen die versunkenen Ueberbleibsel des Behälters der wilden Thiere, welche zu den Kampfspielen im Kolisseum gebraucht wurden. Ueber diesen Ruinen schattet ein kleiner Zypressenwald. In dessen Nachbarschaft zeigt sich hier das Kolisseum von derjenigen Seite, welche die Verfallenheit der hohen Trümmer am meisten verbirgt: gleich Blumenterrassen verhalten sich die Abstufungen des eingestürzten niedern und höheren Gemäuers zu einander; und wie ein heitres Leben blickt durch die hohen Fensteröffnungen der blaue Himmel herein. Nördlich hin schließen sich, in einiger Entfernung, die Trümmer der Bäder des Titus an. Nordöstlich, vor Maria Maggiore, schwebt auf ihrer schlanken Säule die vergötterte Jungfrau gleichsam zum Himmel empor. Oestlich steht der erhabene Obelisk des Laterans.

Auch in dieser, zur Verfallenheit sich neigenden, Villa befinden sich einige Antiken. Die berühmteste ist die Bildsäule des Antinous, als Bacchus. Ich kann in ihr, so hoch sie auch der vortrefliche Winkelmann gepriesen hat, die schöne Göttergestalt nicht finden. Gliederbau und Muskelverhältniß scheinen mir für einen Bacchus viel zu schwerfällig *). — Ordnungslos liegen verschiedne

*) S. Levezow Antinous, dargestellt in antiken

Denkmäler und Grabsteine umher. Unter andern ein weißmarmorner Sarkophag, mit drei Brustbildern in Lebensgröße von erhobner Arbeit; die Inschrift erklärt die männliche Figur in der Mitte für einen Aufseher des Getreidewesens. An beiden Seiten ist das alte Römische Kornmaaß, Modius, abgebildet. Noch ist hier ein Sarkophag von außerordentlicher Schönheit aufbewahrt, der aber Fremden höchst selten, und nur durch Begünstigung des Eigenthümers, die schwer zu erlangen steht, gezeigt wird.

Den 7. Januar.

Es gewährt ein hohes Interesse, welches nirgend so als in Rom zu befriedigen ist, die wundersam in einander geschobenen Spuren der ganz alten und mittleren Zeit, und dann der neueren und neuesten neben einander vor sich zu haben, und abwechselnd aus der einen Periode in die andere hinüber zu schauen. Mit solchen Rückblicken besuchten wir heut den, am Fuß des Quirinals auf der Nordseite liegenden, Pallast Barberini, einen der größten in Rom.

Unter Papst Urban VIII ward er mit Kunstschätzen alter und neuer Zeit angefüllt. Fast jeder

Kunstdenkmaalen S. 87. Da ist auch auf Taf. IX der Kopf, den Ramdohr und andere wohl sehr überschätzten, nach einem in der Berliner Akademie befindlichen guten Gypsabguß abgebildet worden. B.

Papſt überſchüttete ſeine Familie mit Glücksgütern; und ſichtbar iſt das Steigen und Fallen der Großen an der aufgehenden oder verſinkenden Herrlichkeit ihrer Schlöſſer. Der itzige Fürſt Barberini bewohnt, wegen ſeiner zerrütteten Glücksumſtände, nur wenige Zimmer des weitläuftigen Pallaſtes. Vorzüglich iſt ein Saal berühmt durch die von Pouſſin auf naſſem Kalk gemalten Thaten jenes Papſtes und ſeiner Familie. Dieſe Gemälde verewigen die Schmeicheleien, welche die damalige Zeit dem herrſchſüchtigen Urban darbrachte. Itzt wandelt man aus einem großen verödeten Saal in den andern, findet jedoch in jedem treſliche Werke berühmter Maler, auch ſchöne und merkwürdige Statuen, Büſten und Moſaiken. Aber eine dumpfe Luft weht dem Wanderer entgegen; und Motten und Spinnen treiben ihr Weſen in dieſen Gemächern, wo vormals das Wohlleben waltete.

Mein Hauptziel war, die berühmte Roma zu ſehn: ein antikes Gemälde, welches nach mehr denn tauſend Jahren ſeine Farben ſo friſch erhalten hat, daß ſie an Lebhaftigkeit die Wandgemälde Raphaels im Vatikan übertreffen *). In einem der letzten Zimmer des unterſten Stockwerks ſteht dies merkwürdige Gemälde ſchon über 150 Jahre. Wo

*) Wenn behauptet wird, dies antike Gemälde habe gar kein neuer reſtaurirender Pinſel berühret, ſo leidet dies doch manche Einſchränkung. S. Meyer zu Winkelmanns Werken, Th. II, S. 755. B.

es ausgegraben wurde, weiß man nicht mehr, und es herrschen darüber verschiedne Meinungen *). Einige Antiquare behaupten, es sey in dem Gewölbe eines alten zusammengestürzten Pallastes unweit Konstantins Battisterio gefunden; Andre, man habe es aus dem Grunde des Barberinischen Pallastes, als dieser erbauet wurde, ausgegraben. Darin aber stimmen Künstler und Kenner überein, daß es zu den interessantesten Kunstwerken des Alterthums gehört. Auf einem Thronsessel sitzt die Schutzgöttin der Stadt, in majestätischer Würde; ein Helm auf ihrem Haupt erhöht den gebietenden Ernst des anmuthsvollen Gesichts. Auf ihrer rechten Hand steht eine Viktoria, in der linken hält sie den Herrscherstab, und zwei Genien des Sieges ruhen auf ihren Schultern. Zum Andenken der frühern Rettung des Kapitols sieht man neben der Göttin auf ihrem Sessel zu beiden Seiten eine Gans, auf welcher ein kleiner triumphirender Siegesgott sitzt **). An diesem Bilde hat keine fremde

*) S. Winkelmanns Werke Th. V, S. 159 Dresd. Ausg. B.

**) Im Almanach aus Rom von Sickler und Reinhart fürs Jahr 1810 ist dies Gemälde, zwar sehr verkleinert (das Original mißt 8½ römische Palmen) aber doch möglichst getreu, und nach dem Urbilde colorirt, zum Titelkupfer gegeben worden, wodurch es auch in Deutschland mehr bekannt zu werden anfing. Die vom Throne des olympischen Zevs entlehnte Idee, zwei Viktorien als Agraffenhalterinnen auf beide Schultern der Göttin zu

Hand etwas zu reſtauriren gewägt. Aber ein anderes antikes Kunſtgebilde, eine ſchlafende von Amoretten umgebene Venus, iſt von Carlo Maratti größtentheils übermalt worden, und hat dadurch ſeinen Werth als Antiquität verloren. Das Zimmer in welchem beide Gemälde ſtehn, hat leider zu wenig Licht, und nur an recht hellen Tagen kann man die Roma in günſtiger Beleuchtung ſehen. Freunde der Bildhauerkunſt finden in dieſem untern Stockwerke noch eine Gallerie, voll bedeutender Antiken; unter dieſen wird der ſchlafende Faun vorzüglich geſchätzt.

So reich an Statuen und Büſten des Alterthums Rom ſelbſt itzt noch iſt, ſo ſelten ſind Werke der Malerei aus jener Zeit. Nur die Villa Aldobrandini hat noch ein ſolches Gemälde aufzuweiſen; es wurde am Bogen des Galienus ausgegraben. Dies Bild ſtellt die Hochzeitsgebräuche des Alterthums dar *).

ſetzen (ſonſt waren dieſe nur den Edelſteinen aufgebildet, die zu den Agraffen gebraucht wurden), iſt allerdings glücklicher, als die auf den Kapitoliniſchen Gänſen am vordern Ende beider Stuhllehnen ſitzenden Venusbilder. Sickler hat in ſeiner Erklärung des Bildes, S. 8 des Almanachs, dieſer letzten Vorſtellung gar keine Erwähnung gethan, und doch möchte in ihr die wahrſcheinlichſte Andeutung auf die ſpätere Zeit, in der dies Gemälde entſtand, zu finden ſeyn. B.

*) Als der ganze Beſtand dieſer Villa im Jahr 1811 verkauft wurde, erſtand die berühmte Aldobrandini-

Auf unserm Rückwege besuchten wir noch den im Corso liegenden Pallast Doria, welcher eine sehr schöne Kopie dieser Aldobrandinischen Hochzeit, von Nikolaus Poussin, besitzt. Ich war sehr begierig danach, muß aber gestehen, daß dies Gemälde nur als Sittendarstellung der ältern Gebräuche Interesse für mich hatte. Die antike Malerei, welche die Figuren fast bloß der Reihe nach nebeneinander hinstellt, macht einen befremdenden Eindruck für den, der an die Gruppirung gewöhnt ist, wodurch Vor- und Hintergrund mittelst verkürzender Prospekte in Verbindung gebracht werden. Außer dieser Copie, zeigt der Pallast Doria in mehrern Sälen und Zimmern Meisterwerke der Malerkunst. Eine reichere Sammlung von Kaspar Poussins Landschaftsgemälden findet man in Rom nicht. Zwei treffliche Landschaften von Claude Lorrain, Kain und Abel von Salvator Rosa, Gemälde von Tizian, Domenichino, Vandyk, Guercino, Annibale Caracci, und den berühmtesten Meistern verschiedner Nationen, schmücken diesen größtentheils unbewohnten Pallast, dessen Architektur vortreflich ist. Der Portikus vor der großen Treppe erregt Erwartungen, die auch ihr kühner Aufschwung befriediget: sie ruht auf acht Colonnen von orientali-

sche Hochzeit, worüber Böttigers und Meyers Abhandlung (Dresden, Walther, 1810) zu vergleichen ist, der Maler Camuccini, und rettete sie so vom völligen Untergang. B.

ſchem Granit, und führt zu ſchönen Zimmern, die leider verröden.

Den 9. Januar.

Wir ſetzen unſre Wanderungen zu den Kunſtſchätzen in einigen der berühmteſten Palläſte fort. Zu den ſchönſten in Rom gehört der Pallaſt Colonna, troz dem Wechſel des Glücks, der auch ihn heimſuchte. Auf dem Apoſtelplatze am Fuße des Quirinals belegen, erhebt er ſich, mit ſeinen Umgebungen und Gärten, bis zu den päpſtlichen Stallgebäuden auf Monte Cavallo.

Martin V aus dem Hauſe der Colonna hat zwar den Grund zu dem Pallaſt gelegt; doch iſt nicht aus päpſtlichen Nepotismus, wie ſonſt bei den reichen Häuſern in Rom ſich vorausſetzen läßt, der Glanz dieſer Familie hervorgegangen. Sie war lange eine der einflußreichſten in Italien. In den Fehden zwiſchen den Kaiſern und den Päpſten hielt ſie es mit den erſteren, und die Geſchichte bewahrt glänzende Auszeichnungen von mehrern Kaiſern auf. Unter Bonifaz VIII begann das Glück der Familie zu wanken, da ſie ſich gegen ſeine Gewaltthätigkeiten auflehnte. In dieſen Händeln kam es ſo weit, daß der Papſt gefangen genommen wurde, bei welcher Gelegenheit Sciarra Colonna ſich durch Muth auszeichnete. Vor dieſer Kataſtrophe hatte der Papſt den Fluch über jenes berühmte Geſchlecht ausgeſprochen. Sechs Brüder lebten dadurch in der Verbannung; unter ihnen Stephan Colonna, ein

Name der in Petrarka's Liedern tönt, und der ſich kühn an die würdigſten Helden des Alterthums reihen mag. Als das Unglück ihm nichts als ſich ſelbſt übrig gelaſſen hatte, und die durch Bonifaz gedungenen Mörder ihm überall auflauerten, ſchützte ihn nur die innere Größe ſeiner Seele. Er fiel in dieſer Banditen Hände, ſie kannten ihn nicht und forderten ſeinen Namen; mit erhabner Würde ſprach er: „Ich bin Stephan Colonna, römiſcher Bürger;“ und keiner wagte die Hand an ihn zu legen. Er hatte ſogar den Muth, mit dem Bannfluche beladen ſich in die Fehden ſeiner Freunde zu miſchen, und mehrentheils folgte ſeinem Schwerte der Sieg. Als man ihn in dieſer Zeit, wo er oft ſchutzlos umherirrte, fragte: „Wie wagt Ihr euch hieher? wo iſt eure Feſte, in die Ihr euch retten könnt?“ antwortete Stephan, die Hand auf das Herz legend: Hier! Die ſchmerzlichſte Demüthigung erhielt dies Haus im 14ten Jahrhundert durch den Volkstribun Rienzi. Doch auch da rettete der ehrwürdige Anblick Stephan's, als er enthauptet werden ſollte, ihm und den andern Verurtheilten das Leben. Nach Rienzi's Fall ſtieg das Anſehn der Colonna wieder empor *); itzt aber lebt die Familie in zurückgezo-

*) Mit Vergnügen wird jeder dieſe kurzen Hinweiſungen auf einen Heldenſtamm leſen, der ſeines Gleichen nur wenig hat. Nach Muratori, und de Sade in den Memoiren über Petrarka, hat Gibbon dieſer Familie, und beſonders dem großen Sciarra Colonna, ein treffliches Denkmaal geſtiftet

gener Stille. Verſchwunden iſt die Herrlichkeit des hohen Geſchlechts; der Pallaſt, der die verblichenen Andeutungen des ehemaligen Glanzes aufbewahrt, ſteht öde.

Die Statue des berühmten Mark Antonio Colonna, welcher unter Papſt Julius II Ravenna gegen die Franzoſen vertheidigte, ſteht im unterſten Geſchoß; woſelbſt auch trefliche Landſchaften von Kaſpar Pouſſin, und Seeſtücke von Tempeſta, alle auf naſſem Kalk gemalt, ſich befinden. Eine ſchöne, mit einigen Statuen geſchmückte, Treppe führt zu den wohl vertheilten Sälen und Gemächern. In dem erſten großen Saale hangen Bildniſſe der Männer des Hauſes Colonna. In einem andern wiederum Landſchaften von Kaſp. Pouſſin, von Salvator Roſa, und ein großes Gemälde von Claude Lorrain, ein herrliches Bild! Der See mit den hochſchattigen Bäumen iſt täuſchend, aber der Tempel macht keinen gefälligen Eindruck. An der Decke dieſes ſchönen Saals iſt die Seeſchlacht bei Lepanto, wo M. Ant. Colonna ſiegreich focht, ge-

in ſeiner History of the Decline and Downfall of the Rom. Empire T. XII, p. 316—320. edit. Lond. Wie ſchön drücken den Kampf der wilden Gegner, beſonders der Orſini, gegen dieſen Helden die Verſe Petrarka's in ſeiner 6ten Canzone aus, die ſchon de Sade ſo paſſend anwandte:

Orsi, lupi, leoni, aquile, e serpi,
Ad una gran marmorea colonna
Fanno noja sovente ed a se danno.

malt. Das Bild der Cenci, von Guido Reni bei ihrem Hingang zum Tode aufgefaßt, hat etwas äußerst Rührendes; es hängt in einem entlegenen Zimmer. Auch besitzt dieser Pallast die schönste Statue einer Diana, hinter Fraskati gefunden. Eine kleine Säule, mit mittelmäßigen Basreliefs vom köstlichsten Rosso antico, wird fälschlich für eine Columna Bellica ausgegeben. Traurig ist der Anblick der nicht vollkommen ausgebauten Bibliothek. Herrliche Marmorsäulen stehn da zwecklos aufgerichtet; denn ehe der innere Bau vollendet war, fand die Familie sich in Verhältnissen, die auserlesene kostbare Büchersammlung verkaufen zu müssen. Eine treffliche Gallerie von 209 Fuß Länge und dreißig Fuß Breite verbindet die Säle unter einander; seltne Marmorsäulen schmücken sie, und immer noch ist sie reich an guten Gemälden.

Aus dieser Gallerie tritt man in den Garten. Er ist groß, und steigt durch Terrassen-Abtheilungen den Hügel hinauf. Die Anordnung ist in dem steifen altfranzösischen oder holländischen Geschmack. Der obere Theil, der sich an dem Abhange des Monte Cavallo hinaufzieht, bedeckt den Raum, auf welchem die Thermen des sogenannten großen Konstantin lagen; und wo einst dessen Lustgemächer waren, stehen nun die Ställe und Heumagazine, die sich dem Garten anschließen. Wir wandelten zwischen hohen Lorbeerwänden, bis auf der obern Terrasse zwei große Marmorblöcke unsre Aufmerksamkeit an sich zogen. Der größere ist der Rest eines

antiken Architravs, von 12 Fuß ins Gevierte, und elf Fuß Höhe; fein gearbeitetes Laubwerk, Kränze und F[illegible]ons zieren das kolossale Marmorstück eines Gesim[illegible]s, dessen spätere Bestimmung ein Schmuck der Konstantinischen Bäder gewesen zu seyn scheint. Früher sollen diese Massen, nach Vermuthung einiger Antiquare, dem verschwundenen Sonnentempel angehört haben. — Die Aussicht von dieser Terrasse ist weit herrschend.

Den 11. Januar.

Der Pallast Rospigliosi zeichnet sich vor den übrigen, die wir bisher besuchten, sehr bemerklich aus. Denn sogleich beim Eintritt kündigt sich ein freundliches Leben an, welches von einer liebenswürdigen Besitzerin ausgeht. Statt der Verlassenheit jener Prachtgebäude, waltet hier thätiger Ordnungsgeist: doch zeigt auch dieser Pallast, obzwar wohlerhalten, im Innern einen gewissen zurückgebliebenen Zeitgeschmack; welcher überhaupt jeden in Rom befremdet, dessen Auge durch die prachtvolle Eleganz zu Petersburg und Warschau geblendet, oder durch den minder kostbaren aber feinen Geschmack Berlinischer innern Einrichtungen der Zimmer verwöhnt wurde. Dagegen finden Künstler und Kunstfreunde in jedem Pallast mehr oder weniger Gegenstände der Bewunderung.

Unter den hier aufbewahrten Antiken schätzet man vorzüglich die Büste des Scipio Afrikanus; auch einige aus den Bädern Konstantins hervorge-

zogene Freskogemälde, obwohl sie sehr beschädigt sind. Auserlesen ist die Sammlung von Gemälden großer Meister. Die preiswürdigsten Stücke sind: Rinaldo und Armida von Albano, die Bekehrung des Apostels Paulus von Luca Giordano, die zwölf Apostel von Rubens, ein Engel von Guido. Ferner Landschaften von Paul Brill und fünf sehr schöne von Claude Lorrain. Das berühmteste Werk der hiesigen Kunstschätze aber ist Guido's Aurora, welches sich im Gartenhause an der Decke des Saals befindet. Aurora, von Lucifer begleitet, streuet Blumen herab. Der Sonnengott in seinem Strahlenwagen sitzend, lenkt kraftvoll das Viergespann; reizend umschweben ihn die Horen, und anmuthsvolle Zephyrköpfe scheinen den jungen Tag aus den Wolken zu begrüßen. Die Zeichnung jeder einzelnen Figur, jedes Kopfes und Köpfchens, wird eben so sehr als das Kolorit, und der Faltenwurf der Gewänder, bewundert; doch wollen Künstler die Aurora nicht jugendlich und schlank genug finden. Auf mich machte der so mannichfaltige Ausdruck der verschiedenen Köpfe, alle voll edlen geistigen Reizes, einen sehr angenehmen Eindruck; nur das im Hintergrund angebrachte Meer ist, wegen der übertriebenen Bläue, von keiner guten Wirkung. Schade, daß man dies große reiche Werk nur mit mühsamer, fast verrenkender Anstrengung des Halses beschauen kann. Warum muß so viele Kunst an ein Deckengemälde verschwendet werden?

Vom Pallaſt Roſpigliosi begaben wir uns zur Kirche Sto Andrea di Monte Cavallo, um daſelbſt die Kapelle des heil. Coska zu beſuchen. In dem Kloſter dieſer Kirche hielten ehemals die Jeſuiten ihr Noviziat. Ein junger Pole von angeſehener Familie, Stanislaus Coska, weihete ſich ſeiner Beſtimmung mit ſolchem Eifer in Faſten und Beten, daß er früh ſchon den Ruf eines Heiligen errang, der ihm aber wahrſcheinlich das Leben koſtete. Die Zelle, in welcher er lebte und ſtarb, wurde in eine Kapelle verwandelt. Hier ſieht man itzt die Bildſäule des Heiligen, auf der Stelle wo er ſeinen letzten irdiſchen Kampf vollendete. Ein ſchöner Jüngling von achtzehn Jahren liegt, als ſchliefe er ſanft, mit dem Haupt auf dem Kiſſen ruhend, in der einen Hand ein Kruzifix, in der andern ein Marienbild haltend. Der Kopf, die Hände und die Füße ſind von weißem, die Kleidung von ſchwarzem Marmor; von gelbem ſind das Bett und das Kopfkiſſen. Es iſt ein rührendes Werk; ein Meiſterſtück von le Gros. Das Bild und jede Umgebung ſcheinen zu ſagen: Hier wandelte ein Stiller, der, weil ihm die Welt nichts war, ſie von ſich ſtieß, und einzig Gott in ſich aufnahm; hier lenkte er ſein Gemüth in frommem Irrthume dem himmliſchen Leben zu, ohne auf die Anſprüche und Forderungen des irdiſchen zu hören. Es ſtehn in dieſer Kapelle noch alle Geräthe, welche Coska lebend gebrauchte. Das Ganze machte, ſo ſehr mir Uebertreibungen dieſer Art zuwider

sind, einen tiefen Eindruck auf mich; um wie viel kräftiger müssen solche Darstellungen auf junge Gemüther wirken, die nicht von der Wahrheit durchdrungen sind: daß andächtig schwärmen weit leichter ist, als im Sturme der Welt ein edles nützliches Leben zu führen!

Den 13. Januar.

Ist es doch als wäre die Zeit, als wäre selbst die Wuth der Barbaren, an Trajans und Mark Aurels Ehrensäulen schonend vorübergegangen. Sie sind die einzigen unversehrten Denkmaale des alten Roms; sie ragen so hoch empor, wie die Tugenden dieser edlen Monarchen. — Trajan war sicherlich einer der vortreflichsten Menschen auf dem Throne. Als er beim Antritt seiner Regierung dem Vorgesetzten der Leibwache das Schwert übergab, sagte er: „Für mich, wenn ich es verdiene; wo nicht, wider mich!“ Bei den öffentlichen Wünschen und Gelübden, die man zu Anfang jedes Jahres für das Wohl des Kaisers darbrachte, fügte der weise Menschenfreund selbst die Bedingung hinzu: „Wenn ich nicht gegen die Gesetze handle, wenn ich den Staat zum allgemeinen Besten regiere.“ Die Römer erkannten auch dankbar seinen Werth: sie vergötterten ihn schon bei seinem Leben, und in spätern Zeiten wußten sie ihren Kaisern nichts Höheres zu wünschen, als: „Sey noch glücklicher als August, und wo möglich noch besser als Trajan!“ Hätte nicht der Wahn eines sogenannten Heldenthums

seinen Charakter mit Eroberungssucht befleckt, so wäre Trajan der vollkommenste Regent gewesen. Er beglückte sein Volk durch Gerechtigkeit, verband Milde mit kluger Strenge, und sorgte durch öffentliche Erziehungsanstalten für die Bildung der Unterthanen. Seine Erholung fand er im Umgange mit Gelehrten; unter diesen hatte er an Plinius dem Jüngeren einen Freund. Städte wurden von ihm aufgeführt, Häfen und neue Wasserleitungen angelegt, Rom außerordentlich verschönert.

Am Fuß des Quirinals erbaute Trajan sein Forum. Hier errichtete das Volk und der Senat dem Kaiser, nach den Siegen über die Dacier, die Ehrensäule, welche nach mehr als 1600 Jahren immer noch eine Zierde Roms bleibt. Ihre Höhe zeigt, welche Erdmasse vom Quirinal abgetragen wurde, um diesen Platz anzulegen. Alle Schriftsteller jener und der nachfolgenden Zeit stimmen überein, dies Forum als das prächtigste und geschmackvollste zu preisen. Herrliche Gebäude, Bogengänge, Statuen, eine Basilika, und ein Tempel, gaben ihm einen alles übertreffenden Glanz. Vor der Basilika (dem Pallast seines Gerichtshofes) stand die bewunderte Bildsäule des Kaisers, von vergoldeter Bronze. Eine lange Halle, besetzt mit den Statuen der gelehrtesten Männer, zog sich zu seinem Tempel hin; hieher hatte er seine Familien-Bibliothek versetzt, die daher den Namen der Ulpischen führte, und hochberühmt war. Geräumige Portiken umschlossen das ganze Forum; kost-

bare Colonnen ſchmückten es, und an den vier Ecken waren Triumphbögen angebracht. Von all dieſem Glanze iſt nichts außer der Säule ſelbſt mehr vorhanden; ein kleiner unregelmäßiger Platz umgiebt ſie. — Wie tief das ehmalige Rom unter dem neuen begraben liegt, iſt hier am ſichtbarſten *). Papſt Pius V ließ die Verſchüttung bis zum alten Straßen-

*) Weder Konſtantins noch des Septimius Severus ausgegrabene Triumphbögen waren ſo tief in den Schutt verſunken. Die Verf.

Bekanntlich hat die ganze Umgebung dieſer kunſtreichen und in ihrer Kunſt noch nie übertroffenen Rieſenſäule (über welche Guattani gleich zu Anfang ſeiner Roma descritta ed illustrata viel Gutes zuſammengeſtellt hat) in den Jahren 1810 — 12 unter der Franzöſiſchen Herrſchaft große Veränderung erlitten, indem man mit nichts geringerem ſich beſchäftigte, als hier einen ungeheuren Circus zu erbauen, hinter welchem die Trajaniſche Säule majeſtätiſch hervorragen ſollte. Die alten Klöſter Sta Euſemia und Spirito Santo, in deren Mauern noch ſo manche Trümmer des prächtigen Forum Trajani eingefügt zu ſehen waren, wurden abgebrochen, und die Kirchen und kleinen Häuſer, durch welche die herrlichſte aller dorischen Säulen erdrückt wurde, weggeſchafft. Man ſtieß überall bei den Aufgrabungen auf das alte Marmorpflaſter, fand aber, einen einzigen Sturz ohne Obertheil und Beine ausgenommen, kein Bildwerk, wohl aber herrliche Säulentrümmer, die ins Museo Pio-Clementino gebracht werden ſollten. Die ausführlichſte Nachricht über dieſe Unternehmungen findet man im Morgenblatte von 1813, Nr. 117. B.

Straßenpflaster wegräumen, und um das Piedestal in einiger Entfernung einen Graben ins Gevierte ziehen. Der ganze Raum ist mit einer Mauer umgeben, die stets verschlossen ist, aber gegen eine kleine Gabe geöffnet wird. Man steigt mehrere Stufen hinunter, um den Boden zu betreten, auf welchem einst Trajan wandelte, und welcher noch die Asche des edlen Fürsten aufbewahrt. Seine Tugenden erwarben ihm das Vorrecht, daß mittelst eines Rathsbeschlusses die Reste seines Leichnams *) innerhalb der Stadt unter seiner Ehrensäule zur Ruhe gebracht werden durften.

Die majestätische Säule ist von dorischer Ordnung. Ihre bewundernswürdige Höhe beträgt 135 Fuß. Dreiundzwanzig schneckenförmige Kreise, mit Abbildungen der Siege des gefeierten Helden, umwinden sie bis zu ihrem Gipfel. Die Darstellung beginnt mit des Kaisers Fahrt über die Donau. An drittehalbtausend, theils ganze theils halbe, Menschenfiguren, ferner Waffen, Geschütz, Schiffgebäude, Siegeszeichen, Elephanten, Pferde, erscheinen hier geschichtlich geordnet. Aber so trefflich gearbeitet übrigens diese Basreliefe sind, so wenig ist die Perspektive beobachtet: es findet sich kein Verhältniß zwischen der Größe der Gebäude und der Menschen, und keine Abstufung der Fernen.

*) Trajan starb, nach zwanzigjähriger Regierung im 63sten Jahre seines Alters, zu Selinus in Cilicien. Dort wurde sein Körper verbrannt, seine Gemahlin brachte die Asche in einer goldnen Urne nach Rom.

Vierunddreißig große Blöcke vom schönsten weißen Marmor sind so fest in und an einander gefügt, daß die ganze prachtvolle Säule wie aus Einem Block erscheint. Man steigt inwendig mittelst 184 Marmorstufen zur obern Fläche hinauf. Die Treppe wird durch 43 kleine Fenster erleuchtet. Die obere Fläche, die ein Geländer umgiebt, gewährt eine Uebersicht der ganzen Stadt; doch ist der Anblick von der Höhe der Engelsburg weit schöner. — Vormals thronte Trajans bronzene ganz vergoldete Bildsäule auf dem Gipfel. Statt dessen trägt itzt die Säule dieses Kaisers, dessen Vorurtheil einst die Christen verfolgte, eine bronzene vergoldete Statue des heil. Petrus. Sixtus V vereinigte auch hier ein christliches Denkmaal mit einem heidnischen.

Den 16. Januar.

Auch dem weisen Mark Aurel errichtete der Senat in dem Forum Antonins des Frommen eine Ehrensäule, ähnlich der Trajanischen. Allein die Basreliefe auf Trajans Säule sind viel schöner, und die Colonne selbst hat eine schlankere edlere Form, als diese, die nun auch statt der Bildsäule Mark Aurels die Statue des Apostels Paulus trägt. — Der Raum auf welchem dies Denkmaal steht, gehört zu den vorzüglichsten Plätzen Roms. Eine schöne Fontäne schmückt ihn; grandiose Pallaste umgeben ihn. Der weitläuftige Pallast Chigi faßte vormals trefliche Kunstschätze in sich; die

beſten ſtehen itzt in der Dresdner Gallerie: denn im J. 1728 kaufte König August II die ſchönſten Antiken aus dieſem Pallaſt für 45000 Scudi.

Von der Piazza Colonna (ſo heißt der Platz nach der koloſſalen Säule) fuhren wir zu dem nahe gelegenen Monte Citorio. Dieſer Name iſt dem Hügel aus den alten Zeiten Roms geblieben, wo er noch ein flacher Raum war, zu welchem das am Marsfelde verſammelte Volk Centurienweiſe hinberufen (citirt) wurde, um die Stimmen zur Wahl der Magiſtrate abzugeben. Zum Hügel geſtalteten dieſen Platz erſt ſpäterhin die Trümmer alter Gebäude, und der Schutt neuer Zeiten. — Itzt ſteht auf dieſer Anhöhe die Juſtizkanzelei, ein großer durch Bernini unter Innozenz X angefangener, und von dem berühmten Fontana unter Innozenz XII vollendeter Pallaſt. Das Gebäude gehört zu den ſchönſten in Rom. Die verſchiednen Tribunäle, die ehedem zerſtreut lagen, ſind ſeitdem hier bei einander. Auf dem großen Balkon über dem Häupteingang wird jeden Monat die Lotterie gezogen. Wer bei dieſem lebhaften Volk die Wirkungen der Hofnung und der Furcht, der Freude und des im Innern tobenden Schmerzes beobachten will, der wohne dieſem Schauſpiele bei. Der Platz vor dem Juſtiz-Pallaſte iſt von lauter ſchönen Gebäuden umgeben. Ihn verherrlicht auch ein hoher Obelisk, den einſt Seſoſtris mit ſeinen geheimnißvollen Hieroglyphen zu Heliopolis aufrichten ließ. Er heißt noch itzt gewöhnlich der Sonnen-

Obelisk, weil Augustus, der ihn jener ägyptischen Stadt entführte, und auf dem Marsfelde aufstellte, ihn der Sonne geweiht hatte.

Dem Monte Citorio gegen Süden, liegt die Piazza di Pietra. Auch auf diesem Raume fanden sich versunkene Herrlichkeiten der Vorzeit, und durch die vielen köstlichen Steinarten, die hier ausgegraben wurden, erhielt der Platz seinen Namen. Seine größte Zierde aber ist ein Rest des Tempels Antonins des Frommen. Aus den Trümmern ließ Innozenz XII hier durch Fontana das Zollhaus, für die mit Landfracht eingehenden Waaren, erbauen; wenn Fremde nicht vorzüglich empfohlen sind, müssen sie zu dieser Dogana fahren, um ihr Gepäck daselbst untersuchen zu lassen: doch habe ich noch niemand über die Strenge des römischen Zollwesens klagen gehört. Die Architektur der Dogana ist einfach und edel. Fontana hat die von jenem Tempel des Antonin stehen gebliebenen elf stolzen Säulen mit dem Architrav sehr glücklich zur Façade benutzt. Die Säulen sind von griechischem Marmor, kannelirt, und von korinthischer Ordnung; sie würden zu den schönsten gehören, wären sie nicht durch mehrmaligen Brand, wie ihn Rom in alten Zeiten nur zu oft erlitt, so sehr beschädigt.

Den 17. Januar.

Interessant ist es, bei den Hin- und Herzügen in Rom zuweilen durch eine Kirchenfeier unter-

brochen zu werden, und die modernen Feste den antiken gegenüber zu stellen. Die heutige Feier ist eine Art von Thierweihe, und ehrt das Andenken des heil. Antonio del Porco. Sie hat einige Aehnlichkeit mit dem altrömischen Feste der Palilien, welches der Herdenbeschützerin Pales geweiht war. Aber die Palilien fielen auf den 21. April; am heutigen Tage feierten die Römer, zum Andenken des vergötterten Stifters ihres Staats, die Quirinalien.

Die Heiligkeit des Abtes Antonius, dessen Fest heute begangen wird, hat einen sonderbaren Ursprung. Er erklärte den Spruch der Bibel: daß das Evangelium aller Kreatur zu predigen sey, nach einer eigenen Ansicht, durch welche er sich berufen fühlte, den Fischen im Wasser und den Thieren im Walde das Wort Gottes vorzutragen. Wie Orpheus einst durch die Töne seiner Leier das Wild herbeilockte und Tiger und Löwen bezähmte, so suchte Antonius die Thierwelt zu erbauen. Predigend zog er in den Wäldern und an den Ufern der Flüsse und des Meeres umher. Ein treuer Eber war auf solchen Wanderungen sein Begleiter; daher erscheint dieser Schutzpatron der Thiere in den Abbildungen gewöhnlich in Gesellschaft eines Schweins, wovon er auch den Beinamen trägt. Seine feierliche Benennung ist: S. Antonio Abbate, wie auch die ihm geweihte Kirche heißt, am Esquilin belegen, in der Nähe von Maria Maggiore.

Das Fest der Thierweihe beginnt damit,

daß in dieser Kirche, welche dann 40 Stunden offen steht, die Monstranz zur Verehrung der Andächtigen ausgestellt wird. Es dauert acht Tage, während welcher Zeit eine kleine Kapelle neben der Klosterkirche, von Morgens 10 Uhr bis Sonnenuntergang, geöffnet ist; in ihr steht ein Priester neben der Büste des Heiligen. Festlich geschmückte Ochsen, Esel, Schweine, Hunde und Pferde, werden bis zur Schwelle des Heiligthums geführt. Auf einem Balkon gegenüber erschallt fröhliche Musik. Feierlich taucht der Priester einen Wedel in das geweihte Wasser, er entblößt sein Haupt, regt die Lippen, und gießt mit einer Bewegung die ein Kreuz bildet, über die vorgeführten Thiere den wässerigen Segen aus, streicht aber den kräftigeren der gläubigen Katholiken in die Kasse des Klosters. Wer ein Thier zur Weihe bringt, erhält ein kleines Bild des Heiligen, welches an die Stallthüre genagelt wird, um allem Unheile den Eingang zu verwehren. Die glänzendsten Ekipagen fahren mit geschmückten Pferden vor, um nebst der Weihe des Segens das Bild des Schutzheiligen in Empfang zu nehmen. Das Volk jubelt und freut sich dieses Kirchenfestes, wie eines Lustspiels. Wenn in diese Feierlichkeit einige Vernunft gebracht würde, so könnte sie wohl manches Gute stiften. Es wäre z. B. die schicklichste Veranlassung, durch eine zweckmäßige Rede die Gemüther zur Quelle alles Heils hinzuleiten, und sie zu würdiger Dankbarkeit zu entflammen. Doch das Lehr- und Predigerwesen

ist im katholischen Ritus nur Nebensache. Bloß äußeres Ceremoniel, das den Körper beschäftigt, bisweilen geißelt, und den Geist so viel möglich mit Aberglauben anfüllt, heißt in dieser Kirche Gottesdienst.

Ich verließ das geistliche Schauspiel, und machte einen Spaziergang zu dem nahen Garten der Villa Negroni. Die herrliche Natur erhebt das Gemüth, welches die Verkehrtheiten der moralischen Verhältnisse niederbeugen. Zu diesem Paradiese flüchtete der eben so thätige als schlaue Sixtus V, wenn nach entkräftenden Anstrengungen das Bedürfniß der Ruhe ihn seinen verwickelten Regierungssorgen entlockte. Schon als Kardinal legte er diese Villa an, welche er als Papst verschönerte und vergrößerte. Ihr Umfang beträgt mehr als 2 ital. Meilen. Der Garten nimmt am Fuß des Esquilins seinen Anfang, und dehnt sich bis zum Quirinal und Viminal aus. Das Hauptgebäude, dessen Architekt der berühmte Fontana ist, stößt an den Platz des Springbrunnens di Termini. Das kleinere Casino liegt entfernter, und war reich an schönen Antiken. Lange breite Alleen hochstämmiger Zypressen und reizende Baumpartieen schmückten den Garten. Doch von diesen vormaligen Herrlichkeiten lassen sich kaum die Spuren mehr bemerken *). Die wohlerhaltenen Gebäude sind ihrer

*) Von dem, was Ramdohr noch in seinen Verzeichnissen über Bildhauerkunst und Malerei in Rom II, 111 — 121, aufgeführt hat, ist später alles ver-

Kunstschätze, der Garten ist seiner Schattengänge beraubt. Nur die Aussicht in die große reiche Ferne konnte der Eigennutz der späteren Besitzer nicht entwenden. — Mitten im Garten liegt ein hoher mit Kunst geebneter Hügel, auf dem man eine weit herrschende Aussicht hat; er ist mit jungen Zypressen umpflanzt, und wird nach Michel Angelo benannt. Aber die erhabnen Bäume gleicher Gattung, durch welche jener kühne Geist von der Anhöhe in die herrliche Landschaft blickte, hat der Eigennutz eben so wenig geschont, als den feierlichen Zypressengang, welchen Sixtus V so sehr geliebt haben soll. Auf Angelo's Hügel thront eine sitzende Minerva von weißem Marmor. Weit schauend, aber vergeblich auf Hülfe sinnend, scheint die Göttin der Weisheit von hier aus das römische Gebiet zu betrachten.

Jeder Schritt des weiten einsamen Gartens gewährt eine Ansicht, die neue Gedankenreihen weckt. Oestlich in der Tiefe erhebt sich das Sabinergebirge: der Schnee leuchtete auf diesen Hügeln, wie eine aus der Sonne herabgefallne Lichtmasse, nachahmende Wolkengebirge thürmten sich über den glänzenden Silberstreif. Die Bergkette dehnte sich südwärts aus, fast verschwindend in dem fernen

kauft worden, vieles an Charles Townley nach London, was nun das Brittische Museum ziert, einiges und zwar das Erlesenste an den König von Preußen, durch Hrn. v. Erdmannsdorf. Vergl. die Briefe desselben in seinem Leben von Aug. Rode S. 190. B.

Dufte, der über Fraskati schwebte. Im Thale sieht man den Sixtinischen und den verfallnen Neronischen Aquedukt; dann, aus Rebengrün hervor, die Ruine der Minerva Medika. Näher und schon im Bezirk der Stadt zeigt sich das alte Gemäuer des Prätorianischen Lagers, ehemals außerhalb Rom, itzt aber einen Theil der Stadtmauer ausmachend. Ein weites Thal voll Weingärten umfängt dasselbe; Mandelbäume, die schon blühen, verbreiten Wohlgeruch. Die schlanke Säule vor Maria Maggiore steigt empor. Westlich schließen sich an diesen Gesichtskreis die gewaltigen Trümmer der labyrinthischen Bäder Caracalla's, und über diese hinaus noch einige Landhäuser: die Villa Ludovisi, deren hochstämmige Pinien wie Sonnenschirme in der Luft schwanken, und der Garten Pamfili, dessen Pinienwald eine schwebende Wiese zu bilden scheint.

Der Villa Negroni gegenüber, in einer höchst einsamen Gegend, nah den Bädern Diokletians, liegt die kleine Villa Strozzi, wo in den J. 1782 und 1783 der berühmte Alfieri am Busen der Natur seine tragischen Schöpfungen ersann und bearbeitete. Hieher eilte er, wenn die Stürme des Lebens seinen nach Freiheit ringenden Geist mit der Wirklichkeit unzufrieden machten; hier stärkte er seinen Sinn für das Höhere im Menschen.

Den 18. Januar.

Wenn uns durch die Trümmer der Caracallischen Bäder das empörende Andenken eines Tyrannen begleitete, so empfing uns unter den Spuren der Diokletianischen Thermen das Gedächtniß eines in vielen Rücksichten großen Mannes; und ich kann es mir nicht versagen, mit einigen Zügen aus seinem gehaltvollen Leben meine kurze Darstellung der an ihn erinnernden Ruine zu schmücken.

Durch Tapferkeit und Wohlverhalten hatte sich **Diokletian** von einem Dacischen Bauern bis zum Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache emporgeschwungen. Als Numerian durch Meuchelmord fiel, ward er an dessen Stelle von den Häuptern der Armee einstimmig zum Kaiser ausgerufen. Mit unbefangner Selbstschätzung, achtete er es aber zu schwer, den durch erschütternde Stürme seit lange wankenden Koloß des Reichs allein aufrecht zu erhalten. Er ernannte zu seinem Mitregenten den Maximianus, einen seiner treuesten Schlachtgefährten; und ordnete zugleich, sowohl ihm als sich selbst, einen Unterregenten zu. Jenem rauhen durchgreifenden Krieger gab er den besonnenen und menschenfreundlichen Konstanzius, für sich wählte er den raschen und zu übertriebener Strenge sich hinneigenden Galerius. Beide Gehülfen erhielten den Titel Cäsaren, und wurden zugleich Schwiegersöhne der Imperatoren oder Auguste. Ueber das Ganze waltete Diokletians hoher und weiser Geist. Sein Blick war weit hinausschauend, umsichtig seine

Klugheit, die nicht ganz von Verstellungskunst frei blieb. Sein Charakter war fest und ausdauernd; er wußte Sparsamkeit und Großmuth, gerechte Strenge und zeitige Milde in ein solches Gleichgewicht zu bringen, daß er mit Liebe gefürchtet und mit Furcht geliebt wurde. Seinen Ehrgeiz fand er einzig darin, dem Reich Ansehn und Ruhe zu schaffen. Dies gelang ihm nach zwanzigjähriger Anstrengung. Durch Siege in Asien und Afrika sicherte er die Gränzen, und durch Gesetze und Einrichtungen ward auch im Innern eine Haltbarkeit des Ganzen befestigt. Wohl war er befugt, ein solches Werk als Thaten anzusehn, denen nach alter Sitte ein Triumph gebühre. Wirklich hielt er, sammt seinem Mitkaiser, einen glänzenden Triumpheinzug in Rom: nicht um daselbst zu bleiben, denn seinen Siz hatte er seit der Thronbesteigung in Nikomedien. Dieser Siegespomp ward dadurch noch merkwürdiger, daß er der lezte war den Rom feierte. Ein Jahr nach diesem glänzenden Schauspiele gab Diokletian ein anderes, höherer Art, wie es die beherrschte Welt bis dahin nie gesehn hatte. In dem Gefühle, durch rastlose und wahrhaft ruhmwürdige Thätigkeit seine Pflichten gegen den Staat erfüllt zu haben, setzte er den längst im Stillen gehegten Plan nunmehr ins Werk, die Kaiserkrone niederzulegen, und sich selbst zu leben; er vermogte auch den herrschsüchtigen Maximian dasselbe zu thun: und die beiden Cäsaren wurden itzt Kaiser. Der feierliche Akt seiner Thronentsagung geschah den 1. Mai

305, im 59sten Jahre seines Alters, zu Nikomedia; von wo er sich nach seinem geliebten Vaterlande Dalmatien begab, woselbst die gewaltigen Ruinen der von ihm vor anderthalbtausend Jahren aufgeführten Gebäude, bei der seitdem angelegten Stadt Spalatro, noch heut die Aufmerksamkeit an sich ziehen. Hier lebte er noch acht Jahre, bis auf das letzte derselben ruhig und glücklich *). Als Konstanzius starb, und Maximian ihn zu bereden suchte mit ihm in Gemeinschaft die Regierung wieder aufzunehmen, zeigte er lächelnd auf die Bestellung seiner Gärten, die ihm den schönsten reinsten Frieden gewährten. Maximian, ungewarnt durch Beispiel und Abmahnungen, stürzte sich in den Strudel, aber diesmal ohne die gewohnte Stütze. Er ward ein Opfer seiner Ehrsucht; denn Konstantin der sogenannte Große, auch sein Schwiegersohn, und des vortreflichen Konstanzius Sohn und Nachfolger, ertrug die Einmischung des Greises nicht: er ließ ihn ermorden. — Auch des weiseren Diokletian harrte ein schreckliches Schicksal. Sein Schwiegersohn Galerius starb; der von ihm zum Mitregenten erhobene rohe Maximin verstieß seine Gemahlin, und forderte die Hand der Witwe seines Wohlthäters. Die edle Valeria lehnte diese Zumuthung ab. Hiedurch erregte sie den bittersten Haß des Tyrannen, sie ward mit ihrer Mutter nach

*) Eine geistreiche Schilderung von diesem Kaiser liefert das Gedicht des Generals v. Boguslawski: Diokles, eine Legende in vier Gesängen.

den Wüsten Syriens in enge Verwahrung gebracht. Vergebens waren alle Bitten des verdienstvollen alten Kaisers, ihm seine Gattin und seine Tochter zu senden. Maximin entzweite sich bald darauf mit seinem Mitregenten Licinius; ihn verließ das Glück der Waffen, und aus Verzweiflung nahm er Gift. Nun glückte es den edlen Frauen, aus ihrem Gefängniß zu entkommen; sie flüchteten zu Licin, von dem sie Anfangs ehrenvoll aufgenommen wurden. Aber sein Charakter war die wildeste Grausamkeit; um sich zu retten, mußten die unglücklichen Kaiserinnen aufs neue entfliehen: sie irrten 15 Monate in der niedrigsten Verkleidung umher, wurden zu Thessalonika entdeckt, und auf Licins Befehl sogleich hingerichtet. Diese Nachricht ertrug Diokletian nicht, er endete sein Leben durch einen freiwilligen Tod.

Ein Flecken scheint auf Diokletian zu haften: die Verfolgung der Christen. Allein Gibbon hat, durch Zusammenstellung der sämmtlichen Nachrichten aus jener Zeit, nach meiner Ueberzeugung erwiesen, daß dieser Vorwurf ihn nicht treffen kann. Lange vertheidigte er im Gegentheil die Christen gegen seine Mitregenten Maximian und Galerius; auch waren seine Gemahlin und Tochter selbst Anhängerinnen des Christenthums. Als freilich hier und da christliche Schwärmer behaupteten, daß der Kriegsdienst mit der Religion unverträglich sey, so ließ es der Kaiser geschehen, daß gegen solche Auflehnungen wider Staatsgesetze, solche Störungen der Unterthanenpflicht, nicht aber gegen die Glau-

bens- oder Lehrsätze, harte Maßregeln genommen wurden.

Zu den Schwachheiten Diokletians gehörte seine übertriebene Bauliebhaberei. Davon legen unter andern seine Bäder in Rom ein Zeugniß ab; sie übertrafen an Größe selbst die Caracallischen. Vom Quirinal bis zum Viminal dehnten sie sich hin. In und gänzlich von ihren Ruinen ist das einsame Kloster der Kartäuser nebst der großen Kirche erbaut. Auch das nahe Benediktinerkloster benutzte jene Trümmer; und die Kirche S. Bernardo alle Terme Diocleziane hat noch die runde Form des Gebäudes, in welchem das Wasser erwärmt wurde. Sieben ähnliche Rundgebäude befanden sich hier. Ueber 3000 Personen konnten sich zu gleicher Zeit baden, ohne daß eine Abtheilung die andere sah. Das päpstliche Kornmagazin, die große Fontäne, und mehrere Gebäude, stehn auf Mauern der Diokletianischen Bäder, welche auch einen Theil der Villa Negroni einnahmen. — Die Kirche Sta Maria degli Angeli, die zu den schönsten in Rom gehört, ist ganz aus dem alten Gemäuer errichtet. Den ehmaligen Hauptsaal hat Michel Angelo dazu so meisterhaft verwandelt, daß er die vier in dessen Mitte stehenden großen Granitsäulen, ohne sie zu verrücken, auch zum Mittelpunkt der Kirche machte *). Mehrere Gemälde von guten

*) Dieser Saal soll, nach der gewöhnlichen Angabe der Ausleger, des Bacci, des Cameron und Anderer, die Pinacotheca oder die Gemäldegallerie die-

Meistern schmücken die Altäre. Die auf dem Boden dieser Kirche gezogne Mittagslinie wird für sehr richtig ausgegeben. Eine Kapelle bewahrt die Asche der zwei bewunderten Maler Salvator Rosa und Carlo Maratti.

Die berühmte Fontäne, nach diesen Thermen di Termini benannt, gehört zu den schönsten Springbrunnen in Rom. Aus drei Nischen stürzt sich das Wasser in Marmormuscheln. Zwei Löwen von schwarzem, und zwei von weißem Marmor,

ser alle geistigen und körperlichen Genüsse umfassenden Badestadt gewesen seyn. Allein es war weit wahrscheinlicher das Ἄστυ (nach Vitruvs Angabe). Die sinnreichste Auslegung und Vertheilung dieser unermeßlichen Trümmer verdanken wir dem Schotten Lumisden in seinen Remarks on the Antiquities of Rome p. 204 — 214, wo auf der 4ten Kupfertafel ein Grundriß gegeben ist, welcher, bei aller unvermeidlichen Willkür im Einzelnen, doch auf die genaueste Lokalansicht gegründet ist. Wahrscheinlich waren 4 Badekuppeln (Caldaria) für Männer, und 4 andre gegenüber für die Frauenbäder bestimmt. Daß man 40,000 Christen-Soldaten zum Bau dieser Bäder gemißbraucht habe, ist eine unerwiesene Legende; wie denn überhaupt die acta martyrum oder Diocletiani nur in die orientalischen Provinzen des römischen Reichs gehören, und die Verfolgung in Rom, wo damals schon über 40 Kirchen waren, gar nicht so blutig gewesen zu seyn scheint, so sehr auch dort manche fanatische Schwärmer den Unwillen des sonst so gütigen Diokletian und seiner Mitregenten durch Schmähschriften (s. Lessings Theol. Nachlaß S. 93) reizen mochten.

B.

sitzen am Rande der Muscheln, und speien aus ihren Rachen Wasser. In der mittelsten, größten, Nische steht ein kolossaler Moses, welcher aus einem Felsen einen Wasserstrahl schlägt. Die Figur ist von Michel Angelo. Die Bildhauerarbeit an den Neben-Nischen ist unter der Mittelmäßigkeit. Das Ganze aber macht einen herrlichen Effekt.

Den 19. Januar.

Heute wohnten wir der Einkleidung einer Nonne bei. Die 18jährige Tochter des reichen und berühmten Rechtsgelehrten Bartolucci nahm den Schleier, wider den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern. So fest hatte man ihr im Kloster, wo sie erzogen war, die Neigung dazu einzuschmeicheln gewußt, durch die gewöhnlichen Vorstellungen von der Heiligkeit und Seligkeit dieses Standes. Die Ceremonie war schon angegangen, als ich in die Kirche trat. Die Jungfrau kniete, mit glänzender Pracht geschmückt, vor dem Altare; neben ihr die Brautführerin, eine Prinzessin Chigi. Es ist Sitte, daß die angehende Nonne sich eine Freundin wählt, gewöhnlich aus den höhern Ständen, welche das aus der Welt tretende Mädchen acht Tage vor ihrer Weihung erst recht tief in die Welt hinein führt: im reichsten Schmuck, zu den elegantesten Gesellschaften, zu Schauspielen, Opern, und auf Bälle. Hält sie diese Feuerprobe aus, so wird sie von der Freundin zum Altare begleitet. Nach dem feierlichen Hochamt folgte die Rede eines Geistlichen, dem

es

es nicht mißlang, eine Verkehrtheit der Ansicht mit dem Schimmer der Beredtsamkeit zu verhüllen. In lebhaften Farben wurden die Gefahren und Verstrickungen des Weltlebens ausgemalt, dann die hohen Vorzüge, die süße ungestörte Sicherheit, der Friede einer gottgeweihten und von klösterlicher Zucht umschirmten Einsamkeit, in helles Licht gestellt. Nach dieser Rede hörte das blühende Mädchen vom Kardinal Doria die Pflichten vorlesen, die sie als Himmelsbraut übernehmen sollte, und darauf vermählte er sie mit dem Heilande. Einen glühenden Kuß drückte sie auf das kleine Kruzifix, den Gefährten ihres künftigen Lebens. Vom Chor erscholl hierauf Musik. Die Neuvermählte ward zu ihren Schwestern geführt, warf noch einen Blick auf die Zuschauer, gleichsam in die Welt zurück, und verschwand. Ein feierlicher Chor von der Orgel sang sie gewissermaßen zu Grabe. Der Chor schwieg, und die einsame Stimme der Verschwundenen ließ, wie ein Abschiedsruf, sich aus dem verhüllten Gitter hören. Als die letzten Töne der Unsichtbaren verhallt waren, fiel der Chor wieder ein; — mich durchlief ein kalter Schauer.

Rührender ist mir die Aufnahme einer Nonne, als die Beerdigung einer fremden Leiche. Diese hat die Bestimmung menschlichen Strebens erreicht; jene tritt, noch lebend und blühend, mit einem zu Liebe und Freundschaft geschaffnen Herzen, in klösterliche Abgeschiedenheit, wo der Kreis aller zum Fortschreiten bestimmten Fähigkeiten der Seele durch

die engen Schranken unnützer und übertriebener Andachtsübungen geschlossen wird. Nur zu häufig erwachsen aus solcher unnatürlichen Lage die traurigsten Folgen für die Opfer selbst, und immer verliert der Staat ein nützliches Mitglied. In katholischen Ländern, wo doch keine bedeutende Umwandlung der Klöster zu hoffen ist, sollte wenigstens einem weiblichen Wesen nicht erlaubt seyn vor dem 40sten Jahre den Schleier zu nehmen. Hiebei würden besonders diejenigen Klöster gewinnen, die sich dem verdienstlichen Zweck der Mädchenerziehung widmen. Denn bis zu diesem Alter hat das Gemüth Zeit und Gelegenheit gehabt, Erfahrungen nebst Kenntniß der Menschen und der Dinge einzusammeln; die Vernunft des Mädchens ist gereift, die reizenden Jugendbilder sind von ihrem Zauber entkleidet, und die Einsamkeit wird ungestörter seyn. Erst dann sind weibliche Seelen fähig, und zugleich unterrichtet genug, junge Mädchen, die Gattinnen und Mütter werden sollen, für das Leben zu bilden, welches sich ihnen selbst von allen Seiten gezeigt hatte. — Welche Segnungen könnten hingegen in protestantischen Ländern die noch vorhandenen Klöster verbreiten, wenn sie zu Erreichung würdiger Zwecke umgeformt würden! Ein beträchtlicher Theil der Unsittlichkeit und des Elends könnte durch sie allein von der gedrückten Menschheit hinweg gehoben werden. Nicht wohlgethan war es bei der Reformation, daß man die Klöster, ein wenig zu rasch verfahrend, wegschafte, und fast nur

die Kassen der Fürsten durch sie bereicherte. Was damal übersehen oder verfehlt wurde, ließe sich ja vollkommener einrichten oder herstellen, zumal da hier die leitenden Hände des Staats durch keine geheime Rücksichten gebunden sind. Heil und Segen dem Fürsten, der zuerst die von ihm abhangenden Klöster wohlthätig umbildet, mit Vertilgung alles noch bestehenden Mönchs- und Nonnenwesens! Es ist unbegreiflich, wie bei den täglich zunehmenden Mißverhältnissen zwischen Mittel und Zweck, Bedürfniß und Mangel, die Stimme überhört werden kann, die laut genug solche Stiftungen als ein Gemeingut für das Elend zurückfordert, welches aus jenen Mißverhältnissen hervorgeht. Menschenerziehung müßte dort die Hauptbeschäftigung seyn, auch Krankenpflege, Pflege des verdienten Alters, und mehr anderes, dem eine gute Seele sich gerne widmen mag. So wären öffentliche Stiftungen die rettenden Arme, in welche das schutzlose unbegüterte Mädchen, das in die Stürme des Lebens hinausgestoßen wird, sich flüchten könnte, um ihre Unschuld und Tugend zu bewahren. Mit welchem Herzen voll Beruhigung würde dann der Menschenfreund der Einführung eines Mädchens ins Kloster zusehen! Sie ist nicht für die Welt verloren, und die Welt nicht für sie *).

*) Als ich diese Bemerkungen niederschrieb, durfte der Menschenfreund noch Erwartungen hegen, durch welche die Summe des Elends vermindert werden

Den 20. Januar.

Es ist eine belehrende Beschäftigung des Geistes, den Gang zu beobachten, den der Geist des Universums nahm, um das was ist, aus dem was war, hervorgehen zu lassen. Zwischen dem Alterthum und der neuern Zeit, zwischen der heidnischen und christlichen Religion, finden Uebergänge und Verbindungen Statt, die besonders in Rom, dem ehmaligen Mittelpunkt der Weltbegebenheiten, sichtbar sind. Ein leiser Schatten der alten Vestalinnen-Weihe erscheint bei einer Nonnen-Aufnahme wieder. Erst gestern hatte ich einer solchen modernen Vestalinweihe beigewohnt; desto willkommner war mir die durch den geistreichen Kardinal Vikarius Somagli bewilligte Erlaubniß, ein weibliches Kloster im Innern der Klausur, und drei männliche Klöster besuchen zu dürfen.

Die liebenswürdige Gräfin Caradori kam diesen Morgen um 10 Uhr zu mir, um mich und meine Pflegetochter zu den Augustinerinnen zu begleiten, mit deren Aebtissin sie in freundschaftlichen Verhältnissen steht. Dies verschaffte uns den Vortheil, mit dem Leben der Klosterfrauen noch bekannter zu werden. — Durch die erste Pforte des Klosters traten wir in einen großen, mit hohen Mauern umgebenen, stillen Hofraum. Es öffnete sich eine zweite Pforte, wo zwei Novizen uns erwarteten, uns in das Kloster hinein, und die Treppe

könnte. Ein Zeitraum von neun Jahren hat jede Hoffnung, die dahin zielt, zertrümmert.

hinauf führten. Dort empfingen uns dann vier Nonnen, welche uns zur Aebtissin geleiteten, einer freundlichen Matrone zwischen 50 und 60 Jahren. Nachdem wir uns einige Minuten mit ihr unterhalten, und die angebotenen Kuchen genossen hatten, gebot sie mit wohlwollendem Anstande den Nonnen, uns umher zu führen. Zuerst zeigte jede ihre höchst einfache doch sehr reinliche Zelle. Sie war hell, aber die Fenster so hoch angebracht, daß man nicht hinaus sehen konnte. Die Wände waren weiß, das Geräth bestand in einem Bette, Schranke, Tische, zwei Stühlen, einer Betbank, und einem geschmückten Altare. Eine wächserne Madonna mit dem Kinde stand, schön geschmückt, auf einer Console. Ueber der Uhr hing ein hölzernes Kruzifix, und an dem Bette dasjenige welches die Nonne am Tage ihrer Aufnahme, als die Abbildung ihres himmlischen Bräutigams, aus den Händen des Geistlichen erhalten hatte. Mit Blicken glühender Liebe hingen die guten Mädchen an diesem Kruzifix; rührender aber war mir die Liebe, welche jede für ein ihr gehörendes wächsernes Jesuskindlein äußerte. Mit einer Zärtlichkeit, die aus dem innersten natürlichen Beruf des Herzens hervorzugehen schien, drückte jede ihr Kindlein an die Brust, und mit einer Art mütterlicher Eifersucht glaubte jede das schönste zu besitzen. In solchen spielenden Täuschungen träumen diese gutmüthigen Wesen ihre Tage hin, da man sie thörichter Weise um die heiligsten Zwecke ihres Daseyns gebracht hat.

Unsre vier Nonnen führten uns mit freudiger Freundlichkeit umher. Kirche, Keller und Apotheke wurden besucht; die alltäglichsten Dinge mit einer Miene von hoher Wichtigkeit gezeigt, als ob nirgend sonst dergleichen anzutreffen sey. Vorzüglich verweilten sie bei den verschiedenen Bekleidungen der Altäre. Innig bewegte mich eine Nonne, die, als wir durch eine vergitterte Kapelle kamen, still stand, auf den Boden hinwies und sagte: „Hier unten ist unser Begräbniß. In der Mitter„nachtstunde, wenn die Betglocke läutet, dann ver„lassen wir eilig unser Bett, um auf dieser Stelle „zu beten, wo unsere entschlummerten Schwestern „schon ruhen, und wir einst ruhen werden. Sie „glauben nicht, wie andächtig man hier, bei schwa„cher Erleuchtung und sanfter Orgelmusik, beten „kann, und wie ruhig man nachher unter dem „Schutz seines Seelenbräutigams schläft.“ Aus der Kirche führten die gutmüthigen Schwestern uns nach ihrem mit sehr hohen Mauern umgebenen Garten. Jedes Blümchen, jeder blühende Baum machte ihnen Freude; mich stimmten die düstern hohen Gartenmauern zu trüben Betrachtungen. Beschränken sie denn nicht jeden Blick in die Ferne, eben wie die hier waltenden Religionsbegriffe den unsterblichen Geist einengen?

Die Nonne, welche uns auf die Grabstelle wo sie beten aufmerksam gemacht hatte, sagte mit einem fröhlichen Gesicht: Nun wolle sie uns zu ihrer schönsten Recreation führen. Da ging es schnell

aus dem Garten hinaus, bis hinauf zu dem groſsen weiten luftigen Boden des Klostergebäudes. „Hier, sagte sie, wird unsre Wäsche getrocknet; aber sehen Sie nur durch dies Dachfenster die schöne Aussicht in die weite Welt! sehn Sie die fernen Berge, die Bäume, und hier die nahen Häuser! O wie schön ist dies alles! so schön!“ Sie hüpfte von einem Dachfenster zum andern. Ihre Freude nicht zu stören, bewunderte ich alles; doch mit Mühe nur verbarg ich meine innerste Empfindung. — Die Eſsglocke läutete; wir gingen zum Speisesaal hinunter. Da saſsen die Klosterfrauen schon an der Tafel. Die Aebtissin ganz am Ende des Saales in einem Lehnstuhl, vor einem kleinen Tisch; an der einen Seite speiste die Priorin, an der andern eine Nonne mit ihr. An zwei langen abgesonderten Tischen saſsen, zu beiden Seiten des groſsen Saals, die sämmtlichen Nonnen auf hölzernen Bänken. Jede bekam eine Portion Suppe, zwei in Butter gesottene Eier, ein Stück Brot, und ein Glas Wein. Die Aebtissin hatte keine Speise mehr als ihre Nonnen. Wir nahmen von der ehrwürdigen Frau Abschied, und unsre vier Nonnen begleiteten uns bis zu der Stelle wo sie uns empfangen hatten. Sie baten uns recht herzlich sie wieder zu besuchen; dann führten die beiden Novizen uns zum Klosterpförtchen, wo die Pförtnerin unsrer harrte. — Erst nachdem sie uns aus dem zweiten Pförtchen herausgelaſsen hatte, athmete ich freier, und überlieſs mich meinen Betrachtungen: über das,

alles eigentliche Leben vernichtende, Klosterleben, und wie es mit zweckmäßigen Abänderungen ein geheiligter Zufluchtsort leidender, doch thätiger, Tugend seyn könnte.

Den Nachmittag sahen wir das in den Dioletianischen Bädern liegende Kartäuserkloster. Oft schon hatten mich die von dessen Hofe emporragenden vier ernsten Zypressen gereizt. Diese Kartäuser wurden durch Pius VI der Pflicht des immerwährenden Stillschweigens entbunden, bei Gelegenheit als er selbst das Kloster besuchte. Das Stillschweigen der Mönche auf seine Fragen erregte seine Ungeduld, mit einer Art Unwillen hob Se. Heiligkeit dies Todesschweigen für immer auf. — Wir hatten den Prior unsern Besuch wissen lassen. Zoega und der Landschaftsmaler Reinhart begleiteten uns.

Ein Klosterbruder öffnete die Pforte. Der Prior, in Begleitung von ein paar Mönchen, führte mich die Treppe hinauf. Alles hatte hier ein freundlicheres Ansehn, als bei den Nonnen. Eine herrliche freie Gegend, ein weiter Gesichtskreis, erheitern das Gemüth; an welches Fenster man auch tritt, immer stellt sich ein schönes Landschaftsgemälde dar. Die guten Nonnen freueten sich schon, aus den Dachfenstern ihres Bodens nur auf die benachbarten Dächer sehen, und die fernen Apenninen erblicken zu können. In der Kartaus sieht man Monte Albano, Tivoli, Palestrina, Frascati, Rocca di Papa, und die schönsten Gegenden des ruin-

vollen Roms. Die Zellen sind zwar eben so einfach, als die der Nonnen; aber schon der Besitz einer Bibliothek kann für Mönche, wenn sie Geistesbildung haben, eine reiche Quelle der Unterhaltung werden. Auch sind sie bei weitem weniger ausgeschlossen vom Genuß der Natur. Ein großer Weingarten, dessen Ertrag das Kloster reichlich erhält, bietet ihnen in den sogenannten Erholungsstunden herrliche Spaziergänge dar. Aber dieser freundliche Garten bewahrt schauderhafte Erinnerungen: er ist das ehemalige Frevelfeld (campus sceleratus). Zoega zeigte uns die Spur der Stelle, wo im alten Rom die Vestalinnen lebendig begraben wurden, welche einer Verletzung ihres Gelübdes überwiesen waren. Jetzt ist dieser entsetzenvolle Raum ganz mit Weinranken überdeckt; aber sind auch alle Klostergrausamkeiten verschwunden, die eine Fortsetzung jener Vestalischen Todesstrafe waren? — Aus dem Weingarten führten uns die Mönche in ihre weitläuftigen mit trefflichem Weine angefüllten Keller. Diese starken Gewölbe sind noch Gemächer der Dioklerianischen Bäder. Unter der reichen Fülle großer Fässer könnte das größte dem Heidelberger Faß den Preis streitig machen.

Ich verließ das dunkle Gewölbe des Weinlagers, und setzte mich in die stille Beschattung der hohen Zypressen. Hier gingen alle größere Umwälzungen an meiner Seele vorüber; sie erinnerten mich an Klopstocks Stunde die zu den Zypressen ruft,

und hohe Ahnungen erweiterten meine beängſtete Bruſt.

Rinn unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß
Die Stunde, die uns nach der Zypreſſe ruft. —

Den 21 Januar.

Der Abend des geſtrigen Tages wurde mir noch durch den Beſuch des höchſt verehrungswürdigen Kardinals Dugniani ausgezeichnet, dem ich ſchon manche angenehme Stunde verdanke, und der auf immer zu den Freunden meines Herzens gehört. Sein Geiſt iſt mit Wiſſenſchaften geſchmückt, wie mit Welt- und Menſchenkenntniß, die er ſich bei ſeinem Aufenthalt in Frankreich erworben hat, wo er mehrere Jahre die Stelle eines Päpſtlichen Nunzius würdig und ehrenvoll bekleidete; ſein Gemüth aber, erhoben durch echte Religioſität, macht ihn zu einem wahren Menſchenfreunde. Er ſcheint ein Genius zu ſeyn, der die Erde nur noch berührt, wenn er Wohlthaten auszuſtreuen hat, oder wenn es darauf ankömmt das Beiſpiel einer großen tugendhaften Entſagung aufzuſtellen. Mit frommer Begeiſterung erzählte er mir die heroiſchen Selbſtopferungen, mit welchen einige Nonnen zur Schreckenszeit der Revolution ſich zu einer Höhe erhoben haben, von der die Edelſten des Alterthums zu uns herüber leuchten. Mehr als eine Arria, mehr als eine Cloëlia, würde die Geſchichte aus der gräßlichen Zeit zu preiſen haben, wenn aufgezeichnet wäre, was die Trümmer jener Tage bedecken. Aber von andern

Zeugen weiß ich, daß der Kardinal Dugniani ſelbſt ſich bis auf das unentbehrlichſte beſchränkte, um wo er konnte zu retten und Elend zu mildern; ſo wie er noch itzt, aus dem nehmlichen Grunde, in der entſagungsvollſten Zurückgezogenheit lebt. Er ſpricht über die Vorfälle unſerer Tage mit heiterer Ruhe, mit einem Bewundern-erregenden Vertrauen auf Gott, und auf die feſtſtehende Macht der triumphirenden Kirche; und ſollte auch ſeine Zuverſicht, was die einzelnen Erſcheinungen der ſchwankenden Gegenwart betrift, eben auf keinen ſichern Grund geſtützt ſeyn, ſo enthält ſie doch, auf das Ganze bezogen, eine erquickende tröſtende Wahrheit. Triumphiren wird, was des Triumphes werth iſt.

Den 22. Januar.

Vermöge der erhaltnen Erlaubniß durfte ich noch zwei männliche Klöſter ſehen. Ich wählte ſolche die durch Lokalität und geſchichtliche Beziehungen mir vorzüglich merkwürdig ſchienen. So beſuchten wir dieſen Vormittag das Franziskanerkloſter S. Bonaventura. Es liegt am Palatin, auf einem Theil der Trümmer des Neroniſchen goldnen Pallaſtes. In der geräumigen Küche wandelt man noch auf demſelben Marmorfußboden, den jener Tyrann betrat. Wo Glanz und Prache herrſchte, findet ſich jetzt Schmutz und Armſeligkeit; wo die Beute ganzer geplünderter Provinzen ver-

schwelgt ward, leben itzt Bettelmönche von den Wohlthaten der nächsten Nachbarschaft.

Die Klostergeistlichen nahmen uns freundlich auf; der Guardian, und der Bibliothekar, beides ziemlich unterrichtete Männer, führten uns umher. Mit Stolz erzählten sie, daß Papst Ganganelli nicht nur aus ihrem Orden, sondern aus diesem ihren Kloster selbst hervorgegangen sey; er wählte es noch nachher als Papst, sowohl um jedesmal sich zur Feier des Osterfestes vorzubereiten, als auch wenn es ihm Bedürfniß war, bei irgend einer großen Veranlassung Geist und Gemüth zur Erhebung und Stille zu sammeln. Man zeigte uns das Zimmer seines Aufenthalts, den Stuhl wo er gesessen, den Tisch an welchem er gearbeitet hatte, und in einem Schrank den heiligen Nachlaß seiner Schreibmaterialien. Ich bezeugte meine Verehrung für den großen Mann, und in der That es war mir, als berührten mich die Manen seines erhabenen Lebens. Wären seine Vorgänger von seinen geläuterten und wahrhaft christlichen Grundsätzen beseelt gewesen, nie würde die Kirchenspaltung mit ihren entsetzlichen Folgen so viele Blätter der Geschichte mit Blut bezeichnet haben. Wenn gleich die ihm zugeschriebenen Briefe nicht von ihm sind, so drükken sie doch vollkommen den Geist seiner Regierung aus, und die Gesinnungen welche seine Unternehmungen leiteten. Was er mit Muth begann, führte er mit unerschütterlicher Kraft aus. Dies bewährte sich besonders bei Gelegenheit der Aufhebung der

Jesuiten. Clemens wollte Anfangs nur eine durchgreifende Reform des Ordens. Aber hartnäckig erklärte der General der Jesuiten, in der letzten Unterredung mit dem Papste: „Laß uns seyn, wie wir sind, oder nicht seyn!“ „Gut dann, nicht seyn!“ erwiederte Clemens.

Aus dem erwähnten Nachlasse schenkte mir der Guardian eine mit der päpstlichen Krone und dem Ganganellischen Wappen bezeichnete Mappe, worin der ehmalige ehrwürdige Besitzer Papiere mit sich zu führen pflegte: ein Andenken, welches mir immerdar ein theures Heiligthum bleiben wird. Aus dem Zimmer dieser geweihten Erinnerungen führte man uns auf das Dach des Klostergebäudes, zu einer Aussicht, die alle übertrift welche bisher in und um Rom uns entzückt hatten. Welch eine Welt öffnete sich hier vor den erstaunten Blicken! die Auf- und Untergänge der verschiednen Jahrhunderte! Es war eine romantische Wiederholung aller Besuche, die wir bei den Ruinen und Villen umher gemacht hatten. — Beim Rückwege begegnete uns noch ein fröhlicher und ein trauriger Anblick. Auf dem Hofe kamen wir zu der, mit reichen goldnen Blüthenbüscheln behangenen, Palme, die schon oft, besonders vom Kolisseum aus, unsre Blicke auf sich gezogen hatte. Und dann gingen wir an dem Klostergefängniß vorüber, wo hinter den Eisengittern die bleichen Gesichter eingekerkerter Mönche fürchterlich abstachen gegen die eingesammelten heitern Bilder, und

nicht wenig die ſanfte Stimmung unſrer Gemüther ſtörten.

Nachmittags beſuchten wir das Kloſter der Paſſioniſten S. Giovanni e Paolo. Es liegt auf dem Cölius, ungefähr auf der Stelle, wo in der älteſten Zeit des Königs Tullus Hoſtilius zweite Curia ſtand, die er erbaute und zu ſeiner Reſidenz machte *), als er nach dem berühmten Kampfe der Horazier und Curiazier die Albaner mit den Römern vereinigt, und jenen ihre neue Niederlaſſung an und auf dieſem Hügel angewieſen hatte.

Der Prior und ein paar Mönche, uns am Eingang des Kloſtergebäudes empfangend, führten uns nach ihrem ſchönen Garten. Der Prior war ein funfzigjähriger Mann, von feinen Sitten und angenehmem Aeußern; er ſprach gut franzöſiſch, hatte mehrere Reiſen gemacht, und war nicht unbewandert in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur. Er ſchien Welt und Menſchen zu kennen, ſich mit beiden abgefunden zu haben, und nun in dieſer reizenden Stille der heitern Ruhe zu genießen, welcher er in der Außenwelt vergebens nachgeſtrebt hatte. Aus dem Garten begaben wir uns in das Kloſter: wir beſahen die Bibliothek, ein paar Zellen, und einige Gaſtzimmer, die in der herannahenden Faſtenzeit von Andächtigen bewohnt werden können, welche ungeſtörter ihre Buß- und Andachtsübungen zu feiern wünſchen. Auch in weib-

*) Man ſ. S. 37. Diejenige Curia, welche er am Forum erbaute, iſt S. 69 erwähnt.

lichen Klöstern stehn solche Zimmer für fremde Frouen bereit. Es ist eine schöne Sitte, zu gewissen Zeiten sich aus dem Geräusch der Welt zurückzuziehn, um sich mit Gedanken an das Höhere, Unvergängliche zu beschäftigen. In das für den Kardinal Dugniani bestimmte Zimmer, welches die schönste Aussicht gewährt, hatte der Prior für uns einige Erfrischungen bereiten lassen; er schien von dem Wohlwollen unterrichtet zu seyn, womit dieser vortrefliche Prälat uns beehrt.

Unsre Erlaubniß hier zu verweilen dauerte bis zum Sonnenuntergang. Um dies große Schauspiel zu genießen, bestiegen wir das Klosterdach. Wenn die Aussicht von Bonaventura übertroffen werden kann, so ist es hier. Zwar hatten wir meist nur eine Wiederholung dessen, was wir von dort überschauten. Allein der Gesichtskreis dieser Höhe ist umfassender, und stellt die Ruinen noch malerischer dar. Einen vorzüglichen Reiz aber gab die herrliche Abendbeleuchtung, die mit einem Zauberkolorit die Gegenstände übergoß.

Auf diesen beiden Höhen, itzt mit Zellen der Mönche bedeckt, standen also einst Thronen. Hier waltete Roms dritter König Tullus Hostilius; von hier aus übersah und beherrschte er sein Volk. Welch ein Zeitraum voll Begebenheiten liegt zwischen ihm, und jenem Tyrannen der dort im goldenen Hause auf dem Palatin rasete! Erst mußte der Despotenfrevel Tarquins die Schöpfung einer stolzen Republik veranlassen; und diese dann durch

Mangel an republikanischen Tugenden so untergehn, daß Nerone auftreten konnten in einem hochkultivirten Volke. Die ungeheuren Verschwendungen der römischen Großen, welche einen solchen Sturz möglich machten, zeigen hier noch ihre Spuren: die mehr als königlichen Lukullischen und Sallustischen Gärten, vom Pinzius bis zum Quirinal sich erstreckend; ein unermeßlicher Raum, in den itzt mehrere Villen und Klöster sich theilen.

Den 25. Januar.

Von der Höhe des Passionistenklosters überschauten wir gestern die weiten Räume zwei ehmaliger Prachtgärten. Heute durchwanderten wir die ausgedehnte Vigna der Villa Mandosi, welche gleichwohl nur ein sehr kleiner Theil des Einen ist. Man erstaunt über den Reichthum der einzelnen Großen in den letzten Zeiten der Republik, wenn man itzt bloß den Umfang ihrer Lustanlagen ermißt, und man erschrickt über die ungleiche Gütervertheilung jener Zeit. Denn wie viel Elend mußte neben solcher Pracht, wie viel Mangel neben solchem Ueberflusse herrschen! Die Gärten des Lukullus erstreckten sich bis zum südwestlichen Fuß des Pinzius, wo die Bögen der Aqua Virgo anfingen, nahmen also den ganzen Platz Barberini, das Kapuzinerkloster, das Kloster S. Isidoro ein, und zogen sich noch bis zum westlichen Theil der Villa Ludovisi hin. Die Gärten des Sallustius hatten noch weitere Ausbreitung. Was zwischen der itzigen

ißigen Stadtmauer und der Villa Barberini am Fuße des Quirinals liegt, gehörte zu ihnen; sie umfaßten die Räume und Beſitzungen der Kirche S. Suſanna, der Villen Veroſpi, Altieri, Mandoſi, Ceſi, wie auch den öſtlichen Theil der Villa Ludoviſi, bedeckten einen großen Theil des Pinzius: und bezeichneten ſo einen Umkreis von mehr als zwölf ital. Miglien.

Daß der Pinzius, in den Tagen beſſerer Ordnung der Gartenhügel genannt, zur Zeit der Verderbniß größtentheils das Eigenthum jener beiden reichen Privatperſonen ward, und endlich den deſpotiſchen Kaiſern zufiel, habe ich ſchon anderweitig bemerkt (Thl. I, S. 308). Veſpaſian machte die Salluſtiſchen Gärten gewiſſermaßen zu ſeiner Reſidenz, Nerva beſchloß in denſelben ſein Leben; Septimius Severus vergrößerte und verſchönerte ſie; auch Aurelian zog ſie dem Aufenthalt auf dem Palatine vor, und legte einen Portikus von 1000 Säulen an. Aus einer alten Inſchrift weiß man, daß in dieſen Gärten ein Venus- und daneben ein Dianen-Tempel geſtanden. Daher halten Einige das achteckige ſchöne Gewölbe der großen Ruine in der Vigna Mandoſi für eine Trümmer des Tempels der Venus Erycina. Zoega aber erklärt es für einen Reſt des zum Gartenpallaſt gehörenden Vorſaals. Der Tempel jener Venus lag außer dieſem Bezirk, etwa in der itzigen Villa Gonzaga, dicht innerhalb der Porta Pia. Auch wird hier ein unterirdiſches Gemäuer mit einer kleinen Oeffnung ir-

riger Weise für das Strafgrab der Vestalinnen ausgegeben; welches am Fuß des Erdwalles innerhalb der alten Stadt war, itzt im Weingarten der Karthäuser (S. 265).

Alle hier vorhandene Ruinen sind theils Substruktionen der älteren am Rande des Quirinals hinlaufenden Stadtmauer, theils Reste der Lustgebäude dieses Lieblingsaufenthalts der Kaiser. Ich gestehe, daß ich solche Bemerkungen über die Andeutungen dessen, was einst hier war, mit einer Art begeisterten Vergnügens niederschreibe, wovon der keine Vorstellung haben kann, welcher diese Ueberreste alter Zeit nur aus der zweiten Hand, und nicht durch Anschauung, kennt. Nur diese Reste, mit ihren Erinnerungen, machten mir die Villa Mandosi so merkwürdig, da sie übrigens weder durch ein schönes Casino noch durch eine Sammlung von Kunstsachen, wie die Villa Borgheſe, Ludovosi und andre, sich auszeichnet.

Den 24. Jannar.

Die großen Lukullischen Gärten hatten mit den Sallustischen ziemlich einerlei Schicksal. Aus den Händen des Ueberwinders des Mithridates kam dieser Sommersitz endlich an einen Valerius Asiatikus, dem die berüchtigte Messalina, deren Schicksal es war eben hier ihr Leben zu enden, ihn abdrang. Nachdem Messalina den ganzen Kreis unerhörter Ausschweifungen durchraset hatte, ward sie lüstern nach einem ungeheuren Frevel. Silius

aus Senatorischem Geschlecht war damal ihr Geliebter; ihn im Angesicht des römischen Volks und ihres kaiserlichen Gemahls zu heiraten: dies hatte für sie einen so pikanten Reiz, daß sie den Gesetzen und aller möglichen Gefahr hohnlachend trotzte. Sie überredete den schwachen furchtsamen Claudius, daß ihre Träume und die bestätigenden Wahrsagungen der sogenannten Chaldäer ein schwarzes Verhängniß ihres Gatten anzeigten; um dies von seinem theuren Haupte auf einen Andern hinzuwenden, sey sie entschlossen mit dem jungen Silius sich zum Scheine zu verehelichen. Der Kaiser willigte nicht nur ein, sondern unterzeichnete selbst den Heiratskontrakt, und reisete nach Ostia, um nichts zu stören. Nun vollzog Messalina mit allen vorgeschriebenen Religionsgebräuchen ihre Vermählung. Es war die Zeit der Weinlese, daher gab man der Hochzeitfeier die Form eines Bacchischen Aufzuges: mit geschwungenen Thyrsusstäben rauschten Mänadentänze durch die bekränzten Säle; Musik, so wild wie Messalinens Frechheit, begeisterte das schwelgerische Fest. Allein die Freigelassenen des Kaisers benutzten die Zeit wo er von Messalina entfernt war, um ihm begreiflich zu machen, daß itzt ihm eine wirkliche Gefahr drohe; sie kehrten mit ihm nach Rom zurück, und vermochten leicht den alten, in Schrecken gesetzten, Mann die Verurtheilung der Frevlerin abzudringen. Sie sandte inzwischen ihre Kinder Britannikus und Oktavia an den beleidigten Gemahl, aber Jene ließen sie nicht vor. Und als

sich schon wieder bei ihm zurückkehrende Liebe gegen Messalina zeigte, schickte der Freigelassene Epaphrodit schnell einen Centurio ab, mit dem Auftrage die Kaiserin eiligst hinzurichten. Dieser fand sie noch in den Lukullischen Gärten, itzt auf der Erde liegend und in Thränen schwimmend; wo sie dann, auf Zureden ihrer Mutter, ihr lastervolles Leben durch einen Dolchstich endete.

Unter den späterhin erfolgten Zersplitterungen dieser ungeheuren Besitzung zeichnet sich, als ein vorzüglicher Theil, die Villa Ludovisi aus: auf der Stelle gelegen, wo die Lukullischen und Sallustischen Gärten zusammenstießen, und gegenwärtig sich an die Stadtmauer, zwischen der Porta Pinciana und Salara, hinziehend. Die herrliche Villa ist, wie die mehresten, ein Nepotenwerk, angelegt vom Kardinal Ludovisi, dem Neffen Gregors XIV. Das Hauptgebäude wurde durch Domenichino aufgeführt, von außen mit schönen Basreliefs und Statuen geschmückt. Jetzt gehört sie dem Fürsten von Piombino. Das Fürstenthum dieses Namens selbst aber hatte einen so unwiderstehlichen Reiz für die Schwester des ehmaligen Consuls Buonaparte, daß der gewaltige Verfechter der Freiheit hierin Grundes genug fand, die würdige Familie ihres bedeutendsten Eigenthums zu berauben, mittelst einer Art von Privateroberung. Nach dem Verlust Piombino's, zieht die junge liebenswürdige Gemahlin des Fürsten ihren übrigen Besitzungen diese schöne Villa Ludovisi vor. Daher findet

in ihr nicht jene Verfallenheit Statt, welche sich in den mehresten Villen in und um Rom sogleich beim Eintritt offenbaret.

Der wichtigste Schmuck des Casino's hieselbst ist ein kolossaler Junokopf von weißem Marmor, grandios, und als ein höchst vollendetes Kunstwerk anerkannt. Auf das glücklichste ist der Charakter ausgedrückt, den die Alten der eifersüchtigen Himmelskönigin beilegen: kalter Ernst, stolze Selbstgenügsamkeit, doch nicht ohne die erhabene Schönheit einer Göttin. Auch Cäsars Büste ist meisterhaft; ein großer düsterer Geist spricht aus diesem hagern Gesicht. Ein schöner Theseus, den Andre für einen Mars gehalten haben, gehört zu den Statuen, die, je länger man sie betrachtet, um so mehr anziehn. Die liebende Milde des Gesichts gestattet nicht hier an den Kriegsgott zu denken *). Die Gruppe, lange für Pätus und Arria gehalten, gilt nicht mehr dafür. Die nackte Figur des Mannes, sein kurzes struppiges Haar, sein Stutzbart, ferner die unrömische Tracht der sehr schönen weiblichen Figur, gaben Kennern des alten Kostums den ersten Zweifel. Zoega hält dies herrliche Werk, das

*) Es ist bekannt, daß aus dem abgebrochenen Marmorüberrest über der Schulter die unbestrittene Muthmaßung hervorging, dieses oft zu tief herabgesetzte Gebilde (Ramdohr II, 203) gehöre zu einem Doppelbilde, woran die weibliche Figur hinzugedacht werden müsse. Man irrt wohl nicht, wenn man dem Theseus hier die Ariadne zugesellt. B.

man nicht ohne Rührung anschauen kann, für einen Sklaven des Mithridates, der die Geliebte seines Herrn tödtete, damit sie nicht den Siegern in die Hände falle *). Eine zweite sehr geschätzte Gruppe trägt die Inschrift: daß Menelaus, des Stephanus Sohn, sie verfertigt habe. Ueber den Gegenstand ist man gleichfalls nicht einverstanden. Einige glauben, der Augenblick der Erkennung zwischen

*) Es könnte also die weibliche Figur die schöne Monime von Miletus seyn, die bekanntlich nebst den übrigen Sultaninnen und Beischläferinnen des Mithridates zu Pharnacia auf seinem Befehl im Kriege gegen Lucullus ermordet wurde. S. Plutarch T. III, p 260 fgg. ed. Reisk. Die Sache hat nicht bloß Sujets zu neuen Trauerspielen für die italiänische und französische Bühne gegeben. Sie machte auch in der damaligen Römerwelt Aufsehn, und wurde also gewiß im Triumphe Luculls durch Statuen verherrlicht. Die Thaten und Unfälle jenes großen Römerfeindes am Pontus, deren Beleuchtung wohl vor vielen andern für irgend eine philologische Classe einer Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe zu werden verdiente, haben wohl noch auf mehreren bis auf uns gekommenen Kunstwerken, nicht bloß geschnittenen Steinen, eine bis jetzt nicht entwickelte Beziehung. Möchte der treffliche Archäolog Köhler in St. Petersburg seine Reisen und Forschungen vorzüglich darauf gerichtet seyn lassen! — Denke man über diese Gruppen-Auslegung, wie man will. Arria und Pätus sind es gewiß nicht. Das halbbarbarische Kostum widerspricht. Sie stellt irgend einen gallischen oder germanischen Feldherrn mit seinem Weibe vor, die ihm nach der Sitte jener Völker in den Krieg folgte. B.

Oreſt und Elektra ſey hier dargeſtellt; doch mit ſo kaltem Ernſte wird kein denkender Künſtler eine liebende Schweſter ihren Bruder wieder erkennen laſſen. Andre wollen hier den Moment finden, in welchem Phädra ihrem Stiefſohn Hippolyt ihre Liebe entdeckt; auch dies will nicht einleuchten. Wohl aber paßt die ernſte lauſchende Neugier zu den Nachforſchungen der Mutter des Papirius, die ihren Sohn bewegen will ihr zu verrathen, was der Senat beſchloſſen habe, und die von dem ſchlauen Jünglinge die Antwort erhält: es ſey feſtgeſetzt worden, daß fortan alle Männer zwei Frauen nehmen dürften *). Dieſe letzte Erklärung iſt ganz dem Ausdruck der beiden Statuen angemeſſen. — Noch ſind in dieſem Caſino mehrere Gruppen, Bildſäulen und Büſten alter und neuerer Zeit, die aber die Aufmerkſamkeit weniger reizen. — Ein

*) Wenn nur die Kunſtgeſchichte ein ſolches römiſches Sujet von griechiſchen Künſtlern gebildet anzunehmen uns berechtigte. Die Winckelmanniſche Auslegung von Oreſt und Elektra, die Herder in ſeinen Briefen zur Humanität mit ſolcher Begeiſterung aufnimmt, bleibt noch immer die ſtatthafteſte, wegen des aus Trauer abgeſchornen Haares der weiblichen Figur. Man weiß ja, daß Elektra immer als das geſchorene Mädchen (κεκαρμένη) im Sofokleiſchen Kothurn erſcheint. S. Jacobs zur griechiſchen Anthologie T. VII, p. 396. Millin Déscription des Statues des Tuileries p. 7 folgt der franzöſiſchen Ueberlieferung, die nach einem Intaglio des Giraud am liebſten Andromache und Aſtyanax darin erblickt. B.

kleines Gebäude mitten im Garten hat, als Deckengemälde, eine Aurora auf nassem Kalk, von Guercino. Einige Künstler bewundern sie eben so sehr als die des Guido im Gartensaale des Pallastes Rospigliosi (S. 236).

Nach der Betrachtung dieser Kunstschätze fuhren wir zur Kirche Sta Maria della Vittoria, um daselbst die so bewunderte Statue der heil. Therese nebst dem ihr zugesellten Engel, von Bernini, zu sehen. Ich schweige lieber davon; die ganze Composition machte einen widrigen Eindruck auf mich. Keine Andeutung von Heiligkeit ist in dieser Gruppe wahrzunehmen.

Ein Ueberfluß von seltenen Marmorarten und Vergoldungen blendet gleich beim Eintritt in die, übrigens nicht große, Kirche; ich fühlte mich aber durch nichts angezogen. Die Altarblätter von Domenichino und Guercino schienen mir nicht an die sonstigen Werke dieser Meister zu reichen. Diese Kirche ward im J. 1605 erbaut. Ihren Namen führt sie von einem in Böhmen aufgefundenen Marienbilde, welches der kaiserlichen Armee bei der Schlacht auf dem Weißen Berge den Sieg gegeben, auch die Oestreichsche Macht gegen die Türken unterstützt haben soll. Zur Verherrlichung dieser Siege werden in der Kirche jährlich zwei große Feste gefeiert.

Den 25. Januar.

Als Lukullus und Sallustius solche Gartenpracht aufstellten, war der Römische Freistaat seinem Ende nahe. Die Faktionskämpfe dieser Periode, welche späterhin den ganzen Koloß zu Grunde richteten, erinnern an die frühern Unruhen zwischen den Patriziern und Plebejern, welche die berühmten Auswanderungen der letztern veranlaßten. Wir besuchten heut das ewige Denkmaal jener alten Zeit, den sogenannten heiligen Berg. Der Weg dahin, durch die Porta Pia (das ehmalige Nomentanische Thor, von einem dort hinaus liegenden Sabinischen Ort so genannt), führt an zwei Denkmaale der ersten christlichen Zeit vorüber: die Kirchen S. Agnes und S. Konstanzia, beide von Konstantin dem Großen.

Die heil Agnes ist die Beschützerin der Schaafherden. Ihrem Altare müssen jährlich zwei schöne geschmückte Lämmer (agni) ihre Wolle zum Opfer darbringen; aus dieser geweihten Wolle wird das sogenannte Pallium gewebt, womit der Papst die angehenden Bischöfe investirt. Es war ehedem ein bloßes Huldzeichen des heiligen Vaters, dessen Annehmung aber in der Folge den neuen Bischöfen zur unerlaßlichen Bedingung gemacht ward. Sie zahlen dafür an die päpstliche Kammer die ersten Jahreseinkünfte des erhaltenen Bisthums, eine Abgabe welche die Annaten genannt wird, und noch besteht. — Konstantin ergriff jede Gelegenheit, seinen Uebertritt zum Christenthum auszuzeichnen;

und so errichtete er über dem Grabe der heil. Agnes, auf Veranlassung seiner Tochter Konstanzia, diese Kirche, welche nun einem Mönchskloster gehört. Durch einen langen hinabsteigenden Gang, an dessen Seitenwänden eine Menge alter Grabsteine aus der frühesten christlichen Zeit eingemauert sind, gelangt man auf 45 Marmorstufen vom Kloster zur Kirche. Sie ist klein, aber durch 16 prächtige Marmorsäulen geschmückt. Sechs derselben sind von dem erlesensten Marmor, und der seltensten Arbeit. Der Baldachin des mittelsten Altars wird von vier herrlichen Porphyrsäulen getragen. Der Altar selbst besteht aus den kostbarsten Steinen. Unter ihm ruht der Leichnam der Heiligen. Das Andenken ihrer christlichen Heiligkeit aber mußte in den Körper einer antiken heidnischen Göttin, von orientalischem Alabaster, fahren; diese ist itzt, als Agnes, auf dem Altar zur Verehrung aufgestellt. Kopf, Hände und Füße daran sind neu, und von vergoldeter Bronze.

Ganz nahe bei dieser Kirche liegt ein antikes Gebäude in Form einer Rotunda, inwendig an der Decke mit Mosaiken aus der allerältesten Zeit geziert. Die Figuren stellen Bacchische Beziehungen dar, und Geschäfte der Weinlese; Wagen mit Reben, gerade wie sie noch heutiges Tages in Rom gesehn werden, und kelternde Menschen, sind bunt durch einander gemischt *). Auch fand man in der

*) Es ist eine eigene Abhandlung aufgespart, zu zeigen, daß sowohl die hier befindlichen Granitsäulen

Gegend ein prächtiges sehr großes porphyrnes Gefäß, in Form eines Sarkophags, woran ebenfalls Bacchische Zeichen in Basrelief angebracht sind. Diese Andeutungen bestimmten mehrere Antiquare, das Gebäude für einen Bacchustempel zu erkären. Konstantin weihete ihn zu einer Kirche um, die er dem heiligen Andenken seiner Tochter Konstanzia widmete. Die Kuppel wird von einem doppelten Kreise schöner Granitsäulen getragen. Jenes Porphyrgefäß voll Bacchischer Figuren, welches sich itzt im päpstlichen Museum auf dem Vatikan befindet, wurde zum Sarkophag des Leichnams der Heiligen geweiht. — Dicht an die Kirche stößt der Klostergarten, ihn umgiebt eine antike Mauer, welche ehemals den Raum umfaßte, wo Konstantin Pferderennen und Ritterübungen halten ließ. Von diesem Hippodromus sind noch deutliche Spuren vorhanden.

von sehr verschiednen Dimensionen, als die Mosaiken, zum Mausoleum Adrians (der moles Adriani) gehörten, und von da abgebrochen, und von Konstantin in die zuerst von ihm hier erbaute Grabrotunda gebracht wurden. S. Bonanni zum Museo Kirkeriano p. 58; und Ficoroni Vestig. di Rom. Ant. I, 27. p. 177. Die Bilder von der Weinlese passen trefflich zu jenem Mausoleum, welches bis auf den krönenden Pignenapfel auf der Spitze (s. S. 113) eine mystische Andeutung der eleusinisch-bacchischen Weihen des Kaisers Adrian und seiner Seelenwanderung zu den Sitzen der Seligen, wohin die Eingeweihten gelangen, in hundert Andeutungen enthalten zu haben scheint. B.

Beide diese Kirchen mit ihren Umgebungen liegen an der Landstraße, die sich zum Anio (dem heutigen Teverone) hinabzieht, über den die antike Brücke Pons Nomentanus führt. Dieser Raum ist durch den Heiligen Berg merkwürdig, zu welchem das römische Volk vor den Bedrückungen der reichen Patrizier hinflüchtete, und durch die bekannte Parabel des Menenius Agrippa „von dem Magen und den Gliedern" zurückgeführt wurde, jedoch erst nachdem ihm der Senat eine Schutzobrigkeit, das sogenannte Volkstribunat, zugestanden hatte. — In dieser Gegend werden noch kaum sichtbare Ueberbleibsel des Landhauses gezeigt, woselbst sich Nero bei seinem Freigelaßnen Phaon entleibte, als ihn der Senat für einen Feind des Staats erklärt hatte. Hier grünten einst die Gärten und Weinhügel des Martial, Ovidius und Seneka. Jezt stellt die weite Ebene, mit ihren verarmten Hügeln, das traurige Bild einer Wüste dar. Die Lüfte, welche sonst mit Weinranken und dem Laube der Fruchtbäume spielten, streifen seufzend über verwilderte Steppen. Keine Spur des Waldgesträuches ist mehr vorhanden, durch welches Nero mit verhülltem Gesichte vor dem verfolgenden Senatsurtheil in die Wohnung seines Freigelassenen zitternd kroch, und dort in beängsteter Reue sein ruchloses Leben schloß.

Den 26. Januar.

Das Wandern in Rom ist gleichsam ein Auf- und Absteigen durch die verschiednen Jahrhunderte, die auf diesem klassischen Boden ihre Spuren zurück ließen. Hiebei begegnet es nicht selten, daß man stillsteht um sich zu fragen: wie bei den unaufhörlichen innern und äußern Stürmen der Staat zu solcher Macht und Dauer wachsen konnte? So viel vermag die Gewalt einer Idee. Vaterland, Vaterland! war das große Wort, war die hohe Idee, welche den Staat immer wieder zusammenhielt, und die Bürger zu Gemeinsinn und Heldenthaten begeisterte. Ewige Denkmaale solcher Ereigniſſe haften an dem Boden selbst, und an den Ueberlieferungen die mit ihm innigst zusammenhangen. Auf Vaterlandsliebe deutet sowohl der heilige Berg, den wir gestern besuchten, als der Tiberstrom, an dessen Ufern wir heute verweilten, und aus dessen Fluthen merkwürdige Ruinen hervorragen.

Da erhebt sich noch in starken Massen die schöne Trümmer einer größtentheils eingestürzten Brücke, welche eben itzt die tobenden Wellen der durch Regen angeschwollnen Tiber zu zerstören drohten; aber mit einer Art von Trotz scheint sie wenigstens ihr Andenken behaupten, und dauernd mitten in den Strom treten zu wollen, wenn sie ihn auch nie wieder überschreitet. Reizend ist der Anblick des noch stehenden Theils dieser Palatinischen Brücke, wie sie, wahrscheinlich von dem

nicht weit entfernten Berge, zur Zeit des alten Roms genannt wurde. Sie war die erste steinerne, welche Rom sah. Nach dem Censor Fulvius, ließ Scipio sie kräftig und prachtvoll über den Strom wölben; aber in der Folgezeit widerstand sie der Wuth der Wellen nicht. Papst Julius III gab der Tiber diese Zierde wieder; doch eine wiederholte Ueberschwemmung stürzte sie aufs neue ein. Gregor XIII ließ sie im J. 1575 mit neuem Glanze hervortreten. Seitdem aber die große Wasserfluth 1598 zwei Bogen fortriß, steht dies alte, oft erneuerte, Werk bloß als schöne Ruine in der Tiber, und führt auch davon den Namen: Ponte Rotto (die zerbrochne Brücke). Sie trägt ein blühendes Gärtchen aus den Wellen empor.

In der Nähe dieser Ruine erhebt sich aus der gelben Fluth ein altes Gemäuer: der Pfeiler, an welchem ehedem die Schiffe befestigt wurden. Noch unruhigere Wogen bezeichnen eine der merkwürdigsten und berühmtesten Stellen. Da war es, wo Roms vierter König, Ankus Martius, die allererste Brücke, von Holz, über die Tiber schlagen ließ. An dieser hielt einst Horazius Cokles, er allein, das andringende Heer der Hetrurier auf, während die diesseitigen Römer die Brücke abbrachen; da stürzte sich der kräftige Mann in den Strom, und schwamm seinen frohlockenden Mitbürgern zu. So wie einst Römertugend hier Feinde und Wellen besiegte, so wurden über tausend Jahre später von diesem nehmlichen Pons Sublicius

Unterdrücker des Vaterlandes und der Römertugend, unter Verwünschungen des Volks, in die Wellen hinabgestürzt: die Leichname der zwei greuelvollen Kaiser Commodus und Elagabal. Nur bei seichtem Wasser sieht man einige Ueberbleibsel der Brücke.

Wir verließen die ehrwürdige Stelle, und besahen die zu einer Kirche vermauerten Säulen des Tempels der männlichen Fortuna. Der Architrav den sie tragen, ist sichtbar von uralter Bauart, auch sind noch verwischte Spuren von Zieraten des Frieses vorhanden. Die Räume zwischen den Säulen schloß man durch Wände, als man den Tempel in eine christliche Kirche umschuf. — Ihm schräg gegenüber steht die Rotunda des Tempels der Vesta. Sie zeigt noch zwanzig kannelirte korinthische Säulen, die aber ebenfalls zu einer Kirche vermauert sind. Numa Pompilius hatte den Tempel gegründet, und die Jungfrauen zum Gottesdienste angeordnet. Bei dem Neronischen Brande litt auch dies Gebäude; erst Vespasian ließ es herstellen. Vesta's Gottheit ward zwischen diesen geweihten Säulen verehrt, nicht in einer Bildsäule, sondern unter der Allegorie des alles belebenden Feuers. Die Priesterinnen durften sich nur in unbefleckter Jungfräulichkeit dem Heiligthume nahen. Ihnen ward mit der höchsten Ehrerbietung begegnet; dagegen drohte die schaudervolle Strafe des Lebendigbegrabens der Entweihung ihrer Heiligkeit.

Unweit dieses Tempels liegen die kleinlichen,

zu einer schmutzigen Hütte verbrauchten, Reste vom sogenannten Hause des Pilatus. Diese Haus-Ruine war im 14ten Jahrhundert die Wohnung eines Mannes, der, mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, Roms alte Herrschaft über die Welt hätte erneuern können, wenn ihm eben so viel Weisheit als Gelehrsamkeit, und so kriegerische Talente als hinreißende Rednergaben zu Theil geworden wären; oder wenn er in den Verfolg seiner Unternehmungen Konsequenz zu bringen verstanden, und nicht, wie bei Abenteurern so oft der Fall ist, sich zu vereilig dem Rausch des Glücks überlassen hätte, so daß er bald ein aufgeblasener Thor, und dann ein wüthender Tyrann wurde.

Nikolaus Rienzi Gabrini, der in Armuth geborne Sohn eines Gastwirths und einer Wäscherin, war der Mann, dem es gelang, zwar nur auf kurze Zeit, der Anarchie zu steuern, welche während der Abwesenheit der Päpste durch die Zügellosigkeit der Großen im Kirchenstaat eingerissen war *). Die Erinnerungen ehmaliger Römergröße entflammten schon den Geist des Knaben. Zum Jüngling gereift, glühte er ein Gracche oder ein Cicero zu werden. Er studierte die Alten, und jedes Denk-

*) Eigentlich Cola di Rienzo (Niklas, Sohn des Rienzo) hat, außer der alten Biographie bei Muratori, einen beredten Verherrlicher seiner Thaten und seines Sturzes in Gibbon gefunden, T. XII, p. 335 sqq. D.

Denkmaal der Vorzeit veranlaßte ihn, mit hoher Begeisterung und vergleichendem Scharfsinn zu dem Volke zu sprechen. Nach der Wahl Clemens des VI im J. 1342, sandte man ihn in Petrarka's Begleitung nach Avignon, um durch seine Beredtsamkeit den Papst zu bewegen, die Residenz wiederum in Rom zu nehmen. Rienzi's Enthusiasmus für die gute Sache gefiel dem Papst so sehr, daß er ihn zum Notarius der Apostolischen Kammer, mit beträchtlichem Gehalt, ernannte. Dies gab ihm bei seiner Rückkunft mehr Ansehn; doch spielte er oft den Possenreißer, um den Großen unter dieser Maske treffende Wahrheiten zu sagen. Für das Volk ließ er allegorische Sinnbilder malen, stellte sie in den Straßen und Kirchen zur Schau, und erklärte ihre Bedeutung mit Worten welche die Gemüther entflammten. Endlich lud er alle Parteien zu einer politischen Vorlesung ein. Prächtig und zugleich mystisch gekleidet, sprach er begeistert von der alten Macht des römischen Volks und Senates, bewies daß alle rechtmäßige Gewalt vom Volke ausgehe, und verknüpfte damit eine Verkündigung glücklicherer Zeiten. Der unwissende und gegen einander in Streit lebende hohe Adel ahnete auch hier noch nichts. Jeder ergötzte sich an den wunderbaren Reden, und legte in sie hinein was selbstischer Vortheil erheischte. Mit den größten Erwartungen aber hing der niedre, von den Vornehmen gedrückte, Adel dem Redner an.

Sein erster öffentlicher Schritt war ein Aufruf,

den er bei der St. Andreaskirche anschlagen ließ. Er versprach den Römern, sie zu ihrem vormaligen Ansehn zurückzuführen, falls sie ihm zu folgen den Muth hätten. Gerade damal hatten die meisten Vornehmen mit ihren Truppen Rom auf einige Zeit verlassen. Er wählte nun unter seinen Anhängern 100 Personen aus allen Ständen, die er auf den Aventin beschied. Dort forderte er von ihnen den Eid der Verschwiegenheit, und entwickelte: wie heilsam und wichtig das Unternehmen sey, und zugleich wie leicht, das tyrannische Joch der Großen zu zerbrechen, indem selbst der Papst der räuberischen Macht seiner Feinde eine Schutzwehr entgegen zu setzen wünschen müsse, auch der päpstliche Vikarius, der Bischof von Orvieto, bereits gewonnen sey, und es nur noch eines kühnen Entschlusses von Seiten des Volks bedürfe. Alle Verschworne gelobten das Unternehmen mit ihrer ganzen Kraft zu unterstützen. Da ließ er am 18. Mai 1547 durch einen Herold unter Trompetenschall verkünden, daß Jedermann in der Nacht vom 19 zum 20sten sich unbewafnet vor der Kirche der Engelsburg einzufinden habe, sobald die Sturmglocke erschalle; denn unter dem Schutz des heil. Geistes solle die Wiederherstellung der alten guten römischen Zeit herbeigeführt werden. Es fiel in diesem Jahre das Pfingstfest auf den 20 Mai; darum hatte Rienzi diesen Tag gewählt, um wie mit den Gaben des heiligen Geistes ausgerüstet zu erscheinen. Die ganze Nacht brachte er, mit den Verschwornen und dem Bischof, in der

Kirche zu; es ward Meſſe geleſen und gebetet. Am Morgen zog der Reformator feierlich aus der Kirche; ihm zur Rechten der Biſchof von Orvieto, im höchſten Ornat; er ſelbſt in vollſtändiger Rüſtung, doch mit entblößtem Haupt: ſeine ſchöne Geſtalt, ſein andächtig ſchwärmeriſcher Blick feſſelte das geſpannte Volk noch mehr. Voran wurden drei Fahnen getragen, deren Sinnbilder Freiheit, Gerechtigkeit und Friede waren. Langſam wandelte der Zug von der Engelsburg zum Kapitol; ihm ſchloß ſich eine Menge Volks an. Rienzi beſtieg den Balkon des Kapitols, und ſprach, wie von einem höhern Geiſte beſeelt, zu der Verſammlung. Gewaltig ergriff ſeine Rede die Gemüther, und willig hätten Alle den päpſtlichen Notarius zum Senator ja zum Kaiſer ausgerufen; doch er ſelbſt wählte den beſcheidneren Titel eines Volkstribuns, und gelobte kraft dieſes geheiligten Amtes, die Rechte des Volks zu ſchützen. Der Biſchof von Orvieto ward Mit-Tribun.

Rienzi traf zweckmäßige Einrichtungen zur Wiederherſtellung der Ordnung. Sie wären freilich fruchtlos geblieben, hätte er nicht ſchon das Volk ſo gewonnen gehabt, daß beim Stürmen der Glocke auf dem Kapitol ſogleich 20,000 Freiwillige auftraten ſeine Befehle zu vollziehn. So ſchworen nach und nach alle Stände der neuen Regierung. Die Colonna, Orſini, Frangipani, die den Kirchenſtaat gewiſſermaßen beherrſcht hatten, ſtanden durch dieſe ſchnelle Umwandlung der Dinge vor dem Rich-

terstuhl eines Plebejers, den sie kurz vorher als Possenreißer bald verlacht, bald gezüchtigt hatten. Er ließ den Neffen zweier Kardinäle, Fürst Martin Orsini, wegen Räubereien und Gewaltthätigkeiten öffentlich hinrichten. Dies Beispiel wirkte tief; Niemand wagte mehr die Gesetze zu verletzen. Alle Dichter und Schriftsteller erhoben Rienzi's gerechte Regierung; sein Name ward im Auslande gepriesen wie in Rom. Italiens mächtigste Fürsten bewarben sich um die Gunst des Tribuns; auch fremde Monarchen behandelten ihn wie ihres Gleichen: Kaiser Ludwig der Baier bewarb sich um seine Fürsprache bei dem päpstlichen Stuhl, mit welchem dieser Kaiser über 20 Jahre in Streit gelebt hatte. Der höchste Punkt seines Glanzes war, daß König Ludwig von Ungarn verlangte, seine Schwägerin die Königin Johanna von Neapel, an welcher der Verdacht des Mordes seines Bruders, ihres Gemahls, hostete, solle sich wenn sie könne, von demselben vor Rienzi, dem gerechtesten Manne seiner Zeit, reinigen. Alle in dieser Angelegenheit verwickelte Fürsten schickten ihre Gesandten; er hörte ihre Vorträge im Angesicht des römischen Volks von seinem Richterstuhle. — Solche Auszeichnungen machten ihn schwindlich. Er faßte den hohen Gedanken: Rom, und dadurch sich, zum Oberhaupt ganz Italiens zu machen, welches in einen großen Freistaat verwandelt werden sollte, wovon die andern Städte und Staaten die Glieder wären. Hiezu lud er die benachbarten Fürsten ein, die ihm nur

mit vorsichtigen Schmeicheleien antworteten. Ihm genügte die Würde und Macht eines Volkstribuns nicht mehr: er nahm hochprangende Titel an, umgab sich mit auffallender Pracht; zog seine niedern Verwandten hervor, überschüttete sie mit Glanz, und lebte mit ihnen in schwelgerischer Fülle. Als das Volk hierüber zu murren anfing, ging er zu mißtrauischer Tyrannei über, und suchte seine Sicherheit in vollendeter Zwingherrschaft. Verabscheut und verächtlich zugleich machte er sich durch die willkürlichen Verurtheilungen einiger Unschuldigen, die er dann wieder aus Furcht begnadigte. Im Wahnsinn seines Hochmuths wagte er, selbst seinen Wohlthäter Papst Clemens vor sich zu fordern, und ihm wie sämmtlichen Kardinälen anzubefehlen, nach Rom zurückzukehren. Auch beschied er die beiden Gegenkaiser, Karl von Böhmen und Ludwig von Baiern, nebst allen deutschen Fürsten, vor seinen Richterstuhl, weil sie die unveräußerliche Herrschaft des Römischen Volks über Deutschland zu vernichten gewagt hätten. So bildete sich denn eine furchtbare Partei gegen ihn, die durch den päpstlichen Bann, welchen er sich zugezogen hatte, ein bedeutendes Gewicht erhielt. Einem kühnen Verbrecher, Grafen Johann von Minorbino, ward es übertragen den Tribun zu stürzen. An der Spitze von 150 Soldaten drang der Graf in Rom ein; vergebens ließ Rienzi die Sturmglocke auf dem Kapitol läuten, das gedrückte und beleidigte Volk erschien nicht. Mit Thränen entsagte nun der feige Volksbeherr-

scher, noch vor Ablauf desselben Jahrs, der Regierung, und dem Pallast der Republik. Seine Verordnungen wurden vernichtet, sein Haupt geächtet; er entfloh in Mönchskleidern.

Auf sieben Monate der höchsten Ehre folgten für ihn sieben Jahre der Angst und des Leidens. Anfangs verbarg er sich bei den Einsiedlern der Apenninen, durchwanderte dann unter verschiednen Verkleidungen Italien, Deutschland und Böhmen, bewarb sich um die Gunst einiger Fürsten, reizte auch, wo sich Gelegenheit gab, den Ehrgeiz kühner Abenteurer. Ununterbrochen flößte noch der Name des Geächteten den Vornehmen in Rom Schrekken ein. Als 1350 das Jubiläum büßende Pilger dort hinlockte, mischte Rienzi sich unter diese, und erfuhr daselbst unerkannt, daß der Druck der Großen sein Andenken den Römern noch werth mache; alle Grausamkeiten waren vergessen, man pries die Zeit wo seine strenge Gerechtigkeit dem Unwesen steuerte. Dies belebte ihn mit freudiger Hoffnung, und mit dem Muth, trotz des Bannfluches, vor Karl IV zu erscheinen. Seine Beredtsamkeit blieb nicht ohne Wirkung. Freiwillig stellte er sich darauf selbst vor den hoch von ihm beleidigten Papst, als dieser seine Auslieferung vom Kaiser forderte. Auch zu Avignon wußte er durch seine Vorstellungen den milden Papst zu besänftigen, die ganze Strafe bestand in einer leichten Verhaftung. Clemens starb; dessen Nachfolger Innozenz VI ließ späterhin Rienzi nicht nur frei, sondern sandte ihn, nach förmlicher

Abnahme des Eids der Treue, 1354 mit Senatoren-Titel und Macht nach Rom, wo die ausgelaſſenſte Anarchie wiederum den Kirchenſtaat verwüſtete. Rienzi ward bei ſeinem Einzuge mit lautem Jubel empfangen; und ſtellte bald die alte Ordnung her. Den Tribun hatte das Volk als den Mann ſeiner Wahl geehrt, der Senator ſchien ihm der harte Knecht eines entfernten Herrn; der Adel hingegen hatte die Mißhandlungen des Tribuns nicht vergeſſen. Ein förmlicher Aufruhr brach bei der Hinrichtung eines Räubers aus, der einſt Rienzi mit Geld unterſtützt hatte, und den er itzt, als dieſer nach Rom kam um die Bezahlung der geliehenen Summe zu fordern, gefangen nehmen ließ, und ohne Gnade zum Tode verdammte. Dieſe Undankbarkeit empörte das Volk: es beſtürmte das Kapitol. Der Senator erſchien mit der Freiheitsfahne in der Hand; ſeiner Beredtſamkeit vertrauend wollte er vom Altan herab ſprechen, ward aber mit Steinwürfen begrüßt, und durch einen Pfeil an der Hand verwundet. Nun ſuchte er verkleidet zu entrinnen; allein er wurde erkannt, und auf die Plattform des Pallaſtes geſchleppt, von wo herab er ſeine Richterſprüche und Todesurtheile verkündet hatte. Hier verſuchte er nochmal die ihm ſtets zu Gebote ſtehende Macht der Ueberredung; das Volk ſchien bereits zu wanken, als plötzlich einer aus dem Haufen Rienzi's Bruſt durchſtieß.

So endete der Mann, welcher mit außerordentlichen Gaben ausgerüſtet war, und der, wenn er ſeine Fähigkeiten mit den gegebenen Umſtänden in eine gehörige Rechnung zu bringen gewußt, und den hohen Sinn gehabt hätte, ſeinen Beſtrebungen ein, über alle

Selbstsucht erhabenes Ziel zu setzen, dann eine ganz neue Gestaltung der Dinge von unendlich segenreichen Folgen würde hervorgebracht haben: aber er verließ sich selbst, als er sich dem ausschweifenden Hochmuthe hingab. Sein Thun und Treiben ward thöricht und toll, und sein ganzes Leben ein großer Rechnungsfehler, den nur ein ungeheures Glück hätte durchsetzen können.

Den 27. Januar.

Wenn der Geist vom Schauplatz selbstsüchtiger Thorheiten und wahnsinniger Bestrebungen zurückkehrt, überläßt er sich um so inniger dem Eindruck einer edleren Erscheinung, deren wohlthätige Folgen eine werthe Erbschaft der Nachwelt sind. An eine solche erinnerte das Kloster Bonaventura: — an Ganganelli, oder Papst Clemens XIV (S. 268). Sein Andenken begegnet uns aufs neue in der Kirche dei Santi Apostoli, wo seine Gebeine ruhen. Diese am Platz Colonna liegende Kirche ward von Konstantin gegründet, und zu einer Basilika erhoben. Clemens XI ließ sie 1702 durch Fontana neu erbauen. Das ihr anhängige Collegiatstift ist, bei vorausgesetzter rechtlicher Administration, eins der wohlthätigsten, die ich in Rom bisher angetroffen habe. Diese Stiftung ertheilt bedürftigen Kranken unentgeltlich ärztliche Hülfe, Arzeneimittel und Nahrung, unterstützt die schüchterne Armuth, und stattet unbegüterte Mädchen aus.

Mit Recht ward diese Kirche, die von der Humanität selbst geweiht scheint, zur Ruhestätte des Menschenfreundes Ganganelli gewählt. Nur fünf Jahre war er die Zierde des päpstlichen Stuhls, aber so hervorstrahlend daß er eine große Anzahl der

Kalenderheiligen aufwiegt. Nicht durch Worte, sondern durch Thaten des Muthes und der Kraft, hat er, von Vorsicht und Besonnenheit geleitet, dem lange abgewehrten Licht der Vernunft leisen Eingang in das System des Katholicismus verschaft. Auch waren es nicht Nepoten, sondern die Völker, auf welche der Blick seines reinen Geistes gerichtet war. Er scheuete die hundertköpfige Hyder des Priesterthums nicht, obwohl er wußte wie unversöhnlich er sie gereizt hatte; indeß ist das Gerücht von seiner Vergiftung, wie ich von einem Verwandten seiner nächsten Umgebung mit Zuverlässigkeit weiß, durchaus falsch. Er jedoch selbst glaubte Gift bekommen zu haben, und dessen Wirkungen durch Gegenmittel zuvorkommen zu müssen; deren zu häufiger Gebrauch leider das zu frühe Ende seines segenvollen Lebens herbeiführte. — Ein unbekannter Verehrer ließ, unter Vermittelung des berühmten Kupferstechers Volpato, durch den damal noch jungen Canova dem Unvergeßlichen in dieser Kirche das Monument setzen. Die Bildsäule des Papstes wird von zwei Figuren umgeben, welche die besonnene Mäßigung und die menschenfreundliche Sanftmuth symbolisch ausdrücken. Es ist Canova's erstes großes Werk, und erregte zu seiner Zeit allgemeines Aufsehn; vergleicht man es mit des Künstlers neuesten Arbeiten, so muß man seine raschen Fortschritte zur Vollendung um so mehr bewundern.

Den 28. Januar.

Das erste bedeutende Kunstwerk von Canova veranlaßte uns, diesen großen Künstler mit sich selbst zu vergleichen; unser heutiger Besuch in der Kirche Maria sopra Minerva gab Gelegenheit, ihn einem andern berühmten Meister früherer moderner Zeit gegenüber zu stellen. Ein stehender unbekleideter Christus, das Kreuz und die Marterinstrumente haltend, von weißem Marmor, ist ein nicht wenig gepriesenes Werk von Michel Angelo. War es aber, daß ich mit zu großen Erwartungen hinzutrat, oder liegt es in der verfehlten Ausführung selbst; die Darstellung machte keinen befriedigenden Eindruck auf mich: statt einer mit Würde verbundenen Kraft, fand ich in Schwerfälligkeit übergehende Derbheit. Man hat Canova'n zu große Weichheit vorgeworfen, wodurch es seinen Heldenfiguren an Kraft mangle; mit weit mehr Recht, glaube ich, könnte man sagen, daß Michel Angelo's Figuren die Zartheit abgehe, welche die Derbheit würde zur Kraft erhoben haben. Dies soll kein Urtheil seyn, sondern nur der Ausdruck meines Gefühls. — Die Andacht hat übrigens den vorgestreckten Fuß der Christusgestalt so weit hinweggeküßt, daß ein bronzener Ersatz dem Marmor angefügt werden mußte.

Die Kirche ward 750 auf (sopra) den Trümmern des von Pompejus erbauten Minerventempels angelegt, und einem Griechischen Nonnen-Orden übergeben. Diese versetzte Papst Gregor XI im

J. 1570, und räumte das Kloster den Dominikanern ein, die mit dem furchtbaren Inquisitionsgericht daselbst ihren Sitz nahmen. Kloster und Kirche wurden nun nach größerem Maßstabe hergestellt. Die letztere ist ein weitläuftiges Gebäude, in gothischem Geschmack. Im Innern herrscht viele Pracht, aber nach einem rechten Kunstwerke sieht man sich vergebens um. Mehrere Päpste, Kardinäle, und andre Personen von Bedeutung, liegen hier begraben, unter reichen Monumenten. Vor allen zeichnet sich die Grabkapelle Benedikts XIII aus durch die erlesene Schönheit der verschiednen Marmorarten; das ihm gesetzte Denkmaal hingegen gehört zu den sehr mittelmäßigen, wie denn er selbst unter den Päpsten eine niedrige Stelle einnimmt. Er war ein Dominikanermönch; bigott und geistlos, überließ er sich unvernünftigen Andachts- und Bußübungen, die Regierung aber dem herrschsüchtigen Kardinal Coscia. Sein Stumpfsinn ging so weit, daß er die Stanzen Raphaels von einem Stümper wollte übermalen lassen. Bei seinem Tode war die Volksfreude allgemein, und ein Aufstand bedrohte jenen Kardinal, der nur durch schnelle Flucht sein Leben rettete. Bei aller Unwürdigkeit hat Benedikt XIII gleichwohl an dem Pater Bermont, freilich einem Dominikaner, einen Lobredner gefunden, der sich nicht schämte, noch in der ersten Hälfte des verflossnen Jahrhunderts zu behaupten, er sey Augenzeuge der Wunder gewesen,

welche die Frömmigkeit dieses Papstes hervorgebracht habe.

Das Klostergebäude ist schön, und heißt von dem daselbst residirenden Groß-Inquisitor, der zugleich General des Ordens und der höchste aller Ordensgenerale ist, il sacro Palazzo. Die Göttin der Weisheit hat, bei ihrem Abschiede, den jetzigen Besitzern ihrer heiligen Stätte nichts hinterlassen, als eben nur den Raum wo sie thronte. Was noch an sie erinnert, ist eine wirklich vortrefliche Bibliothek, die aber wie von Drachen bewacht wird, daß kein Schimmer der Geistesfackel sich hinaus stehle unter das Volk, das nun einmal an blinden Glauben gefesselt bleiben soll. Von hier aus hält die Willkür der Censur immer der Vernunft ein drohendes Zepter entgegen, damit sie ja nicht ihr Haupt empor zu heben wage.

Auf diesem Raum sind bedeutende Antiken ausgegraben worden: eine höchst vortrefliche Minerva, zwei Stromfiguren der Nil und die Tiber, und zwei Obelisken. In der Nähe stand ein Tempel der Isis, deren Bildsäule nebst andern ägyptischen Götterstatuen man aus der Verschüttung hervorgezogen hat. So huldigte hier die alte Zeit der Natur, der Kunst, und der Weisheit.

Den 29. Januar.

Wenn man an dem Marsfelde vorübergeht, und eine Vorstellung seines ehemaligen Zustandes vor die Seele tritt, so erstaunt man über die Pracht

der vielen Tempel, Triumphbögen, Ehrensäulen, Portiken, Theater, über die Herrlichkeit der Götter- und Menschen-Statuen, welche in den letzten Zeiten der Republik und dem Anfang der Monarchie diesen Raum auszeichneten. Auf ihm hatte Augustus sein prachtvolles Mausoleum erbaut; Agrippa schmückte ihn mit Bädern, und mit dem allen Göttern geheiligten Tempel, der itzt noch seine, nicht durch die geistliche Weihe verdrängte, Benennung Pantheon behalten hat. Von allen jenen Denkmaalen hat sich keins so vollständig erhalten, als eben dies ehrwürdige Gebäude. Indem von dem prachtvollen Minerventempel des Pompejus itzt nur die Andeutungen seiner Stelle übrig sind, so ragt das Pantheon, trotz der erlittenen Beraubungen, noch in seiner hohen Majestät siegend hervor. Kein Werk neuerer Baukunst aber darf es wagen, selbst die Peterskirche nicht ausgenommen, mit ihm sich zu vergleichen.

Nach mehrern Zeugnissen und Traditionen hat Agrippa diesen Tempel gebaut. Indeß schreiben Andre ihm nur den Portikus zu, der auch sichtbar dem Gebäude erst später angefügt wurde. Bestimmt weiß man, daß die Bäder des Agrippa, von dem überhaupt im Augustischen Rom die edelsten und vortreflichsten Einrichtungen herrühren, in dieser Gegend lagen. Seine Büste von Bronze fand man hier. Auch wurden aus der angehäuften Verschüttung die prächtige porphyrne Urne hervorgezogen, die entweder Agrippa's Badewanne oder

Sarkophag war, itzt aber einen päpstlichen Leichnam verwahrt (S. 157), und zwei treflich gearbeitete Löwen von Basalt, welche nun den Springbrunnen Acqua Felice zieren. — So wie die ältere zerstörende Zeit diesen Platz unter Schutt und Trümmer begrub, so entweiht ihn die neueste mit ekelhaftem Schmutz, dem Abwurf des Fischverkaufs und Gemüsemarktes. Doch schmückt ihn das weißmarmorne Bassin eines Springbrunnens, aus welchem sich, auf Delphinen ruhend, ein kleiner ägyptischer Obelisk erhebt, gefunden in der Gegend der beiden Isis- und Serapistempel.

Wir nahen uns dem hehren Heiligthume. Böse Tage sind an ihm vorübergegangen, und haben die Maale der Verheerung ihm tief eingedrückt. Dunkel umgraut von der Zeit, und angeschwärzt von mancher Feuersbrunst, erschüttert von Erdbeben, am meisten aber entstellt von Christenhänden, ist es gleichsam eine stumme Anklage gegen die fanatische Wuth verwildeter Menschen. Papst Bonifazius IV, ein vorzüglicher Eiferer für die Sache des schon entarteten Christenthums, erhielt im J. 607 vom Kaiser Phokas die Erlaubniß, das Pantheon zu einer christlichen Kirche zu weihen. Dies geschah dadurch, daß man auf 28 Wagen Gebeine von Märtyrern herbeiführte, und unter dem christlichen Hauptaltar beisetzte. Ueberhaupt suchte man in jenen Zeiten mit Heftigkeit jedes Andenken des Götzenthums zu vertilgen, aber auf eine Art, die nur noch mehr daran erinnerte. Die Mei-

sterwerke griechischer Kunst wurden zertrümmert, die herrlichen Götterbilder, und ganz besonders Jupiters Statuen; dagegen legte man überall dem neuen Religionskultus die Formen alter Gebräuche des Heidenthums unter. Wie das Pantheon die Wohnung aller Göttergestalten war, so wurde es zu einem Tempel aller Heiligen umgeweiht, von denen zu Rom mehr gesprochen wird, als von dem ewigen Einen, der die Quelle alles Lichts und aller Wahrheit ist. Ein Gebäude wie dieses wäre wohl geeignet, in reiner edler Gottesverehrung den Geist zum Schöpfer aller Wesen zu erheben. Ein herrlicher Portikus von 16 orientalischen Granitsäulen ionischer Ordnung, gekrönt mit prachtvollem Frontispiz, kündigt die Majestät eines ehrfurchtgebietenden Tempels an. Eine bronzene Thüre, mit trefflichen Baerelifs geschmückt, führt in das Innere. Man tritt hinein, — ja wahrlich! man befindet sich in einem Gottestempel. Umfangen von der sphärischen Wölbung, fühlt man sich zur Andacht erhoben, fühlt sich der Gottheit näher! Von oben herab durch die offne Wölbung fällt der heilige Strahl des Lichts, und füllt den Tempel mit sanfter gleichvertheilter Erleuchtung. Der schöne blaue Himmel blickt herein; Alles ordnet sich zu einer ergreifenden, rings umfangenden Einheit. Es ist, als habe ein geheimer höherer Einfluß den Geist des Architekten geleitet, daß er, selbst seiner gebietenden Zeit entgegen, dem einzigen wahren Alles umfassenden Gotte hier ein Heiligthum zu errichten sich gedungen fühlte.

Sicher kam die Idee aus einem Kopfe, in welchem die unbefangene Vernunft den Glauben an einen über allen priesterlichen Götzendienst erhabenen Unendlichen ahnend verwalten ließ.

Die hohe Einfachheit des Ganzen ist so siegend, daß sie von den geschmacklosen Zufügungen der neueren Zeit, die man übersieht, kaum gestört wird. Unüberwindlicher ist nichts als die einfache Größe! Hinweggerissen sind von der hemisphärischen Decke die vergoldeten bronzenen Zierate, um den Altar der Peterskirche zu schmücken. Nur berauben konnten barbarische Hände dies Heiligthum, nicht es vernichten. Auf Porphyr und Marmor wandelt hier der denkende Pilger; und die gedankenlose Andacht kniet vor kleinlichen Altären. Acht solcher, außer dem Hauptaltare, reihen sich zirkelförmig an den mit gelbem Marmor bekleideten Wänden hin. Zwischen den Altären sind 16 korinthische Säulen vertheilt: acht von orientalischem Granit, vier von Porphyr, die übrigen vier, welche der prachtliebende Hadrian aufrichten ließ, von dem gelben Marmor Giallo antico genannt. — Unter den vielen neuern Verunzierungen begegnet uns doch ein freundlicher Gedanke. Freundschaft, Dankbarkeit, und edler Nationalstolz haben hier verdienstvollen Künstlern und Gelehrten kleine wohlgemeinte Denkmaale aufgestellt. Karl Maratti setzte ein solches seinem Lehrer Raphael, und daneben seinem Freunde Annib. Caracci. Der bekannte Reifenstein widmete eine Nische der Büste Winkelmanns; und einer der

liebens-

liebenswürdigsten Franzosen Marquis d'Agincourt (man s. Thl. I, S. 317 fgg.) verewigte hier das Andenken seines Landsmannes des Landschaftsmalers Poussin. Unter den übrigen Büsten zog mich vorzüglich Metastasio an. — Wir verließen diesen Tempel mit unauslöschlichen Gefühlen. Fast unwillkürlich wandte sich mein Blick nach der Außengestalt der ehrwürdigen Kuppel. Leider beeinträchtigen auch hier den vollen Genuß Zudringlichkeiten späterer Jahrhunderte. Zwei kleine gothische Thürme muß die majestätische Wölbung tragen, und dadurch die Harmonie des Ganzen stören lassen. O Schicksal! wie eigensinnig waltest du mit allem Großen und Schönen, worin sich das Unsterbliche des Menschen darstellt.

Den 30. Januar.

Wie die alte Roma zurückgebliebene Schattengestalten der Vorzeit zwischen neuere Werke stellt, so möge auch hier einem höchst interessanten antiken Gebäude die Darstellung eines eben so merkwürdigen modernen folgen, das an Umfang des Ganzen, und an Würde und Herrlichkeit einzelner Theile, alles jetzt in der Baukunst auf dem Erdboden Vorhandene bei weitem übertrift: — die berühmte Peterskirche. Sie liegt, wie ich bei dem Vatikanischen Berg schon bemerkt habe (S. 61), in der Ebene des nördlichen Fußes dieses Hügels.

Papst Silvester vermochte im J. 325 den Kaiser Konstantin, auf der durch so viele Märtyrertode

geheiligten Stelle dem Apostel Petrus eine Kirche zu bauen. In ihr wurden dessen Gebeine, die bis dahin am Janikulus begraben lagen, unter dem Hauptaltare beigesetzt. Diese alte Peterskirche stand bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Ihre Baufälligkeit bestimmte den Papst Nikolaus V, sie theilweise herstellen zu lassen. Er starb, und Paul II setzte den Bau fort; der nun bereits 500,000 Scudi gekostet hatte, als Julius II alles vernichtete, weil er den Entschluß faßte, hier der katholischen Christenheit einen Tempel zu errichten, welcher bildlich die Kraft und Größe jener Hierarchie darstelle, die sich den Schlüssel des Himmels vorbehält. Bramante's Entwurf zu solchem Gebäude erhielt vor allen den Beifall des Papstes. Das Werk begann 1506, und ward unter mehrern Päpsten von verschiednen Baumeistern fortgesetzt. Jeder suchte seine Idee daran zu verewigen; dies konnte der Einheit des Ganzen nicht vortheilhaft seyn. Unter den elf Architekten die den Bau nach und nach zu besorgen hatten, sind sehr berühmte Namen: der schon erwähnte Bramante, Raphael, Michel Angelo, und Maderno. Von Michel Angelo ist der Riß zu der Kuppel, diesem krönenden Schmuck, der sich weit herrschend über den hohen Tempel erhebt; nur daß sie, ein wenig thurmmäßig zugespitzt, der schönen Wölbung des Pantheons entbehrt. So kam endlich unter Urban VIII dies große Gebäude zu Stande, welches trotz seiner zufälligen Ungehörigkeiten und Mängel bewundernswürdig ja einzig in Euro-

pa iſt; ſo wie ganz Europa die Koſten dazu gab, welche nach Angabe mehrerer Schriftſteller 47 Millionen Scudi betrugen.

Bernini endete den Bau: von ihm rührt der Entwurf und die Ausführung der herrlichen Kolonnaden her, auf deren Baluſtraden die Statuen von 192 Heiligen ſtehn, die jedoch eben keine Zierde des Ganzen ſind. Wie zwei ausgebreitete Arme, welche ſich der geſammten Chriſtenheit entgegen ſtrekken, ſchließen ſich dieſe Säulengänge, deren Material Travertin oder Tiburtinſtein iſt, zwei Gallerieen an, die bis zu den beiden Enden der Façade fortgehen, ſo daß ſie die Abſtufungen des prächtigen Aufganges nebſt einem Theil des Vorplatzes umfaſſen. In dieſem heiligen Säulenhain waltet ſtille Hoheit; hier wehen feierliche Schauer der Andacht, hier herrſcht der Geiſt der Erhebung, der eine geweihte Stäte ankündigt. Das nahe Geſäuſel der zwei Waſſerſtrahlen, die auf dem Platz emporſteigen, unterbricht die Stille des hohen Säulenwaldes durch myſteriöſe Stimmen. Die Einförmigkeit der großen Gegenſtände ermüdet nicht; die Seele bewahrt in ſich den Eindruck der Erhabenheit: ſie iſt ganz durchdrungen, ſie bedarf nichts weiter. Nicht Sattheit, ſondern Befriedigung und gedankenvolle Ruhe, erfüllen ſie. Mannichfaltigkeit würde hier Störung ſeyn. Ununterbrochen rauſcht dazwiſchen das Leben der beiden Waſſerſtrahlen; lilienförmig werfen ſie in die Luft den glänzenden Silberſtaub, in welchem die Sonne nur leiſe ihre Re-

genbogenfarben ſpielen läßt. — In der Mitte zwiſchen den Springbrunnen erhebt ſich ein bedeutendes Bild der Hoheit, ein Obelisk von rothem orientaliſchem Granit, ohne Hieroglyphen; welchen Barthelemy in ſeinen Reiſen für kein urſprünglich ägyptiſches Werk, ſondern für eine römiſche Nachbildung erklärt *). Vier gut gearbeitete Löwen von Bronze, auf einem verhältnißmäßigen Piedeſtal ruhend, tragen ihn. Er ſoll dem Andenken Auguſts und ſeines Nachfolgers Tiber gewidmet geweſen ſeyn. Ehemals ſchmückte er, auf der Stelle wo jetzt die Sakriſtei erbaut iſt, Caligula's und Nero's Cirkus. Papſt Sixtus V ließ ihn, mit ungeheurem Koſtenaufwand, an der gegenwärtigen Stelle aufrichten.

Den 31. Januar.

Ich beſuchte heut abermal den erhabenen Tempel, die Wiederholung beſtätigte den erſten Eindruck der Begeiſterung. Mit dem Vorgefühl der Andacht ſtieg ich die breiten ſich ſanft emporſchwingenden Stufen hinauf. Acht Säulen von Travertin, jede im Durchmeſſer von zwölf Palmen (Spannen), tragen die Corniſche der Façade. Auf ihr oben ſtehn die koloſſalen Geſtalten von Chriſtus und ſeinen

*) Zoega in ſeinem Hauptwerk de origine et usu obeliscorum p. 70 fgg. pflichtet der Meinung des Rezzonico und anderer bei, welche den ſchon in Aegypten gebrochenen Obelisk in Rom, beſonders an der Spitze, nur überarbeiten und reſtauriren laſſen. B.

Apoſteln. Die Balkons, oder ſogenannten Logen, in der mittlern Region der Façade ſcheinen der Größe des Ganzen nicht angemeſſen; ſelbſt die mittelſte größere Loge — zu welcher am erſten Oſtertage der Papſt auf den Schultern der Schweizer hinaufgetragen wird, um dem auf dem Platz verſammelten Volke den Segen zu ertheilen — zerſtört durch ein kleinliches Verhältniß zu dem ungeheuren Ganzen die Harmonie. Die Decke der Vorhalle ruht auf marmornen Säulen, die alten Denkmälern entwendet wurden. Boden und Wände ſind mit dem köſtlichſten Marmor geſchmückt. Auch dieſer Raum zeigt ein auffallendes Mißverhältniß der Länge gegen die Breite. An ſeinen äußern Enden ſtehn die zwei Equeſterſtatuen, Konſtantin zur rechten Hand, wenn man hineintritt, und Karl der Große zur linken: welche beide, als Kunſtwerke betrachtet, keine Aufmerkſamkeit verdienen, aber in der Ferne geſehn doch Eindruck machen. Neben der Konſtantiniſchen Bildſäule führt eine prächtige Treppe zur Tribune der inneren Kirche, und zu den Wohnungen des Vatikaniſchen Pallaſtes. Im Innern der Vorhalle, über dem hohen Portale, überraſcht ein ſchönes Gemälde in Moſaik, von Giotto: Chriſtus reicht aus der ſchwankenden Barke auf dem See dem ſinkenden Petrus die Hand *).

*) Zuletzt iſt dies unter dem Namen navicella bekannte Moſaik in den Zeichnungen der Brüder Riepenhauſen nach den älteſten italiäniſchen Meiſtern, im 4ten Heft, in Kupfer geſtochen erſchienen. B.

Vier Thüren, außer der sogenannten Gnadenpforte, welche bis zum 25jährigen Ablaßfeste vermauert bleibt, führen in das Innre der Kirche. Die mittlere große Thür ist von Bronze, mit Basreliefs bis zur Ueberladung geziert. Antike und moderne Legenden wimmeln bunt durch einander; bei den ersteren hat nicht einmal Decenz die Wahl geleitet. Heidenthum und Christenthum scheinen hier, wie nach langem Kampf, zum Friedensschlusse sich auszugleichen. Jenes opfert Namen auf, und dieses nimmt Gebräuche an. Diese große Thür wird nur an hohen Festtagen geöfnet; man kömmt gewöhnlich durch einen Nebeneingang in die Kirche; — und erstaunt, daß der weite Umfang dennoch nicht dem Maßstabe entspricht, den die Fantasie der Erwartung mitbringt. Die Größe des Raums ist, wie die Macht der Hierarchie, in sich selbst verborgen. Gewaltige Pfeiler, deren jeder in seinem Umfang ein mäßiges Haus fassen könnte, unterstützen die bunte mit Goldglanz überfüllte Decke. Man schaut umher, und findet nicht die würdevolle einfache Erhabenheit des Pantheons, selbst die der Paulskirche nicht wieder. Die stille Harmonie eines Ganzen, welche den Geist sogleich mit einer einzigen Hauptidee erfüllt, vermißte ich: es war mir als erläge die Majestät unter der Pracht. Alles glänzt umher von vielfarbigem Marmor, die beabsichtigte Herrlichkeit scheint sich in ein Schaugepränge aufzulösen *).

*) Mit der ihm eigenen Klarheit hat der für die Kunst

An den einander gegenüberstehenden Vorderpfeilern tragen zwei, wie Kinder gestaltete, Engel die Marmorbecken des Weihwassers; ihre Kolossalität, von sechs Fuß, verliert sich in dem Verhältniß des Ganzen so sehr, daß man in einiger Entfernung mittlere Kinderfiguren wahrzunehmen glaubt. Man wandelt auf einem Fußboden von allen Marmorgattungen. In den Nischen der Pfeiler stehn kolossale Heiligengestalten von weißem Marmor. An dem einen Pfeiler rechter Hand sitzt auf einer Erhöhung, unter rothseidenem Baldachin, die bronzene Figur eines alten Römers, man hat sie aus einer Verschüttung irgendwo hervorgezogen, und zum Christenthum bekehrt. Die Heiligkeit des Apostels Petrus wurde in sie hineingeweihet; und so

viel zu früh heimgegangene Fernow die Ursachen entwickelt über den verfehlten ästhetischen Eindruck der Peterskirche in seinen Römischen Studien Th. II, S. 259 fgg.; welcher Aufsatz als der beredteste Commentar zu dem, was hier nur leise aber treffend angedeutet ist, angesehen werden kann. Dieser Aufsatz ist dem wackern, nun auch schon seiner Pilgerschaft entlassenen, Seume zugeeignet, dessen im Spaziergang nach Syrakus S. 378 ausgesprochnes Urtheil nur ein Nachhall seiner Unterredungen mit Fernow im Knopf der Peterskuppel ist. Der Britte, mit dem es Fernow eigentlich zu thun hat, und den er nicht nennt, ist der Schotte Lumisden, der in seinen Remarks on ancient Rome p. 285 das sonderbare Urtheil, nach welchem der Mangel des grandiosen Eindrucks für eine Wirkung der Harmonie der Verhältnisse ausgegeben wird, deutlich genug ausgesprochen hat. B.

wird ihr nun die große Zehe des vorgestreckten rechten Fußes von der Andacht gläubig geküßt. Jeder eifrige Katholik hält sich für beseligt und gesegnet, wenn er seine Stirn an dieser Zehe reibt; Kinder sah ich von Kindern emporgehoben, um mit Stirn und Lippen den ehernen Fuß des Apostels zu berühren. Der vorige Papst soll dieser Art Andacht so ergeben gewesen seyn, daß er sie keinen Tag versäumte. Jenem Römer hatte sicherlich nie geträumt, daß seine Statue einst zu solchen Ehren gelangen würde. Einige halten diese Figur für einen Jupiter, ihr fehlt aber die Stirnlocke, und jedes Jovische Abzeichen; vielmehr erklärt sie Zoega nach dem Kostume für einen römischen Senator.

Mancherlei Empfindungen drängten sich mir in dieser Kirche auf, nur nicht das Gefühl der Andacht, die das Herz mit Göttlichkeit erfüllt: so sehr wird durch die pomphafte Ueberladung die Aufmerksamkeit umhergerissen und zersplittert; der Zerstreuung gleich, durch welche der Geist des katholischen Gottesdienstes mit seinen überhäuften Festtagen das Volk in dumpfem Taumel erhält. Aber in der Tiefe des Tempelraums, da wo er sich zum Kreuzgebäude bildet, schimmert eine geweihte Stelle, die das Herz mit feierlichem Schauer erfüllt. Um das Grabmaal des heil. Petrus, zu welchem 17 Marmorstufen hinabführen, brennen 100 Lampen stillflimmernd, gleich mystischen Glanzgestalten, die ein geheimnißvolles Götterfest feiern. Ueber diesem Grabe erhebt sich der Hochaltar; seine Kuppel ruht

auf vier bronzenen gewundenen Säulen, wozu (wie ich schon bemerkt habe) das Erz aus dem Pantheon genommen wurde; oben triumphirt das Kreuz. An den mächtigen Säulen schlingt sich bronzenes Laubwerk hinauf. Die Höhe dieses Altars soll die des Farnesischen Pallastes erreichen. Ganz im Hintergrunde der Kirche schwebt, über dem letzten Altar, in einem Fenstergemälde von gefärbtem Glase das Symbol des heiligen Geistes, gelbglänzend, sodaß es aus der Ferne den Eindruck eines aufgehenden Morgenlichtes macht. Die Nebenschiffe sind prachtvoll geschmückt mit herrlichen Säulen vom seltensten Marmor und Granit. In den Nischen stehn, in betenden oder segnenden Stellungen, die kolossalen Statuen verschiedner Päpste, über ihren Sarkophagen. Diese Denkmaale sind theils von Bronze, theils von Marmor: einige wahre Kunstwerke, andre hingegen sehr mittelmäßige Arbeiten. Zu den vorzüglichsten gehören die Monumente Pauls III, Urbans VIII, Alexanders VII; denen sich das Grabmaal der Gräfin Mathilde, dieser eifrigen Wohlthäterin des päpstlichen Stuhles, anschließen darf.

Besonders anziehend für mich war das Basrelief von Algardi, am Grabe Leo's XI, der nur wenig Tage regierte, aber als Nunzius in Frankreich, unter seinem Vorgänger Clemens VIII, die politische Religionsveränderung des unvergeßlichen Heinrich IV von Frankreich befördern half. Des Königs Gesinnungen offenbart das Edikt von Nan-

tes; seinen Uebertritt aber drückt jenes schöne Basrelief aus, mit den Zeremonien die dabei Statt gefunden haben mögen. Heinrich, dieser wahrhaft große Mann auf dem Thron, wußte was er wollte, und that was er mußte, um Gutes wollen zu können. Jeden seiner Schritte bezeichnen Vernunft, Humanität, und der Sinn sein Volk zu beglücken. Mit ihm im vollsten Gegensatze steht die Königin Christina von Schweden, deren Uebertritt hier auch, durch ein sehr mittelmäßiges Basrelief, dargestellt ist. Schwerlich wußte sie recht was sie wollte: sie warf den Purpur weg, den sie nach kurzer Zeit sehnlich wieder zu erlangen strebte. Sie verließ den Glauben, den ihr erhabner Vater, mit Anstrengungen die ihm das Leben kosteten, aufrecht zu erhalten suchte; und nahm spöttelnd eine andre Religion an, die ihrem Herzen nicht näher als die verlaßne war: denn sie verhehlte es nicht, wie wenig Ernst sie in die Handlung ihres Uebertritts legte. Bekannt ist die leichtsinnige Aeußerung, die sie am Tage der Abschwörung des Protestantismus zu Inspruck sich erlaubte, als man sie zu dem ihr zu Ehren veranstalteten Schauspiele führte: „Es ist billig, sagte sie, daß Ihr mir ein Schauspiel gebt, da ich euch diesen Morgen eine Farçe gegeben habe."

Ich wende mich zu der Erinnerung einer rührend erhabenen Scene, wo die Gewalt der Beredtsamkeit eines frommen festen Geistes über den eisernen Sinn eines kraftvollen klugen und siegreichen Barbaren triumphirte: die merkwürdige Zusam-

menkunft Leo's des Heiligen mit dem Hunnenkönige Attila, der sich mit seinen blutigen Waffen den Thoren Roms nahete. Der ehrwürdige Bischof, ein Greis von majestätischem Ansehn, tritt in wohlgewählter Begleitung, mit dem furchtlosen Blick den die Frömmigkeit giebt, vor den Anführer der wilden Horden. Dieser Anblick überrascht die Entschlossenheit des Unerbittlichen. Der begeisterte Bischof ermahnt den Furchtbaren, das heilige Rom zu verschonen; er nimmt den kräftigen Schutz in Anspruch, den jene Himmlischen, die Apostel Petrus und Paulus, der ihnen geweiheten Stadt würden angedeihen lassen; und deutet zugleich vernehmlich genug auf das Schicksal Alarichs hin, der in Rom noch vor dem Genuß der Früchte seiner Siege hinweggerafft ward. Die Rede machte den erwünschtesten Eindruck: der gerüstete Barbar verließ die bedrohete Stadt. Diese Begebenheit ist unübertreflich von Algardi in einem Basrelief dargestellt, im Nebenschiff der Mitternachtseite am zweiten Seitenaltar, unter welchem die Gebeine des heil. Leo ruhen. Erfindung, Anordnung, und Ausführung, sind gleich vortreflich. Der Künstler hat freilich die in der Legende behauptete sichtbare Erscheinung der beiden Apostel, wie sie mit drohenden Schwertern vom Himmel niederschweben, in seine Composition aufgenommen; doch ward ich durch diesen, vielleicht zu sinnlichen, Ausdruck jener rednerischen Hindeutung in meiner andächtigen Betrachtung des herrlichen Basreliefs nicht gestört. Auf dies Kunst-

werk einer frühern Zeit darf ich wohl ein neueres folgen lassen, das sich gleichfalls auf seine Weise vortheilhaft auszeichnet: das schöne Monument von Canova auf Clemens XIII. Die Statue des Papstes in knieender Stellung drückt die Wahrheit des stillen innigen Gebetes aus. In dem frommen Gesicht herrscht die heilige Ruhe eines gotterfüllten Herzens; in dem niedergeschlagenen Blick scheinen Demuth und Andacht vor der Welt sich zu verbergen. Rechts sieht die Religion, eine allegorische Figur mit einem Strahlenkranz; links lehnt sich an den Sarkophag ein Genius mit gesenkter Fackel, eine schöne schlanke Jugendgestalt: es ist das sanfte etwas schwermüthige Bild des letzten ernsten Momentes, der dem müden Leben die Eingangspforte zur Ruhe öffnet. Unten sind zwei trauernde Löwen, ganz unübertreflich gearbeitet.

Von den Werken der Bildhauerkunst ging ich zu den Gemälden über. Hier erfreute mich wiederum der Anblick der schönen Mosaikarbeit, die mich zuerst in Siena ergötzte (Thl. I, S. 277). Denn diese Kirche hat keine Originale, sie sind sämmtlich, als sollten sie mit der Dauer des Tempels wetteifern, Nachbildungen in Mosaik. In der Taufkapelle sieht man vortreflich auf diese Art übertragen, die Taufe Christi im Jordan, ein würdiges Gemälde von Karl Maratti. Mit flüchtigem Blick ging ich an der übrigen Menge vorüber, und wandte mich zu dem berühmtesten Meisterwerk Raphaels, die Verklärung Christi auf Tabor; wovon

das Original, wie ich schon bemerkt habe, nach Paris wandern mußte. Es war sein letztes Gemälde, und gilt allgemein für den Triumph seiner Arbeiten; daher es auch, als die höchste Vollendung seiner irdischen Unsterblichkeit, bei der Feierlichkeit seiner Bestattung über seinem Haupte ausgestellt ward. Christus schwebt gleichsam stehend über den Häuptern der unten Nachschauenden; ihm zu beiden Seiten, Moses und Elias, so als ob sie sich vom Himmel zu ihm herabsenkten. Der Reichthum und die Mannichfaltigkeit in dieser großen Composition ist bewundernswürdig, und die Anordnung des Ganzen vortreflich; und doch — ich wage es kaum auszusprechen — erregte dies Gemälde bei aller Begeisterung, die es einflößt, in meinem Gemüth ein Gefühl, welches den reinen Genuß unterbrach oder störte. Vielleicht veranlaßte dies die gräßliche Zerrgestalt des Besessenen, die sich dem Blicke zudrängt, und einen Mißton in die Harmonie brachte. Selbst Christus in der höchsten Fülle seiner Göttlichkeit, im Glanz seiner Verklärung, machte nicht den erwarteten Eindruck auf mich.

Den 2. Februar.

Der Peterstempel ruht auf den Gewölben einer unterirdischen Kirche, deren Fußboden als ein geheiligter Raum betrachtet wird: denn hier floß zu Nero's Zeiten das Blut der christlichen Märtyrer. Auch in diesen stillen Gewölben herrscht eine überraschende Prachtverschwendung, durch trefliche Al-

targemälde, schöne Mosaiken, köstliche Marmorsäulen, und interessante Mausoleen, wo mehrere Päpste, und merkwürdige Personen, in schönen Sarkophagen ruhen. Bei wunderbar wirkendem Fackelscheine durchwanderten wir diese Wohnung des Schweigens. Die Unterwelt schien sich geöfnet zu haben; ein Schattenreich von Erinnerungen aus der Vorzeit trat hervor. Hier fanden wir unter andern die Grabmäler des Papstes Bonifaz VIII und des deutschen Kaisers Otto II. Ein tragischer Tod riß beide herrschsüchtige Tyrannen hinweg. Der erstere ward, in seinem Streit mit dem Könige von Frankreich, von dem Ghibellinischen oder Kaiserlichgesinnten Colonna und dem Franzosen Nogaret gefangen genommen: die Wuth über diese Demüthigung brachte ihn um seinen Verstand, er starb 1303 als Rasender. Otto, von den Italiänern der Blutdürstige zubenannt, kam nach Rom um die Aufrührer zu züchtigen, und machte sich so verhaßt durch Hinrichtungen der Senatoren, die für die Rechte des Staats und Volkes gesprochen hatten, daß er im J. 983 durch Gift aus dem Wege geräumt wurde; minder gewaltsam hätte er länger und glücklicher regiert. — Vor den reichen Altären wird an bestimmten Tagen Gottesdienst gehalten. Ehemal gelangte man aus den Gewölben zu den labyrinthischen Katakomben, die sich weithin unter dem Vatikanischen Hügel erstrecken. Ein Engländer soll sich in diesen Irrgängen verloren haben, und seitdem der Eingang zu denselben vermauert

worden seyn. In einer Kapelle dieser unterirdischen Kirche zeigte man uns ein sehr verletztes Marienbild, nebst einem daneben eingemauerten Marmorstein, der eine kleine Aushöhlung hat wie von einem Tropfenfall; wobei man erzählte, ein frecher Heide habe nach diesem Bilde einen Stein geworfen, das Bild darauf wirklich Blut vergossen, und den Stein durch die schweren Tropfen ausgehöhlt.

Wir begrüßten das süße Tageslicht wieder in der obern Kirche, von der wir uns in die Sakristei begaben. Sie steht auf dem Raum einer ehmaligen Kirche, die der Patronin der von Fieberkranken verehrten heil. Jungfrau geweiht war. Das Bild dieser Maria, an welches sich noch heutiges Tages Fieberkranke wenden, steht da wo die Kapitularen ihre Meßgewänder anlegen. Auch hier knüpfte sich das Neuere an das Alte: denn auf ebendieser Stelle befand sich im antiken Rom ein Tempel der Göttin des Fiebers. — Papst Pius VI erweiterte und verschönerte die Sakristei, deren Bau er vollendet hat. Dem Eintritt, von der Kirche her, gab er einen Glanz, der mit der Pracht der Kirche selbst übereinstimmt. Zuerst überrascht die kolossale Bildsäule des Apostels Andreas, in einem Vorhause stehend, dessen Decke vier Colonnen von köstlichem Marmor, und Pfeiler von orientalischem Rosso antiko, tragen. Nun wandelt man aus einem Prachtgemach in das andre; jedes von eigener Bestimmung, und jedes mit einem Altar versehn, den ein treffliches Gemälde und Säulen von Marmor oder Ala-

baster schmücken. Die Wände sind mit dem köstlichsten Brasilischen Holz geschmackvoll bekleidet. Säulengänge von Marmor verbinden die Gemächer, und geben dem Ganzen ein sehr heitres Ansehn. Das zur Versammlung der Geistlichen Kapitelherrn bestimmte Gemach, oder die eigentliche Sakristei, macht einen angenehmen Eindruck. Man tritt in ein sehr geräumiges Achteck, wo das Licht von oben herab durch eine Kuppel fällt. Glanz und Geschmack erfüllen mit Bewunderung; doch hält es schwer, in dem Ueberfluß von prächtigen Gegenständen, alles zu einer schönen Einheit zusammen zu fassen, man behält kaum Aufmerksamkeit genug für das Einzelne. Ueber dem Altare steht die treffliche Nachbildung, in Mosaik, eines Gemäldes von Guido Reni, die Kreuzigung des heil. Petrus. Die Bildsäule des Papstes Pius VI befindet sich in dem Gemache, aus welchem man zu zwei prächtigen Treppen gelangt, die in ein anderes Vorhaus hinunter führen.

Den 3. Februar.

Ich habe schon bemerkt, daß die Größe der Peterskirche, in allen ihren Verhältnissen, sich gleichsam in sich selbst verbirgt, so daß sie der Wahrnehmung zu entschlüpfen scheint. Allein bei wiederholtem Anblick, und bei näherer Betrachtung der einzelnen Theile, tritt sie immer gewaltiger hervor, dergestalt daß die Bewunderung des Ganzen sich in fortwährender Steigerung befindet, und man nicht müde

müde wird diesen merkwürdigen Tempel zu besuchen. Er steht von früh bis nach Sonnenuntergang offen, und zu jeder Jahreszeit herrscht in ihm eine gemäßigte Temperatur. Man kann daher besonders bei schlechtem Wetter keinen angenehmern Aufenthalt finden, als in diesen prächtigen Hallen, welche durch die größte Reinlichkeit noch einladender sind. Diese wird durch büßende Männer und Frauen unterhalten, die sich zu dem Geschäft aus der Nähe und Ferne einfinden, um dadurch ihre Gewissensschulden zu tilgen.

Wir verweilten heute zuförderst vor der bronzenen Flügelthüre, deren Basreliefe Papst Eugen IV durch die berühmten Florentinischen Bildhauer Antonio Filareto und Simone Donatello verfertigen ließ. Unter den mannichfaltigen Darstellungen darauf suchten wir nach dem Grabmaale des jüngern Scipio Afrikanus. Dies stand auf dem Wege von der Engelsburg zum Vatikan (wo jetzt die Kirche Maria della Traspontina liegt), hatte die Form einer Pyramide, übertraf aber an Pracht und Größe das Grab des Cestius. Papst Alexander VI, durch gräßliche Frevel berüchtigt, achtete eben so wenig der alten Herrlichkeit Roms, als der sittlichen Gesetze: er vernichtete das hohe Mausoleum eines verehrten Helden, um den Marmor und die Steine zum Bau der Peterskirche zu benutzen. Wäre die Abbildung des ehrwürdigen Denkmaals nicht auf den Basreliefs dieser Thüre

mit erhalten, so würde die Vorstellung davon ganz verschwunden seyn.

Von hier begaben wir uns in die Kirche, die immer durch neue Gegenstände die Aufmerksamkeit fesselt. Nach dem Betrachten einiger sehr prächtigen Kapellen, stiegen wir die Treppe hinauf die zum Dache führt. In der Höhe von mehrern Stufen zeigte man uns, in einer Nische rechts, das Grabmaal der Königin Christina, von Porphyr, in Gestalt einer Urne, einige Zoll aus der Wand hervorstehend, in welcher es vermauert ist. Ach! hier begegnete mir nicht das weiche und doch erquickende Wehmuthsgefühl der Ahnung, die um die Ruhestätte eines frommen Entschlafenen schwebt. Mit vieler Anstrengung erreichten wir endlich die Stelle, wo man auf die Cornische der Kirche hervortritt. Eine schwindelnde Höhe, doch haben drei Personen bequem zum Nebeneinandergehen Platz. Wir machten den Weg um den ganzen innern Raum der Kirche, und traten dann auf die Fläche des Dachs hinaus. Hier ahnet man kaum auf einem Gebäude umher zu gehen; eine Ebene scheint es, auf der die Kuppel, welche die Größe des Pantheons hat, sich zwischen den Nebenkuppeln wie ein eigner Tempel erhebt. Es ist als ob man durch Straßen wanderte, wenn man neben den Gebäuden hingeht, die zur Aufbewahrung der Geräthschaften, der Baumaterialien, und für die Handwerker selbst bestimmt sind, welche fast ununterbrochen an Ausbesserungen

dieſer ungeheuren Kirche arbeiten. Vom Dache gingen wir durch das nehmliche Austrittspförtchen in das Innere zurück, und gelangten, auf einer ziemlich bequemen Treppe, zur Corniſche oder inwendigen Gallerie der Kuppel. Man würde den Schauder- und Schwindel-erregenden Blick von dieſer Höhe in die Kirche hinab nicht aushalten, wenn nicht ein eiſernes Geländer die Corniſche umfaßte. Am Innern der Kuppel ſind Moſaikgemälde, die Evangeliſten vorſtellend, ohne weiteres Künſtlerverdienſt, blaß auf den Effekt berechnet. Man kann ſich ihre Koloſſalität daraus denken, daß eine Schreibfeder, die ein Evangeliſt in der Hand hält, die Länge von 6 Fuß hat, aber von unten geſehen nicht das gewöhnliche Maß zu überſchreiten ſcheint.

Dann traten wir auf die äußere Gallerie der Kuppel hinaus, und ergötzten uns an der unermeßlichen Ferne. Es giebt aber noch einen höhern Punkt: wir ſtiegen im Innern der Kuppel, auf einer ſchmalen Treppe, zu der letzten Gallerie der ſogenannten Laterne hinauf. Welch eine Ausſicht eröffnet ſich hier, welch ein Geſichtskreis! Man blickt auf die Kirche hinab: ſie bildet, nebſt den daran ſtoßenden Vatikaniſchen Gebäuden, und deren Gärten, eine Stadt. Der herrliche Raum vor der Kirche, wie feierlich ſtill! Ihn überwölbt die Rotunde des blauen Himmels, der mehr eine Tempelhalle zu ſeyn ſcheint, als die Kirche ſelbſt. — Jeder meiner Begleiter hatte ſich ſeinen eignen Standpunkt

gewählt. Ich war allein, mein Geist schwebte über der unermeßlichen Weite; unter mir die veraltete Stadt, die sich einst trotzig und stolz die Hauptstadt des Erdkreises nannte. Ja, das ist der merkwürdige Boden, über welchen thatenreiche und greuelvolle Jahrhunderte hinzogen. Dort thront auf der Tarpejischen Felsenstirn das Kapitol; von da ging die Gewalt aus, welche Völker niederwarf, und Kronen von Königshäuptern riß. Ein Uebermuth, der durch keine andre Macht, als nur seinen eignen Frevel, gestürzt werden konnte. Wie ohnmächtig itzt, was einst so mächtig war! — — Aber dauernd und ewig waltet die Natur. So wand sich vor Jahrtausenden das weite Tiberthal mit seinem Strome um die sieben Hügel. Hier noch, einsam und vereinzelt, der alte Soracte. Dort, der hohe Albaner; aber kein Jupiter mehr. In der fernen Tiefe streift am Gesichtskreis das Gebirge hin, mit Wolkengebilden umlagert. In diesen Dünsten, welch ein Wechsel von Schatten und Licht! Dies Werden und Schwinden der Luftgestalten: nirgend erinnert es so eindringend, als hier in der Ruinenstadt, an das Leben und Sterben der Menschenmasse. So ziehn Völker und Geschlechter über die Erde, und eine überliefernde Stimme erzählt die halb wahre Fabel ihrer Erscheinungen. — Ein solches Gedränge von Gedanken und Empfindungen bewegte mein Gemüth, als ich von der schwindelnden Höhe herab stieg. Wie wird es dann seyn, fragte ich mich, wenn auch dies große Werk

der Baukunst in Ruinen zerfälle? Wird das Elend fortdauren, und nur seine Gestalten wechseln? Ist es eine Kreislinie, welche die Menschheit durchläuft? — —

Den 4. Februar.

Der Peterskir[illegible]e ist der Vatikanische Pallast so angebaut, daß er mit ihr unmittelbar zusammen hängt. Dieser mächtige Siz des hohen Kirchenfürsten hat seit seiner Entstehung Veränderungen erlitten, und Erweiterungen erhalten, ähnlich den Schicksalen der Kaiserpaläste. Mehrere Päpste nebst den gleichzeitigen Architekten haben daran ihren Geschmack, ihren Eigensinn, oder ihre Nachgiebigkeit gegen den herrschenden Zeitgeist, beurkundet: daher die völlige Regellosigkeit der Zusammensetzung; und wenn gleich unter den Meistern der verschiednen Theile vortrefliche waren, so zerstört dies nur um so mehr die Uebereinstimmung der unübersehbaren Gebäudemasse. Der Architektur der Peterskirche liegt das Gesetz eines Kreuzgebäudes zum Grunde, welches doch die Willkür der durch 150 Jahre laufenden Fortsetzung so zügelte, daß eine gewisse Einheit des Ganzen hervorgebracht ward. Ganz anders dieser Pallast, von dessen verwirrendem Labyrinthe selbst ein geübter Künstler nur mit Mühe einen verständlichen Grundriß aufzunehmen vermögte. Große Bewunderung erwecken einzelne Theile, an denen der Geist Bramante's, Raphaels, Bernini's und andrer sich offenbart. Mit Gregor

XI, der den päpstlichen Stuhl im J. 1377 von Avignon nach Rom versetzte, begann die Herstellung und Erweiterung. Die gegenwärtige Ausdehnung enthält eine Länge von 1080 und eine Tiefe von 720 Fuß: ein Umfang, der über elftausend Zimmer faßt, von denen einige, seit Jahrhunderten unbesucht, aus dem Gedächtniß verschwinden. Ganz neuerlich ward durch Wegschaffung eines zerfallnen Schranks eine Thüre entdeckt, die zu einem solchen vergessenen Zimmer führte, woselbst sich ein vortreffliches Gemälde gefunden haben soll.

Vom Vatikane zieht ein unförmlicher Gang von 1500 Schritten zur Engelsburg hin, mit sehr kleinen düstern Fenstern; man sieht ihn, wenn man über die Brücke der Engelsburg fährt. Er macht einen widrigen Eindruck: denn er trägt den Charakter der finstern Scheu, sich gleichsam heimlich hinter den Häusern des Petersplatzes wegschleichend. Alexander VI, der immer die Fußtritte der Rachegöttin hinter sich zu hören glaubte, ließ im J. 1500, zu seiner Rettung im Fall einer Empörung, diesen Gang erbauen. Durch ihn flüchtete sich 27 Jahre später Papst Clemens VII in die Engelsburg, als Kaiser Karl V Rom durch seine Soldaten überfallen und plündern ließ, und der Rachegeist des Connetable Bourbon in der Stadt wüthete.

Unter Sixtus V ward in den Jahren 1585 und folgenden der östliche Theil des Pallastes erbaut, den nach ihm die Päpste bewohnten. Auch der itzige Papst bezieht diesen Theil des Vatikans, wenn

ihn Feierlichkeiten die mehrere Tage dauern, veranlaſſen ſich in der Nähe der Peterskirche aufzuhalten. — Zwanzig große und mehrere kleine Hofräume befinden ſich zwiſchen den Abtheilungen der Gebäude. Acht große und verſchiedne kleinere Treppen führen zu den Sälen und Gemächern. Der Haupteingang, in der Vorhalle der Kirche neben der Konſtantiniſchen Statue (S. 309), macht ſogleich einen feſtlichen Eindruck. Die prächtige, mit herrlichen ioniſchen Säulen geſchmückte, Treppe heißt mit Recht die königliche. Auf ihr gelangt man zu dem großen Pauliniſchen Saal, welchen Paul III durch Sangallo aufführen ließ. Die Wände deſſelben ſind mit Gemälden von guten Meiſtern bedeckt. Das vorzüglichſte ſchien mir das, welches die Rückkunft Gregors XI in Begleitung der heil. Katharina darſtellt. Schön ſind die weiblichen Figuren der Tugenden, die den Papſt tragen. Welche Mannichfaltigkeit in den bewillkommenden Gruppen, die dem langentbehrten Segen des heiligen Vaters entgegen jauchzen! Das Ganze iſt wirkungsreich geordnet. Dies Gemälde füllt eine Wand, und gehört, meinem Gefühle nach, zu Vaſari's treflichſten Arbeiten.

Von dieſem Saale, der auch der königliche genannt wird, kommt man unmittelbar in die Pauliniſche und die Sixtiniſche Kapelle. In jener, die ihren Namen ebenfalls von dem erwähnten Papſte Paul trägt, wird in der Charwoche die Grabesfeier Chriſti durch eine große Erleuchtung verherrlicht.

Den Eingang aber entweihet das über der Thür befindliche Gemälde: die Pariser Bluthochzeit. Eine Darstellung solcher Entsetzlichkeit, am Eingang zu dem Denkmaale des gottgesandten Menschenfreundes, der Bruderliebe lehrte und seinen Feinden verzeihend starb! Die andre von Sixtus IV angelegte Kapelle, die bei Papstwahlen den Kardinälen mit eingeräumt wird, ist berühmt durch Michel Angelo's Freskogemälde, und durch das in der Charwoche daselbst aufgeführte Miserere. Sie bildet ein längliches Viereck, und soll für die Wirkung des Schalls ganz vorzüglich geeignet seyn. Die beiden Seitenwände haben Gemälde von Perugini und andern Meistern. Aber den ganzen Raum der Altarwand bedeckt das jüngste Gericht, von Michel Angelo. Hoch in der Mitte, Christus; zu seiner Rechten die Treubefundenen, zur Linken die Verstoßnen. Ueber diese Gruppe schweben Engel, welche die Marterinstrumente der Kreuzigung zeigen; neben ihnen zu beiden Seiten, verschiedne Heilige. Im untern Theile rufen Engel mit Posaunen die Todten aus den Gräbern: die Frommen steigen empor zur himmlischen Freude, die Verworfenen stürzen in den Abgrund der Verdammniß. Charon, der heidnische Fährmann, ist beschäftigt die Seelen über das stygische Gewässer zu bringen. Alle diese Gegenstände, wie sie nach allgemeiner Vorstellung der feurigen Fantasie des Künstlers vorschwebten, hat er mit Gewandtheit, zum Theil überkräftig, dargestellt. Unter den Seligen, unbedeutende schläfrige

Gesichter; unter den Verdammten, Verzerrungen bis zum Wahnsinn gesteigert. In der Zeichnung ist große Sicherheit und Leichtigkeit, und in den Gruppen eine sorgfältige Bestimmtheit des Einzelnen. Aber das Ganze läßt keine begeisternde Empfindung zurück. Selbst der Kontrast, dies wirksame Princip im Gebiet der Kunst, so wenig er hier vermißt wird, begünstigt den Eindruck nicht. Die Seligkeit ist hier ein Zustand der unthätigsten Ruhe, oder der völligsten Abspannung; die Verdammniß hingegen, ein Zustand größter Unruhe, die höchste Gespanntheit des Kampfes: folglich hier sowohl als dort ein Aeußerstes, welches immer in das Gebiet der Karrikatur hinübertritt. Soll einmal Himmel und Hölle gemalt werden, so zeigt vielleicht das Beispiel eines solchen Meisters, inwiefern die Aufgabe lösbar ist. Vom Kolorit läßt sich kaum noch urtheilen, da der Kerzendampf seit Jahrhunderten das Gemälde angeschwärzt hat. Ich habe lange vor demselben gestanden, aber es war und blieb mir ein unangenehmes Gewirre *).

Das Deckengemälde, ebenfalls Michel Angelo's

*) Die verehrte Verfasserin gehörte also gewiß nicht zu den blinden Bewunderern und Lobrednern, von welchen der große Michel Angelo prophetisch ausrief: o quanti quest'opera ne vuole ingoffire! — Wir wissen aus öffentlichen Blättern, daß der treffliche Kupferstecher Metz, welcher in England sein Werk über das jüngste Gericht vollendete, es erst kürzlich dem zurückgekehrten Papste Pius VII feierlich überreicht hat. B.

Arbeit, stellt die Schöpfung dar. Um eine solche Thatsache zur kunstmäßigen Anschauung zu bringen, mußte etwas zum Grunde liegen, folglich das alte Chaos in Anspruch genommen werden, aus welchem Gott die Welt des Lebens hervortreten läßt. Der Sündenfall durfte nicht fehlen, auch Propheten und Sibyllen sind schon vorhanden. Unter den verschiednen Figuren war es besonders Eva, die ich mit Vergnügen betrachtete: eine ziemlich liebreizende Jugendgestalt. Der schaffende Gott wird von Künstlern vor allen bewundert. Eine ehrwürdige, kräftige, aber sehr ernste, Greisesgestalt. „Siehe, Israel, dein Gott ist ein eifriger Gott!" Diese Vorstellung, durch die Nähe des Sündenfalls herbeigerufen, scheint dem Künstler vorgeschwebt zu haben. Doch für mein Gefühl hat jedes Bild des Weltengeistes, dessen Unendlichkeit alle Umrisse verschmähte, etwas sehr anstößiges. Ehrfurchtsvoll anbetend, wie Christus uns lehrt, darf nur Ahnung, aber weder Pinsel noch schulgerechter Beweis, diesem höchsten heiligsten Urwesen sich nahen. Den mythologischen Gottheiten waren ihre bestimmten Umrisse angewiesen, sie konnten und durften dargestellt werden.

Der Sixtinischen Kapelle gegenüber liegt die sogenannte Sala Ducale, die nebst den daran stoßenden Zimmern zum Konklave der Papstwahlen gezogen wird. In diesem Saal hat das am grünen Donnerstag übliche Fußwaschen Statt. Er ist nicht durch besondere Kunstwerke ausgezeichnet: ganz niedlich

ſind die an der Decke umherflatternden Arabesken; und einen angenehmen Eindruck macht der aus Gyps von Bernini künſtlich angeordnete architektoniſche Mittelvorhang, welcher von Engeln auseinander gehalten wird, und den ganzen Raum in zwei Theile ſondert.

Wer hätte Zeit und Muth zu einer Reiſe durch die tauſend Zimmer dieſes Pallaſtes? Heute begaben wir uns nur noch zu den Raphaelſchen Logen und Stanzen. Jene ſind eigentlich Abtheilungen eines Säulenganges (Corridors), welcher nach der Hofſeite hin offen iſt. Dieſen Hof nehmlich umgeben von drei Seiten, in quadratiſcher Form, übereinander ſtehende Arkaden. Jene berühmten Freskogemälde, die man der Gegenſtände wegen auch „die Bibel Raphaels" zu nennen pflegt, ſchmücken den mittlern Gang der dreifachen Arkaden, welcher gewöhnlich die Logen heißt: eine Benennung womit man in Italien jeden Altan und jede Gallerie bezeichnet. Mit klopfendem Herzen trat ich zu den mit Recht hoch geprieſenen Schätzen der Kunſt. Zwar empfing mich nicht das Entzücken einer ergreifenden Ueberraſchung, ſondern die ſüße Freude einer erneuerten lieben Bekanntſchaft: denn in St. Petersburg hatte ich mich an den ſehr gut durchgeführten und im friſcheſten Kolorit blühenden Nachbildungen dieſer Meiſterſtücke ergötzt, mit denen Katharina II dem Schloß der Eremitage eine hervorſtechende Verherrlichung gegeben hat. Sorgfältiger, als die Originale, ſind jene Copieen, durch große

Glasfenster aus einem Stücke, welche die Offenheit der Logen nachahmen, gegen den Eindrang schädlicher Witterung gesichert. Aber hier traten die bewunderten Schöpfungen selbst vor meine Augen; und es ist doch ein ganz anderes Gefühl, da zu stehen, wo des Meisters eigene Hand schuf, wo sein Geist waltete. Es kümmert die Bewunderung wenig, daß Jahrhunderte an der Frischheit des Kolorits genagt haben.

Die Abtheilungen oder Felder dieser Gemälde sind mit einem Rande fantastischer, aber zierlicher, Bildnerei eingefaßt; es ist ein gleichsam scherzendes Geflatter fröhlicher Kinder einer reichen Einbildungskraft. Mit dieser Art Malerei, die man Arabesken nennt, wurde die Kunst erst seit Entdekkung von Titus Bädern (S. 102) bekannt, aus denen Raphael manche Idee schöpfte: doch den selbsterfindenden großen Künstler verläßt seine Eigenthümlichkeit nie. Gerne verweilt der Blick auf diesen anmuthigen Kränzen, die doch fast ein wenig zerstreuend auf den Eindruck der Hauptgemälde wirken; auch mögte etwas Unziemliches darin erscheinen, daß der Meister einen so launigen Scherz in die Nähe des heiligen Ernstes der Kunst zu bringen für gut fand. — Die Hauptgemälde der dreizehn Felder, die den einen Flügel der Gallerie ausfüllen, sind theils von Raphael selbst, theils nach seinen Zeichnungen von seinen besten Schülern ausgeführt; in allen aber lebt und webt gleichmäßig der Geist des vollendeten Künstlers. Es würde mich zu weit

führen, über jedes Gemälde hier den Ausdruck meiner Empfindungen niederzulegen; mein Auszug wird nur diejenigen enthalten, die mich besonders ansprachen. Im ersten Felde hat Raphael denselben Gegenstand behandelt, den Michel Angelo im Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle bearbeitete: die Schöpfung der Welt. Auch er hat das Chaos zum Grunde gelegt; auch er hat eine ehrwürdige Greisesgestalt dargestellt. Zwar ist mehr Milde über diesen schaffenden Gott ausgegossen, doch verräth er eine gewisse Anstrengung, eine Mühwaltung, die dem Begriff der Allmacht widerstreitet. „Gott sprach, es werde Licht; und es ward Licht.“ Wie erhaben! Das ist eine würdige Andeutung des Unfaßlichen; doch so etwas läßt sich freilich nicht malen. Ich habe aber mein Gefühl über diesen Gegenstand bereits ausgesprochen. Im zweiten Felde stellt sich die Thierschöpfung dar; im dritten erscheint Eva, eine liebreizende Gestalt, die Adam mit freudetrunkenen Blicken anzustaunen scheint. Weiterhin spielt eine gar liebliche Scene der idyllisch patriarchalen Welt: Jakob findet die beiden Schwestern Lea und Rahel am Brunnen. Welche Anmuth, Naivetät und Unschuld, in allen Zügen der handelnden Personen! Moses mit den Gesetztafeln ist ganz feierliche Würde; und dann wiederum Joseph unter seinen Brüdern, sehr gut erfunden und ausgeführt. Bedeutender und sinnvoller noch ist das Gemälde, wo Joseph traumdeutend vor Pharao steht. Aber eine Darstellung voll Andacht und

Entzücken iſt die Taufe Chriſti. Lauter edle würdige Geſtalten, die den Heiland umgeben; und wie erhebt ſich dennoch unter ihnen die ſeinige! Das iſt der vom Himmel Geſandte, ganz umleuchtet, und innig durchdrungen von der Gottheit. Vor den übrigen Stücken tritt, wegen des beſſer erhaltenen Kolorits, die Einſetzung des Abendmahls hervor; in den Geſichtern der Apoſtel ſind die verſchiednen Bewegungen ihres Innern ſichtbar, denn ihr Meiſter hat die Andeutung ſeines Verräthers ausgeſprochen. Ueber ihn ſelbſt waltet die Ruhe des Himmels; dieſer Kontraſt bewirkt ein unnennbar erhebendes Gefühl. — Die zwei andern Flügel der Gallerie enthalten die Fortſetzung der neuteſtamentiſchen Geſchichten, von verſchiednen Meiſtern.

Von den Logen gingen wir zu den Stanzen über, die Raphaels eigentlicher Triumph ſind, deren vollſtändige Ausführung er aber ſeinen Schülern überlaſſen mußte, da der Tod ihn in der ſchönſten Blüthe des Lebens fortriß. Der erſte Eintritt in dieſe Säle macht einen düſtern Eindruck. Die hohen Gewölbe ſind durchaus leer, und nur die Wände mit dunkelgewordenen oder verblichenen Gemälden bedeckt. Es war mir als träte ich in die Vorhallen einer Schattenwelt, die hinter einem Nebelſchleier hervorblickte *). Die Wände des er-

*) Nicht ſowohl die Zeit, als die barbariſchen Horden Karls V, die Rom und das römiſche Gebiet plünderten, beſonders aber die Räuber des Connetable von Frankreich, haben ihre feindſeligen Spu-

ſten Saals enthalten die Geſchichte Konſtantins: Zuerſt, wie er in einer Rede ſein Heer zur Schlacht ermuntert; hierauf die Schlacht ſelbſt; dann die Taufhandlung, die ihn zum Chriſten weiht; endlich den Akt der Schenkung des römiſchen Gebiets an den päpſtlichen Stuhl. Die Schlacht wird für das Meiſterſtück unter dieſen Gemälden erklärt. Sie iſt freilich mit allen grellen Wendungen und Zufälligkeiten eines ſolchen entſetzlichen Schauſpieles dargeſtellt. Ein einziges menſchliches Gefühl zittert durch dies Mordgetümmel: ein greiſer Vater hat ſich durch die Lanzen gedrängt, und trägt den Leichnam ſeines gefallenen Sohnes davon. Das Ganze mag wohl den ihm allgemein zuerkannten Preis verdienen; aber — es iſt eine Schlacht! ich wende meine Augen hinweg. Schlachten möge die Geſchichte erzählen, die Dichtkunſt beſingen; beide uns für den wahren Helden begeiſtern, der nicht erobernd, ſondern gegen einen räuberiſchen Eroberer, kämpft. Im Gemälde vermag ja nicht der Blick jenen von dieſem zu unterſcheiden. Hier kann nur das Gräßliche, das Mörderiſche der Wuth, nicht das Große eines Edlen, der ſich der Vertheidigung des Vaterlandes aufopfert, zur Anſchauung gebracht

ren vom J. 1528 an den Meiſterſtücken der Kunſt hinterlaſſen. Die Bande des Letzteren hatte die Raphaeliſchen Stanzen zu ihren Kaſernen gewählt; der Rauch des Feuers, das ſie in dieſen Sälen anzündeten, hat die Gemälde größtentheils um ihr Kolorit gebracht.

werden. Das Beispiel der Alten sollte nicht zur Rechtfertigung dienen; ihnen kann, nach meinem Gefühl, im Allgemeinen Härte und Unmenschlichkeit vorgeworfen werden. Ein entsetzlicher Anblick ist mir Apollo, wie er den Marsyas schindet; Achill, wie er den mit parteiischer Götterhülfe erlegten edlen Hektor, an den Wagen gebunden, mit blutigem Haar durch den trojanischen Staub schleift. Ueberhaupt ist auch die Empfindung, die der sinnliche Anblick erregt, schneidender, als die Vorstellung welche die lebhafteste Erzählung zurück läßt. Doch will ich hiemit nicht sagen, daß es der Kunst durchaus verwehrt seyn solle, Gegenstände von kriegerischen Auftritten zu wählen. Vor Heinrich IV ward ein Gefangner der Ligistischen Partei gebracht; er konnte eine Hindeutung auf die große Uebermacht der Ligue, gegen das kleine Heer das er hier sah, nicht unterdrücken; Heinrich antwortete: „Ihr rechnet Gott nicht mit, und meine gerechte Sache.“ Wer das malen könnte!

Ich gehe zu mildern Vorstellungen über. Im sogenannten Heliodorischen Saal fällt mir sogleich das Wunder von Bolsena in die Augen (Thl. I, S. 292). Das zurückfahrende Schrecken des Priesters, als die gebrochene Hostie von leibhaftem Blute rinnt, blickt auf das lebendigste aus seinem Gesicht hervor; den Kreis der Zuschauer ergreift Erstaunen, das sich auf mannichfaltige Weise äußert; aber der Papst, in dessen Gegenwart das Wunder geschieht, zeigt die ruhige heilige Zufriedenheit, die nichts

nichts anders erwartete. Welcher Sektenmeinung man zugethan sey, dies Gemälde verdient Bewunderung. — Einen unauslöslichen Eindruck auf mich machte Petrus Rettung aus dem Gefängniß. Die Darstellung hat drei Akte: den schlafenden Petrus unter den schlafenden Wächtern, der Engel weckt ihn; die Wegführung des Apostels durch den Engel; das Auffahren der erschrockenen Wächter, da der Glanz des Himmels sie berührt. Verwunderung, Erstaunen, Furcht blicken aus den Gesichtern. Eine wahre Poesie der Farben! Der Glanz hinter dem schwarzen Gefängnißgitter macht einen hinreißenden Eindruck. Es ist ohne Zweifel eins der wirkungsreichsten Gemälde.

Ich sah itzt Attila's Flucht von Rom, womit mich schon Algardi's Basrelief am Monument des heil. Leo bezauberte (S. 315). Die Vergleichung, wie zwei große Meister den nehmlichen Gegenstand behandelten, und wie die Kunst des Meißels sich zu der des Pinsels verhält, gewährt ein hohes Vergnügen. Wenn man auch annimmt, daß eine Reminiscenz des Raphaelschen Gemäldes Algardi'n vorgeschwebt habe, so läßt sich bei aufmerksamer Erwägung beider Werke doch nicht läugnen, daß aus dem Basrelief ebenfalls ein origineller Geist athmet. In Raphael's Gemälde entwickelt sich gleichsam ein episches Gedicht. Die Hauptperson, der alles dient, um sie hervorzuheben, ist Leo. Demüthig, doch würdevoll, sitzt auf einem Maulthiere der erhabene Fürst der christlichen Kirche, dem das

heilige Zeichen seines Glaubens vorgetragen wird. Ihn umgiebt ein zahlreiches Gefolge; aber er ist der Punkt, von dem Glaube, Hoffnung und feste Zuversicht ausgehn, und sich über alle jene verbreiten. Eine hellglänzende Luft umleuchtet den ehrwürdigen Zug; oben, in gelblich-sonnigem Himmelblau, schweben Petrus und Paulus mit drohenden Schwertern, vor denen ein Orkan auffährt, der schwarze Gewitterwolken den Barbaren zuschleudert. Umfangen mit Nacht ist Attila's Heer, Bestürzung und Schrecken hat ihn und seine Schaaren ergriffen, die Rosse selbst werden flüchtig und bäumen sich, der Sturm reißt die flatternden Fahnen rückwärts. Das Heilige siegt. Welche reiche Lebendigkeit, welche weisheitvolle Anordnung, welche klar ansprechende Anschaulichkeit, herrscht durchaus in dieser vortreflichen Composition! Und doch störte mich hier die Erscheinung der Apostel in der Luft, was bei Algardi's Werke nicht der Fall war. Wahrscheinlich ist es das Farbenlicht, welches sie im Gemälde auffallender macht *).

*) Ich kann mich nicht enthalten einer sonderbaren Wirkung zu erwähnen, welche dies Gemälde in den neuesten Zeiten auf das römische Volk gemacht hat. Als unter der Regierung des letztverstorbenen Papstes die Französische Revolutionsarmee den Kirchenstaat mit Ueberfall bedrohte, nahm die Regierung ihre Zuflucht zu Fasten, Bußtagen und Prozessionen. Das Volk glaubte dadurch den Himmel gewonnen zu haben; wozu bedurfte es noch anderweitiger Maßregeln? Die Franzosen rückten heran,

Jetzt traten wir in den Saal, der das Höchſte offenbaret was der Genius Raphaels aufzuſtellen fähig war. Hier hat er eine Gewandtheit entwickelt, die man betrachtet haben muß, um ſie für möglich zu halten. Was in den innerſten Tiefen der Seele vorgeht, Bewegungen des Gemüths, auf der Oberfläche einer Menſchengeſtalt erſcheinen zu laſſen, das iſt die Aufgabe der darſtellenden Kunſt. Ruhe iſt gleichſam der Mittelpunkt, von wo die verſchiednen Gefühlsveränderungen, die Schattirungen der Freude, des Schmerzes, der Frohheit, des Kummers, der Hoffnung und der Verzweiflung ausgehn. Je abweichender von jenem Punkt ein Gemüthszuſtand iſt, deſto auffallender muß ſeine Erſcheinung auf der Oberfläche ſeyn, und deſto faßlicher alſo für die nachahmende Kunſt. Die feine-

ſchon waren ſie dem Ponte Molle nahe. Das Volk drängte ſich über die Brücke, nicht bloß aus Neugier, die unwillkommnen fremden Gäſte zu begaffen, ſondern um das große Schauſpiel aus Leo's Zeit wiederholt zu ſehn: denn es war vollkommen überzeugt, daß die zwei Apoſtel ſichtbar erſcheinen, und Vernichtung mit Donner und Blitz auf die neuen Barbaren, wie man die Franzoſen nannte, ſchleudern würden. Die Blicke waren zum Himmel gerichtet; aber kein Apoſtel erſchien, die Franzoſen drangen in die Stadt. Das Schmerzgefühl der getäuſchten Erwartung war eben ſo groß, als die vorherige Sicherheit; im höchſten Unwillen riefen mehrere Stimmen: nostri Preti ci ingannano (unſre Prieſter betrügen uns).

ren Abstufungen hingegen erfordern einen zarteren, durch Philosophie und Menschenbeobachtung gebildeten Kunstsinn, um sie zur Anschauung zu bringen. Und vollends die Darstellung der Abgezogenheit, die den Denker beschäftigt, die stille sinnende Verstandesarbeit, die nur im Mittelpunkt der Seele vorgeht, im Gebiet der Ruhe, wo alle Leidenschaft fern ist; mit einem Wort, die künstlerische Behandlung eines Zustandes, der so geistig ist, so wenig Erscheinendes darbietet, ist die Aufgabe eines Meisters vom höchsten Range. Raphael hat in dem Gemälde, welches man die Schule von Athen nennt, diese Aufgabe gelöst. In einem würdigen angemessenen Lokal führt der große Künstler die alten Weisen der Vorzeit, in verschiednen Gruppen, uns vor die Augen. Den Ort der Versammlung bildet eine weite Halle, von schöner Architektur, mit treflichen Säulen geschmückt. Ihn weihen gleichsam die Bildsäulen von Apollo und Minerva zu seiner Bestimmung ein. Ungelehrt wie ich bin, erhielt ich von meinem Begleiter eine Erklärung der verschiednen Scenen des großen Gemäldes, — eine Erklärung die freilich auf Ueberlieferung beruht.

Sogleich beim Eintritte bemächtiget sich des Beschauers der dichterische Philosoph, oder wie man will der philosophische Dichter, Plato. Er steht neben Aristoteles, er spricht mit ihm, ja! er spricht. Seine Seele fliegt mit seinem Blick zum Himmel, zu dem Urwesen, dem alles Wesen entfloß. Aristoteles scheint die Aufmerksamkeit seines

Freundes für die Erde gewinnen zu wollen. Der Gedanke des erstern steigt vom Himmel zur Erde herab, die Weisheit des letztern erhebt sich von der Erde zum Himmel. Sokrates, in einer andern Gruppe, erscheint in einer Stellung die seine Manier zu philosophiren sehr verständlich ausdrückt: er zählt gleichsam den Zuhörern die zugegebenen Sätze noch einmal vor, um daraus die gesuchte Wahrheit herzuleiten. Die Gestalt des Weisen ist nicht schön, aber edel und würdevoll; auf seinem Gesicht spricht die zufriedne Sicherheit, welche sich schon an dem Siege ergötzt, den die Gewalt der Wahrheit davon tragen wird. Seine Rede ist an einen schönen jungen Krieger gerichtet, vermuthlich seinen Liebling Alcibiades. Diogenes, der alle Bedürfnisse, alle Verhältnisse, und auch diese Versammlung verachtet, bleibt fern von ihr, und liegt charakteristisch genug auf den Stufen, die zu der Halle führen. Der erfinderische Archimedes erscheint unter lauter Gestalten voll verständigen Ausdrucks; er erklärt ihnen mathematische Figuren. Unter ihm soll Bramante vorgestellt seyn. Der uralte Perser Zoroaster hat eine Gesellschaft um sich, unter welcher die geistvolle Gestalt mit der schwarzen Mütze meinen Blick anzog; es ist des Künstlers eigenes Bildniß, das ich schon in andern Raphaelschen Gemälden gesehen hatte.

Diesem herrlichen Werke gegenüber sieht man eine andre sinnige Darstellung. Was hier zur Anschauung gebracht wird, ist ein gelehrter Streit, ein Gedankenwechsel, der das heilige Abendmahl be-

trift. In Anspielung hierauf ist das Lokal der Verhandlungen ein Raum, wo der Aufbau einer Kirche beginnt, und woselbst sich die ehrwürdigen Kirchenväter und andre Gelehrte versammelt haben. Man sieht, es ist ein Streit der Meinungen, den der Preis des Sieges begeistert, und der folglich schon mehr Leidenschaft zuläßt, als in der Schule von Athen wahrzunehmen seyn durfte. Man geräth über die feine Unterscheidungsgabe des erhabenen Künstlers in Erstaunen. Welche Lebendigkeit im Ganzen! und wie ansprechend und bestimmt tritt jedes Einzelne hervor! Der heil. Augustin diktirt seine Meinung, und man möchte die Worte von seinen Lippen vernehmen. Die vier Kirchenväter sitzen am Altar der werdenden Kirche; unter den übrigen Gruppen blicken noch vortrefliche Köpfe hervor, voll Wahrheit und Kraft. — In eben diesem Zimmer befindet sich der Parnaß, nach meinem Gefühle in solcher Umgebung nur dienend, die zuvor betrachteten Gemälde zu heben. Feine Gedanken enthält auch dies Werk. Die Violine des Apollo ist vielleicht ein Scherz, der auf Michel Angelo zielt, welcher die christlichen Seelen dem heidnischen Charon anvertraute (S. 328).

Ich beschloß meine Wanderungen durch die Stanzen mit dem Saale, der das Gemälde der brennenden Häusermasse in Rom, die unter der Benennung Borgo di Sto Spirito bekannt ist, enthält. Die Gebäude stehn in hellen Flammen, welche die umgebende Nacht furchtbar erleuchten;

der Sturm brauſ't in die Gluth, und ſtreut die Funken umher. Der Papſt beſpricht ſegnend das Feuer. Alles iſt mit weiſer Berechnung angelegt, und thut eine ergreifende Wirkung. Welche Situationen ein ſo plötzliches Unglück hervorbringen kann, hat Raphael hier zuſammen geſtellt. Ein Sohn trägt ſeinen kraftloſen Vater aus den Flammen, eine Mutter enteilt mit ihrem Kinde der umhergreifenden Gefahr, eine andre reicht das ihre aus dem Fenſter des ſchon brennenden Hauſes angſtvoll dem untenſtehenden Vater. Um Hülfe flehende Hände ſtrecken ſich dem Papſte entgegen. Alles wahr und vortreflich; doch zeigt dies Gemälde Stellen, die mir minder gefielen: beſonders machte die ziegelrothe Figur, die ſich, wenn ich nicht irre, aus einem Fenſter herabläßt, einen ungünſtigen Eindruck. Indeß erregt das Ganze hohe Bewunderung. Tiefes Gefühl, mit einer lebhaften aber geregelten Fantaſie, leitete überall die Hand des ſchaffenden Künſtlers *).

*) Es entging der feinſinnigen und gemüthvollen Beſchauerin nicht, daß ſich alle Herrlichkeit des Raphaeliſchen Geiſtes am meiſten in der Schule von Athen offenbart, einer ſehr ſchwierigen Aufgabe, die er (nach Mengs überwiegenden Gründen) auch mit am ſpäteſten malte. Dann kommt die Schlacht Konſtantins, die Kenner, obgleich in ganz andern Beziehungen, der Schule zur Seite ſtellen. Noch immer iſt nichts Befriedigenderes und Lehrreicheres über die Stanzen geſchrieben, als was uns Heinrich Meyer im erſten Theil der Propyläen darüber mittheilte. B.

Den 5. Februar.

Einen ansehnlichen Theil des Vatikans nimmt die Bibliothek ein. Den Grund zu ihr legte der heil. Papst Hilarius im J. 465, im Pallast des Laterans. Nikolaus V hat sie vermehrt, und nach dem Vatikan versetzt, wo Sixtus V sie stark bereicherte, und ihr Lokal durch Fontana erweitern und verschönern ließ. Auch war es dieser Papst, der zur Fortsetzung und Erhaltung der Büchersammlung einen bestimmten Fonds errichtete. Zu dem Hauptsaale gelangt man durch einen Vorsaal, wo die Offizianten sich aufhalten, und diejenigen welche die Bibliothek benutzen und Auszüge machen. Hier sind die Landschaften von Paul Brill vorzüglich zu bemerken. Imponirend ist der Anblick des Hauptsaals. Er hat eine Länge von 96 und eine Breite von 48 Fuß. Sieben treffliche Pilaster stützen die Decke, und theilen den Saal in zwei Schiffe; durch die großen Fenster von beiden Seiten fälle die vortheilhafteste Beleuchtung ein. Die Gemälde über der Cornische um den ganzen Saal, stellen die merkwürdigsten Begebenheiten aus dem Leben des P. Sixtus V dar. Zwischen den Fenstern linker Hand sind die vornehmsten Bibliotheken des Alterthums abgebildet, rechts die vornehmsten Kirchenversammlungen. Den mittleren Pfeiler bedecken die Namen der Sprachenerfinder; das Verzeichniß fängt, wie man denken kann, mit Adam an. Zwischen den Schränken stehn große Tische vom köstlichsten Gra-

nit, mit guten Basreliefs von stark vergoldetem Metall geziert. Zwei merkwürdige Ueberbleibsel des Alterthums werden hier aufbewahrt: eine 9 Fuß hohe Säule von orientalischem durchsichtigen Alabaster, ausgegraben im J. 1702 vor der Porta Maggiore an der Appischen Straße; und ein Sarkophag von Marmor, mit dem darin gefundenen Leichentuche von Asbest. — Beim ersten Eintritt merkt man nicht, daß man zu einer Bibliothek kömmt; die Bücherschränke sind verschlossen: doch wird der Zulaß mit vieler Liberalität, besonders Fremden, gestattet.

Zu beiden Enden des großen Saals schließen sich lange ebenfalls mit Büchern gefüllte Gallerieen an. Außer den treflichen antiken Etrurischen Vasen, die auf den Schränken stehn, enthalten diese Gallerieen und die daran stoßenden Zimmer noch andre Merkwürdigkeiten. Zwei marmorne sitzende Figuren sind berühmt: die eine, der Redner und Philosoph Aristides aus Smyrna; die andre, der heil. Hippolyt, an dessen bischöflichem Stuhle der von ihm eingeführte Osterkalender zu sehen ist. Die erste, eine wirklich griechische Arbeit, übertrift bei weitem die letztere. Ein andres Zimmer ist mit christlichen Alterthümern angefüllt, die von Benedikt XIV und seinen Nachfolgern gesammelt wurden. Schauder erregen die Marter-Instrumente, womit einst die Opfer des christlichen Glaubens zu Tode gepeinigt wurden. Wie konnte ein Mensch seine Erfindungsgabe dazu anstrengen! Diese Wahrneh-

mung ist herzzerreißend; aber auf der andern Seite erscheint, erhebend, die durch solche Prüfungen bewährte Kraft, welche den ausgesonnensten Martern eine Beharrlichkeit entgegen stellt, die Alles hingiebt, und nur das Kleinod ihres Glaubens, das Unterpfand einer höhern Bestimmung, festhält.

In einem Saale, den der edle Ganganelli eingerichtet hat, verdient ein allegorisches Deckengemälde von Mengs Aufmerksamkeit. Die Muse der Geschichte schreibt die Begebenheiten der Welt auf die Flügel der Zeit. Neben ihr steht, auf der einen Seite, ein dienender Genius, auf der andern Janus, der die Jahre wie den Himmel aufschließt. Ueber ihr in luftigem Gewölk schwebt Fama. Die übrigen Dekorationen sind von Porphyr und Granit, der Fußboden ist von köstlichem Marmor. Dieser Saal bewahrt die Handschriften auf Baumrinden und seltenen Papiergattungen. Ein freundliches Kabinett ist einer reichen schönen Sammlung von Kupferstichen gewidmet, und mit Bildnissen der vorzüglichsten Kupferstecher geschmückt. Das letzte Zimmer enthält in verschiednen Schränken eine bedeutende Zahl römischer Alterthümer, eine beträchtliche Sammlung der seltensten Münzen, ganz vortrefliche Cameen, und interessante kleine Statuen von Bronze. Vorzüglich anziehend waren für mich die Denkmaale getrennter Liebe, die Thränengefäße, Opferschalen und Lampen, die man in antiken Gräbern fand. Noch vor einigen Jahrzehenden wurde — wie man glaubt, in dem Grabe der geliebten Toch-

ter Cicero's, Tullia — ein Thränengefäß *), eine Lampe, und eine starke lichtbraune Haarflechte gefunden: diese drei Sachen werden mit besonderem Interesse gezeigt.

Den 6. Februar.

Bereits seit Jahrhunderten ist der Vatikan ein herrlicher Musentempel. Wenn gleich die wechselnde Persönlichkeit der Regenten über Kunst und Wissenschaften nicht immer gleiche Gesinnungen und Grundsätze hegte; so hat sich doch in diesem Pallast ein seltener Reichthum von den vorzüglichsten Werken gesammelt, die der menschliche Geist vor und seit Wiederherstellung der Kultur hervorbrachte. Man tritt in das nach seinem Stifter Clemens XIV benannte Clementinische Museum, zu den

*) Es bedarf kaum einer Andeutung, daß die gläsernen Fläschchen, die hier bloß nach hergebrachtem Sprachgebrauch Thränengefäße genannt werden, wohl nur zur Aufbewahrung kostbarer Salböle und Spezereien, die bei den Todtenbestellungen der Alten eine so große Rolle spielten, gedient haben mögen. Die meisten sind aus den römischen Katakomben gekommen, wobei man durch den röthlichen und opalisirenden Schimmer des Glases zu mancherlei Fehlschlüssen verleitet worden ist. S. Boldetti Osservazioni sopra i cimeteri di Roma T. I, p. 158. Es kommt dies alles auf Rechnung der unterirdischen Dünste. Bekanntlich hatte Rath Reiffenstein die erlesenste Sammlung von antiken Gläsern aller Art, die von der Kaiserin Katharina II gekauft und nach St. Petersburg verpflanzt worden ist. B.

Schätzen der Bildhauerei, und erstaunt wie viel noch trotz der Beraubungen vorhanden ist. Die Stellen der entwendeten Meisterstücke sind mit deren Abgüssen besetzt. Winkelmann, Visconti und andre haben vortrefliche Uebersichten dieser Sammlung geliefert. — Still bewundernd werde ich diesen Tempel durchwandern, hier und da bei einem ausgezeichneten Kunstwerk verweilen, und für meine durchaus anspruchlose Bemerkungen nur dasjenige ausheben, was mein Gefühl besonders ergriff und mir werthe Empfindungen zurückließ. Das Anschaun der Werke des antiken Kunstgeistes erfüllt mit einem gewissen schwermüthigen Ernste, der durch die übriggebliebenen Denkmaale einer letzten Zärtlichkeit, wenn ich so sagen darf, noch schauerlicher wird. Wenn die Alten in ihren Volksfesten, mit wenigen Ausnahmen, den Vorwurf der Härte und Wildheit verdienen, so wußten sie wieder in gewisse Förmlichkeiten, die sich nicht auf die Religion oder den Staat, sondern auf das Herz, auf das Reinmenschliche bezogen, so viel Milde und weiche Zartheit zu bringen, daß man wünschen könnte, unsre Gebräuche mit manchen der ihrigen zu bereichern oder zu verschönern. Besonders gilt dies von der Art wie sie ihre Todten behandelten und deren Andenken feierten.

Beim Eintritt fiel mein Blick sogleich auf den Deckel eines Sarkophags; ihn schmückt die Abbildung einer weiblichen Figur in Lebensgröße. Es ist eine, aus den Armen der Liebe, dem Tod zuge-

sunkene Gestalt: denn zu ihren Füßen steht ein Amor mit dem Köcher, ein zweiter mit dem festlichen Blumenkranze ruht zu ihrem Haupte. Durchaus spielte Amor in allen innersten Verhältnissen der Alten eine wichtige Rolle: dem ganzen Daseyn gab er Leben und Licht, bestreute selbst den dunkeln Weg zum Grabe mit den heitersten Blumen, mit Rosen, Lilien, Myrten; nur die umgekehrte Fakkel deutet auf das Erlöschen des irdischen Daseyns. Ich wendete mich zu dem Sarkophag des Scipio Barbatus. Das Grab dieses berühmten Geschlechts ward erst vor 25 Jahren entdeckt (S. 196); auch der alte Dichter Ennius hatte in demselben seine Ruhestätte. Die vorgefundnen Grabschriften sind an der Wand eingemauert. Daneben reizte mich ein kleiner Sarkophag, der die Asche zweier Kinder enthielt. Auf dem obern Theil sieht man die beiden kleinen Gestalten, wie im Schlummer ruhend. Am untern Theil steht eine Siegesgöttin an eine Palme gelehnt, und öffnet die Pforte des Todes. Die Siegesgöttin war überhaupt das Symbol glücklicher Vorbedeutungen; so kann ihre Erscheinung beim Scheiden reiner Kinderseelen nicht befremden. Indeß darf man nicht immer in den Verzierungen eines alten Sarkophags strenge Beziehung auf das Leben, dessen Reste er einschließt, finden wollen. Auch arbeiteten gewiß die Künstler solche Marmorsärge schon im Vorrath; und die Dichter waren die vorzüglichsten Quellen ihrer Darstellungen. Es fiel mir daher nicht auf, an einem Sarkophag die tra-

gische Geschichte der Klytämnestra zu sehn. Sie hat dem Aegisth zu Liebe ihren Gatten ermordet, Orest ihr Sohn nimmt an ihr wieder blutige Rache. Ihm ziemte das nicht, das fühlt er; jetzt erblickt er die noch schlafenden Furien; ihn ängstet ihr Erwachen. In Stellung, in Gesicht drückt sich seine Gewissensangst aus. Er flieht. Endlich erblickt man ihn, Rettung suchend, am Altar Apollos. Alle diese Basreliefe sind ganz vortrefflich gearbeitet. Eben so schön ausgeführt ist auf einem Etrurischen Sarkophag von Alabaster die That des Aeneas, wie er den Mezentius, Tyrannen von Agylla, mit der Lanze erlegt. Ich hätte die Kunstfertigkeit welche dies Basrelief zeigt, einem andern Gegenstande gewünscht. Ueberhaupt fand ich nur zu oft Gelegenheit zu bedauern, daß die Darstellung nicht immer mit dem Dargestellten von gleichem Werthe ist. Zu den ganz vorzüglichen Werken gehört ein Sarkophag, mit der Abbildung des Wagenrennens. Auf dem Deckel ist ein Knabe, der auf zwei Pferden stehend sie lenkt; seine Stellung zeigt, daß er während ihres Laufes sich von einem Pferde auf das andere schwingt. Ein unbedeutender Gegenstand, aber meisterhaft gearbeitet. Dagegen ist an einem andern Sarkophag die zarte Dichtung, wie Diana schüchtern zu dem schlafenden Endymion tritt, sehr mittelmäßig behandelt worden.

Ich bemerke noch zwei Ueberbleibsel der schon gesunkenen Kunst aus der Konstantinischen Zeit: zwei porphyrne Särge von außerordentlicher Größe,

jeder aus einem Blocke gearbeitet. Der größere, gefunden vor der Porta Maggiore, verwahrte die Asche der Mutter Konstantins, der heil. Helena; der kleinere enthielt die Reste seiner Tochter, der heil. Konstanzia, und fand sich in der Gegend der Kirche der heil. Agnes. Jener hat, außer den Brustbildern des Kaisers und der Mutter, eine Ueberladung von Zieraten und Figuren: Soldaten, Siegeszeichen, Genien, in Haut- und Bas-Relief; ein buntes Gewirre, dessen Zusammenhang und Bezeichnungen man schwerlich errathen dürfte. Der kleinere Sarkophag ist in demselben Geschmack, und nicht minder überladen: allerlei Genien in Gruppen, durch welche sich Weinranken winden. Doch ist hier wenigstens ein Sinn angedeutet: denn bei den ersten Christen hatte der Weinstock eine Beziehung auf die Einsetzung des Abendmahls. Die Arbeit an beiden, in einem so harten Stoffe wie der Porphyr, ist äußerst mühsam; der Fleiß hat hier alles gethan, nur die Grazien halfen ihm nicht.

Unter den mannichfaltigen Fragmenten alter Statuen muß der Torso, dieser berühmte Herkulesrumpf, vor allen genannt werden. Indeß gehört ein feiner anatomischer Künstlerblick dazu, um die ganze Vortreflichkeit und den Geist der Arbeit vollständig zu empfinden. Ein schöner Abguß ersetzt die Stelle des Originals. — Auf mein ungeübtes Auge machte das Bruchstück einer sitzenden weiblichen Figur tieferen Eindruck. Der größere Theil des obern Körpers fehlt, aber reizend treten

die schönen Formen des Ueberrestes hervor durch das leichte Gewand, welches sich weich und anmuthsvoll dem feinsten Ebenmaaß der Glieder anschmiegt.

In einem andern Saal bemerkte ich die treffliche Figur einer römischen Matrone, die für eine Livia gehalten wird, ungeachtet sie durchaus keine Aehnlichkeit mit jener schönen Livia in der Borghesischen Sammlung hat. Der Faltenwurf ist der Natur abgesehn; die Form der Hand, unter dem Gewande verborgen, drückt sich durch die weich nachgebende Verhüllung vollständig aus. Weiterhin erinnert eine wirkliche Livia, mit den Merkmalen einer Pietas, an die Borghesische. Nach ihr nenne ich die jungfräuliche Diana, von den schönsten Formen, im leichtflatternden Jagdkleide. Mit Bewunderung stand ich vor einem Faun, den man beim ersten Anblick für einen schalkhaften Amor halten könnte, wenn ihn nicht bald die zugespitzten Ohren verriethen: so leise nur sind an ihm die charakteristischen Züge der vorwaltenden Sinnlichkeit angedeutet. Ein andrer Faun von Rosso antiko, aus den Ruinen der Hadriatischen Villa bei Tivoli, ist vortreflich gearbeitet. Er trägt alle Merkmaale der Faunischen Natur an sich. Thierischer Sinn und fröhliche Rohheit sind die Eigenthümlichkeiten dieser Wesen, welche die alte mythologische Dichtung zwischen Menschheit und Thierheit hinstellte. Eine vortreflich ausgeführte und von den Künstlern hochgepriesene Gruppe zeigt den persischen Mithras. Er giebt dem Stiere, auf welchem er sitzt, einen Stich;

Stich; die umherverſammelten Thiere lecken das Blut. Dies Symbol der alten perſiſchen Myſterien deutet auf die Sonne hin, welche ihre allbelebenden Strahlen auf die Natur ergießt. In ſeiner Nähe ſtehen zwei vortrefliche Windhunde, von vollendeter Meiſterhand; bildeten ſie vielleicht einſt das Gefolge jener ſchönen Diana? — Nach Durchwanderung mehrerer Zimmer trat ich in einen großen Saal, der nach Pius VI Anordnung mit allerlei Thierarten angefüllt iſt. Sehr auffallend ſchien es mir, in dieſer niedern Welt einzig den verrufenen Tiberius anzutreffen. Seine Statue ward 1795 auf dem Wege nach Neapel in Piperno gefunden, vom itzigen Papſte für 5000 Dukaten gekauft, und hieher in das Thierreich verwieſen. Es iſt eine nackte ſitzende koloſſale Figur, die Arbeit daran meiſterhaft.

Ich komme zu den Abgüſſen der entwendeten Originale. Apollo mit den neun Muſen, faſt alle bei Tivoli gefunden, ſcheinen troz der gleichen Größe von verſchiedenen Meiſtern. Der Gott hat durchaus kein würdiges, ſondern ein weibiſches Anſehn. Deſto ſchöner iſt beſonders der Kopf der Tragiſchen Muſe; alle aber übertrift Urania, die hohe Muſe die unter den Sternen wandelt. Ich trat zu einer Geſtalt, die die holdeſte Lieblichkeit mit dem erhabenſten Ernſte auf das zarteſte vereiniget. Es iſt ein Amor, vollkommen der Idee entſprechend, die man von dieſem Genius des menſchlichen Daſeyns zu faſſen hat. Abgeſondert freilich von allen leichtfertigen Zuſäzen alter und neuer

Dichter: denn das Lieben ist ein ernstes aber dennoch heiteres Geschäft. Ueber eine andere Bildsäule sind die Meinungen sehr verschieden. Die gewöhnlichste nennt sie einen Antinous; Winkelmann findet in ihr den Heros Meleager, Visconti einen Merkur. Zoega aber will an den unförmlichen Fußknöcheln dieser sonst so schönen Figur einen Oedip erkennen, dem in zarter Jugend die Knöchel durchbohrt wurden; da in dem Werk eines großen Künstlers, wie das Ganze ihn offenbart, jene Unförmlichkeit als absichtlich und bedeutend anzunehmen ist. Die Stirn kündet einen Helden an; um den Mund schweben die Grazien des innersten Lebens, und Kraft und Fülle zeigt sich in der ganzen Gestalt, die noch nichts von der tragischen Zukunft ahnet.

Das höchste Ideal einer durchaus vollendeten Götterbildung erscheint in dem Belvederischen Apollo. Man sieht, die hohe Götterjünglingschaft kann nimmer verblühn! Wie mächtig diese erhabene Gestalt auf jedes Gefühl wirkt, äußerte sich vor nicht langer Zeit an einem unbefangnen Landmädchen, welche die Statue einmal sah. In ihrem Herzen entzündete sich eine wunderbare Liebe, die in stille Melancholie überging; wiederholt kam sie aus ihrer ländlichen Gegend herüber, opferte ihrem Liebling Gebete und Blumenkränze, und vergoß vor ihm die zärtlichsten Thränen *). Ich hatte in diesem

*) Bekanntlich ist diese Erzählung mit dem Bildwerke selbst auch nach Paris übergegangen, wo vor einigen Jahren eine Pariserin einen ähnlichen Liebes-

Apollo das Höchste erwartet, und fand es. — Nur vor der kolossalen tragischen Muse, zu der ich ganz unvorbereitet trat, ergriff mich eine solche Ueberraschung, daß ich wie bezaubert stand. Das Erhabenste Würdevollste, was je die Kunst in Wort und Bild hervorgebracht hat, stellt sich ganz rein in diesem herrlichen Meisterwerke dar. Noch bemerke ich endlich die schlafende Ariadne, eine der reizendsten Schönheiten, die je aus der Fantasie eines dichtenden Künstlers hervorgingen.

Diese Abgüsse sind nach allgemeiner Versicherung vortreflich gerathen, und beim Anschauen findet man auch nicht die geringste Ursache daran zu zweifeln. Aber man verläßt sie mit schmerzlichem Bedauern, daß die Originale auswandern mußten, die nur hier heimisch waren, überall sonst sich im Exil befinden. Hier ist ihre Geschichte, hier ihr Vaterland; hier hangen sie mit Himmel und Erde zusammen. Schiller hat das wahreste Wort über ihr Schicksal gesagt:

Was des Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand;
Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland.

handel mit dem Gott von Belvedere angesponnen und sich darüber sehr abgehärmt haben sollte. Die französischen Dichter haben nicht ermangelt, diese Liebe in ihren Chansons zu feiern! B.

Ewig werden sie ihm schweigen;
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens muntern Reih'n.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen; —
Den Barbaren sind sie Stein.

Aus dem Museum traten wir in den Garten. Es versteht sich daß man hier einen älteren Geschmack erwartet, doch hat der Garten nicht die Steifheit des Quirinalischen. Unter allerlei Wasserspielereien zeichnet sich eine angenehme Fontäne aus. Man wandert durch schattige Alleen zu reizvollen Punkten, welche weite Aussichten eröffnen. Die reichste gewähret die Stelle welche das Belvedere heißt. Auch in diesem Garten, und zwar in der Gallerie in die man sogleich beim Austritt aus dem Museum kommt, befinden sich Bruchstücke von Werken alter Zeit. Das vorzüglichste ist ein in drei Theile zerfallener Obelisk, mit Hieroglyphen bedeckt. Man hatte bisher nach einem schicklichen Platz gesucht, ihn aufzustellen; die Zeit der Unruhe scheint ihn in Vergessenheit gebracht zu haben. Hier ist auch der elf Fuß hohe Pinienapfel, welcher Hadrians Mausoleum schmückte (S. 112). Das Piedestal zu Antonins des Frommen Ehrensäule, mit Basreliefen: sie stellen seine und seiner Gemahlin Faustina Vergötterung dar.

Den 7. Februar.

Ein Naturereigniß unterbricht unsre Wanderungen. Durch heftige Regengüsse ist die Tiber so

angeschwollen, daß sie austritt, und halb Rom Venedig zu seyn scheint. Dies überraschende Schauspiel ist dem Volke ein fürchterlich anziehendes: es eilet schaarenweise herbei, erzählt sich die Ueberschwemmung voriger Jahre, und mit erfinderischer Uebertreibung die gegenwärtigen Verwüstungen, die in der That bedeutend genug sind. Der Corso ist bereits überfluthet, mehrere Straßen stehn unter Wasser. Wagen und Kähne fahren durch einander. Auf unserm Wege sahen wir das Wasser in die Kirchengewölbe hinein-, und aus ihnen wieder herausströmen; wir gelangten nicht ohne Besorgniß zu den Brücken der Tiber-Insel. Auf der einen stiegen wir aus, und sahen den mächtigen Strom durch die Mündungen der Cloake und über die dem Ufer nahen Gärten hinwirbeln. Eine der Schiffsmühlen ward von den Tauen losgerissen, und in die Fluthen geschleudert, 80 Last Getreide versanken. Eine solche Verheerung war es, welche die prächtige Marmorbrücke Ponte Rotto, die mehrmal hergestellt wurde, immer wieder fortriß (S. 285 f.); itzt ragten ihre Trümmer, wie ein kleiner Inselpunkt, hervor. Wo man hinblickte, brachen sich die Wellen mit Gebrause an Palläſten und Hütten: es schien als solle ganz Rom in Wasser untergehen.

Kein Theil der Stadt ist der Wuth des Stromes mehr ausgesetzt, als die an demselben sich hinstreckende Judenstraße. Ihre unglücklichen Bewohner werden itzt vom Wasser, wie von der Polizei gedrängt, die (wie bereits bemerkt ist, S. 82 f.)

an gewissen Tagen und Stunden keinen Israeliten in einem andern Raum der Stadt duldet. Sie haben sich in die obern Stockwerke ihrer ärmlichen Wohnungen hinaufgeflüchtet, die schauderhaft den Einsturz entgegen hangen, und wo man sie ihrem Schicksal überläßt, da sie wie ausgeschlossen vom Schutz der Regierung sind; den christlichen Bewohnern des Tiberufers wird auf mögliche Art zu Hülfe geeilt. Diese Judenverfolgung ist eine Grausamkeit, welche das Christenthum laut mißbilligt. Man will sie durch Beschuldigungen rechtfertigen, die man dem gedrückten Volke macht, aber die Vorwürfe fallen vielmehr auf die Christen zurück: denn ihr Betragen gegen die Juden ist es, was diese zwingt zu seyn und zu bleiben was sie sind. —

Die Ueberschwemmung hat die Höhlen der Katakomben ganz mit Wasser angefüllt. An mehrern Stellen dieser unterirdischen Gewölbe ist die Decke bereits vor einigen Jahren niedergestürzt; wahrscheinlich sind die Vertiefungen in der Villa Pamfili und vor dem Thore S. Lorenzo auch Erfolge eines solchen Ereignisses. Welche Luftvergiftungen müssen im heißen Sommer die Kirchen ausdünsten, wo die Tiber eingedrungen ist! mit welchem faulichten Schlamm muß das austretende Wasser, Leichenauflösungen mit sich führend, die niedern Gegenden überdecken! Jeder spricht von der ungesunden Luft dieses oder jenen Theils der Stadt; viele Leidende klagen, und bösartige Fieber bestätigen nur zu häufig die Gefährlichkeit des Frühlings und Som-

mers. Aber die Regierung ist taub bei diesem schreienden Uebel, welches durch den afrikanischen Scirocco, der über die Pontinischen Sümpfe herweht, bedeutend vermehrt wird. Gegen ihn schirmte ehedem ein großer Diana geheiligter Wald; diesen ließ, auf Anrathen der päpstlichen Kammer, der sonst so vortrefliche Ganganelli umhauen. Viele Besitzer großer Gärten haben aus Eigennutz hochstämmige lange Alleen gefället, und dadurch der bösen Luft in den heißen Monaten freiern Durchzug verschaft.

Den 9. Februar.

Das immer noch vordringende Wasser hat die sonst den Corso belagernden Bettler auf den Spanischen Platz zusammengetrieben. Da liegen sie nun, wie ein Auswurf der Menschheit, mitten unter dem Auswurf aus den Häusern, womit der Platz bis zum Ekel angefüllt ist. Mit Schauder und Wehgefühl drängten wir uns durch dies Elend, und stiegen den Pinzius hinan zur Villa Medici. Dort übersahen wir von der höchsten Gallerie das fürchterlich große Schauspiel. Wo das Auge hinblickt, wirbelnde Fluthen; die weite Campagna schien ein Theil des Weltmeeres geworden. Wie Inseln blickten die kleinen Hügel hervor, die Wipfel der Bäume wie schwimmendes Gesträuch. Verschwunden waren die Weingärten, ihre Stellen bezeichneten nur die Spitzen der Gartenhäuser. Keine Gränzwand war mehr sichtbar, 12 Fuß hohe Mauern hatte das Wellengewühl niedergestürzt. Geräth

und Trümmer von Hütten schwammen umher. Welches Elend wird diese neue Verheerung dem bereits vorhandenen hinzufügen! — Erstaunen und Schmerzgefühl wechseln in meiner Seele. Das Große der Natur reißt zur Bewunderung hin, wenn es auch Verderben in seinem Gefolge hat. Der umfangende Himmel spiegelte sich in der unendlichen Fluth, aus welcher die entfernten Gebirge mit ihren schneeglänzten Häuptern empor zu steigen schienen.

Wir verließen den tief erschütternden aber dennoch fesselnden Anblick, um das ebenfalls im Wasser stehende Pantheon zu sehen. Wir fuhren durch überschwemmte Straßen wie durch Venetianische Kanäle, und gelangten auf Umwegen zu dem Platz des Tempels. Der hohe Portikus spiegelte sich in der Wasserfläche, seine kräftigen Granitsäulen trotzten dem gewaltigen Elemente. Wir kamen vermittelst einer engen Seitengasse durch die Sakristei in das Innere der Rotunda. — Allerfüllend wallete hier, aber still und gleichsam besänftigt, die wilde Fluth. Wir standen auf der obersten Stufe des höchsten Altars, zu welcher schon das Wasser heraufstrat. Das schauerliche Schweigen in dem Tempelraume ward nur zuweilen durch ein leises Wellengeräusch bei neuem Andrange unterbrochen. Prächtig spiegelte sich die hohe Wölbung auf der runden Wasserfläche ab. Wie aus der Tiefe herauf leuchtete das Bild der Kuppelöffnung, einem verhüllten Monde gleich, der einzige Lichtpunkt in dieser feier-

lichen Dämmerung. O Natur! Natur! du Abglanz des Ewigen, der die Welten ſchuf und die Elemente hervorrief, wie groß biſt du! Tiefer hat mich noch nie die Erſcheinung irgend einer auffallenden Begebenheit durchdrungen, als dieſer ſchauerlich erhabene Anblick. Mir war es, als hätte der Geiſt der Welten aus dem heiligen Tempel allen Götzendienſt alter und neuer Zeit, mit ihren Fabeln und Täuſchungen, hinweg geſchwemmt, um ein Bild der ewigen Kraft darzuſtellen, welche die Werke der Menſchen vereitelt, wenn ſie nicht ausgehen von dem Geiſte der Wahrheit.

Den 14. Februar.

Die alles vor ſich niederwälzende Tiber iſt in ihre alten Ufer zurückgetreten; ihrer Verheerung Spuren ſind leider geblieben. Nicht weit vom Spaniſchen Platz, am Eingang einer Gaſſe, iſt das Steinpflaſter über einer der unterirdiſchen Wölbungen eingeſtürzt, und hat eine Vertiefung von 12 Fuß hinterlaſſen. Auf der Ripa Grande fanden wir die Verwüſtung noch größer. Das Waſſer war bis ins zweite Stockwerk der Häuſer gedrungen; ein Eckhäuschen mit einem Garten lag, von ſeinen Nachbaren losgeriſſen, an dem Ufer hinunter geſtürzt: ein Baum hing noch an ſeiner mütterlichen Erde, und grünte im Niederſturz fort. Durch lauter verſchlemmte Straßen, und zwiſchen durchfeuchteten Wohnungen, erreichten wir den Flaminiſchen

Weg. Die hohen Mauern waren wie Kartenblätter umgelegt.

Am Ponte Molle ergötzte uns die sanfte Schönheit des sinkenden Tages. Nichts ist entzückender, als hier einen Sonnenuntergang zu feiern. Die Natur hatte gezürnt, itzt schien sie als eine versöhnte Mutter wieder ihren Kindern freundlich zu lächeln. Ein Reich des Glanzes und der Pracht war aufgethan über den Bergen, seine Fülle strömte Verklärung herab in das weite Thal. An die sanft niedersteigenden Höhen schmiegte sich ein zartes Violett, wie vom Himmel fließend, und war der Hauptton in dieser Farbenharmonie. Am jenseitigen Tiber-Ufer stehn zwei grün überwachsene Gräber; sie wurden von der sanften Gluth angestrahlt, und gaben dem Abendgemälde einen leisen Zug von Schwermuth, die überhaupt der Eindruck ist, den ganz Rom auf das Gemüth macht.

Den 16. Februar.

Das Karneval ist das Abschiedsfest, das man dem heitern Lebensgenusse giebt, um durch einen recht abstechenden Gegensatz in die Zeit der Entsagung, die Fastenzeit, einzutreten. Dieses Volksfest, worin sehr erkennbar ein Schatten des Alterthums erscheint, wird mit der lebhaftesten Ungeduld erwartet, und mit der höchsten Fröhlichkeit begangen. Wie in den Saturnalien des alten Roms, scheinen auch während der Carnevalslustbarkeit alle Ständeverhältnisse aufgehoben. Das

Sonderbarste ist nur, daß man die modernen Saturnalien durch einen höchst tragischen Akt einleitet. Gewöhnlich sind Missethäter, die das Leben verwirkt haben, dazu bestimmt, am ersten Tage des Karnevals, wenig Stunden vor dem Ausbruch der Freude, öffentlich hingerichtet zu werden. Das war auch diesmal der Fall.

Am Spätabend wird der Galgen auf dem Platz del Popolo errichtet. Der Henker nimmt zu dieser Arbeit mehrere Gehülfen aus der niedern Volksklasse, die schon in Arlekins-Masken dabei erscheinen, um nicht erkannt zu werden. Dem Missethäter wird nur erst in der Nacht vor der Hinrichtung sein letztes Schicksal angekündigt. Man führt ihn nehmlich in der Mitternachtsstunde in den, mit allen Schrecknissen des Todes behangenen, Gerichtssaal; hier vernimmt er sein Urtheil. Auf dem Rückweg zum Gefängniß wird er in eine Kapelle gebracht, wo ein Christusbild, durch Maschinenwerk in Bewegung gesetzt, ihm vom Kreuze herab die Arme entgegen streckt. Von diesem Augenblik an, treten zwei Mitglieder jener Brüderschaft zu ihm, deren ich schon öfter erwähnt habe. Sie theilen das Geschäft, dem Verurtheilten die letzten Stunden durch geistigen Trost und körperliche Erquickungen zu erleichtern. Auch ein Geistlicher wird beauftragt ihn zum Tode vorzubereiten.

Heut am Morgen erscholl plötzlich das Gerücht der hartnäckigen Unbußfertigkeit des einen Verbrechers. Das gespannte Volk ward betroffen und

niedergeschlagen, und betete für die Rettung der armen Seele, bis die Nachricht der endlichen Bekehrung erfolgte. Nun kam der Zug des ernsten peinlichen Gerichts, von Kavallerie und Sbirren begleitet. Jeder Verurtheilte saß auf einem besondern Karren, neben dem verhüllten Bruder; ihm gegenüber ein Geistlicher, der ihm das Kruzifix vorhielt. Kavallerie und das Haupt der Sbirren beschlossen den Zug. In einem schwarz behangenen Vorhause am Richtplatz legte jeder Missethäter noch einmal seine Beichte ab, und erhielt die letzte Absolution. Der Geistliche und der tröstende Bruder begleiten ihn zur Richtstelle. Der Letztere nimmt sich endlich auch des Leichnams an. Während der Hinrichtung betet, stehend und kniend, das Volk sehr inbrünstig für die Seele des Unglücklichen, der itzt von der Schwelle des Lebens hinabgestoßen wird. Dies verursacht unter einer so großen Menge ein schauderhaftes Getöse. Die Genossen der Brüderschaft sammeln indeß Almosen ein. Das Geld wird theils zu Seelmessen für die Hingerichteten, theils zur tröstenden Aufrichtung ihrer Familien verwandt, und zwar so daß diese jedesmal den Ertrag von der letzten bei der vorherigen Exekution veranstalteten Sammlung erhalten. Auch werden die Angehörigen noch, um sie dem schmerzlichen Anblick der Vorkehrungen zu entziehn, außer der Stadt bewirthet.

Das sind schöne Züge der Humanität. Gerührt sah ich den verhüllten Brüdern nach, welche wie Geister der Barmherzigkeit, schweigend und

nur durch Zeichen bittend, unter dem Volk umherwandelten. Aber so freundlich solche Züge das Gemüth ansprechen, so muß doch, wie mir es scheint, die unbestochne Vernunft das ganze tragische Schauspiel, so wie es da gegeben wird, mißbilligen. Weit entfernt von Verbrechen abzuschrecken, dürfte es vielmehr dienen Missethaten zu befördern. Der fleißige Arbeiter, der im Schweiß des Angesichts seine Familie ernährt, kömmt, wenn die Kräfte weichen oder Unfälle ihn zurückbringen, unverschuldet in den Fall, mit den Seinigen zu darben, bis ans Ende des Lebens mit Noth zu kämpfen, und seine Angehörigen in Elend zurückzulassen; wogegen der mörderische Straßenräuber mit wenig Mühe sich ein sinnlich frohes Leben verschaft, und der Gefahr trotzt. Denn welche Gefahr hat er zu fürchten, bei verwegenen Rettungsmitteln, und manchen Zufluchtsörtern? Mißglückt ihm aber sein Unternehmen, so endet er ohne die Qualen eines langen Krankenlagers; die Kirche verspricht ihm einen unbezweifelt seligen Tod; und seine letzten Augenblicke werden mit sinnlichen Genüssen möglichst versüßt. Sogar für seine Familie ist besser durch sein verbrecherisches Leben gesorgt, als wenn er seinen und ihren Unterhalt erarbeitet hätte. Sterben muß nun einmal der Mensch. Der Verbrecher wählt das leichteste Leben und den leichtesten Tod. — Verbrechen zu bestrafen, ist das traurige Geschäft der Regierungen; sie zu verhüten, sey ihre Weisheit.

Nachmittags um 3 Uhr.

Welch ein Wechsel der Scenen! Alle Zeichen und Spuren des peinlichen Gerichts sind verschwunden. Bunte Lebendigkeit ist an die Stelle der schwarzen Todesfarbe getreten. Wo ein dumpfes Gemurmel des geängstigten Mitleids ächzete, da erschallet jetzt das Jubelgeschrei der ausgelassensten Lustigkeit. Ist es dasselbe Volk, welches vor wenig Stunden, mit Thränen und zerknirschtem Herzen, vier Hinrichtungen zusah? ist es dieselbe Stelle, wo ein furchtbares öffentliches Gericht gehalten wurde? Man erkennt beide nicht mehr. — Zu solchen grellen raschen Uebergängen sollte keine Regierung das Volk gewöhnen; sie erzeugen und befördern jenen Leichtsinn, welcher bei aller äußern Glätte, wenn sich die Gelegenheit ergiebt, zur Rohheit führt, wovon die Französische Revolution die furchtbarsten Beweise darlegt. Der hohe Ernst einer strafenden Gerechtigkeit sollte so viel als möglich von dem Verkehr des ruhigen, oder gar fröhlichen, Lebens entfernt werden; der Raum wo ein Todesurtheil vollzogen wird, muß abgegränzt seyn, und mit geheimnißvoller Verschlossenheit auf immer ausgenommen von jeder andern Bestimmung.

Den 23. Februar.

Das bunte Gewühl ist in voller Bewegung; man ist unerschöpflich in Erfindungen possierlicher Aufzüge und einzelner Gestalten. Die Wirklichkeit ist verschwunden, eine fantastische Welt dreht sich

regellos um sich selbst. Auch die Häuser müssen möglichst ein anderes Wesen, und wenn nicht seltsame doch festliche Dekorationen annehmen. Teppiche flattern von den Fenstern und Balkonen. Alles ist lustig und jagt der Lustigkeit nach. Man soll, man will nun einmal thöricht seyn, und ist es auf die friedlichste und fröhlichste Weise.

Schon vor zwei Uhr Mittags hüpfen allerlei Gestalten durch die Straßen, schlüpfen in die Häuser, necken in der Verborgenheit ihrer Masken muthwillig aber gutmüthig, mit verstellter Sprache, die Bewohner, welche sich scherzend bemühen den lachenden Schalk zu errathen. Ganze Lorbeerlauben voll Masken, von maskirten Eseln oder Pferden gezogen, bewegen sich über den Spanischen Platz; aus den Lauben ertönt Musik. Itzt erschallt vom Monte Citorio die Glocke, welche das Zeichen zum Anfange des Maskenfestes giebt. Alles strömt nun in den Corso; denn wenn gleich durch alle Straßen groteske und seltsame Erscheinungen ziehn, so ist er doch der Hauptpunkt wo Alles zusammenfließt. Auf beiden Seiten der langen Straße sind stufenweise Erhöhungen für die Zuschauer aufgebaut. Dazwischen drängt sich das Getümmel der Possen durcheinander. Musik erschallt überall, hier schlechte dort gute. Hie und da bildet sich ein burlesker Tanz. Auf einer andern Stelle wird eine possierliche Farçe dargestellt. In Wechselgesängen oder Soloparticen lassen Improvisatoren sich vernehmen. Riesen und Götter, Bären und Stutzer, Lustigmacher und

gravitätische Braminen, die schönsten Gesichter, die häßlichsten, auch Doppelgesichter, treiben sich umher. Haufen lieblicher italiänischer Landmädchen werfen Blumen zu den Balkonen hinauf. Die Kutscher und Diener der herrschaftlichen Wagen sind ebenfalls maskirt. Ein freilich etwas derbes Mädchen lenkt die Pferde der Kutsche, in welcher Damen mit Affengesichtern sitzen. Ein anderer Wagen fährt den ganzen Götterhimmel, wo Apoll sein Saitenspiel erklingen läßt. In die Wagen der Zuschauenden wird mit Gypskügelchen geworfen; ja man steigt in den Schlag, und beginnt unbekannter Weise eine neckende Unterhaltung. Jeder Scherz, wenn auch gewürzt mit einem Körnchen satirischen Salzes, wird gutmüthig aufgenommen, und lachend erwiedert. Das Getümmel dauert bis gegen Sonnenuntergang, kurz vor dem Schlage der Stunde des Ave Maria, und wird jedesmal mit einem Pferderennen geschlossen.

Eine Kanone giebt das Zeichen, daß die Wagen den Corso verlassen sollen, binnen einer Viertelstunde ist keiner mehr da. Die päpstliche Garde reitet die Straße hinauf, und macht Raum. Die Zuschauer treten zu beiden Seiten zurück. Die Pferde werden vorgeführt, die vor Ungeduld stampfen, und die Schranke durchbrechen wollen. Man hat die Grausamkeit, sie mit stachelnden Kugeln und brennendem Schwamm zu behängen, um sie zu schnellerem Lauf zu reizen. Ein dritter Kanonenschuß kündet den Moment des Ablaufens an. Aus

einer

einer nahen Loge giebt eine Magiſtratsperſon das Zeichen: die Schranke fällt; die muthigen Thiere fliegen davon. Ein Jubelgeſchrei des Volks, welches wie ein Lauffeuer den Corſo hinab brauſ't, begleitet die ſchnellen Renner *).

*) Es wäre ſehr überflüſſig, bei dieſen ſo lebendig ergriffenen und dargeſtellten Karnevalsſcenen auf andre Maler derſelben hinzuweiſen. Die Göthiſche Schilderung iſt in aller Händen. Schade nur, daß bei dem neuen Abdruck derſelben in Göthe's Werken die charakteriſtiſchen Kupfer wegbleiben mußten! Es hat ſich indeß durch die Revolutionsſtürme manches geändert, auch wohl verkümmert und verſchlechtert. Um dies genauer zu beurtheilen, leſe man die Schilderung des römiſchen Karnevals vom J. 1804 in den Italiäniſchen Miscellen Th. II, S. 163 — 175. Vom J. 1812 gab Millin eine intereſſante Schilderung sur le Carneval de Rome, die theils im Magazin Encyclopédique von dieſem Jahr, theils auch beſonders abgedruckt und mit Kupferſtichen ausgeſtattet worden iſt. Man muß nur nicht vergeſſen, daß dieſe Saturnalien durch ganz Italien faſt auf gleiche Weiſe, auch in Rückſicht auf Pferderennen u. ſ. w., gefeiert werden. Eine ſehr unterhaltende Schilderung des Karnevals von Livorno gab uns Tſchärner in der viel zu früh unterbrochenen Zeitſchrift Italien (Berlin, Unger, 1802) S. 211 fgg. 331 fgg. Das Merkwürdigſte bleiben indeß zwei große Kupferſtiche, welche zwo römiſche Karnevalsſcenen in die Zeiten des alten Roms unter den Imperatoren zurück idealiſiren, und den Wettlauf im Corſo im Augenblick bevor die Schranken niederfallen, und im Augenblick wo die Renner ans Ziel kommen, vorſtellen. Der Zeichner iſt Delera, der Kupferſtecher Romero. Sie erſchienen in Rom im J. 1805. B.

Den 26. Februar.

Heute endet das Karneval. Nach dem Schauspiel des Pferderennens, strömte ein Theil des Volks einigen geöffneten Kirchen zu; auch wir naheten uns einer kleinen auf dem Campo Vaccino: doch durften wir Frauenzimmer das Heiligthum nicht betreten, ein Freund aus unserer Gesellschaft ging hinein. Es ward ein Gebet abgesungen, worin man nach hergebrachter Weise Gott anflehte, das Reich der Kirche zu erweitern, und die Ketzereien nebst den Ketzern zu vertilgen.

Nach Mitternacht.

Die Lustbarkeit schloß mit einem glänzenden Festino. In einem großen dazu eingerichteten Saal wälzte sich ordnungslos eine ungeheure Menschenmenge, hinter bunten Masken versteckt, auf und ab. Hie und da bildete sich in der wogenden Masse, gleich einem Wirbel in der Meeresfluth, eine kleine Gruppe tanzender Figuren. Verschwenderische Erleuchtung von Wachskerzen goß einen flammenden Tag über das bunte Gewühl. Die Luft war fürchterlich erhitzt: wie blauer Nebel stiegen Dünste empor, und schwebten einer Wolke ähnlich über der Versammlung. Es war der letzte Abend der Karnevalslust; der Freude, dem Fleischessen, ward Lebewohl gesagt: die Gruppen eilten in der elften Abendstunde zu dem letzten fetten Schmause, der nicht länger als bis Mitternacht dauern darf, — wo dann die Bußzeit beginnt.

Aschermittwoch, den 27. Februar.

Eine traurige Stille herrscht itzt durch ganz Rom. Theater sind geschlossen, Kirchen offen, Musik verstummt; Gebete und Strafpredigten treten an die Stelle. Die Zeit der Kasteiung hat begonnen. Mit ernstem bußfertigen Blick, und übelgelauntem Gemüth, schwärmt man von Kirche zu Kirche. Jedes frohe Gesicht scheint in der Maske zurückgeblieben. — Wir besuchten einige Kirchen. Vor allen Altären kniende, betende, büßende Gruppen. Jeder Altar wird von einem oder mehrern Priestern bedient; sie alle beschäftigt, die Stirnen der bußfertigen Sünder, welche einzeln herantreten, mit Asche zu bestreichen, wobei sie lateinisch die Worte sprechen: „Bedenke, daß du von Asche bist, und wieder Asche werden wirst!"

Freilich sollte diese feierliche Erinnerung das Gemüth zuweilen, und selbst mitten im Genuß des Vergnügens, ergreifen: dann würde der Gedanke des Todes die Lust sanft mit der fröhlichen Weisheit verbinden, und diese dagegen dem Ausflug der Psyche ein heiteres Ansehn verleihen. Allein die grellen Absticke, hier so schnell einander ganz nahe gebracht, machen den müssigen Römer, welcher nur den Genuß liebt, übellaunig. Daher so häufige Mordthaten, die, nach allgemeiner Versicherung, vorzüglich diese Tage fürchterlich auszeichnen. Schon heute, am ersten Tage der Fastenzeit, bestätigte sich diese Erfahrung: ein Mensch aus der Volksklasse hat, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, diesen

Morgen seine Geliebte erstochen, und sich auf den Spanischen Platz geflüchtet, wo er nun ganz ruhig einherwandelt. Inzwischen treiben alle Stände das fruchtlose Bußwesen mit vielem Eifer fort, weil jeder seine wissentlichen und unwissentlichen Sündenschulden dadurch in seiner Lebensrechnung zu tilgen glaubt. Damen vom ersten Rang miethen eine kleine Kapelle, und bezahlen einen Mönch, der ihnen wöchentlich ein- oder ein paarmal Strafpredigten halten und Bußübungen auflegen muß. Dieser hat das Recht ihnen sehr derbe Wahrheiten zu sagen. Messen werden in dieser Zeit gleichfalls häufiger gehört. So wird das sündenvolle Jahr ausgesöhnt; ein neues Leben fängt an, — das dem alten ganz ähnlich ist.

Den 1. März.

Das Karneval hatte den Lauf meiner Wanderungen gehemmt; ich gebe mir aufs neue den wohlthuenden Genuß, die herrlichen Gegenden um die Stadt zu besuchen. Ein glänzender Frühlingstag lockte mich ins Freie. Die Beleuchtungen der römischen Landschaften haben einen eigenen Charakter von anziehender Lieblichkeit, sie mögen sich im schwermüthigen Abendstrahle, oder in der vollen Herrlichkeit der Mittagssonne darstellen. Nie aber sah ich eine schönere Beleuchtung als heute, da wir zu der nun verfallenen Villa Millini fuhren. Sie liegt auf der Anhöhe des Janikulus, die nach einem Mario Millini, welcher daselbst im 15ten Jahrhun-

dert eine Kirche und ein anmuthiges Gebäude aufführen ließ, Monte Mario genannt wird. In dem Hügel finden sich sehr interessante Fossilien, die es unbezweifelt lassen, daß die Erde ihre Gestalt sehr oft verändert hat, und da wo itzt sich Berge erheben, vor Jahrtausenden Meeresfläche war.

Von der Höhe des Monte Mario hat man auf Rom die umfassendste Aussicht; denn er beherrscht das ganze Tiberthal, wo der Strom sich in gewaltigen Krümmungen fortzieht. Die weiten Strecken nach Westen und Norden zeigen eine hügelreiche verödete Ferne; die zudringlichste Vegetation vermag hier keinen Auferstehungstag der Thätigkeit hervorzurufen: der öden blumenreichen Landschaft fehlt die Schöpfung, die aus Menschenhänden hervorgeht. Ueberhaupt gleicht das Seyn und Werden in und um Rom einem ohnmächtigen Leben, welches sich kräftig empor zu raffen scheint, aber bald wieder niedersinkt. Palläste und Villen entstehen schnell, werden größtentheils nicht bewohnt, wenig besucht, und — verfallen. Auch die herrliche Villa Millini, die Alles besitzt um zum reizendsten unschuldigen Genuß des Lebens und der Natur einzuladen, hat dies traurige Schicksal. Ein ärmlicher Winzer arbeitet hier seinen Tag ab; melancholische Stille waltet in den Olivenhainen, in den dunkelschattenden Zypressen- und Eichengängen. Das Casino zerfällt. Nur wo die Natur retten kann, da grünen Hügel in Weinlaubkränzen, und Thäler blühen im tausendfarbigen Frühlingsschmuck. Eine

tiefe Einſamkeit voll finſterer Schwermuth umgiebt hier den Wanderer, und führt ihm Bilder der Vergänglichkeit zu. Ich trete aus der grünen Zypreſſennacht wieder hervor auf die weſtliche Hügelſpitze, die in das Tiberthal hinabſieht; und ein heitrer Frühlingstag umfängt mich.

Die Villa Madama, die noch verödeter auf einer niedern Terraſſe des Monte Mario liegt, zieht meine Blicke auf ſich. Papſt Clemens VII aus dem Hauſe Medici ließ noch als Kardinal ſie nach einem Riſſe Raphaels erbauen *). Ein beſchwerlicher Hügelſteig führte uns hinab zu ihren Verwüſtungen. Entſetzen ergriff mich als ich die zerfallnen Säle durchwanderte. Nachtvögel wohnen da wo ein nächtlicher Frevel ausgebrütet ward. Es iſt als ruhe ein ſchrecklicher Fluch umher. Ja! hier war es, wo die gräßliche Bartholomäusnacht beſchloſſen und vorbereitet wurde. War es möglich, daß Religion, die Menſchenliebe lehrt, ſich in einem weiblichen Gemüth zur blutdürſtigen Furie umwandeln konnte? War es möglich, daß eine menſchliche Seele, mitten unter den lieblichen Umgebungen einer ſolchen Natur, die mit himmliſcher Sanftheit zu dem Herzen ſpricht, auf Verderben und Mord ſann?

*) Den Namen führt die Villa noch fort von ihrer einſtigen Bewohnerin Madame Margaretta von Oeſtreich, Tochter Karls V, Gemahlin Aleſſandro's Medici, des Papſtes Clemens Neffen. — Dieſes Aleſſandro Schweſter und Erbin war die furchtbare Katharina von Medici, Königin von Frankreich.

Leider erzählt die Geschichte auf tausend Blättern, daß Fanatismus die Stimme der Liebe und den flehenden Zuruf der Menschlichkeit übertäubt. Mein Gefühl ward in der schauderhaft verödeten Villa durch diese Betrachtungen beklemmt.

Ich verließ die Stellen des Entsetzens, flüchtete hinaus, und der Geist der Natur heilte mein verwundetes Herz. Milde Lüfte wehten durch die Frühlingsblumen, in reinem Aetherblau schwammen die Schirme der Pinien des Pinzius; und die östlichen Berge standen im festlichen Mittagsschimmer, von der prachtvollsten Beleuchtung gekrönt. Die Berge schienen glänzende Wolken zu seyn, und die Wolken glänzende Berge. Durch das weite Thal hin zitterte ein bläulicher Duft, aus welchem das ganze Bild der Ferne, wie eine große Verklärungsfeier, hervor trat. Hier schöpfte Hackert die Begeisterungen, welche in seinen besten Gemälden hervorleuchten *).

*) Wir wissen aus der von Göthe aus Hackert's eignen Aufsätzen entworfenen Skizze: Philipp Hackert (Tübingen, Cotta, 1811) S. 28, daß die Brüder Hackert im J. 1779 mehrere Monate die damal dem Könige von Neapel gehörige Villa Madama bewohnten, und daß Philipp dort seine vorzüglichsten Studien machte, die ihm auf viele Jahre den Preis in der Landschaftmalerei zusicherten. Vorzüglich vergnügte er sich an dem Platz des Theaters, wo zum erstenmal im Freien Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war. Zu den berühmtesten Ansichten Roms gehört ein Gemälde Hackerts, das er damal von der Villa Millini aus entwarf,

Den 3. März.

Unter die merkwürdigen Bekanntſchaften, welche ich in Rom machte, gehört auch die des Pater Paolino, eines gebornen Oeſtreichers, der lange in Indien war, und durch ſeine Miſſionsſchriften, und Forſchungen in der Sanſkritſprache, berühmt iſt. Oft ſchon hatte er mich beſucht, und zu ſeinem entlegenen Kloſter eingeladen. Meine Wanderungen in der Gegend des Janikulus führten mich gleichſam von ſelbſt in die Nähe ſeiner friedſamen Zelle. Von dem Thore di S. Pancrazio (dem ehmaligen Janikulusthor aus gelangten wir, auf einem ſehr einſamen Wege, zu dem eben ſo einſamen Karmeliterkloſter, welches dem heil. Pankratius geweihet iſt. Hier fanden wir unſern Freund beſchäftigt mit dem Unterricht zweier Zöglinge, die zu einer Sendung nach Indien gebraucht werden ſollen. Ferner arbeitet er an einer Biographie des, im Gefolge des Papſtes kürzlich zu Paris verſtorbenen, Kardinals Borgia, deſſen Verdienſte um Kunſt und Wiſſenſchaft Rom eben ſo hoch verehrt,

und das ihm eigentlich die Gunſt Hamilton's und deſſen Empfehlung beim König Ferdinand IV gewann. Später hat der Berliner Landſchaftmaler Lütke von eben dieſem Standpunkt aus eine Zeichnung von Rom entworfen, die auch in Kupfer geätzt erſchienen iſt. Neuerlich hat auch Sickler ſein Pantogramm von Rom (Weimar, Induſtrie-Comtor, 1812) von dieſem Punkt aus entworfen, und die von hier ſich präſentirenden Horizonthöhen bezeichnet. B.

als es das Andenken der berüchtigten Vorfahren dieſes Namens tief verabſcheuet *). Der ehrwürdige Mann führte uns in dem durch die Franzoſen im letzten Kriege gänzlich verwüſteten Kloſter umher; und nachdem wir auch die kleine Gartenwildniß durchwandert hatten, gingen wir in das ehmalige Refektorium, wo uns der gutmüthige Paolino mit den Früchten ſeines Gartens labte, und dies kleine Mahl mit Erzählungen ſeiner Reiſe würzte. Er zeigte uns auf unterrichtende Weiſe den nur geringen Reſt der aus Indien mitgebrachten Merkwürdigkeiten. Das Vorzüglichſte und Meiſte ſeiner Sammlungen befand ſich ſchon im Kabinett ſeines verſtorbnen Freundes, des Kardinals Borgia. Aus einem kleinen Manuſkript, auf zuſammen geheften Holztäfelchen geſchrieben, überſetzte er uns ein Kriegslied, das, wie gewöhnlich, in Verwünſchungen der Feinde beſtand.

Das verwüſtete Kloſter wird nur von Paolino und ſeinen beiden Zöglingen bewohnt. Er pries ſeine Einſamkeit mit großer Begeiſterung, und ergötzte ſich an dem geiſtigen Ertrag ſeiner Muße nicht wenig. In dieſen harmloſen Beſchäftigungen, ſagte er, entfernten ſich von ſeinem Gemüth die ihm ſo

*) Die Römer wiſſen bei dem Abſcheu gegen Alexander Borgia, und der Verehrung gegen den heiligſten Stuhl, ſich aus der Verlegenheit zu helfen, indem ſie behaupten, daß der Menſch, der gleichſam nur die Einfaſſung des Papſtes ſey, ſehr verworfen ſeyn könne, ohne daß die heilige Würde des Amts im mindeſten darunter leide.

nahe liegenden Erinnerungen einer bösen Zeit, von der er noch schlimmere und zerstörendere Folgen fürchte. Mit den ängstlichsten Besorgnissen erfüllte ihn die Abwesenheit des Papstes, von dessen hohen Tugenden er ganz durchdrungen war. Er sah ihn schon itzt als einen Gefangnen der Französischen Gewaltthätigkeit an. „Ich werde ihn nicht mehr wieder sehn, den heiligen Mann!“ rief er klagend aus; „und kehrt er auch wieder: was Rom war und seyn sollte, kehrt mit ihm nicht zurück. In allgemeiner Zerstörung wird alles Bestehende untergehen. Dem Fürsten meines Vaterlands ist bereits die ehrwürdige Deutsche Kaiserkrone vom Haupt gerissen. Die dreifache Krone darf kein andres Schicksal erwarten.“ Diese Stimmung des redlichen Paters ist, wie ich überall bemerkte, die Stimmung sämmtlicher Italiänischer Nationen. Ich konnte, so sehr ich mich auch bemühte, seinen finstern Ahnungen nicht viel Tröstendes entgegen setzen. Die Französische Regierung hat durch eine noch immer fortgesetzte Reihe fürchterlicher Täuschungen, welche durch rohe Verhöhnung des gutmüthigen Vertrauens noch schneidender wurden, die Italiäner gezwungen, in jedem auf sie Bezug habenden Schritt der Pariser Politik ränkevolle Absichten zu argwohnen. Waren doch bis jezt alle heilversprechende Ankündigungen von dort für die angelockten Völker eben so viel Unheil bringende Schicksalssprüche. Der unparteiische Beobachter muß freilich in einer solchen Politik nicht nur alle Regierungsweisheit, son-

dern selbst die gemeinste Klugheit vermissen. Denn die Lüge täuscht nur einmal, macht verächtlich, und zerstört den Glauben auf immer.

Solche Gespräche und Betrachtungen hatten die ganze Gesellschaft um ihre Heiterkeit gebracht. Der gute Paolino schlug einen Spaziergang in der Nachbarschaft vor; und begleitete uns dann zu der lieblichen, auch schon verfallnen, Villa Corsini, die uns in ihre freundlichen Myrten- und Lorbeerschatten aufnahm. Eine kräftig grünende Lorbeerallee führt zu dem einsamen Hause, das mitten in der verwilderten Umgebung liegt. Wir bestiegen die Gallerie, welche das ganze Gebäude umfaßt, und freuten uns der malerischen Aussicht. Die Verödung der römischen Flur verbirgt sich hier hinter erfreulichen Weingärten, und romantisch umherliegenden Landhäusern. Oestlich erhebt sich Monte Cavo; an diesem Berge streckt sich die berühmte Ebene hin, auf welcher einst Hannibals Heer gelagert, und in Bereitschaft stand, dem Consul Flaccus eine Schlacht zu liefern. Aber ein starker Platzregen, mit Hagel vermischt, trieb zwei Tage nach einander die aufgestellten Heere aus ihrer Stellung, und Hannibal, wahrscheinlich durch diese Naturerscheinung geschreckt, verließ die Thore von Rom, ohne eine Schlacht geliefert zu haben. In eben der Richtung zieht sich das Albaner Gebirge hin, an dessen Fuß Kastel Gandolfo und Frascati in freundlicher Abendstille ruhen.

Ein Frühlingsregen hatte die Natur erquickt;

ernſt und ſtill lag in dieſer Erfriſchung das große Landſchaftgemälde, über welchem ſich feierlich und ſchön der Bogen des Friedens wölbte.

Den 4. März.

Außer der Villa, deren reizende Lage uns geſtern entzückte, beſitzt die Familie Corſini noch einen vortreflichen Pallaſt, ebenfalls am Fuße des Janikulus belegen. Er gehört zu den ſchönſten und größten in Rom, iſt aber gleich den mehreſten unbewohnt. Ein gefälliger Kaſtellan, von feinern Sitten als gewöhnlich, führte uns umher.

Von den Antiken bemerke ich nur einen wohlerhaltenen, mit Basreliefs geſchmückten, Curuliſchen Stuhl. Ein ſolcher war nur den vornehmſten Magiſtratsperſonen des römiſchen Staats bei ihren Amtsſitzungen angewieſen, vertrat demnach, inſofern er die Majeſtät der höhern Gerichtsbarkeit bezeichnete, die Stelle eines Thrones. Der Pallaſt enthält übrigens ſehr ſchätzbare Gemälde von Pouſſin, Salvator Roſa, Guido, Tizian, Guercino, Annib. Caracci, und mehrern. Treflich ſchien mir die Moſaikarbeit an der Nachbildung zwei lebensgroßer Gemälde von Guido: Papſt Clemens XII, und deſſen Neffe. Eine bedeutende, wiewohl wenig benutzte, Bibliothek gehört noch zu den Vorzügen dieſes Pallaſtes. Zum anmuthvollſten Aufenthalt aber macht ihn ein großer wohlerhaltener Garten, der hinter den Wohngebäuden am nördlichen Abhange des Janikulus aufwärts ſteigt. Uns

umduftete ein ganzer Pommeranzen- und Citronenwald, in welchem wir alle Citronengattungen, von der Melonengröße bis zur Kleinheit einer welſchen Nuß, antrafen. Ganz beſonders ſchmückt den Garten die ſchöne Piniengruppe, welche ſelbſt vom Pincius aus ſchon meine Blicke auf ſich zog. Die höchſte Terraſſe krönt ein Pavillon. Da eröffnet ſich eine herrliche Ueberſicht der ganzen vorliegenden Stadt. Eben auf dieſer Stelle ſtand in der ältern Zeit des Tullius Martialis Villa, von welcher der Epigrammendichter Martialis ausruft: „Von hier aus muß man die ſieben herrſchenden Hügel ſehn, um Rom zu würdigen.“

Eine Art Merkwürdigkeit erhält dieſer Pallaſt noch dadurch, daß die bekannte Königin Chriſtina von Schweden ihn zum Wohnſitz wählte, auch darin endlich im J. 1689 ihr ewig irrendes, und mit ſich ſelbſt entzweites, Leben beſchloß.

An eben dieſer Senkung des Janikulus, dem Corſiniſchen Pallaſt gegenüber, nahe der Tiber, liegt die durch Raphaels Freskogemälde mit Recht berühmte Farneſina. Dies reizende Caſino kam, mit der übrigen Farneſiſchen Erbſchaft, an den König von Neapel, wird aber durch unverantwortliche Vernachläſſigung dem Verfalle hingegeben. — Man ſteht ergriffen von der Gewalt der Kunſt vor den Meiſterwerken des unſterblichen Raphael. Die ganze Fabel der Vermählung Pſyche's mit Amor iſt von ihm an der Decke des erſten Saales in verſchiednen Abtheilungen dargeſtellt. Höchſt anzie-

hend war mir das Gemälde, worin Pſyche die letzte ihr von der erzürnten Venus befohlne Aufgabe, nehmlich die Büchſe der Proſerpina aus der Unterwelt zu holen, gelöſt hat. Amorinen tragen die holde Ueberwinderin der unterirdiſchen Nacht, durch die ſchmeichelnden Lüfte. Das Gefühl, auch dies Abenteuer beſtanden zu haben, ſcheint noch immer mit ängſtlicher Beſorgniß zu kämpfen, da ſie nun vor ihrer harten Gebieterin erſcheinen ſoll. Im nächſten Gemälde überreicht ſie der Venus die errungene Büchſe; und hier ſiegt die Furcht über jedes Wohlgefühl: denn ſie lieſt auf der Stirn der Göttin die feſteſte Unverſöhnlichkeit. Sinnvoll iſt das große Gemälde, worin die Parteien ihren Rechtshandel der Götterverſammlung vortragen. Venus, Amor, Jupiter, treten als die Hauptfiguren hervor. Die von mehrern ſchon bemerkte Familienähnlichkeit der drei Götterbrüder (Jupiter, Neptun, Pluto), neben der charakteriſtiſchen Verſchiedenheit eines jeden, entging auch mir nicht. Mit einem Blick voll Himmelsheiterkeit reicht Merkur der endlich beruhigten Pſyche den Göttertrank dar. Sie hat abgebüßt; ausgeglichen iſt der Zwiſt, und Unſterblichkeit der Lohn ihres Sieges. Alles dieſes, inſofern es zu dem Blicke ſprechen kann, iſt bewundernswürdig ausgedrückt. Aus dem Reichthum der ſämmtlichen Darſtellungen hebe ich nur noch den endlich vollendeten Triumph der beſeligten Pſyche aus. Sie ſitzt neben Amor an der Göttertafel, über welche die Horen Blumen ausſtreuen. Gra-

zien ſelben die Neuvermählte. Venus führt, zur Belebung und Verherrlichung des Brautfeſtes, die Muſen herbei; unter deren Geſängen und Tänzen erſcheint ſie höchſt reizend: Eiferſucht, Zorn, alles Mindergöttliche, iſt verſchwunden; ganz iſt ſie wieder die Göttin der Liebe.

Ein großes Gemälde in einem andern Saale dieſes Gartenhauſes, gleichfalls von Raphael, wird die Flucht der Galatea vor dem Cyklopen Polyphem genannt. Die Nymphe, in einer Muſchel ſtehend, wird von Delphinen durch die Meeresfluthen gezogen; dieſen Muſchelwagen umgeben Nereiden, getragen von blaſenden Tritonen. In den Lüften ſchweben ſchalkhafte Liebesgötter, und ſenden auf den Zug ihre Pfeile herab. Das prachtvolle Ganze deutet aber wohl eher auf eine Gottheit höherer Ordnung, die hier gleichſam im Triumphzug vorgeſtellt iſt, als auf eine fliehende Nymphe *). Uebrigens ſcheint mir dies Gemälde von niedererm Gehalt, als die vorher erwähnten.

Aus der lieblichen Sommerwohnung tritt man in einen ſehr anmuthigen Garten, der ſich an der Tiber hinzieht, und mit herrlichen Orangengängen geſchmückt iſt. Auch dieſe Stelle erinnert an die ältere Zeit. Hier lagen die Gärten des von dem beſſern Theile der Römer geliebten Kaiſers Geta; hier zog er ſich vor den Nachſtellungen ſeines mörderiſchen Bruders und Mitregenten, leider vergeblich, zurück.

*) Man vergl. eine Beilage hierüber im 3ten Theil.

Den 5. März.

Eine nicht durch die ältere aber wohl durch die neuere Zeit, sehr merkwürdige Stelle zog mich noch einmal zum Janikulus: das Augustinerkloster S. Onofrio. Die Gegend umher ist still und einsam, gewährt aber, wie alle Punkte dieses Berges, schöne Aussichten auf die Stadt. Das Klostergebäude und die Kirche schmücken treffliche Gemälde von Domenichino, Annibal Caracci, und Leonardo da Vinci. Das vorzüglichste Interesse giebt aber der berühmte und gequälte Dichter Tasso. In diesem Kloster verlebte er seine letzten Tage, und in der Kirche ruht seine Asche.

Unser Göthe hat zu den unsterblichen Denkmaalen, welche der Sänger Jerusalems sich selbst setzte, ein eben so unsterbliches hinzugefügt; er hat ihm einem Kranz gewunden, der sein Andenken nicht minder schmückt, als seine Stirn der Kranz geschmückt haben würde, der ihm auf dem Kapitole zugedacht war. Der deutsche Dichter entwickelt in dem berühmten Schauspiele „Tasso" das innere zarte Leben, die sanfte hochschwärmende Liebe des italiänischen Dichters, mit einer Feinheit, die das Gemüth des Lesers nicht überwältigt, sondern durch eine geheime Gewalt für den Gegenstand gewinnt, und es in ununterbrochener theilnehmender Bewunderung festhält.

Beweggründe der Eitelkeit hatten den Herzog von Ferrara veranlaßt, den allgemein gepriesenen Tasso an seinen Hof zu ziehen. Es bildet sich ein ge-

gefälliges, doch höfiſches, Verhältniß. Indeſſen werden Taſſo und die Schweſter des Herzogs, zwei unbefangne harmloſe Seelen, durch eine wechſelſeitige Neigung gleichzeitig überraſcht. Dies wird entdeckt, und beleidigt den Fürſtenſtolz des Herzogs. Zwiſchen dieſem Hartherzigen, der nicht mehr verzeiht, und der Prinzeſſin, die — wie die Schwachheit pflegt — zu viel und zu wenig thut, ſteht nun Taſſo. Umher lauert neidiſches Hofgeſinde. So geſtellt konnte der arme Dichter dem Sturze nicht entgehn. Die Göthiſche Darſtellung führt die Geſchichte bis dahin, wo die tragiſche Kataſtrophe gleichſam nur in der Ferne erſcheint. Der beleidigte Despot will den Schuldloſen vernichten, aber doch den Schein des böſen Willens vermeiden. Unter dem Vorwande wohlmeinender Fürſorge wird der Unglückliche Anfangs nur leicht verhaftet. Er entſpringt, flieht zu ſeiner Schweſter, und wird durch die ſehnſuchtvollen Wünſche der Prinzeſſin an den Ferrariſchen Hof zurück gezaubert. Hier erklärt man ihn ſogleich für einen Wahnſinnigen, bringt ihn in das Annen-Hospital, und zwingt ihn Arzeneien zu nehmen, die vermuthlich als phyſiſche Reizmittel ſeine Fantaſie entflammen mußten. Um ihn ganz zur Verzweiflung zu bringen, wird er von einem Feinde in den Mitternachtſtunden durch Geſpenſter-Blendwerke geängſtiget. Umſonſt flehte er in den rührendſten Briefen den fühlloſen Fürſten an, ihn aus ſeinem Kerker zu entlaſſen; umſonſt bemühten ſich für ihn der Papſt und mehrere Fürſten.

Sieben Jahre mußte er gequält und gemißhandelt schmachten, bis es endlich dem liebenswürdigen jungen Herzog von Mantua, Vincenzio Gonzaga, gelang, ihm durch seine Verwendung die Freiheit zu verschaffen. In den Freundschaftsarmen dieses Prinzen öffnete sich des Dichters sanfte Seele wieder dem Genuß des Lebens. Sofort ergingen an ihn von Rom aus die dringendsten Einladungen, Tasso folgte dem freundlichen Ruf. Kardinäle, Ritter und Volk strömten dem Allverehrten entgegen; sein Einzug in Rom glich einem Triumph, seine Krönung auf dem Kapitol wurde beschlossen. Er stellte sich dem Papste vor, der ihm die schmeichelhaften Worte sagte: „Sie werden der Krone, die auf dem Kapitol Ihrer wartet, so viel Glanz geben, als Andre von ihr erhalten." Aber diese irdische Verherrlichung ward dem edlen Dulder nicht mehr zu Theil, sein Engel rief ihn zu den Vergeltungen eines höheren Lebens. Er entschlief im 51sten Jahre seines Alters, 1595 d. 15. April, an dem Tage vor der bestimmten Krönungsfeier.

Ein Mönch zeigte mir den heiligen Nachlaß des großen Dichters: das Handbecken, das Dintenfaß, und einen eigenhändigen auf Holz geklebten Brief. Den tiefsten Eindruck aber machte auf mich die nach seiner Todtenlarve verfertigte Büste. Mit Ehrfurcht betrat ich den Raum, auf welchem der herrliche Tasso einst wandelte *).

*) Die edle Verf. war hier glücklicher, als andre Besucherinnen dieses Klosters, welche die im Innern

Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Den 6. März.

Eine neue Vegetation sprießt hervor. Ueber die Mauern der Stadt und der Gärten ergießt sich eine frische Fülle üppigen Grüns: Kräuter und Blumen wachsen an ihnen kräftig hinauf, man glaubt emporgerichtete Wiesen zu sehn. Schon brennt die Sonne in der Mittagsstunde so, daß man sich ihren Strahlen nur mit Vorsicht aussetzen darf. Ihr Licht wirkt immer mächtiger, es erhöht den Farbenglanz der Blumen, und scheint Alles mit magischen Reizen einzufassen. Die Luft ist so rein, daß die entferntesten Gegenstände hell und klar erscheinen. Doch eine zarte Gesundheit erlaube sich nur mäßigen Genuß der verführerischen Frühlingsfülle, vorzüglich um die Mittagszeit, wann die warmen Strahlen am heftigsten wirken. Bei meinen heutigen Wanderungen vergaß ich diese Vorsicht; ich fühle die Folgen davon, und halte mich itzt an die reizenden Erinnerungen meines Morgengenusses. Die Schönheit des Tages hatte uns ins

aufbewahrte Büste, die Tasso's großer Gönner, der Kardinal Cintio Aldobrandini, nach der von der Leiche abgenommenen Larve zu verfertigen befahl, nicht zu sehen bekommen konnten. S. Prosaische Schriften von Friederike Brun, Th. II, S. 146. B.

Freie gelockt. Wir suhten erst zu der schon früher angezeigten Villa Albani. Sowohl die Werke der Kunst, als die herrlichen Aussichten von den verschiedenen Punkten, gewinnen um so höhern Reiz, je öfter man sie besucht.

Nicht weit von da liegt die itzige Vigna di Macao, vormals eine Villa der Jesuiten. In dieser herrlichen Gegend erhielten die Novizen ihre Bildung. Der Garten ist groß; eine weite Landschaft öffnet sich auf allen Seiten: das Ganze ist recht geeignet, junge Gemüther, die hier gezogen werden, für die Aussichten, welche sie erhalten sollen, zu entflammen. Die rings umher waltende Einsamkeit, der reizende Hinblick auf merkwürdige Stellen der Vorzeit, die kräftige Zypressenwand, welche sich durch den ganzen Garten hinzieht, und die ich nie in solcher ernsten Majestät sah: Alles giebt der Seele hier eine schwärmerische Richtung.

Der Garten selbst ruht auf den Trümmern des Quartiers der kaiserlichen Leibwache. Tiberius errichtete dies Castrum Prätorium auf Anstiften seines allmächtigen Günstlings Sejanus, zwischen der Porta Collina und der Porta Viminalis (itzt Salara und Pia genannt). Das Gebäude war eine Art Citadelle, von viereckiger Form, mit abgerundeten Ecken. Im Innern liefen die Zellen, wie itzt in den Klöstern, umher. Das casernenartige Gebäude hatte mehrere Stockwerke über einander. Es haben sich in der Vigna Macao noch einige solcher Zellen erhalten; an manchen sind sogar

Reste alter Malereien sichtbar *). Sejan, im Stillen selbst nach der Kaiserkrone strebend, entwarf den Plan zu diesem festgegründeten Lager. Dadurch wurde die militärische Macht auf einen Punkt zusammengedrängt; ein guter Kopf, welcher sich Liebe und Vertrauen der Leibwache erwarb, und an ihrer Spitze stand, konnte sich leicht auf den Thron schwingen. Doch ehe der zu den höchsten Ehrenstellen erhobene Sejan seinen Plan auszuführen im Stande war, schöpfte der Kaiser, den er nach Capri verlockt hatte, gegen seinen Günstling Verdacht, und ließ ihn mit allen seinen Angehörigen hinrichten; selbst die unschuldigen unmündigen Kinder mußten im Kerker am Kapitole das Leben verlieren. — Unter Augustus war die Zahl der Prätorianer 10,000 Mann stark. Die nachfolgenden Kaiser vermehrten ihre Leibwache. Septimius Severus gab diesem Corps eine neue Organisation, und setzte die Zahl auf 40,000 fest. Diese Leibwache war die Stütze der bis zur Tyrannei ausgedehnten Kaisermacht, ward aber in der Folge den Monarchen selbst gefährlich:

*) Gibbon hat T. I. p. 169 ed. Lond. das Prätorianer-Quartier auf die breite Fläche (Plateau) des Viminalischen und Quirinallschen Berges gesetzt, worin er dem Nardini und Donati folgte. Allein neuere Forschungen und Entdeckungen von Inschriften, denen auch Zoega folgte, gaben den Platz da an, wohin er hier versetzt wird. Darnach gab Piranesi seinen restaurirten Plan in den Antichità tav. 39. Vergl. Lumisden's Ancient Rome p. 215 fg.

denn die Prätorianer entthronten oder ermordeten ihre Kaiser, und erhoben nach Willkür andere auf den Thron. Daher schaffte Konstantin mit vieler Schlauheit im J. der Stadt 1065 die Prätorianer ganz ab, um von der Zuneigung der Soldaten unabhängiger zu seyn; und ließ zugleich die Vorderseite ihres Castrums einreißen, welches Aurelian 1024 mit zur Stadt gezogen hatte. Jetzt noch sind an der Stadtmauer zwei der vier Thore des Castrums deutlich zu bemerken.

Den 20. März.

Die jüngere Künstlerwelt zu Rom trägt einen eigenthümlichen Charakter, der in der vorhandenen Wirklichkeit gewissermaßen ein idealisches Leben darstellt. Von verschiednen Nationen zu Einem Zwecke vereinigt, werden die jungen Männer hier von Welt- und Familienverhältnissen weniger berührt und zerstreut. Es herrscht unter ihnen ein Zusammenhalten, welches einen Wetteifer hervorbringt, der nur höchst selten in Unziemlichkeiten ausartet, der Kunst hingegen ersprießlich ist. Von diesem Zusammenhalten sind jedoch die Franzosen ausgeschieden; was diese Trennung veranlaßt, weiß ich nicht zu sagen. Erfreulicher noch würde jener Geist der Eintracht sich wahrnehmen lassen, wenn nicht einige junge Künstler gegen entschiedenes höheres Verdienst sich häufig Anmaßungen erlaubten, die sie, nach Bedeutsamkeit haschend, eine gerechte Kritik zu nennen pflegen. Unter den älteren Künst-

lern hingegen habe ich durchgängig den Geist der Toleranz wahrgenommen, welche den gelungenen Arbeiten der jüngern nie den aufmunternden Beifall versagt. In Rücksicht dieser Mäßigung und Milde geht Canova allen Uebrigen mit würdigem Beispiele vor, welches bei ihm um so bedeutender ist, da er sich lebhaft bewußt seyn muß, daß er es war, der von dem Ungeschmack der Berninischen Zeit die Skulptur erlöst'te, die mit ihm erst eine neue bessere Periode begann, und daß er den Geist wieder hervorrief, der in der Natur und Einfachheit der griechischen Kunst waltet. Durch nichts beurkundet sich das Genie mehr als dadurch, daß es von den Verführungen der Zeit, welche Lobpreisungen diese auch begleiten, sich kühnlich lossagt, und mit freier Kraft seinen eigenen Weg geht. Diese Kraft wird jedoch immer aus dem inneren Wesen des Darstellenden mehr oder weniger in sich aufnehmen. Wenn je ein Künstler von seiner höheren Individualität etwas auf seine Schöpfungen übertrug, so daß jene aus diesen, Sinn und Geist ansprechend, hervorblickt, so ist es Canova.

Ein sanftes zartes Leben athmen seine schönsten Bildungen; besonders ist in den weiblichen eine unbeschreibliche Grazienmilde und Lieblichkeit ausgedrückt. — Diesen höchst bescheidenen und eben so edlen Mann in seiner Werkstätte unter den beseelten Statuen, die seine Kunst hervorzauberte, zu sehen, wird dann erst der vollkommenste Seelengenuß, wenn man seinem Herzen näher zu kommen Gele-

genheit fand; wenn man weiß, daß ein ungünstiges Schicksal dem jungen unbegüterten Künstler die blühenden Hoffnungen einer hohen Liebe zerstörte, und daß aus dieser Liebe ihm das begeisternde Ideal zurück blieb, welches seine Fantasie mehr und mehr erhob, und ihr lebendig vorschwebte, als Amor und Psyche, als Hebe und andre zarte Bildungen, ihr Daseyn erhielten.

Aber jede Empfindung weiß Canova in ihrer höchsten Würdigkeit darzustellen. In seiner knieenden Magdalena hat er das Gefühl der tiefsten Seelentrauer erschöpft, die reuevoll nach Kraft ringt; man möchte die stillgeweinten Thränen von dem holden Gesicht auffassen, so sanft rollen sie aus den schönen Augen über die Wangen der Büßerin herab. — Alle Statuen lebender Personen, in sitzender, stehender oder liegender Stellung, sind mit Beibehaltung der Aehnlichkeit idealisirt. Itzt arbeitet er an der Vollendung des Monuments zum Andenken der Erzherzogin Christina *).

*) Dieser Triumph der modernen Bildhauerkunst steht nun seit 1806 in der Augustinerkirche nächst der Burg in Wien würdig aufgestellt, und macht die Bewunderung der Fremden und Einheimischen. Man kann mit dem, was Fernow im ersten Theil seiner Römischen Studien S. 134 fg. zur Mäßigung dessen, was die unbedingten Lobredner, wie van de Vivere n und andre darüber aussprechen, bemerkt, der Hauptsache nach einverstanden seyn, und doch dies Werk herrlich, ja für die neuere Zeit unübertroffen finden. Das echte christliche Prinzipium, jene Carità,

So zahlreich die Reihe der Verehrer und Bewunderer dieses großen Künstlers ist, unter denen sich echte Kenner befinden, so erheben sich doch gegen ihn bedeutende kritische Stimmen, die, wie gewöhnlich, eine beträchtliche Anzahl Nachsprecher auf ihre Seite ziehn. Läugnen können auch die würdigeren Tadler nicht, daß die hohe Lebendigkeit, welche Canova seinem Marmor zu geben weiß, noch von keinem Künstler neuerer Zeit erreicht worden sey. Dagegen finden sie eine unzulässige Weichheit, und ein malerisches Bestreben, in seinen Arbeiten. Wahr ist es, daß Canova seinem Marmor eine Be-

deren Vermittlung zwischen der alten und neuen Kunst Herder in seiner Adrastea so unvergleichlich übernommen hat, durchdrang den Schöpfer des Werks, und spricht uns, sobald wir uns nur recht unbefangen der Beschauung hingeben können, mit unwiderstehlicher Gewalt an. Nie wurden 20,000 Dukaten besser angelegt! Wir haben erst im J. 1813 ein herrliches lateinisches Gedicht aus Degens Prachtoffizin über dies Kunstwerk erhalten: Monamentum Mariae Christinae e marmore erectum opera Ant. Canovae. 40 S. im größten Foliosormat, welches der treffliche Dichter v. Birkenstock kurz vor seinem Tode darauf gedichtet hatte. Der Schreiber dieser Bemerkung hat darüber in der Leipziger Lit. Zeit. Nr. 285 im J. 1813 seine Meinung gesagt. Eine vorzügliche Zierde dieses Gedichts sind 6 Kupfertafeln von Agricola gestochen, wodurch man eine richtigere Vorstellung von dem Ganzen und den einzelnen Figuren erhält, als durch den Hauptkupferstich, der unter Canova's Augen von Bonato in Rom verfertigt und mehrmal nachgestochen worden ist. D.

handlung zu geben pflegt, durch welche ſich das Fleiſch vom Gewande unterſcheidet: allein die gefällige Wirkung, welche dies hervorbringt, müſſen ja ſelbſt die eigenſinnigſten Kritiker zugeſtehen; auch wendet Canova dieſe Behandlungsart mit ſo weiſer Ueberlegung an, daß der Unbefangne dabei durchaus an keine Färbung denken wird. — Was die Lebensweiſe dieſes außerordentlich fleißigen Künſtlers betrifft, ſo iſt ſie, in ihren verſchiednen Abwechſelungen, durchgängig und immer für den Vortheil der Kunſt berechnet. In ſeinen Erholungsſtunden malt er; und man wird wohl ohne Zeugniß annehmen, daß ein Mann wie er ſich nicht in Mittelmäßigkeiten gefalle *). Dieſen Arbeiten geſteht er durchaus keine Anſprüche zu, ſie ſind einzig beſtimmt, ſeine einfachen Wohnzimmer zu ſchmücken. In der Werkſtätte ſeiner eigentlichen Schöpfungen läßt er ſich, während er die letzte Hand an den Aus-

*) Es ſind zwei Hefte Contorni in Großquerfolio von den maleriſchen Skizzen Canova's, nebſt einigen ſeiner Basreliefs, in Rom im J. 1810 erſchienen, aus welchen man Canova des Malers Geiſt und Erfindungskraft leichter beurtheilen kann. — Sehr brav iſt ſein Porträt nach Lampi von Benedetto in Wien geſtochen worden, wo der geiſtvolle Künſtler den herrlichen Genius, der auf dem Löwen ruht, aus der Erzherzogin Chriſtina Monument vor ſich hat. Dieſer Kupferſtich iſt um ſo willkommner, als, dem Vernehmen nach, das Original erſt vor kurzem mit ſo vielen andern ganz unerſetzlichen Kunſtwerken im Pallaſt des Grafen Raſumoffski ein Raub der Flammen geworden iſt. B.

arbeitungen seiner Marmorbilder legt, aus ältern und neuern Dichtern vorlesen.

Hoch neben Canova steht Thorwaldson, ein junger liebenswürdiger Däne, dem jetzt schon der Kranz des vollendeten Meisters von berechtigten Stimmen zuerkannt wird, deren einige sogar in der Begeisterung ihn über jenen selbst erheben. Wenn indeß der edle Thorwaldson ein solches Lob auf ungeheuchelte Art fast mit Unwillen zurück weiset, so läßt der vortrefliche Canova hingegen ihm die allervollste Gerechtigkeit wiederfahren; beide sind eines Ruhmes Genossen, und kein Neid stört dies schöne Wechselverhältniß, in welchem einer des andern Meisterwerke aufrichtig bewundert.

Nicht leicht hat wohl ein junger Künstler so schnelle Fortschritte gemacht, als unser Thorwaldson. Noch vor wenig Jahren lebte er still von der kleinen Pension seines Hofes. Vertrauend seinem Genius, und im Vorgefühl seiner Kraft, versuchte er einen Jason darzustellen, wie er siegend das erkämpfte goldne Vließ empor hält. Das Modell zog Kenner und Liebhaber herbei; ein Engländer, von der Vortreflichkeit des Werkes hingerissen, ließ es in Marmor ausführen. Nun war Thorwaldsons Ruhm gegründet, und er rechtfertigte durch nachherige Arbeiten die großen Erwartungen, die sein erstes Werk erregt hatte *).

*) Thorwaldson's Ruhm hat sich, seit dies geschrieben wurde, immer herrlicher verklärt. Ein stehender, auf seiner umgekehrten Lanze ruhender Mars, über

Unter den Künstlern und Künstlerinnen der Geschichtmalerei verdient wohl Angelika Kaufmann, eine deutsche Tyrolerin, zuerst genannt zu werden. Seit mehr denn einem Vierteljahrhundert schmücken ihre Werke die vorzüglichsten Gemäldesammlungen in Europa; und jetzt noch, trotz ihrer körperlichen Hinfälligkeit, athmet ihr Geist ein blühendes Leben. Wahrlich es gewährt ein erhebendes Gefühl, in einem unter der Last der Jahre und dem Druck der Kränklichkeit gebeugten Körper einen liebenswürdigen anmuthigen Geist zu finden. Ein hoher Grad errungener Menschenwürde offenbart sich in einer solchen Erscheinung, und wirkt tröstend und auffordernd auf andere zurück. Daher kömmt es unstreitig, daß die edle Angelika sogleich bei der ersten Bekanntschaft die Herzen für sich einzunehmen weiß. — Ihre Wohnzimmer sind geschmackvoll geordnet, mit künstlerischem Sinn und Zweck. Unter Gemälden treflicher Meister, lächelt freundlich

Lebensgröße, in Marmor ward noch vor wenig Jahren für das Vortrefflichste gehalten. Allein er hat seitdem noch Schöneres geschaffen, wovon im Morgenblatt mehrmal Bericht erstattet wurde. Seine durch Erfindung und Anordnung vor allen sich hervorhebenden Reliefs zu dem Taufstein in würflicher Gestalt, und die 4 Medaillons zu der öffentlichen Halle in Kopenhagen, sind als zwei Muster eines vollendeten Cyklus anzusehen. Man kennt diese und andere Schöpfungen seines reichen Genies aus einer Sammlung Contorni von 30 Blättern, die vor einigen Jahren in Rom erschienen und auch in Deutschland sehr gesucht sind. B.

ihr eignes Bildniß, von ihr selbst gemalt, in der schönsten Jugendblüthe hervor. Nicht ohne Wehmuth konnte ich die sanfte tieffühlende Matrone neben diesem reizenden Bilde anblicken. Die bittersten Schmerzen betrogener Liebe zerstörten die Ruhe des Herzens, das nur Güte und Wohlwollen kannte. Welch ein Gemüth muß der Bösewicht besessen haben, der aus gekränktem Ehrgeiz, weil seine Liebe nicht erwiedert wurde, den schauderhaften Plan fassen konnte, durch den schändlichsten Betrug das Lebensglück dieses holden Wesens zu vergiften! Aber ihr Seelenwerth richtete sie aus ihrem grauenvollen Schicksal empor, und gab ihr die Kraft, im Gebiet der Kunst das Glück und die Freuden zu suchen, welche ihr zerrißnes Herz nun in der Liebe nicht mehr finden konnte *).

*) Wahrscheinlich hat, was die hier nur schonend angedeuteten Züge ihres frühern Schicksals an der Themse, das sie auf immer mit einem Mann verband, dessen Namen sie nicht zu führen würdigte, betrift, der als Künstler und antiquarischer Schriftsteller rühmlich gekannte de Rossi (welchem Angelika in ihren letzten Jahren ein verdientes Zutrauen schenkte) in der nach ihrem Tode angekündigten Biographie auch dies Räthsel ihres Lebens befriedigend gelöset. Ueber ihre früheste Bildung zur Künstlerin hat Matthisson in seinen Erinnerungen Th. V, S. 188 fgg. einiges aus ihrem Munde mitgetheilt. Man vergl. die wohlgerathene Charakteristik dieser unvergleichlichen Kunstvestalin, an ihrem Begräbnißtage geschrieben, im Almanach aus Rom für Künstler und Kunstfreunde im J. 1810, S. 142 — 152. B.

Ungeachtet ihres hohen Alters und ihrer Kränklichkeit arbeitet Angelika noch mit ununterbrochnem Fleiß. Ihre Bescheidenheit klagt zwar, daß sie nichts Vollendetes „so wie die Bilder ihrer Fantasie vorschweben," auf die Leinewand bringen könne; aber sie hat kürzlich sehr treffliche Gemälde ausgeführt. Ein holdes liebliches Kind in sitzender Stellung, als kleiner Bacchus, mit dem Thyrsusstab in der Hand; es soll das wohlgetroffene Porträt eines jungen Grafen Molke seyn. Lord Macdonald, in Lebensgröße, in der schönen Uniform eines Bergschotten; eine hohe edle Gestalt, die zu gebieten weiß und dennoch anzieht *). Das letzte historische Stück ist David, welchem Nathan Vorwürfe macht, noch nicht ganz vollendet; allein man erkennt schon des Königs Reue und den strafenden Ernst des Propheten **). Drei junge Mädchen, aus einem Bu-

*) Solche Porträte, wie z. B. auch das des Prinzen August von England, gleichfalls im Bergschottenkostum, voll Kraft und männlichen Ausdrucks, müßten ja wohl den so oft mit Bitterkeit wiederholten Tadel entwaffnen, daß Angelika's Männerfiguren nur verkleidete Mädchen wären, und es ihnen ganz an dem gebreche, was die Römer männliche Würde (dignitas) nannten. B.

**) Das letzte ganz vollendete Stück Angelika's war die Geburt Johannes des Täufers, welches nach Brescia in das Haus Martinenghi kam. Es ist mehrmal bemerkt worden, daß Rom selbst, so lange die Künstlerin lebte „der ein Engel Namen, Griffel und Farbenschmelz gab," kein einziges Bild von ihr aufzuweisen hatte. B.

che singend, hinter einem Tische, in Tivoleser, Frascataner und Albanerkleidung, Lebensgröße, über halbe Figur, sind sehr ausdrucksvoll in verschiedenen Gemüthsbewegungen dargestellt. Das Bildniß der römischen Improvisatrice Bandettini, im Augenblick der Begeisterung. Alle diese Gemälde haben ein blühendes Kolorit, und sind mit reizend anmuthiger Draperie umgeben. — Zwar hat die Kritik an ihrer Zeichnung mancherlei auszusetzen, findet auch in ihren männlichen Figuren zu wenig Kraft; allein, wie dem sey, ihre Gemälde machen einen angenehmen und tiefen Eindruck. Ihre historischen Stücke zeugen von Dichterschwunge, und das zarte edle Gemüth waltet in ihren Produkten, wie ein heiliger Genius.

Unter den jüngern Historienmalern erregt ein liebenswürdiger Römer Camuccini die größten Erwartungen: er hat bereits Werke von hoher Vollendung geliefert. Aus den Schriften der alten Klassiker schöpft er die Nahrung für seine Darstellungen. Seine Compositionen sind groß gedacht, mit Kraft und Wahrheit entworfen. In seinen Gruppirungen lebt und athmet Alles; jede Figur steht handelnd da: sie ist wie in einem wohlangelegten Drama eine nothwendige Person des Ganzen. Zuerst erweckte er Aufsehn durch die in schwarzer Kreide, in der Größe des Originals, gezeichneten Figuren aus Raphaels Verklärung. Kühnheit, Kraft und Grazie führten den Griffel des jungen Künstlers, in welchem ein Raphael aufzuleben scheint. Cäsars

Tod war ſein erſtes großes Oelgemälde; es nimmt die ganze Wand eines großen Saales ein. Die Compoſition iſt gedankenreich, die Figuren in Lebensgröße ſind charakteriſtiſch. Durch die weißen Togen der Senatoren wird über den Vorgrund eine außerordentliche Lichtmaſſe verbreitet; aber geiſtvoll hat der Künſtler das Lokal und die Hauptmomente der Handlung ſo ergreifend hervortreten laſſen, daß dadurch dies zudringliche Licht hier weniger vorherrſcht *).

Das Gegenſtück zum Cäſar iſt eine große Compoſition, die, vom Gegenſtand begünſtigt, noch unbedingteren Preis davon trägt: Virginia. Das Gemälde beſteht aus drei Hauptgruppen, unter welchen die höchſte Gewalt des Eindrucks, den die Kataſtrophe hervorbringen ſoll, der mittleren zugewandt wird. Hier ſieht man den Vater neben der ſterbenden Tochter: er hält mit der einen Hand den blutigen Dolch empor, mit der andern weiſet er hin auf das gefallene Opfer; ſein Blick iſt auf den Tyrannen gerichtet, dem er zerſchmetternde Worte zuzurufen ſcheint. An den Vater gelehnt liegt halb entſeelt Virginia, in den Armen des geliebten Bräutigams. O! ſie iſt ſo ſchön, die edle herrliche Jungfrau, die ſich nicht entehren laſſen konnte. Von ihrer Stirn ſenkt ſich das blonde lockige Haar über die Schultern zum Gürtel herab; die kalte Hand des

*) S. Fernow Sitten- und Kulturgemälde von Rom (von 1802) S. 254 ſqq. B.

des Todes berührt die hohen Reize nur mit Schonung. Erschlafft hängt der schöne linke Arm herab, mit dem rechten ergreift sie, um sterbend sich anzuhalten, den Mantel ihres Vaters; ein schmerzhaftes Lächeln schwebt auf ihren Lippen, und der letzte Blick reinster Zärtlichkeit ist auf den Geliebten gerichtet. Dieser schöne Jüngling, nur mit seiner Virginia beschäftigt, sucht wie beraubt das aus der Brust strömende Blut zu stillen. Mit ausgestreckten Armen stürzt die Amme herbei. — Links die zweite Gruppe. Appius auf dem Richterstuhle sitzend, bestürmt von wüthender Leidenschaft, die sich in krampfhaften Zuckungen des ganzen Körpers, bis zu den Zehen des vorgestreckten Fußes, ausdrückt; mit der geballten Faust scheint er verzweiflungsvolle Drohungen auf das sich zudrängende Volk niederzuschleudern. Die ihn umgebenden Liktoren haben ganz das Ansehn fühlloser Menschen, die roh hinstarrend die Begebenheit anstaunen. Die dritte Gruppe stellt das Volk dar, welches die Liktoren zurück treiben. Unter den vielen Figuren interessirt vorzüglich eine schöne junge Frau, die mit Schrecken und Theilnahme auf die Sterbende blickt. Eine andre sucht mit ihren Knaben dem auf sie einstürmenden Liktor zu entfliehn. Auf einem etwas erhabenen Ort steht der Metzger, welchem Virginiens Vater das Unglücksmesser entriß, an der Fleischbank. Das ganze reiche Gemälde macht einen unendlich tiefen Eindruck. Jede einzelne Figur ist bedeutend, aber immer kehrt das Auge zu der ätheri-

schen Schönheit zurück, welche die edle Römerin schmückte und ihr den Opfertod brachte *).

Landi, gleichfalls ein Römer, besonders als Porträtmaler geschätzt. Ein lebhaftes blühendes Kolorit, und treffende Aehnlichkeit, in den günstigsten Momenten aufgefaßt, empfehlen seine Gemälde. Auch seine historischen Figuren, seine Venus und andre, sind verdienstvolle Werke.

Abel, ein Wiener, verräth ein gefühlvolles Gemüth und einen mit Kenntnissen geschmückten Geist, sowohl in den ausgeführten Gemälden, als auch in seinen gedankenreichen Studien. Unter jenen ist Antigone eine wohlgerathene Arbeit. Trauernd kniet das zarte Mädchen neben ihrem erschlagenen Bruder, dem der Tyrann das Begräbniß versagt hat; im Hintergrunde ein paar lauernde Soldaten. Die Figuren sind in Lebensgröße, die Landschaft umher ist vortreflich ausgeführt.

Schick, ein junger Wirtemberger von ganz vorzüglichen Anlagen, zeigt in seinen Porträtstücken,

*) Der Sonderling, Lord Bristol, der nie ein altes Bild kaufte, hatte auch diese zwei Hauptbilder in Beschlag genommen, belohnte aber den Künstler bei weitem nicht durch den kargen Kaufpreis. Zum Glück ist Camuccini bemittelt und bedurfte dieser Brittischen Großmuth nicht. In der letzten Zeit hat er noch eine große historische Composition von einer Pest, so wie eine Darstellung im Tempel gemalt, durch sein Vermögen aber viele treffliche Gemälde von dem Untergang oder dem Verkauf in unbekannte fremde Gemäldesammlungen gerettet. B.

was er dereinſt in idealiſchen Kunſtwerken zu leiſten im Stande ſeyn wird. Dieſe Bildniſſe ſind ſchon gewiſſermaßen hiſtoriſche Darſtellungen, ſo klar ſprechen ſie das Verhältniß zu einer Handlung aus. Ganz vorzüglich iſt ihm das Gemälde von Fräulein von Humboldt gelungen: ſie ſitzt, auf ihrem Schoß ruht eine Guitarre; der Ausdruck ihres Geſichts iſt begeiſtert, als ſänne ſie Liedertönen nach. Die Gegenſtände des Zimmers umher ſind treflich angeordnet, und mit höchſtem Fleiße ausgeführt *).

Unter den jüngern Geſchichtmalern reizte beſonders Koch meine Aufmerkſamkeit: der Sohn eines Tyroler Hirten, von tiefem Gefühl und glühender Fantaſie; doch fehlt es dieſer an der gehörigen Haltung, und ſeinem Geſchmack an dem richtigen Takt. Einen Beweis davon giebt ſein großes mit vielem Fleiß bearbeitetes Oelgemälde, die Arche Noah auf dem Gebirge Ararat. Das am Himmel ſich wölbende Friedenszeichen der ausgeſöhnten Natur, oder vielmehr der Gottheit, iſt gänzlich verfehlt: es überfaßt ſo unverhältnißmäßig grell und breit die Landſchaft, daß dieſer Regenbogen mehr einem ſchwerfälligen bunten Thore als einer ſanften Lufterſcheinung gleicht. Hingegen iſt ein anderes, etwas kleineres, Oelgemälde des wackern Künſtlers ein gelungener Hinwurf des Genies. Es

*) Schick wurde durch einen frühen Tod im J. 1812 der Kunſt entriſſen, in deren Heiligthum er früh ſchon eingedrungen war. B.

ſtellt die Epiſode aus Dante's göttlicher Komödie dar, wo Franceska di Rimini, mit ihrem Schwager ſich leſend unterhaltend, von ihrem eiferſüchtigen wuthentflammten Gatten überraſcht wird. Solche Scenen gewaltigerer Empfindungen gelingen dem jungen feurigen Geiſte vorzüglich. Er hat ſich an den Quellen der höhern Poeſie genährt; Oſſian und Dante ſind ſeine Lieblingsdichter.

Die übrigen jungen Geſchichtmaler, unter denen mehrere verdienſtvolle Künſtler ſich befinden, muß ich übergehen: theils iſt meine Zeit zu beſchränkt, theils ſind ihre beſſern Werke bereits ihren Beſtimmungen zugeſandt worden.

Auch die Landſchaftmalerei hat mir unvergeßliche Genüſſe gewährt. Unter den Künſtlern dieſes Faches ſteht itzt, nach dem Zeugniſſe aller Kenner, Reinhart, ein Baireuther, als der erſte da. Dieſer originelle Menſch hat vollſtändig geleiſtet, was ſein Meiſter, Profeſſor Oeſer in Leipzig, 1785 von ihm weißagte; er ſah ſchon damal in dem jungen Künſtler die Geiſter von Ruysdael, Salvator Roſa, Potter, und Claude Lorrain aufleben.

Reinharts Landſchaften ſind erhaben und ſinnvoll entworfen, und bis auf den kleinſten Grashalm mit ſolchem Fleiße ausgeführt, daß ſeine Darſtellungen in der Nähe wie in der Ferne gleiche Wirkungen hervorbringen. Nur ein vollendetes großes Werk fand ich bei ihm: eine Waldpartie aus der Borgheſiſchen Villa. Man mögte hineintreten in den Schatten dieſer herrlichen Bäume, durchſäuſelt von

der warmen italiſchen Luft. — Die von ihm ſelbſt radirten Blätter, römiſche Gegenden darſtellend, bezeugen was er als Zeichner und Kupferſtecher leiſtet. Berühmt ſind ſeine großen Zeichnungen in Sepia, worin eine ſeltene Lebendigkeit herrſcht. Einen wahren Kunſtſchatz enthalten ſeine Studien, die Lord Briſtol für großen Preis gern an ſich gekauft und auch wohl erhalten hätte, wenn der Künſtler nicht jeder Lebensbequemlichkeit ſeine Kunſt vorzöge. Nicht weniger bedeutend iſt Reinhart in einem andern Fache: mit unglaublicher Schnelle in wenig Strichen die gedankenreichſten Karrikaturen anzugeben. So angenehm er durch ſolche maleriſche Scherze die Geſellſchaft zu unterhalten weiß, ſo ſchlimm iſt es, wenn dies Talent den Unwillen oder Zorn des Künſtlers bewafnet *).

Von den älteren Landſchaftmalern bemerke ich noch den Engländer Wallis, einen Künſtler von Verdienſt und Achtung-einflößender Perſönlichkeit. In der Abbildung einer Gegend Siziliens herrſcht, nach meinem Gefühl, eine glückliche Auffaſſung großer Natur. Dagegen ſcheint mir eine Landſchaft aus dem Schattenreich, welche der Letheſtrom durchfließt, weder in Abſicht der Idee, noch

*) Die Leſer erinnern ſich hier wohl, auch ohne unſer Zuthun, des Titelblatts zu Seume's Spaziergang nach Syrakus in der erſten Ausgabe von 1803. In den ſpätern Ausgaben iſt es nach dem Willen des Verfaſſers weggeblieben. Man vergl. deſſen Erklärung S. 319 der dritten Ausgabe. B.

der Ausführung, geglückt. Die lustige mythische Dichtung umschwebt ein so geistiger Schleier von Halblicht, daß sie jede Form künstlicher Darstellung verschmähet.

Heinrich Vogt, ein junger Niederländer, hat sich einen bedeutenden Rang erworben. Seine Landschaften sind nicht ohne Poesie. Seine Baumpartieen werden den Hackertschen vorgezogen, und nur denen von Reinhart nachgesetzt. Treffend stellt er einen regnigen Wolkenhimmel dar, den Sonnenschein durchleuchtet: warm und duftig weht hier ein lebendiger Hauch. In einem andern wirkungsvollen Gemälde, breitet sich ein goldner Abendschein über eine schöne Gegend aus. Nie sah ich einen letzten feurigen Sonnenblick, durch feuchte Nebel dringend, so der Natur abgestohlen.

Ein junger bescheidner Russe, Theodor Mattweff, giebt schöne Hoffnungen. Bis itzt hat er vorzüglich schauerliche Schweizergegenden studirt, und einige trefliche Gemälde rauher Felsenpartieen, über welche schwere graue Wolken hinziehn, vollendet.

Im Gegensatz mit diesem, gefällt sich Rosa, eine junge Römerin, in heitern und freundlichen Darstellungen. Ihre gelungensten Arbeiten sind Kopieen nach Claude Lorrain.

Die Landschaftmalerei in Aquarell hat Filippo Giuntotardi zu einer Höhe gebracht, die überrascht und Bewunderung einflößt. Die Gegenstände dieses Künstlers sind römische Ruinen, und Gemälde von Rom und Neapel; sämmtlich mit

höchster Treue und denkendem Geiste ausgeführt, in frischer Lebendigkeit der Farbengebung.

Abbruzzi hat ein interessantes Werk unternommen, höchst verdienstlich in den Tagen zerstörender Gewalt, die unaufhaltsam fortschreitet. Nach Verlauf einiger Jahre dürfte man vielleicht vergebens nach den itzt noch vorhandenen Ruinen an der Appischen Straße fragen; diese hat Abbruzzi in einer Reihe von Zeichnungen aufgestellt, zu denen er selbst gegenwärtig die Kupferplatten anfertigt.

Gmelin, ein Deutscher, ist eben so fleißig als talentvoll. In der Kunst Landschaften in Kupfer zu stechen, hat er sich unter seinen Mitbewerbern einen unbestrittenen Rang erworben. Seine Zeichnungen sind höchst korrekt, geistvoll, klar und lebendig. Zwar hat er sich jeder landschaftlichen Zusammenstellung gleich mächtig bemeistert, doch glänzen besonders seine Wasserpartieen hervor, in allen Abwechselungen, wie die Natur sie darbietet. Die Durchsichtigkeit der klaren Fluth, das sanfte Hinfließen des Baches, der mächtige Sturz des Wasserfalls, der davon aufdampfende Staubregen, hinter welchem die Gegenstände wie im Nebel erscheinen: Alles ist mit ergreifender Wahrheit aufgefaßt. Reich an Zeichnungen in Bister ist des Künstlers Portefeuille: es enthält die schönsten Gegenden von Tivoli, Lariccia, und aus der Nachbarschaft Neapels.

Den 30. März.

Fast alle Reisebeschreiber machen den gesellschaftlichen Zusammenkünften zu Rom den Vorwurf der Leerheit. Diesem so allgemein ausgesprochnen Urtheile setzte ich einigen Zweifel entgegen: denn es war mir unbegreiflich, wie ein so fähiges und lebhaftes Volk, mitten unter aufregenden Denkmälern und Resten einer glänzenden Vorzeit, zur flachen Geistlosigkeit herabsinken könne. Ich war daher äußerst gespannt den Grund einer solchen Behauptung aufzufinden. Nach meiner Erfahrung fand ich ihn minder in dem innern Geist der gesellschaftlichen Verhältnisse, als in deren äußern Formen, welche den Frauen, die noch nicht über die Zeit des Gefallens hinaus sind, bei jedem öffentlichen Erscheinen einigen Zwang auflegen, ihnen eine gewisse Zurückhaltung gegen Männer gebieten. — Verschieden von den Gewohnheiten in Deutschland sind die römischen Zusammenkünfte nur darin, daß sich die ganze Gesellschaft nicht auf einmal versammelt, und daß weder Thee noch andre Erfrischungen gereicht werden.

Die großen Versammlungen führen den Namen Conversazioni, und werden an bestimmten Tagen der Woche in den Häusern angesehener Familien gehalten. Fremde, welche einmal eingeführt wurden, sind, wie die Einheimischen, für immer eingeladen. Spieltische stehn in hellerleuchteten Sälen bereit. Um 7 Uhr Abends nimmt die Zusammenkunft ihren Anfang: die Kardinäle, und

wer den längeren Abend lieber bei sich zubringet, erscheinen um diese Stunde, und entfernen sich gegen neun, um welche Zeit die Gesellschaft beisammen ist. Wer das Spiel liebt findet seine Partie, die übrigen sind in Gruppen zerstreut. Ich muß gestehen, daß ich in diesen römischen Abendzirkeln eben so viele Unterhaltung fand, als in unsern Assembleen, und Erinnerungen interessanter Gespräche daraus mit nahm. Doch ist mir die Klage der Fremden begreiflich. Die beiden Geschlechter sind hier gewissermaßen getrennt; jede verheiratete Dame hat ihren Cavaliere Servente, der sie überall begleitet und beobachtet. Jüngere erscheinen nur höchst selten, denn die mehresten werden bis zu ihrer Verheiratung in Klöstern erzogen. Sonach fehlt der Reiz jugendlicher Lebhaftigkeit. Fröhlicher Scherz, der sonst gemischte Kreise beseelt, findet hier keine Stätte. Der Fremde also, der nicht am Spieltisch seinen Ersatz findet, geht unbefriedigt aus einer Gesellschaft, in welcher ihm höchstens ein Glas Wasser mit Wein gereicht wurde, wann er es forderte. Macht man indeß nicht bestimmte Ansprüche, sondern nimmt gutmüthig an, was sich zufällig und wohlwollend darbeut, so wird man aus den römischen Conversazioni nicht ohne Genuß zurückkehren. Unter den Kardinälen welche diese Zirkel besuchen, sind sehr Gebildete; die Unterhaltung mit ihnen war mir sehr interessant. Das Nachdenken erhält die beste Nahrung, wenn man Gelegenheit hat die verschiednen Ansichten Mehrerer zu prüfen. Auch ge-

währt es Vergnügen die Anstrengungen des Scharfsinnes wahrzunehmen, wenn er siegreich bestrittene Sätze zu vertheidigen unternimmt, und Meinungen vorträgt, von denen er weiß daß sie mit den Ansichten des ihm gegenüber stehenden Zuhörers nicht übereinstimmen.

Französisch wird ohne Noth nie gesprochen; dazu ehren die Römer sich und ihre Sprache zu sehr. Es sind nur die höheren Stände Deutschlands, die, in Besitz einer gebildeten Sprache, sich zu der Selbstvergessenheit erniedrigen eine fremde Sprache der ihrigen vorzuziehn.

In einigen geschloßnen Gesellschaften ist eine Art von Unterhaltung beliebt, die man nur in Italien findet: die Kunst aus dem Stegreif zu poetisiren. Dies Talent, das gewissermaßen zur Ausbildung der Jugend gehört, ist so allgemein, daß selbst das Volk darin Fertigkeit zu erlangen strebt; und in dieser Region nähern sich die Improvisatoren wirklich den älteren Trubaduren, welche wie singende Zugvögel durch die Welt streiften, und Volk und Fürsten ergötzten. Vor kurzem war ein solcher Stegreifpoet niederen Standes durch Rom gezogen. In besuchten Straßen und auf öffentlichen Plätzen sang er bei großem Zulauf seine lieblichen und wunderbaren Lieder, entweder nach den Eingebungen seines Geistes, oder vorgelegten Aufgaben. Nach geendetem Gesang ging er im Kreise umher, sammelte in seinen Hut was jeder Zuhörer nach Belieben und Vermögen ihm spenden wollte; zählte dann,

wie groß oder klein die empfangne Summe seyn mogte, gerade so viel davon ab als er zur Zehrung für den Tag bedurfte, und warf das übrige fröhlich und singend unter das Volk.

Die Formen des Umgangs gestalten sich hier freilich ganz anders, als in den nördlichen Ländern. Die Römer lieben das Vergnügen der Gesellschaft so sehr, daß sie ihm selbst die Lust am Theater unterordnen, und dieses zu einem Conservationsort machen. Das Schauspiel auf der Bühne geht seinen Gang für sich, und die Unterhaltung in den Logen den ihrigen. Hier wird gespielt, gescherzt, und überhaupt so laut gesprochen, daß alles Interesse des Schauspiels für den verloren gehen muß, welcher des Schauspiels wegen kam. In einer Oper unterbricht etwa eine Lieblingsarie die Unterhaltung auf wenige Minuten. Die Zusammenkünfte in den Logen mögen wohl die beliebteren seyn, denn dort soll, wie man versichert, eine zwanglosere Mittheilung Statt finden, als in den geregelten Gesellschaften. — Noch hat das römische Theaterwesen die seltsame, für den Fremden störende, Eigenthümlichkeit: daß zwei Stücke, eine Oper nehmlich und ein Schauspiel, nicht nach, sondern zwischen einander aufgeführt werden; auf den ersten Akt der Oper folgt der erste Akt des Schauspiels, und so fort. Aus dem allen ergiebt sich von selbst, daß die dramatische Kunst keine sonderlichen Fortschritte in Rom machen kann. — Ich besuchte das Marionetten-Theater, und gestehe gern, daß es mich weit

mehr, als das größere, erfreut hat. Die täuschende Kunst dieses Maschinenwerks verdient Bewunderung; man muß es gesehn haben, um zu glauben daß es einen würdigen Genuß zu verschaffen im Stande ist. Den Balletten solcher Figuren kann man allenfalls die unziemlichen Stellungen verzeihen, die seit einiger Zeit selbst auf großen Theatern bei den Tänzen Mode geworden sind.

Wenn also das öffentliche Schauspiel dem, welchen keine Nebenabsicht dahin zieht, wenig oder gar kein Vergnügen darbietet, so gewähren einen desto größern Genuß die Privattheater in verschiednen römischen Häusern, unter denen sich in dieser Rücksicht besonders die liebenswürdige Cerische Familie auszeichnet. Der ehrwürdige Greis, obschon seit mehrern Jahren blind, seine Gemahlin, seine Kinder, seine Schwester und Schwesterkinder, sind die spielenden Personen. Von ihnen wurden vor längerer Zeit Stücke von Alfieri, ehe sie gedruckt waren, aufgeführt, in Gegenwart und mit voller Zufriedenheit des Verfassers. Ich sah den Polyeucte von Corneille, nach einer guten italiänischen Uebersetzung, meisterhaft vorgestellt in Absicht aller Rollen. Kardinäle, für die das öffentliche Schauspiel sich nicht ziemt, waren hier gegenwärtig; und ein Sohn des Hauses, ein junger geistreicher Prälat, spielte mit ungemeinem Talent und Gefühl die Rolle des zum Christenthum bekehrten Helden.

Nächst dieser Unterhaltung ist es Musik, was vorzugsweise in mehrern Häusern die Gesellschaften

beseelt; doch wird dazu besonders eingeladen. Im Hause der Gräfin Caradori, und bei der Prinzessin Lante, habe ich der Aufführung großer Oratorien beigewohnt. Der Gesang war vortreflich, und die Instrumentalbegleitung ließ nichts zu wünschen übrig. Die Stimmen jener beiden Damen, die lieblichsten und volltönigsten unter allen, fand ich so geübt und ausgebildet, daß sie von Künstlerinnen des ersten Ranges schwerlich übertroffen werden dürften.

Den 2. April.

Die Beschränkung der Denkfreiheit — gleichsam die Basis der hierarchischen Regierungsgrundsätze — hat natürlich auf das Maß und die Art der Bildung dieses geistreichen und lebhaften Volks den entscheidensten Einfluß. Die Kunst und die Naturwissenschaften sind ausschließend der Spielraum, in welchem der Geist der Römer sich einer freieren Bewegung erfreuen darf. Daher ist in ihnen der Kunstsinn vollständiger ausgebildet, auch sind sie mit ihren klassischen Dichtern viel vertrauter, als die Deutschen im Ganzen mit den ihrigen. Selbst das gemeine Volk weiß Stellen des Arioste, Tasso, und Metastasio auswendig. Fremde Literatur ist ihnen freilich ein fast unbekanntes Land; selbst unter den allergebildetesten finden sich nur äußerst wenige, die von den Fortschritten und dem Standpunkt der Engländer oder der Deutschen einige Kenntniß haben. Die Französische Sprache ist ih-

nen durch altes Vorurtheil und neuere Noth aufgedrungen. Jedoch hat das stolze Gefühl des Werthes ihrer einheimischen Dichter und Prosaiker die Ausbreitung der Französischen Literatur sehr beschränkt. Auch die bessern Werke des Gallischen Geistes gewinnen dem Römer nur dann einigen Beifall ab, wenn sie durch das (wie er sagt) „läuternde" Medium seiner Sprache gegangen sind; und wer dieser den Vorwurf zu großer Weichheit machen wollte, dem würde er mit triumphirendem Stolz den kräftigen Alfieri entgegen setzen. Sonst sind die Römer gegen das Fremde keinesweges ungerecht. Ossians Dichtungen, die Italien durch Cesarotti's vortrefliche Uebersetzung noch nicht seit lange kennt, haben in Rom eine beinah enthusiastische Aufnahme gefunden.

Wenn nun Poesie, und Kunst überhaupt, das Gebiet ist, wo dies lebhafte Volk Genuß finden und Thätigkeit entwickeln darf, so kann es nicht fehlen, daß die Fantasie vorwaltend dessen Geist beherrsche, und dieser nur wenig der forschenden Philosophie zugewandt sey. Daher läßt der Römer sich denn gern in Religionssachen die seltsamsten Glaubensgesetze gefallen, besonders da die katholische Kirche jede Prüfung einer solchen Vorschrift zu den Freveln zählt, die durch zeitliche und ewige Strafen verfolgt werden. So ist es ihm auch, durch Gewohnheit, im geringsten nicht anstößig, noch itzt vor seinen Augen mittelst kirchlicher Autorität neue Heilige entstehn zu sehen. Die bei dieser Erhebung zum Grunde liegende Wunder-

thätigkeit wird auf das Zeugniß einer hundert Jahre alten Behauptung angenommen: denn seit so lange muß die fromme Seele die Erde verlassen haben, um der Heiligen Schaar zugezählt zu werden.

Es fällt in die Augen, daß unter solchen Umständen der Bildung und Denkweise keine echte Religiosität, sondern höchstens bei gutmüthigen Personen eine gewisse Bigotterie, bei andern kälteren Köpfen hingegen, in denen einiges Nachdenken zufällig erwacht ist, ein völliges Wegwerfen aller Religion hervorgebracht wird. Aber auch diese bleiben äußerlich eifrige Anhänger des Katholicismus, den sie auf der einen Seite für ein Bedürfniß schwächerer Seelen, auf der andern für eine Regierungsmaßregel, das Volk am sichersten festzuhalten, erklären. Indem jene Gutmüthigen sich bußfertig krank geißeln, lächeln diese sogenannten Erleuchteten, in der Stille ihres Herzens, über die fromme Einfalt der Getäuschten, und genießen des Lebens. Jedoch ist diese letzte Sinnesart in Rom lange so häufig nicht, als man auswärts glaubt: der bei weitem größere Theil ist der Frömmelei und dem Aberglauben ergeben. Da es als das höchste Verdienst angerechnet wird, vermeintlich Verirrte dem Schoß der Kirche wieder zuzuführen, läßt man sich eifrigst angelegen seyn Proselyten zu werben. Versuche der Art gelingen nicht selten, wie denn bei unserer Anwesenheit zu Rom mehrere Protestanten zur katholischen Kirche übertraten *).

*) Ueber den wunderseltsamen Synkretismus des na-

Indeß stehen zwischen den alles Glaubenden und den alles Verwerfenden einige, wie wohl sehr wenige, wahrhaft erleuchtete Männer mitten inne, die durch Nachdenken, durch Kenntniß der Kirchengeschichte, und besonders durch einen Blick auf das ärgerliche Leben mancher Kirchenhäupter und der höheren Geistlichkeit überhaupt, dahin gekommen sind, das Falsche von dem Wahren zu sondern, und darum desto inniger dem letzteren anzuhangen. Solche Edle Fromme beklagen den Verfall echter Religion in den sämmtlichen Italiänischen Staaten, und leiten ihn so wohl, als die erschütternde Kirchenspaltung, von der eisernen Tyrannei her, welche mit Feuer und Schwert diejenigen verfolgte, die es wagten aus der Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens leuchtend hervorzutreten, und das versteckte, der Religion ganz fremde, herrschsüchtige Interesse der Geistlichkeit aufzudecken *). Durch solche

unphilosophischen und artistischen Katholizismus, der Kunst und Religion in Eins zusammenschmelzt, und dem schon manche protestantische Künstler in und außer Rom hüldigten, sagt Fernow goldne Worte in seinem Leben Carstens S. 249 fgg. B.

*) Schon im 12ten Jahrhundert, und früher, gingen Anregungen eines reinigenden Geistes der endlich erfolgten Reformation voran. Vergebens ward unter Adrian IV im J. 1155 der Mönch Arnold von Brescia, ein Schüler Abälards, seiner freien Meinungen wegen auf dem Platz del Popolo, in

solche Gewaltthätigkeiten gelang es der Hierarchie, einen großen Theil Europa's in den Grundsätzen des alten Systems, wiewohl mit gelähmtem Arme, bis itzt zu erhalten. In unsern Zeiten erlitt das Römische System gefährliche Erschütterungen. Von der Seine her drang über die Alpen jener mit Frevel und Greueln begleitete Geist der Zerstörung, ohne daß Prozessionen und Bannflüche ihn aufzuhalten vermogten. Das Volk, durch die Vergeblichkeit dieser so zuverlässig geglaubten heiligen Maßregeln stuzzig, fing schon hie und da an, dem ganzen Priestereinfluß abwendig zu werden; doch brachte die wiederkehrende Ruhe, und vorzüglich die Tugend des itzigen wahrhaft heiligen Vaters, das wankende Kirchenthum zu dem alten Bestande zurück. Vergessen ist, was vor wenig Jahren sich begab, das Volk ist wieder, was es war, andächtelnd und abergläubig, — und bleibt, bei vielem natürlichen Verstande, höchst beschränkt. Dies äußert sich bisweilen auf eine sehr naive gutmüthige Weise. Wir besuchten mehrmal die sogenannte Casa tonda (S. 191 f.), und brachten bei der dort wohnenden Winzerfamilie, der schönen Aussicht wegen, manchen ganzen Tag hin. Die guten Leute ließen es sich recht angelegen seyn, uns den Aufenthalt bei ihnen so bequem als möglich zu machen. Indeß hatten

der Frühstunde, gewissermaßen heimlich, verbrannt. Seine Anhänger sammelten und bewahrten seine Asche, mehr aber noch seine Lehre, die im Stillen fortwirkte.

ſie etwas von Ketzerhaftigkeit an uns geahnet, und ſich im Stillen erkundigt, ob wir denn wohl getaufte Menſchen ſeyen? Als dies ihnen bejahet wurde, riefen ſie froh und beruhigt aus: sono dunque Cristiani (es ſind alſo Chriſten); und Zuneigung und Wohlwollen wuchs bei ihnen. Da uns jedoch die katholiſche Sitte, den Freitag als Faſttag zu feiern, nicht geläufig war, wählten wir einſt unglücklicher Weiſe einen ſolchen zum Beſuch bei unſern Winzern. Sie nahmen uns, wie immer, freundlich auf, und eilten bei der Bereitung unſers Mittagmahls zu Hülfe. Als ſie aber die mitgebrachten Fleiſchſpeiſen gewahr wurden, zogen ſie erſchrocken ihre Hände zurück, verſchloſſen ſich in ein entlegenes Zimmer, riefen aus: sono pur' eretici (es ſind doch Ketzer)! und geſtatteten uns keinen Aufenthalt ferner in ihrer Behauſung.

Den 5. April.

Zu den verſchiednen Aufzügen in dieſer Zeit gehört ein ſonderbarer Gottesdienſt in den weiten Ruinen des Koliſſeums, welcher die ſieben Faſtenwochen hindurch jeden Freitag wiederholt wird. Ein langer Zug mehrerer Brüderſchaften, in ihren gewöhnlichen Verhüllungen, begiebt ſich dorthin, von einem Kardinale angeführt und von vielem Volk begleitet. Voran wird ein unförmlich großes Kreuz getragen, das Chriſtusbild daran iſt mit grell gemalten Wunden überdeckt. Links im Koliſſeum iſt ein zwei Stufen hoher Predigtſtuhl

errichtet, diesen umgiebt die eintretende Prozession; ein Franziskaner besteigt ihn, zu seiner Rechten hält ein Geistlicher das Kruzifix: die Versammlung wirft sich auf die Knie, und der Redner beginnt seine Bußpredigt. Der Text ist, wie bei unsern Fastenpredigten, aus der Leidensgeschichte des Heilandes genommen; aber die Art der Ausführung weicht von der unsrigen gänzlich ab. Was dem Vortrag an rhetorischer Würde und Kraft mangelt, sucht der Mönch durch erkünstelte äußre Heftigkeit und karrikaturmäßige Gestikulation zu ersetzen. Gewaltsam reißt er das Kruzifix an sich, und malt in nicht sehr gewählten Worten das hier sinnlich Dargestellte aus, um seinen Zuhörern recht ans Herz zu legen, welche Schmach sie durch ihre Sündhaftigkeit über den heiligsten Gottmenschen gebracht haben und noch fortwährend bringen. Einige Redner gehen in ihrem Eifer so weit, ihre Schultern zu entblößen und sich zu geißeln, gleichsam um einen Theil der den Zuhörern gebührenden Büßung auf sich zu nehmen. Daß eine so großmüthige Selbstpeinigung von den ehrlichen Sündern, denen zu Gute sie geschieht, nicht unbelohnt gelassen werde, kann man sich denken. Nach geendigter Predigt, macht der Zug einen Umgang im Kolisseum; er hält vor jedem der 14 Altäre, es werden daselbst Gebete gesprochen und Lieder gesungen. — In diesen Bußaufzügen befand sich jedesmal, unter den verkappten Brüdern, der König von Sardinien, welcher, wie bekannt, seinem jüngern Bruder die Regierung

abgetreten hat, und itzt in Rom lebt, wo er seine Zeit mit religiösen Beschäftigungen ausfüllt.

Den 7. April.

Das Streben der römischen Kirche, die verlorne Allgemeinheit wieder zu erringen, verschmähet selbst die kleinsten Mittel nicht, wodurch auch nur im Einzelnen etwas gewonnen werden kann. Hieraus leiten sich gewisse periodische Einrichtungen her. Eine solche ist die, um die Osterzeit jedesmal wiederkehrende, gewissermaßen zur Observanz gewordene, **Judenbekehrung**. In frühern Zeiten war dergleichen mit Grausamkeit verbunden. Die Juden wurden Freitags in den Fasten zu einer heftigen bittern Kontroverspredigt hingeschleppt, die den Ungrund ihres Glaubens darthun sollte. Ihre Widerstrebung glich diesem Zwange: sie erklärten laut ihren Abscheu, verstopften sich die Ohren, und unterwarfen sich hartnäckig den schmerzhaftesten Mißhandlungen. Jetzt findet solche Gewaltthätigkeit nicht mehr Statt, wiewohl sie auch jetzt noch die sieben Fastenwochen hindurch jeden Freitag eine christliche Predigt zu hören gezwungen sind. Selten aber gelingt es dieser Maßregel, mehr als einen Israeliten zu gewinnen, und selbst dabei muß, wie man mich versichert, die Macht der Ueberredung durch Versprechungen und Geschenke unterstützt werden. Die Taufhandlung geschieht dann in der Konstantinischen Taufkapelle (S. 159).

Ich wohnte einer solchen Feierlichkeit bei, die

mit Würde vollzogen ward. Der päpstliche Vikarius Somaglia, dem die Funktionen dieser Art obliegen, hielt mit edlem Anstand eine vortrefliche Rede, in welcher er den Werth des Christenthums mit Wärme, Klarheit und echter Beredtsamkeit entwickelte. Seine Deklamation hatte die volle Salbung eines heiligen Vortrags, und so verfehlte er nicht den Zweck die Herzen seiner Zuhörer zu erbauen, und ihre Gemüther den erhabenen Wahrheiten zuzuwenden. Unwillkürlich drang sich mir eine Vergleichung auf mit jener Predigt, die ich Freitags vorher im Kolisseum angehört hatte. Der öffentliche Lehrvortrag wird im katholischen System von der eigentlichen Gottesdienstlichkeit viel zu sehr ausgeschieden und als Nebensache behandelt, als daß er sich im Allgemeinen zu der Würde und Eindringlichkeit erheben könnte, welche erfordert wird, wenn von dieser Seite her ein wirksamer Einfluß auf das sittliche Leben des Volks erwartet werden soll. Ich begreife nicht, wie der Geistlichkeit die Wahrnehmung dieser Mangelhaftigkeit des Systems entgehen kann.

Den 12. April.

Endlich waren die Tage gekommen, an denen das Miserere, dieser berühmte Klagegesang, in der Sixtinischen Kapelle (S. 328) gesungen wird. Die Osterfeier scheint das Hauptfest der römischen Kirche zu seyn. Der Papst, wenn er gegenwärtig ist, wie dies der Fall leider nicht war, verläßt den

Quirinal und bezieht das Vatikan. Mit dem Donnerstag der heil. Woche beginnt das Fest um neun Uhr Morgens. Es wird Messe gelesen; und allerlei Ceremonien, deren Sinn ich nicht verstehe, erfüllen die Stunden bis zur Scene des Fußwaschens. Diese, welche an die Demuth des erhabensten Menschenfreundes, der seinen Jüngern die Füße wusch, erinnern soll, erfolgt dann mit allem Pomp und Glanz eines Schauspiels, welches weniger an jenes hochheilige Vorbild der Selbstverläugnung, als an die ihm sehr unähnliche Statthalterschaft erinnert; ja fast mehr ein Spott auf die Demuth zu seyn scheint, als eine eindringende Aufforderung zu dieser Tugend. In Abwesenheit des Papstes verrichtete die höchsten kirchlichen Funktionen der Kardinal Vikarius Somaglia. Dem Fußwaschen folgte die Speisung der Armen. Es waren aber nicht eigentliche Arme, die hier gewaschen und gespeis't wurden, sondern Geistliche von niederm Range. Alles dies dauerte bis gegen 2 Uhr Mittags; und ich harrte nun mit freudiger Sehnsucht der abendlichen Feier des folgenden heiligen Tages entgegen.

Um vier Uhr Nachmittags versammelten sich die Kardinäle sammt den zu Rom anwesenden Fremden, in der Sixtinischen Kapelle. Dies herrliche Lokal hat etwas Hochfeierliches, durch die effektvolle Dämmerung noch mächtiger Ergreifendes. Links ist eine Tribune für Personen von fürstlichem Range. An der Eingangsseite, sowie an der rechten Wand,

eine vergitterte Abtheilung für die Fremden, und die wenigen Einheimischen die sich den Eingang zu verschaffen wissen. Oberhalb an dieser Wand, für die Sänger, eine mit Fenstern versehene Loge, die nur wenig hervortritt, so daß sie gewissermaßen verborgen sind, und die Töne wie aus einer unsichtbaren Region kommen. Den ganzen innern Raum der Kapelle nehmen die Kardinäle ein, in weitem Kreise sitzend; jeder mit einem geistlichen Diener, der vor ihm sitzt auf einer niedern Stufe. In der Tiefe der Kapelle, der traurende Altar, nur mit zwei hohen Wachskerzen besetzt. Ihm zur Rechten, der päpstliche Thron, der itzt — leer stand. Dem Altare links, ein Kandelaber mit zwölf kleineren Kerzen in einer Reihe, von denen die zwölfte unangezündet bleibt, weil Einer der Jünger ein finsterer Verräther wurde. Gegen 5 Uhr beginnt der Gesang. Einfache Choräle, von einzelnen Sopran- Alt- und Baßstimmen langsam gesungen, machen die Einleitung. Es folgen zusammengesetzte Partieen, zwischen welchen Psalme halb gesprochen halb gesungen werden; die aber, weil sie zu lange dauern, und man die Worte nicht vernehmen kann, das herrliche Ganze etwas stören. Zwischen jeder Gesangabtheilung wird auf dem Kandelaber ein Licht nach dem andern ausgelöscht; endlich verschwindet auch das letzte Flämmchen, und an den hohen Fenstern der letzte Abendschimmer. Tiefe Stille auf einen Augenblick. Dann ruft, wie aus heiliger Nacht, eine ätherische Sopranstimme:

Miserere! Miserere! Die übrigen Stimmen fallen harmonisch ein, und es entwickelt sich ein Wechsel, ein Umschlingen, ein Verschmelzen, ein Sinken und Erheben der Töne, welches bald das Gemüth in tiefe Rührung auflöst, bald zur höchsten andachtvollsten Entzündung begeistert. Ja! dieser erhabne Trauergesang ist an Kraft und Wirkung einzig; er ist im Reich der Töne, was die ernste Nacht mit ihren tausend und tausend glänzenden Himmelsfeuern im Gebiet der Anschauung ist.

Uns erwartete eine neue Scene. Aus der Sixtinischen Kapelle begaben sich die Kardinäle zur Pauliniſchen; ihnen folgten die Fremden. Der stille Zug ging, von der Schweizergarde geführt, durch einige Säle; es eröffneten sich die zwei Flügelthüren: eine strahlende Beleuchtung ergoß sich über den Zug. Die Kapelle war wie von einer zusammengeflossenen Lichtmasse erfüllt; Wachskerzen vom Fußboden bis zur Decke hinauf bekleideten die Wände mit blendendem Glanze, der durch transparente Verstärkungen das Grab des Heilandes in der höchsten Verklärungsglorie erscheinen ließ. Um die feierliche Stelle knieten zunächst stillbetend die Kardinäle, hinter ihnen die übrige Versammlung.

Von diesem reizenden Zauberbilde begaben wir uns zur Peterskirche hinab. Unsern Weg durchkreuzte, wie zur Erhöhung der feierlichen Stimmung, ein langer stiller Zug düster verhüllter Gestalten, die sämmtlich Fackeln trugen, und von ihrer Andacht

aus der Kirche zurück kamen. Es waren einige der ſchon mehrmal erwähnten Brüderſchaften. Wir traten in den hohen Tempel, wo aus tiefer Ferne ein Lichtpunkt uns entgegen glänzte, und das ſchauerliche Dunkel umher wunderbar wirkend erhellte. So wird die Nacht des Todes durch einen Strahl von oben beſiegt. Der Glanz ging von dem Kreuze des Heilandes aus. Dies flammende Kreuz ſchwebt über dem Grabe des Apoſtels Petrus. An dem Grabe knieten die Kardinäle, und das Volk, in ſtill betender Andacht. Darauf bildeten ſich ſtehende und wandelnde Gruppen; aber durch die magiſche Beleuchtung ſchien ein geiſtiges Leben, in den Vertiefungen umher, an den Maalen der Todten zu ſchweben. Vor allen zog mich Canova's Monument auf Clemens XIII an. Camuccini ſtand neben mir, und auf die Stellung der Statue hinweiſend, ſagte er: „Sehen Sie, der betet!" — Ich ſage kein Wort mehr über den Eindruck, den das Ganze machte.

Den 15. April.

Die Tage der Faſtentrauer nahen ſich ihrem Ende, vor dem Auferſtehungsfeſte des Heilands ſchwindet ihr letzter Schatten hin. Heute ſchon, am Vorabend der Oſterzeit, darf die Freude es wagen hervorzutreten, und das Wiedererlaubte anzukündigen. Mit Kränzen von Lorbeer und Myrten ſind die Buden geſchmückt, welche zu den Genüſſen der Tafel einladen; und man bemerkt, daß

auch hier sich eine Art Kunstsinn offenbart. Jedem Eßmaterial ist eine Form gegeben, die an das Antike erinnert: Tempel, Säulengänge, selbst heilige Gegenstände, z. B. Apostel, müssen es sich gefallen lassen, in Butter dargestellt zu werden. Alles wird froh, das Leben hat wieder ein heitres Ansehn gewonnen. Ist mit diesem neuen Strahl auch allgemeine Versöhnung über die Menschen gekommen? ist Groll und Haß vor ihm verschwunden? Leider nicht. Seit gestern sind bereits mehrere Mordthaten vorgefallen. Selbst zwischen den Kutschern zweier Kardinäle, die vor einem Hause hielten wo ihre Herren Besuch gaben, kam es gestern von Wortwechsel zu Dolchstößen; beide wurden tödtlich verwundet.

Den 16. April.

Die Abwesenheit des Papstes hat die Römer um eine der größten Kirchenfeierlichkeiten gebracht: den öffentlichen Segen, welchen er am ersten Ostertage, vom Balkon der Peterskirche herab, dem Volke ertheilt. Nach dem Zeugniße aller, soll es einen unbeschreiblich rührenden Eindruck machen. Ich glaube das gern; an sinnlichen Aufregungen fehlt es diesem Kultus durchaus nicht. Nur da sie ihrer Natur nach bloß oberflächlich sind, so verschwinden sie eben so bald und eben so spurlos, wie die Aufwallung einer vom Windstoß bewegten Wasserfläche. Das innere sittliche Leben des Volks wird von dem Schaugepränge, welches an seinen Blicken

vorüberzieht, wenig oder gar nicht berührt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß selbst die heilige Osterzeit durch blutige Verbrechen so fürchterlich entweiht wird? Die vielen vorgefallnen Morde haben indeß ernste Schritte der Regierung veranlaßt; der Spanische Gesandte hat ihr für diesmal gestattet, gegen sämmtliche Verbrecher auf der Freistätte des Spanischen Platzes mit Gefangennehmung zu verfahren: und so wurden in der verflossnen Nacht funfzehn Mörder und eine Menge anderes Gesindel aufgehoben und zur Verhaftung gebracht. Dem Beispiel dieses Gesandten folgten alle übrige mit dem Vorrecht der Freistätten privilegirte Stände; den Kardinal A. ausgenommen, der es sich besonders angelegen seyn läßt Verbrecher in Schutz zu nehmen. Zu dem Hause dieses hohen Prälaten flüchtete vor zwei Tagen ein Mensch, der eine Mordthat beging, und die Gerechtigkeit darf ihn nicht antasten; er steht öffentlich im Portale des Pallastes, wo Verwandte und Freunde ihm Lebensmittel bringen, und verspottet die auflauernden Sbirren: indeß die Witwe und zwei Waisen des Ermordeten in der Stadt umher betteln.

Den 1. Mai.

Wie im Religionskultus, so in mancher andern Sitte der Römer, hat sich eine Nachbildung antiker Feierlichkeiten erhalten. Am ersten Mai war vor Alters das Gründungsfest des ersten Altares auf römischem Gebiete; und späterhin die Feier

der guten Göttin, und der sämmtlichen Hausgötter. Man schmückte die Laren mit frischen Blumenkränzen, Festone schwebten um die Kamine, vorzüglich war der Heerd wie ein Altar aufgeputzt. Diese Sitte setzt sich gewissermaßen noch fort. Auf Plätzen und in Straßen, sehn wir heut überall niedliche mit Blumen bekränzte Altäre errichtet. An jedem steht ein kleines festlich gekleidetes Mädchen, welches den Vorübergehenden zur Darreichung ihrer Gaben einen Teller entgegenhält. Das Kind theilt dies Eingesammelte mit den Armen, oder überläßt es ihnen ganz, wenn es wohlhabende Eltern hat.

Den 14. Mai.

Schon oft habe ich die harten überall in Rom aufstoßenden Kontraste berührt, und noch immer kann sich mein Blick nicht an das Elend gewöhnen, das sich zur Schau stellt um Mitleid zu erregen, und an den Palästen umherkriecht, die von Verschwendungen eines unermeßlichen Ueberflusses zeugen. Aber eine Scene, wie die heutige, war mir noch nicht so nahe gewesen. Ich hatte wohl gehört, daß nicht selten Arme in Rom auf öffentlicher Straße ihren Geist aufgeben! nun geschah es gewissermaßen unter meinen Augen. Nicht fern von unsrer Wohnung befindet sich, an der gemauerten Wand des Pinzischen Berges, eine ziemlich geräumige Nische, in welcher ein Marienbild verehrt wird. Zu dieser Nische hatte sich in verflossner Nacht eine Bettlerfamilie geflüchtet, um einem

Sterbenden aus ihrer Mitte ein Obdach zu verschaffen. Mit Erschütterung und Entsetzen erfuhr ich es diesen Morgen. Meine kleine Gabe kam zu spät; die Natur hatte schon mitleidig den Unglücklichen von seinem harten Erdendaseyn erlöst. — Darf ein Staat irgend ein Mitglied zu solcher Hülflosigkeit, solcher gänzlichen Verlassenheit hinausstoßen?

Ich äußerte mein Befremden über diese Verwahrlosung der öffentlichen Polizeipflicht. Man erwiederte mir: daß die Schaar der Bettler zu groß sey, als daß die bestimmten Wohlthätigkeitsquellen für alle hinreichen könnten. Das außerordentliche Mißverhältniß der Armen zu der Volksmenge des römischen Gebiets, habe seinen Grund zum Theil in den frühern Veranlassungen, wo zu den sogenannten Gnadenzeiten aus fernen Ländern ganze Haufen dürftiger Pilger nach Rom wanderten; vorzüglich aber in den Ereignissen der neuesten stürmischen Zeit. Eine große Anzahl Klöster, von denen Arme unterstützt wurden, gingen unter. Ferner raubten die Franzosen die päpstlichen Kassen, wo mehrere Familien ihr Vermögen gegen sichre Zinsen untergebracht hatten, die nun also alles verloren. Auch ward noch ein künstliches französisches Aussaugungs-System geübt; davon nur ein Beispiel. Als die fremden Machthaber die von Sixtus V errichtete römische Bank schon ganz geplündert hatten, machten sie noch neue Päpstliche Staatspapiere, verkauften diese unter sehr lockenden Bedin-

gungen; und — erklärten sodann plötzlich alle römische Banknoten und Staatspapiere für ungültig. Dieser unerhörte Betrug stürzte eine Menge Menschen in völlige Armuth, die sich immer mehr und mehr in öffentliche Bettelei auflösen mußte.

Den 15. Mai.

Der heutige Tag ist das Vorfest der morgenden Ankunft des heil. Vaters. Seine Abrufung nach Paris hatte bei milden Gemüthern traurige Besorgnisse, bei strengeren hingegen vorwurfsvollen Unwillen erregt. Jene bedauerten die zutrauensvolle Nachgiebigkeit, welche unfähig gewesen sey, arglistigen und lügenhaften Schlingen zu entgehen; diese klagten die Charakterschwäche an, die, der eignen Würde und des Amtes uneingedenk, sich vor Anmaßungen und Drohungen erniedrigt habe. Die Weihe eines Krönungsfestes durch die heiligsten Hände, meinten sie, durfte bloß in Rom geschehen; die so dreist geforderte Umkehrung alter Verhältnisse deute auf ein Unternehmen gegen die Kirchenhoheit selbst hin, welches der gegenwärtige Papst werde zu verantworten haben. Beide Parteien glaubten nicht mehr an die Rückkunft desselben, und sahen der Unterdrückung des Kirchenstaats entgegen. Diese Befürchtung schien sich durch mancherlei Umstände zu begründen. Das Gerücht hatte von der Aufnahme des ehrwürdigen Pius in Paris, und der ihm dort wiederfahrnen Behandlung, keine günstige Schilderung hieher gebracht. Auch trug sich ein Ereigniß

in der Nähe von Rom zu, das die Gemüther sehr in Bewegung setzte.

In dem See Bracciano nehmlich (Thl. I, S. 298) fand sich, zwei Tage nach der in Paris vollzognen Kaiserkrönung, ein Luftballon, der, nach Angabe seiner Aufschrift, mit sechs andern, gerade während der Krönungsfeierlichkeit, von Paris aufgefahren sey. Viele glaubten an diese Erscheinung, als an ein bedeutendes Wunderzeichen. Ein großer Theil hingegen flüsterte sich bald eine andre Entstehungsart derselben zu, und fand in der Veranstaltung nichts als den vorbereitenden Kunstgriff eines gewöhnlichen französischen Gaukelspiels. Indeß ward der Luftball in das päpstliche Museum gebracht, wo er noch jetzt aufgehoben ist. Alle Gesellschaften waren von dieser Begebenheit voll; und wie man sie auch erklärte, so blieb Unruhe und Besorgniß zurück. Man wußte zu gut, daß die Französische Regierung es liebt, ihre noch entfernten Zwecke durch symbolische Zeichen vorzubilden. So versichert man mich, daß der Consul Buonaparte, ein Jahr vor seiner Thronbesteigung, sich im Kaiserkostüm malen ließ. Vielleicht geschah es zufällig, vielleicht auch um die Gemüther in Spannung zu erhalten. — Endlich traf dennoch hier die zuverlässige Nachricht von der nahen Ankunft des hochverehrten Papstes ein. Die feierlichsten Anstalten zu seinem Empfange werden heut getroffen. Das Volk sieht jubelnd dem morgenden Tag entgegen.

Nur die welche tiefer in die Zukunft zu schauen vermeinen, schütteln bedenklich die Köpfe.

Den 16. Mai, Mittags nach 2 Uhr.

Der Tag ist endlich erschienen, der den allgeliebten Pius den Wünschen seines Volks zurück geben wird. Getröstet scheint der Kummer, versöhnt der Unwille zu seyn, womit die verschiednen Gemüther die Abwesenheit ihres Seelenhirten ertrugen. Bewillkommungs-Sonette strömen aus den Pressen hervor; aber Bedeutendes findet sich nichts unter allen poetischen Ergüssen. Festlich ist die Stadt geschmückt, die Straßen sind mit Laub und Blumen bestreut; aus den Fenstern und von den Altanen hangen, wie zur Zeit des Karnevals, mehr und minder prächtige Teppiche herab; was jeder an Schmuck besitzt, wird zur Verherrlichung des Tages hervorgezogen. Die Bewegung in den sonst leeren Straßen wird lebhaft. Schade, daß das Wetter nicht günstig ist; indeß trotz des regnigen Tages ziehen die Schaaren des Volks nach dem Ponte Molle, um den ersten Segen des heiligen Vaters nicht zu versäumen. Die Kardinäle und die Gesandtschaften setzen sich in Bewegung, um gleichfalls an jener Brücke den hohen Ankommenden zu begrüßen. Dort erwartet ihn bereits der päpstliche Staatswagen, in welchem er seinen feierlichen Einzug halten wird.

Gegen Mittag schon war der St. Petersplatz mit erwartenden Menschen angefüllt. Der Tem-

pel

pel prangt im festlichen Schmuck. Den Fußboden hat man mit Blumen und Laub überstreut, die Pfeiler und Säulen mit rothem Damast bekleidet. Selbst der heil. Petrus thront unter seinem Baldachin im glanzvollsten Gewande: am Finger einen strahlenden Ring, und auf dem Haupt eine dreifache Krone. Drängender als je umgiebt heute das Volk die gefeierte schwarze Statue; es scheint in der That zu glauben, daß der schöne Schmuck den hohen Kirchenpatron in noch bessre Laune gesetzt, und noch aufgelegter zum Segnen gemacht habe.

Den 17. Mai.

Wahrhaft rührend ist es, und mit trostvollen Gefühlen erquickend, unter den Zerrüttungen der gegenwärtigen Zeit, die fast allgemeine Auflösung gewohnter lieber Verhältnisse drohen, einmal wieder in eine Scene versetzt zu werden, wo Zuneigung und Anhänglichkeit sich unzweideutig äußern. Ein solches Seelenfest wechselseitiger Liebe war das gestrige Wiedersehn des heil. Vaters.

Während die Kardinäle ihr verehrtes Oberhaupt an der Milvischen Brücke empfingen, war ich oft genug aufgehalten durch die hier und dort hinziehenden Volksmassen zum St Petersplatze gefahren. Auch hier war alles voll Leben und Erwartung. Fortwährend langten Nachrichten an, wie weit der Papst noch von jener Brücke entfernt seyn könne. Endlich erscholl, wie ein großer Freudenruf, der Kanonendonner welcher seine Ankunft dort der

Stadt anzeigte; einstimmend ertönte sogleich das feierliche Glockengeläut, und das Geräusch des Volks mischte sich darein. Mehrere, die vom ersten Segenempfang an der Brücke schon zurückkamen, wurden sehnsuchtsvoll umdrängt. Man erzählte sich bewegt, wie bleich und abgezehrt der heil. Vater aussähe, wie freundlich und mild er dennoch gesegnet habe. Jetzt kündete ein lebhafteres Getümmel, und eine gleich darauf folgende Stille, die Nähe des feierlichen Zuges an. Er schwebte langsam daher; das laute Freudengeschrei übertönte Kanonen und Glocken. Die vorangeeilten Kardinäle, sammt der höheren Geistlichkeit, erwarteten den Papst an den Stufen der Kirche. Aus dem, an allen Seiten mit Glasscheiben versehenen, Wagen ertheilte er unermüdet seinen Segen.

Vor den Stufen der Hauptthüre hielt endlich der Zug. Der Papst stieg aus, und ein unbefohlnes Jubelgetön erfüllte die Luft. Fast alles war zu Thränen bewegt; auch auf dem blassen ernsten Gesicht des heil. Vaters war tiefe Rührung sichtbar. Ein hochfeierliches Tedeum erscholl, als der Papst die Kirche betrat. Hier am Grabe Petrus warf er sich auf die Kniee, mit ihm die sämmtlichen Kardinäle und das Volk. In dieser demüthigen Niederwerfung vor Gott verharrte der ehrwürdige Mann während des ganzen Lobgesanges. Man sah, wenn er das Auge zuweilen gen Himmel erhob, in seinem frommen Gesicht innige erhabene Andacht. Und wenn sonst auch das Herz an den

katholischen Kirchenceremonien wenig Antheil nehmen mag, so waren doch bei diesem Anblick sicher die mehresten Gemüther von der tiefsten wahresten Andacht erfüllt. — Ich zog mich aus dem Gedränge in eine der einsamsten Seitenhallen der Kirche zurück. Gedämpfter umflossen mich hier des Lobgesanges heilige Töne, und erhoben mein Gemüth von dem Mißklang des irdischen Lebens zu den Harmonieen einer bessern Welt.

Nach dem Tedeum begab sich der Papst mit den Kardinälen in die Sakristei. Von dort endlich führte ihn der Zug zu seinem Pallast auf Monte Cavallo. Um jenen sich vorbei bewegen zu sehen, begaben wir uns in die Gegend des Pallastes Colonna. Das Volk umdrängte den päpstlichen Wagen; und auf das Geschrei: Santo Padre, la benedizzione! ertheilte der Papst, trotz der sichtbaren Erschöpfung, fortwährend links und rechts seinen Segen.

Nun ward die schönste Feier des Tages ungeduldig erwartet: die Erleuchtung der Stadt. Sie erfolgte mit eintretender Dämmerung. Ein junger Geistlicher, Abbate Canova, Bruder des berühmten Künstlers, begleitete uns durch die Straßen. Vor allem strahlte prachtvoll das Kapitol hervor. Das Ganze schien ein Feenpallast; die beiden Basaltlöwen unten am Stufen-Aufgang vollendeten das Zauberbild. Die kolossalen Statuen der Balustrade erschienen in dieser Beleuchtung noch größer; und Mark Aurels Statue stand da, wie

ein aus der Vorwelt aufgestiegner hoher Schatten. Im Hintergrunde ragte der Thurm des Senators-Pallastes, wie eine Feuersäule, in die dunkle Luft. Wir eilten zu dem Petersplatz, wo der verehrte Kardinal Dugniani ein Haus für uns in Anspruch genommen hatte. Auf dem Wege dahin erblickten wir schon von fern die Umrisse des hohen Tempels in sanftem Schimmerglanz, und glaubten den interessanten Moment der plötzlichen Kuppelerleuchtung, von der wir so viel gehört hatten, verfehlt zu haben: so vollendet dünkte uns jetzt schon die Verherrlichung der erhabenen Kirche. Indeß war dies bloß die Einfassung der großen Architektur mit dem vorläufigen Lichte der kleinern Lampen. Kaum aber hatten wir einige Zeit in dem für uns bestimmten Zimmer zugebracht, und uns an dem feierlichen Anblick geweidet, so kündeten dreimalige Kanonensalven die nahe Vollendung des prachtvollsten Schauspiels an. Wie durch einen Zauberschlag stand, beim letzten Kanonendonner, das majestätische Gebäude ganz in Strahlenflammen gekleidet. Bekanntlich wird diese plötzliche Erleuchtung durch Zündfäden bewirkt, welche die hinter den kleinen Lampen befindlichen mit Dochten versehenen Pechpfannen unter einander verbinden, und so die Anzündung aller mit Blitzeseile verbreiten. Eine Menge Arbeiter sind dabei angestellt, von denen jeder fünf Lampen zu besorgen hat. Ich wundre mich nicht, wann das zum Aberglauben geneigte Volk in dieser Erscheinung ein Wunder des Apostels

wahrnehmen will. So hoch meine Erwartung gespannt war, sie ward dennoch bei weitem übertroffen. Das Mächtigste was Erleuchtung bewirken kann, ist hier unstreitig geleistet. Wenn einen Augenblick zuvor die Menschen auf dem Platz wie dunkle Schatten erschienen, so ward mit dem Lichtemoment alles Einzelne in der bewegten Masse erkennbar. Ganz ausnehmende Wirkung machten die in dem zauberischen Glanz aufsteigenden Fontänen.

Von diesem entzückenden Schauspiel vermochten wir kaum uns loszureißen, als wir etwa nach einer halben Stunde erinnert wurden die von der Engelsburg aufsteigende Girandola zu sehn. Wer konnte sich vorstellen, nach dem was wir hier vor uns hatten, noch durch irgend einen andern Anblick ergriffen zu werden? Und doch ist das kunstreiche Feuerwerk in seiner Art eben so einzig; selbst das zufällige Lokal scheint zu einem solchen Schauspiel angelegt zu seyn. Wir fuhren durch ein drängendes Menschengewühl: Alles strömte den Stellen zu, wo das Feuerwerk am besten gesehn werden konnte. Selbst die gefährlichsten Plätze ganz nah an der Tiber, waren so mit Menschen überladen, daß die Gerüste einzubrechen drohten. An allen Fenstern preßte sich Kopf an Kopf; sogar von den finstern Dächern erscholl das Gesumse der harrenden Menge. Noch stand das alte Kaisergrab in Nacht gehüllt, nur einzelne Lichtpunkte bewegten sich daran, so schauerlich als blickten die aufgestörten Manen aus ihrer beunruhigten Gruft. Dann erfolgte ein wildes Ra-

ketengepraſſel. Doch immer noch blieb es Nacht umher, bis ein Kanonendonner den erſehnten Augenblick ankündigte: und nun brachen wunderbare Feuergeſtalten krachend aus der dunklen Steinmaſſe, wechſelten hoch in der Luft ihre Formen, und ſanken in Schlangenbiegungen geräuſchvoll erlöſchend nieder. Alles umher war durch das feenmäßige Feuerſpiel erhellt: die Tiber ſpiegelte den prachtvollen Schein mit allen ſeinen Verwandlungen zurück. Jetzt ſtürzten nach allen Richtungen Feuerſtröme hervor, die beim Erlöſchen das alte Grab mit hell-dunkler Rauchwolke umgaben. Eine tiefe Stille, nur hie und da durch ein leiſes Ha! unterbrochen, herrſchte um die rieſenhafte Nachtgeſtalt. Endlich ſtieg aus ihrer Dunkelheit mit Donnergetöſe, als ſollte die gewaltige Steinmaſſe in Trümmer ſinken, die mächtige Feuerſäule hoch empor, welche eigentlich die Girandola genannt wird. Die ganze Burg ſtand in Flammen, und ſchien ein feuerſpeiender Berg zu ſeyn, der nach und nach erloſch. Aus der Finſterniß leuchtete nun, wie ein freundliches Geſtirn, der päpſtliche Name mit der dreifachen Krone.

Den 19. Mai nach Mitternacht.

Heute war der letzte Tag, den ich für diesmal in Rom zubrachte: in Rom, wo mein Geiſt und mein Körper in gleichem Maße gewonnen haben, wo ich mich ſo heimiſch, ſo angeſiedelt fühlte! Aber meine Geſundheit, zwar um vieles beſſer geworden, bedarf noch der warmen Bäder in Iſchia, und der

ſtärkenden Meerbäder zu Neapel: dahin geht unſre Reiſe.

Der Abſchied von den edlen, mir theuer gewordenen, Menſchen hatte mich ſeit geſtern in eine ſolche Stimmung verſetzt, daß die Seltſamkeiten hieſiger Gebräuche einen milderen Eindruck als ſonſt auf mich machten. So erging es mir mit der Sitte, nach welcher die ſogenannten Familien, das ſind die Dienerſchaaren der Herrſchaften die ich beſucht hatte, heute ihr letztes Trinkgeld forderten. Das humane Verhältniß, welches ſchon in jener Benennung ſich ausdrückt, hob mich freundlich über das weniger Anſtändige hinweg das in dieſer Sitte liegt. Kurz alles ſcheint ſich mir heute in dem ſanfteren Abendlichte darzuſtellen, welches die Härten und Schroffheiten der Gegenſtände, wenn nicht verhüllt, doch mildert. Selbſt das Zurückſchauen auf die Mängel und vielfachen Gebrechen in Verfaſſung, Sitte, Erziehung, — beſonders in der Religion, die mehr betrieben als empfunden und geübt wird, — flößte mir ein Gefühl ein, welches zwiſchen Mitleid und Hoffnung einer beſſern Zukunft ſchwankte. Es waren mir ja auch hier ſo viel edle Naturen begegnet, die für eine ſolche Hoffnung eine Art Bürgſchaft leiſten. — Aber wann, ach! wann wird die Zukunft erſcheinen, die uns bringt, was wir endlich bedürfen? Frieden, Liebe, Vertrauen in dem weiten Chriſtusreiche! Wann werden feindſelige Ausſchließungen der katholiſchen Glaubenslehre verſchwinden, und mildern Grund-

ſätzen Raum geben? Wann wird, ſtatt der pomphaften Seligſprechungen, der von Chriſtus angedeutete lichte Weg zur Seligkeit wieder anerkannt werden? Wann an die Stelle unnützer körperlicher Geißelungen die redliche Bekämpfung der Leidenſchaften treten? Mit einem Wort, wann wird die einfach erhabne Aufforderung Jeſu: „Gott anzubeten im Geiſt und in der Wahrheit,“ wie ein mildes Geſtirn das überladene bunte Gerüſt menſchlicher Satzungen durchſtrahlen, in welchem Rom ſeit Jahrhunderten den Geiſt herrſchſüchtig gefangen nahm, um ein Reich der Welt zu machen aus dem Reiche Gottes? —

Ende des zweiten Theils.

Bayerische Staats... MÜNCHEN

Tagebuch einer Reiſe

durch einen Theil

Deutſchlands und durch Italien,

in den

Jahren 1804 bis 1806.

Von

Eliſa von der Recke,

gebornen Reichsgräfin von Medem.

Herausgegeben

vom

Hofrath Böttiger.

Dritter Band,

mit einer Karte von der Inſel Iſchia.

Berlin, 1815.

In der Nicolaiſchen Buchhandlung.

Ft. sing
1791 m/3

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Wb/52/66

Vorbericht.

Kaum hätte es irgend eines Vorworts zu dieſem dritten Bande bedurft. Denn wo ſich, wie hier, alles ſo rein durch ſich ſelbſt ausſpricht, und aus dem frommen und klaren Gemüth ſich ſo unverſchleiert und hell in Sprache und Schrift abſpiegelt, da bedarf es weder Vorredners noch Nachredners. Doch mag auch wohl ein Wort über das, was die Leſer in dieſem Abſchnitte zu erwarten haben, vorausgeſchickt werden können, indem was Fielding einſt in einer der Vorreden zu ſeinem noch immer unübertroffnen, und ganz neuerlich erſt durch deutſche Kritik aufgeklärten *), Tom Jones über dergleichen Bevor-

*) Es verdient ehrenvolle Erwähnung, daß wir durch die ſchon längſt erprobte, vertraute Bekanntſchaft des verdienten Profeſſors Wagner in Marburg mit der engliſchen Literatur und Sprache von Fielding's Meiſterwerk, dem Thomas Jones,

wortungen, als sehr unzuverlässige Küchenzettel (bills of fare) gescherzt hat, auf uns wenigstens schwerlich angewandt werden mag.

Mit dem zweiten Band hatte die verehrte Verfasserin ihr Tagebuch über ihren ersten Aufenthalt in Rom beendigt. Nur sparsam konnten in den Anmerkungen hie und da kleine Winke über das, was seit der Verfasserin Anwesenheit sich in dieser unvergänglichen Herrscherin auf 14 Hügeln abgeändert hat, beigebracht werden, wiewohl dort vieles durch Rückkehr der alten Ordnung nur noch in größere Ungewißheit und Wandelbarkeit gekommen zu seyn scheint. Das Lehrreichste in Hinsicht auf die neuesten

eben jetzt eine Originalausgabe (Marburg, Krieger, 1814) erhalten, in welcher deutscher Scharfsinn mehre Stellen kritisch berichtigte, die in allen in England selbst veranstalteten Ausgaben fehl- und mangelhaft abgedruckt waren. Wagner hat diese kritische Ausgabe, die auch mit einem erklärenden und grammatischen Commentar ausgestattet seyn wird, in einem eignen Programm angekündigt. Schon ist Veranstaltung getroffen, daß nach dieser Ausgabe in London selbst ein neuer Abdruck erscheine. So giebt ein deutscher Professor den Britten die erste wahrhaft correcte Ausgabe ihres geistreichsten und gelesensten Romans.

Lokalveränderungen enthält unstreitig eine im J. 1814 herausgekommene neue Auflage von Vasi Itinerario istruttivo di Roma. Kauft man dazu den neuesten Plan von Rom, der mit großem Fleiß unter Fea's Aufsicht gemacht worden ist, so wird man auch in Rücksicht auf die neuesten architektonischen Aenderungen und Aufräumungen — z. B. die sehr zweckmäßige Wiederherstellung des Forum Trajani — inwiefern nicht, wie beim Colisseum wirklich geschehen ist, die wiederhergestellte Schlüsselgewalt aus religiösen Beweggründen sie zur alten Unform zurückrief, wenig zu wünschen übrig behalten.

Der dritte Band umfaßt den Aufenthalt der Verfasserin in Neapel selbst, ihre Kunst- und Naturbeschauungen über und unter der Erde am Fuße des allgewaltigen, Fruchtbarkeit und Verderben fast in gleichem Maße über die Nachbarschaft ausschüttenden Bergriesen, ihre kleinen Reisen an der trümmerreichen Seeküste voll erschütternder Erinnerungen versunkner Größe und Tyrannengewalt, durchwebt mit manchen anmuthigen und aus der rohen Masse eines betäubenden Gewühls vergnüglich hervortretenden Cha-

rakterschilderungen einzelner, mit Geist und Gemüth hochbegabter Menschen, die nach dem unläugbaren Gesetz moralischer Wahlverwandtschaften, wo Edles zu Edlem sich stets fügt und gesellt, zu der geist- und gemüthvollen Reisenden sich gar bald hingezogen und von ihr festgehalten fühlten. Unter ihnen steht die Königin Caroline von Neapel gewiß nicht auf der niedrigsten Stufe. Unstreitig theilt jeder durch den Rost der Zeit nicht angefressene, durch den Hauch der Verläumdung nicht vergiftete Mensch die Freude der Verfasserin, einer Monarchin, die so furchtbar verunglimpft und verlästert, ja, wenn das Bild uns erlaubt ist, von allen Nattern des Medusenhauptes, welches die französische Revolution uns entgegen hält, angezischt worden ist, aus genauer Bekanntschaft und vollester Ueberzeugung Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu können. Als Kotzebue, dessen unbestochene Freimüthigkeit wohl oft noch ganz andere Namen erhalten hat, aber nie in Zweifel gezogen worden ist, an mehren Stellen seiner Erinnerungen (besonders Th. II, S. 243 fgg.) sich der verläumdeten Königin kräftig annahm, und

sie als eine echt deutsche Frau pries, spöttelte ein namenloser Recensent über den durch Fürstengunst bestochenen Lobredner. Momus selbst wird einen ähnlichen Verdacht bei unserer Verfasserin, deren Stand und Lage die bösartigste Mißgunst hier durchaus zum Schweigen bringen müßte, auch nur anzudeuten nicht wagen dürfen. Um ein gerechtes Urtheil über diese Königin, die nach beispiellosen Drangsalen und Mißverständnissen nur in der alten ehrwürdigen Fürstengruft neben ihrer großen Mutter Ruhe fand, fassen und fällen zu können, müßte der Charakter Ferdinands IV, ihres königlichen Gemahls, erst ganz unparteiisch gewürdigt, und was einer Fürstin, die sich mit einer solchen Natur, in der Starkes mit Zartem sich nimmer verschmelzen konnte, so unauflöslich als verhängnißvoll zusammengebunden fühlte, in so versunkner Regierungsform, in solchen Stürmen der Zeit zu thun übrig blieb, besonnen ausgemittelt werden. Wir wissen, daß es der Verfasserin, die so gern entschuldigt und mildert, wenn die Wahrheit dabei nur nicht gefährdet wird, viel kostete, um ein weit strengeres Urtheil über Ferdinand,

das sich auf klare Thatsachen gründete, zu unterdrücken. Jene Greuelscenen, die auf ewig die Regierung dieses Königs beflecken würden, wenn sie von ihm allein ausgegangen wären, wurden nur zu oft von der ersten Person des Reichs selbst begünstigt, die schon im Knabenalter sich an den Verzuckungen erschlagener Thiere zu ergötzen pflegte. Es leidet keinen Zweifel, daß die Königin oft Fehler ihres Gemahls über sich genommen, und ihren Freunden mit stillen Thränen bekannt hat: „da der König nun einmal so ist, so bringt es doch im Ganzen weniger Nachtheil, wenn das Volk mit mir, als mit dem Könige unzufrieden ist.“ Man vergleiche damit nur, was einige unbefangene Brittische Beobachter neuerlich über ihn, den sie in Palermo die seltsamsten Mißgriffe thun sahen, ihren hierüber am wenigsten zu täuschenden Landsleuten berichtet haben, worüber hier nur der wahrheitsliebende Blaquiere in seinen Views on the mediterranean coasts ausgezeichnet werden mag. Doch wir stehen jetzt noch zu nahe diesen Begebenheiten, um uns ohne Anmaßung hier ein Urtheil erlauben zu dürfen. Jenes

uralte ägyptiſche Todtengericht über die Könige *) wird durch den Griffel der Geſchichte zu ſeiner Zeit gewiß auch hier in Erfüllung gebracht, und dabei nichts überſehen werden, was hier nur leiſe angedeutet werden konnte.

Der Gebrauch der berühmten Stufe oder warmen Bäder auf der Inſel Iſchia lag gleich Anfangs im Plan dieſer Geſundheitsreiſe. Dies beſtimmte unſere Reiſende zu einem ſechswöchentlichen Aufenthalt zwiſchen den Sonnenbergen und Schwitzbädern der wunderbaren Felſeninſel, die zwiſchen den Rebhügeln und eingeſunkenen Cratern des uralten vielgezackten Epomeo oder längs der ſchroffen Felsgeſtade hier in der Küche unterirdiſcher Volkane zubereitet werden. Niemand wird ohne rege Theilnahme die Beſchreibung ihres Aufenthalts und die verſchiednen Luſtpartieen leſen, die ſie von ihrem lieblichen Sitz zu den Klüften und Bergrücken dieſer Inſel unternahm. Dichtete ſie

*) Man ſ. Heyne's noch immer leſenswerthe Abhandlung de iudicio, quod defunctis Aegyptiorum regibus subeundum erat, in den Opusculis T. I, p. 135 ſqq.

auch dort keine Hesperiden *), wie Fried. Leopold Graf zu Stolberg während seines Aufenthalts daselbst im Spätsommer 1792; und tauchte sie auch den Pinsel, womit sie uns die selige Abgezogenheit von allem Weltgetümmel auf dieser verinselten Ruhestätte malt, nicht in die Gluthfarben dichterischer Begeisterungen, womit die hier gleichfalls Heil suchende edle Friderike Brun **) ihre sechswöchentliche Badecur im J. 1796 auf dem Felsenzacken des Epomeo schildert: so wird man ihr doch mit Vergnügen und mannichfaltiger Anregung des lebendigsten Mitgefühls dahin folgen, wohin sie ihre kleinen Streifzüge, zwischen Rebgelände

*) So überschrieb Stolberg 3 poetische Sendschreiben, die er von Ischia aus, noch ehe ihn die Trauer über den Tod seines dort begrabnen jüngsten, erst in Neapel gebornen, Töchterchens überfiel, im überfließenden Gefühl der ersten Freude über dieses hesperische Paradies seinem Dichterfreunde Ebert nach Braunschweig zuschrieb und sie seiner Reisebeschreibung einverleibte (Th. IV, S. 284 fgg.).

**) Man s. Auszug aus dem Tagebuche meines Aufenthalts auf der Insel Ischia in den Prosaischen Schriften (Zürich 1801) Th. IV, S. 361 — 426.

und Meeresbuchten, zu Kapellen und Fiſcherhütten führen, und ihre feinen Bemerkungen über den Charakter der Iſchioten und den Pfaffengeiſt, der doch auch unter dieſem harmloſen Völkchen ſein Weſen treibt, ſich nicht entgehn laſſen. Einzelnen Leſern könnte vielleicht die ausführlichere Beſchreibung des verſchiedenen Gehalts der Geſundheitsquellen und Schwitzbäder, welcher die Verfaſſerin einige Blätter ihres Tagebuchs gewidmet hat, nicht unterhaltend genug dünken. Wir aber tragen kein Bedenken, gerade in dieſer belehrenden Ausführlichkeit einen Vorzug zu finden, der dieſer Reiſe einen eigenthümlichen Werth ertheilt. Unſers Wiſſens ſind ſie noch in keiner deutſchen Schrift ſo genau geſchildert oder gewürdigt *). Mögen Leſer, die dies zu langweilig finden, dieſen Abſchnitt überſchlagen. Aber Aerzte, die wohl auch aus Deutſchland ihre Kranken zuweilen

*) Die intereſſanteſten Details fand man bis jetzt in dem Schreiben eines Engländers über die Bäder dieſer Inſel, das aus dem Universal Magazine von 1777 Bernoulli in die „Sammlung ſeiner kurzen Reiſebeſchreibungen" (Band I, S. 43 fgg.) aufnahm. In mineralogiſcher Rückſicht hat nach dem, was Ferber in ſeinen „Briefen

nach Ischia senden und daran sehr wohl thun, mögen leichter daraus abnehmen, welche Quellen die empfehlungswürdigsten sind, wenn sie die Wirkung derselben einigermaßen aus diesen Reisebemerkungen kennen lernten. Die Verfasserin benutzte dabei eine in Deutschland ganz unbekannt gebliebene Schrift des Doctors Don Francesco di Tiano, die in einem schwerfällig-schleppenden Stil im neapolitanischen Dialekt geschrieben, und auch darum schon sehr ungenießbar ist. Zu ihrem Leidwesen bekam sie selbst erst kurz vor ihrer Abreise von Ischia diese Monographie zu Gesicht; denn wäre sie früher damit bekannt geworden, so hätte sie nie das Bad von Gurgitello gebraucht, das ihrem körperlichen Zustande ganz unangemessen befunden ward. — Die kleine von Hrn. Guimpel sauber gestochene Karte von der Insel enthält zwar nicht alle kleine Plätze,

aus Wälschland" S. 205 kurz darüber anführt und citirt, niemand gründlicher über Ischia und die volkanische Entstehung seiner Schwitzbäder gehandelt, als Spallanzani, nach der mit Faujas de St. Fond's Anmerkungen versehenen Uebersetzung seiner Reise: Voyage dans les deux Siciles T. I, chap. V, p. 166 sqq.

und weicht auch in der Rechtschreibung zuweilen ab; sie wird aber doch den Lesern eine sehr willkommne Zugabe seyn.

Der Spätsommer und Herbst des Jahrs 1805 war, nach der Rückkehr von Neapel, für einige entferntere Ausflüge in die romantischen Gebirgs- und Seegegenden von Sorrento, la Cava, Pästum u. s. w. bestimmt. Allein am 20. August, zwei Tage nach einer höchst anziehenden aber auch angreifenden Ersteigung des Vesuvs, der sich feuerströmend damal eben in seiner vollen Kraft und Herrlichkeit darstellte, überfiel den edlen Reisegefährten, den geweihten Sänger der Uränia, Tiedge, eine tödtliche Krankheit. Da ein hitziges Nervenfieber seinem Leben die augenscheinlichste Gefahr drohte, und selbst, nachdem am 23sten Tage die Aerzte wieder Hoffnung zu geben anfingen, noch auf längere Zeit die aufmerksamste Pflege forderte, so würde dies auch einer weniger theilnehmenden Reisegefährtin viel Sorge gemacht haben. Wir müßten aber befürchten, eben so sehr das Zartgefühl der erhabenen Freundin zu verletzen, als schmerzliche Erinnerungen des tieffühlenden Dichters zu wek-

ken, wenn wir von dieser Vereitelung wohlentworfener, und im voraus mit allen Reizen dichterischer Fantasie ausgeschmückter, Reiseplane weitere Erwähnung thun wollten. Nie kostete der edlen Frau ein Opfer, wenn es der Rettung oder auch nur der Erheiterung eines Freundes gebracht wurde. Sie gab willig auf, was sie nur durch die sinnige und geistreiche Theilnahme ihres Begleiters ganz zu genießen hoffen konnte. Und wie würde sie sichs selbst verziehen haben, wenn, indeß sie ihrem Vergnügen nachgegangen wäre, der Langsamgenesende durch irgend eine kleine Vernachläßigung einen Rückfall bekommen hätte! Ihre unermüdete, festbeharrliche Aufmerksamkeit empfing den schönsten Lohn. Tiedge sollte noch manches begeisternde Lied für König und Vaterland, manche tiefergreifende Ermunterung zum Kampf für die heilige Sache singen. Er sollte dem zarteren Geschlecht einen Frauenspiegel vorhalten, und in zwei idyllischen Liederkreisen, wovon der eine, Alexis und Ida, in Himmels genialer Composition doppelt fortlebt, uns ein Muster wahrer Naivetät aufstellen. Er genas. — Gesund

konnte er im Spatherbſt Neapel in Geſellſchaft ſeiner heilgebenden Freundin verlaſſen, und über Gaeta, wo ſie ſich gemeinſchaftlich noch der vielfach erquickenden Berathung des edlen deutſchen Fürſten, der dort als wahrer Schirmherr und Jupiter Hoſpitalis waltete, des Prinzen von Heſſen-Philippsthal, erfreuen durften, in das erſehnte Rom zurückkehren.

Und ſelbſt dies Tagebuch ſeiner Freundin ſollte ſich einer willkommenen Ausſtattung von ihm zu erfreuen haben. Wir denken dabei an die Briefe von ſeiner Hand, welche den Anhang am Schluß dieſes Bandes eröffnen. Indem ſie uns bald das majeſtätiſch-furchtbare Schauſpiel eines der gewaltigſten Ausbrüche des Vesuvs mit den lebendigſten Farben vergegenwärtigen, oder uns an den glühenden Lavaſtrom ſtellen, der ſich ins Meer ſtürzte, bald an die maleriſchen Seegeſtade von Gaeta, und auf die Landſtraße nach Rom verſetzen, die hier durch heſperiſche Gärten, dort durch öde Verſumpfungen führt, finden wir auch hier die fruchtbare Fantaſie und reiche Darſtellungsgabe des Verfaſſers wieder. Was davon früher in

einer periodischen Zeitschrift mitgetheilt wurde, durfte auch hier nicht fehlen, und hat durch neue Bearbeitung neuen Reiz erhalten.

Auch die übrigen Beilagen, welche diesem Bande beigefügt worden sind, wollen nicht als überflüssige Lückenbüßer und unnütze Zugaben angesehen seyn. Des ehrwürdigen Erzbischofs von Tarent eigene Mittheilung über die mannichfaltige, von ihm selbst so thätig unterstützte Benutzung der Seidenmuschel wird mit Vortheil mit der Nachricht verglichen werden können, die C. Ulysses von Salis Marschlins in seinen „Reisen durch verschiedne Provinzen des Königreichs Neapel (Zürich, Ziegler, 1793)" aufgezeichnet hat, worauf auch schon in den Anmerkungen hingewiesen worden ist.

Die Verfasserin rühmt in diesem Bande bei mehren Veranlassungen die zuvorkommende Dienstfertigkeit und die lehrreichen Unterhaltungen, die sie im Umgange mit dem Marchese Haus, dem ehmaligen Erzieher des Kronprinzen von Neapel, einem wackern Deutschen fand, der damal, wo schon durch die erste Auswanderung nach Sicilien so vieles von seiner Stelle verrückt

oder

oder gar verloren gegangen war, freilich nicht mehr die Stelle eines Oberaufsehers sämmtlicher Gemälde-, Statuen-, Vasen- und Münzsammlungen des Königs bekleiden konnte, aber doch für Kunst und Alterthumskunde unermüdet bemüht war. Einen Beweis seines feinen und durch keine Nachbeterei befangenen Kunsturtheils führt der im Anhange abgedruckte Aufsatz aus seiner Feder über die Rafaelische Galatea in der Farnesina zu Rom, worin mit eben so viel Gelehrsamkeit als Kennerblick geurtheilt wird: daß dies oft überschätzte Gemälde nicht, wie fast allgemein dem Vasari nachgesprochen wurde, die schöne Nereide Galatea, sondern die Göttin der Schönheit selbst, die Venus marina triumphirend auf der See, darstelle (vergl. Band II, S. 383).

Die Franzosen berühmten sich bei mehr als einer Veranlassung einer France hors la France, und verstanden darunter die berühmten Schriftsteller, Krieger und Geschäftsmänner, die sich freiwillig oder durch Revolutionen gezwungen außer dem eigentlichen Frankreich aufhielten. Mit nicht geringerem Rechte und, wir glauben hinzu-

ſetzen zu dürfen, mit vollwichtiger Bedeutſamkeit, dürfte ein jetztlebendes gelehrtes Deutſchland außer Deutſchland geſchrieben, und bei ſorgfältiger Aufzählung verdienſtvoller Deutſchen in fremden Welttheilen und Ländern für die ehrenvolle Behauptung, daß unſer Geſammtvaterland auch durch dieſe in alle Welt ausgeſandten Verkündiger der Wiſſenſchaft und Kunſt als der Mittelpunkt aller europäiſchen Cultur ſich beurkunde, ein neuer, ſprechender Beweis geführt werden *). Bis es alſo irgend einem verjüngten Meuſel, einem Reuß oder Erſch gefallen wird, dasjenige an verdienſtvollen Deutſchen im Auslande zu thun, was

*) Es verſteht ſich, daß es bei einer Ueberſicht auf dieſe Diaſpora — man erlaube uns dies Wort, welches die Brüdergemeinde ſchon längſt zur Bezeichnung eines ähnlichen Begriffs in ihrem Miſſionsweſen aufgenommen hat — nicht bloß auf trockne Nomenklatur und Büchertitel, ſondern auf etwas Höheres abgeſehn ſeyn müßte, um die folgenreiche Wirkſamkeit der Deutſchen im Auslande würdigen zu können. Wir empfehlen den wackern Mitarbeitern an dem Converſations-Lexikon (Altenburg, Brockhaus), das ſich unter unſern Augen zu ſeinem Vortheil ſo ſchnell verjüngt und erweitert, eine liberale Beherzigung dieſes Wunſches.

ſie zur Bewunderung des Auslandes ſelbſt als Ausländer an den Britten und Franzoſen thaten: mag jeder kleine Beitrag dazu für nicht ganz unverdienſtlich gelten. Und darum ſtehe hier eine kurze Nachricht von dem Marcheſe Haus, die uns aus der lauterſten Quelle zu ſchöpfen vergönnt ward *).

Jakob Joſeph von Haus, ſeit 1797 Königl. Neapolitaniſcher Kammerherr und Marcheſe, den 29. Novemb. 1749 zu Würzburg geboren, wo ſein Vater Profeſſor des Rechts und Ländlicher Regierungsrath geweſen, erhielt ſeine erſte Bildung bis hinauf zur Licenciatenwürde in ſeiner Vaterſtadt.

*) Wir verdanken die hier mitzutheilenden Nachrichten ſeinem Jugendfreunde und vertrauten Amtsgenoſſen bei der Univerſität Würzburg, dem um Theologie und Literatur hochverdienten Geiſtlichen Rath und Doctor Oberthür daſelbſt. Beide erhielten zugleich die juriſtiſche Doctorwürde. Beide belebten den Buchſtaben durch ausgebreitete Länder- und Menſchenkunde. Beide erinnern ſich ihres frohen Zuſammenlebens in dem damal ſo blühenden Würzburg noch jetzt im Alter mit Sehnſucht auf Wiedervereinigung noch vor dem Schluß der Lebensreiſe. Ueber die frühern juriſtiſchen Schriften des damaligen Profeſſors in Würzburg geben Meuſel und Weidlich Nachricht.

Nun aber nahm ihn die erste aller deutschen Hochschulen, die reichbegabte Georgia Augusta, in ihren Schoß auf, und vollendete seine Bildung, indem sie, als eine wahre Universität, ihm die Pforten aller Wissenschaften öffnete. Denn hier blieb er nicht mehr bloß bei der Rechtswissenschaft stehn. Die Professoren Meiners und Feder wurden seine Freunde; Heyne gewann ihn durch den Reichthum seiner Ansichten für die Alterthumskunde, und weckte in der Brust des Jünglings die Liebe zur Kunst, die ihn fortan durchs ganze Leben begleitete. Von Göttingen ging er nach Wetzlar, wahrscheinlich auch nach Wien. Bald nach seiner Rückkehr nach Würzburg erhielt er einen Lehrstuhl des Rechts, und trat in der Folge an die Stelle des berühmten Publicisten Sundermaler als Lehrer des Staatsrechts. Er verband mit gründlichem Wissen im eigenen Fache eine seltene Kenntniß der griechischen und römischen Sprache, reinen Kunstgeschmack, jedem der nicht ausübender Künstler ist, nur durch vertraute Bekanntschaft mit der klassischen Literatur des Alterthums erreichbar, und wahre Eleganz. Ein Mann

von einnehmendem Aeußern, von edlem Anstande, sanften Sitten, und sehr gefälliger Unterhaltung im geselligen Leben, war er doch nie verheiratet: aber selbst dieser Umstand mußte dazu beitragen, ihm den Weg zu einer andern Bestimmung zu bahnen. Die Königin von Neapel, die stets Deutsche blieb, sich monatlich einen Bericht über die deutsche Kunst und Literatur aus Wien schicken ließ, und sich am liebsten mit Deutschen umringte, glaubte dem Kronprinzen nur durch einen Deutschen eine ganz zweckmäßige Bildung geben zu können. Es ward also ein deutscher Erzieher und Instructor für den Prinzen gesucht. Dem dazu beauftragten Grafen Metternich wurde Haus von mehren Seiten her dringend empfohlen. Es bedurfte langer Unterhandlungen und großer Ueberredungskünste, um ihn zur Annahme zu bewegen. Er war zu bescheiden, liebte den stillen anspruchlosen Umgang mit den Musen mehr, als das glänzende Hofleben, fand seinen größten Stolz in der Erfüllung seiner Pflichten als akademischer Lehrer; und war daher selbst der Schriftstellerei, wozu er doch so viel innern und äußern Beruf in sich verei-

nigte, eher abgeneigt. Ein ehrlicher Mann (so sagte er damal oft seinem Busenfreund Oberthür) zu seyn und zu bleiben, sey das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Nur der liebreiche Zuspruch des unvergeßlichen Fürstbischofs Franz Ludwig, der ihm den erhabnen Beruf, der Erzieher eines Thronerben zu seyn, mit tiefer Bewegung ans Herz legte, drang ihm endlich mit Ueberredungszwang — man erlaube, dies Wort dem Griechischen nachzubilden — seine Einwilligung ab. Da nahm er seinen jüngern Bruder zum Gehülfen und Lehrer seines königlichen Zöglings mit nach Neapel. Dieser, ein feiner, ganz für die Literatur und die Künste lebender Mann, nach vollendetem Geschäfte zum Baron und Commandeur des königl. Ordens erhoben, hält sich, seitdem der Hof zum zweitenmal nach Palermo flüchtete, in der kunst- und genußreichen Kaiserstadt an der Donau auf, jede Blüthe der Kunst und Geselligkeit zum Kranz des Lebens froh verflechtend. Zwei Jahre lang wurde dem ältern Bruder seine Lehrerstelle in Würzburg offen erhalten, weil er sich die Rückkehr aus Neapel, wenn ihm der Zwang zu lästig und die Hofluft

zum Scirocco werden ſollte, gern bewahren wollte. Doch man wußte dort ſeinen Werth zu ſchätzen, und indem er mit pünktlichſter Gewiſſenhaftigkeit ſeinen Pflichten nachkam, und ſeinen Zögling nie aus den Augen verlor, wurde ihm ſein Beruf zugleich Schild und Schirm gegen jede Hofintrigue; er miſchte ſich nirgend in öffentliche Angelegenheiten, und gewann ſelbſt dadurch das vollſte Zutrauen der Königin. Nach vollendetem Erziehungsgeſchäft ernannte ihn der König zum Marcheſe und Kammerherrn, gab ihm die Aufſicht über die königl. Kunſtſammlungen, und die vollkommenſte Muße, ſich mit dem Schönſten, was klaſſiſche Literatur und Kunſt über und unter der Erde dort zu erwerben und aufzuſtellen wußte, nach Herzensluſt zu umringen. Denn er beſaß ſelbſt auch einen großen Schatz von Kunſtſachen, beſonders mehre Zimmer voll der ausgeſuchteſten Gemälde. Vieles mußte zu ſeinem Schmerz zurückbleiben, als er dem Hof, dem er durch Pflicht und Dankbarkeit zugethan blieb, nach Palermo folgte, und ſich dort in der Kartauſe eine ſtille Wohnung zubereitete. Anfangs gewährte ihm der an klaſ-

sischen Erinnerungen so reiche, an guterhaltnen Ueberresten des Alterthums jedoch nur dürftig ausgestattete, Boden Siciliens die lehrreichste Unterhaltung, indem er mit den alten Geschichtschreibern und Dichtern in der Hand alle merkwürdige Plätze dieser Insel besuchte, die durch Lage und Colonieenzüge die früheste Wiege phönizisch-griechischer Cultur für die europäische Westwelt wurde. Möchte es ihm gefallen, seine Bemerkungen, die er aufzuschreiben nie vernachläßigte, in einem größern Werke uns mitzutheilen. Er genoß als Einheimischer in vollen Zügen, was andre Reisende nur im beeilten Durchflug kosten. In der letzten Zeit hielt eine Schwäche am Knie ihn mehr zu Hause, und dies brachte uns wenigstens einige Früchte seiner philologischen und alterthümlichen Studien, die unter uns weit mehr, als es bisher der Fall war, bekannt zu seyn verdienen *). Wie sehr ist es zu wünschen, daß

*) Im J. 1813 erschien von ihm, als Vorläufer einer sehr gediegenen lateinischen Uebersetzung der Poetik des Aristoteles, in deren freilich nur fragmentarischer Gestalt er doch stets ein hohes Meisterwerk bewunderte, eine Abhandlung: de tragoediae officio, sive de purgandarum animi af-

ihm durch eine ſchnelle Verpflanzung aus Palermo, wo nur eine einzige Druckerei iſt, in den alten rechtmäßigen Erbſitz der Sicilischen Majeſtäten, Gelegenheit und Aufmunterung werde, uns aus ſeinen Handſchriften noch manches im Druck mitzutheilen, was ſo nur ein Kunſtfreund, mit ſeiner Vorſchule und von ſolchen Umſtänden begünſtigt,

fectionum lege ab Aristotele tragoediae iniuncta. Specimen versionis novae Poeticae Aristotelis, quibusdam notis illustratae (Panormi, typis Regiis, 1813. 44 S. in klein Quart). Die Anmerkungen werden kritiſche Verbeſſerungen enthalten, dazu Excurſe und zwei Abhandlungen. Die eine erſcheint in obiger Probeſchrift, die zweite ſoll des Verfaſſers ganz eigenthümliche Anſichten über Entſtehung und Fortbildung der griechiſchen Bühne enthalten. In jener erſten erprobt der gelehrte Ausleger ſein feines Gefühl, indem er die ſo oft mißverſtandne Reinigung der Affekten durch das Trauerſpiel ganz in dem Sinne annimmt, in welchem Herder in ſeiner Adraſtea ſie erklärt, ohne jedoch von dieſer Zuſammenſtimmung etwas ahnen zu können. — Eine andre Abhandlung archäologiſchen Inhalts iſt ein Jahr ſpäter ausgegeben worden. Obgleich in einer ihm nur angelernten Sprache, italiäniſch geſchrieben, erhielt ſie doch durch die Zierlichkeit des Ausdrucks den Beifall aller Eingebornen. Sie führt den Titel: Saggio sul Tempio e la statua di Giove in Olimpia, e sul tempio dello stesso Dio Olimpio recen-

aus jenen Gegenden mittheilen kann! Beſonders verlangt uns nach einer ſchon lange in ſeinem Beſchluß fertig liegenden Abhandlung **über die altgriechiſchen Vaſen.** Fünfhundert dergleichen waren erſt ſelbſt ſeiner Aufſicht anvertraut. Nicht viel weniger fand er in Sicilien. Wir wiſſen aus ſeinen Briefen, daß er viele ganz neue Vermuthungen darüber vorträgt, indem er ihre verſchie-

temente disotterrato in Agrigento. Palermo, della reale stamperia 1814. (86 S. in klein 4. mit einem Grundriß des Agrigentiniſchen Tempels.) Wir erfahren hier zuerſt die Details merkwürdiger Nachgrabungen in den Trümmern des berühmten Tempels von Girgenti, gewöhnlich der Gigantenpallaſt genannt, wie ſie ſeit 1802 unter Leitung eines edeln Girgentiners, **Lopreſti**, auf Königl. Koſten gemacht worden ſind, und wodurch nun der ganze Grundriß dieſes nie vollendeten Rieſengebäudes, eines Pseudoperipteros, nach untrüglichen Meſſungen gezeichnet, und die hier urſprünglich zum Grunde liegende Idee zum erſtenmal nicht aus bloßer Muthmaßung angegeben werden konnte. In den zahlreichen Anmerkungen am Schluß, die mit Vermeidung aller überflüßigen Gelehrſamkeit doch einen grundgelehrten, in Anſchauung gereiften Kenner beurkunden, wird auch eine neue und ſehr geniale Erklärung der durch ſo viele Controverſen auch unter uns berühmten scamilli impares des Vitruv vorgetragen.

dene Bestimmung nach den verschiedenen Formen derselben anzugeben sucht, und auch ihr Vaterland weit genauer unterscheidet *).

Nur mit Mühe erhielten wir die Einwilligung der sich so gern zurückziehenden Verfasserin, in der letzten Beilage zu diesem Bande vier Gedichte aufs neue abdrukken zu lassen, die in einer kleinen Sammlung ihrer neuen Gedichte schon von Tiedge mit aufgenommen worden sind. Die zarte gefühlvolle Liederdichterin ist gewiß jedem unsrer Leser, der über die nebelnde und schwebelnde Mystik und Romantik unserer Tage noch nicht alle Erinnerung der guten alten Schule verloren hat, noch aus so mancher seelenvollen Composition unsers Naumann und andrer Tonkünstler, so wie aus

*) Unstreitig wird da auch weit sorgfältiger, als bisher, selbst in der letzten Schrift von Lanzi, geschehen ist, die ganz eigne Klasse sicilischer Vasen, weiße Umrisse auf schwarzem Grund, mit sonst gar nicht vorkommenden Mythen, genauer gewürdigt werden. In der Gräfl. Lamberg'schen Sammlung in Wien, deren von uns schon angekündigte Erläuterung bisher nur der Ungunst der Zeit weichen mußte, befinden sich 30 sicilische Vasen der Art, von ausgesuchter Schönheit und Merkwürdigkeit.

einer frühern Sammlung, die unter dem Titel: „Elisens und Sophiens Gedichte“ erschien, hinlänglich bekannt. Aber die Ergüsse dieser reinen Seele waren seit jener ersten Sammlung fast alle in einzelnen periodischen Blättern zerstreut: schwebende Blüthenhauche, die ein linder West fortführte, und die nur in den himmlischen Aeolsharfen begeisterter Tonkünstler hie und da noch fortklangen. Darum war es gewiß verdienstlich, daß Tiedge diese nur zu schnell verklungenen Töne der reinen himmlischen Liebe und Freundschaft, des regsten Mitgefühls in Freud und Leid, der unerschütterlichen Grundsätze, „die in der Dichterin selbst unter allen Stürmen des wandelbaren Lebens sich bewähren,“ des frommen festen Glaubens an zwei Welten, und an ein Jenseit, wo

was in der Dinge Lauf itzt mißklingt,
tönet in ewigen Harmonieen,

ohne Prunk und Flitter in einen anspruchlosen Liederkranz verwebte *), den wir jeder

*) „Gedichte der Frau Elisa von der Recke, herausgegeben von C. A. Tiedge. Mit Compositionen von Himmel und Naumann. Halle, Rengersche Buchhandlung, 1806.“ (140 S. in 8.) Man kann mit wenigen Worten nichts Erschöpfen-

ſittſamen deutſchen Jungfrau an ihrem Wiegenfeſte oder Namenstag auf ihren Morgentiſch gelegt zu ſehn wünſchten. Einige darunter erblüheten jenſeit der Alpen, und entſtanden in empfindungsreichen Augenblicken der Weihe während ihrer Reiſe durch Neapels Heſperidengärten. Sie ſchienen uns hier, wo ſich im Tagebuche ſelbſt ihre glückliche Geburtsſtunde immer faſt nachweiſen läßt, nicht fehlen zu können, und ihre Aufnahme ſo wenig einer Entſchuldigung zu bedürfen, daß wir vielmehr im Unterlaſſungsfall einen gerechten Vorwurf befürchtet haben würden. Wer alſo zum Beiſpiel in dieſem Bande ſich von der hinreißenden Schilderung des Erdbebens ergriffen fühlt, das die Verfaſſerin am Ende ihres Aufenthalts in Iſchia erlebte, und deſſen grauſende Spuren ſie ſpäter noch in Neapel ſelbſt vielfach zu

ders über den moraliſchen und dichteriſchen Charakter der unvergleichlichen Sängerin ſagen, als der Herausgeber in dem gedankenreichen Vorwort ſagt. Die Dichterin ſelbſt ſchrieb in einem ihrer Briefe darüber: „Ich ſelbſt ſetze auf dieſe Ergießungen meiner Gefühle keinen poetiſchen Werth; aber als jedesmalige Gemälde von der Stimmung meiner Seele, können dieſe Verſuche für meine Freunde einiges Intereſſe haben.“

beobachten Gelegenheit fand, lese nun in dem Anhange das erste der dort mitgetheilten Gedichte, welches die Verf. den Tag nach diesem grausen Fieberschauer der Natur, mit ungetrübtem Blick auf die physische und moralische Weltordnung, ihrer Schreibtafel furchtlos anvertraute. „Wer nimmer betete, o hört! jetzt betet er!“ wer kann es vergessen, dies erschütternd wahre Wort, wenn die Erde dazu erbebt? — Mit Bedauern wird jeder in diesem Tagebuche die schmerzlich vereitelte, durch einen heftigen Seesturm unterbrochne, Fahrt nach Capri lesen, nach diesem gigantischen Kalkfelsen, der für die Geschichte so große Erinnerungen birgt, und unserer Reisenden aus fernen und nahen Gesichtspunkten so lange schon zugewinkt hatte, und die unerschrockne Beharrlichkeit des Prinzen von Hessen-Philippsthal dabei bewundern. Die zwei Gedichte, mit der Ueberschrift: das Ruhige und das Stürmische Meer, flossen aus Elisens Seele nach jenem Sturme, der sie von dieser Seefahrt zurückgeworfen hatte, deren Beschreibung durch die beiden sinnvollen Lieder einen neuen Reiz gewinnt. Das

vierte Stück endlich: die Rose und der Oleander auf zwei Gräbern, entstand in Neapel selbst durch folgende Veranlassung. Die Verf. hatte mit der ihr eigenen Theilnahme die Erzählung vernommen, wie einem jungen holden Mädchen vom Liebesgrame das Herz gebrochen und sie aus Sehnsucht gestorben sey. Gleich nach diesem Bericht fuhr sie zur Villa Reale. Der schöne Platz, mit der Aussicht auf die hier mehr als irgendwo lebendig bewegte See, die berühmte Gruppe des farnesischen Stiers in dessen Mitte, und seit die Verfasserin ihn besuchte, durch die neuen Anlagen nach den Angaben unsers Landsmannes Kniep noch mehr verschönert *), stand damal eben von südlichen Oleanderstämmen, die in Italien bis in den November mit ihren brennenden Purpurblüthen bedeckt sind, in reizender Farbenpracht eingefaßt, zwischen welcher hier und da ein Rosenbaum seine letzten Blüthenblätter verstreuete. Ein heftiger Windstoß vom Meere her wirbelte in die herabgleitenden Rosen-

*) Man s. Morgenblatt 1809, Nr. 161. 162; und Morgenstern's reiche Auszüge aus den Tagebüch. u. Papieren e. Reisenden I, 10 ff.

blätter, wovon viele in ihre eigenen Dornen versanken. Kräftig blieb dagegen der Oleander stehen und verlor keine seiner Blüthen, so heftig auch der Sturm ihm Aeste und Stamm bewegte. Dieser Anblick, in Verbindung mit der vorangegangenen Erzählung, veranlaßte dies im Gegensatz bedeutende Liederspiel. —

Im Vorbericht zum ersten Bande ist noch ein vierter versprochen worden. Er würde die in vieler Rücksicht merkwürdige Vorstellung unserer Reisenden beim Papst, den Tod des gelehrten Orientalisten, Pater Paolino, in seinem entlegenen Karmeliterkloster (vergl. Th. II, S. 370 fgg.), die erhebende Szene der päpstlichen Segenssprechung vom Balkon der Peterskirche herab am ersten Ostertage, die Seligsprechung eines Heiligen, und manche noch nicht bekannte Anekdote von der französischen Herrschaft im Kirchenstaate enthalten. Dann einzelne Lustreisen in die Umgegend nach Ostia, Albano, Terni, Frascati, Monte Cavo. Mit dem Einmarsch der Franzosen in Rom, und der Abschiedsaudienz bei dem immer mehr geängsteten Pius VII, endet das römische Leben.

ben. Nun die Rückreise über Terni, Mailand, Turin, Chambery, bis Genf. Tiedge's Briefe, welche er auf dieser Reise an Freunde schrieb, und die in Zeitschriften zum Theil schon gedruckt sind, nebst noch einigen ungedruckten an die Frau Herzogin von Curland, würden in das Ganze eine noch größere Mannichfaltigkeit bringen. Allein noch befinden sich die Materialien zu diesem 4ten Bande größtentheils nur in den an Ort und Stelle schnell aufgezeichneten Denkblättern der Verfasserin. Ihre zarte, jetzt mehr als je angegriffene Gesundheit gestattet ihr selten einen schmerzlosen Augenblick, in welchem sie sich mit diesen ihr so süßen Erinnerungen ausschließlich zu beschäftigen, und die letzte Hand an die Bearbeitung dessen, was seiner Natur nach nur im Fluge ergriffen und leicht skizzirt seyn kann, zu legen vermöchte. Täusche ich mich nicht, so wird die Stimme unbefangener Kunstrichter und der Beifall desjenigen Publikums, welches die hohe Bescheidenheit unsrer Reisenden zunächst im Auge hatte, als sie sich zur Herausgabe ihres Tagebuchs bewegen ließ, der edlen Verfasserin den einzi-

gen Lohn darbieten, den sie für ihre Bemühung wünschen konnte, dankbare Aufnahme und Anerkennung; und so wird es ihr an Aufmunterung nicht fehlen, uns aus Italien, wohin wir sie so gern begleiteten, wieder nach Deutschland zurückzuführen. Mögen die Heilquellen Böhmens, bei welchen die ehrwürdige Freundin auch diesmal Linderung und Stärkung sucht, ihre schon oft erprobte Kraft zwiefach verherrlichen, und Ihre Tage, die nur dem Wohlthun geweiht sind, durch Labungen aus Hygiea's Schaale versüßen!

Dresden, im Mai 1815.

C. A. Böttiger.

Inhalt des dritten Theils.

	Seite
D. 20. Mai 1805. Abreiſe von Rom	1
— 21. Lariccia	2
— — Velletri	4
— 22. Die Pontiniſchen Sümpfe und Terracina	6
— 23. 24. Fondi, Itri, Mola di Gaeta, S. Agata	13
— 24. Capua. Neapel.	21
— 25. Geſchichte von Neapel	26
— 26—28. Spazierfahrt auf dem Golf. Das Innere der Stadt, Hauptſtraßen und Plätze. Toro Farneſe. Hauptkirchen. Katakomben. Antikenſammlung u. Gemälde	37
D. 29. Mai. Erzbiſchof v. Tarent. Poſilipo, Virgils Grabmal. Leuchten d. Meeres	55
— 30. Hinrichtungs-Stelle Konradins. Portici, das Muſeum daſelbſt. Geſellſchaft beim E. B. v. Tarent, Graf und Gräfin Saa, Lob Deutſcher Bedient. Pinna Marina	65

***

	Seite
D. 31. Mai. Hegelins Villa. Graf Vargas. Maler Gagneraux	79
— — Theat. S. Carlo. Urtheil über die Königin	85
— 1. Juni. Vorstellung bei der Königin ..	87
— 2. Duca della Torre	91
— 3. Geschichte d. Vesuvs. Spartakus .	95
— 4. Herkulanum ...	104
— 5. Pompeji	109
— 6. 7. Monte Nuovo. Monte Barbaro. Phlegräische Felder. Puteoli, Amphitheater daselbst, Gräberstr., Tempel des Serapis, Pholaden, sogen. Brücke des Caligula	121
— 8. Baiä, Ruinen. Avernus, Styx, Kocytus, Phlegethon. Neronische Bäder, Grab der Agrippina	138
— 9. Juni. Cumä, Arco felice, Grotte der Cumäischen Sybille, Torre della Patria, Piscina Mirabile, Cento Camerelle, Mare Morto, Elysium .	149
— 10. See Agnano, Hundesgrotte, Bäder S. Germano, Solfatara. Zwei Briefe vom J. 1538 über die Entstehung des Monte Nuovo ..	156
— 11. Letzter Tag in Neapel. Prinz v. Hessen-Philippsthal	169
— 12. Reise n. Ischia. (Nisida, Procida)	170
— 13. Aussicht von unserm Dache	176
— 15. Lage, Umfang, Geschichte von Ischia	178
— 17. Vorgebirge, und Erdzungen der Insel	183
— 19. Fahrt um einen	

	Seite
Theil der Inſel, bis in e. Grotte	188
D. 23. Juni. Bäder und Stufe	190
— 24. Behörden, Bevölkerung, Gewerbe, Boden, Abgab.	194
— 25. Die Stadt Iſchia	198
— 26. Foria	203
— 28. Caſa Micciola	208
— 29. Thiere	211
— 30. Fra Giro	213
— 1. Juli S. Montano, S. Reſtituta. Kaktus.	215
— 2. Cretaro. Aqued.	218
— 3. Kleiner Volksauflauf, veranlaßt durch einen bekehrungsſüchtigen Arzt	222
— 4. Der Epomeo	226
— 11 Stufe von S. Lorenzo	232
— 12. Mondfinſterniß	235
— 13. Iſchianiſch. Volk, und Züge des National Charakters	237
— 26. Prinz Philippsthal	243
— 27. Erdbeben	244
D. 31. Juli. Letzter Abend in Iſchia	247
— 1. Auguſt. Rückkehr nach Neapel	248
— 2. 3. Verehrung der heiligen Anna; ihre Wunder. Folgen des Erdbebens	250
— 4. Unverweſte Körper in einem Franziskanerkloſter	254
— 5. Volks-Charakter. Gaſſenprediger	257
— 6. Beängſtendes Gefühl. Eine Anekdote v. Napoleon und der Königin von Neapel	262
— 7. 8. Vereitelte Seefahrt nach Capri	267
— 9. Berichte über die Folgen des Erdbebens v. 26. Juli	270
— 13. Ausbruch des Veſuvs	271
— 15. Wirkung d. Seebäder. Anblick der Verwüſtungen des Veſuvs, bei Torre	

Seite

del Greco in nächtlicher Beleuchtung 274
D. 19. August. Ersteigung des Vesuvs 276
— 6. September Tiedge's Krankheit. — Toleranz der Augustiner 277
— 8. Fest der Madonna della Grotta . . . 278
— 19. Fest des heiligen Januarius 280
— 17. Oktober. Zweiter Ausbruch des Vesuvs 281
— 2. Nov. Die Familie Patrizi a. Sizilien 283
— 11 Eingezogne Nachrichten über den Charakter der Königin. Abschieds-Audienz bei der Monarchin 284
— 15. Nov. Letzter Tag in Neapel 289

Anhang.

Vier Briefe von Tiedge 293
Ueber Rafaels Galathee. Vom Marchese v. Haus 316
Ueber die Seidenmuschel. Vom Erzbischof von Tarent . . . 331
Vier Gedichte von der Verfasserin 337

Dritter Theil.

Abreiſe von Rom. Neapel. Iſchia.

Rückkehr von Neapel nach Rom.

1805.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lariccia, den 20. Mai 1805.

Wenn ſchon jede Veränderung der Verhältniſſe das Gemüth in ernſte Stimmung verſetzt, wie ſehr muß dies der Fall ſeyn, wenn man Rom verläßt! dies merkwürdige Denkmaal einer alten gewaltvollen Weltherrſchaft: die, als ihr längſt die Waffen entriſſen waren, ihr Unterjochungsſyſtem durch die Gewalt der Meinung wiederholte; itzt aber, wie es mir ſcheint, der Kataſtrophe nahe iſt, von einem glücklichen Unterdrücker gänzlich ihres letzten weltlichen Anſehns beraubt zu werden. Welches Schickſal jedoch über ſie kommen mag, es wird die beziehungsreichen Erinnerungen nicht auslöſchen, die, belehrend und warnend, an der ewigen Stadt haften.

Es war ein ſchöner Morgen, als wir abreiſ'ten. Der Maler Reinhart iſt unſer Begleiter nach Neapel. Wir zogen an Nerva's Forum, am hohen Koliſſeum, am Lateran vorüber, und gelangten durch das Thor S. Giovanni in die Ebene (Campagna di Roma), durch welche ſich in verſchiednen Richtungen die verfallnen Aquedukte hinſtrecken. Auf beiden Seiten Reſte alter Gräber, die der hier zur Trauerranke gewordene Epheu umwindet. Da warf ich noch einen Blick zu dem einſamen Spaziergang hinüber, zwiſchen den Marziſchen und Clau-

diusſchen Waſſerleitungen, wo ich an der ſtillen Marana ſo oft und ſo gern in ſinnigen Betrachtungen wandelte. Trüber ward es in meinem Gemüth; trüber ward es auch am Himmel. Von Oſten zogen Gewitterwolken herauf, die bald den ganzen Horizont bedeckten, und der ohnehin ernſte Charakter der Gegend verdunkelte ſich immer mehr zu einer ſchwermuthsvollen Anſicht. Der Donner rollte, die Blitze zuckten, die am Wege überall umherſprudelnden Schwefelquellen dampften ſtärker unter dem mit Schloſſen niederrauſchenden Regen; alle Fernen waren verhüllt. So gelangten wir hieher, zu unſerm erſten Ruhepunkt, etwa 3 deutſche Meilen von Rom entfernt. Mit Erinnerungen an dort beſchäftigt ſich noch immer mein Geiſt; ſie haben mich, wie Freunde, die den Freund nicht auf einmal verlieren wollen, hieher begleitet, und ich fühle mich unausſprechlich bewegt. Muß es ſo ſeyn, daß ein Gut, welches wir beſaßen, uns dann erſt recht theuer wird, wenn es ferne iſt?

Den 21. Mai.

Ein heiteres Erwachen pflegt einen frohen Tag anzukündigen: das bewährte ſich heute. Das geſtrige Gewitter hatte die Fluren erquickt, kräftig grünten Wieſen und Wälder. Wir beſchloſſen einen Spazierritt in der Gegend. Auch Lariccia rühmt ſich einer heroiſchen Vorzeit *). Das heutige Städt-

*) Der hier in der Vorzeit durch das mörderiſche Inſtitut eines Prieſters (Rex Nemorensis genannt)

chen liegt zwar nicht an derſelben Stelle, doch unſern des alten Aricia, einer Stadt in Latium, die von einer Nymphe ihren Namen haben ſoll. Vor ihren Thoren ſtand der berühmte Hain der Diana; in welchem auch die angebliche Freundin Numa's, die Nymphe Egeria, einen zweiten geheiligten Wohnſitz hatte. Der prächtige hochſtämmige Park des Fürſten Chigi, ganz nahe an der Stadt, ſoll wirklich ein Reſt jenes Dianenwaldes ſeyn. Ich trat in den dicht verwachſenen Hain, und mich befiel ein Schauder der alten Heiligkeit. Es war gewiß nicht ohne Wirkung, daß man Bäume, Quellen und Grotten von Götterweſen bewohnen ließ, die das Thun und Treiben der Menſchen beobachteten; auf dieſe Weiſe wurde das Athmen der Luft, das Geſäuſel der Bäume, das Gerieſel der Quellen, und das Dunkel der Grotten bedeutend und heiligend. Wir drangen tiefer in den Park ein. Eine Menge leiſe rauſchender Quellen ſcheinen den beweg-

verwaltete Dianendienſt war eigentlich auf phöniziſche Menſchenopfer berechnet. Ein in den Trümmern eines Gebäudes dieſer Gegend 1791 gefundenes Relief im altgriechiſchen Stil ſtellt den neuen Prieſter vor, nachdem er ſeinen Vorgänger im Zweikampf getödtet hat. Man findet die Abbildung im Almanach aus Rom vom J. 1810, wo in den Erklärungen auch die ganze Umgegend von Nemi und dem Spiegelſee der Diana gut erläutert, und eine Anſicht von Reinhart's muſterhafter landſchaftlichen Compoſition mitgetheilt wird. B.

ten Schatten eine geheimnißvolle Sprache zu verleihen. Tausendjährige Eichen breiten sich auf den dunkelgrünen Felsenmassen aus, an deren Fuße, unter überhangendem Gesträuch, sich Grotten öfnen, vor grauer Zeit vielleicht von Götterbildnissen bewohnt. In einem tieferen Dickicht dehnt sich ein Wasserspiegel aus, auf dem die Sonnenblicke einen beweglichen Kontrast von Licht und Schatten bilden, wenn sie durch das dichte Laub der schönen, hohen Bäume dringen. Ja hier muß ein Landschaftmaler die Natur der Bäume ergründen; und Reinharts Gemälden sieht man es wohl an, daß er hier seine Studien machte. Unstreitig ist dieser Hain der merkwürdigste Punkt in der übrigens durchaus anmuthigen Gegend.

Auf unserm Wege kamen wir an der kleinen Todtenkapelle eines Franziskanerklosters vorbei. Sie war innerlich mit Gebeinen verziert, und einige vollständige Gerippe in der Mönchskleidung saßen fürchterlich da, um für ihre lebendigen Brüder zu betteln: denn wir bemerkten allerlei Geldsorten, die durch das Gitter in die Kapelle geworfen waren. Welchen Kontrast macht dieser widrige Anblick, wenn die Vorstellung so eben aus der freundlichen Bildnerei der Vorzeit zurückkommt!

Abends gegen 6 Uhr.

Velletri, 23 Miglien von Rom entfernt, hieß ehedem Veliträ, und war die Hauptstadt der Volsker, welche Camillus den Römern unterwarf.

Die Familie des Octavianus Auguſtus ſtammte von hier, er ſelbſt hat ſeine erſte Erziehung auf einem nahgelegenen Landgute erhalten.

Dies nicht ſehr bedeutende Städtchen liegt auf einer Anhöhe, in der Umgebung einiger hübſchen Gärten; auch enthält es ein paar wirklich ſchöne Palläſte, unter denen ſich die Architektur des Stadthauſes auszeichnet. Auf dem Marktplatz ſteht in ſegnender Stellung die bronzene Statue Urbans VIII, deſſen Leben nichts weniger als ein Segen für ſein Volk war. Noch befindet ſich in Velletri das Muſeum des verſtorbenen Kardinals Borgia, intereſſant in ſofern es eine durch wirkliche Ueberreſte dargeſtellte Geſchichte des Götterweſens aller Zeiten und Völker enthält *).

*) Bekanntlich war der edle Kardinal Stefano Borgia viele Jahre Vorſteher der Propaganda, und als ſolcher im Beſitz außerordentlicher Hülfsmittel zur Bereicherung ſeines Kabinets zu Velletri, welches als Fideikommiß in den Händen ſeines Bruders den Stürmen der Revolution entgangen iſt. Ruhmwürdig iſt, was durch Borgia's liberale Mittheilungen die Dänen Zoega, Schow, Wad, Münter und andere aus den Schätzen dieſes Muſeums zu Tage gefördert haben, was Georgi, Fra Paolino und mehrere Miſſionäre daraus zur Erläuterung ihrer ethnographiſchen und mythologiſchen Forſchungen benutzt haben, was Alex. v. Humboldt ſelbſt für die Mexikaniſchen Hieroglyphen daraus entlehnte. Am vollſtändigſten iſt die Sammlung ägyptiſcher und koptiſcher Alterthümer, die ſich zuletzt auf 550 Stücke belief, aber freilich der bloß äſthetiſchen Beſchauungsluſt weniger Befriedigung gewährte (ſ. Fr. Brun proſaiſche Schriften III, 92). B.

Die Stadt liegt übrigens den Pontiniſchen Sümpfen ſo nahe, daß man im Sommer den Einfluß der von dort herüberwehenden böſen Luft ſchon verſpüren ſoll. Fremde, welche nach Neapel reiſen, nehmen hier gewöhnlich ein Nachtlager, um den 40 Miglien langen Weg durch die Sümpfe, wo man ohne Nachtheil der Geſundheit nicht einkehren kann, in einem Tage zurückzulegen. Dazu wird dieſer Weg durch Straßenräuber ſehr unſicher. Wir trafen hier mehrere Fuhrleute an, unter denen ſich auch der Vetturin befand, welcher mich in Verona bedient hatte (Thl. I, S. 139. 221); gegenſeitig freuten wir uns einander hier zu begegnen; und trafen mit den übrigen die Verabredung, unſere morgende Reiſe zu mehrer Sicherheit in Geſellſchaft zu machen.

Terracina, den 22. Mai.

Ein Zufall gab meinem guten Veroneſer Gelegenheit, mir einen Beweis ſeiner Anhänglichkeit zu geben. In der Hälfte des Weges durch die Sümpfe brach die Axe meines zweiten Wagens. Er beredete ſogleich die zwei Geiſtlichen, welche er führte, meine beiden Frauenzimmer aufzunehmen, und vertheilte die übrige Ladung des Wagens unter die andern Vetturini. Mit Hülfe einer Nothaxe kamen wir glücklich hier an; doch hatte der Einfluß der böſen Luft auf meine Geſundheit ſich merklich geäußert, und mehrere der Geſellſchaft litten an Uebelbehagen, Kopfweh, und einer Schläfrigkeit, der man ſich ohne größten Nachtheil nicht überlaſſen

darf. Das Sonderbarſte iſt, daß die Luft dem Wanderer ſo ſanft und liebreich entgegenkommt, wie ein Heuchler, der mit verſtellter Freundlichkeit hintergeht. Uebrigens wird man auf das angenehmſte überraſcht, wenn man zum erſtenmal die verrufenen Sümpfe erblickt. Alles hat, bis auf die wenigen Menſchen, die ſich hier aufhalten müſſen, ein blühendes Anſehn. Sanft rollt der Wagen unter dem heiterſten Himmel auf einem treflichen Steinwege, durch eine vielfache Allee hochſtämmiger Bäume; zu beiden Seiten ziehn ſich Kanäle hin: rechts fließt, wiewohl ſehr langſam, der Hauptkanal, auf dem wir päpſtliche Galeeren rudern ſahen. Soweit der Blick nach allen Seiten reicht, dehnt ſich eine freundliche Ebene aus, mit dem Farbenglanze einer reichen Flora prangend, und in der Ferne von hoher Waldung umkränzt. Trümmer alter Gräber deuten auf eine ehemalige Bevölkerung dieſer nun öden Ebene hin, wo jetzt nur Büffelherden weiden. — Der ganze Strich bis Terracina enthält, außer einigen Wirthshäuſern, die zugleich päpſtliche Poſthäuſer ſind, durchaus keine Gebäude; und in jenen Häuſern erblickt man Menſchengeſtalten, die aus den Gräbern erſtanden ſcheinen, um bald wieder hinein zu ſinken. Todtenfarbe und geſchwollner Leib ſind unausbleibliche Folgen eines dauernden Aufenthaltes in dieſer gefährlichen Gegend; nur Wenige friſten ihr Leben über fünf Jahre. Man muß ſich wundern, wie ſich noch Menſchen finden, die Poſtwärterſtellen hier zu übernehmen; aber reizend iſt die Ausſicht

eines vierfachen Gewinnſtes, der ihnen zugeſtanden wird. Die meiſten Poſtwirthe und Poſtillone treten ihre Stellen mit dem Vorſaz an, ſie nach ein paar Jahren wieder zu verlaſſen, und ſo mit einiger Bereicherung dem Tode zur rechten Zeit zu entwiſchen.

In den älteſten Zeiten war dieſe Gegend außerordentlich bevölkert. Auswanderer aus Sparta hatten ſich zuerſt hier niedergelaſſen, und ſollen die Volſkiſche Völkerſchaft gegründet haben. Von der Stadt Sueſſa Pometia trägt die Sumpfſtrecke ihren Namen. Die frühern Römer, nachdem ſie die Volſker unterjocht hatten, zogen lange aus dieſem Lande ihren Kornbedarf. Späterhin ward es vernachläſſigt, als Sicilien ſeinen Ueberfluß an Korn nach Rom liefern mußte. Die von den benachbarten Bergen herabſtrömenden Gewäſſer, die nicht mehr von den nach und nach verſchlämmten Ableitungskanälen aufgenommen werden konnten, bildeten in der Folge ſtehende Seen und Sumpfſtellen, die mehr und mehr um ſich griffen. Cäſar faßte einen Plan zur Austrocknung, den nach ihm Auguſtus zur Ausführung brachte, und die Pontiniſche Wüſte ward in eine der anmuthigſten Landſchaften verwandelt. Freundliche Oertchen, liebliche Villen, reizende Gärten, verſchönerten das wiedergewonnene Land, durch welches nicht nur die prächtige Appiſche Straße ſich hinzog, ſondern auch der breite ſchiffbare Hauptkanal, auf welchem Horaz die bekannte Reiſe nach Brunduſium machte. Allein die ſpäteren Barbarenüberſchwemmungen verwü-

ſteten auch hier, was noch von alter Kultur übrig war; und ſo verſank die Gegend abermal in eine ſumpfige Wildniß, deren böſe Ausdünſtungen endlich ſogar den Einwohnern von Rom nachtheilig wurden. Den Verſuchen verſchiedener Päpſte, dieſe Sümpfe auszutrocknen, fehlte die energiſche Fortſetzung. Erſt dem letztverſtorbenen Pius VI gelang es, den Auguſteiſchen Kanal wieder herzuſtellen, und ebenfalls ihm verdankt der Römiſche Staat den vortreflichen Landweg neben dieſem Kanal. Freilich iſt wiederum der Verfall zu fürchten, da die Bedrängniſſe des Kirchenſtaats durch die neueſten Beraubungen es der jetzigen väterlichen Regierung unmöglich machen, an eine fortgeſetzte Pflege dieſer Gegend zu denken *).

Dieſe Verödung und nur zu ſichtbare Vernachläſſigung erſtreckt ſich nicht bloß bis Terracina,

*) Es iſt auch durch die neueſten, meiſt fruchtloſen Anſtrengungen unter franzöſiſchen Ingenieurs immer deutlicher geworden, daß dieſen peſthauchenden Verſumpfungen eben ſo wenig durch eine Linea Pia, ſo hieß die Kanalſtraße des vorigen Papſtes, als durch andere Abgrabungen, ſondern bloß durch eine vulkaniſche Naturerſcheinung abzuhelfen ſeyn möchte. Das Gründlichſte über den vieljährigen koſtbaren Kampf, den die übelberathene Eitelkeit der apoſtoliſchen Kammer mit der unbezwinglichen Natur hier kämpfte, giebt Adler in ſeinen „Reiſebemerkungen auf einer Reiſe nach Rom“ S. 253 fgg. Alle übrige Quellen findet man ſorgfältig angegeben in Morgenſtern's Papieren eines Reiſenden, Heft I, S. 57 f. D.

ſondern auch darüber hinaus, ſo weit das Gebiet der Stadt ſich ausdehnt. Hier ward das Werk des letztverſtorbenen Papſtes durch den Eindrang der franzöſiſchen Feindſeligkeiten plötzlich unterbrochen. Dieſer thätige Regent hatte die Abſicht, Terracina zu einer bedeutenden Hafenſtadt, und zu der Wichtigkeit wieder zu erheben, deren es früherhin, beſonders unter dem Kaiſer Antonin dem Frommen, ſich rühmen durfte. Itzt gewährt es einen traurigen Anblick. Ganze Reihen unvollendeter Häuſer werden Ruinen. Das auf einer Anhöhe in die Augen fallende, ebenfalls noch unvollendete, Gebäude hatte der Papſt anlegen laſſen, um von dort herab ſein begonnenes Werk zu überſchauen. Da ſteht es nun, eine neue Ruine, die den Druck der Zeiten anklagt.

Terracina, das alte Anrur der Volſker, liegt, wenn man von Rom kömmt, am Ausgang der Pontiniſchen Sümpfe, auf dem Rücken eines röthlichen Felſens, deſſen Fuß von den Meereswellen beſpült wird. Auf ſeinem Gipfel ſtand einſt ein Jupitertempel, aus deſſen Trümmern ein Mönchskloſter erbauet wurde. So dürftig der Anblick der Stadt iſt, ſo überfließend hat um ſie her das reiche Füllhorn der Natur ſich ergoſſen. Von der Spitze der reizenden Anhöhe, landeinwärts herab, grünen friſch und kräftig Pappeln, Lorbeern, Steineichen, Zypreſſen, Olivenwaldung, und Orangengebüſch. Gegen das Meer zu wird die Senkung ſchroff, und bildet endlich eine glatte Felſenwand, von deren

oberer Fläche einige Arkadentrümmer hervorragen: Reste eines Pallastes, den der Gothenkönig Theoderich bewohnte. Unser Wirthshaus liegt der Felsenwand nahe gegenüber, der kleine Zwischenraum ist ganz mit Orangen-, Lorbeer- und Myrtengebüsch überwachsen; an der Hinterseite des Hauses brechen sich die Wellen des Meeres. Welch ein Anblick in diese Unendlichkeit! Die Seele schweift hinaus in die weiteste Ferne, sucht einen Ruhepunkt und findet keinen; bis endlich der Blick von einigen lichten Punkten festgehalten wird: es sind Schiffe, die, von der Sonne angeleuchtet, gleich weißen hohen Gestalten, über die weite Fläche hinzuschreiten scheinen. Dann erblickte ich — wenn ich nicht irre, östlich — die scharfen Umrisse der fabelreichen Insel der Circe, und die alte Welt ging an meinem Sinn vorüber. Tieferhin erschien, wie ein Nebel verflossen, die Insel Ischia. Seit ich mein Vaterland verließ, entbehrte ich den großen Anblick des Meeres. Meine Seele floh hinüber zu den Lieben, von denen ein so weiter Raum mich itzt trennt. Bewegt senkte sich mein Blick bald auf die unabsehbare Fläche, bald richtete er sich zum ewigen Himmel empor. Die Ahnungen des unermeßlichen Weltengeistes, der sich in den Wundern seiner erhabenen Schöpfung offenbart, erfüllten beseligend mein innerstes Gemüth. Leise zog am Himmel die Nacht herauf. Eine schöne funkelnde Nacht! ihr heiliges Dunkel ergoß sich über das Meer, auf welchem der Wiederschein einzelner Sterne strahlte, wie Lichtsäulen, denen die

Bewegung der Fluth eine wunderbare Lebendigkeit gab. Schwärzer beſchattete die Nacht die Felſenwand; und die hier kräftiger leuchtenden Lichtinſekten durchkreuzten und durchblitzten das tiefe Dunkel: ſie taumelten, wie berauſcht von den ſüßen Düften, um die Aeſte des Geſträuchs, und die Zweige ſchienen bläuliche Flammen geworden. Ein liebliches Zauberſpiel! Aber das Rauſchen der Wellen beſeelte die erhabene Nachtſcene mit einer ſchauerlich myſtiſchen Stimme.

Den 23. Mai, Morgens vor 6.

Eingewiegt hatte mich Abends das Rauſchen des Meers; heut mit frühem Morgen erweckt es mich wieder, und lockt mich an das Fenſter. Wie von der Morgenſonne entzündet, ſcheint die große Waſſerfläche eine lodernde Opfergluth, womit die Natur den Ewigen feiert, den ſie verkündigt. O Natur! du reiner Spiegel des hohen Unfaßlichen, wie hebſt du die Seele empor, heiliger ihn anzubeten! — ihn,

Den Weltengeiſt, der, ſich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie ſeine Welten, zählt;
Den Unerſchaffenen, den jede Schöpfung ſchweigend
Dem Herzen nennet, dem Er fehlt.

Wer verzweifeln kann, wahrlich! der hat die Kraft des Gebetes nie empfunden, die den Muth der Tugend aufrecht erhält. Und wenn die Erinnerungen entflohner Jahrhunderte, zugleich mit der Geſchichte

unſerer Tage, den Glauben an die mit Gerechtigkeit waltende Verſehung in ſchwankende Stimmung drängen; dann müſſen doch die Wunder der Schöpfung, und die Kraft der Tugend in einzelnen Menſchen, den niedergebeugten Geiſt erretten, und kraftvoll erheben.

Sey dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umſchleiert!
Natur, und Tugend, hin zur Gottheit führen ſie.
Der Tugend öfnet ſich das Reich der Harmonie:
Gott iſt das hohe Lied des Tempels, wo ſie feiert,
Und die Natur die Melodie.

Mola.

Nicht leicht überfällt uns irgend ein Mißgeſchick, wie groß oder klein es ſey, das nicht auch eine vergütende Seite darböte; nur der Schatten, den jeder Unfall auf die Nähe wirft, verhindert zu oft, den lichten Punkt wahrzunehmen, den jener anzubieten hat. Mein zerbrochener Wagen hielt nicht länger aus, als bis Mola. Der edle Prinz von Heſſen-Philippsthal, Gouverneur der Feſtung Gaeta, erhielt durch unſern Gefährten Reinhart, der ihn beſuchte, von dieſer Verlegenheit Nachricht. Sogleich war er bereit, ohne mich zu kennen, meinen Wagen unter ſeiner eigenen Aufſicht herſtellen zu laſſen, und beurkundete dadurch auf liebenswürdige Weiſe den Geiſt, der an das echte altdeutſche Ritterthum mahnet. Die Verzögerung verſchafte mir Gelegenheit, meine Hinblicke

auf den zurückgelegten Weg mit angenehmer Muße zu ordnen.

Dieser Weg ist ein ununterbrochner Wechsel paradiesischer Landschaften, in denen graue Denkmaale des Alterthums reizende Punkte darbieten. Ueberall Herrlichkeit und Pracht der Natur! Links, an den romantischen Felsen hin, zieht die alte verlaßne, an ihren Trümmern nur noch kennbare Appische Straße; hervorragende Basaltquadern bezeichnen ihre Spur. Die heutige Straße neigt sich immer mehr zu der alten hinüber, bis sie dieselbe bei dem Kastel, welches die Neapolitanische Gränze bezeichnet, und wo die Päße untersucht werden, in sich aufnimmt. Die ganze Gegend umher auf beiden Seiten des Weges ist voll Ruinen alter Grabmäler. Eine Stelle besonders erscheint, als ein großes mit hohen Felsen umschloßnes uraltes Gräberthal, von Todtenstille umgeben. Hier zogen, mit ihren wilden Horden, Hannibal und Scipio, Marius und Sylla, im frechen Stolz ihres Uebermuths vorüber.

Wohin auch das Getümmel
Der Dinge wogt und treibt:
Es sinkt; und nur der Himmel
In bessern Seelen bleibt.

Die Naturschönheit schien fortwährend sich zu einem höchsten Punkte steigern zu wollen. Auf diesen trafen wir wirklich bei Fondi, dem alten Fundi, welches am äußersten südlichen Ende von Latium lag, und Cicero's Lieblingsaufenthalt war. Wohl ist

der unendliche Zauber dieſer Gegend geeignet, den ſtillen Geiſt eines ſinnenden Weiſen feſtzuhalten, und die Genüſſe zu vergüten, die ein mühevolles Leben ihm entzog. — Hier erblickten wir zuerſt im Freien Citronen- und Orangenpflanzungen. Ueberall Schönheit, Herrlichkeit und Fülle; aber, welche Menſchen hier, eben hier! In der allertiefſten phyſiſchen und moraliſchen Verſunkenheit, ſtellen die Einwohner von Fondi in jeder Rückſicht mit der Natur einen fürchterlichen Gegenſatz dar. Beim erſten Anblick könnte man glauben, daß dieſe Menſchen nicht hieher gehörten, ſondern aus einer unwirthbaren, nahrungsloſen Felſengegend in hungrigen Schaaren ſo eben in dieſe Paradieſe eingebrochen wären. Die Stadt ſelbſt aber, der erſte Neapolitaniſche Gränzort, beurkundet hinreichend ihre Heimat. Sie hat, wie ihre Bewohner, ein verwildertes, abſchreckendes Anſehn. Aus allen Häuſern ſtürzte Bettelgeſindel, mit echten Diebesphyſiognomieen, die Hände ausſtreckend und ſchreiend, auf unſern Wagen los. Wer könnte ſolchen Heißhunger ſättigen! Es war ein beängſtender Anblick, der uns wohl nöthigte ins Freie zu eilen.

Wir kamen nach Itri, das, an einer Bergkhne ſich hinaufſtreckend, aus der Ferne ein maleriſches Anſehn hat. Des gebrechlichen Wagens wegen mußten wir eine halbe Stunde verweilen. Auch hier umringte uns ein bettelnder Pöbel. Jedes Geſicht war mit gieriger Raubſucht bezeichnet; ich glaubte wirklich in den Zuſammenrottungen, den Ge-

ſtikulationen und furchtbaren Späherblicken, Raubanſchläge wahrzunehmen. Wir hatten ſtarke Männer bei uns, die mit aller Anſtrengung kaum im Stande waren, das wilde Zudrängen des ſchreienden Geſindels zurück zu halten. Die Lumpen, welche dieſem elenden Volk ſtatt Kleidung dienen, ſind auffallend bunt von den brennendſten Farben. Die Männer tragen zur Kopfbedeckung ſchmutzige ſeidene Netze; die Weiber haben ihr häßliches, nicht ſelten zweifarbiges, Haar auf dem Kopf zuſammengewunden und mit großen eiſernen Nadeln befeſtigt, deren ſie ſich zugleich als Waffen bedienen. Dennoch vermag dieſe gänzliche Verwilderung nicht die Spuren einer ſchönen Naturanlage völlig zu vertilgen; es gehörte wohl eine Jahrhunderte lange Reihe ſchlechter Regierungen dazu, um in ſolche Tiefe ein Volk hinabzudrücken, dem offenbar eine höhere Stufe des Daſeyns angewieſen war. In dem ganzen Haufen erblickte ich nicht nur keinen Verkrüppelten, ſondern faſt lauter Wohlgeſtalten. Was übrigens ein Volk verlieren kann, hat dieſes verloren; auch iſt, ſo lange es kein Landeigenthum beſitzt, durchaus an ſeine Erhebung nicht zu denken. Das Herz hat ſich gewöhnt, unter den reizenden Werken der Natur zuerſt den Menſchen aufzuſuchen; hier — iſt es nicht traurig? — hier muß man dieſen Anblick fliehen.

Die Landſchaft von Itri bis Mola di Gaeta iſt wieder ein ununterbrochener Fruchtgarten. Rechts zum Meere hin erſtreckt ſich, in lieblicher Abwechſelung,

ſelung, eine wohlangebaute Ebene. Weinrankenfeſtone ſchweben an Oliven- und Maulbeerbäumen; unter dieſen grünen, voll der mannichfaltigſten Getreide- und Fruchtarten, reiche Felder, die zwei- bis dreimal geärntet werden *). Links erblickt man kräftige Waldungen, und zwiſchen romantiſchen Felſen-Partieen maleriſche Ruinen. Die großen Trümmer einer alten Villa, nahe an der Straße, ſind, wie alle dort gefundne Inſchriften beweiſen, die Reſte von Cicero's Formianiſchem Landhauſe. Ein alter hoher Thurm wird für die Ruheſtätte des Weiſen ausgegeben; aber es iſt keinesweges zu vermuthen, daß ſeine, und ſeines Vaterlandes, tyranniſche Mörder ihm ein erinnerndes Grabmaal werden geſtattet haben **).

*) Das iſt es, was die alten Schriftſteller den Kampf der Ceres mit dem Bacchus in dieſem wollüſtig-üppigen Erdſtrich nennen, und was einer der lebendigſten Kupferſtiche in W. Tiſchbein's Bilder-Homer uns ſo bezaubernd darſtellt. B.

**) Der ſogenannte Thurm des Cicero, wohin die Sage ſein Begräbniß ſetzt, mag wohl weit ſpäteren Urſprunges ſeyn. Reinhart, der Reiſegefährte der Verfaſſerin, hat uns aus ſeinen Portefeuillen eine maleriſche Anſicht einer noch ziemlich erhaltenen Halle aus der Formianiſchen Villa Cicero's mitgetheilt, die man wohl für einen Kryptoportikus, ein kühles Gewölbe zum Schutz gegen den Scirocco, den plumbeus Auter, der dieſen Erdſtrich oft heimſucht, halten mögte. Man findet dies Bild nebſt Sickler's beredter Erklärung im Almanach aus Rom von 1810, S. 34 — 44. B.

Mola, auf den Ruinen der alten Stadt Formiä erbaut, liegt am Meerbusen von Gaeta höchst reizend. Hier ſtanden die prachtvollſten Landhäuſer der Römer, deren mehrere weit in das Meer hineintraten: jetzt noch ſieht man bei ſtillem Wetter in der Tiefe ihre Subſtruktionen. Ueber alle Beſchreibung ſchön iſt aus unſerm Wirthshauſe der Hinblick auf den inſelreichen Meerbuſen. Gaeta liegt vor uns auf der Spitze einer felſigen, ſich tief in die See hineinkrümmenden Erdzunge. Die Küſte ſtellt einen prachtvollen Blüthengarten dar, wo zwiſchen feinem Jasmin, Granatbäumen und Myrtengebüſch, ſich die Weinranke an Feigenbäumen und Olivenſtämmen emporwindet. Die gegenſeitige Küſte bildet eine Bergkette, hinter welcher der rauchende Veſuv hervorragt. Wie zerſtreute Schattenpunkte erſcheinen Iſchia, Procida, und Capri, auf der beweglichen grünlichen Fluth, die mit ihren langen Wellen ein freundlicheres Bild gewährt, als die kurzen ſtürmiſchen Wogen unſerer Oſtſee.

Sta Agata, den 24. Mai.

Die Straße von Mola bis hieher iſt eine ſchöne Fortſetzung des ſchönſten Weges. Man erſtaunt über den Reichthum des Bodens, der die mannichfaltigſten Fruchtarten und Staudengewächſe trägt. Hier ſahen wir zuerſt ein ganzes Feld mit der Baumwollpflanze angebaut. Abwechſelnd zieht ſich der Weg am Meere zwiſchen Kornfeldern, hohen Kaſtanienwaldungen und Olivenpflanzungen fort.

Unaussprechlich rührend war es mir, unter den Schatten der letztern die Trümmer tausendjähriger Gräber zu bemerken. Freundlich leuchtete die Sonne diese Trauerstätten an, über welche die Olive ihre friedlichen Zweige ausstreckte, und die Bilder des Todes gewannen hier ein heitres, ein erhebendes Ansehen.

Der Mensch hört auf zu seyn; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm ist. —

Jenseit dieser ernsten Waldungen, erscheint die fruchtreiche Ebene, in welcher Minturnä lag. Eine Reihe verfallner Aquedukte und andere große Trümmer sind noch von jener alten Stadt vorhanden. In der Nähe des Garigliano besuchten wir die Ruine einer Villa, und die des ganz verfallenen Minturnischen Amphitheaters: lauter Erinnerungen an eine greuelvolle Zeit, die hier seit Jahrtausenden begraben liegt. Auf einem sehr schlechten Fahrzeuge setzten wir über den Garigliano, wo die Appische Straße aufhört, und eine sumpfige Ebene beginnt. Hier hatte sich der blutdürstige Marius vor dem eben so blutdürstigen Sylla verborgen, ward aber entdeckt, und nach der Stadt geführt, wo er den mit seiner Ermordung beauftragten Soldaten durch die Worte zurückschreckte: „Elender! wagst du es den Marius zu tödten?"

Den 25. Mai, Morgens um 7 Uhr.

Unser Wirthshaus gleicht mehr einer Räuberhöhle, als einer Ruhestätte für ermüdete Fremde; so wie die Sbirren, welche sich in dem Hause zur Sicherung der Gegend befinden, den Räubern ähnlicher sind, als einer Schutzwache dagegen. Daher entschlossen sich die Männer unserer Gesellschaft die Nacht hindurch wach zu bleiben. Die Sbirren, um uns die Nothwendigkeit ihrer Begleitung recht einleuchtend zu machen, wetteiferten in Erzählung der furchtbarsten älteren und neuern Mordgeschichten. Was uns aber mehr als dies bestimmte ihre Begleitung zu erkaufen, war unsere Ueberzeugung, daß eben sie mit den Straßenräubern in Verbindung stehen, und diesen von den Reisenden, die ihre Begleitung ablehnen, Nachricht ertheilen.

Das Wirthshaus Sta Agata steht vereinzelt in der Nähe der kleinen Stadt Sessa, des ehmaligen Sinuessa, der Volsker. Dies Städtchen liegt auf einem abgesonderten Berge, einem andern reichangebauten gegenüber. Der Verkehr zwischen den beiderseitigen Bewohnern war durch das dazwischen liegende tiefe Thal äußerst beschwerlich; sie faßten daher den Entschluß, beide Berge durch eine Brücke zu verbinden, und brachten in der That ein Werk zu Stande, das dem Geist der alten Römer Ehre machen würde. Um dies wahrhaft große Unternehmen durchzuführen, steuerten sämmtliche Einwohner eine sehr bedeutende Geldsumme, und unterwarfen sich einer Zollabgabe, zur Bestreitung

der Unterhaltungskosten. Jetzt fehlt dem Werke noch die letzte Vollendung; welche dadurch soll aufgehalten worden seyn, daß, wie man versichert, die Regierung von Neapel, unter dem Vorwand einer Anleihe, den Einwohnern den Rest der zusammengebrachten Gelder abgenommen, dagegen jedoch die Beendigung des Brückenbaues versprochen habe.

Capua, gegen Mittag.

Nicht ohne Furcht haben wir unsere Reise bis hieher zurückgelegt. In dem berüchtigten Hohlwege, dessen hohe Wände mit dichtem finstern Gesträuch bewachsen sind, fuhren wir hart an dem Pfahl vorüber, auf dem der Kopf eines kürzlich hingerichteten Straßenräubers aufgesteckt war, den aber seine Genossen gleich in der folgenden Nacht abgenommen hatten. In einiger Entfernung von dem Ausgang dieses Hohlwegs verließen uns die Sbirren, welche, mit Lumpen und allerlei Waffen behangen, einen seltsamen Aufzug darstellten. In der weiten Ebene, wo das Auge kein Dorf, keine Hütte erblickt, hätte uns eine Räuberbande ungestört ausplündern können; jedoch wir kamen glücklich durch. — Mitten in dem Reichthum kräftig grünender Fluren fielen uns, schon eine Stunde vor Capua, ganze Schaaren von Bettlern an, ihr ängstendes Geheul begleitete uns bis an das Stadtthor. Hier nun im Thore selbst gesellten sich zu diesem Gesindel Bettelmönche von allen Farben, und Neapolitani-

sche Soldaten, eben so wie unsere Sbirren, mit Lumpen und Waffen behangen, und begleiteten unsere Wagen bis zum Wirthshause, wo sie um dieselben eine Art heulender Belagerung bildeten. Entsetzlich ist dieser Anblick des Elendes, der freilich kein günstiges Zeugniß von der Regierung ablegt. Es ist, als ob ein Fluch des Himmels den Reichthum des ergiebigen Bodens den Menschen vor dem Munde hinwegrafte.

Die Stadt ist nicht übel gebaut, aber im höchsten Grade schmutzig. Sie besteht aus den Trümmern des alten Capua, welches in einiger Entfernung von dem heutigen lag. Ueberall stößt man auf solche Reste: Götterbilder, Fragmente von Statuen, Steine mit Inschriften sind, als Material, an vielen Häusern sichtbar; prächtige antike Säulen prangen in den Kirchen. Jene alte Stadt wetteiferte bekanntlich mit Rom und Karthago; aber der große Reichthum hatte eine solche Ueppigkeit erzeugt, daß selbst Hannibals Krieger hier das Siegen verlernten. Das in den Augen der Römer unverzeihliche Verbrechen sich dem Glück des Karthagischen Helden angeschlossen zu haben, kostete der glanzvollen Republik ihr Daseyn. Gerührt blickte ich nach der Stelle hin, wo noch einige Trümmer der zerstörten Stadt aus dem Boden hervorragen. Da war es wo der kräftigere Theil des Capuanischen Senats, als keine Rettung von den mörderischen Händen der Römer mehr zu hoffen war, einen freien Tod der Hingebung an die unversöhnlichen Blut-

dürftigen vorzog. Er versammelte sich in dem Hause eines Mitgliedes zu einem feierlichen Todtenmahle, bei dessen Schluß der Giftbecher, als ein Erlösungskelch, von Mund zu Mund herumging. Tieferen Eindruck macht das Furchtbare jener Begebenheiten in unserer Zeit, die ähnliche Greuelthaten aufzuweisen hat.

Neapel, Abends nach 10.

Auch bis hieher begleitete uns der niederschlagende Kontrast der höchsten Kultur des Bodens mit der äußersten Vernachlässigung des Menschen. Ungefähr in der Mitte zwischen Capua und Neapel, trafen wir auf das Städtchen Aversa, welches ziemlich auf der Stelle des durch seine possenhaften Schauspiele bekannten Atella liegt. Von diesem Ort bis zur Hauptstadt ist der Weg zu beiden Seiten mit Bäumen besetzt, und das lästige Geschrei der Bettler hört nicht auf.

Beim Eintritt in Neapel war es, als ob wir uns in eine Menschenfluth stürzten. Gewöhnt an die Stille von Rom, erfüllte mich das Menschengedränge mit einem Gefühl, dem die in unsern Tagen sich so leicht aufdringende Idee von Aufruhr zum Grunde lag. Der erste Eindruck der innern Stadt ist überhaupt nicht angenehm. Vor meiner Erinnerung standen noch ganz frisch die architektonischen Kunstwerke Roms. Hier erblickte ich hohe Gebäudemassen ohne alle schöne Architektur; Ungeschmack und Buntheit überall. An sehr vielen Häu-

sern und Pallästen sieht man, an den untern Geschossen, besonders wo sie Winkel bilden, ganz abscheuliche Gemälde des Fegefeuers, um die Verunreinigungen zurück zu schrecken.

Wir kamen zu unserer Wohnung in der jenseitigen Vorstadt, der sogenannten Chiaja, die, aus einer einzigen Straße bestehend, sich über 3000 Schritt am Meerufer hinstreckt, welches von einer etwa drei Fuß hohen Mauer eingefaßt wird. Unser Wirthshaus alla Crocella, ein wahrer Pallast, liegt ziemlich in der Mitte der Chiaja, die überhaupt mit den besten Gebäuden besetzt ist. Im Innern unserer Zimmer herrscht eine so geschmackvolle Eleganz und Reinlichkeit, wie ich sie noch nirgend in Italien fand. Und welch einen entzückenden Anblick gewährt der herrliche weite Meerbusen von Neapel! einen Anblick, der wohl fähig ist, die unangenehmen Eindrücke beim Eintritte in die Stadt auszulöschen. Ich vermochte kaum mich von dem fesselnden Schauspiel dieser erhabenen Natur loszureißen; mich umwehte eine reine milde Luft, und so konnte ich auf dem Balkon bis spät in die Nacht verweilen, als sich schon der dunkelblaue Sternenhimmel über dem Meere wölbte, welches von lichtvollen Fischerkähnen wimmelte.

Den 25. Mai.

Mit welchem freudigen Erwachen begrüßte ich den heutigen schönen Frühlingstag! Ich richtete mich von meinem Lager auf, und erblickte durch mein

Fenſter das vom Sonnenglanz wiederſcheinende Meer. Als ich auf den Balkon hinaustrat, bemerkte ich erſt daß es noch früh am Tage ſey; das volle Gewühl des Lebens war noch nicht erwacht. In der Straße liegen an den Häuſern und an der Kai-Mauer noch im tiefen Schlafe, auf den harten Steinen, Lazaroni-Familien; denn eine große Menge des Volks lebt hier ohne alles Obdach. In ihren angebundenen Kähnen ſchlummern noch ruhig die Fiſcher. In der kühlen milden Morgenluft flattern die Wimpel der in der Bucht ankernden Schiffe, unter denen ein Engliſches Kriegsſchiff gebieteriſch ſich auszeichnet. Ueber dieſen Blick hinaus, hinter Portici, erhebt ſich mit ſeiner Rauchſäule der Veſuv. Fern in der Mitte des Meerbuſens ragt die durch den Aufenthält des finſtern ſchrecklichen Tiberius berüchtigte Inſel Capri empor, wie eine hohe Felſenfeſte, die den Eingang in den Hafen beſchirmt. Rechts erſtreckt ſich die weſtliche Küſte des Golfs amphitheatraliſch in einem großen Bogen, von der Stadt bis zum Poſilippo, mit Pallä-ſten, Kirchen, Häuſern und Gärten überdeckt. Der Felſen, ſeltſamer Weiſe die Schule des Virgil genannt, ſchließt ſich, tief ins Meer hineintretend, dem Poſilippo an; Capo Miſeno iſt der letzte Punkt dieſes Vorgebirges. Einen noch größeren Bogen bildet der, den Golf umfaſſende, linke Arm. Portici, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, Caſtell' al Mare, Sorrento, Salerno, bis gegen Päſtum hin, reihen dieſe Hügel ſich aneinander, auf

deren letzter Spitze das Vorgebirge der Minerva liegt, durch eine Meerenge von Capri getrennt. Sieht man, wie beide Küstenarme sich zu einander neigen, und wie die Insel Capri als vermittelnder Vereinigungspunkt dazwischen liegt, so wird man geneigt der Meinung beizutreten, daß der ganze gegenwärtige Meerbusen durch das Einstürzen eines ausgebrannten Kraters entstanden sey. Die kleine Insel-Festung, von ihrer Eiförmigkeit Castel dell' Uovo genannt, ruht auf einem isolirten Felsen im Meerbusen, etwa 700 Schritt vom Ufer entfernt, und mittelst einer Brücke mit der Straße S. Lucia verbunden. Die prächtigen Lukullischen Gärten verherrlichten ehemals diese Felsenhöhe, die zu jener Zeit noch unmittelbar mit dem Lande zusammenhing, durch ein späteres Erdbeben aber abgerissen wurde: sie gehört gegenwärtig mit zu den Verschönerungspunkten unserer herrlichen Aussicht.

Neapels frühere Geschichte tritt in die Nebelferne der Fabelzeit zurück. Die Stadt ist Griechischen Ursprungs. Ob sie von den Argenauten erbaut, und ihr ältester Name Parthenope von einer Sirene hergenommen worden: überlassen wir den Sagen. Sie erregte den Neid der nachbarlichen Cumäer, im Kriege mit ihnen unterlag sie und wurde zerstört. Nach ihrer Wiederaufbauung erhielt sie den Namen Neapolis (Neustadt). Sie kam, wie ganz Unteritalien, welches nach seinen Bewohnern Groß-Griechenland hieß, unter der Herrschaft der Römer. Diese fanden an der para-

disischen Küste hohes Wohlgefallen, und so ward sie, besonders unter den Kaisern, ein Schauplatz der ausschweifendsten Lüste. Bei dem Verfall der römischen Gewalt im Occident reizte das herrliche Land die eindringenden Germanischen Völker, denen es im 6ten Jahrhundert die Feldherrn Justinians, Belisarius und Narses, wieder entrissen; so daß es nun den Griechischen (Römisch-Orientalischen) Kaisern gehorchte, unter welchen einige abhängige Herzogthümer entstanden. Gegen die Mitte des 9ten Jahrhunderts eroberten die Araber, die bereits Herren von Spanien waren, Sizilien und von da einen Theil des Neapolitanischen: wodurch lange Kriege zwischen den Arabern und den Griechen und den einheimischen Herzogen entstanden, in welche sich auch der Deutsche Kaiser Otto mischte. Bald nach dem J. 1000 kamen die Normänner aus Frankreich (aus der Normandie) hieher, und eroberten nach und nach das ganze Land; sie führten den Herzogstitel, bis Roger II 1130 vom Papste zum König Neapels und Siziliens (beider Sizilien) gekrönt ward, unter Lehnspflicht gegen den römischen Stuhl. Nach Abgang des Normännischen Mannsstammes machte Kaiser Heinrich VI, als Schwiegersohn des genannten Roger, Anspruch auf die Kronen, erhielt sie endlich 1193, und hinterließ sie seinem Sohne dem großen Kaiser Friedrich II, welcher dem Königreiche vortrefliche Einrichtungen gab, und den Grund zu dem Glanz der Hauptstadt legte. Der letzte Erbe war dessen Enkel,

der unmündige Konrad (Corradino, Konradin), während dessen Minderjährigkeit sein Oheim Manfred, Friedrichs natürlicher Sohn, die Regierung führte. Allein dies Schwäbisch-Hohenstaufensche Kaiserhaus war schon lange in Rom verhaßt und in Bann gethan, weil es sich kraftvoll den päpstlichen Anmaßungen widersetzte. Wie unerhörter diese waren, zeigte sich gleich itzt, da der Papst sich herausnahm Throne nach Willkür zu verschenken: er berief auf den Neapolitsch-Sizilischen einen Französischen Prinzen, Karl von Anjou, den unedlen Bruder Ludwigs des Heiligen. Gegen ihn focht der tapfere Manfred, aber er fiel, 1266. Da kam der herangewachsene Konradin selbst aus Deutschland, um für sein Erbe muthig zu kämpfen; auch dieser edle Jüngling unterlag, wurde gefangen, und grausam und schmachvoll 1268 öffentlich zu Neapel hingerichtet. Der Usurpator, nunmehr König Karl I, verpflichtete sich, wie man denken kann, gegen den päpstlichen Stuhl zu allem, was dieser forderte: zur Anerkennung der Lehnverbindlichkeit, und zur jährlichen Ablieferung eines weißen Zelters nebst 7000 Dukaten. Dagegen drückte der Tyrann seine Unterthanen so sehr, daß ein Theil derselben, Sizilien, 1282 durch die bekannte Vesper sich aller Franzosen entledigte, und sich dem König von Aragonien, Manfreds Schwiegersohne, übergab. In Neapel hat die fernere Geschichte manche Greuel aufzuweisen. Von jenem Karl stammte die berüchtigte Königin Johanna, welche ihren Gemahl Andreas

von Ungarn erdroſſeln ließ (Thl. II, S. 292). Durch eine ſpätere Johanna kam auch dies Königreich an das Haus Aragonien; und Ferdinand der Katholiſche vereinigte 1504 wieder beide Kronen, Neapel und Sizilien. Seitdem, 300 Jahre hindurch, iſt, nur mit geringer Unterbrechung, dies Doppelkönigreich bei Spanien geblieben.

Von dort aus wurde es durch Unterkönige oder Statthalter regiert, deren Härte und Plünderungen oft das Volk auf das äußerſte brachten. So entſtand im J. 1647 eine zwar kurze aber ſehr merkwürdige Empörung in Neapel. Die Unwürdigkeit der damaligen Staatsverwaltung erhellet ſchon daraus, daß Banditen-Chefs unter den Augen der Regierung ihr Weſen treiben durften, unter denen der vorzüglichſte, Perone, mit den erſten Familien in Verbindung ſtand. Der Vicekönig Herzog von Arcos hatte die ſchweren Abgaben noch durch eine neue vermehrt, die auf die alltäglichſten Bedürfniſſe drückte. Maſaniello (Thomas Aniello), ein armer Fiſcher von 24 Jahren, glaubte ſich zur Befreiung des Volks berufen, und wußte dies durch ſeine Beredtſamkeit auch davon zu überzeugen: es währte nicht lange, ſo hatte er 50,000 Aufrührer verſammelt. Gegen dieſen Sturm forderte Arcos den braven Feldmarſchall Tiberio Caraffa auf, der die Liebe des Volks beſaß; und der, nach einigen mißlungenen Verſuchen, zu nachgiebigen Maßregeln rieth. Der Vicekönig, ein zweideutiger, feiger und wortbrüchiger Menſch, vereitelte Caraffa's Ver-

mittlung, ward aber genöthigt sich in die Festung S. Elmo zu flüchten. Das Volk berief Caraffa zu seinem Anführer, doch dieser zog sich weise zurück und verließ die Stadt. Nun stand Masaniello allein an der Spitze der sich mit jedem Tage verstärkenden Masse; er wählte, sehr fehlgreifend, zu seinen Mitgehülfen jenen Banditen Perone, und einen hinterlistigen 80jährigen Priester Genuino, der schon einen Aufstand geleitet hatte. Vergebens suchte der Erzbischof von Neapel, Kardinal Filamarino, den Masaniello und durch ihn das Volk zu gewinnen: denn der Vicekönig fuhr fort zweideutig zu handeln. Der Volksvertheidiger hingegen verwarf jedes Anbieten einer Pension, und drang nur standhaft auf eine ältere Festsetzung von Kaiser Karl V (als König von Spanien, Karl I): keine neue Auflage ohne Einwilligung des Papstes vorzunehmen. Der Vicekönig versprach, dies Dokument bei einer dazu angesetzten Kirchenfeierlichkeit auszuliefern, verabredete aber einen Ermordungsplan mit dem Herzog von Matalone, der die Ausführung seinem Freunde Perone übertrug. Masaniello führte das jauchzende Volk zur Kirche; auf dem Wege dahin, fielen zu gleicher Zeit sieben Flintenschüsse gegen ihn, jedoch alle verfehlten ihr Ziel. Das wüthende Volk bemächtigte sich der Thäter: Perone ward getödtet, Matalone entkam, sein mitschuldiger Bruder Joseph Caraffa ward ergriffen und hingerichtet; der Vicekönig rettete sich vom Verdacht, indem er Alles auf den Entflohenen wälzte. Bis zu diesem Vor-

fall hatte Masaniello sich musterhaft betragen. Seine Strenge war nur von der Gerechtigkeit geleitet. Er änderte nichts in seiner Fischerkleidung noch in seiner Lebensweise, er wies das Geschenk eines kostbaren Pferdes mit den Worten zurück: dergleichen ist nicht für mich, das gehört in den Stall meines Königs; denn immer unterschied er diesen von den Statthaltern. Es war ein so interessantes als neues Schauspiel, wie vor der armseligsten Hütte die Häupter des Landes sammt einer Menge von Hunderttausenden sich versammelten, um von einem dürftigen Fischerjüngling Befehle und Anordnungen zu vernehmen. Seine feurige Beredtsamkeit überwältigte die Herzen, seine Mäßigung und die hervorleuchtende Reinheit seiner Absichten erwarb ihm die Liebe des Erzbischofs. Seit jenem Mordanschlage aber kam ein Argwohn, eine düstere Stimmung über ihn, die auf ein Aeußerstes hindeutete. Der Vicekönig wich nicht von seinem Plane: er schloß sich an Genuino, und heuchelte gegen den Erzbischof Achtung für den uneigennützigen Volksvertheidiger. Es wurden neue Verhandlungen angeknüpft, nur forderte Arcos vorher einen Besuch von Masaniello, den dieser Anfangs ablehnte, aber durch den redlichem Erzbischof, der von einer solchen Zusammenkunft Gutes erwartete, dazu vermocht wurde. Der Besuch erfolgte, mit einem Pomp, der schon sonderbar gegen die vorige Bescheidenheit des einfachen Fischers abstach. Vor dem Eintritt in die Festung, redete er zu der zahllosen Menge

noch einmal über die Pflichten des Volks gegen die rechtmäßige Regierung, und forderte sie auf, ruhig eine Stunde hier auf ihn zu warten. Zu dem Vicekönig trat er mit einer Würde, die sich durchaus nichts anmaßte, und rechtfertigte mit einer Art von Unterwerfung sein Verfahren. Die Stunde verfloß kaum, so begann im Hofe ein ungeduldiges lautes Murren: der Vicekönig erblaßte; aber Masaniello, auf dem Balkon tretend, brachte das Volk sogleich zum Schweigen. Er verkündete den Frieden, alle kehrten nach ihren Häusern zurück, und er selbst in seine Hütte. Allein von diesem Augenblicke offenbarte sich an ihm eine Verstandes-Zerrüttung. Den folgenden Tag ward das Fest der Ausgleichung, beschworen vom Vicekönig und Staatsrath, und der Auslieferung des Original-Privilegiums feierlich begangen. Bei der Führung des Zuges zur Kirche betrug sich Masaniello ernst und würdig; dort selbst aber äußerte sich Verwirrung seines Geistes, die schnell zu so gefährlichen Ausbrüchen des wildesten Wahnsinnes stieg, daß er gebunden werden mußte. Dazwischen hatte er wieder Momente des hellsten Bewußtseyns, ward in einem solchen am nächsten Tage entfesselt, entfloh seiner Wache, und eilte in die Karmeliterkirche, wo wegen eines Marienfestes der Bischof das Hochamt hielt. Nach demselben stürmte Masaniello auf die Kanzel, sagte Anfangs treffliche Sachen, ward aber bald vom Wahnwitz ergriffen, so daß der Bischof ihn durch die Mönche von der Kanzel führen und im Kloster aufbewahren ließ.

ließ. Hier drangen die von Genuino bestellten Banditen, nebst einigem Volk mit lautem Geschrei herein. Masaniello der seinen Namen hörte, trat ruhig hervor und fragte: „Was will mein Volk von mir?“ Vier Mörder schossen auf ihn, er sank todt zu Boden. Einer brachte das Haupt dem Vicekönig; der Körper ward gemißhandelt. Tages darauf aber verlangte die Volksmenge mit heulendem Geschrei den Leichnam ihres ermordeten Freundes. Er wurde ausgeliefert, und mit königlichem Pomp begraben, wozu der Vicekönig selbst beitrug. Mit dem Befreier fiel die Befreiung des Volks. Der ganze Aufstand hatte keinen vollen Monat gedauert.

Ich kehre zur fernern Geschichte Neapels zurück. In dem Kriege wegen der Spanischen Erbfolge, zwischen Oestreich und Frankreich, eroberte das Erstere 1707 Neapel und mehreres in Italien, mußte Spanien selbst aber dem Französischen Prinzen, König Philipp V, überlassen. Philipp gewann darauf, 1734, Neapel und Sizilien wieder, und trat die zwei Königreiche seinem Sohne ab, dem Infanten Don Carlos, dem Anfangs das Großherzogthum Florenz bestimmt war (Thl. I, S. 235). Als dieser Karl III 1759 den Thron von Spanien bestieg, überließ er beide Sizilien seinem dritten damal noch unmündigen Sohne, dem itzigen König Ferdinand IV, welcher 1760 die Regierung selbst antrat. In diesem jungen Monarchen schien für Neapel die Morgenröthe einer bessern Zeit aufgehen zu wollen. Die Natur hatte ihn durchaus

nicht zurückgesetzt, desto mehr hingegen die Erziehung seine innere Bildung vernachlässigt: von der ersteren brachte er einen nicht beschränkten Geist und offenen Sinn für das Gute und Rechte, von der letzteren aber nichts weiter als die Kenntniß der Jagd und Fischerei zum Throne mit. Seine Humanität zog ihn zu sehr zu einem Umgange herab, der seinen Sitten nicht vortheilhaft seyn konnte, wiewohl er sich dadurch im höchsten Maße die Anhänglichkeit des gemeinen Mannes erwarb; auch war es ihm wahrhaft Ernst, das Volk, das ihn liebte, glücklich zu machen. In seiner Offenheit bekennt er selbst, Lesen und Schreiben erst von seiner jungen Gemahlin, Marie Karoline von Oestreich, gelernt zu haben; wodurch sich dann von selbst für die geistreiche Königin der Eingang in die Kabinetsgeschäfte eröffnete. Die uralten Mißbräuche, Verkehrtheit in der Gesetzgebung, Willkür und Regellosigkeit in der Justiz und der Polizei, Unordnungen in allen Zweigen der Verwaltung: mit einem Wort, die Säuberung eines Augiasstalles, forderte die Hände eines Herkules, und keine gewöhnliche Natur reichte hin, hier eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen. Daß Ferdinand den besten Willen hatte, beweiset ein von ihm selbst aufgesetzter Entwurf eines Regierungskatechismus, der mich, als ich ihn las, nicht wenig überraschte. Einem wohleingerichteten Reich würde er gut vorgestanden haben, aber was Neapel bedurfte, war seinen Schultern zu schwer; er ermüdete, und ältere Neigungen bemäch-

tigten sich seiner. Mit stillem Mißvergnügen mag freilich jetzt die feingebildete Königin in ihrem Gemahl die Königswürde beeinträchtigt sehen, wenn er die Popularität so weit treibt, daß er bei den periodischen Fischereien nicht nur selbst geschäftig ist, sondern sogar seine Ausbeute eigenhändig verkauft, und sich dabei am Wortgezänk mit dem niedrigsten Pöbel ergötzt.

Indeß würde Alles seinen ruhigen Gang so leidlich fortgegangen seyn, hätten nicht die Furien der französischen Thronbestürmung auch hieher ihre Feuerbrände geworfen. Solche Zündungen fanden hier reichlichen Stof; wodurch sich die Erscheinung erklärt, daß, während in andern Ländern nur der Pöbel und die Schlechtgesinnten sich den heuchelnden Franzosen anschlossen, in Neapel Männer vom unbescholtensten Ruf, vom reinsten Patriotismus beseelt, eifrig die Gelegenheit einer Umwälzung ergriffen. Die königliche Familie floh, als die Franzosen eindrangen, nach Sizilien. Von dort aus veranlaßte die Regierung eine Gegen-Revolution, durch den als Anhänger des königlichen Hauses bekannten Kardinal Ruffo. Dessen Beginnen war sonderbar genug. Seine Gegner hatten ein bedeutendes Geschwader zu seiner Verhaftung abgesandt. Der Kardinal tritt ruhig hervor, und fragt den gierigen Haufen: „Wie viel hat man euch für meine Gefangennehmung geboten?“ Man nennt die Summe. „Die Elenden!“ ruft er: „ich gebe euch das Vierfache, wenn Ihr mir jene verhaftet; folgt mir!

die Plünderung ihrer Häuser soll euch bereichern." Sogleich war Alles für ihn gestimmt, der ganze Pöbel in seiner Gewalt. Und nun begannen Ausschweifungen, Grausamkeiten, Greuel aller Art, um wetteifernd, wo möglich, das verruchte Spiel der Französischen Revolution noch zu übertreffen. Die edelsten Familien verloren auf entsetzliche Art ihre würdigsten Mitglieder, unter denen vorzüglich der treffliche Admiral Caraccioli und der berühmte Arzt Cirillo zu nennen sind; letzter, als Arzt und Mensch; verdiente und genoß allgemeine Achtung. Ruffo setzte seinen Plan durch: die Franzosen wurden aus Neapel vertrieben, und die königliche Familie kehrte zurück; aber mit ihr kam nicht jene schonende Weisheit, durch die vielleicht in der schwankenden Zeit einige Haltung hätte begründet werden können. An deren Stelle trat Furcht, die sich bei ihren Maßregeln immer vergreift, weil sie wähnt die Meinung zu vertilgen, wenn sie Menschen vertilgt die der gefürchteten Meinung anhangen. So den nächsten Drang abfertigend, wird man nicht fertig, und greift zu Mitteln, die nichts besser sind als die Krankheit selbst *). — Die Obergewalt der frem-

*) Was die edle Verfasserin nur mit leiser Hand berührt, findet man in den bekannten, auch ins Deutsche übersetzten Letters and Sketches der Miß Helen Maria Williams, die freilich selbst nicht ganz frei vom Revolutionsschwindel geblieben ist, in grausenvollen, aber, wie Unterrichtete versichern, nicht übertriebenen Schilderungen ausgeführt; wo-

den Unterdrücker schloß mit dem Könige nur Frieden, unter der von diesem übernommenen Verpflichtung, seine Truppen auf eine bestimmte Anzahl herabzusetzen, und eine Schaar von 7000 bewaffneten Franzosen zu erhalten: die nun nicht aufhören sich Erpressungen aller Art zu erlauben, und die dazwischen tretende Regierung laut verhöhnen. Für Neapel öffnet sich keine Aussicht ruhiger Zukunft. Die Flammenbrände der Französischen Revolution, gegenwärtig in der Hand eines Einzigen zusammengefaßt, drohen noch tückischer itzt nach allen Richtungen hingeschleudert zu werden.

Den 26. Mai, nach Mitternacht.

Heute früh besuchte mich der Banquier Heigelin, dem ich empfohlen war: ein geborner Würtemberger, ein freundlicher und gefälliger Mann. Ihn begleitete ein junger deutscher Arzt, Doktor Mayer, der seit einigen Jahren seine Kunst hier ausübt, und der sich freundschaftlich zum Begleiter unserer Wanderungen erbot. Schon diesen Morgen machten wir eine kleine Wasserfahrt im

mit noch die Mémoires pour servir à l'histoire des dernières révolutions de Naples par B. N. temoin oculaire (Paris 1803), und die jetzt in England herausgekommene Korrespondenz Nelson's zu vergleichen sind. Die gerechteste Würdigung des Königs Ferdinand IV und seiner neuesten Verhältnisse in Sizilien findet man in Blaquiere's Letters on a tour to the Mediterranean Coasts im ersten Theil. B.

Meerbusen. Beim Anblick der Schiffsknechte und Fischer war mir als sey ich nach Otaheiti unter tättowirte Menschen versetzt. Brust und Arme tragen sie bloß, worauf Figuren von Heiligen mit schwarzer oder dunkelblauer Farbe eingeätzt sind.

In der Tiefe des Meeres sollen, bei stillem und sehr hellem Wetter, noch Spuren von Substruktionen alter Gebäude sichtbar seyn, welches Taucher bestätigen. Wir sahen einige der letztern, die über eine Minute unter dem Wasser aushielten: sie sammeln allerlei Muscheln, die Frutti del Mare genannt werden. Uns umgab ein sehr thätiges Leben; aber nichts geht über die Herrlichkeit, in welcher, vom Meere aus gesehen, sich die Stadt darstellt. Amphitheatralisch umfaßt sie den Meerbusen, und steigt terrassenförmig am Berge S. Martino hinauf. Von dem äußersten Punkt dieser Höhe droht die Festung S. Elmo. Auf einer niedern Abstufung erscheint die, durch reizende Aussichten berühmte, Kartaus. So mächtig anziehend der Anblick der Stadt ist, so wenig können ihn die Augen lange ertragen: denn die fast senkrechten Sonnenstrahlen, von den weißen Gebäuden zurückgeworfen, wirken zu nachtheilig auf das Gesicht. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß in Neapel eine solche Menge Blinder und Augenkranker sich befindet. Doktor Mayer, der bei dem Militärlazareth angestellt ist, versicherte daß er bei einem einzigen Regimente 170

Augenkranke zu besorgen habe. Eine graue Farbe der Häuser würde das Uebel beschränken.

Wir ruderten nach den am Ufer, in der Nähe der Straße S. Lucia, hervorquellenden Mineralwassern. Es sind zwei Quellen, nicht fern von einander, und doch an Gehalt äußerst verschieden. Die eine ist sehr eisenhaltig, und darf eben deswegen nur in kleinen Gaben genommen werden; die andere hat starken Schwefelgeruch und Geschmack.

Bei unserer Zurückkunft fanden wir auf der Straße vor unsern Fenstern ein außerordentliches Menschengewühl. Ein Marktschreier hatte seine leicht bewegliche Bude aufgeschlagen, und pries seine Arzeneien an. Nahe dabei trieb ein eben so bewegliches Marionetten-Theater seine lärmenden Possenspiele; und zwischen beiden schrie ein 14jähriger Knabe von der Kai-Mauer eine auswendig gelernte Strafpredigt herab, und sammelte dafür ein dürftiges Almosen.

Den Nachmittag benutzten wir zu einer Spazierfahrt in der Stadt. Zur deutlichern Vorstellung der bei meiner gestrigen Ankunft nur im Vorüberfluge und in einer Art Betäubung bemerkten Gegenstände, wiederholte ich den Weg vom Thore bis zu meiner Wohnung. Gleich beim Eintritt in die Stadt fällt ein bedeutendes Gebäude in die Augen, das mit vergoldeten Buchstaben sich als ein Hospital ankündigt. Es steht aber durchaus leer, und doch wimmeln die Straßen von Bettlern! Die Regierung hat erklärt, sie könne die Armen nicht mehr,

ihres preßhaften Zustandes wegen, im Armenhause erhalten. Von hier kamen wir über einen großen Platz, der Pinienplatz genannt, in die berühmte Hauptstraße Toledo, die ungefähr 20 Schritte breit ist, 1500 Schritte in gerader Linie fortläuft, und dann in einer Krümmung von mehrern hundert Schritten sich dem Schloßplatze zuwendet. Das königliche Schloß, nach einem Risse von Fontana erbaut, hat die eine Seite dem Meere, die andre dem Platze zugekehrt; beide machen einen guten Eindruck. Der Platz ist groß, aber unregelmäßig. Eine Mißzierde desselben ist ein kleinlicher Triumphbogen, und eine unförmliche kolossale (bei Cumä ausgegrabene) Statue des Jupiter Terminalis, die vom Volke il Gigante genannt wird. Zwischen dieser Bildsäule und jenem Triumphbogen kömmt man in die Straße Sta Lucia, die zum Kai bringt, und endlich zur Villa Reale. Unter dieser Benennung muß man sich aber keine Villa denken, sondern den schönsten Platz Neapels, der am Ufer des Meeres hinzieht. Er ist mit den vorzüglichsten Pallästen, und mit Bäumen umgeben, unter denen der hochstämmige und kraftvolle Oleander mit seiner Purpurblüthe herrlich hervorleuchtet.

In der Mitte dieses großen Platzes steht, auf einer Marmorbase, der berühmte Farnesische Stier. Man hat Recht diese reiche Gruppe nach der Figur zu benennen, die bei weitem der schönste Theil des Ganzen ist. Dies Kunstwerk kam aus Griechenland nach Rom, schmückte zuerst die Lust-

gärten des Aſinius Pollio, ward darauf von Caracalla in ſeine Bäder verſetzt, und aus deren Trümmern zu Michel Angelo's Zeit unter Paul III hervorgezogen. So kam es endlich, als ein Farneſiſches Erbſtück, an den König von Neapel. Es ſtellt die, nach meinem Gefühl, ergreifendſte und rührendſte Fabel aus der griechiſchen Mythologie dar. Rächender Zorn und verſöhnende Milde ſind hier einander gegenüber geſtellt. König Lykus von Theben ward, durch Dirce's Reize, ſeiner tugendhaften Gemahlin Antiope entlockt. Die Söhne der letztern, Amphion und Zethus, beſchloſſen die ihrer Mutter zugefügte Schmach auf grauſame Art zu rächen. Schon ſind ſie beſchäftigt, Dirce an die Hörner eines wilden Stieres zu binden, als die ſanfte Antiope dazwiſchen tritt, die entſetzliche That zu hindern: gerade dieſer Augenblick iſt vorgeſtellt. Die aus Einem Marmorblock gehauene Gruppe iſt das Werk zweier Künſtler, Apollonius und Tauriſkus aus Rhodus. Das Ganze beſteht aus ſechs Figuren über Lebensgröße, aus mehrern kleineren, und einigen Thieren von allegoriſcher Beziehung*). — Von der Anſchauung dieſes Kunſtwerks begaben wir uns zu den am Ufer dieſes Platzes

*) Es iſt vieles über dieſe bis zur Unkenntlichkeit reſtaurirte Gruppe auch in der neueſten Zeit gemuthmaßt worden. Immer bleibt Heyne's Meinung (der doch nur aus ſehr unzulänglichen Kupferſtichen urtheilen konnte), daß die ſogenannte Antiope, auf welcher der auch hier bemerkte ſchöne Gegenſatz be-

befindlichen Badeeinrichtungen, welche tief in das Meer hinein gebauet und mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten versehen sind. Die Wirkungen dieser stärkenden Bäder sollen, nach dem Zeugnisse des allgemeinen Rufes und der Aerzte, außerordentlich heilsam seyn.

Den 27. Mai.

Wenn gleich in Neapel kein solcher Reichthum von Ueberresten der alten Zeit vorhanden ist, als zu Rom, so thut der Fremde doch wohl, sich die Leitung und Berathung eines Mannes zu verschaffen, der sich die Untersuchung antiker Gegenstände zum Geschäft gemacht hat. Der Abbate Paolino, ein kenntnißreicher Mann, der durch Lesung der Alten sich eine genaue Bekanntschaft mit der klassischen Welt erworben hat, leistet dem forschenden Wanderer lehrreiche Dienste. Mit ihm besuchten wir zuerst die dem heil. Januarius, Neapels Schutzpatron, geweihte Kathedralkirche. Ein schwerfälliger moderner Obelisk steht auf dem geräumigen Vorplatze dieser Kirche, die König Karl I (von Anjou) im J. 1280 auf den Trümmern eines Apollotempels erbauen ließ. Nach der Zerstörung durch ein Erdbeben im J. 1405 ward sie prächtiger als

ruhen müßte, gar nicht dazu gehöre („Antiqu. Aufsätze" Th. II, S. 205), noch die wahrscheinlichste. Man vergl. Heinrich Meyers Bemerkungen zu Winckelmanns „Geschichte der Kunst" X, 2. 12. im VIten Theil der Werke. B.

zuvor hergestellt. Zwei sehr schöne Porphyrsäulen, denen zwei Löwen zur Basis dienen, und die eben dem erwähnten Apollotempel angehörten, schmücken den Haupteingang. Auch die mehr als hundert Säulen von afrikanischem Marmor und Granit im Innern der Kirche sind Reste jenes Tempels. Eine antike Vase voll bacchischer Attribute dient, trotz dieser heidnischen Beziehungen, zum Taufbecken. Die Kirche hat Gemälde von Giordano, Vasari, und P. Perugino. Vergoldungen und anmaßliche Pracht sind nirgend gespart. Der genannte Usurpator Karl ist hier begraben. Aller Glanzüberladung ungeachtet hat diese Kirche für den welcher eine Vorstellung römischer Kirchen in der Erinnerung trägt, nichts Anziehendes. Desto merkwürdiger ist das sogenannte Soccorpo, oder die untere Kapelle. Sie besteht aus einem Theile des antiken Apollotempels, der von Bramante so geschickt und mit so viel Achtung für das Alterthum benutzt ward, daß ein bedeutender Rest davon stehen bleiben konnte, und die schönen Säulen von Cipollino noch ihre alten Stellen haben. An den Wänden sind moderne Basreliefe von Malvita da Como, in Arabesken-Form angebracht, die älter seyn sollen als Raphaels Arbeiten in diesem Geschmack. Mittelmäßig ist die hier aufgestellte Statue des Kardinals Caraffa, der die Kapelle für das Grab des heil. Januarius einrichten ließ; dies letzte ist von weißem Marmor, und mit eben solchen Säulen umgeben. — Dieser Kirche ward 1608 eine zweite Kapelle zugefügt.

Sie heißt mit Recht il Tesoro, die Schatzkammer des Heiligen, der nach den hier aufgehäuften Gaben wohl der Reichste in der ganzen Heiligenschaar seyn mag. Die Form der Kapelle ist rund, ihre Kuppel ruht auf 42 schönen Marmorsäulen, der Fußboden ist vom köstlichsten Marmor, in den Nischen umher stehen bronzene Statuen verschiedner Heiligen; überhaupt herrscht hier eine Prachtverschwendung, die ermüdet. In der anstoßenden Sakristei stehn 36 Brustbilder von Heiligen, aus gediegenem Silber gegossen, sämmtlich in Lebensgröße; sie bilden eine Art Hofstaat des Hauptheiligen. Alle ihm dargebrachte Kostbarkeiten sind hier niedergelegt, unter ihnen zeichnen sich mehrere silberne Leuchter aus, von sechs Ellen Höhe. Diese Schätze verherrlichen jedes mal das Fest des h. Januarius. Die Flasche mit seinem Blut wird hinter dem Altar in einer Nische aufbewahrt, die eine silberne Thüre verschließt. Bekanntlich muß es jährlich den 19. September, vor den Augen des zu dem Fest versammelten Volks, von neuem fließen. In jedem Bedrängniß nehmen die Neapolitaner zu diesem Heiligen mit Geschrei und Heulen ihre Zuflucht; das Bildniß des hohen Schutzpatrons wird alsdann feierlich umhergetragen.

Wir begaben uns zu der Klosterkirche der Theatiner, die den Aposteln gewidmet ist. Ihre Stelle nahm einst ein Merkuriustempel ein, aus dessen Trümmern Konstantin sie erbauen ließ. Die Kuppel ist hell, und zeigt wohlberechnete Verhält-

niſſe. Die Kirche hat gute Gemälde von Lanfranko und Giordano; die Sakriſtei iſt reich an Koſtbarkeiten, und die Grabgewölbe unter der Kirche ſollen die Verweſung der Leichname lange verzögern. Das Kloſter iſt weitläuftig, und beſitzt eine gute Bibliothek. Das Merkwürdigſte aber iſt eine ihm in Verwaltung gegebene Stiftung, zur Beſtreitung der Prozeßkoſten für die welche bei Streitigkeiten mit Begüterten ihr Recht aus Mangel nicht durchſetzen können. Zu dem Behuf iſt dieſen Kloſterbrüdern eine Corporation von 200 Advokaten zugeordnet, die verpflichtet ſind den Dürftigen beizuſtehen. Die Anſtalt iſt löblich; wie man mich aber verſichert, ſoll das Recht des Aermern ſich dennoch in den Schlangenwindungen des Prozeßganges nicht ſelten verlieren.

Die dem Orden der Hieronymiten gehörige Kirche des heil. Filippo Neri iſt die ſchönſte in Neapel. Ihre Vorderſeite iſt mit Marmor bekleidet. Zwölf korinthiſche Marmorſäulen theilen ſie in drei Schiffe. Unter ihren vielen Gemälden zeichnet ſich, nach meinem Gefühl, ein Freskogemälde von Giordano aus, die Vertreibung der Verkäufer aus dem Tempel darſtellend. Auch in dieſer Kirche ermüdet die Ueberladung. Das Kloſter beſitzt eine vorzügliche Bibliothek und ſeltne Manuſkripte.

Die St. Paulskirche ſteht auf dem Raume eines ehmaligen Kaſtor- und Pollurtempels. Trefliche Säulen und Statuen aus demſelben ſchmückten ſie ehedem; doch das Erdbeben von 1688

zertrümmerte den größten Theil dieser antiken Zierden. Zwei kannelirte korinthische Marmorsäulen, die das Portal jenes Tempels bildeten, blieben verschont, und wurden bei Herstellung der Kirche vor dem Eingange aufgestellt. Sie ist gleichfalls mit bunter Pracht überladen. Die Hauptkapelle ist dem heil. Gratianus gewidmet, und mit einem großen Reichthum kostbarer Weihgeschenke für seine wunderthätigen Hülfsleistungen angefüllt. Das Theatinerkloster, dem die Kirche zugehört, nimmt zum Theil die Stelle des Theaters ein, auf welchem Nero, als er im tollsten Wahnsinne der Eitelkeit diesen Theil des untern Italiens, als den Anfang von Groß-Griechenland, durchzog, zum erstenmale öffentlich seine Schauspielerkünste sehen ließ.

Unser Weg zu der Kirche S. Gennaro al Cimeterio führte bei dem Pallast Caraffa Colombrano vorüber, wo wir ausstiegen um einen merkwürdigen Rest des Alterthums zu betrachten: den Kopf eines kolossalen bronzenen Pferdes, welches ehemal Trojans Equesterstatue trug, und in der christlichen Zeit als Stadtwappen vor der Cathedralkirche stand. Wie gewöhnlich bei Ueberlieferungen aus dunkler Zeit der Fall ist, daß ihnen eine abergläubische Bedeutsamkeit untergeschoben wird, so geschah es auch hier bei Trojans Rosse. Das Volk suchte und fand darin eine Art magischer Kraft, die Fähigkeit nehmlich kranke Pferde, die man ihm zuführte, herzustellen. Es waren freilich nur Thiere, die es heilte; doch ein frommer

Bischof im 15ten Jahrhundert durfte von dem Monopol seiner Wunderverwaltung dem heidnischen Pferde durchaus nichts einräumen: es wurde zum Schmelzofen verdammt. Schon war es, bis auf den Kopf, zum Guß einer Glocke für die S. Januariuskirche verbraucht, als Caraffa, der wenigstens kein Fremdling der Kunst war, den noch übriggebliebenen Kopf für eine bedeutende Summe an sich brachte, vermuthlich unter der Bedingung ihm alle Wunder zu untersagen.

Bei der genannten Kirchhofs-Januarkirche sind die Katakomben, denen man eine Ausdehnung von zwei ital. Meilen bis zur Kirche della Salute, mit vielen Seitengängen, zuschreibt. Ich konnte mich, wegen der unterirdischen nachtheiligen Luft, nur in die vordere hohe Wölbung wagen. Sie ist in einen harten Felsen gehauen und 14 Fuß breit; nichts ist hier zu sehen, als die in einem Winkel aufgehäufte Knochenmenge der in der Pest 1656 Verstorbenen, deren Leichname hieher geworfen wurden. An den Seitenwänden sieht man über einander gereihte Begräbniß-Nischen. — Aehnliche Wölbungen befinden sich an einer andern Seite der Stadt, in der Gegend des Monte Vergine, unter der Kirche Maria del Pianto. An diese Maria werden die Gebete für die Verstorbenen gerichtet. Die Ausdehnung dieser Katakomben, die den Namen Grotta de' Sportiglieni führen, soll jenen gleich seyn. Der größte Gang, wo in dem genannten Pestjahre über 50,000 Leichen beigesetzt

wurden, ist von jener Zeit her noch vermauert. Die Entstehung dieser Todten-Grotten ist zufällig. Sie waren ursprünglich Steinbrüche, erhielten durch den ungeheuren Bauluxus der Römer die ausserordentliche Tiefe, und wurden dann zu Grabstätten gebraucht. Als die Christenzeit begann, und die Bekenner des heiligsten Glaubens Verfolgung erlitten, verbargen sie ihre Andachtsübungen in das Dunkel solcher Höhlen, welche sie schon vorfanden, und nicht, wie einige glauben, selbst bewerkstelligten. Auch ihre Todten begruben sie hieher; um diese aber von den heidnischen zu unterscheiden bezeichneten sie ihre Grabsteine entweder mit Weinlaub, in Beziehung auf den Weingenuß beim Abendmahl, oder mit Fischen, zur Hindeutung auf den Apostel Petrus den Fischer *).

Den 28. Mai.

Schon in Rom auf die reiche Farnesische Antikensammlung aufmerksam gemacht, säumte ich nicht, durch meinen guten Führer Abbate Paolino mich dahin geleiten zu lassen. Es ist der Pallast Capo di Monte, wo die trefflichen Kunstsachen aufgestellt sind. Das schwerfällige Gebäude hat eine befremdende Außengestalt: die Treppe zu den oberen

*) Oder auch auf die 5 Anfangsbuchstaben der griechischen Wörter: Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser, welche in ein griechisches Wort verbunden (ιχθυς), auch einen Fisch bezeichnen. B.

oberen Gemächern nehmlich ist außerhalb angebracht, und nur mit großer Anstrengung kann man sich in den brennenden Sonnenstrahlen hinauf arbeiten. Die Anlage rührt von einem Manne her, welcher von der Baukunst durchaus nichts verstand, ob er gleich sonst ein guter Kopf auch ein Liebling des vorigen Königs war, der in dem Wahne stehen mochte, ein solcher müsse zu allem taugen. Dieser war dennoch, seiner eigentlichen Profession nach, ein besserer Grobschmid als Baukünstler. Nach seiner Anleitung nun war das Gebäude schon bis zu bedeutender Höhe gelangt, als man erst den Mangel der innern Treppe wahrnahm; um aber das Fertige nicht wieder einzureißen, entschloß man sich kurz und gut sie von außen hinzuzufügen.

Im untern Raume stehen, ordnungslos durch einander, wie eine auf der Flucht begriffene Gesellschaft, die vortreflichsten alten Bildsäulen. Unter ihnen ragt der berühmte Farnesische Herkules hervor, dessen ich schon bei den Caracallischen Bädern wo er ausgegraben worden, erwähnt habe (Thl. II, S. 216). Zoega's gründlichen Nachforschungen zufolge, ist der Kopf in einem Brunnen in Trastevere, die Füße aber sind späterhin in einem entlegenen Weingarten diesseit der Tiber aufgefunden. Die gewaltige Heldengestalt stützt sich auf die zerschmetternde Keule. Alles was der Begriff höchster physischer Kraft in sich enthält, ist mit den richtigsten Verhältnissen auf das vollkommenste hier zur Anschauung gebracht. Der hervorblickende innere,

sinnende Thatendrang, dem sich ein Zug von Ruhe beigesellt, kündet sogleich den Halbgott an, welcher siegreich die zerstörenden Ungeheuer von der Erde vertilgte. Sanftere Empfindungen flößt die kolossale Flora ein. An dieser schönen edlen Gestalt sind zwar Kopf, Arme und Füße, jedoch nicht schlecht, ergänzt; in den übrigen Theilen waltet desto herrlicher der antike Geist. Sie trägt in der einen Hand einen Blumenkranz, und zieht mit der andern, im Fortschreiten begriffen, das Gewand ein wenig in die Höhe, welches, so leicht umgeworfen als ob ein Zephyr damit spielen könnte, die schönen Gliederformen durchscheinen läßt. Mit der höchsten Bewunderung erfüllte mich ein Amor, etwas größer als er gewöhnlich dargestellt wird. Hier ist nichts von neckender Schalkheit zu sehen, nichts von unstatthaften Zufügungen eines unreinen Muthwillens. Die überirdische Schönheit des Götterknaben erhebt ein heiterer Ernst, ein gewisses heiliges Wesen, das ihn würdig macht über die erhabenste Bestimmung der Menschenseele zu walten. Ja, das ist der Amor, den die edlere antike Idee meinte! — Ich übergehe den übrigen Reichthum der Sammlung, die nicht nur in keiner günstigen, sondern in gar keiner Beleuchtung stand; das Zimmer ist sehr dunkel *).

*) Diesem Uebelstande ist in der neuern Zeit durch eine Verpflanzung sämmtlicher Antiken aus Capo di Monte in das vormalige Universitätsgebäude (gli Studj) abgeholfen worden, wo sie zugleich mit den

Wir stiegen nun zu den Gemälden in die oberen Gemächer hinauf. Auch diese reiche Sammlung ist eben so wenig als die Antiken geordnet. Eine Madonna von Raphael: ein herrliches Bild. Die junge mütterliche Gestalt, im höchsten Reiz heiliger Unschuld, senkt ihren liebenden Blick auf den holden Knaben, den sie im Arme trägt. Die seligste Freude lächelt auf den schönen Lippen. Das Kolorit ist vortreflich, nur die Faltenbrechung des Gewandes über der Brust nicht so glücklich angelegt, wie bei andern Gemälden dieses großen Meisters. Von Albrecht Dürer, zwei vortrefliche Altarblätter. Das vorzüglichere befindet sich an dem Innern eines Hausaltars, dessen aufgeschlagene Flügelthüren nebst dem Mittelstück die drei Felder des Gemäldes bilden. Auf jenem mittlern ist Christus am Kreuze, dabei Maria, Magdalena und Johannes; im Hintergrunde eine Landschaft, drei Engel umschweben das Kreuz. An den Flügel-

im Herkulan ausgegrabenen Bronzen und Statuen, unter Aufsicht zweier Bildhauer aufgestellt worden sind. Ein sehr verdienstliches Register derselben, nach dieser neuen Aufstellung, giebt Morgenstern in den Auszügen I, S. 128 fgg. Unter dem jetzigen König Joachim hat dies Gebäude den Titel Musée Royal und eine Menge Bereicherungen, besonders auch in musivischen Fußböden, erhalten: wovon unter unmittelbarer Protection des Königs ein eigenes Werk unter dem Titel Pavimenti erschienen ist. Von allem dem wird Millin in seinem großen Reisewerke ausführlicheren Bericht erstatten. B.

thüren sieht man die Familie, für welche ursprünglich das Bild gemalt wurde: an der einen den Vater mit den Söhnen, an der andern die Mutter mit den Töchtern, jenen ist ein Heiliger, diesen eine Heilige zugesellt. Das Ganze ist ein Meisterwerk: die Köpfe mit bewundernswürdiger Feinheit, Wahrheit und Charakteristik ausgeführt. Das zweite große Altarblatt desselben Künstlers ist in Absicht der Erfindung des Ganzen seltsam, in der Ausführung des Einzelnen vortreflich. Das neugeborne Christuskind liegt in der Krippe, die Mutter, eine schöne Gestalt, sitzt daneben; vor der Krippe anbetende Hirten, oberhalb schwebende Engel, unten zu beiden Seiten Nonnen und Mönche von allerlei Orden. Unter der Krippe nun spielt eine andere Scene, von lauter Engeln: der eine schlägt das Hackbrett, andere blasen Trompeten und Posaunen, einer stellt den Sänger vor, dem wiederum ein anderer das offene Liederbuch vorhält. Im Hintergrunde sieht man Land und Meer; wo dort Schafe weiden, hier Schiffe am fernen Horizont streifen. Aurora von Annibale Caracci: ein ungemein anmuthvolles Gemälde. Die schöne Göttin der Morgenstunde streut Blumen umher, ihren herrlichen Triumph umschweben leicht und lustig zwei liebliche Genien mit Füllhörnern voll Blumen. Aber das Gegenstück dazu, die Nacht, von eben diesem Künstler, ist noch tiefer und sinniger gedacht, und eben so vortreflich als jenes ausgeführt. Im einsamen schauerlichen Hain, den eine heitere Nacht durchdämmert, wandelt Be-

nus mit Amor und Mars in durchsichtiger Dunkelheit, am Wasser. Ueber der Landschaft schwebt auf grauendem Gewölk die Göttin der Nacht, in ihren Armen den Schlaf und den Tod, diese zwei sich ähnlichen Brüder, tragend. Eine himmlische Ruhe waltet über das Ganze. Verschiedne Bildnisse von Titian, Tintoret, Holbein, und Parmegiano sind nicht zu übersehen. Besonders zeichnet sich ein Kniestück, von dem Letzteren, aus: Columbus, die ganze Gestalt kraftvoll und edel gehalten; und der Kopf so idealisch schön daß er einen Christus vorstellen könnte, fläche nicht ein Zug von dem Weltsinne der Schlauheit hervor. Canaletto's zwölf Ansichten von Venedig, ihren Ruhm vollkommen verdienend, frischten meine Erinnerungen an jene Stadt sehr lebhaft auf. Das vorzüglichste Gemälde darunter ist der Markusplatz *).

Den Abend dieses Tages benutzten wir zu einer Spazierfahrt durch die Hauptstraße Toledo, wo sich das lebhafteste Gewühl des Volkes bewegt. Hier leuchten auf beiden Seiten, mit außerordentlicher Lichtverschwendung, die Sorbetterieen: so werden die Kaffeehäuser genannt, für Getränke aller Art und besonders Eiszubereitungen. Ihre

*) Auch diese Sammlung wanderte seitdem aus Capo di Monte in die oberen Säle des Studj, in so fern die Gemälde nicht bei der zweiten Auswanderung des Königs im J. 1806 mit nach Palermo gingen, welches namentlich mit den hier angeführten Rafael, Dürer und Annibale Caracci der Fall gewesen ist. B.

glänzend aufgeputzten und spiegelreichen Zimmer, wo sich Gesellschaften aus allen Ständen versammeln, werfen die lebhafteste Helligkeit auf die Straße zurück. An den Häusern hin stehen die kleineren, ebenfalls erleuchteten, und mit bunten Fahnen geputzten Eisbuden, welche rohes Eis feil bieten. Buden dieser Art sind überhaupt reichlich in der Stadt vertheilt; denn Eis ist eins der vorzüglichsten Bedürfnisse hier, und nach einem strengen Gesetz darf es nie daran fehlen. Die Herbeischaffung ist an einen Unternehmer verpachtet, der einen Mangel oder eine zu große Theurung des Eises schwer würde büßen müssen. Wer Abends zwischen diesen Sorbetterieen wandelt, könnte glauben, daß die Göttin der Freude ihren Thron in Neapel aufgeschlagen hätte: ein so fröhliches lautes Getöse rauscht in der Straße, und schallt aus den Häusern. Roms Abendruhe bildet davon einen auffallenden Gegensatz. Die Straßen dort sind nur hin und wieder von dem Lämpchen eines Marienbildes dürftig beschimmert; durch das Dunkel ziehen hin und her sanfte, oft schwermüthige, Stimmen und Guitarrentöne.

Auf unserm Rückwege begegnete uns ein seltsames Schauspiel. In einem hohen stark erleuchteten Schiffe, welches sich auf Rädern fortbewegte, von drei bunt aufgeputzten, hintereinander gespannten, Pferden gezogen, befand sich an einer wohlbesetzten hellen Tafel eine fröhliche Tischgesellschaft, und zog mit Gesang und geräuschvoller Musik durch

die Straßen. Die ganze Stadt scheint eine Zauberlaterne zu seyn.

Den 29. Mai.

Die Freundschaft des Herrn von Humboldt, Preußischen Gesandten zu Rom, hatte mich dem verehrungswürdigen Erzbischof von Tarent, Monsigner Capece-Latro, empfohlen. Diesen Vormittag erhielt ich von ihm den ersten Besuch; seine Erscheinung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Wenn es erlaubt ist kindliche Gefühle laut werden zu lassen, so darf ich es ja wohl sagen, daß ein Zug von Aehnlichkeit mit meinem geliebten verstorbenen Vater mein Herz ihm entgegenführte. Schon sein Aeußeres kündigt Klarheit, Bestimmtheit und Besonnenheit an; und der würdevolle Ernst, der sein Auge beschattet, wird durch einen hervortretenden Zug des innigsten Wohlwollens zu einem Charakter gemildert, der sogleich Zutrauen einflößt. Seine Unterhaltung entspricht nicht nur dieser Wahrnehmung, sondern erhöht das Gefühl derselben zur unbefangensten Anhänglichkeit. Er gehört mit zu denjenigen Menschen, in deren Umgange die bestimmteste Bescheidenheit eine gewisse Selbstgefälligkeit aufnimmt. Die Bildung eines solchen Mannes ist über alle Einseitigkeit hinaus; er will nicht sich, nur was recht ist will er geltend machen; und indem er seine Ansichten, seine Belehrungen, schonend und sinnreich aus unsern eigenen Aeußerungen und Grundsätzen herleitet, geschieht es daß wir

uns selbst besser und weiser erscheinen. Durch eigenthümliche, sich selbst aufregende Kraft, trat dieser Edle aus dem beengenden Kreise der Vorurtheile seiner Erziehung und der hierarchischen Grundsätze selbstständig hervor, und griff mit kühnem Muthe das Unrecht an, wo es ihm begegnete. Schon vor achtzehn Jahren machte er sich durch eine Schrift merkwürdig, welche die Unrechtmäßigkeit der von der Neapolitanischen Krone dem päpstlichen Stuhle zu leistenden Ablieferungen des bekannten Tributs darthat. In einem andern Werke bestritt er, kräftig eindringend und gründlich überzeugend, die Ehelosigkeit des geistlichen Standes. Beide Schriften erwarben ihm wohl die Zustimmung der Vernunft, aber freilich nicht den hierarchischen Beifall, welcher Kardinalshüte vertheilt.

Ein Mann auf dieser Höhe von Auszeichnung konnte von jener Katastrophe, welche die Franzosen nach Neapel brachten, um so weniger unberührt bleiben, da, wie ich schon bemerkte (S. 39), es eben die bessern Menschen waren, die — gewiß nicht ohne Veranlassung — sich gedrungen fühlten eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen, weshalb sie diesen Anstoß wenigstens als ein wirksames Mittel, einen guten Zweck zu erreichen, betrachten mochten. Allein auch hier verließen Ihn nicht seine milden Gesinnungen und seine Besonnenheit: er redete und handelte durchaus wider die heftigen Ausfälle, die von den Unzufriedenen gegen die Regierung gerichtet wurden, wobei er zu gleicher Zeit

der nicht ohne Grund befehdeten Regierung seine freimüthige Meinung nicht verbarg. Dies letztere gab ihn, als durch Ruffo die Dinge wieder eine andere Wendung nahmen, dem Unwillen des unbedingten königlichen Anhanges preis. Er ward ohne alle Formalität eingekerkert, und das Loos des hingerichteten Cirillo und mehrerer vortreflichen Menschen würde auch das seine gewesen seyn, hätte man nicht die zu laut für ihn sprechende Volksstimme gescheut; auch mochte wohl sein Wandel, heiliger noch als sein Stand, und die allgemeine Achtung die er bei auswärtigen Höfen besaß, mit dazu wirken, daß die blutbefleckten Hände sein Leben nicht anzutasten wagten. Nach einer sieben Monate langen Gefangenschaft, ward ihm seine Befreiung, als eine Gnade des Königs, angekündigt. Er aber bedurfte und forderte Rechtfertigung, und erklärte, nicht eher als bis diese erfolgt sey, den Kerker zu verlassen. Nun ließ ihm der König Entschuldigungen der, wie es hieß, durch den Drang der Umstände herbeigeführten Uebereilung zukommen, und der edle Prälat trat, sattsam gerechtfertigt, in den Kreis seines Amtes zurück *). — Auf seine Ein-

*) Es hat seit 26 Jahren keinen Reisenden von einiger Auszeichnung und Wißbegierde gegeben, der nicht mit Dankverpflichtung und Hochachtung von dem unvergleichlichen Erzbischof von Tarent D. Giuseppe Capece-Latro gesprochen, und, schrieb er seine Reise, ihm ein Denkmaal darin gesetzt hätte. Zwei verewigte deutsche Fürstinnen, die Herzogin

ladung werde ich morgen, in Begleitung meiner Gesellschaft, ihn in seiner Sommerwohnung zu Portici in seinen häuslichen Umgebungen sehen.

Nach diesem interessanten Morgen besuchten wir unter Anleitung des Abb. Paolino die Grabstätte des unsterblichen Virgil, wohin man durch die berühmte Grotte des Posilipo (Pausilypus) gelangt. Es überfällt einen in der That ein ergreifendes Gefühl, wenn man sich in den Schlund begiebt. Die Durchstechung eines solchen Felsenberges von solcher Ausdehnung, zur Erleichterung

Amalia von Weimar und die Fürstin von Dessau, hatten sein Bild in ihren Zimmern; und man erinnert sich gern des Wortes von Herder, mit dem er bei jener klassischen Zusammenkunft in Neapel eine Freundschaft bis zum Tode errichtete: daß „der Erzbischof ein geborner Protestant sei," da dieser Herdern einen gebornen Prälaten genannt hatte. Noch vor ganz kurzem unterstützte dieser auch im Alter noch rastlos thätige Mann den französischen Reisenden Millin auf seinem gefahrvollen Excurse durch Calabrien und Abbruzzo. Man s. Extrait de quelques Lettres adressées à l'Institut par A. L. Millin pendant son voyage d'Italie (Paris 1814) p. 35. Der Erzbischof genießt bei der jetzigen Königin von Neapel, der er für ihre Alterthumssammlungen seine Münzen schenkte, ein durch keine politische Rücksicht gestörtes Zutrauen, und bekleidet das wichtige Amt eines Staatsraths und grande Ufficiale della Corona. Durch seine Stelle als Primo Limosiniere di S. M. la Regina findet er täglich Gelegenheit, seine einzige Leidenschaft, Elend zu mildern und Wissenschaft zu fördern, in vollem Maße zu befriedigen. B.

des Verkehrs, ist ein kühnes herrliches Unternehmen; und wenn auch, wie Einige meinen, den ersten Fingerzeig dazu ein zufälliger Steinbruch gegeben hat, so bleibt dennoch die Vollendung ein bewundernswürdiges Werk. Griechischen Kolonisten zu Cumä wird es nicht unwahrscheinlich zugeschrieben. Die Länge der Grotte beträgt etwas über eine italiänische Meile, ihre Breite 30, ihre Höhe 50 Fuß. Die furchtbarsten Erdbeben seit Jahrtausenden, welche ganze Städte niederwarfen, vermochten dieser Felsenwölbung nichts anzuhaben. In der Folge ward sie unter dem Aragonier Alphons I erweitert; ihre gegenwärtige Beschaffenheit erhielt sie durch den Spanischen Vicekönig Karls V, Pietro von Toledo. Oben sind in gewissen Zwischenräumen zwei Oeffnungen angebracht, durch welche aber, wegen der Dicke der Wölbung, kaum ein dürftiger Schimmer in die schwarze Finsterniß fällt; und gleich über diese beiden matten Lichtpunkte hinaus, beginnt wiederum die dichteste Nacht, die mit hundert Stimmen unsichtbarer Wesen den Wanderer unaufhörlich umtoset. Fußgänger, Herden von Kühen und Schafen mit Glockengeläut, Eseltreiber und Fuhrleute, alles schreit in dieser Dunkelheit wild durcheinander; die letzteren, um das Zusammenstoßen zu vermeiden, rufen: alla montagna, oder alla marina (nach der Bergseite; nach der Seeseite). Wer eine Kleinigkeit bezahlen will, nimmt beim Eingange eine Fackel mit, die man daselbst immer bereit findet. Das Unerträglichste aber ist, außer

der Kälte die in dieser Tiefe herrscht, der Staub, gegen den uns selbst die zugezogenen Fenster unsers Wagens nicht zu schützen vermochten. Einige hundert Schritte vor dem Ausgang dämmerte uns das Tageslicht entgegen, und wir waren endlich recht froh, den vollen Tag zu begrüßen.

Wir fuhren noch eine kleine Strecke, und verließen dann den Wagen, um die Virgilische Grabstätte zu ersteigen. Sie befindet sich in einem Weingarten über der Grotte, am Fuß einer Anhöhe. Es ist über allen Zweifel hinaus erwiesen, daß diese Stelle die wirkliche Grabstätte des Dichters ist *). Donatus sagt, in dessen Leben, ausdrücklich: daß Augustus die Asche Virgils, der in Brundusium starb, nach Neapel, dem Lieblingsorte des Dichters, dessen eigenem Wunsche gemäß, habe bringen, und dort auf der Straße nach Pozzuoli (wohin der Weg über oder durch den Posilip führt) beisetzen lassen.

*) Seit Cluver, Addison und Stolberg, zweifelten freilich auch noch in der neuesten Zeit manche an der Wahrheit der Behauptung des Donatus. Die bekannte Stelle vom Begräbnißtempel Virgils beim Statius begünstigt sogar in Etwas die entgegengesetzte Meinung. Man s. Morgenstern's Auszüge Heft I, S. 113 f. Ueber den famosen Lorbeerbaum auf diesem Grabe bleibt F. J. L. Meyer's Aufsatz in der Berlinischen Monatschrift Juni 1789 noch immer das Befriedigendste. Wie treffend nennt ihn Delille:

— ce stérile rameau,
Dont l'ignorance avide ombrage son tombeau!

B.

Auch ſtimmt die Entfernung von Neapel, wie Donatus ſie angiebt, vollkommen überein. Nach des Biſchofs Alfonſus von Heredia Beſchreibung war das Grab eine kleine Urne, die zwiſchen neun kleinen Marmorſäulen ruhete. Der als zuverläſſig bekannte Pietro di Stefano verſichert, dieſe Säulen nebſt der Urne noch im J. 1560 vollſtändig mit der daran befindlichen Inſchrift geſehen zu haben, deren Worte ungefähr folgenden Sinn enthalten: „Man„tua hat mich geboren, in Kalabrien ſtarb ich, und „ſchlummere nun in Parthenope, ich der Sänger „der Wieſen, der Felder und der Helden.“ Später, im J. 1684, ließ der Beſitzer des Weingartens jene unſcheinbar gewordene Inſchrift herſtellen, und der damalige Spaniſche Vicekönig, Peter von Aragonien, fügte eine zweite von ſeiner Erfindung hinzu.

Jetzt aber wie unkennbar, wie entweihet iſt dieſe heilige Erinnerungsſtätte! Die niedrige Wölbung, deren netzförmiges Gemäuer ſich ſogleich als eine antike römiſche Arbeit ankündigt, iſt leer und aller Andeutungen beraubt: ſie enthält mehrere Urnen-Niſchen, von denen niemand mehr diejenige unterſcheidet, in welcher Virgils Urne geſtanden haben mag. Der ehrwürdige Gleim zeigte mir noch vor einigen Jahren ein Reis von dem Lorbeerbaum, der das Grab des erhabenen Sängers beſchattete, welches Katharina von Stolberg gebrochen und ihrem Freunde zugeſchickt hatte. Der Stamm dieſes Baumes iſt verſchwunden, ſeine Wurzel iſt noch vorhanden; doch er kann kein Sprößlein mehr

treiben, welches die Hände der fernher Wandernden ihm nicht entrissen. Oede und stumm ist alles umher; nur die Töne des hohen Sängers hallen noch jetzt, wie ein vielfaches Echo, aus allen Sprachen wieder, die Herzen gefühlvoller Menschen rührend: für uns ließ unser Voß sie erschallen. Er spricht noch zu uns, der Geist dieses edleren Römers; von seinem Gönner August spricht nur die Geschichte, die ihn richtet. Ist die Seele des heuchelnden Despoten jetzt durch einen Strahl der Wahrheit erleuchtet, so muß der Wunsch ihn noch quälen, mit allem Glanz genossener Erdenhoheit das Loos des friedlichen Sängers nicht erkaufen zu können, dessen sonst so reinem Gemüthe wir nur den Flecken zu verzeihen haben, daß er einen blutigen Tyrannen feierte. Virgils Denkmaal, das was er sich selbst setzte, überstrahlt alle Mausoleen des eitlen Imperators. Vergänglichkeit des falschen Ruhmes! dich predigt, dich verurtheilt laut jedes Blatt der Geschichte; und dennoch — dennoch bezeugen die neuesten Erscheinungen des Heldenwahnsinnes, daß die Welt die Worte der Wahrheit nicht hört.

Auf unserm Rückwege von dieser heiligen Stelle begegneten wir sieben tanzenden Mädchen. Lieblich schlangen vier derselben ihre Hände in einander, und bewegten sich in so anmuthigen Wendungen, als hätten sie ihre Schwebungen den Basreliefen abgelernt, welche die griechischen Grazientänze darstellen. Ihre eigenen Stimmen, ein Tamburin, und taktmäßig zusammengeschlagene Steine, machten

die begleitende Musik. Die drei Mädchen die den Takt angaben, ließen in der Fröhlichkeit ihres Herzens ihre Bewegungen nicht selten in bachantische Wildheit übergehen. Zeigt sich hierbei nicht vielleicht eine Spur von Ueberlieferung aus alter Zeit?

Gegen Mitternacht.

Das wunderbar lebhafte Thun und Treiben dieser Stadt, welches so sehr von unsern Gewöhnungen abweicht, und die eben so ungewöhnlichen Erscheinungen der hiesigen Natur, dies alles ist so anziehend, daß man gern von seiner Nachtruhe eine Stunde abbricht, um das Gemüth den Einwirkungen der wechselreichen Außenwelt länger zu überlassen. Ich habe der am Tage so reizenden Aussicht von unsern Balkonen erwähnt; im nächtlichen Dunkel scheint sie noch anziehender zu seyn. Unter diesem südlicheren Himmel folgt dem Sonnenuntergange ein kürzeres Nachschimmern: bald verbreitet sich dann eine tiefdunkle, aber sternenreiche, Nacht über das Gewühl zu Wasser und zu Lande. Durch die Straßen rauscht bis nach zehn Uhr die Thätigkeit fort, und auf dem Meere wimmelt es von Fischerkähnen, die mit brennenden Kienfackeln die Fische zur Oberfläche des Wassers herauflocken. Ein zauberisches Schauspiel geben diese durch einander schwebenden Lichtpunkte; aber noch lieblicher ist der Anblick der leuchtenden Seewassertropfen, die sich an feste Gegenstände hängen: ein aus dem Meer heraufbewegtes Ruder ist ganz mit zartem bläuli-

chen Licht umgeben, das noch sichtbar bleibt wenn jenes wieder untertaucht; ein kleiner Schweif von Funken folgt dem Fahrzeuge. Die Barke des Russischen Gesandten, die mit taktmäßigem Ruderschlag durch das dunkle Meer schwamm, machte dies besonders sichtbar: sie glich einem ungeheuren Skorpion, der sich mit feurigen Füßen fortbewegte. Wo die Wellen anschlagen, bleibt ein kurzer Schimmer, der den Gegenständen einen augenblicklichen Umriß von Strahlen giebt. Ein ins Meer hinabgeworfener Pudel kam leuchtend ans Ufer zurück, er konnte den Cerberus vorstellen, hätte ihm nicht die Dreiköpfigkeit gefehlt; als er sich schüttelte, sprühten die Funken umher. Dies Leuchten des Seewassers, besonders im Mittelländischen Meere, ist am lebhaftesten vor und nach einem Gewitter. Man will diese Erscheinung erklären durch die Aufregung einer phosphorischen Materie, die innig mit dem Seewasser verbunden sey, oder durch kleine gallertartige Insekten in demselben, deren leuchtende Eigenschaft erst beim Anhangen an feste Gegenstände sichtbar werde: wie dem sey, der Anblick ist unbeschreiblich schön.

Den 30. Mai.

Zu unserm heutigen Besuch bei dem vortreflichen Erzbischof von Tarent, führte der Weg über merkwürdige Stellen und an schauderhaften Erinnerungen vorüber. Zuerst die Magdalenenbrücke. Hier war es, wo jene höchsten Greuel der Revolution

tion verübt wurden, jene kannibalischen Abscheulichkeiten, deren Gedanke das Herz zerreißt: denn hier war es, wo Menschen, in Thiere verwandelt, Menschen zerfleischten, und das Blut der edelsten Opfer verschlangen. Von dem Ort des Entsetzens kamen wir etwas seitwärts zu einer andern Stelle, die auch keine Tröstungen darbot: dem großen Marktplatz vor der Karmeliterkirche, wo die Hinrichtungen vollzogen werden. Hier war es, wo der deutsche Konradin, mit seinem Freunde Herzog Friedrich von Oestreich, sammt allen den Edlen die der Fahne des Rechtes folgten, enthauptet wurde (S. 28). Mit welchen Gefühlen betritt man zu unserer Zeit eine solche Blutstelle! denn wem fällt nicht d'Enghien's Ermordung ein? Sein eigenes Schicksal kostete dem wackern Konradin, dem jungen König und Helden, keine Thräne; aber der Seufzer: Mutter! meine Mutter! war mit Thränen begleitet. Er sah, vom Blutgerüst herab, das schluchzende Volk; er zog den Handschuh und warf ihn unter die tiefgerührte Menge: allein die Ketten der Tyrannei hatten schon alle Hände gefesselt, es erhob sich kein Arm. Das Haupt des herrlichen Jünglings fiel, während seine Mutter die Kaiserin Elisabeth auf dem Wege war, mit einer großen Geldsumme das Leben des einzigen Sohnes zu erkaufen. Sie kam zu spät, und nur nach vielen Bitten ward ihr doch der schmerzliche Trost gestattet, ihren Konradin in der Margarethenkapelle bei der Karmeliterkirche beerdigen zu dürfen. In eben diesem Kloster

wurde Masaniello erschossen (S. 33); und auf diesem Platz fielen vor wenig Jahren die Opfer der französischen Revolutionswuth.

Wir verließen den Raum so schrecklicher Erinnerungen, und fuhren eine Stunde Weges nach Portici, welches eine Fortsetzung der Stadt Neapel scheint. Das Auge findet auf keiner Seite den Anblick des erquickenden Grüns: die Bäume, mit Staub bedeckt, stehn wie erstorben. Auch in Portici fanden wir, wie in Neapel überall, den Geschmack der Buntheit wieder: selbst die Kruzifixe sind mit den grellsten Farben bemalt. Die Stadt ist auf dem Lavagrunde, der das alte Herkulanum bedeckt, erbauet. Hier befindet sich ein schöner Sommersitz der königlichen Familie, und die begüterten Neapolitaner haben sich in der höchst anmuthreichen Gegend angesiedelt. Auch Portici wimmelt von Bettlern, nur in der Gegend des Pallastes sah ich keinen. Dies fiel mir auf, bis ich bemerkte daß die Schloßwachen schon in ziemlicher Entfernung die Armuth zurücktreiben. Freilich wiederum ein sehr eilfertiges Mittel der Regierung, sich mit der von ihr veranlaßten Verarmung abzufinden.

An das Königliche Schloß stößt das Gebäude, welches die in Herkulanum und Pompeji ausgegrabenen Antiken aufbewahrt, und wo die Anstalt ist, die alten Bücherrollen sehr kunstreich und mühsam abzuwickeln. Ungeachtet die vorzüglichsten Schätze dieser Sammlung vor dem Eindrange der Franzosen nach Sizilien gebracht wurden: so ist gleichwohl

hier noch ein groſser Reichthum vortreflicher Bildwerke, und solcher Ueberbleibsel von Geräthen vorhanden, die eine recht anschauliche Idee von dem häuslichen Leben der Alten hervorbringen. — Schon im Vorhof des Museums, und auf der Treppe zu den obern Gemächern, steht eine Menge Statuen von Erz und von Marmor durch einander. An bronzenen Bildwerken enthält hier ein einziges Zimmer weit mehr, als sich in ganz Rom befindet. Denn dort wähnte der Aberglaube in den finsteren Zeiten, um es gut mit dem christlichen Himmel zu meinen, müsse man die Gottheiten des heidnischen in getaufte Kirchenglocken verwandeln; in Neapel rettete aber eine längere Verborgenheit diese Meisterwerke über jene gefährliche Zeit hinweg.

Eine bronzene Minerva, an welcher die altgriechische Kunst sichtbar ist, und eine noch schönere Isis, in demselben Stil, stehen unter mehreren Statuen im Vorhofe. Ein ganz vorzügliches Werk ist das von einem Viergespann unversehrt übriggebliebene bronzene Pferd; die drei andern nebst dem dazugehörenden Triumphwagen waren gänzlich zertrümmert *). Dieser schönen feinen Pferdegestalt gleichen noch itzt die neapolitanischen Rosse.

*) Im 16ten Theile der Berlinischen Literatur-Briefe steht aus einem Schreiben von Winkelmann die Geschichte des verunglückten Viergespanns. Winkelmann behauptet (das. S. 174): das itzt noch vorhandene Pferd sei durch neue Angüsse restaurirt. Dieses Kunstkenners Autorität ist anerkannt; daher wende ich nichts gegen seine komische

Die Fußböden der sämmtlichen Zimmer sind von Mosaik, und aus den aufgedeckten Häusern in Pompeji genommen. Man fühlt sich tief bewegt, auf demselben Boden umher zu gehen, auf dem vor beinahe zweitausend Jahren die Unglücklichen wandelten, die ein so schrecklich plötzlicher Stillstand des Lebens überfiel, daß mehrere Gerippe noch in der Stellung einer ruhigen häuslichen Beschäftigung gefunden wurden. — Unter den in den Zimmern zerstreuten Bildsäulen erkannte ich einen Tiberius, über Lebensgröße. Die beiden bronzenen, welche den Balbus und seinen Sohn darstellen, sind bei weitem die schönsten der ganzen Sammlung; man fand sie im Herkulanischen Theater. Von zwei andern Marmorstatuen sind nur die vortreflichen Köpfe vorhan-

Darstellung der Restauration ein, bewundre aber um so mehr den Künstler, welcher dies schöne Roß so herstellte, daß alle Kunstverständige es jetzt noch mit Vergnügen sehen, und die neuen Zusätze nicht auffinden. Die Vers.

Die Nachricht von diesem neuen Guß eines Pferdes aus alten Bruchstücken gab Winckelmann in seinem „Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen an den Grafen Brühl" (in s. Werken, neue Dresdner Ausgabe, Th. II, S. 35), woraus sie in den Literaturbriefen a. a. O. excerpirt steht. Es sind aber durch spätere Reisende und mannichfaltige Untersuchungen, nach Winckelmanns Tode, nicht unerhebliche Zweifel gegen diesen ganz neuen Guß, und gegen die verschwundenen Büsten des Königs und der Königin, die gleichfalls aus diesem Herkulanischen Erz gegossen worden seyn sollen, von Bartels und andern erregt worden. B.

den, von denen der eine einen Helm trägt, der, abweichend von der sonstigen Gewöhnlichkeit, unter dem Kinn befestigt ist. Nicht minder schön ist der Kopf einer Roma. Unter den Basreliefen finden sich Werke von hoher Vollendung: so das an einer Urne, welches einen Bacchantentanz abbildet. Man glaubt schon das Unübertreffliche gesehen zu haben, bis man zu einer Marmorplatte kommt, wo die Kunst die höchste Zauberei entwickelt zu haben scheint. Da sitzt Lesbia, Katulls Freundin, nachlässig auf einen Stuhl hingeschmiegt: eine überaus schöne Jugendgestalt, mit einem auf ihrer Hand sitzenden Sperlinge kindlich spielend. Ihr gegenüber steht, in hoher anmuthvoller Würde, die tragische Muse; und eine ebenfalls schöne weibliche Figur, in einiger Entfernung hinter der Lesbia *). In einem anderen Zimmer sind die aus Thon gebrannten Statuen merkwürdig, besonders ein paar Schauspielergruppen, mit Masken vor den Gesichtern, an denen das Theaterkostum der Alten sichtbar ist.

Wir besuchten nun die Zimmer, wo die alten Freskogemälde aufgestellt sind **). Da zeigt es

*) Wir erinnern uns nicht, in irgend einem Verzeichnisse dieses Kunstwerk angeführt gefunden zu haben. Sollte vielleicht das in den Bronzi d'Ercolano T. V. p. 267 angeführte Kunstwerk in flacherhabener Arbeit gemeint seyn? Auf jeden Fall dürfte Katull's Lesbia schwerlich in diesen griechischen Sujets eine Stelle finden. B.

**) Ob sie Freskogemälde, enkaustisch, oder a tempera gemalt sind, mag immer schwer zu entscheiden blei-

ſich, daß die maleriſchen Darſtellungen der Alten denen der Bildhauerei, in Abſicht der Zeichnung und des Ausdrucks nicht nachſtehen; überdies iſt noch das Kolorit zu bewundern. Die einzelnen Figuren ſind meiſterhaft gearbeitet; aber wohl geordnete Gruppierungen im neuern Sinne findet man freilich nicht, ſo wie die alten Künſtler durchgängig auf Nähe und Ferne in ihren Darſtellungen wenig Rückſicht nahmen. Daher es denn wohl kommen mag, daß ihre landſchaftliche Scenerei, nach dem zu urtheilen was ich hier ſah, ſehr unvollkommen ausfallen mußte. Nachbildungen von Naturſchönheiten verſchmähten überhaupt nicht nur die bildenden, ſondern die redenden Künſte der Alten. Deſto mehr Fleiß und Anſtrengung verwendeten ſie auf Charakteriſtik. Unter den hier befindlichen Gemälden iſt die Erkennung zwiſchen Iphigenia und ihrem Bruder Oreſtes, der von ſeiner Schweſter mit ſeinem Freunde Pylades im Tempel der Diana zu Tauri geopfert werden ſoll, eine gefühlvolle Abbildung dieſer höchſt rührenden Scene *). Ein Werk von der höchſten Vollendung aber iſt Theſeus; in dem Moment gebildet, wo er den Minotaur erlegt hat, dem jährlich, als ein ſchimpflicher Tribut, Jünglinge aus Athen geopfert werden mußten. Das Ungeheuer liegt zu ſeinen Füßen, um ihn her ſtehen

ben. Man ſ. H. Meyer in Göthe's Farbenlehre II, 94 ſqq. B.

*) Man ſ. Pitture d'Ercolano T. I, tav. XI. B.

die erfreuten dankbaren Athenischen Jungfrauen und Jünglinge. Außerdem ergötzten mich noch: eine sehr schöne Sappho, und die sieben Köpfe der Götter, welche bei den Alten die Vorsteher der Wochentage waren. Selbst die Schilder an den Häusern, die das Gewerbe der Bewohner andeuteten, finden auch eigensinnige Kenner gut und sinnvoll gearbeitet.

Wir machten in diesem Museum die Bekanntschaft des Marchese von Haus, ehemaligen Erziehers des Kronprinzen, der seit der Beendigung dieses Geschäftes, sich ganz den Studien der Alterthumskunde widmet; ihm ist daher die Oberaufsicht der Museen aufgetragen. Was die erste Bekanntschaft an ihm wahrnehmen ließ, war eine nicht gemeine Kunstkenntniß, deren bescheidene Urtheile sich auf selbstgedachte Kritiken gründeten. Er führte uns in das Zimmer, welches die in den aufgedeckten Häusern zu Pompeji gefundenen Geräthe, Werkzeuge und andere Gebrauchsachen enthält. Wie lebhaft wird das Gemüth bewegt, bei solchen Dingen, die das häusliche Leben der Alten so nahe vor die Anschauung bringen! Das Alterthum theilt seinen Ueberlieferungen, ohne irgend eine moralische Rücksicht zuzulassen, eine Ehrwürdigkeit mit, die eine Art von Heiligung ist. Im vollen Gefühl von einer solchen Heiligkeit trat ich zu dem Behältniß antiker weiblicher Putzsachen; hier fand ich Ohrgehänge, Armspangen, Ringe, goldne Ketten, Riechfläschchen, und — Schminkdosen. Die Eitelkeit, oder das Bestreben besser und schöner zu scheinen als man ist,

mag wohl so alt als das Menschengeschlecht seyn. Nahe daneben bewahrt ein anderes Behältniß allerliebst gearbeitete Tripoden, Rauchfässer, Leuchter, Lampen, und kleine Idole, alles von Erz. Innig erschüttert erblickte ich hier in einem Stück zu Stein gewordner Krater-Asche die eingedrückte Form einer weiblichen Brust, unter welcher einst das Herz so plötzlich aufgehört hatte zu schlagen. Ich fühlte mich über die vielen Jahrhunderte zurückgehoben, ganz in die Kreise der Menschen in jenen verschütteten Städten versetzt: es war als flüsterte mir eine Stimme die Geschichte manches zarten Weihgeschenkes zu; als sähe ich vor den kleinen Idolen die Andacht stehen, und hörte die frommen Gebete. Wir kamen in ein Zimmer, das völlig einer entdeckten antiken Küche nachgebildet war. Hier fanden wir einen Kredenztisch vom feinsten Marmor, Leuchter, Salzfässer, und mancherlei Küchengeräthe, selbst verkohlte Lebensmittel, Brot, Eier, einen Kuchen, Getreidearten, endlich auch verkohltes Holz.

In einiger Entfernung davon führte unser gefälliger Begleiter uns in das Zimmer, wo die alten Manuskripte aufgerollt werden. Die Rollen sind ungefähr von der Länge eines Fußes. Die Vorrichtung des Aufrollens ist, nach der Erfindung eines Römischen Mönches, Anton Piaggio, sehr künstlich. Die gegenwärtigen Abschreiber der Manuskripte besitzen keine Kenntnisse, aber eine sehr eingelernte Uebung. Die schwarzen Buchstaben auf dem schwarzgebrannten Papiere sind durch eine Er-

höhung bemerklich, dann aber erſt ziemlich deutlich, wenn das Blatt gegen das Licht gehalten wird, worauf daher die Verkehrung eingerichtet iſt. Seit mehr als 30 Jahren dauert hier die Arbeit fort. Bisher ſtieß man nur auf griechiſche Werke: Aufſätze eines epikureiſchen Philoſophen, und Abhandlungen über Muſik und Redekunſt, von nicht ſonderlicher Bedeutung. Vielleicht wird man künftig das minder Würdige beim erſten Anblick zurücklegen, um ſchneller das Beſſere zu finden. Gegen Tauſend ſolcher Rollen fand man in einem verkohlten Schranke einer Villa. Die Engländer haben das Ganze an ſich gekauft; ein gelehrter ſeiner Mann dieſer Nation, den wir in ſeiner Beſchäftigung ſahen, leitet itzt das Werk *).

Nach dieſen höchſtgenußreichen Morgenſtunden führen wir zum Erzbiſchof von Tarent, der uns in ſeiner freundlichen Sommerwohnung mit der liebenswürdigſten Gaſtfreundlichkeit empfing. Bei ihm fanden wir den ehrwürdigen Portugieſiſchen Geſandten, Grafen Saa, nebſt ſeiner ſchönen jungen Gemahlin, einer Enkelin ſeiner Schweſter; und

*) Dies war der von dem jetzigen Prinz-Regenten nach Neapel geſchickte Oxforder Gelehrte, Th. Hayter. Er brachte bekanntlich einige noch unaufgerollte Papyrusrollen in ihrem verkohlten Zuſtande nach England, ſo wie andere ins Nationalinſtitut nach Paris gekommen ſind. Von dem was Hayter aufgewickelt und abgeſchrieben hatte, ſollte in Oxford in der Univerſitätsdruckerei eine Ausgabe veranſtaltet werden. Es iſt aber unterblieben, wor-

den Herzog della Torre, Neffen des berühmten Naturforschers dieses Namens, dem die Naturwissenschaft in jeder Abtheilung ihres Gebiets sehr scharfsinnige Bemerkungen und Beobachtungen verdankt. Der junge Herzog tritt in die Fußstapfen seines Oheims; er wendet auf Untersuchung der Bewegungen und Veränderungen des Vesuvs viel Kosten und Fleiß. — Wenn man sich in einem fremden Kreise befindet, wo ein gewisses Heimischseyn bald eintritt, und die Schranken der Zurückhaltung leicht wegräumt: so ist dies wohl das Zeichen, daß eine gleiche Gemüthesstimmung die Gesellschaft einander entgegenbringt. In diesem Fall befand ich mich unter den Freunden des verehrten Capece-Latro. Der Graf von Saa, ein ernster doch sanfter Greis, schon über siebenzig Jahre hinaus, sprach wenig, aber was er sagte, war gedacht, und offenbarte einen Mann, der trotz seines diplomatischen Charakters und des Verkehrs mit unserer heutigen Politik, die reinsten Gesinnungen und gerechtesten Grundsätze bewahrt hat. Seine Gemahlin, freilich funfzig Jahre jünger als er, ist desto lebhafter: aber geist-

über in dem Monthly Magazine März 1814 eine bittre Klage erhoben wurde. In den neuesten Zeiten ist auch ein lateinisches Gedicht in Hexametern auf den Alexandrinischen Krieg zwischen Oktavian und Antonius abgewickelt worden, dessen genauere Bekanntschaft wir durch Morgenstern's willkommne Mittheilung in den Auszügen aus seinen Papieren Heft I, S. 156 fgg. zuerst gemacht haben. B.

reich dabei, und eine edle Natur; ſo erhöht denn eben dies lebhafte Weſen ihre übrige Liebenswürdigkeit. Sie iſt von ſchöner, hoher Geſtalt, ihr Geſicht ein wahres Madonnengeſicht bei wohlgefälligem Lächeln, noch beſeelter, wenn ſie erzählt und von einer ſchönen moraliſchen Erſcheinung ſpricht; lenkte ſich aber das Geſpräch zu den Vorfällen unſerer Zeit, dann verbreitete ſich über ihre freundlichen Züge ein Ernſt, der ein hohes kräftiges Gemüth ankündigt. Zwiſchen dieſen am Alter ſo verſchiedenen Ehegatten, hat ſich ein würdiges ſehr gefälliges Verhältniß gebildet. Von ihrer Seite iſt eine gewiſſe kindliche Verehrung gegen ihren Gemahl ſichtbar, auf höchſt zarte Weiſe mit Gattinvertraulichkeit vereinigt; und er ſtrebt durch liebevolle Begegnung es ihr zu danken, daß ſie ſeine Tage beglückt.

Die Tafel war durchaus mit keinem ſchwelgeriſchen Ueberfluß belaſtet, und die Unterhaltung ging einen leichten, vertraulichen Gang. Man ſprach über Landeserzeugniſſe, Landesſitten, Nationaleigenthümlichkeiten, mit Scharfſinn ohne Vorurtheil und Anmaßung, ſo daß wir Fremden die fruchtbarſten Ideen einſammelten. Wir Deutſche wunderten uns nicht wenig, von mehrentheils deutſchen Dienern umgeben zu ſeyn. Unſer liebenswürdiger Wirth verſicherte: in keiner Nation mehr Rechtlichkeit, Treue, und gründlichen Verſtand, der bei einem mäßigen Glücke heiter und zufrieden zu ſeyn wiſſe, gefunden zu haben, als unter den Deutſchen in allen Ständen; ſein Hausweſen werde ſchon ſeit dreißig

Jahren von einem Deutschen geführt. Graf Saa stimmte dem Erzbischof bei, und sagte, daß ebenfalls ein Deutscher seit geraumer Zeit seine ganze häusliche Einrichtung verwalte; daß er es mit mehrern Nationen versucht habe, und nun den Vorzug der Ehrlichkeit den Deutschen einräumen müsse. Dies Urtheil fällten unparteiische Ausländer. Woher mag es denn wohl kommen, daß deutsche Herrschaften sich mit französischen Dienern umgeben, die ihnen den Zwang auflegen, wenn das Gespräch politische Gegenstände berührt, sich furchtsam umsehn zu müssen? Man verabscheuet in Deutschland das französische Auflauersystem, aber man nimmt die Auflaurer in Dienst.

Nach Tische wurde das Gespräch über Calabrien und dessen Erzeugnisse fortgesetzt. Der Erzbischof machte mir bei dieser Gelegenheit ein Geschenk mit einem Paar Handschuh von brauner Farbe, deren seidenartigen Stoff ich nicht kannte; er heißt Byssus, und findet sich an einem Muschelthiere des Meeres, Pinna marina genannt. Er fordert eine Behandlung wie die Baumwolle, bedarf jedoch eines kleinen Zusatzes von Seide, um verarbeitet zu werden. Dies Muschelthier ist an der calabrischen Küste so häufig, daß der Erzbischof mehrere Arbeiter zum Reinigen und Weben dieses Stoffes in Tarent angestellt hat, welche Arbeiten liefern, die bekannter zu seyn verdienten *). Leider

*) Ueber diese nicht bloß in Tarent, sondern an allen Küsten des Königreichs Neapel häufig gefundene

iſt der Erzbiſchof der einzige Mann von Geiſt und thätiger Kraft in der Gegend. Was würden Engländer oder Deutſche aus dieſem Lande machen! — Unter den Merkwürdigkeiten der neapolitaniſchen Naturerzeugniſſe ward mir auch die Pietra Fongaja

Stick- oder Seidenmuſchel (pinna nobilis, coquille porte-soie, abgebildet in Martinis Conchyliologie Th. 8, Taf. 89), und ihr Produkt, die lana penna, hat der Herr Erzbiſchof ſelbſt einen Aufſatz mitgetheilt, der dieſem Bande als Beilage zugefügt wird. Die gründlichſte Nachricht, die ein deutſcher Reiſender ſowohl über den Fang der Muſcheln mit einem Eiſen, Pernonico genannt, als über die Zubereitung der davon gewonnenen Bartſeide giebt, befindet ſich in den ſachreichen und viel zu wenig gekannten „Reiſen in verſchiedenen Provinzen des Königreichs Neapel“ von Karl Ulyſſes von Salis Marſchlins (Zürch, Ziegler, 1793), S. 406 — 410: wo auf der 10ten Kupfertafel die Art abgebildet iſt, wie dieſe Muſchel von den tarentiniſchen Fiſchern gefangen wird. Dem Alterthumsfreunde mag die Muthmaßung erlaubt ſeyn, daß die im ganzen griechiſchen Alterthum hochgeprieſenen halbdurchſichtigen und zarten Gewänder üppiger Frauen, die unter dem Namen Tarantantidien (Mäntelchen aus Tarent) berühmt waren (man ſ. die Stellen geſammelt in der Wagnerſchen Ausgabe des Alciphron T. I, p. 215), höchſtwahrſcheinlich aus dieſer Bartſeide der Stickmuſchel gewebt waren, da ausdrücklich davon verſichert wird, daß ſie ein dunkles, doch nicht purpurfarbiges, Anſehn gehabt hätten. J. R. Forſter, der in ſeinem Liber singularis de Bysso antiquorum p. 78 dieſe Tarentiniſchen Mantillen gelehrt erläutert hat, hält ſie doch nur für ein zartes Muſſelingewebe. B.

genannt, ein Stein, der die Eigenschaft hat, daß er, mit Wasser begossen, auf seiner Oberfläche Champignons hervortreibt. Die Nachgrabungen in dem calabrischen Boden sind noch sehr ergiebig an Entdeckungen alter Schätze, so daß der Erzbischof aus seiner Diözes von Tarent eine nicht unbedeutende Sammlung von Münzen und geschnittenen Steinen gewonnen hat *). — Als die kühlere Luft die Tageshitze vermindert hatte, begaben wir uns in den am Meeresufer liegenden Garten. Wahrlich hier kann einen wohl der Traum von einem Paradiese überraschen, wo selige Geister mit seligen Geistern wandeln.

Mit den süßesten Nachgefühlen des schönen Tages begannen wir unsere Heimfahrt; doch auf der Magdalenenbrücke störte mich in meinen Träumen der heil. Januarius, der daselbst mit aufgehobener Hand dem rauchenden Vesuv hinüber droht. Die Neapolitaner haben freilich Erfahrungen, daß der alte Heide sich um solche Drohungen wenig kümmert, dennoch nehmen sie, wie in allen Bedrängnissen, so besonders bei den zerstörenden Ergießungen des Berges, ihre Zuflucht zu diesem Heiligen. Wie haushälterisch indeß die Geistlichen sein Wundervermögen verwalten, beweiset folgende Anekdote, die mir der verstorbene Graf Bristol, welcher bei dem Vorfalle in Neapel war, mitgetheilt hat, und die mir itzt lebhaft wieder ins Gedächtniß kam. Einer der furchtbarsten Ausbrüche des Vesuvs veranlaßte das

*) Vergl. Morgenstern Auszüge, Heft I, S. 28 f. B.

Volk, mit Ungestüm auf eine Prozession zu dringen, um den himmlischen Schutzpatron das Unglück, das er zu hindern versäumt hatte, mit eigenen Augen ansehn zu lassen, und ihn so zur Rettung zu bewegen. Der Bischof durfte die Wunderkrost in keine so mißliche Lage setzen: er verzögerte die Umführung des Bildes, und zog in der Stille von Hamilton, der die Erscheinungen dieses Ausbruchs untersuchte, Nachrichten über die wahrscheinliche Dauer des Lavaergusses ein. Als er erfuhr, daß die heftigsten Bewegungen noch mehrere Tage dauern könnten, lehnte er vor der Hand den Umgang ab, unter dem Vorwande, der Heilige sey über die Sünden des Volkes zu entrüstet; Fasten, Beten und Bußübungen würden ihn vielleicht versöhnen, dann könne der Versuch gewagt werden, und da werde sich zeigen ob die Reue rechter Art gewesen sey. Sobald der Bischof nun die bevorstehende Beruhigung des Feuerberges erfuhr, kündigte er dem Volk geneigtere Gesinnungen des Heiligen an: die Prozession ward angesetzt und gehalten, die Auswürfe des Vesuvs ließen nach, und die Ehre S. Januars war gerettet.

Den 31. Mai.

Den heutigen Tag brachte ich, mit meiner Gesellschaft, größtentheils in der angenehmen Villa des Banquier Heigelin zu, der uns dahin zum Mittagessen eingeladen hatte. Sie liegt etwa eine halbe Stunde von der Stadt, an und auf einer Anhöhe,

wo sich, wie überall in der Gegend um Neapel, dem Auge eine reiche Aussicht in die Fernen darbietet. Unter den Gästen war ein durch vielseitige Kenntnisse und Liebenswürdigkeit ausgezeichneter Mann: der Graf von Vargas, aus Spanien herstammend, gebürtig aber aus Dänemark. Er spricht sehr vollkommen Deutsch, hat fast alle europäische Länder bereist, und sich mit vollständiger Kenntniß derselben bereichert. Diesem Manne fiel gleichsam von selbst die Leitung des Tischgespräches zu, denn er wußte sich, in dieser gemischten Gesellschaft, in allen Sprachen so gut auszudrücken, daß jeder ihn lieber hörte, als selbst redete; auch war, was er sagte, durchaus anziehend, und anspruchlos belehrend. Unter andern theilte er über das, wenigstens mir, nicht sehr bekannte Sardinien höchst interessante Bemerkungen mit; er schilderte es als das merkwürdigste Land, welches er bisher gesehen habe: besonders wegen eines Uralterthums, von dem auch keine Sage mehr vorhanden sey. Eine lange Kette erloschener hoher Vulkane, an deren Abhängen itzt die feurigsten Weine gedeihen, deren Ausbrüche aber allen bekannten Erdumwälzungen weit müssen vorangegangen seyn, durchziehe die Insel. Es sind dort unzerstörbare Reste von Gebäuden, namentlich von Thürmen, aus einer Vorzeit, und von einem Volke, wovon die Geschichte durchaus schweigt. In den Ackergeräthen, den Trachten, den Tänzen, und den Begräbnißgebräuchen der Sardinier finde sich eine wunderbare Aehnlichkeit mit den Eigen-

thüm-

thümlichkeiten der Einwohner auf den Inseln der Südsee. Die ganze Insel, setzte der Graf hinzu, verdiene die nähere Untersuchung eines einsichtsvollen Beobachters *). — Hierauf wurden Sitten- und Gewohnheits-Vergleichungen zwischen verschiednen Nationen angestellt; auch in Betreff der Grausamkeit, womit einige die Thiere behandeln. Ich erfuhr, daß in Neapel der abscheuliche Gebrauch herrscht, den Schafen, ehe sie geschlachtet werden, die Haut

*) Die Bemerkung des welt- und menschenkundigen Grafen Vargas ist durch alle Berichte bestätigt, die wir bis zur neusten Zeit über die Alterthümer Sardiniens erhalten haben. Von Afrika her und durch die Phönizier erhielt Sardinien seine Mouflone (musmones) und seine ersten Kolonisten; und was so fremdartig und sogar den Südseeinsulanern ähnliches da erscheint, läßt sich in Denkmählern und Sitten aus der karthagischen oder phönizischen Periode erklären. Hätte der vormalige Wittenbergische Professor J. G. Berger seine Idee ausgeführt, und seinem noch immer sehr brauchbaren Eclogarium Corsicum auch ein Sardiniense beifügen können; so würden wir über die sardische Urwelt manches befriedigender wissen. Sehr richtig bemerkte Vargas, daß man unter den sardischen Alterthümern höchst auffallende, und von allem was sonst in diesen Küsten- und Inselgegenden gefunden wurde, ganz abweichende Anticaglien gefunden habe, aus deren Betrachtung sich manches für die Gebräuche der Urbewohner folgern ließe. Man erinnert sich z. B. der kleinen fratzenhaften Bronzen, welche sardinische Krieger vorstellen, da sie unstreitig aus Sardinien nach Rom gebracht wurden, von welchen Winckelmann in seiner Kunstgeschichte spricht und die in

halb abzuziehen, in der nichtigen Voraussetzung, daß das Fleisch dadurch einen bessern Geschmack bekomme. Den Stieren werden zuvor die Hörner zerschmettert, ehe man ihnen den Todesstreich giebt. Andre noch empörendere Grausamkeiten übergehe ich, der Abscheulichkeit wegen.

Nach der Mahlzeit besuchten wir die Gemäldesammlung unsers freundlichen Wirthes. Sie ist klein, enthält aber ausgezeichnete Werke, alle von neuern Künstlern. Von Hackert habe ich nichts besseres gesehen, als was ich hier fand; jedoch eine Landschaft von Denis beschäftigte noch mehr meine

der Ausgabe von Fea T. III, tav. XXII abgebildet stehn. Vergl. Gori Mus. Etrusc. T. I, tab. 104. Es leidet keinen Zweifel, daß auf alten Campanischen Vasen, die man nicht mit den altgriechischen verwechseln muß, diesen sehr ähnliche kriegerische Figuren vorkommen, die wohl auch an diese sardisch-phönizische Bewaffnungen erinnern. Wie sehr ist es zu beklagen, daß die 4 ausgesuchten Sammlungen von Sardinischen Alterthümern, Bronzen, geschnittenen Steinen, Münzen u. s. w., die der unterrichteteste Topograph der Insel, der Sardinier Azuri in seiner Histoire géographique, politique et naturelle de la Sardaigne (Paris 1803 2 Voll.) Vol. 1, p. 30 fgg. anführt, auf eine so unverantwortliche Weise in Turin verschleudert wurden! Der auf Münzen und Inschriften vorkommende sardische Herkules, oder Sardus pater (man s. Fil. a Torre Monumenta veteris Antii c. 1. und Eckhel Doctr. Num. Vet. T. I, p 271) ist nichts anders, als der punische Handelsherr und Faktor, der hier zuerst phönizisch-karthagische Niederlassungen ansiedelte. B.

Aufmerksamkeit. Aber ein Gewittersturm von Reinhart erschien mir und jedem Beschauer als das vorzüglichste Stück der ganzen Sammlung. Es ist, als hörte man das Geräusch, mit welchem der Orkan durch die Waldung braus't. Ein Landmann eilt der Hütte zu; der Wind hat ihm den Hut entrissen, sein Haar fliegt vorwärts in der Richtung des Sturmes. Ein sogenanntes Effektstück, wie je ein Werk diesen Namen verdienen kann, ist ein Ausbruch des Vesuvs, alle Darstellungen, die ich noch davon gesehen habe, übertreffend: von Lusieri, einem jungen Künstler, der gegenwärtig eine Reise nach den griechischen Inseln macht. Eine solche Feuerscene kann nur auf dem tiefsten Schattengrunde der Nacht in ihrer höchsten Herrlichkeit erscheinen; so ist es auch hier. Die fernsten Gegenstände werden von dem lebhaften Feuer des Kraters roth angeleuchtet. Das Meer spiegelt die gewaltige Flamme zurück, der Vollmond steht seitwärts, sein klares Bild zittert auf der gerötheten Meeresfläche. Auch eine meisterhafte Zeichnung kann ich nicht übergehen: Psyche's Vergötterung von Gagnereaur, einem jungen nicht mehr lebenden Franzosen. Tief gefaßt und empfunden ist der Gedanke zu diesem lieblichen, der Form nach, kleinen Werke. Die reizende Psyche, in der stillen Begeisterung eines überraschenden seligen Zustandes, wird sanft schwebend auf weichem Aetherduft emporgetragen. Aus ihrem himmlischen Gesichte leuchtet der errungene innere Friede; ganz hingegeben scheint sie dem süßen Gefühle ihres Bewußtseyns.

Amorinen, trunken vom Wiederschein der Göttlichkeit, umschweben dies geistige Daseyn, welches sich in einer unaussprechlich süßen Himmelsruhe äußert. Dies begeisterte Werk ist der Schwanengesang des trefflichen jungen Künstlers; denn nicht lange nachher schwang die Psyche seines Lebens sich aus dem Jammer empor, der sein irdisches Daseyn verfolgte. Bald nach dem Ausbruch der französischen Staatsverwirrung verließ er sein Vaterland, um die zügellosen Greuel nicht mehr zu sehen, und ging nach Italien. Als seine Landsleute ihre Rasereien und Verbrechen auch nach Rom und Neapel brachten, flüchtete er sich nach Florenz. Der Ruf von den Schandthaten, der den Fränkischen Horden voranlief, erfüllte sein reines Gemüth mit überwältigendem Schmerz, der in stille finstere Schwermuth überging; in einer solchen Stimmung endete er sein Leben durch einen Sturz aus dem Fenster. Möge die himmlische Ruhe, deren Ahnung er in seiner Psyche aussprach, in einer bessern Welt ihn beseligen!

Nach dem Anschauen dieser Kunstwerke machten wir einen Spaziergang in dem Garten der Villa, und die sanfteren Gegenstände der Natur milderten die schmerzlichen Erinnerungen an die Barbareien unserer Zeit. — Früher als mir es lieb war, mußte ich diese angenehme Gesellschaft verlassen, um einer freundlichen Einladung der Gräfin Rasumowski in die Oper zu folgen. Diese geistreiche Frau ist die Gemahlin des Russischen Gesandten zu Wien, und sucht in der hiesigen milden Luft Linderung ihres

höchſt kränklichen Zuſtandes. Die heutige Oper feiert den Namenstag des Königs, weshalb das ganze Haus mit einer ſolchen Lichtverſchwendung erhellet war, daß ſelbſt die geſundeſten Augen daran angegriffen werden mußten. Glücklicher Weiſe war die Loge der Gräfin, die, ſo wenig als ich, den übertriebenen Glanz vertragen konnte, mit grünen Vorhängen verſehen. Das Opernhaus S. Carlo hat den Ruf eines der ſchönſten zu ſeyn; ich ſah nur Licht, und mit Brillanten beſäete Köpfe, hörte einen Theil einer höchſt mittelmäßigen Oper, und begab mich nach dem erſten Akte mit der Gräfin in ihre Wohnung zum Thee.

So lange wir allein waren, ſprach die Gräfin, eine unparteiiſche Fremde, ſehr vieles zum Lobe und zur Rechtfertigung der Königin. Sie eiferte mit einem reinen Unwillen gegen die Verläumdungen, die manche Schriftſteller ſich erlaubt haben. „Man räumt, ſagte ſie, der Königin die Tugend der Wohlthätigkeit ein; wohlthätig, ſetzte ſie treffend hinzu, kann jede eitle Seele ſeyn: aber an dem zarten, unwandelbaren Freundſchaftsſinn erkennt man den tieferen Grund eines Gemüths. Dieſer zarte Sinn hauſet nicht in einer Seele, wie jene feindlichen Schriftſteller ſie der Königinn andichten. Niemand, fuhr ſie fort, weiß inniger, thätiger, treuer, Freundin der Freundin zu ſeyn, als die verläumdete Caroline. Der heimtückiſche franzöſiſche Machthaber grif indeß begierig nach den Anſchuldigungen, und ſtreute ſie vergrößert und noch lauter in der Welt

umher. Ihr Fall ist einmal beschlossen, wie der Fall jener unglücklichen Antoinette von Frankreich, den auf gleiche Art schmähende Flugschriften vorbereiten mußten, die aus geheimen Verschwörungen hervorgingen. Das Giftigste ist bei solchen Verläumdungen der Kunstgriff, nicht ganz zu läugnende Schwächen neben das völlig Ungegründete zu stellen, damit dieses eine Art von falschem Wahrheitsschein erhalte. Man braucht bei den wirklichen Thatsachen nur die frühern Veranlassungen, die überwältigenden Umstände, oder die Ueberraschung wodurch sie herbeigeführt wurden, wegzulassen: und das gehässige Bild ist fertig, und findet bei der Welt, wie sie einmal ist, Eingang. Die abscheuwürdigste und zugleich grundloseste aller Verläumdungen, schloß sie endlich, ist die, welche die Mutterliebe der Königin antastet." — Dieses mit allen Kennzeichen der innersten Wahrheit begleitete Urtheil bestätigte mir, auf höchst erfreuliche Weise, alle die Nachrichten, welche ich schon zuvor in Neapel eingesammelt hatte, besonders durch die Bekanntschaft des Marchese Haus, der durchaus kein beschränkter Kopf ist, sondern ein verständiger, und nach fähigen und zuverlässigen Zeugen ein mit würdigen Kenntnissen ausgerüsteter Mann. Wie entfernt ich auch war, den frechen Gerüchten, die von der Königin mehr im Auslande als hier im Umlauf sind, Glauben beizumessen, so war mir doch die Gerechtigkeit, welche die Gräfin ihr widerfahren ließ, höchst willkommen. Denn eine böse Nachrede versetzt die Seele, so lange

es ihr an Widerlegungsgründen fehlt, in einen peinlichen Zustand. Ich kann nun mit vollständigerer froher Ueberzeugung vor Thereſiens letzte unglückliche Tochter treten, der ich morgen in ihrem Kabinette, ohne Hofzeremoniel, vorgeſtellt werden ſoll*).

Den 1. Juni.

Der erhaltenen Beſtimmung zufolge, fuhr ich heute nach Portici, um mich der Königin vorſtellen zu laſſen. Eine Gräfin Zichy aus Wien, eine

*) Nicht Gorani's von Rache und Egoismus erzeugte Denkwürdigkeiten, noch andere dem ähnliche Pasquille, die nur die Revolutionswuth ausſpeien konnte, ſondern die Berichte der unbefangenen Reiſenden und Eingeweihten in die europäiſchen Staatshändel muß man erwägen, um über dieſe ſo hart angeklagte Königin zu einem gemäßigten Urtheil zu gelangen. Ihr nicht mehr räthſelhaftes Verhältniß zu dem gran capitano di mare e di terra Acton; ihre unbeſtrittene Theilnahme an den Blutſcenen und Wortbrüchigkeiten, die kein edler Trowbridge zu hemmen vermögte; ihre auffallenden Erziehungsmaximen, die wenigſtens manches zuließen, was befremden muß (man ſ. Fragmente über Italien, aus dem Tagebuche eines jungen Deutſchen Th. II, S. 1 — 11); ihr vertrauter Umgang mit Briſtol, Lady Hamilton (die ſich noch vor ihrem Tode durch die Herausgabe der Letters of Lord Nelson, London, 1814 in 2 Theilen, den Unwillen aller Redlichen zuzog), und mit andern Perſonen der Art; ihr Betragen in Sicilien, das ſie endlich nöthigte, über Conſtantinopel einen Zufluchtsort in Wien zu ſuchen, mögen freilich zu ſtrenger Beurtheilung Stoff genug darbieten. Sie hat am Ende ſehr hart für ihre Irrthümer und Mis-

Jugendgespielin der Fürstin, führte mich ein. Nicht, wie bei andern Höfen, sind hier bestimmte, fortwährend die Königin umgebende, Hofdamen angestellt, sondern der sogenannte Hofdamendienst ist unter die sämmtlichen höheren Neapolitanischen Familien vertheilt. Von diesen haben vier Damen wöchentlich die Obliegenheit, im Vorzimmer die Aufwartung zu übernehmen; sie begleiten die Monarchin zur Tafel, zur Cour, und führen diejenigen Fremden ein, die bei öffentlicher Cour ihr vorgestellt zu werden wünschen.

Die Königin war allein, und empfing mich in ihrem Privatzimmer sehr huldvoll, auf eine Art die sogleich alle Unbequemlichkeit entfernte, womit eine solche erste Einführung begleitet zu seyn pflegt.

griffe gebüßt. Aber sie hatte oft Großes und Edles gewollt; und ist ihr Schutzredner ein Deutscher, so wird er die stets deutsch fühlende Fürstin noch weniger verdammen können. Als einst von ihrer Biographie in ihrer Gegenwart die Rede war, sagte sie: „da muß ich aber Alles sagen, wie es kam; „man wird vielleicht Tadelnswerthes, aber auch „einiges Gute darin finden. Durch Reizbarkeit und „Lebhaftigkeit meines Charakters mögen Uebereilungen entstanden seyn, die mir leid waren, denn alles ist aus vollem und wohlmeinendem Herzen geschehen. Wenn ich schon über 30 Jahre in Italien lebe, so habe ich doch immer noch ein deutsches „Herz." Man s. Gerning's Reise durch Oestreich und Italien Th. I, S. 261 fgg., wo viel Treffliches und Wahres zur Charakteristik der Königin, ihrer Familie, des Ministers Acton u. s. w. gesammelt ist. B.

Ihre Perſon macht einen angenehmen Eindruck: ſie iſt von hohem ſchlanken Wuchs, von würdevollem Anſtand. Ihrem Geſichte ſieht man es wohl an, daß die Widerwärtigkeiten des Schickſals nicht ſpurlos an ihr vorübergegangen ſind, und daß in ihrem Gemüth eine Tiefe vorhanden ſeyn muß, welche nur der böſe Wille ihr abzuſprechen ſtrebt. Der etwas ſchwermüthige Ernſt wird beim Geſpräch durch ſanfte Freundlichkeit ſo gemildert, daß er Intereſſe einflößt. Ihr Anzug war einfach, ohne allen Schmuck, nur ein Medaillon hing am Buſen, worauf ihre ſämmtlichen Kinder abgebildet waren*). Ueberaus gütig fragte ſie: ob der Eindrang der Luft vom offenen Balkon her meiner Geſundheit nicht beſchwerlich ſey? und ſetzte ſich, als ich dies verneinte, mit der Gräfin und mir dem Balkon nahe gegenüber, wo wir die herrliche Ausſicht auf das Meer hatten. Ihr Gefühl über die Schönheiten der Natur und über die Vorzüge die ſie der Gegend von Caſtel a Mare einräumte, äußerte ſich auf ungezwungene leichte Weiſe, nicht durch Nothbehelf des Geſprächsbedürfniſſes herbeigeführt. So lenkte ſich die Unterredung von ſelbſt auf die Landſchaftsgemälde von Hackert, der die bedeutendſten Punkte um die Hauptſtadt nachgebildet hat. Sie ließ dem Künſtler Gerechtigkeit wiederfahren, und auch nicht den kleinſten Unwillen auf ſein Perſönlichkeit fal-

*) Man kennt die Inſchrift die ſie ſelbſt für ihren Grabſtein angab: Maria Carolina, madre di una numerosa famiglia qui giace. Pace Eterna! B.

len, obgleich man in Neapel mit seinem Betragen gegen den König unzufrieden ist. Die Königin sprach fortwährend deutsch. Ueberhaupt mag sie wohl ihre Vorliebe für die Deutschen zu laut werden lassen, als daß es ohne Nationalneid zu erwekken hingehen könnte. In ihren Aeußerungen über Maria Theresia offenbarte sich eine ungeheuchelte kindliche Gesinnung. Die Wahrheit mündlicher Mittheilungen läßt sich nicht beschreiben, aber man fühlt sie. Wenn die Königin von den großen Erscheinungen einer bessern Vorzeit sprach, so ging der Ausdruck ihres Gesichts zu einer tiefern Schwermuth über; jedoch erlaubte sie sich nicht die geringste Anspielung auf die gegenwärtige Lage der politischen Verhältnisse, wie nahe auch zuweilen im zufälligen Laufe des Gesprächs sich die Veranlassung dazu anbot. Böse Erfahrungen scheinen ihr diese Behutsamkeit aufgedrungen zu haben. — Zwei Stunden waren mir auf die angenehmste Weise schnell verflossen, als die Königin mich entließ, und mir auf das huldvollste für meinen Aufenthalt in Ischia ihre Unterstützung zu meiner Bequemlichkeit anbot, und freundliche Einladungen bei meiner Rückkehr von dort hinzufügte.

Die Liebenswürdigkeit der Königin, die auf etwas Besseres als auf Berechnung sich gründet, ist allerdings fähig, Herzen zu gewinnen, und sie auf den Ton zu stimmen, in welchem die Gräfin Rasumowski von der Fürstin sprach.

Den 2. Juni.

Der geistreiche Herzog della Torre hatte mir das freundliche Anerbieten gethan, die von ihm veranstaltete Sammlung Vesuvischer Merkwürdigkeiten mir selbst zu zeigen. Ich nahm heute Gelegenheit von seiner Einladung Gebrauch zu machen.

Der Pallast des Herzogs ist groß, und von dem vortreflichen Erzbischof Filamarino erbaut, der sich bei dem Aufstande Masaniello's auf so würdige Art auszeichnete (S. 30 fgg.), und ein naher Verwandter der Vorfahren des Herzogs war. Indem dies Gebäude auf den Glanz eines ehmaligen großen Wohlstandes hindeutet, erinnert es zugleich an die Greuel der letzten Revolution; denn schon beim ersten Eintritt sieht man die Spuren der Zerstörungswuth: ganze Theile des Hauses sind in Steinhaufen verwandelt, und nur wenige Zimmer, die der Herzog bewohnt, konnten bis jetzt hergestellt werden. Der gegenwärtige Besitzer war noch im frühesten Jünglingsalter, als das Unglück über seine Familie einbrach. Der verworfenste unter den Dienern seines Vaters, von Gewinnsucht getrieben, klagte den Machthabern jener anarchischen Willkür fälschlich seinen Herrn an, daß er, der in der tiefsten Stille den Wissenschaften lebte, zu den Mitgliedern der Gegenpartei gehöre. Der Herzog hatte Vermögen; darum reichte die Aussage eines Bösewichts hin, den Angeklagten durch siedendes Oel zu tödten. Seine Wohnung ward geplündert und zum Theil

niedergerissen; eine vortrefliche Sammlung von Gemälden hatte das Schicksal der übrigen geraubten Sachen. Das verwundende Andenken an das entsetzliche Schicksal seines Vaters sucht der junge Herzog in Naturhistorischen Beschäftigungen zu entkräften, und lebt mit seiner jungen Gemahlin, die gleich ihm den wissenschaftlichen Sinn nährt, in zurückgezogener Stille. Mit ihr bringt er, wenn der Vesuv auswirft, ganze Nächte in der Gegend des Kraters zu. Sein Eifer für die Nachforschungen geht so weit, daß, wenn der Feuerwurf des Berges aufgehört hat, er sich in dessen Schlund, bis zu einem bedeutenden Grade der Hitze, hinunterläßt. Einen Theil seiner Erfahrungen hat er in einer lesenswerthen Schrift mitgetheilt.

Drei Zimmer sind mit den sonderbarsten Auswürfen des Vesuvs angefüllt, und nach den verschiedenen Eruptionen geordnet; auch finden sich Stücke aus älteren Zeiten darunter. Die Asche welche Pompeji deckt, der Berg Somma mit seinen Schlüften, und der aus Tuffstein gebildete Hügel, auf dem itzt der Einsiedler lebt, sind eine unermeßliche Quelle des mineralogischen Studiums, und liefern fortwährend Ausbeute. Man sieht hier eine Menge kostbarer Steine, die nicht vulkanisch, nicht vom Feuer verändert sind, und bis jetzt nur in diesen Hügeln und Schluchten des Vesuvs, in Sibirien, und in den Savoyischen Gebirgen gefunden werden: z. B. den durchsichtigen, feurigen, nelkenbraunen Vesuvian. Ferner ist hier der weiße glänzende Nephelin, mit

den schönen schwarzen Krystallen von Hornblende; der durchsichtige Mejonit, der Leucit, der Eisspat u. s. w. Die besten dunkelbraunen Granaten, mannichfaltige Marmorarten, die an Weiße und Zartheit den Karrarischen übertreffen, wirft dieser Vulkan hervor. Auffallend ist es, wie der Marmor und das edle Gestein die Tiefe der Feuerhöhle durchfahren können, ohne im mindesten verändert zu werden. Ein denkender Naturforscher äußerte die Meinung: daß die Hitze im Innern des Berges große, mit edlen Steinen gefüllte, Erdklumpen löse, und jene dann mit einer zu großen Geschwindigkeit ausschleudere, als daß die Natur des Feuers auf sie einwirken könne.

Mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit theilte der würdige Sammler seine Bemerkungen mit. Zu den früheren Auswürfen, die jedoch der Herzog selbst beobachtete, gehören Kupfererze und Arsenik. Die am 11 August 1804 erfolgte Entzündung des Berges warf große Stücke Meersalz, und in einander geschmolzene Stangen reinen Schwefels aus. Von den verschiednen Lavabildungen sind die bombenartigen merkwürdig, deren einige mit schönen Granaten, andere mit bloßer Asche gefüllt, und um vieles leichter als die ersteren sind. In der Asche über Pompeji fand der Herzog Krystalle von der Größe einer Erbse, die 28 Facetten haben, und von der Natur an beiden Polen spitz zugeschliffen sind; auf der Somma ähnliche geschliffene Krystalle, von der Größe eines Taubeneies. Aus einer der letzteren

Verschüttungen, die Torre del Greco traf, zog er eine große gläserne Weinflasche hervor, die das Feuer platt gedrückt und zusammengerollt hatte; und verschiednes Hausgeräth, das mit Beibehaltung seiner Form in demselben verkohlten Zustande war, wie das antike welches man zu Pompeji ausgrub. Eine in Torre del Greco gefundene messingene Handglocke hat ebenfalls ihre Form behalten, ist aber in Lava verwandelt; wogegen die in der Lava zu Herkulanum gefundnen ehernen Statuen ihre Metollnatur nicht eingebüßt haben. Der Herzog hat Versuche gemacht, allerlei Münzarten mit flüssiger Lava in einem Schmelztiegel in Verbindung zu bringen: alles Metall, nur nicht das Gold, verwandelte sich in Asche; selbst die Form des Goldstückes blieb, und verlor nur das Gepräge und den fremden Zusatz.

Da die Erfahrung gelehrt hat, daß jedesmal, schwächer oder stärker, ein Erdbeben dem Ausbruch des Berges vorhergeht: so hat der Herzog folgende Vorrichtung erfunden, die ihm auch den leisesten Stoß der Erde anzeigt. In einem Zimmer seines durchaus massiven Hauses ist in einer Ecke ein marmorner Tisch befestigt, und über demselben an der Decke ein starkes Eisen angebracht; von diesem hängt an einem Faden eine Bleifeder herab, die das auf dem Tisch ausgespannte Papier berührt. Die unmerklichste Erschütterung der Erde setzt nun den Faden in Bewegung, und die Bleifeder macht, wenn der Stoß senkrecht ist, Punkte, wenn er wellenförmig ist, aber Striche.

Den 5. Juni.

Der allerwichtigste Punkt in der Gegend von Neapel ist unstreitig der Vesuv, sowohl in Absicht seiner innern Natur, als seiner Geschichte. Die darüber hier mitgetheilten Nachrichten zog ich zum Theil aus Uebersetzungen alter Schriftsteller; andere verdanke ich dem kenntnißreichen Grafen Vargas, und dem Herzog della Torre.

Dieser mächtige Berg, mit seinen nachbarlichen Spitzen, Somma und Ottajano, steigt an der östlichen Seite des neapolitanischen Meerbusens aus einer Ebene empor. Die ältesten Schriftsteller sprechen von ihm, als einem seit undenklicher Zeit schon ausgebrannten Vulkan. Strabo sagt: „Der Vesuv ist äußerst fruchtbar, wenn man dessen öden Aschenhügel ausnimmt. Auf der grauen Spitze des Berges sieht man Höhlen von ähnlicher Farbe voll kalzinirter Steine, die vermuthen lassen, daß in der Gegend vormals ein unterirdisches Feuer glühte. Vielleicht machte dies die Nachbarschaft fruchtbar, wie man es von den Gegenden um Katania sagt, wo die mit der Asche des Aetna vermischte Erde die herrlichen Weinberge nährt.“ Nach so langer Ruhe, daß kein einziges historisches Denkmaal vor der christlichen Zeitrechnung eines Ausbruchs erwähnt, fing der Vesuv um die Mitte des ersten Jahrhunderts wieder an, sich gewaltsam zu regen: Anfangs zwar nicht durch Feuerauswerfen, aber durch Erdbeben. Zu Nero's Zeit, sechszehn Jahre ehe Herkulanum und Pom-

peji unter Lava und Asche begraben wurden, schrieb Seneka Folgendes. „Die berühmte Stadt Kampaniens, Pompeji, auf der einen Seite an die Küste von Surrentum und Stabiä, auf der andern an die Herkulanische gränzend, und an einer lieblichen Meeresbucht gelegen, hat nebst der benachbarten Gegend durch ein Erdbeben viel gelitten; und zwar im Winter, welchen unsere Vorfahren von solchen Unfällen frei glaubten. Es war im Monat Februar, unter den Consuln Regulus und Virginius, daß Kampanien, immer in Furcht kommender Dinge schwebend, bis dahin aber mehr geschreckt als beschädigt, von der Erschütterung so mitgenommen ward. Ein Theil der Stadt Herkulanum ist eingestürzt *), und was noch steht, hält man nicht sicher. Die Kolonie Nuceria ist nicht ohne Schaden geblieben, Neapel aber nur gleichsam gestreift worden. Auf den Anhöhen fühlten die Landhäuser bloß Stöße. Man setzt hinzu, daß eine Herde von 600 Schafen getödtet sey, und Statuen zerbrachen; auch Menschen umherirrend gefunden wurden, die ihrer Sinne nicht mächtig waren."

Im Jahr 79, beim Anfang der Regierung des Titus,

*) In beiden genannten, nachher verschütteten, Städten hat man beim Aufgraben Tempel und andere Gebäude gefunden, deren Inschriften ausdrücklich besagen, daß sie durch jenes Erdbeben zerstört, darauf aber unter dem Kaiser Vespasian wieder hergestellt worden.

Titus, brach nun aus dem Veſuv ein Feuerſtrom und Aſchenregen aus, welcher mehrere Städte, Herkulanum, Pompeji, Stabiä, überſchüttete. Der jüngere Plinius beſchreibt dieſen fürchterlichen Ausbruch, bei welchem ſein Oheim das Leben verlor, rührend und anſchaulich. Von da bis zum J. 1036 zählt man ſieben Ausbrüche des Veſuvs. Der zwölfte, im J. 1500, gehört zu den merkwürdigſten; der Arzt Ambroſius Leon von Nola hat ihn beſchrieben. Ein rother Aſchenregen folgte dem Ausbruch, weshalb verſchiedene von einem wunderbaren Blutregen ſprachen; doch ergiebt ſich dieſe Erſcheinung natürlich, wenn die rothe Aſche, in der Luft durch Waſſer aufgelöſt, zur Erde fällt. In der Nacht des 16ten Dezembers 1631 war ein heftiges Erdbeben rund um den Berg; am Morgen erhob ſich dann eine hohe ſchwarze Rauchſäule, und finſtere Nacht umzog den ganzen Neapolitaniſchen Hafen. Ein Aſchenregen bedeckte die Gegend; Blize erleuchteten die furchtbare Dunkelheit, mit Donnergetön ſchleuderte der Krater glühende Steine in die Luft. Die herrlichen Gärten von Pietra Bianka, von Portici, Granatello, und Reſina, wurden durch dieſen Lavaerguß, der das Meer erreichte, zernichtet, und Torre del Greco ſammt Torre dell' Annunziata verwüſtet. Bis 1652 waren öftere Erſchütterungen, und das Meer in dieſem Zeitraume äußerſt unruhig. Der grauſe Verwüſter ſchwieg bis 1660: wo der vierzehnte Ausbruch erfolgte, ganz ohne Geräuſch; auch brachte der Lavaerguß den Anwohnern

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

des Berges keinen Schaden. Dagegen setzte er am 12. August 1682 Alles in Schrecken: denn dieser sein funfzehnter Ausbruch war von unterirdischem Donnergetön und heftigen Erdstößen begleitet, die von Zeit zu Zeit wiederkehrend bis 1689 anhielten. Von da bis 1737 zählt man sechs Ergießungen des Vesuvs, ohne bedeutende Folgen. Desto schauderhafter war der 22ste Ausbruch, im Mai 1737, den der damalige Neapolitanische Hofarzt, Don Francisco Serao, furchtbar darstellt. Sogar beim hellen Sonnenlicht konnte man am 19. und 20. Mai die Flamme unterscheiden, die aus dem Berge hervorstieg. Nach Sonnenuntergang sah man im Vesuv deutlich eine Spalte, aus welcher mit Gewalt Feuer strömte, ohne daß die Flamme im Krater sich verminderte; auf Resina zu, stürzte sich dieser glühende Strom, so sich ausbreitend, in verschiedne Arme getheilt, daß der ganze Berg in Flammen zu stehen schien. Torre del Greco war abermal unter dem Glutstrom begraben. Am 29. stand die Lava. Nun kam, den 5. Juni, nach heftigem Regen ein durchdringender Schwefelgeruch, der in der Entfernung von 600 Schritten Laub und Früchte verdorren machte. Ein zweiter Regen, wenig Tage darauf, brachte die glühende Lava zum Rauchen, und bildete eine lang anhaltende giftige Luft, die der Gesundheit sehr nachtheilig fiel. Serao maß die Menge Lava, welche der Vesuv in 22 Tagen ausgeworfen hatte, und berechnete: daß diese Masse, in ein Quadrat auf einander gethürmt, in einem Raume

von anderthalb ital. Meilen einen viereckigen Berg bilden müsse, der die Höhe von 685 Fuß haben würde.

Nach dieser heftigen Explosion blieb der Vesuv 14 Jahre ruhig, und strömte im Oktober 1751 wieder Feuer aus. Der 24ste Ausbruch erfolgte am 2. Dezember 1754. Ohne alles Geräusch ergoß sich die Lava ostwärts, auf der Seite von Ottajano und Bosco di tre Case; sie floß in zwei Strömen so schnell, daß das Auge dem Laufe nicht folgen konnte. Der eine Strom bildete einen Feuersee, der andere stürzte sich senkrecht herab von einer Höhe von 100 Fuß. Sie verwüsteten schöne Weinberge und Landsitze. Ihre Ausdünstungen verursachten für die, welche sie einathmeten, eine furchtbare Epidemie, welche Don Juan de Vinzenzo, Arzt in Nola, beschrieben hat. Die mehrsten Kranken starben am vierten Tage, gleich nach dem Tode waren die Leichname mit purpurrothen Flecken bedeckt; bei der Oeffnung fand man Herz und Lunge stark mit Blut angefüllt, wie bei Menschen, die durch Kohlendampf erstickten. — Acht Jahre nachher rauchte der Vesuv, am stärksten bei schlechtem Wetter. Der 25ste Ausbruch erfolgte am 8. März 1766; diesen hat der Ritter Hamilton, in einem Briefe an die Gesellschaft der Wissenschaften zu London, beschrieben. Das Ausströmen dauerte ununterbrochen bis zum 10. Dezember. Nach Hamilton, hatte der Krater zu der Zeit eine kleine der Solfatara ähnliche Fläche, auf welcher sich ein Aschenhügel

von 185 Fuß erhob, der dem Vulkan als Feuereſſe diente. Warf man einen Stein hinein, ſo hörte man, ehe er zu Boden ſank, hundert Anſchläge. Einer der heftigſten Ausbrüche, ebenfalls von Hamilton beſchrieben, ereignete ſich d. 19. März 1767. Gleich einer koloſſalen Tanne erhob ſich eine ſchwarze Rauchſäule aus dem Krater, zu ungeheurer Höhe emporſteigend; die Dunſtwolken wurden 28 Meilen weit bis zur Inſel Capri geweht. Von dem unterirdiſchen Getöſe bebten ſelbſt zu Neapel die Thüren und Fenſter der Palläſte, einige wurden ſogar aufgeſprengt. In den folgenden Tagen fiel die Aſche, deren Wolke die Sonne verfinſterte, gleich einem trocknen Regen in alle Straßen Neapels nieder: Niemand konnte mehr ohne Regenſchirm ausgehn, ja ſelbſt im Meere wurden die Schiffe auf eine Entfernung von 20 Meilen mit dieſem Aſchenſtaube bedeckt. Die Lava floß, in einem 2 Meilen breiten Glutſtrom, 6 Meilen weit, wo ſie dann in einer Einhäufung von 70 Fuß Höhe erſtarrte. Bis 1778 blieb das Innere des Veſuvs in beſtändiger Bewegung; verſchiedne Ausbrüche, ohne beſondere Auszeichnung, folgten einander. Auch der vom Mai 1779 war unbedeutend; deſto ſchrecklicher im nehmlichen Jahr der Ausbruch vom 29 Juli. Ein Lavaſtrom floß nach Reſina hinab, ein neuer, von ſtinkendem Rauch begleitet, brach gegen Ottajano aus. Am 8. Auguſt trieb der Krater eine Feuerſäule empor, zweimal ſo hoch als der Berg ſelbſt; bei ihrem Glanz konnte man in Gaeta, 40 Meilen von Nea-

pel, zur Nachtzeit lesen. Neapel fürchtete verschüttet zu werden, doch ein entgegengesetzter Wind trug die mit glühenden Steinen angefüllte Aschenmasse ins Meer. Auch ward Asche 68 Meilen weit fortgetrieben, und sank in Apulien nieder. Eine Masse, 18 Fuß lang, eben so hoch, und 10 Fuß breit, von verhärteter Asche und Steinen, war 1 Meile hingeschleudert. Einige 100 Schritte von diesem Block fand man einen Klumpen verglaseter Lava, in Form einer Bombe, der 12 Fuß im Durchschnitt hielt. Im J. 1786 ward die Wohnung des vormaligen Einsiedlers weggerissen; 1787 Torre del Greco abermal heimgesucht, und 1794 ganz überflutet. Die Lava, welche den unglücklichen Ort vernichtete, floß bis ins Meer. Dieser Ausbruch von 1794 gehört zu den schreckbarsten; man berechnete den Schaden über eine Million Ducati, auch verloren mehrere Menschen dabei ihr Leben. An der mittägigen Seite des Vesuvs stürzte ein ansehnlicher Theil des Kraters mit grausendem Getöse in sich selbst nieder. Sein innerer Zustand ändert sich nach jedem Ausbruch in etwas. Zehn Jahre blieb nun der Vesuv ruhig. Von minderem Schaden waren die Ausbrüche: am 11. August 1804; noch zweimal in dem nehmlichen Jahre; und im Februar 1805. Seitdem raucht er aber unaufhörlich, und oft fahren aus dem Schlunde Flammen und glühende Steine empor, die einen neuen Ausbruch zu verkünden scheinen. — Wenn man die unterirdischen Zubereitungen der Zerstörung erwägt, und dabei die

sehr wahrscheinliche Entstehung des neapolitanischen Meerbusens: so ist die Furcht vor einem traurigen Schicksale, welches einst Neapel treffen dürfte, keineswegs ungegründet.

So viel von den Naturbegebenheiten des Vesuvs. Nicht weniger merkwürdig ist seine politisch-geschichtliche Beziehung. Denn wäre, in der letzten Zeit der Römischen Republik, dem Spartakus, diesem heldenmüthigen Anführer der Fechter und Sklaven, sein Unternehmen gelungen, so würde, um einige Jahrhunderte früher, die Rettung des Erdbodens aus den Ketten der verbrechenvollen Weltherrschaft von diesem Punkte ausgegangen seyn. Den tapfern Thrazier Spartakus lieferte das Kriegsunglück seiner Nation in die Hände der eroberungssüchtigen Römer. Er war nun gezwungen ihren Legionen zu folgen, entfloh aber, und soll, nach der Beschuldigung feindlicher Schriftsteller, eine Zeit lang vom Straßenraub gelebt haben. Hätte auch die Noth ihn hiezu veranlaßt, so vergesse man nicht, daß gerade die Römer, diese Welträuber, es sind, welche den Straßenräuber anklagen. Er ward wiederum eingefangen, und wegen seiner Körperkraft in den Kerker einer Fechterschule zu Capua geworfen. Daraus befreite er sich sammt 73 seiner Mitunglücklichen. Bewaffnet mit Bratspießen und Messern, plünderten sie einige, ihnen auf dem Felde begegnende, mit Fechterrüstung beladene Wagen, und schlugen die ihnen nachsetzenden Soldaten zurück. Mit Waffen und Lebensmitteln

versehen, flüchtete der kleine Hause, vor einer anderweitigen Verfolgung, auf den schwer zu erklimmenden Aschenhügel des Vesuvs. Der ihm mit 3000 Soldaten nachgeschickte Prätor Claudius besetzte am Fuß des Berges alle Zugänge, um die Flüchtlinge oben auszuhungern. Die Erfindungsgabe ihres entschlossenen Anführers rettete sie. Aus den wilden Weinranken, die häufig den schroffen Hügel umgränten, wurden starke Seile geflochten, an denen sich die Schaar, in einer stürmischen Nacht, an der steilsten Seite des Berges herunter ließ, die eben darum, weil das Entkommen hier unmöglich schien, unbewacht war. Augenblicklich überfiel Spartakus die sicheren Römer, mit wildem Geschrei sie aus dem Schlafe schreckend, hieb die mehrsten nieder, und eroberte das Lager: nur der Prätor mit wenig Soldaten entkam. Der Ruf dieser Wunderthat flog durch Unteritalien, und führte eine große Menge ausgebrochener Sklaven ihm zu *). So verstärkt, wagte er nun den Römern kühner die

*) Man muß, um dies ganz zu verstehen, die damalige Lage des Ackerbaues in Italien, der bloß durch viele tausend gefesselte Sklaven, welche Nachts eben so eingeschlossen wurden wie die Christensklaven in Algier, betrieben wurde, und die ins Unglaubliche vervielfältigten Gladiatorspiele in Anschlag bringen. Man s. Meiners „über den Verfall der Römer" S. 267; und die meisterhafte, noch in nichts übertroffene Behandlung dieses Sklavenkriegs in Debrosse's Sallust Histoire de la république Romaine T. II, p. 135 sqq. B.

Stirn zu bieten, besiegte alle Hindernisse, überwand sogar Konsuln und Prokonsuln in offenen Feldschlachten; und Rom zitterte! Dies außerordentliche Glück verleitete ihn durchaus nicht von den Maßregeln, die Mäßigung und Weisheit ihm eingaben; allein anders dachten seine Unterfeldherrn und die Rohesten des Haufens. Es entstand Zwiespalt, endlich Trennung, die es dem mit starker Macht gegen ihn geschickten Crassus möglich machte, die Tapferkeit des Spartakus und die Verzweiflung der Seinen zu überwinden. Tödtlich verwundet, noch knieend kämpfend, erlag er endlich seinem Schicksale. Die Gerechtigkeit des Kampfes war auf seiner Seite, er stritt gegen den gottlosesten Frevel; ihm fehlte nur die Krone des Glückes, um mehrere sogenannte Helden der älteren und neueren Geschichte zu überstrahlen.

Den 4. Juni.

Das unter Lava begrabene alte Herkulanum*), dessen entdeckte Reste wir heut besuchten, hat, wie das ganze Alterthum, einen durch fabelhafte Dichtungen verschleierten Ursprung. Die Stadt soll vom Herkules erbaut worden seyn, als er bei Gelegenheit des Argonautenzugs, aus Illyrien kommend, daselbst landete. Geschichtlicher möchte wohl

*) Zuerst ward Herkulanum durch einen feuchten Aschenregen bedeckt; diese Decke hinderte, daß der nachher erfolgte Lavaguß mit den Bildsäulen von Erz zusammen schmolz: und so wurden diese Kunstwerke gerettet.

die Vermuthung seyn, daß Bewohner von Cumä sie gründeten. Obgleich sie nur eine Provinzstadt war, so muß sie doch, nach der Pracht des aufgedeckten Theaters und den daselbst hervorgezogenen Kunstwerken, zu den schönsten in Campanien gehört haben. Dem beiweiten größten Theile nach, liegt sie noch unter Portici und Resina, tief mit basaltartiger Lava bedeckt, welches freilich alle Hoffnung fortzusetzender Aufgrabungen vernichtet. Ueber anderthalb tausend Jahre war Herkulanum begraben und vergessen, als die ersten Spuren desselben wieder zum Vorschein kamen. Der Prinz Elbeuf ließ zu Portici einen Pallast am Ufer des Meeres bauen, und kaufte zu diesem Behuf Marmor zusammen. Ein Bauer hatte bei Bearbeitung seines Ackers schöne Marmorstücke unter der Erde gefunden, er bot sie an, und versicherte daß noch mehr dergleichen hervorragten; der Prinz kaufte den Acker: und preiswürdige Schätze der Kunst vergalten sein Unternehmen *). Die Regierung von Neapel ward dadurch zuerst im J. 1759 aufmerksam gemacht,

*) Es giebt unter den Alterthumsforschern verschiedene Angaben über das eigentliche Jahr der ersten Entdeckung durch den General Karls VI, den Prinzen Elbeuf. Man s. Lipsius Beschreibung der Antiken-Gallerie in Dresden S. 273. Allein durch einen gleichzeitigen Brief, von Gori in seinen Symbolis Literariis vom Jahr 1748 Vol. I, p. 39 sqq. bekannt gemacht, ist es klar, daß die weitern Nachgrabungen, die durch die Angabe des Bauern, der beim Brunnengraben antike Marmorstücke gefunden

und folgte dem Beispiele des Prinzen. Glücklicher Weise lenkte ein Zufall die fernere Entdeckung auf einen höchst bedeutenden Punkt. Man grub nehmlich zu Resina einen Brunnen, und stieß bei dieser Gelegenheit, in einer Tiefe von 80 Fuß, auf das prächtige Theatergebäude der Stadt Herkulanum, dessen vollständige Aufräumung nun weiter getrieben wurde. Die alte Straße neben dem Theater ist schnurgerade, mit Lava gepflastert, und hat auf beiden Seiten Wege für die Fußgänger.

Man steigt bei Resina durch die erwähnte Oeffnung, wie in ein Bergwerk, mit Fackeln herab, die in der unterirdischen Wanderung bei jedem Schritt vorleuchten müssen. Kalte, feuchte Höhlenluft schaudert uns in dieser finstern Tiefe an. Die Feuchtigkeit, welche von den Wänden herabträufelt, macht den Boden schlüpfrig. Sehr mühsam ist das Hinabsteigen, es gleicht vollkommen den Schilderungen der antiken Höllenfahrten. Unten umfängt den Wanderer der düstre Schatten einer längst abgeschiedenen Welt, die stumm von allen Seiten ihn anstarrt; oben donnert es dumpf von dem Getöse der

hatte, veranlaßt wurden, schon im J. 1711 Statt fanden. Nach der dort mitgetheilten Nachricht fand Elböuf 7 Statuen. Bekanntlich kamen die drei schönsten davon an dem Prinzen Eugen nach Wien, nach dessen Tode sie von König August III für 6000 Thaler zur Bereicherung der Dresdner Antikengallerie erkauft wurden, deren vorzüglichsten Schmuck unter dem Namen der Herkulanischen Matronen sie auch jetzt noch ausmachen. B.

über der weiten Wölbung hinrollenden Wagen. Man wird von nie gefühlten Schauern ergriffen, und hat Mühe zu einer ruhigen Anschauung sich zu sammeln; dann aber erstaunt man über den Reichthum der Pracht dieses Gebäudes. Bald bewundert man den schönen marmornen Fußboden, bald den meisterhaft gearbeiteten Fries eines Marmorgebälks. Brennendes Roth scheint die Lieblingsfarbe der alten Bewohner von Unteritalien gewesen zu seyn, wie sie es in diesen Gegenden noch jetzt ist: denn die Wände umher sind mit dieser Farbe überzogen; hin und wieder erblickt man gut gearbeitete Freskogemälde. Marmorplatten, auf beiden Seiten in einer gewissen Höhe eingemauert, zeigen durch ihre Inschriften, daß der Consul Balbus dies Theater auf seine Kosten erbaut habe. Die Bildsäulen des Vaters und Sohnes Balbus, die ich zu Portici sah (S. 68), wurden unterhalb dieser Platten gefunden. Welch eine Ungleichheit der Gütervertheilung setzt es voraus, daß ein Privatmann auf seine Kosten ein solches öffentliches Gebäude errichten konnte! und außer diesem Herkulanischen, hatte er auch in Rom ein Theater erbauen, und mit gleicher Pracht ausstatten lassen (man s. Thl. II, S. 181); überdies rührten die kostbarsten Verschönerungen seiner Vaterstadt Gades, des heutigen Cadiz, von ihm her. Er, ein Spanier, war wegen seiner freilich unpatriotischen Anhänglichkeit an die Generale, die sein Vaterland unterjochten, zum römischen Bürger erhoben worden, und stand mit den

vornehmſten Römern zur Zeit des Pompejus in Verbindung. Seine Denkmaale haben Feuer, Waſſer und Barbaren von der Erde vertilgt *).

D'Hancarville, Verfaſſer des Werks über die hetruriſchen oder altgriechiſchen Vaſen, macht eine auf dieſen Balbus ſich beziehende Anekdote bekannt, die ihm von Don Juan, Commandanten der Marine zu Cadiz, mitgetheilt worden iſt. Die Soldaten der Garniſon, von ihren Schiffen über eine Erdzunge nach dem feſten Lande gehend, ſahen das Meer eine franzöſ. Meile vom Ufer zurückgetreten, und auf dieſem vom Waſſer verlaſſenen Raume einen alten Tempel. Sie wagten ſich hinein, fanden Statuen von menſchlicher Größe, und einen Altar. Von dem bronzenen, ſchön bordirten Gewande einer der Statuen brachen ſie ein Stück ab, welches 50 Pfund wiegen ſoll, und ſich itzt im Kabinet eines Irländers, Marquis Perry, befindet,

*) Es wird eine ſchwere Aufgabe ſeyn, zu beweiſen, daß die beiden Balbus, deren Ritterſtatuen in Bronze am Theater in Herkulaneum gefunden wurden, mit jenem alten Balbus, für welchen Cicero eine noch vorhandene Rede hielt, ſo genau zuſammen gehangen, ſo gern dies auch die Academici Ercolanesi uns glauben machen möchten. Daß jener Pompejaniſche Balbus aus Gades ſo unermeßlich reich wurde, erſcheint nicht mehr ſo wunderbar, wenn man bedenkt, daß er eine Zeit lang Geſchäftsführer (procurator) des Julius Cäſar geweſen, und von dem reichen Günſtling des Pompejus, dem Theophanes aus Mitylene, adoptirt worden iſt. Man ſ. Manuzzi Inhaltsanzeige zu jener Rede des Cicero. B.

der zu der Zeit Kaufmann in Cadiz war. Bald darauf ward der Tempel wieder vom Meere bedeckt. Nach alten Zeugnissen stand dieser dem Herkules geweihte, und von eben dem Balbus erbaute, Tempel auf einer zu Gades gehörigen Insel, die in das Meer versunken ist.

Den 5. Juni.

Pompeji — welches mit Herkulanum zugleich unterging — von Neapel ungefähr 12 ital. Meilen entfernt, liegt in der Nähe des Flusses Sarno, und gehörte zu den blühenderen Handelsstädten Campaniens. Es soll einen Umfang von 3 ital. Meilen gehabt haben. Der Weg dahin geht durch Portici, Resino, Torre del Greco, und den Flecken Torre dell' Annunziata.

Torre del Greco wurde schon 11 mal von Feuergüssen überfluthet, am fürchterlichsten im J. 1794 (man s. S. 101). Fruchtfelder sind in eine schwarze Lavawüste verwandelt, in der hin und wieder die Genista blüht. Zu beiden Seiten des Weges stehen hohe Felsmassen von schwarzerstarrter Lava, zwischen welchen halbverschüttete Häuser hervorragen. Nach jedesmaliger Zerstörung kehrten die Einwohner zu ihrer Heimat zurück, um die Masse, die ihr Verderben herbeigeführt hatte, zum Baumaterial wieder zu gebrauchen, oder wenn die Häuser vom Feuerstrome nicht ganz überdeckt waren, sie nur anders einzurichten. Die Fenster des zweiten Stocks wurden im neuen Gebäude Thüren des

erſten; zwiſchen und auf der erhärteten Lava bahnten ſie ihre neuen Straßen. In der erſten Anlage muß der Ort in einem Thale gelegen haben; denn jeder Lavaſtrom ließ eine beträchtliche Erhöhung des Bodens zurück. — Auch Torre dell' Annunziata hat oft daſſelbe Schickſal gehabt. Man ſieht vor und neben dieſem Flecken dieſelbe Wildniß, wie bei jener Stadt. Aber hinter ihm wird die Gegend freundlich: Weingärten wechſeln mit wohlangebauten Feldern ab, wo die Baumwollpflanzungen itzt eben in ſchöner Blüthe ſtanden. Der Boden ſteigt etwas aufwärts, und man gelangt zu einem Rebenhügel, unter welchem noch der größte Theil des alten Pompeji vergraben liegt.

Nicht ein Lavaſtrom, dem man entfliehen kann, ſondern ein Aſchenregen, der mit ſiedendem Waſſer vermiſcht dem Veſuv entquoll, und ſo plötzlich aus der Luft niederſtürzte daß niemand entrinnen konnte, überdeckte in dem ſchon bemerkten Jahre 79 die Stadt Pompeji. Seit dieſer Zeit war jede Spur, ſogar ihrer ehmaligen Lage verſchwunden. Erſt nach mehr als 1700 Jahren verdankte man einem Zufalle ihre Entdeckung, da ein Winzer mit ſeinem Spaten auf die Mauer eines Hauſes ſtieß.

Mächtiger als bei irgend einem Anblick der Ueberbleibſel des Alterthums, durchdrang mich das Gefühl der Vergangenheit beim Eintritt in den aufgedeckten Theil dieſer verſunkenen Stadt. Wir gingen an einem aus Lava erbauten netzförmigen Gemäuer vorüber, an welchem ſich eine Marmorplatte

mit verwiſchter Inſchrift zeigt, und kamen zu dem großen Theater. In deſſen Nähe iſt der Eingang zu einer Straße, Säulen auch Wände von Häuſern ragen hie und da aus der Verſchüttung hervor. Das Theater war unbedeckt, und konnte 5000 Menſchen faſſen. Es hatte durch Erdbeben gelitten, war aber kurz vor dem gänzlichen Untergange der Stadt wieder hergeſtellt (S. 96 Anmerk.). Die Beſchädigungen der Marmorſitze auf den Stiegen hält man für Wirkungen jenes früheren Unfalls. Denn übrigens iſt Alles, die Treppen zu den Sitzen, die Zugänge, und die ganze Umgebung, ſo gut erhalten, daß man ſich daraus den deutlichſten Begriff von der theatraliſchen Einrichtung der Alten machen kann. So begreift man, warum ſie auf Einheit der Zeit und des Orts dringen mußten. Sie hatten nehmlich ſtehende Kuliſſen, oder vielmehr auf dem Proſcenium drei prächtig gemauerte Eingänge, durch welche die Schauſpieler hervortraten. Der mittlere iſt der größte, und war für die hohen tragiſchen Perſonen beſtimmt; die beiden Nebengänge, für die untergeordneten Rollen. Alles war mit dem köſtlichſten Marmor bedeckt; und in den Räumen zwiſchen den Eingängen ſtanden, in den itzt leeren Niſchen, Götter- und Heldenſtatuen von Erz oder Marmor. An den Trümmern der Säulenkapitäle und der Corniſchen iſt die feinſte Kunſtarbeit ſichtbar.

An dies Gebäude ſtößt ein Porticus, den viele für ein Soldatenquartier halten, weil man daſelbſt Waffen fand. Warum nicht lieber für einen

Erfrischungsort des zum Schauspiel versammelten Volks? Bei eintretendem schlechten Wetter konnten die Zuschauer unter den bedeckten Arkaden dieser Halle Schutz, und in den kleinen hinter den Kolonnen angebrachten Kabinetten bei der Hitze Erfrischung finden. Zu jenem angegebenen Zweck ist der Raum für die Besatzung einer so ansehnlichen Stadt viel zu klein, auch so nahe am Theater unpossend. Daß sich Soldatengeräthe gefunden hat, beweiset nur daß zur Zeit des unglücklichen Verhängnisses eine Wache zur Erhaltung der Ordnung dort aufgestellt war. Die Säulen sind mit blutrother Tünche, die das Rossoantiko nachahmt, überworfen, und mit allerlei Namen bekritzelt, worunter der Name Furius am häufigsten vorkömmt. — In diesem Porticus befindet sich ein merkwürdiger Brunnen, der in neuern Zeiten von einem gewissen La Vega gegraben wurde. In der Tiefe von 50 Palmen (Spannen) stieß man beim Graben auf eine mit Lava gepflasterte Straße. Läßt dies nicht vermuthen daß schon Pompeji auf eine untergegangene Stadt erbaut wurde?

Das jenem großen Theater nahgelegene kleinere war bedeckt. Kundige Männer vermuthen, daß dies Gebäude als Odeum musikalischen Aufführungen gewidmet war; weit wahrscheinlicher als daß, nach einer andern seltsamen Meinung, hier die Theaterstücke erst wären probirt worden. Es ist noch besser erhalten, als das große. Die seltensten Marmorarten schmücken den Fußboden. Die Sitze von weißem

Marmor

Marmor ſind unverſehrt. Vom oberſten Sitz hat man eine herrliche Hinſicht auf die See, und das ſchöne Gebirge bei Caſtel a Mare.

In der Nähe der beiden Theater ſteht ein Tempel. Man weiß nicht, welcher Gottheit er geheiligt war, aber er gewährt eine deutliche Vorſtellung des Kultus der Alten. Vor der Niſche, die das Götterbild enthielt, iſt ein Altar, an welchem das Opferthier geſchlachtet wurde; die marmorne Erhöhung zu dieſem Behuf, und das Becken für geweihtes Waſſer, ſtehen am Eingange. Kolonnaden umgeben dies Heiligthum, das vor der Verſchüttung durch Erdbeben ſehr gelitten hat. — Deſto beſſer erhalten iſt der liebliche Iſistempel. In der Mitte des von einem Säulengang umgebenen Vorhofes erhebt er ſich. Auf vier Stufen kömmt man zu ſeiner Vorhalle, und von da in die Kapelle, welche die Erhöhung eines Altares in ſich faßt. Hier fand man eine kleine Statue der Iſis, und eine ſteinerne Tafel voll Hieroglyphen; alle Basreliefe des Tempels haben Beziehung auf den Iſisdienſt. Der Bacchus, jetzt im Muſeum zu Portici, ſtand hier in einer Niſche. Zum Allerheiligſten führt eine kleine Seitentreppe mit Niſchen an jeder Seite. Der Altar, auf welchem die geweihten Theile des Opferthiers gelegt wurden, ſteht auf dem Vorhofe, zur Seite der Halle. Neben dem Tempel iſt ein Speiſeſaal, in einer Niſche außerhalb fand man einen Harpokrates, das Symbol des geheimnißvollen Schweigens. Eine antike Inſchrift ſagt: Popidius Alſinus habe den

durch ein Erdbeben niedergestürzten Tempel auf eigene Kosten wieder erbauet. Seine Mauern und Säulen sind von Backsteinen, und wie jene des Portikus mit rother Farbe überzogen.

In einem Wohngebäude dieser Gegend fanden wir einen kleinen Haustempel, sammt dem den Laren gewidmeten Altar. Ein Gefühl andächtiger Weihe durchdrang mein innerstes Gemüth, als ich zu der feierlichen Stelle trat. Hier hatten einst fromme Herzen sich zur Gottheit erhoben; der ewige Weltengeist, den keine Form umfaßt, verzeiht die Form, und nur Reinheit der Seele wird nicht verwerflich vor ihm erfunden. Solche Privatandachten waren eine der ehrwürdigsten Sitten der Alten; es wäre wohl zu wünschen, daß sie hergestellt würden, in der Art wie unsere deutschen Vorfahren sie heilig beobachteten. Ihr Mangel hat den dünkelhaften Geist des Egoismus aus der Hölle heraufgezaubert, unter dem jetzt Europa seufzet und blutet. Nicht weit von dieser Tempelstätte liegt ein oblonges Gebäude, mit einer inneren Umgebung von rothen Säulen; auch von einigen Antiquaren für einen Tempel erklärt, von unserm Führer aber für einen Hörsaal, wozu die Einrichtung besser paßt. In der langen Halle nehmlich ist ein Marmorsitz angebracht, der Aehnlichkeit mit unsern Kathedern hat, und keine Stelle in diesem Raum zeigt Spuren eines Altars.

Diese Gegend scheint vorzüglich öffentlichen Gebäuden bestimmt gewesen zu seyn. Der Weg zu den eben erwähnten Hallen bringt an den Sarno

vorbei. Jahrhunderte floß unter der Verſchüttung das kleine Flüßchen ruhig fort; und zieht ſich vielleicht noch unter dem mit Weinbergen überpflanzten Theile der Stadt im Verborgenen hin. So, dachte ich, geht die ſtille Tugend, auch unter drückenden Verhältniſſen, ununterbrochen ihren Gang. Von jenem länglich viereckigen Gebäude wandelten wir über Pompeji eine lange Strecke, durch Weingärten zwiſchen hohen Ulmen, Maulbeer- und Feigenbäumen, ehe wir wieder an aufgegrabene Häuſer kamen. Das erſte, welches uns entgegen trat, hatten die Franzoſen während ihrer erſten Einnahme Neapels aufgraben laſſen. Marmorne Fußböden, feine Corniſchen, und anmuthige Freskomalereien zieren es. Nach weiterem, liebliche Anſichten gewährenden, Gange genoſſen wir der Ausſicht auf das Meer, in welchem ſich das Inſelchen Nevigliano erhob, und befanden uns dann bald vor einem zwei Stock hohen Hauſe, auch während der Anweſenheit der Franzoſen aufgegraben. Schöne Moſaiken ſchmücken den Fußboden; alle Zimmer ſind durch Freſkogemälde verziert, deren Glanz die Vermuthung erregt hat, ſie wären mit Wachsfarben auf die Wände gemalt. — Von ſolchen einzelnen Häuſern und Gebäuden, brachte uns ein langer Weg durch Rebenhügel und Gemüſegärten, die unverzäunt den Durchgang geſtatten, endlich zu einer ganz aufgedeckten Straße. Wir ſtanden auf einer Anhöhe, und vor uns lagen in zwei Reihen die niedlichen Häuſer; rechts dampfte in brennenden Sonnenſtrahlen der Veſuv, der

schreckliche Städteverwüster, welcher vor 1700 Jahren hier das Leben und die Geschäftigkeit unter Asche begrub. Wir verfolgten die einsame Straße, deren Pflaster aus Lava besteht, in welchem die Wagengleise tief, und wie es scheint absichtlich, ausgehöhlt sind; so schmal dabei, daß sie auf sehr kleines Fuhrwerk hindeuten: und da die Seitenwege für Fußgänger fast unmittelbar an diese Spur stoßen, so begreift man nicht, wie zwei Wagen sich ausweichen konnten. Vielleicht, daß gewisse Straßen nur der Einfuhr, andere eben so ausschließend der Ausfuhr bestimmt waren.

Wir durchwanderten verschiedene Häuser; die wenigsten haben ein zweites Stockwerk, besonders die nicht welche mit dem Zeichen eines Gewerbes versehen sind. In eines Apothekers Behausung fanden wir noch die befestigten Vasen seiner Handelsmaterialien. Aus der Wohnung eines Wundarztes sind die chirurgischen Instrumente in das Museum zu Portici gebracht worden. Die Privatwohnungen sind einander ziemlich gleich. Zuerst ein Hof, im Viereck gebaut und mit Säulen umgeben; jeder hat ein Bassin. In einigen solcher Vorhöfe sind die Fußböden mit Mosaik ausgelegt, und auf den Rändern der Brunnen ruhen Flußgötter und Nymphen mit Muscheln. Rings um das Viereck sind die Eingänge zu den Zimmern, die selten Fenster haben, sie empfangen das Licht durch die Thüre. Alle Zimmerchen dieser netten Gebäude haben Fußböden von Mosaik; in einem Hause fanden wir marmorne

An den Wänden sind überall Gemälde angebracht: einzelne Gestalten und allegorische Figuren, die einen feinen Sinn haben oder eine zarte Beziehung ausdrücken. Einige Häuser zeichnen sich vorzüglich durch Gemälde und Säulenordnungen aus. So sahen wir die Darstellung der Diana, im Bade von Aktäon überrascht, der schon die Spuren seiner Verwandlung trägt und von den Hunden zerrissen wird. An der linken Wand die Entführung Europens, an der rechten, wie Helle mit Phryxus über den Hellespont eilt. Venus und Mars, von Liebesgöttern umschwebt, einer spielt mit des Kriegesgottes Helm. Merkur, der, von Kupido begleitet, zur Alkmene tritt um ihr die Anträge Jupiters zu bringen; der schalkhafte Blick des Liebesgottes, die beredte Miene des Boten, und Alkmenens Aufmerksamkeit sind gleich gut ausgedrückt. Auch Arabesken, die das Zeitalter des Titus verrathen, und mitunter liebliche Köpfchen in Medaillon. Gewöhnlich deuten die Gemälde die Bestimmung der Gemächer an: im Badezimmer sind Tritonen und Najaden; im Schlafzimmer streut Morpheus seine Mohnkörner aus, oder Venus ruht in Adonis Armen; in der Küche, eine dem Aeskulap gewidmete Opferhandlung. — Die Häuser sind außerordentlich klein, und in eben dem Verhältniß die Gemächer; ein Badezimmer hat nur für eine Person Raum. Der Verkehr des Lebens bewegte sich unter freiem Himmel, auf den öffentlichen Plätzen: denn, bestimmt durch klimatische und politische Verhältnisse, bestand es in gottes-

dienstlichen und gesellschaftlichen Beschäftigungen. Daher trugen nur ihre Tempel und öffentlichen Gebäude den Charakter der Großheit und Pracht. Selbst die Wohnungen welche vermuthlich reichen Personen gehörten, schließen alle Möglichkeit großer Versammlungen aus. Erwärmt wurden die Zimmer durch Röhren in den Wänden, die mit siedendem Wasser angefüllt waren; doch trägt ein 3 Geschoß hohes Haus auch Spuren von Oefen. Ferner finden sich in Nischen angebrachte, schornstein-ähnliche Röhren, durch welche der Lampendunst abgeleitet ward. Die Schwellen fast aller Thüren haben irgend ein Sinnbild: ein Füllhorn, eine Schlange, einen Löwen, in Mosaik. Nicht ohne Rührung las ich beim Eintritt in ein Haus auf der Schwelle das Wort Salve, mit weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde. Welch ein freundliches Wort am Eingange einer Wohnung! Der gute Mensch, der seinem Hauspförtchen diesen Bewillkommungsgruß auftrug, ist längst verschwunden, sein Name ist vergessen, und noch sprach seine Stimme zu meinem Herzen.

Am Stadtthore übersieht man die ganze Straße, und blickt über die Stadt hinaus; im tiefen Hintergrunde dampft der Vesuv. Nahe an diesem Thore liegt das Grabmaal der Priesterin Mammia, ihr (der Inschrift zufolge) kraft eines Dekrets von den Stellvertretern des Volkes gesetzt. Daneben, vollständig erhalten, die steinerne Erhöhung, worauf der Leichnam verbrannt worden. Ein lieblicher Ru-

hesitz zieht sich im Halbzirkel um das Grab. Hier saßen einst in traurenden Erinnerungen die Freunde der abgeschiedenen Seele, und feierten, gleichsam nachschauend, ihr theures Andenken; rund umher öffnen sich Aussichten in das Unendliche. Bei fernerer Wanderung stießen wir überall auf Aschenwände, aus welchen Spuren von Häusern und Säulen hervorragen. Ueber 18 Fuß hoch liegt an manchen Stellen die Asche. Kürzlich ist ein Zimmer ausgegraben worden, das eine Oel- oder Weinniederlage scheint; denn es ist ganz voll großer schöngeformter Krüge. Auch hier sind an den Wänden artige Freskogemälde: die mehrsten auf dunkelrothen Feldern, eingefaßt von schwarzen breiten Borden, gleich Rahmen; doch manches gedankenreiche Bild erhebt sich auch auf schwarzem, auf lichtblauem oder zitrongelben Felde. Die besten Wandgemälde sind ausgesägt, und nach Portici gebracht. Das ist freilich sehr schade! vielleicht beobachtet man künftig gegen das Alterthum mehr Schonung. Außerhalb des Thores liegt eine nette antike Villa, wahrscheinlich das Eigenthum eines wohlhabenden Mannes; von zwei Geschossen, mit einer weitläuftigen Wölbung in der Erde. Das untere Geschoß erhält sein Licht von den Thüren, das obere durch Fenster. Die Badezimmer liegen, gleichsam heimlich, in der Mitte des Hauses: jedes mit Malereien in Bezug auf die Bestimmungen, z. B. Rosen und Balsamgefäße in dem Zimmer wo der Gebadete sich salben ließ. Ein Schlafgemach, mit der Erhöhung in einer Nische,

wo das Bett stand, hat eine allerliebste Form; daran stößt ein eben so niedliches Zimmerchen der Einsamkeit. Das Leben ist hier ausgezogen, aber seine stillen Spuren hat es zurückgelassen. Die Weinranke zieht einen grünen Vorhang vor die Fenster, in welche wilde Rosen ihre blühenden Zweige hinstrecken. In dem untern gewölbten Keller sind noch, in der versteinerten Asche befestigt, die großen schöngeformten Weinkrüge, wie sie vormals an die Wand gelehnt worden. Er empfängt durch die oberhalb an den Wänden angebrachten Oeffnungen Licht und Luft. In diesem Keller wurden bei der Aufdeckung 27 Gerippe gefunden. Er zieht sich unter dem ganzen Hause und den beiden Flügeln hin, die einen Garten umschließen. Auf der Decke des Gewölbes befindet sich in gleicher Richtung ein offener Säulengang. In der Mitte des Gartens ist eine mit Säulen umgebene Vertiefung, von Einigen für ein Bad, von Anderen für einen bloßen Wasser- und Schwimmbehälter erklärt. Ferner ein mit Marmor eingefaßter Brunnen, an dessen Rande man noch den Einschnitt des Seiles bemerkt, woran das Schöpfgefäß heraufgezogen ward. Auch in der Nähe dieses Landhauses hat die Hand der Liebe geliebten Verstorbenen ein erinnerndes Grabmaal errichtet *).

*) Der Literatur über Pompeji, welche uns der alles genau überblickende Morgenstern in seinen Auszügen Th. I, S. 90—108 so sorgfältig mitgetheilt hat, dürften aus der frühern Zeit nur noch die

Den 6. Juni.

Die Ausbrüche des unterirdischen Feuers haben in der ganzen Gegend um Neapel nicht bloß

sinnreichen Bemerkungen des Verfassers der Fragmente über Italien, aus dem Tagebuch eines Deutschen (Tübingen, Cotta, 1789) B. I. S. 280 fgg. beizufügen seyn. Am wenigsten dürfen Hirt's Bemerkungen über die Bestimmung mehrer Gebäude im 3ten Hefte von Italien und Deutschland S. 47 fgg. übersehen werden, woraus sich auch einige Angaben in diesem Tagebuch genauer werden bestimmen lassen. Es sollte wohl keine höhere Bildungsanstalt oder gelehrte Schule in Deutschland gefunden werden, wo nicht geschähe, was von dem würdigen Professor Lange in Schulpforte, der den reifsten Jünglingen jener unvergleichlichen Lehranstalt auch Vorlesungen über die Alterthumskunde zu halten pflegt, schon lange in Ausübung gebracht wurde: nemlich einige Stunden bloß damit zuzubringen, daß den Jünglingen unsers ersten reflektirenden Nationaldichters, Schiller's, meisterhafte — in demselben Jahr, wo unsere Verfasserin dies niederschrieb, gedichtete — Elegie Pompeji und Herkulanum durch eine zweckmäßige versinnlichende Erläuterung näher gebracht, und so das junge Gemüth gleichsam in alle häusliche Umgebungen der alten Welt zurückgezaubert würde! — Die neuesten sehr veränderten Ansichten und Schilderungen dieser seit 1755 mit dem sonderbarsten Wechsel von Anstrengung und Erschlaffung betriebenen Aufgrabungen unter den Königen Joseph und Joachim giebt das hier unentbehrliche Werk Descrizione delle scavazioni di Pompeji per Gaetano d'Ancona e Romanelli. Aus öffentlichen Blättern, besonders aus den 3 letzten Jahrgängen des Morgenblattes, ist hinlänglich bekannt, daß man seit 1812 unter dem bethätigenden Antrieb der Königin, noch

Zerstörungen, sondern auch Umgestaltungen zurückgelassen. Berge wurden niedergestürzt, und aus Thä-

200 Sappeurs außer den gewöhnlichen Aufgräbern angestellt hatte, die Ringmauern der ganzen Stadt aufzudecken, und so fürs erste den ganzen Umfang des alten Pompeji ab- und einzugränzen angefangen hat. Hierauf wird man die sämmtlichen Straßen aufgraben, und von diesen in die einzelnen Häuser und öffentlichen Gebäude übergehen; dann sollten die Landstraßen an die Reihe kommen, die zu den Hauptthoren führten, bei welcher Gelegenheit man auch mehr als ein Landhaus, wie das bekannte mit den zwei Terrassen und Kellergeschossen, und viele Grabmauerwerke zu entdecken hoffen darf. Das neueste, was uns von daher zugekommen ist, war die archäologische Erläuterung von drei Grabmauerwerken, die im J. 1812 zuerst aufgedeckt, und von dem trefflichen Landschafter und Figurenzeichner, Franz Catel aus Berlin, sogleich an Ort und Stelle nach des Ritters Millin Anweisung gezeichnet worden sind. Der Titel dieser gelehrten Monographie heißt: Description des tombeaux qui ont été découverts à Pompeji par le Chevalier A. L. Millin, dédiée à S. M. la Reine des deux Siciles et Naples, imprimerie Royale, 1813. 100 S. mit 7 Kupfertafeln. Wir haben aber in dem ausführlichen Reisewerk Millins die genauesten Angaben des jetzt nicht mehr unter Arditi's Leitung betriebenen Nachgrabegeschäfts zu erwarten. Es ist übrigens hier noch ein unermeßlicher Fund zu thun, trotz allem was in den letzten 8 Jahren hier nur auf den Raub ausgegraben, ausgeplündert und weggeschleppt worden ist. Nach dem nun ganz bestimmt anzugebenden Umfang der Stadt allein von wenigstens 4 Miglien, kann man annehmen, daß 2000 Mann 16 Jahre lang hier vollkommen beschäftigt werden könnten. B.

lern erhoben ſich dagegen andere. Unter dieſen iſt der merkwürdigſte der ſogenannte Monte Nuovo. Ueber ſeine Entſtehung kann ich hier um ſo kürzer ſeyn, da ich [nachher, vor meiner Abreiſe von Neapel] ein paar Briefe beifügen will, die von Augenzeugen des Ereigniſſes geſchrieben, und ſoviel ich weiß nur wenig bekannt ſind.

Am 20. September 1538 wurden in und um Pozzuoli Stöße von Erdbeben verſpürt, die neun Tage mit wachſender Stärke anhielten, bis endlich am 29ſten in der Ebene zwiſchen Pozzuoli, dem Meere, und dem Lukriner See die Erdrinde zerriß, worauf ein Feuerſtrom mit Steinen Aſche und ſiedendem Waſſer hervorbrach. Dabei ſtürzte auf der einen Seite des genannten Sees der ganze Flecken Terpergola ein; und es thürmte ſich auf einer andern Stelle, binnen zweimal 24 Stunden, der Neue Berg auf, der in runder ſich oben zuſpitzender Geſtalt eine Höhe von 400 und einen Umfang von 3000 Klaftern erreichte. — Im J. 1770 quoll, nach Hamiltons Bemerkung, aus einer Oeffnung dieſes Berges ein heißer feuchter Dampf, und noch dauern die warmen Ausdünſtungen im Innern des Kraters. Seine Tiefe ſteht mit der Höhe des Kegels in völlig gleichem Verhältniß. Sonderbar iſt es, daß der Sand am Fuß des Berges, wo er an das Meer ſtößt, höhere Hitze enthält, als die mittlere Region, die doch einen warmen Dunſt auswirft, wenn man 1 Fuß tief gräbt; der Wärmegrad nimmt wieder zu, je mehr man ſich der Spitze nähert. Die

Wuth des Elements hat übrigens aufgehört, und die stille Natur rund umher die alten Wunden mit reicher Fruchtbarkeit überkleidet.

Einige Schriftsteller finden es wahrscheinlich, daß mehrere Berge um Neapel, als der Monte Barbaro, Monte de' Camaldoli, Sto Elmo, in uralter Zeit einen ähnlichen Ursprung mit dem Monte Nuovo gehabt haben. Jener Monte Barbaro ist der Gaurus der Alten, berühmt durch die in seiner Nähe gelegene Villa des Cicero, welche er Akademie benannte. Die schönen von diesem Weltweisen gerühmten Weinpflanzungen des Berges sind von den Barbarenhänden der Sarazenen vertilgt worden, weshalb er noch den Namen barbaro trägt. Die Franziskaner, die oben ein schönes Kloster haben, scheinen durch Unthätigkeit fortzusetzen, was ihre heidnischen Vorgänger durch Grausamkeit anfingen.

Den 7. Juni.

Mit einer geschichtlichen Vorbereitung ausgerüstet, begaben wir uns heute auf den Weg zu den merkwürdigen Punkten in und um Pozzuoli. Als wir durch den dunklen Posilip gekommen waren (fuor della grotta), öffnete sich vor unsern Blikken Meer und Land, in der schönsten Beleuchtung des südlichen Himmels. Links ruhten auf dem sanft bewegten Meere, wie im Schooß des Friedens, die Insel Nisida und das noch kleinere Limon; vor uns die wunderbaren Gefilde, auf denen der Geist

der geschichtlosen Urzeit sich furchtbare ewige Denkmaale errichtet hat. Auf einer in Lava gehauenen Straße, kamen wir durch fortwährenden Wechsel reizender Ansichten, zu den berufenen Phlegräischen Feldern, wo die alte Fabelzeit die Bilder zu dem Gigantenkriege und der Unterwelt sammelte. Ueberall Spuren des Feuers, welches einst aus diesem Boden hervordrang: chaotische Massen starren umher; rechts aber, eine lange Strecke am Wege sich fortziehend, steigt eine 80 Fuß hohe Felsenwand empor, von uralter Lava, deren Entstehung über Menschengedenken hinausliegt. Sie ist aus Einem Gusse, nicht, wie die neueren, über einander geschichtet; auch bei weitem härter als diese, ihre Farbe spielt dunkelgrau. Zum Häuser- und Straßenbau werden hier die Steine gehauen, durch dazu verurtheilte Verbrecher, die in Zwischenräumen von einander, vom Fuße der Felsenwand bis zu dem schwindelnden Gipfel, ihr mühsames Werk treiben. Hamilton vermuthete nicht ohne Grund, die ungeheure Lavamasse sey aus dem niedergebrannten Krater der sogenannten Solfatara hervorgebrochen. Diese Gegend, von den Alten treffend Feuerfluren benannt, hat drei ital. Meilen im Durchmesser, und liefert aus ihren Niederungen eine reiche Ausbeute der bekannten Puzzolan-Erde. Lange vor der Zeit, aus welcher die mythologischen Klänge der Dichtung zu uns herübertönen, stand hier eine blühende Welt, und Menschendaseyn regte sich hier in jugendlicher Kraft; itzt begleitet das Gefühl eines

schauerlichen Erstaunens den Fremdling, der über den furchtbaren Boden wandelt. Durch diese chaotische Wüste gelangten wir in das Paradies der freundlichsten Natur. Ein blühender Rebenhain nahm die erhitzten Pilger auf, wir tranken in langen Zügen die balsamischen Erquickungen, die aus den Weinblüthen und von dem unten ausgebreiteten Blumenteppich uns entgegen quollen. Die Wendungen unsers Weges, durch Rebenhügel, Olivenpflanzungen und Fruchtfelder, gewährten verschiedene Ansichten gegen das Meer, den Monte barbaro und den Monte nuovo. Nachdem wir acht ital. Meilen zurückgelegt hatten, trafen wir in Pozzuoli ein.

Diese Stadt, welche die Römer, von den vielen Mineralquellen daselbst, Puteoli benannten, ist die Nachfolgerin einer älteren, Namens Dicäarchia, deren Erbauung dem Dicäus, einem Sohn des Herkules, zugeschrieben wird. Die anwachsende Macht der Cumäer brachte diese Stadt um ihre Selbstständigkeit, und bemächtigte sich des Hafens, von wo aus sie in der Folge großen Seehandel trieben. Die alles unterdrückende Gewalt der Römer riß im zweiten Punischen Kriege auch diese bedeutende Hafenstadt an sich. Unter den Kaisern, als die Schwelgerei in dieser paradiesischen Küstengegend ihren Sitz aufgeschlagen hatte, dehnte sich der Umfang Puteoli's bis gegen die Solfatara aus. Pallast reihte sich an Pallast, prachtvolle Tempelgebäude verherrlichten die Stadt. In der Mitte dieses

Sitzes der Ueppigkeit lag ein Amphitheater, nur durch das spätere Vespasianische in Rom übertroffen. Alle diese Herrlichkeit ist bis auf wenige, zum Theil unscheinbare, Trümmer verschwunden, und die Stadt selbst so ins Kleine zusammengezogen, daß die Ueberbleibsel jenes Amphitheaters itzt eine Viertelstunde Weges entfernt liegen. Das Erdbeben 1538, welches den Monte nuovo hervorstieß, hat vollends das mehrste von dem was die Wuth der Barbaren überstand, zu Grunde gerichtet. Die Domkirche des Januarius ist noch ein Rest der Augusteischen Zeit. Ein kaiserlicher Jupitertempel ward nehmlich in diese christliche Kirche so verwandelt, daß die alten Mauern vollständig erhalten wurden. Die ganze Vorderwand ist von Marmor, und wie das römische Kolisseum ohne Verbindungsmittel der Steine zusammengesetzt. Schöne kannelirte Marmorsäulen von korinthischer Ordnung, mit einem eben so schönen Architrav, bilden noch den Eingang, wie ehemals. Bei dem allen ist das Alte so verbaut, daß sich jetzt von der vormaligen Form des Tempels keine Vorstellung darbietet. Sein Baumeister war ein gewisser Coccejus, laut der Inschrift einer in der alten Wand eingemauerten Marmorplatte. Eine andere ist über dem Eingange befestigt, doch weiß man nicht was sie hier soll, indem sie sich weder auf den alten Tempel noch auf die Kirche bezieht. Sie ward im 16ten Jahrhundert unweit der sogenannten Caligula-Brücke von einem Fischer aus dem Meere gezogen; ihre Inschrift besagt, daß Antonin der

Fromme, durch Herstellung der zum Behuf des Hafens errichtet gewesenen und vom Meer zerstörten Arkaden, das Versprechen Hadrians erfüllt habe.

Ein anderes Denkmaal ist ein längliches Piedestal von weißem Marmor, welches einst Tibers Equesterstatue trug, die noch irgendwo unter der Verschüttung begraben liegt. Es ward im J. 1693 bei Grundlegung eines Hauses gefunden, und steht jetzt auf dem Marktplatz. Zwölf personifizirte Städte sind abgebildet. Die Arbeit ist vortreflich, nur leider sehr beschädigt. Unter einigen Figuren liest man noch die Namen, als Philadelphia, Kyme, Ephesus, Myrina, Temnos *). Dies Monument errichteten, zum Andenken der vom Kaiser erhaltenen Unterstützung, zwölf Städte in Kleinasien, die durch heftige Erderschütterungen niedergeworfen waren. Unter Titus Regierung hatte es wahrscheinlich wieder durch Erdbeben Beschädigung erlitten; denn eine hinzugefügte Inschrift sagt: daß die Stadt Puteoli es hergestellt habe. Tiberius lebte bei Errichtung des Ehrendenkmaals schon in Capri, sah Rom nicht mehr, wohl aber zuweilen Puteoli; daher die Städte dies Zeichen ihrer Dankbarkeit, um es ihm unter die Augen zu bringen, dort aufstellen mußten. Die Erinnerung an diese wohlthätige Handlung machte noch

*) Die beste Abbildung davon giebt, nach Montfaucon und der Gronovschen Monographie darüber, St. Non in einer eigenen Kupfertafel, Voyage pittoresque T. II, p. 177, n. 113. B.

noch zu Titus Zeit einen solchen Eindruck, daß man sie auch durch eine Münze zu verewigen suchte. In der That ist sie der einzige lichte Punkt in dem tief verworfenen Leben des düstern Tyrannen, und zeigt daß der göttliche Funke der Menschlichkeit unter den Verfinsterungen der mitternächtlichen Frevel nicht gänzlich erliege. — Endlich noch, ebenfalls auf dem Markt, eine 7 Fuß hohe Marmorstatue mit der Toga, doch ohne allen Kunstwerth; gefunden 1704 bei der Grundlegung einer Kirche.

Von hier begaben wir uns zu der Stelle des alten Amphitheaters. Die äußere hohe Mauer ist gänzlich verschwunden; an den untern Zuschauersitzen und den Resten der Gänge sieht man aber noch deutlich die ovale Form des Gebäudes. Diese mit grünem Gesträuch überwachsenen Ruinen umgeben die Arena, gleich dem erhöhten Ufer eines Sees. Die Sitze ruhen auf den noch bestehenden Bögen; auch sind unter denselben noch die dumpfen Behälter erhalten, die zur Aufbewahrung der Fechter und der wilden Thiere für die Kampfspiele dienten. Bei den Christenverfolgungen wurden auch unglückliche Gefangene in diese entsetzlichen Höhlen gesperrt, und dann den Thieren vorgeworfen; welches Schicksal auch der h. Januarius hatte. Die Legende sagt: die wilden Bestien seyen vor diesem Märtyrer gleichsam anbetend niedergefallen, daher sich denn menschliche Grausamkeit, härter als der Blutdurst der Thiere, genöthigt gesehen habe ihn enthaupten zu lassen. Man könnte hier freilich fragen: warum

die Ehrfurcht, welche die unvernünftigen Thiere ergriff, nicht auch auf die Menschen ausgedehnt worden, oder warum das Schwert an dem Nacken des Märtyrers nicht zersplitterte? aber vorwitzige Fragen dürfen bei solchen Wunderwerken nicht Statt finden. Indeß ist, zum Andenken jener Rettung, das ehmalige Gefängniß des Heiligen in eine Kapelle verwandelt worden, und eine Inschrift daran vom J. 1734 bezeugt die Wahrheit der Legende. — Aus den Wölbungen und untern Gemächern quoll eine so kalte und faulichte Luft, daß wir sogleich zurück geschreckt wurden, und froh waren die warmen Sonnenstrahlen zu erreichen. Ich stand auf der grünen Decke dieses Denkmaals alter Barbarei, und brachte mein stilles Herzensopfer dem Geiste der Christusreligion dar, der siegreich die Welt von solchen Greueln erlöste, und den Anfang eines Himmelreichs, wie tief überschattet er auch hier und da erscheinen möge, an das mühevolle Erdenleben knüpfte. Der blutdürstigste Tyrann unserer Tage würde nicht wagen, was jene Zeit als erlaubteste Sitte aufstellte. Das ist einzig dein Werk, erhabene Christusreligion!

Diesen Trümmern nahe und sich beziehend auf das amphitheatralische Unwesen, liegen die Reste eines Tempels der Diana, die als Schutz-Gottheit der Fechter verehrt wurde. Bald darauf kamen wir zu den Ruinen eines jetzt hoch übergrünten Wasserbehälters, welcher aus vielen unter einander verbundenen Gewölben besteht, und wegen seines verworre-

nen Zusammenhanges das Labyrinth des Dädalus heißt. Nicht fern davon sieht man den übriggebliebenen Theil, mit vollkommen erhaltenem Pflaster, einer alten römischen Straße, zu ihrer Zeit die Campanische, die Consularische, und auch die Gräberstraße (via Sepulcralis) genannt. An beiden Seiten steigt, senkrecht wie steile Ufer eines Flusses, das Gemäuer empor, auf welchem die Gräber ruhen; deren einige noch ziemlich erhalten sind, mit den sichtbaren Stellen der Aschenkrüge. Die Alten stießen die Erinnerung an die Todten nicht in die Einsamkeit hinaus, sondern suchten sie mit dem Leben so nah als möglich zu verbinden. Darf dies einem zarten Gefühle der Menschlichkeit zugeschrieben werden? Ausschließend wohl nicht, wenn meine Vorstellung von der Sinnesart der Römer nicht ganz irrig ist. Todesverachtung war die Unterlage ihres rauhen und rohen Heroismus: daher die so sorgfältig unterhaltene Vertraulichkeit mit dem Tode und den Gräbern. Dieser Trotz war ihnen die höchste Tugend, und sie forderten ihn auch von Andern. Der übrigens milde Paulus Aemilius, der Ueberwinder des Macedonischen Perseus, empfand eine leise Anregung von Mitleid gegen den unglücklichen König; doch bald trat an die Stelle dieses Gefühls ein tiefer Unwille, als er bemerkte, daß Perseus nicht fähig war der Schande durch Selbstmord zu entgehen. Die Todesverachtung mußte den Römern durch Verfassung, Sitten, und allgemeine Denkart eingeschärft werden, wenn der Zweck ihrer für das Men-

schengeschlecht so verderblichen Vaterlandsliebe — wie sie den Egoismus im Großen benannten — erreicht werden sollte; nur so ward es ihnen möglich, die ganze übrige Welt dem Altare ihrer Roma zum Opfer zu bringen. Umfassende Menschenliebe, wahres Erbarmen, wurden ihnen nach und nach fremde Gefühle, und dies gab endlich ihrem ganzen Wesen den starren Ernst und die kalte Härte, die sich in allen römischen Statuen ausdrückt. Die einzelnen sanfteren Züge, die in ihre Gebräuche von den Griechen übergingen, vermochten nicht den herben Grundcharakter zu mildern. Das Sonderbarste ist, daß mit dieser heroischen Todesverachtung sich späterhin der weichlichste Lebensgenuß wohl vertrug. Wie ganz anders erscheint dagegen das Heldenthum der ersten Märtyrer unsrer Religion! wie ganz anders jene Vaterlandsliebe, die nicht erobern und in Eroberungen schwelgen will, die nur strebt zu erhalten, was sie das ihre, was sie ihr Heiligthum nennt! — Doch ich bemerke, daß ich aus meinem Gleise gewichen bin. Der Gang zwischen den Gräbern, die dadurch geweckte Erinnerung der alten Zeit, und ein Blick auf die neueste sogenannte große Nation, die, mit Namen eitel spielend, so gerne das römische Heldenthum nachspielen mögte, rief in mir jene Gedanken hervor.

Beschwerlich sind die Wanderungen in diesen Ruinen; um neue Kräfte zu sammeln, kehrten wir nach Pozzuoli zurück, von wo wir, nicht lange beim Mittagessen säumend, unsern Weg zum Serapis-

tempel antraten. Alle Großheit und Würde, die ich noch in den Ueberbleibseln des Alterthums wahrgenommen hatte, verschwand gegen diese erhabene Ruine. Der Tempel war der geheimnißvollsten Gottheit geweihet; ihr Dienst fällt mit der Verehrung des Osiris zusammen, der Schutzgottheit des Nils: dieser Segensquelle für ganz Aegypten, die, ihre Wohlthaten zurücklassend, sich in das Meer, wie in ein unermeßliches unbestimmtes geheiligtes Daseyn, ergoß. Welche Bedeutsamkeit! welche Gedankentiefe liegt dieser Bildlichkeit zum Grunde! Eine dunkle Vorahnung des Christenthums, die ein unendliches Daseyn verheißt, dämmert hervor aus dieser symbolischen Hülle. Der gelehrte und scharfsinnige Zoega hat in der Ableitung des Wortes Serapis eine Gottheit der Todten, eine Beherrscherin der Finsterniß gefunden. Die Todten, wenn diese Benennung Nicht-seyn bedeuten soll, brauchen keine Gottheit; die Finsterniß, als unfruchtbares Nichts, bedarf keines Beherrschers. Aber des Todes verschwiegene Halle ist die stille Werkstatt des Lebens, die Finsterniß ist die Mutter des Lichts! Diese erhabnen Ideen waren das, was den Todesmuth der Serapisdiener in Alexandrien, im blutigen Kampfe gegen die Christen, beseelte; nur — zu sehr verwebt mit den Formen, als daß die letztern hätten fallen können, ohne den Verlust jener ersten zu drohen. Beiden Theilen standen die Formen im Wege, um sich zu verständigen. Das Christenthum drückt dieselben Ideen einfacher und allgemein verständlich aus; es verbannt mit

Recht alles verwirrende Bilderwesen, und betet Gott an im Geiste der Einfalt und Wahrheit.

Der Serapistempel zu Puteoli war ursprünglich von Aegyptiern gegründet; Septimius Severus ließ ein neues Gebäude, auf der nehmlichen Stelle, und die alte Form beibehaltend, mit ausgesuchter Pracht aufrichten: so daß die Majestät des hohen Heiligthums, vom Ufer aus, den Seefahrern weit entgegen strahlte. Aber gänzlich verschwand es bei den durch Erdbeben bewirkten vielfachen Veränderungen dieses Bodens. Der Zufall kam auch hier der Nachforschung zu Hülfe. Im J. 1750 wurden Statuen entdeckt, die ein weiteres Nachgraben, und so die vollständige Aufdeckung der Tempelruine veranlaßten. Die erhaltensten Säulen, die schönsten Zierathen und sämmtliche Statuen sind weggeführt, um Portici und Caserta zu schmücken. — Die äußerste Umgebung des Tempels machten 28 zusammenhangende Kabinette, die ein längliches Viereck darstellten, versehen mit einem herrlichen, dem Meere zugekehrten, Portale. Sie hatten nach jeder Richtung hin auf Meer und Land eine vortrefliche Aussicht, und dienten theils zu Wohnungen der Priester, theils zur Aufnahme der Badbedürftigen und Kranken, die bei der Gottheit Hülfe suchten. Vier schöne hohe Säulen von Cipollino bildeten das Portal. Das folgende zweite längliche Viereck bestand aus einer Halle von 28 Säulen. In dessen Mitte erhob sich der eigentliche runde Tempel, zu dem man auf vier Stufen stieg, und den keine Mauer, sondern

ein Kreis von 16 Colonnen afrikaniſchen Marmors umſchloß. In dem Tempel befindet ſich ein achteckiger Altar, der Fußboden zunächſt demſelben iſt, vermuthlich zur Ableitung des Opferblutes, durchbrochen; auch iſt noch das Gefäß des Weihwaſſers vorhanden, womit die Opfernden und die Opferthiere beſprengt wurden. Uebrigens ſtand vor jeder Säule, des Tempels ſowohl als der Umgebungen, eine Statue. Die Inſchrift einer unter dieſen Trümmern gefundenen Marmorplatte enthält eine vollſtändige Beſchreibung von der ehmaligen Einrichtung des Tempels, und erklärt ſeine noch vorhandenen Ruinen *). Traurige Reſte der Majeſtät dieſes Heiligthums, an denen die vortreflichſte Arbeit einer vollendeten Kunſt ſichtbar iſt, ſtehn und liegen zerſtreut auf dem glänzenden Marmorboden. Von dem Portale ſieht man noch drei kräftige ſchlanke Säulen auf ihren Baſen emporgerichtet, die vierte, und andere kleinere, ſind umgeſtürzt und zerbrochen. Dieſe liegenden Trümmer (die Granitreſte ausgenommen), und auch die ſtehenden Säulen, ſind, zu einer Höhe von wenigſtens zehn Spannen über den

*) Noch immer bleibt das Werk von Paoli: Avanzi delle antichità esistenti in Pozzuoli etc. mit 69 Kupfertafeln, das ſicherſte für Abbildungen dieſes merkwürdigen Tempel-Lazareths oder Serapeums. Mit allerlei Zuſätzen und Verſchönerungen findet man dieſe Ruinen in Hamilton's Campi Phlegraei, und in den Philosophical Transactions, vor allem aber in St. Non's Voyage pittoresque T. II, p. 167 fgg. B.

Basen, von der Pholade, einer Meerschnecke aus dem Geschlecht der Multivalven, angebohrt *). Diese Zellen der Schnecke sind völlig rund, 2 bis 3 Zoll tief; in manchen fanden wir noch Schaalen des Thieres. Folglich war der Tempel eine geraume Zeit mit Seewasser überdeckt. Die noch stehenden Säulen zeigen genau, wie hoch die Ueberschwemmung reichte. Wie ist nun diese Erscheinung zu erklären? da man über dem Tempel zuoberst Schutt, dann Erdreich, und zuunterst eine Lage von Meersand gefunden hat, also diese Bedeckung erst, nachdem das Wasser verschwunden war, durch irgend eine Naturbegebenheit erfolgt seyn muß. Eine andere Schwierigkeit ist: wie eine so mächtige Ueberschwemmung sich ausschließlich über den Tempel erstreckt, und Puteoli nebst der Gegend umher verschont habe, die doch nicht höher liegt als der Tempel, zum Theil wenigstens nicht um so viel, daß dadurch die Verschonung erklärbar würde. Man muß

*) Seit Ferber in seinen Briefen aus Wälschland Br. XI, S. 198 fgg., und Guettard in seinen Mémoires p. 371 diese sonderbare Erscheinung der von der Bohrmuschel (der eigentlichen pholas pusilla, nicht der Dattelmuschel, man s. Sprengler's Abhandlung in den Schriften der Berlin. Naturforscher Gesellschaft Th. IV. Taf. 5) angefressenen Säulen in einer Höhe von 9 Fuß bemerkt haben, ist über dieses Räthsel unter Naturforschern viel vermuthet und gesprochen worden. Möchte es dem großen Beobachter Göthe gefallen, uns seine schon vor 26 Jahren darüber sorgfältig angestellten Beobachtungen mitzutheilen. B.

demnach annehmen, die über ihre Ufer getriebene See habe eine Erhöhung von Schlamm und Meersand um den Tempel gebildet, und das ausgetretene Seewasser darin zurückgelassen, welches dann nach und nach, wahrscheinlich durch andre Natureinwirkungen, die den Damm zerrissen, hinweggeschaft wurde, und eine solche Anhäufung von Erde und Schutt zurückließ, daß die hohen Säulen so viele Jahrhunderte davon überdeckt blieben. Dies ganze wunderbare Ereigniß, von dem keine Stimme der Vorzeit etwas erwähnt, muß sich zwischen dem 6ten und 10ten Jahrhundert zugetragen haben, als die Barbaren Italien überwältigten, und dadurch diesen langen Zeitraum mit geschichtlicher Finsterniß verhüllten.

Von dieser merkwürdigen Stelle, die uns lange festgehalten hatte, kamen wir zu einer nahen Ruine, die man für Ueberbleibsel eines Neptunstempels ausgiebt; dann zu einer größtentheils mit Erdreich bedeckten Rotunde, deren ehmalige Bestimmung man nicht mehr weiß. Endlich, zwischen lauter unscheinbaren Trümmern, zu dem Puteolischen Hafen. Auf der Seite nach Bajä hin, sieht man in gekrümmter Richtung aus dem Meere Pfeiler und Bögen hervorragen, welche in der alten Zeit dienten, die Gewalt der Wellen zu brechen; auch noch die deutlichen Spuren, wo die Ringe zur Befestigung der Schiffe sich befanden. Hier also stand ich auf der Stelle, wo Paulus als Gefangener landete, und sich seinen christlichen Brüdern getröstet

und tröstend in die Arme warf. Alle ahnungsvolle Schauer der heiligsten Religion erfüllten mein Herz. Es war mir, als stände ich mitten in der kleinen verfolgten Gemeinde, und hörte mit ihr von den Lippen des Apostels die Lehren göttlicher Weisheit. — Daß hier die wirkliche Landungsstelle war, bezeugt die Inschrift jener bei der Kathedralkirche der Stadt erwähnten Marmortafel (S. 127). Die hier aus dem Meere ragenden Pfeiler und Bogen sind also offenbar nicht, wie einige meinen, Ueberbleibsel der Brücke, welche Caligula über die Bucht von Puteoli nach Bajá schlagen ließ, um, einer Gottheit gleich, über das Meer hin zu triumphiren. Jede Spur dieses Werkes der Raserei ist verschwunden. Die Brücke, aus zusammengefügten Schiffen bestehend, war mit Erde überdeckt, und an den Seiten mit Buden besetzt, die des Nachts erleuchtet wurden. Als der wahnsinnige Tyrann über dieselbe den Triumphzug hielt, ließ er, um seine Tollheit vollständig zu beurkunden, eine Menge Zuschauer zu beiden Seiten ins Meer stürzen. Dennoch säumte die Nemesis noch geraume Zeit, eh sie die Welt von diesem Ungeheuer erlöste.

Den 8. Juni.

Frauenzimmer, welche von ihrer Reise in die merkwürdigen Gegenden Unter-Italiens einen erhöhten Genuß für Geist und Fantasie ziehen wollen, würden wohl thun, durch gute Uebersetzungen mit den Schriften der Alten, besonders mit ihren Dich-

tungen, sich bekannt zu machen. Hier waltet noch vernehmlich derselbe romantische Geist, der uns aus jenen Werken entgegenwehet. Man fühlt sich wie von der Erzählung einer wundervollen Welt umfangen. Homers und Virgils Götter und Helden umspielen hier lebhafter die Fantasie dessen, den die alten Namen umklingen: denn noch haften sie an den Gegenständen, von denen die Sänger ihre Bilder hernahmen. Der Avernersee, den einst ein grausenvoller Wald umschattete, den kein Lüftchen bewegte, und den kein Vogel zu überfliegen wagte, dies gifthauchende unergründliche Gewässer, wohin die Alten den Eingang zur Unterwelt versetzten, macht noch jetzt einen schauerlichen Eindruck. In einer unterirdischen langen Höhle daneben, fließt ein Bach, der den Namen Styx trägt, bei dessen finsteren Wellen die Götter unverbrüchliche Schwüre thaten, in dessen Fluthen Thetis ihren Sohn Achilles tauchte, um ihn unverletzbar zu machen. Der Lukriner See, vormals vermuthlich in furchtbarerer Gestalt als itzt erscheinend, war den Alten der schwarze Kocyt, von geheimnißvollem Getöse umrauscht, worin sie das Klagegeheul des Tartarus erkennen wollten. Der Pyriphlegethon, nach der Dichtung Flammenströme wälzend, haucht aus den Höhlen, die jetzt die Bäder des Nero (Stufe di Nerone) genannt werden, unerträglich heiße Dämpfe. Endlich ist es der heutige Fusaro, auf den der Name eines andern Höllenflusses, des Acheron, übergetragen ist, wo Charon die Schatten fuhr. — Soviel zur Ein-

leitung meiner heutigen Wanderung durch diese alte Dichterwelt; der sich die spätere geschichtliche anschließt.

Die ganze Küste von Puteoli, Bajä, Bauli, bis zum Vorgebirge Misenum, war in der Zeit der römischen Kaiser eine lange Kette von Landsitzen und Gärten, welche diese Städte unter einander verbanden. Besonders hatte unter Nero, zur Zeit des höchsten Sittenverderbnisses, die verbrechenvollste Ueppigkeit ihren Thron an dieser Küste aufgeschlagen, weshalb sie jener eitle Tyrann die Neronische Kolonie benannte. Bajä war der Hauptort, berühmt durch Bäder, Gesundbrunnen und Tempel, berüchtigt durch Laster und Frevel. Verschwunden ist die ganze ehmalige Herrlichkeit, bis auf wenige Spuren unscheinbarer Trümmer. Ein einziges modernes Gebäude, ein Schloß von dem Vizekönig Peter von Toledo auf einer Anhöhe erbaut, belebt die Wüstenei; über welche die vielen Seen, in denen Flachs geröstet wird, eine höchst ungesunde Luft verbreiten. Bäjä lag an der Abendseite des puteolanischen Meerbusens. Cäsar, Pompejus, Marius und mehrere, besaßen hier reizende Landsitze, die zum Theil tief in das Meer hineingebaut waren. Dies war der Ort moralischer und politischer Greuelscenen. Hier kam das Triumvirat des Cäsar, Pompejus und Crassus zu Stande. Hier, in einem Hause Piso's, ward das Band der Verschwörung gegen Nero geknüpft. —

Aus dem erwähnten modernen Landhause nah-

men wir Führer mit, von denen einige die Fremden über die Sumpfstellen tragen, andere ihnen die merkwürdigsten Gegenstände nachweisen; letztere nennen sich die Ciceroni von Bajá. Wir gelangten zuerst zu den Trümmern der angeblichen Tempel der Venus, des Merkur, und der Diana, die aber Abbate Paolino für Badegebäude ehmaliger Landsitze erklärt, was durch die in der Nähe befindlichen, zu Wasserbehältnissen dienenden, Gewölbe bestätigt wird. Die anziehendste dieser Ruinen ist der sogenannte Merkuriustempel, zu dem man durch Sumpf kömmt. Das Hauptgebäude, eine Rotonda, die wie das Pantheon zu Rom das Licht von oben erhält, hängt mit drei verfallenen Gewölben zusammen, deren Eingänge dem Felde zugekehrt sind. Von den beiden Eingängen der Rotonda aber öfnet sich einer in dem zunächst daran stoßenden Gewölbe, der andere an der entgegengesetzten Seite. Wir ließen uns durch das Gewölbe hinein tragen, dessen Boden mit Wasser bedeckt war. Tiefes Schweigen umher! Das Licht von oben erhöht die Schauer der Einöde. Etwas über 100 Schritte entfernt, erhebt sich, nicht hoch, in einer Umhüllung von dichtem Gesträuch, ein altes Gemäuer, welches in der Form Aehnlichkeit hat mit dem Prätorianischen Lager zu Rom. Von hier begaben wir uns zum Avernus. Nach den poetischen Dichtungen umgab ihn einst die schwarze Finsterniß des die Ufer bedeckenden Waldes, in welchem die wilden Cimmerier hausten, die des Nachts auf Raub umherzogen. In der Tie-

se des Haines verbarg sich das dunkle Proserpinische Orakel. Unter den Fluthen raste der Groll der von den Göttern herabgestürzten Giganten, die sich vermessen hatten den Himmel zu stürmen. In diesem Walde opferte Ulysses, um den Schatten des Tiresias aus der Unterwelt heraufzuzaubern, und ihn wegen seiner Rückkehr nach Ithaka zu befragen. Durch eben diesen Wald ließ die Cumäische Sibylle den Aeneas wandern; da mußte er den goldenen Zweig brechen, den er der strengen Proserpina zeigen sollte, um in die Schattenwelt zu seinem Vater Anchises zu gelangen, und von ihm die Zukunft über sein und seines Völkchens Schicksal zu vernehmen. An den Ufern des Sees wurden auch den Geistern der Verstorbenen Opfer dargebracht, und Todesbeschwörungen gehalten. Von ihm erstreckte sich die Höhle der Sibylle bis nach Cumä, dem Tempel des Apollo gegenüber, wo sie nach Virgil hundert Oeffnungen gehabt haben soll.

Die dichte Waldung um den Avernus erhielt sich bis auf die Zeiten des Augustus; dieser ließ sie niederhauen, wodurch denn die Gegend mehr Heiterkeit und eine gesundere Luft gewann. Das hohe Ufer und die umgebenden Hügel sind mit einer Menge Ruinen alter Tempelgebäude bedeckt, worunter sich eine Rotonda auszeichnet, die man für den Tempel hält, welchen Agrippa, Augustus Schwiegersohn, auf der Stelle errichten ließ, wo man eine schwitzende weibliche Bildsäule gefunden haben wollte: vermuthlich ein Wunder der zürnenden Proserpi-

no, deren Lieblingshain vernichtet war. — Die Form des Sees ist rund, und zeigt Spuren eines schon vor der Homerischen Zeit ausgebrannten Kraters *). Die geglaubte Unergründlichkeit hat der Englische Admiral Mann vor einigen Jahren untersucht, und eine Tiefe von 500 Fuß gefunden; dagegen sind andere der Meinung, um die Behauptung der Alten zu retten, das Erdbeben welches den Monte nuovo hervorbrachte, habe die Tiefe des Sees vermindert. Augustus führte den Plan Cäsars aus, und ließ die Landenge zwischen dem Averner und Lukriner See, wie auch die zwischen dem letzteren und dem Meere durchstechen, und verband beide Seen mit dem Ju-

*) Die lebendigste Darstellung des Avernersees giebt uns noch immer eine Kupfertafel in Hamilton's Campi Phlegraei pl. XXIX; vergl. die in Philosophical Transactions Vol. LXI, 1 von Hamilton gemachten Bemerkungen. Noch fehlt uns eine phlegräische Karte, wie sie Hamilton nannte, von allen eingesunkenen und ausgebrannten Cratern in Unter- und Mittel-Italien, die Borch und Dolomieu vorbereitet, aber nicht herausgegeben haben. Das Kärtchen, welches Sickler im Almanach von Rom 1810 S. 206 gegeben hat, geht zwar von diesen Ideen aus, ist aber viel zu klein, um auch nur die Hauptvulkane andeuten zu können. So ist von den sieben Vulkanen, die den eigentlichen phlegräischen Gefilden in Campanien zugehören, wie sie Hamilton in seinen prächtigen aber noch unvollständigen Campi Phlegraei beschreibt, auf jener Karte nur die einzige Solfatara bei Pozzuoli als Crater bezeichnet. Sickler wäre aber ganz der Mann, uns auch eine größere Karte der Art zu geben. B.

lischen Hafen. Die Entstehung des Monte nuovo aber trennte die dreifache Vereinigung wieder. — Der Name Avernus bedeutet vogellos. Noch jetzt sieht man in der Gegend wenig Vögel, doch ziehen sie gegenwärtig ungestraft über den See hin. Unstreitig sind zu Zeiten schädliche Dämpfe aus ihm emporgestiegen. Boccaccio erzählt in seinem Werke über die Seen, im J. 1375 habe der Avernus eine Menge todter Fische ausgeworfen, und die Luft mit erstickenden Schwefeldünsten angefüllt.

Vom Avernus gingen wir zu der nahe befindlichen dunkeln Höhle, durch welche der Styx fließt. Der Eingang ist schauerlich-romantisch genug. Wir zogen mit Fackeln hinein, was die Tiefe mit wandelnden Schatten belebte. Flach an unsern Füßen rauschte nun ein Gewässer, durch welches wir uns tragen ließen. Man sieht dem Flüßchen die alte Furchtbarkeit nicht an; itzt besteht sie nur in dem unbequemen Uebersetzen auf dem Rücken eines Führers. Sind diese wenigen Minuten überstanden, so gewähren die nachkommenden Gestalten in der Fackelbeleuchtung einen seltsamen Anblick. Jenseit des Wassers ersteigt man eine kleine Felsenerhöhung, an die sich ein Stufengang schließt, der aus der Höhle führte, jetzt aber verschüttet ist. Auch sind in diesem, 150 Schritte langen, unterirdischen Gewölbe Seitenhöhlen vorhanden. Man empfindet einen mäßigen Grad Wärme, der zunimmt je tiefer man eindringt. Einige halten daher diese Grotte für eine unvollendete Anlage zu Schwitzbädern, Andere hingegen

gegen die Nebenhöhlen für Aufenthaltsorte der Prieſter, die das Plutoniſche Orakel bedienten, welches auch hier ſeinen finſtern Siß gehabt haben ſoll. Höllenfahrten können nun einmal nicht bequem ſeyn, und ſo beſtanden wir ſcherzend die beſchwerliche Rückkehr durch das ſtygiſche Gewäſſer. — Doch verließen wir das Höllenweſen noch nicht: unſre Wanderung ging zu dem ſchwarzen Kocyt, dem heutigen Lukriner See; der vom Avernus durch einen Hügel, und vom Meere durch einen ſo flachen Erddamm geſchieden iſt, daß die Wellen bei ſtürmiſchem Wetter in den See überſchlagen. Wenn man die Ufer deſſelben betritt, findet man freilich einen auffallenden Abſtich der vorhandenen Wirklichkeit gegen die Darſtellungen alter und neuer Schriftſteller. Unter den römiſchen Kaiſern wurden auf dieſem berühmten See zur Ergötzung des Volks große Schiffsgefechte gehalten. Jetzt iſt er nicht nur ſeiner kocytiſchen Furchtbarkeit beraubt*), ſondern auch durch die Entſtehung des Monte nuovo, der ſich neben ihm und dem Averno erhob, ſo eingeengt, daß er nur noch als ein kleinlicher Sumpf erſcheint. Das Trennungsland zwiſchen ihm und dem Meere iſt mit Wieſengrün überkleidet, man

*) Was hier vom Styx, und Phlegethon und Cocytus erzählt wird, iſt keinesweges bloß die Fabelei neuer Herumführer. Wir wiſſen aus Strabo, daß ſchon der Geſchichtſchreiber Ephorus, der für uns verloren gegangen iſt, von einem Styx am Avernus ſprach. Alles Hiehergehörige faßte Heyne in einem eigenen Excurs (Exc. II. ad Aeneid. VI) lichtvoll zuſammen. B.

wandelt auf Blumen, wo ehedem Schiffe landeten. Hin und wieder ſind noch Spuren des Julianiſchen Hafens; bei niedrigem Meere tritt ein Gemäuer hervor, das der Reſt eines Leuchtthurmes ſeyn ſoll. — Vom Kocyt ging es, eine ſtarke Viertelſtunde Weges, zum Pyriphlegeton, der nach der Fabel ſeine unterirdiſchen Feuerwellen jenem zuwälzte. Das in der Höhle rieſelnde Waſſer iſt ſo kochend heiß, obgleich der Quell hundert Schritt weit davon aus der Erde ſprudelt, daß wir den Dampf der Grotte nicht in der Nähe ertragen konnten. Die Umwohner ſteigen entkleidet hinein, um für Fremde von dem ſiedenden Waſſer zu ſchöpfen, worin ein Ei augenblicklich geſotten wird; ich ließ mir an der Erzählung genügen.

Der Phlegethon wird übrigens unter der Benennung der Neroniſchen Bäder, die auch Tritola heißen, mitbegriffen. Sie ſtehen mit jener heißen Quelle in der nächſten Verbindung, und müſſen für Krankheiten, deren Heilung eine außerordentliche Ausdünſtung fordert, von großer Wirkung ſeyn. Mir benahmen die Dämpfe beim Eingange den Athem, ich mußte ſogleich umkehren. Neben jedem Bade befindet ſich ein mäßig kaltes Abkühlungszimmerchen. An die Bäder ſtieß vormal Nero's Bajaniſcher Pallaſt. Von ihm hat die gewaltige Zeit, gleich einer rächenden Gottheit, alle Spuren hinweggetilgt; denn hier war es, wo der heuchleriſche Böſewicht ſeine Mutter zu einem glänzenden Feſte hingelockt hatte, um ſich, unter dem Schein einer

Ausgleichung vorheriger Zwiste, durch einen gräßlichen Mord auf immer von ihr zu befreien. Mir schwebte die Darstellung aus dem Tacitus im Gedächtniß. Agrippina kam von Antium nach Bajä. Das Fest dauerte tief in die Nacht hinein, als sie nach ihrem Landsitze zu Bauli, Bajä gegenüber, durch die Meeresbucht zurückschiffen wollte. Zur Ueberfahrt war ein Schiff gebaut worden, mit einer so eingerichteten Bleidecke, daß diese, von ihren Befestigungen gelöst, herabschmettern sollte. Der unmenschliche Sohn begleitete noch die Mutter, mit allen Zeichen der Zärtlichkeit, bis an das verrätherische aber prächtig geschmückte Schiff. Es war eine sternhelle Nacht, das Meer vollkommen ruhig. In der Mitte der Fahrt stürzte die Decke, jedoch gegen die Berechnung nur zum Theile, nieder. Agrippina kam mit einer leichten Verwundung davon. Sie merkte den Verrath, und verhielt sich ganz ruhig; allein die Sklavin neben ihr schrie: Rettet mich! rettet die Mutter des Kaisers! und empfing sogleich mit einem Ruder den Todesstreich. Dies überzeugte Agrippina völlig von dem Plane; indeß gelangte sie an das mit Menschen und Fackeln besetzte Ufer. Nero forderte nun von dem Erfinder der Frevelthat die Vollendung. Dieser rieth, einen Kriegsobersten mit Soldaten zur schleunigen Hinrichtung Agrippinens abzusenden. Sie fanden sie schon gänzlich von ihren Leuten verlassen, die das Schicksal ihrer Gebieterin errathen hatten: so ward sie, auf ihrem Bette ruhend, getödtet. Durch frevelhafte Mittel hatte sie

ihren Sohn auf den Thron gehoben, ihre Bestrafung kam aus der unbefugten Hand des nehmlichen. Ihr Körper wurde schleunig verbrannt, und die Asche im Stillen beigesetzt. Erst nach Nero's Tode wagten Agrippina's Freigelassene, ihr ein Grab zu errichten, das man noch glaubt angeben zu können, und zu dessen Besuch wir uns über die Bucht setzen ließen. Vielleicht stiegen wir auf der Stelle in die Barke, von wo aus jene Unglückliche ihrem Tode entgegen ging. Diese kleine Seefahrt ist über alle Beschreibung reizend. Wir landeten bei den, entzückend liegenden, Trümmern der Villa des berühmten Redners Hortensius. Nahe dabei ist die Stelle, die für Agrippina's Grabstätte gehalten, und durch ein kleines Gemäuer bezeichnet wird: am Fuß einer Anhöhe gegen das Meer; diese Lage stimmt ungefähr mit der geschichtlichen Andeutung. Nun ruderten wir neben der schönen Küste weiter fort, nach **Bauli**. An der Stelle der verschwundenen alten Stadt, deren Gründung man dem Herkules zuschrieb, steht jetzt ein unbedeutender Flecken, der den Namen behielt. Von hieraus bietet sich die vollständigste Ansicht der herrlichen Meeresbucht dar, deren Küste das Misenische Vorgebirge beschließt, wo die große römische Flotte ihren Standort hatte. Lukullus besaß auf diesem Vorgebirge eine prächtige Villa, in welcher Tiberius sein verächtliches Leben endete.

Den 9. Juni.

Wir besuchten die Ruinen der ehemaligen Stadt Cumä. Nie fühlt man den wohlthätigen Abstich unsrer Zeit gegen die alte lebhafter, als wenn man zu den Spuren einer zerstörten Stadt tritt. Die Wuth, welche eine ganze Völkerschaft vertilgen, und blühende Orte bis auf ihr Andenken hinwegreißen konnte, läßt sich nur aus dem Mißverhältniß der sittlichen Bildung gegen die geistige und künstlerische erklären. Cumä soll bald nach dem Trojanischen Kriege von den griechisch-asiatischen Kymäern und Phokäern gegründet worden seyn. Es gewann durch sein Sibyllen-Orakel ein gewisses heiliges Ansehen; und erhob sich über die andern Kolonieen Unteritaliens, mit Herrschsucht und Gewaltthätigkeit: so zerstörte es Parthenope, dessen blühenden Handel beneidend (S. 26). Nach Cumä flüchtete der aus Rom vertriebene Tarquin, als er die Hoffnung zur Wiedererlangung des Throns aufgegeben hatte. Im zweiten Punischen Kriege ward die Stadt von Hannibal belagert, wodurch sie schon empfindlich litt, und sank unter den Kaisern zu solcher Unbedeutsamkeit herab, daß sie zum stillen Zufluchtsort der bessern Römer diente, die sich dem Hofe eines Nero entzogen. In den Kriegen der italiänischen Staaten ward sie hart mitgetroffen, bis sie im Jahr 1207 von den Neapolitanern, in Verbindung mit den Atellanern, das Recht der Wiedervergeltung erfuhr, welches ihre gänzliche Vertilgung vom Erdboden zur Folge hatte.

Auf die ehmalige Herrlichkeit deutet ein Thor hin, Arco felice genannt, vermuthlich nach seinem alten Namen. Die Oeffnung ist durch einen Felsen gehauen, den große Quadersteine unterbauen und bekleiden. Es scheint ein Thor für Riesen zu seyn, und macht in seiner alten unverwüstbaren Majestät einen unbeschreiblichen Eindruck. Den hohen breiten Bogen überdeckt dichtes Rankengesträuch; die Nischen sind noch vollkommen sichtbar, in welchen Götter- oder Heldenbildnisse standen: und dies hat die Meinung veranlaßt, das Thor für den Eingang zum Apollotempel zu halten. Allein die ganze Umgebung, besonders die noch vorhandene Domitianische Straße, die durch den Bogen hinläuft, spricht für den Abbate Paolino, der es für das Hauptthor der Stadt erklärt. Die Stelle wo diese ehedem lag, im Thale, und an den Hügeln sich hinaufstreckend, ist mit Weingärten Wiesen und Fruchtfeldern überdeckt. Hin und wieder ragen noch Mauern und Gewölbe hervor. In dem Thale kamen wir durch ein zweites ganz zerstörtes Thor; und auf einem Wege der links von der Domitianischen Straße abweicht, zu einer Anhöhe, die den ganzen Umkreis des verschwundenen Cumä übersehen läßt. Von diesem Standpunkt pflegen die Maler ihre Zeichnungen vom Arco felice aufzunehmen. Entzückend ist der Blick durch den Bogen auf die jenseitige Landschaft; man glaubt in der That den Eingang zu den elysäischen Feldern vor sich zu haben.

Ein Fußsteig, der von dieser Anhöhe sich durch

das unebne Thal, im Schatten eines unendlichen Rebenhaines, Berg auf und Berg ab windet, führt zu der berühmten Höhle der Cumäischen Sibylle. Vor dem Eingang regt sich das Gesäusel einer dichten Rebenpflanzung, die an den finstern Hain der Diana Trivia erinnert, welcher den Prophetensitz der Priesterin geheimnißvoll überschattete. Aus den verschiednen Abtheilungen der Grotte schuf die Dichterphantasie Virgils hundert Pforten. Wir traten in die dämmernde Wölbung; aber die Schauer poetischer Träume wurden durch den gegenwärtigen Gebrauch unangenehm zerstört: da nehmlich die Bearbeiter des Ackers zur Mittagzeit ihre Pferde in die Kühlung des Heiligthums treiben, wo die Sibylle den Aeneas zu seinem Gange in die Schattenwelt weihete. Der Höhle gegenüber erhob sich, auf einer Bergspitze prangend, der Apollotempel, dessen Ruinen wir aus der Ferne sahen. Er stand durch einen unterirdischen Gang mit der Sibyllengrotte in Verbindung. — Religion, welche Form sie auch habe, ist als Unterpfand eines höheren Lebens, eine unerlaßliche Bedingung des menschlichen Daseyns. Nun denke man sich, welchen Eindruck der Wanderer hatte, der durch diese Gegend kam: das Göttliche war seiner Empfindung so nahe. Der Wald vom geheimnißvollen Hauche bewegt, die schauerliche Grotte, in ihr, seinem Glauben nach, eine Priesterin, unmittelbar mit den Göttern verkehrend, dort der Tempel, wo die Gottheit selbst wie ein menschliches Wesen aus- und einging: alles

dies muß eine ergreifende Wirkung hervorgebracht haben *).

Wir verfolgten unsern Weg weiter, behielten den Apollotempel zur Linken, und kamen zu einer schroffen Felsenhöhe, vulkanischen Ursprungs wie die meisten Hügel um Cumä. Von ihr eröffnete sich eine neue unermeßliche Aussicht auf Land und Meer. Vor uns in der Tiefe lag ein sumpfiges Wasser, welches die Spur des Kanales seyn soll,

*) In dieser Gegend nördlich von Cumä, in der Nähe des kleinen Sees Licola, fand im Januar 1809 ein Hirte ein Hypogäum, oder Grabgewölbe, wo auf drei Seiten in gemalten Stuccoreliefs Szenen aus der Unterwelt und die Ankunft einer Tänzerin in den elysäischen Gefilden abgebildet sind. Die merkwürdigste Vorstellung ist die, wo drei weibliche Skelette eine Tarantella tanzen. Schon die bildliche Darstellung dieser Skelette ist eine Sonderbarkeit, die alle Hypothesen über die Art, wie die Alten den Tod gebildet haben, umzustoßen scheint. Unser scharfsinniger Landsmann Sickler untersuchte dieses Grab und zeichnete die Bildwerke, worüber er zuerst in den zu Weimar erscheinenden Curiositäten im 2ten Band, dann aber in einer eigenen Polusion De monumentis aliquot Graecis e sepulcro Cumaeo nuper eruis Hildburghausen 1812 mit 3 Kupfertafeln, gelehrte Rechenschaft gab, auch des großen Kenners Göthe Urtheil dabei benußte. Früher und bald nach der ersten Entdeckung gab ein Neapolitanischer Canonicus Andrea di Jorio eine Schrift darüber heraus: Scheletri Cumani dilucidati dal Can. A. de Jorio, Napoli 1810. 72 S. in 8. nebst 3 sehr schlecht aussehenden, aber der wahren Beschaffenheit jener Bildwerke sehr angemessenen, Kupferstichen.

B.

den Nero bis Rom zu führen den ungeheuern Vorsatz hatte. Zwischen diesem Sumpfe und dem Meere steht ein hohes Gemäuer: ein Ueberbleibsel der Villa des Scipio, wohin sich dieser Held, der Ueberwinder Hannibals, aus Unwillen zurückzog, weil ihm der Senat gegen die Anklägereien seiner Feinde nicht Schutz angedeihen ließ. Von der Inschrift des Gemäuers ist noch das Wort Patria sichtbar, daher es jetzt Torre della Patria heißt. — Wir stiegen zu dem Fusaro herab, der nach den Alten auch Acheron genannt wird. Ehedem muß dieser See ein düstreres Ansehen gehabt haben; itzt bildet er einen hellen Wasserspiegel, und ist mit lieblichem Gebüsch so freundlich umkränzt, daß er eine Zierde elysäischer Felder sein könnte.

Ueber 2000 Schritte von diesem See ist ein Ueberbleibsel, das mehr ein Nachlaß als eine Ruine der römischen Herrlichkeit zu heißen verdient: die sogenannte Piscina Mirabile. Man verliert sich im Erstaunen, wenn man zu diesem halb unterirdischen riesenhaften Prachtgebäude tritt; gleichwohl soll es nichts weiter als ein Wasserbehältniß seyn, welches unter Augustus von Agrippa aufgeführt wurde, um daraus die Misenische Flotte, wenn sie auslief, mit trinkbarem Wasser zu versorgen. Fünf gigantische Bogen nehmen eine Vorderseite von 150 Fuß ein. Durch jeden der beiden Endbogen steigt eine Treppe von 40 Stufen hinab, und eben so hoch wenigstens tritt die felsenfeste Wölbung über die Erde hervor. Die Länge des Gebäudes

beträgt 200 Fuß. Das hohe Gewölbe ruht auf 48 mächtigen Pfeilern, die, durch ihre vier Reihen, fünf Gänge und sechszig Arkaden bilden. Es ist in gewissen Zwischenräumen durchbrochen, um dem aufbewahrten Wasser den Zutritt der Luft und die freie Ausdünstung zu verschaffen. Durch diese Oefnungen fällt in die weiten langen Hallen ein wunderbares Dämmerlicht, von dem man Anfangs nicht weiß wo es her kömmt. Dadurch erscheinen auch die gewaltigen Bogengänge noch höher, und wenn man unten geht, möchte man glauben in den labyrinthischen Vorhallen eines geheimnißvollen Göttertempels zu wandeln. Aber der Tartarus an den Wänden, den das Wasser bis zu einer gewissen Höhe absetzte, scheint die angegebene Bestimmung des Gebäudes zu beweisen. Inzwischen bildet dieser Tartarus auf seiner ebenen Oberfläche so regelmäßige Figuren, daß man ihn eher für ein Kunstprodukt als einen zufälligen Wasserniederschlag halten könnte. Er ist von solcher Härte und nimmt eine so feine Politur an, daß daraus Dosen, Knöpfe und andre Modesachen verfertigt werden. Die Luft ist rein, und man verweilt gern in dieser einsamen Stille. Wir bestiegen hierauf die Wölbung, die ganz mit grünem Gesträuch überwachsen ist. Auch vor diesem Standpunkt breiten sich nach allen Richtungen schöne malerische Landschaften aus.

Nahe dabei findet sich, am Ufer des Meeres, eine merkwürdige ebenfalls halbunterirdische Ruine, wegen der vielen Gemächer und Gewölbe die Cento

Camerelle genannt. Nach La Lande war es eine Nachahmung des Kretischen Labyrinths; nach Anderen, Gefängnisse für die Christen unter Nero; wieder nach Anderen, Wasserbehälter. Unser Abbate Paolino aber erklärt diese Ruine für Kellergemächer, und zum Theil für Wasserbehälter, zu Cäsars Bajanischer großer Villa gehörig. Wir stiegen mit Fackeln hinab; allein die eingesperte Kellerluft trieb uns bald wieder zurück, und die Erinnerung an die Piscina Mirabile brachte diese Cento Camerelle um den Eindruck, den sie, vor jener gesehen, gemacht haben würden.

Unser letzter Gang in der Gegend von Bajä führte zu dem sogenannten Mare Morto. Dieser See liegt ganz nahe am Misenischen Hafen, und rechtfertigt vollkommen seine Benennung: die Ufer sind mit Trümmern alter Grabmäler bedeckt. — In der Nähe des Sees beginnen die Elysäischen Felder. Um den ganzen Kreis der mythologischen Unterwelt hier an wirkliche Gegenstände zu knüpfen, durfte das Elysium nicht fehlen. Das schönste Wiesengrün, ein anmuthsvoller Hain, wo selige Ruhe waltet, die keine Leidenschaft zuläßt, ein heiterer wolkenloser Himmel, ein magisches Licht, das sanft und klar alles beleuchtet ohne zu blenden, eine reine milde Luft: alle diese Forderungen für ein Elysium befriedigt die Gegend am Mare Morto.

Den 10. Juni.

Je mehr man in den Landschaften von Unteritalien umherwandelt, desto mehr fühlt man sich der Meinung zugeneigt, daß der größte Theil der Halbinsel durch vulkanische Kräfte aus dem Meere hervorgetrieben worden, worauf dann die unterirdische Feuerwerkstatt Jahrhunderte hindurch nicht aufhörte, ihr Werk umzugestalten. Das bestätigte sich uns auch heut. Wir nahmen den Weg von der Straße nach Pozzuoli rechts ab. Die erste Merkwürdigkeit war die Ruine der Villa des Pollio, der durch die Grausamkeit berüchtigt ist, daß er einen Sklaven, der ein murrhinisches Gefäß zerbrochen hatte, lebendig in den Teich, seinen Muränen zum Fraß vorwerfen lassen wollte *). Dann sahen wir den Berg der Camaldulenser, diesen höchsten Punkt in den Umgebungen von Neapel; das Kloster liegt auf der Spitze desselben. Nun gelangten wir zu dem See Agnano, der eine Stunde von Neapel entfernt ist.

Auch hier stürzte ein Vulkan nieder, und gab dem See seine Entstehung. Die Spuren der ehmaligen Stadt Agnano sind durch wiederholte Erdbeben

*) Der gelehrte Burigny hat in seiner, die schwarze Kehrseite des Alterthums, die Sklaverei, schildernden Vorlesung Sur les esclaves Romains im XXXVten Theil der Mémoires de l'Acad. des Inscriptions p. 335, auch diese von Seneca zweimal (de Ira I, 40; de Clement. I, 18) erzählte glaubwürdige Anekdote zu dem Schatten seines Nachtstücks wohl zu benutzen gewußt. B.

so verschwunden, daß nicht einmal ihre Lage mehr mit Gewißheit anzugeben ist. Schon aus einiger Entfernung fällt das Geröse der unendlichen Menge Frösche auf, welche die Ufer umwimmeln, so daß der Boden sich zu bewegen scheint. Die Umgebung des Sees ist im höchsten Grade romantisch, doch bildet das Ganze eine melancholische Einöde. Am jenseitigen Ufer erhebt sich ein vulkanisches, mit Waldung bedecktes Gebirg, auf dessen Gipfel ein königliches Jagdschloß schön und einsam sieht, wie ein zauberischer Feensitz. Das ungewöhnlich grüne Gewässer, welches zu Zeiten wie kochend aufsprudelt, und dem See eine Art von Lebendigkeit giebt; dann die sogenannte Hundsgrotte: alles dies vermehrt den feenmäßigen Eindruck. Zur Zeit wenn der Flachs geröstet wird, ist die Luft so ungesund, daß die wenigen Jäger, die hier der königlichen Jagd pflegen, sich auf den Berg der Camaldulenser zurück ziehen. Doch soll der See im Winter und Frühling wohlschmeckende Fische liefern.

In einer kleinen Entfernung vom disseitigen Ufer befindet sich, am Abhang eines Hügels, die berühmte Hundsgrotte, die mit einer Thüre verschlossen ist. Es gehen einige Stufen zu ihr hinauf. Einer der Jäger öffnete die Thüre; wir sahen die schwere Stickluft den Boden einen Fuß hoch, wie ein blaugraues Gewölk, überdecken: Anfangs unbeweglich, dann zog sie langsam durch die Thüröffnung, und floß sichtbar die kleine Anhöhe bis zu unsern Füßen herab. Der Jäger hielt einen Hund am

Stricke, der uns sein Hinsterben in dieser Luft, und sein Wiederaufleben im See zeigen, sollte. Das Thier, durch die Erfahrung sattsam belehrt, sträubte sich ängstlich, und da ich durch das Experiment nichts weiter erfahren konnte als was ich schon wußte, so widersprach auch ich, jedoch ohne den Jäger davon abbringen zu können; während des Hin- und Herredens aber zernagte der Hund den Strick, und floh so eilig, daß ihn der Mann nicht einzuholen vermochte, und sich nur durch Erhöhung des Trinkgeldes beruhigte. Einen weit empörendern Versuch machte einst der Vizekönig von Neapel, Peter von Toledo: er ließ zwei Sklaven in die Höhle sperren, die darin ihren Tod fanden, und nicht wieder zum Leben zu bringen waren. Dies that ein Mensch, der sich einen Christen nannte!

Nicht fern von der Hundshöhle liegen die modernen Schwitzbäder S. Germano; sie sollen von einem Bischofe dieses Namens, und zwar, wie die seltsame Sage geht, zufolge der Eingebung durch einen Traum angelegt seyn. Die heißen Dämpfe werden für die Wirkung einer Nachglut des Kraters gehalten, aus welchem der See Agnano entstanden ist. Die Wärme der verschiednen Abtheilungen steigt von 30 bis 40 Grad Reaumur. Für Brustkrankheiten, Rheumatismen, und Geschwüre sollen diese Bäder von großer Wirksamkeit seyn. Das Gebäude ist nicht einladend, die Gemächer sind klein; ich konnte bei der unerträglichen Hitze in keiner der Abtheilungen verweilen. — Noch ein heißer Quell

ſprudelt am Fuße eines an die Solfatara ſtoßenden Hügels rauſchend hervor, der eine Hitze enthält von 68 Grad Reaumur, und Wunden, Hautausſchläge, und ſogar Augenkrankheiten heilen ſoll.

Um zur Solfatara zu gelangen, mußten wir beträchtlich aufwärts ſteigen, und kamen zu dem hohen ſie ganz umſchließenden Rande, durch Weingärten und zwiſchen Wänden von verſteinerter vulkaniſcher Aſche; dann ging es wieder abwärts durch einen ſchönen Kaſtanienwald. Schon in einiger Entfernung verſpürt man den Schwefeldunſt, der jedoch hier gegen ſeine ſonſtige Natur dem kräftigen Gedeihen der Gewächſe nicht nachtheilig wird. Wir traten aus dem lieblichen Walde hervor: da lag die weite, weiße, todte Fläche der Solfatara vor uns. Es iſt das fürchterlichſte Bild der Abgeſtorbenheit. Nicht leicht wird jemand wünſchen zum zweitenmal über dieſe bleiche Wüſte zu gehn. Wenn die dampfende Hitze nicht wäre, ſo könnte man glauben, ein Schneefeld vor ſeinen Füßen zu haben. Die Sonnenſtrahlen, von dem blendenden Boden zurückgeworfen, ſchmerzen und ſchaden den Augen. Nur der hin und wieder hervorquillende Schwefel giebt der einförmigen Einöde eine dürftige Abwechſelung. Der weiße Staub des Bodens iſt an manchen Stellen ſehr heiß, und überall ſo ſchwefelhaltig, daß er Silber anſchwärzt. Am jenſeitigen Rande befindet ſich eine Vorrichtung, um den Schwefel zu gewinnen. An einer andern Stelle iſt durch Eingrabung in den Boden ein Schwitzbad angelegt. Der hin und

wieder hoch aufsteigende Dunst soll des Nachts einen schwachen Lichtschimmer ausstrahlen. Die Länge dieses ovalen Schwefelfeldes ward mir über 1000 Fuß und die Breite etwa 600 angegeben. Die ganze Fläche ist die Decke einer großen Höhle; unsere Führer warfen einen Stein auf den Boden, wonach sich ein dumpfes unterirdisches Wiederhallen vernehmen ließ. Die Entstehung dieser entsetzlichen Wüste reicht über alle Geschichte hinaus: schon Strabo, der sie die Werkstatt des Vulkan nannte, spricht von ihr als von einem vor undenklichen Zeiten ausgebrannten Krater. Wir waren froh den Boden zu verlassen, wo unter unsern Füßen das Feuer noch arbeitet, und dessen Einsturz irgend einmal erfolgen muß. Recht wohl that uns der schöne grüne Kastanienwald, mit seinem frischen Schatten, und der lindernden Erquickung für die schmerzhaft geblendeten Augen. Noch einen Blick warf ich von hier auf die traurige Oede; gänzliche Verlassenheit herrscht auf den Hügeln umher, als ob das verstummende Schrecken der uralten Zerstörung noch fortdaure.

Ich lasse nun hier die Uebersetzung der beiden Berichte im Auszug folgen, deren ich bei Gelegenheit des Monte nuovo (S. 123) erwähnte. Sie werden eine lebhaftere Vorstellung solcher Erdumwälzungen gewähren, als ich zu geben vermag.

I.

Dell' incendio di Puzzuolo. *Marco Antonio dei Falconi*, all' illustrissima Signora Marchesa della Padula, nel 1538.

Ich werde treu und einfach die Wirkungen der Naturerscheinung beschreiben, von denen ich Augenzeuge war, und über die ich Andere gehört habe, welche dasselbe Schauspiel zu beobachten Gelegenheit hatten. — Seit zwei Jahren schon war Neapel, Pozzuoli und die umliegende Gegend, durch häufige Erdbeben erschüttert. Man verspürte über zwanzig stärkere und schwächere Erdstöße in der Nacht, welche dem Ausbruche vorherging. An dem Tage selbst wo dieser begann, d. 29. September 1538, einem Sonntag, dem Michaelistage, bemerkte man, wie ich erfahren habe, aus dem Boden hervorbrechende Flammen zwischen den warmen Bädern und Tripergola. Sie zeigten sich zuerst neben jenen Bädern, verbreiteten sich hierauf nach dem letzten Ort, und setzten sich in dem kleinen Thale fest, welches zum Lago d'Averno und nach den Bädern führt, und zwischen dem Monte Barbaro und der Collina del Pericolo liegt. Das Feuer machte hier so gewaltige Fortschritte, daß die Erde sich öffnete, und eine solche Menge Asche und mit Wasser vermischten Bimsteines auswarf, daß die ganze Gegend davon bedeckt ward. In Neapel selbst fiel, während eines großen Theils der Nacht, ein heftiger Aschenregen mit Wasser vermischt. Er hielt auch den folgenden Morgen (der letzte Montag im Monat) an, und hörte den ganzen Tag nicht auf. Er bedeckte die Häuser von Pozzuoli; den Einwoh-

nern war dieser Anblick so furchtbar, daß sie ihre Wohnplätze verließen. Das Schrecken auf dem Gesicht, eilten sie dem nahen Tode zu entfliehen. Einige hielten ihre Kinder in den Armen, andere suchten auf den Schultern einen Theil ihres Eigenthums zu retten. Hier führte man Esel nach Neapel mit ganzen Familien beladen; dort trug man eine Menge Vögel aller Art herbei, die beim Anfange des Ausbruchs todt zur Erde gefallen waren; an andern Orten große Haufen Fische, am Ufer des Meeres gefunden, das eine bedeutende Strecke zurückgetreten war. Don Pedro di Toledo, Vizekönig von Neapel, begab sich mit vielen vornehmen Herren nach dem Orte hin, um diese furchtbare Begebenheit in Augenschein zu nehmen. Ich that das nehmliche, und begegnete dem würdigen Signor Fabrizio Moramaldo. Wir wollten alle die bewundernswürdigen Wirkungen dieser Naturerscheinung von der Seite von Bajä her beobachten. Das Meer hatte sich weit zurückgezogen, und schien ganz ausgetrocknet von der ausgeworfenen Menge Asche und zerbröckelten Bimsteines. In neu entdeckten Ruinen bemerkte ich zwei Springquellen: die eine sprudelte vor dem Hause der Königin warmes salziges Wasser aus; die andere am Ufer, der Stelle des Ausbruchs ungefähr 250 Fuß näher, kaltes süßes Wasser: einige behaupten, daß noch etwas näher sich ein Strom frischen Wassers gebildet habe.

Ganze Berge von Rauch, halb schwarz, halb glänzend weiß, erhoben sich aus dem Schlunde zu einer bedeutenden Höhe. Mitten aus diesem Rauche brachen zuweilen dunkle Flammen hervor, von ungeheuren Steinen und Asche begleitet. Typhoeus und

Enceladus schienen Ischia und den Aetna verlassen zu haben, um den Krieg gegen Jupiter wieder zu beginnen, sammt einer unendlichen Menge Riesen, den Einwohnern der phlegräischen Gefilde. Die alten Dichter haben durch die Giganten wahrscheinlich die Dämpfe bezeichnen wollen, welche die innere Erde verschließt, und die wenn sie keinen freien Ausweg finden, durch eigene Kraft ihn eröffnen, indem sie Berge in die Höhe werfen, wie man es unter andern bei diesem Ausbruche gesehen hat. Ich glaubte die Ströme glühenden Rauches zu sehen, die Pindar uns beschreibt, als dem Ausbruche des Aetna vorhergehend, welche Beschreibung Virgil in jenen Zeilen nachgeahmt haben soll:

Ipse, sed horificis juxta tonat Aetna ruinis. . .

Die Gewalt des Feuers und der im Dampfe eingeschlossenen Luft, die man an einem großen Kessel siedenden Wassers bemerken kann, trieb Steine und Asche bis in die mittlere Luftregion. War die Heftigkeit des Stoßes durch die Größe der Entfernung abgestumpft, und trafen die Körper in der Höhe auf eine kalte feine Luft, die ihnen Widerstand leistete: so fielen sie vermöge ihrer eigenen Schwere zurück, mit einer ihrer Entfernung vom Schlunde verhältnißmäßigen Geschwindigkeit. Das Feuer wiederholte unaufhörlich diese Erschütterungen. Erst nach zwei Tagen und zwei Nächten verminderte sich der Rauch und die Gewalt des Feuers.

Ein neuer schrecklicher Ausbruch begann vier Tage nachher, Donnerstags, zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Gerade um diese Zeit kam ich von Ischia in den Meerbusen von Pozzuoli. Ich befand mich in

der Nähe des Capo Miseno, und sah bald darauf viele Rauchsäulen sich erheben, die sich auf das Meer warfen, und unserer Barke näherten, welche 3 bis 4 Stunden vom Ort des Ausbruchs entfernt war. Nie hatte ich ein schrecklicheres Getöse gehört, als das diesen Rauch begleitende. Die Menge von Asche, Steinen und Rauch schien Erde und Meer verschütten zu wollen; je nachdem die Stöße des Feuers und der in der Erde eingeschlossenen Dämpfe heftiger waren, regnete es, mehr oder weniger, große und kleine Steine mit Asche vermischt, so daß ein großer Theil des Landes ganz damit bedeckt ward. Einige Augenzeugen behaupten, die ausgeworfenen Materien hätten das Thal Diano erreicht, ja selbst einige Orte von Kalabrien, das 150 Meilen von Pozzuoli entfernt ist.

Freitag und Sonnabend zeigte sich nur sehr wenig Rauch; dies veranlaßte mehrere Menschen sich näher an den Ort des Ausbruchs hin zu wagen. Nach ihrer Zurückkunft versicherten sie: daß die ausgeworfenen Steine und die Asche einen Berg gebildet hätten, von nicht weniger als 3 Meilen Umfang, und von einer dem Monte Barbaro beinahe gleichen Höhe; daß dieser Berg Canetaria, das Schloß von Tripergola, alle Gebäude und die meisten Bäder der Gegend bedecke; daß er sich gegen Süden bis an das Meer erstrecke, gegen Norden an den Avernersee, gegen Westen bis an die heißen Bäder, gegen Osten bis an den Fuß des Monte Barbaro; daß demnach die ganze Gegend dergestalt Form und Gestalt geändert habe, daß sie nicht wieder zu erkennen sey. — Es wird denen die nicht Augenzeugen waren, beinahe unglaublich scheinen, daß ein so beträchtlicher Berg sich

in so kurzer Zeit gebildet haben könne. Auf seinem Gipfel ist eine Oeffnung, die ungefähr eine Viertelmeile im Umfange hat. Einige behaupten sogar, daß sie so groß sey als unser Marktplatz in Neapel. Obgleich ich diesen Schlund nur von weitem gesehen habe, so scheint er mir doch sehr groß. Er stößt unaufhörlich Rauch aus.

Den folgenden Sonntag, am 6ten Oktober, wollten mehrere Menschen diese Naturerscheinung in der Nähe betrachten. Einige hatten die Hälfte des Berges erreicht, andere waren etwas höher gekommen: als zwei Stunden nach Sonnenuntergang ein so plötzlicher und schrecklicher Ausbruch sie ereilte, daß ihrer mehrere vom Rauche erstickt wurden; einige sind nicht wieder aufgefunden worden. Man giebt die Zahl der Erstickten und Vermißten auf 24 an. — Seit dieser Zeit hat sich nichts Bemerkenswerthes ferner zugetragen.

Es scheint daß die Ausbrüche zu bestimmten Zeiten sich wiederholen, wie das Fieber oder die Gicht. Ich glaube daß die Anfälle in der Folge minder heftig seyn werden, obgleich der am vergangenen Sonntage von einem heftigen mit Wasser vermischten Aschenregen begleitet war, der Neapel erreichte und selbst den Monte Somma (von den Alten Vesuv genannt). — Ich habe oft bemerkt, daß die Rauchwolken vom Orte des Ausbruchs in gerader Linie sich nach diesem Berge hinziehen, als wenn diese beiden Stellen eine Art von Zusammenhang hätten. Während der Nacht sah man aus diesem Vulkan viele Feuersäulen aufsteigen, auch Flammenstrahlen, den Blitzen ähnlich.

Mehrere Umstände verdienen also bei dieser Be-

gebenheit unsere besondere Aufmerksamkeit: z. B. das Erdbeben, der Ausbruch, die Bildung neuer Quellen, das Austrocknen des Meeres, die Menge todter Fische und Vögel, der Aschenregen mit und ohne Wasser, die unzähligen entwurzelten mit Asche überschütteten Bäume, die das Land bis zur Grotte des Lukullus bedecken, und die man nicht ohne Bedauern sehen kann. — Da alle diese Wirkungen mit dem Erdbeben einerlei Ursache haben, so wollen wir zuvörderst untersuchen, wodurch Erdbeben entstehen; dann wird man leicht die Ursache aller dieser Erscheinungen zu verstehen und zu erklären im Stande seyn u. s. w. —

II.

Raggionamento del terremuoto del nuovo monte, dell' aprimento di terra in Puzzuolo nell' anno 1538, e della significazione d'essi; da *Pietro Giacomo di Toledo.* Stampata in Napoli per Giovanni Sulzbach Allemano, a' 22 di Gennaro 1539.

Seit zwei Jahren wird Kampanien durch Erdbeben erschüttert, wovon die Gegend um Pozzuoli mehr gelitten hat, als alle übrige Theile. Doch den 27 und 28sten des vergangenen Monats September war zu Pozzuoli die Erde Tag und Nacht unaufhörlich in Unruhe. Die Ebene zwischen dem See von Averno, dem Monte Barbaro und dem Meere, ward ein wenig erhoben, und spaltete an mehreren Orten: aus den Rissen drang Wasser; zu gleicher Zeit schien das Meer an dem Ufer, das dieser Ebene zunächst liegt, zurückzuweichen: eine Strecke von ungefähr 200 Schritten blieb trocken, dergestalt daß die Fische auf

dem Sande lagen, und die Einwohner von Pozzuoli sich ihrer bemächtigen konnten. Endlich am 29sten desselben Monats, ungefähr 2 Stunden nach Sonnenuntergang, barst die Erde in der Nähe des Meeres; es öffnete sich ein ungeheurer Schlund, der wüthend Rauch, Feuer, Steine, und mit Schlamm vermischte Asche ausspie; zu gleicher Zeit hörte man ein Brausen, dem Brüllen des schrecklichsten Donners ähnlich. Das Feuer welches der Schlund auswarf, richtete sich gegen die Mauern der unglücklichen Stadt Pozzuoli; der Rauch war schwarz und weiß: der schwarze schien dunkler als die Nacht, der weiße glich der glänzendsten Baumwolle; alle diese Rauchwolken schienen den Himmel erreichen zu wollen. Die Steine, welche dem Rauche folgten, wurden durch die verzehrenden Flammen in Bimstein verwandelt, und erhoben sich ungefähr bis zur Höhe eines Büchsenschusses, worauf sie zurückfielen, auf den Rand des Kraters, oder in den Abgrund hinein. Einige waren größer als ein Ochse. Der verdunkelnde Rauch hinderte einen Theil dieser Steine zu sehen, wenn sie in die Höhe geworfen wurden, aber beim Herabkommen aus der erhitzten Luft zeigte deutlich ihr starker Schwefelgeruch ihren Ursprung: wie Steine aus einem Mörser, die durch den Rauch des entzündeten Pulvers geflogen sind. Der Schlamm war aschfarben, anfangs sehr flüssig, nach und nach erhärtete er; und ward in so ungeheurer Menge ausgeworfen, daß in weniger als 12 Stunden er mit den erwähnten Steinen einen über 1000 Fuß hohen Berg bildete.

Nicht allein Pozzuoli und die umliegende Gegend war mit Schlamm bedeckt, selbst in Neapel wurden

die schönsten Paläste dadurch beschädigt. Die Gewalt des Windes trieb die Asche bis nach Kalabrien; unterwegs versengte sie das Gras, und entwurzelte die Bäume durch ihr Gewicht. Die Leute bemächtigten sich ohne Mühe einer großen Menge Vögel und Thiere aller Art, die mit diesem schwefelichten Schlamme bedeckt waren. — Der Ausbruch währte ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte, jedoch mit ungleicher Heftigkeit. In seiner größten Stärke hörte man den Donner des Ausbruchs selbst in Neapel, wie man von weitem das Krachen des Geschützes vernimmt, wenn zwei feindliche Heere sich gegenüberstehen.

Als am dritten Tage der Ausbruch aufhörte, hatte sich zu aller Erstaunen ein neuer Berg gebildet. Ich sah in den Schlund hinein, der eine runde Höhle macht, ungefähr vom Umfange einer Viertelmeile, in der die zurückgefallenen Steine, wie in einem ungeheuren Kessel, kochten. Am vierten Tage erneuerte sich der Ausbruch, und am 7ten wiederholte er sich stärker, doch nicht so heftig als in der ersten Nacht. An diesem Tage wurden mehrere Personen, die sich unglücklicher Weise oben auf dem Berge befanden, unter der Asche begraben, vom Rauche erstickt, von den Steinen zerschmettert, oder von den Flammen verzehrt, und auf dem Platze gefunden. Der Rauch dauert noch fort, und während der Nacht sieht man oft Feuer auf der Mitte des neuen Berges. Noch muß ich hinzusetzen, daß sich viel Schwefel bildet. —

Den 11. Juni.

Drei Wochen, reich an Genüssen des Herzens und des Geistes, habe ich in Neapel verlebt; was ich suchte und fand, hat meine Erwartungen von diesem Aufenthalt beiweitem übertroffen. Die stille Sehnsucht nach Rom zurück, welche das laute Volksgewühl hier und die an einander gedrängten geschmacklosen hohen Häusermassen so lebhaft erhielten, ward durch meine Ausflüge in die schöne Campanische Natur, und nach den merkwürdigen Ueberbleibseln des Alterthums, zu einer sanften vergleichenden Erinnerung gemildert. Auch hielt mich die große Aussicht von meiner Wohnung auf das unendliche Meer hin für manche Mißfälligkeiten schadlos. Dies bestätigte mir die Wahrheit, daß jeder Stelle, über die unser Leben uns führt, wie unbequem sie auch scheinen möge, ihre angemessenen Vergütungen zugegeben wurden; und was mir mehr gilt als alle Herrlichkeiten der Natur, ist, daß ich auch hier Seelen fand, die der meinigen zusprachen. Dem ehrwürdigen Erzbischof von Tarent verdanke ich unvergeßliche lehrreiche Stunden; und die liebenswürdige geistreiche Gräfin von Saa, deren Umgang mich so oft aufgeheitert hatte, besuchte mich heute, am letzten Tage vor meiner Abreise nach Ischia, noch einmal, und überreichte mir ein von ihr selbst geflochtenes Halsband von ihren Haaren, mit der rührenden Innigkeit eines Herzens, welches mich ein schmeichelhaftes Einverständniß mit dem

meinigen wahrnehmen ließ. Wir werden uns nicht mehr fremd werden.

An eben diesem Tage machte ich die persönliche Bekanntschaft des Prinzen von Hessen-Philippsthal aus Gaeta, der sich meiner Verlegenheit in Mola, unbekannter Weise, so edel und freundschaftlich angenommen hatte (S. 13). Er rechtfertigte die Vorstellung, die ich mir von diesem echten deutschen Prinzen gemacht hatte, auf die vollkommenste Weise. Obgleich er schon mehrere Jahre in Neapolitanischen Diensten steht, so ist er dennoch ein Deutscher geblieben: ein offenes, biederes, rechtliches Thun, und die schöne Gewöhnung, Zufriedenheit und Wohlseyn um sich her zu verbreiten, zeichnen ihn in seiner Lage sehr vortheilhaft aus. Es sollen mehrere zweckmäßige gute Einrichtungen in der Festung Gaeta von ihm herrühren. Er bot mir auf die gefälligste Art zu meiner Ueberfahrt nach Ischia seine Feluke an; und ob ich gleich schon einen Schiffer bedungen hatte, so überredete er mich doch, für mich und meine Gesellschaft sein Fahrzeug anzunehmen, und nur mein Gepäck durch jenen Schiffer überfahren zu lassen.

Den 12. Juni.

Kaum graute der Morgen, als der Prinz von Hessen-Philippsthal vor meiner Wohnung erschien und die Bereitschaft seiner Barke uns ankündigte; er selbst war bei unsrer Einschiffung thätig und hülfreich. Es dauerte nicht lange, so schwammen wir

sanft hingleitend auf der ruhigen Meeresfläche. Den Ruderknechten des Prinzen sah man es an, daß sie einen guten, strengen doch wohlwollenden, Herren hatten; ich fand sie sämmtlich wohl genährt, wohl gekleidet, und weit entfernt von der dem neapolitanischen Volke gewöhnlichen Zudringlichkeit. Der Eine schien ein Vorgesetzter der übrigen zu seyn; eine gewisse Feinheit im Betragen machte ihn dieser Stelle vollkommen würdig, und die Bestimmtheit und Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen flößte mir das auf dem beweglichen Elemente so wohlthätige Gefühl der Sicherheit ein. Der Prinz stand noch lange am Ufer, und sendete winkend uns seine Wünsche nach.

Es war ein schöner Juniustag, der auf dem Meer sich abspiegelte, und die herrlichen Küstengegenden verklärte. Wir schifften am Posilip vorüber und in der Bedeutung dieses lieblichen Namens (Schmerzstillung) schien harmlose Ruhe mir zuzukommen; wir warfen noch einen Blick nach dem Grabe des Sängers hinauf, dessen Andenken ich dort feierte (S. 60 fgg.). Nach dieser sanften Stelle erweckte eine andere ganz entgegengesetzte Erinnerungen: die Ruinen des Pallastes, welchen einst die berüchtigte Königin Johanna bewohnte. Wildes Gesträuch hängt von dem oberen Gemäuer herab, die Meereswellen brausen durch die untern Gewölbe, aber noch vermochten sie nicht das Denkmaal nächtlicher Frevel wegzuspühlen. Bald darauf fuhren wir hart an einer Gruppe von Felsklippen hin, auf deren

vorderster Spitze, die aus dem Meere hervorragt, plötzlich ein alter Einsiedler, der sich daselbst eingenistet hat, wie ein Geschöpf der Wildniß hervortrat, und seinen an einer langen Stange befestigten Beutel uns herüber streckte, zur Darreichung eines Almosens. Er hat auch eine kleine Barke, worin er nach Misenum und von dort zurück nach seinem Geklippe rudert; welches — man konnte mir nicht sagen, warum — die Schule Virgils genannt wird. Bei dem Pöbel steht diese Stelle im Ruf der Zauberei, und der Dichter selbst als Hexenmeister, welches von der Verfälschung seines zweiten Namens herrührt, da Maro in Mago verdreht ist.

Wir landeten auf der kleinen Insel Nisida. Sie ist durch vulkanische Kräfte entstanden, und nur dadurch merkwürdig, daß Brutus, als das Volk gegen die Mörder Cäsars aufgewiegelt war, sich zuerst hieher flüchtete und hier seine nächsten Plane entwarf. Jetzt gehört sie einem Kaufmanne aus Frankfurt am Main. Sie ist die Spitze eines Berges, der aus dem Meere hervorragt, und ganz mit Weinreben und Oelbäumen bepflanzt. Auf einer der Anhöhen steht ein hoher verfallener Thurm, der an das Mittelalter erinnert. Wir blickten von da zu der noch kleineren Insel Limon hinüber, wo das Gebäude der Quarantäne steht, welches mit seinem Hofe das ganze Inselchen einnimmt. Nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsere Reise fort, am Cap Misenum vorbei. Die Küste bietet einen romantischen Anblick dar. Die Meereswellen haben

in die Felsenufer tiefe Grotten gewühlt, über welche höchst malerisch dichtes Rankengewächs hängt, wodurch ein gebrochenes Tageslicht hinein dämmert. Schon zeigten sich die bestimmteren Formen der beiden Inseln Procida und Ischia. Im Hafen von Procida hielten wir an, und sogleich beim Aussteigen umringte uns ein unerträgliches Bettlergewimmel. Die Insel hat einen Umfang von 6 ital. Meilen, und eine Bevölkerung von etwa 6000 Seelen. Das Ufer steigt rasch aufwärts; das königliche Jagdschloß thront, nahe am Meere, auf einer Bergspitze. Vom Schloß herab zieht sich ein großer Wein- und Olivengarten, worin eine königliche Fasanerie gepflegt wird. Auf dieser Insel soll sich eine gewisse Sittenreinheit am längsten, und bis zu der Zeit erhalten haben, als der König auch hier seinen periodischen Jagdfreuden nachging. Es erregt ein besonderes Gefühl, wenn man bemerkt, daß der Landesvater mitten unter dem Jammer des Elends sich ruhig dem Genusse der Lustbarkeiten hingeben kann, und daß seine Gegenwart nicht das Elend, wohl aber die Tugend, verscheuchte. Im Hafen regte sich einige Thätigkeit; es wurden nehmlich kleinere Seefahrzeuge auf der Rhede gebaut.

Wir mußten nun eilen, um Ischia noch bei vollem Tage zu erreichen. Bei jeder Wendung unsrer weitern Fahrt durch die kleinen grünenden Inseln, boten sich veränderte schöne Ansichten dar. Immer deutlicher trat Ischia, mit den beiden hohen Bergspitzen des Epomeo, hervor. Dieser Berg

scheint der ungeheure Grundpfeiler zu seyn, woran die Natur die liebliche Insel befestigte. Bei der Annäherung erblickten wir ein großes schwarzes Lavafeld, das sich von der einen Spitze des Epomeo bis an der Südküste herabzieht. Am östlichen Vorgebirge erhebt sich auf einem, fürchterlich dem Meere zuhangenden, Lavafelsen das feste Schloß der Stadt Ischia. Wir fuhren an ihrem Hafen vorüber, und landeten in der Bucht des kleinen Oertchens Lacco. Die Insel bietet sogleich einen höchst reizenden Anblick dar, aber auch hier tönte uns Bettlergeschrei vom Ufer entgegen: unsre kräftigen Seemänner vermochten kaum den ungestümen Haufen abzuwehren. Wir bestiegen die für uns in Bereitschaft gehaltenen Esel, um uns zu unserer Wohnung hinauftragen zu lassen. Der Weg ist sehr schmal, und windet sich steil aufwärts zwischen Gartengemäuer. Von diesem hing wucherndes Rosengesträuch mit weiß und rothen Blüthen herab; die Mauern selbst waren dicht mit Aloe-Kronen besetzt, über welche aus den Gärten der feurig blühende Granatbaum hervorragte. — Unsre Wohnung liegt auf einer beträchtlichen Höhe an der westlichen Seite der Insel, ziemlich abgesondert, in dem Oertchen Panello del Lacco, das nur aus drei Häusern und einer Kapelle besteht. Der ganze Ort sammt der Kapelle ist das Eigenthum unsers Wirthes, des Abbate Don Tomaso. Die Bauart der Häuser mit ihren platten Dächern hat große Aehnlichkeit mit den ausgegrabenen Häusern in Pompeji. Unsere Zimmer sind

sämmtlich klein, aber wohl geordnet und reinlich. Die Aussicht nach allen Seiten hin ist über alle Beschreibung reich.

Zwei entgegen gesetzte Empfindungen bemächtigen sich der Seele, wenn man sich vom festen Lande auf eine Insel versetzt sieht. Alle Unebenheiten und Mißfälligkeiten des größeren und kleineren Lebens, die uns etwa verfolgten und drückten, möchte man glauben jenseit der Fluthen zurück gelassen zu haben; aber durch die nehmliche Trennung scheint auch die Entfernung von unsern Lieben unerreichbarer geworden. Zwischen diesen beiden Empfindungen schwebt jetzt zum zweitenmal meine Seele. Eine vergleichende Erinnerung versetzte mich auf die Insel Alsen, wo ich im geistvollen Umgange der hochverehrten Familie des Herzogs von Holstein-Augustenburg die unvergeßlichsten Tage meines Lebens zubrachte. Dort unter einem nördlichen Himmel, wo sich die Sonne Monate lang hinter grauem Gewölk verbirgt, umgab mich, wo meine Ausflüchte sich hinwendeten, ein frohes thätiges Menschenleben, eine blühende Wohlhabenheit; nirgend begegnete mir der Anblick des Elendes oder der Verarmung: und welchen Seelen- und Herzensgenuß fand ich in der vortreflichen, wahrhaft patriotischen, Familie des Fürsten, von dem sich eine väterliche Milde über die glücklichen Unterthanen verbreitete! Hier hingegen, auf Ischia, unter einem fast ewig heiteren Himmel, schreiet mitten im Ueberfluß der reichsten Natur die Armuth um Brot! Ich möchte diese Insel

das Paradies der Natur, jene das Paradies der Menschen nennen.

Den 13. Juni.

Mein Erwachen auf dieser lieblichen Insel war ruhig und heiter, wie der schöne Morgen, der fern hinter dem Vesuv herauf stieg, dessen Rauchsäule von den ersten Sonnenstrahlen hellroth durchglühet wurde. Auch die beiden Spitzen unsers Epomeo waren schon hell erleuchtet; das leichte Gewölk zwischen diesen Gipfeln ward beweglich, und floß wie ein röthlicher Nebel in die grünen Terrassen herab. Eine feierliche Stille weihte gleichsam die ganze Insel zum heiligen Sitze des Friedens, wenn es diesem gefallen sollte auf die Erde herabzusteigen. In der That scheint Ischia das Wunderland einer wohlthätigen Fee zu seyn, wo die Natur zu ihrer höchsten Verherrlichung die Entbehrlichkeit der Kunsthülfe darthun wollte. Der ganze Morgen blieb anmuthig und frisch, aber von den ziemlich senkrechten Sonnenstrahlen fürchtete ich doch eine brennende Hitze: indeß kühlt die immer frische Seeluft die mittägliche Wärme so ab, daß man hier mit weniger Unbequemlichkeit, als in Rom, Berge besteigen könnte. Um die sechste Abendstunde trat ich auf das flache Dach unsrer Wohnung. Höchst reizend ist der Anblick, wenn die schrägen Strahlen der Abendsonne die Insel und zugleich die entfernte Küste von Neapel anleuchten. Eine solche Aussicht mag nur von der übertroffen werden, welche die Höhe des

Epo-

Epomeo gewährt. Von diesem Berge gehen zwei Hügelreihen aus, südöstlich und westwärts, die schirmend das nördlich bis zum Ufer sich hinabziehende Weinhügelthal umfassen, durch welches sich schmale steile Wege auf- und abwinden. Das ganze Thal mit seinen Anhöhen erscheint als ein einziger großer Weingarten, die darin ruhenden allerliebsten Häuser, wie einladende Lustsitze. Aus dieser dichten Rebenfülle, die, bei den seltenen Regen, nur vom ätherischen Thaue sich so frisch erhält, ragen hohe Kastanien- Mandel- und Oelbäume hervor. Hin und wider blühte der Oleander und der Granatbaum. Der Flecken Lacco zieht sich nordwestwärts vom Meeresufer bis zu einer untern Abstuffung des Epomeo hinauf; ein wahrer Schmuck dieses Oertchens ist die niedliche Kirchenkuppel.

Auf einer höheren Abstuffung liegt östlich das kleine freundliche Casa Micciola. Darüber hinaus erblickt man Procida; weiterhin die Küste von Neapel, und den dampfenden Vesuv, dann nördlich Pozzuoli, Misenum; hinter diesen Punkten zieht sich wellenförmig die Berglinie über Gaeta bis Terracina fort. In der westlichen Tiefe des Meeres liegen, ungefähr zwanzig Meilen von Ischia, die beiden Inseln Ventotena und Ponza: die erstere ist die größere, und hieß sonst Pandataria, die letztere Pontia. Sie dienten den Römern zu Verbannungsörtern. Nach Pandataria verwies Augustus seine ausschweifende Tochter Julia, ihr folgte die Mutter, die von August verstoßene Scribonia.

Eben daselbst, in der rauhesten Einsamkeit wo das Laster seine verdiente Strafe erlitt, verschmachtete wenig Jahre später die edelste Tugend; der finstere Tiber konnte es der hohen Agrippina nicht verzeihen, daß sie, unbefleckt von dem schändlichen Beispiele ihrer Mutter Julia, mit der väterlichen Erbschaft der Tugend des großen Agrippa und mit dem auf ihr ruhenden Glanze ihres Gemahles Germanicus das Volk bezauberte: sie mußte in Pandataria untergehen. Nach Pontia verbannte Tiberius einen Enkel, und Caligula seine von ihm selbst entehrten Schwestern. Noch jetzt dienen beide Inseln der Regierung zu Verwahrungsörtern für schwere Verbrecher. Die Gefängnisse für die schlimmsten Missethäter sind tiefe offene Höhlen in der Erde, woraus das Entkommen unmöglich ist; die Nahrung wird an Seilen zu ihnen hinab gelassen. Die andern Verhafteten leben etwas freier, unter Aufsicht einer Wache, die auf beiden Inseln von dem Kommandanten in Gaeta abhängig ist, und zugleich eine Schutzwehr gegen die Afrikanischen Seeräuber bildet.

Den 15. Juni.

Da die Badekur, wie die Aerzte versichern, einige Zeit, etwa eine Woche, erfordert, um sich an die hiesige Luft zu gewöhnen: so werde ich während dieser Vorbereitungstage mich mit der frühern Geschichte und der gegenwärtigen Beschaffenheit von Ischia beschäftigen.

Schon die Alten hatten über die Entstehung

der ſämmtlichen in dieſem Meerbuſen befindlichen Inſeln verſchiedne Muthmaßungen. Strabo meinte, die benachbarten kleineren Eilande hätten urſprünglich mit dem größeren Iſchia zuſammengehangen, ſeyen aber, wahrſcheinlich durch Erdbeben und vulkaniſche Feuerausbrüche, davon losgeriſſen worden. Nach Plinius kühner Hypotheſe, ſollen jene Inſelchen Auswürfe von Iſchia ſeyn, durch die außerordentliche Gewalt eines unterirdiſchen Feuers auf ihre gegenwärtigen Stellen hingeſchleudert. Ein neuer Geologe, Doktor Andria in Neapel, läßt jede dieſer Inſeln für ſich durch vulkaniſche Gewalten aus dem Meere emporgehoben werden. Dies alles ſey dahingeſtellt. —

Iſchia liegt im Cumäiſchen Meerbuſen, und iſt durchaus vulkaniſcher Natur. Der ganze Umfang der Inſel beträgt, mit den Vorgebirgen und Erdzungen, etwa 18, ihre Länge 5, ihre Breite 3 Miglien. Die verſchiednen Auszackungen ihres Umkreiſes bilden größere und kleinere Buchten, Landungsplätze, Vorgebirge, Erdſpitzen; und zwei Iſthmen. In der Mitte der Inſel aber thront, weit herrſchend, der Epomeo. In ſeinen Flammenhöhlen wies die Fabel dem phlegräiſchen Typhon einen zweiten Kerker an. Die Höhe dieſes Berges über das Meer beträgt, nach der neueſten, von Hrn. von Buch ausgemittelten Vermeſſung, 2356 Pariſer Fuß.

Plinius läßt den Aeneas auf Iſchia landen, und daher den früheren Namen Aenaria entſtehen.

Späterhin wurden Ischia und Procida von der dort verfertigten schönen Töpferarbeit die Pithekusischen Inseln genannt *). — Nach Strabo waren es Euböische Auswanderer, welche den ersten Anbau nach Ischia brachten. Sie hatten diese Insel bereits zu blühendem Wohlstande erhoben, als im J. Roms 271 ein fürchterliches Erdbeben nebst heftigen Feuerausbrüchen die Einwohner schreckte, ja gänzlich vertrieb; sie flüchteten nach Cumä, und vermehrten daselbst die griechische Niederlassung. Nachdem der Boden wieder ruhig war, lockten die Goldminen, die Fruchtbarkeit, und die dem Handel so günstige Lage, aufs neue die Chalcidenser von Euböa, einen zweiten Anbau der zerstörten Aenaria zu beginnen. Nach dreißig Jahren erfuhr die Kolonie das Schicksal ihrer Vorgängerin. Die Insel ward abermal verlassen, bis im J. Roms 513 Syrakuser eine Niederlassung auf diesem gefährlichen Boden wagten. Aber auch sie mußten ihm, aus der nehmlichen Ursache, wieder entfliehn. Hierauf

*) Der älteste Name der Insel war Aenaria, woraus man gefabelt hat, sie heiße so, weil Aeneas dort gelandet sey. Bei Virgil kommt sie unter dem Namen Inarime vor. Später hieß man die beiden Inseln Aenaria und Prochyta die Pithekusischen, nicht aber von der Töpferarbeit, die dort vorzüglich gemacht worden, wie nach Plinius auch einige Neuere, durch eine falsche Ableitung verführt, behaupten, sondern weil sich Affen dort fanden. Dies alles findet man in einem Excurs zur Aeneide im Heynischen Virgil (Aen. VIII. Exc. II) gelehrt ausgeführt. B.

blieb Iſchia geraume Zeit eine unbewohnte Wildniß, bis nach und nach, von dem nachbarlichen Neapel aus, eine vierte Kolonie ſich daſelbſt anſiedelte. Die länderſüchtigen Römer, bereits Herren von ganz Campanien, fanden nun die Inſel viel zu reizend, um ſie im Beſitz der Neapolitaner zu dulden: ſo kam dies ſtille Friedenseiland in ihre Gewalt. Auguſtus erſt gab es den Neapolitanern zurück, die dagegen ihm tauſchweiſe die Inſel Capri überließen. Seit dieſer Zeit blieb Iſchia fortwährend mit den Schickſalen Neapels verflochten (S. 27 fg).

Aus den verſchiednen Bevölkerungsepochen haben ſich, bei den zufälligen Aufgrabungen, Spuren und Denkmaale gefunden. In der Gegend von Lacco kam ein kleiner Herkules zum Vorſchein, etwa 2 Spannen hoch, von weißem Marmor. Er iſt ſehr beſchädigt, und von jener früheren, an den ägyptiſchen Mumienſtil erinnernden Kunſt, welche die Füße der Statuen noch nicht trennte. Dieſer Götze trägt gegenwärtig auf ſeinem Kopf das Weihwaſſergefäß, in der nah am Meere liegenden Kirche der Ortſchaft Lacco. Hetruriſche oder altgriechiſche Vaſen, und feingebrannte Ziegel, findet man noch häufig im Umkreiſe des Monte di Vico. Eben hier wurden auch eingehauene Grotten entdeckt, mit Amphoren von griechiſcher Arbeit. An der Morgenſeite des nehmlichen Berges iſt, in einem baſaltartigen Lavafelſen, eine griechiſche Inſchrift, die man der Syrakuſiſchen Niederlaſſung zuſchreibt; allein das hohe Felſenſtück ſteht zu ſchief, und die

Schrift ist zu flach, als daß ihr Inhalt vollkommen herausgebracht werden könnte. Die Gegend von Lacco, und die ganze Umgebung des Monte di Vico, muß von jeher die bewohnteste gewesen seyn: sie enthält von den verschiednen Ansiedelungen die mehresten Spuren. In Arbusto, einem südlichen Nebenhügel des Vico, fand man eine Urne mit lateinischer Inschrift; von zierlicher Arbeit, so daß sie auf das Augusteische Zeitalter deutet. Die als Zieraten an der Urne befindlichen Bacchusköpfe nebst dem mystischen Kästchen zeigen, daß sie die Asche eines Bacchuspriesters aufbewahrte *). Jetzt dient diese Urne zum Weihwassergefäß in der Kapelle der heil. Restituta, welche der auf dem südlichen Abhange des Capo di Montano liegenden Karmeliterkirche zugehört. In eben diesem Berge wurden auch schöngeformte Leuchter von der feinsten Thonerde ausgegraben. In dem angränzenden Thale, Sarkophage von weißem Tuffstein, und andere von rothgebrannter Erde. Die darin befindlichen Leichname erschienen vor dem ersten Blick unversehrt, zerfielen aber beim Zudrange der Luft sogleich in Asche. In allen Sarkophagen waren Münzen mit der Umschrift Caesar Augu-

*) Oder auch nur eines in den Bacchischen Mysterien Eingeweihten. Vergl. Lanzi de' Vasi antichi dipinti, volgarmente chiamati Etruschi p. 120. Da dies aber römische Arbeit ist, so kann man auch sagen, daß es bloße Andeutung auf die bacchischen Mysterien enthält, in wiefern solche den bessern Zustand der Verstorbenen überhaupt auf den Inseln der Seligen oder in Elysium beurkundeten. B.

stus; an der Seite einiger Leichname, eine Art von Jagdmesser, und zum Haupte eines jeden eine Lampe.

Den 17. Juni.

Mein freundlicher Inselaufenthalt bietet nach allen Richtungen hin — die mittägige ausgenommen — malerische, liebliche, und selbst erhabene Ansichten dar. Zu den schönen Punkten dieses Eilandes gehören besonders die an seinem Umkreise sich erhebenden Vorgebirge, unter denen wiederum der Monte di Vico sich ganz vorzüglich auszeichnet. Er ist ein eigener Vulkan, später entstanden als der Epomeo, doch nicht aus ihm, welches die abgesonderte Lage ganz deutlich beweiset. Auf seiner westlichen und mitternächtlichen Seite streckt sich die Ortschaft Lacco hinauf, mit ihren freundlichen Wohnungen und Villen, die sämmtlich in einem lustigen Weingarten zu ruhen scheinen. Nördlich erhebt sich der schon genannte Nebenhügel Arbusto, gänzlich mit Weingärten bedeckt, auf dessen Gipfel eine höchst anmuthige Villa thront. Drei vorspringende Erdspitzen, nach Westen nehmlich Cornacchia und Caruso, nördlich aber S. Montano, gehn von diesem Vorgebirge aus. Eben so anmuthreich ist dasselbe auf der Südseite mit kleinen Ortschaften und kräftigen Weinpflanzungen geschmückt. Ich wende mich östlich zu dem zweiten Vorgebirge, welches das kleinste ist, und den Namen S. Pietro führt, an dessen Fuß der kleine See Lago d'Ischia liegt. Der Berg besteht, auf

der dem Meere zugekehrten Seite, aus dunkler Lava, Tuffstein, und Puzzolanerde. Zwischen Morgen und Mittag tritt ein drittes Vorgebirge, S. Pancrazio, scharf aus dem Meere hervor; es enthält weiße, mit Steinen vermischte, Puzzolanerde. Westwärts liegt ihm gegenüber der Lavakegel Testaccio, und nördlich der Hügel Campagnano. Das vierte Vorgebirge erhebt sich auf der westlichen Seite der Insel, und wird l'Imperatore genannt. Es übertrift bei weitem die Höhe der übrigen, hat aber einen viel kleineren Umfang als Monte di Vico, und gehört zum Gebiete der Stadt Foria. In der Nähe desselben ragen aus dem Meere zwei große rauhe Lavaklippen hervor, von denen man die eine la Nave, die andre lo Schiavo nennt, welche wahrscheinlich mit dem Imperadore zusammenhingen, und durch irgend eine heftige Bewegung der Natur von der Insel getrennt wurden *).

In der Mitte dieser Vorgebirge steigt, wie ich schon erwähnte, weit herrschend der Epomeo empor. Rauh, schroff und steil, tritt er auf der südlichen Seite aus dem Meere; nördlich aber streckt er sich, gleichsam einladend, in sanfteren und freundlicheren Abstuffungen herab. Dieser Berg, welchen die Einwohner auch S. Nicola nennen, ist der Entstehungspunkt der ganzen Insel, der Urvulkan, welcher noch jetzt in seinem Innern ein geheimes Feuer nährt, wie mehrere verdächtige Rauchstellen, und

*) Man vergleiche die diesem Theile beigefügte genaue Karte der Insel. B.

— selbst in der Tiefe des Meeres — erhitzte Sandstrecken verrathen. Sämmtliche Vorgebirge (der Monte Vico ausgenommen) sind, wie der Augenschein lehrt, Erzeugnisse des Epomeo, der durch diese und andere spätere Seitenausströmungen so viel an innerer Masse verlor, daß er nur an Umfang, nicht an Höhe, zunehmen konnte. Die Nebenhügel entstanden nach und nach; denn, wäre ihre Gesammtmasse von Lava auf einmal hervorgebrochen, so hätte sie nicht einzelne Erhöhungen, sondern einen Berg weit höher als den Epomeo selbst aufgethürmt. Und sie entstanden, um den Hauptkrater, in der entferntesten Vorzeit, von welcher die Geschichte keine Kunde giebt. Der Monte Corvo, der in beträchtlicher Höhe auf der nordwestlichen Seite gegen Foria hin aus dem Urvulkane hervorbrach; und der Hügel Taborre, welcher sich auf der mitternächtlichen Seite erhob: werden für um vieles frühere Eruptionen gehalten, als die durch welche die beiden ersten Kolonieen vertrieben wurden. Fürchterlich muß die Lavafluth gewüthet haben, die (S. 180 fg.), nach Strabo, im dritten Jahrhunderte Roms, am Fuß des Epomeo in der Gegend ausströmte, wo jetzt der lange Hügel Caccavelle liegt. Sie floß von Mittag gegen Abend. Auf dem Wege von Lacco nach Foria bemerkt man noch gewaltige Spalten dieser erstarrten Lava, welche eine Tiefe von mehr als 200 Spannen haben soll. Der zweite zerstörende Ausbruch des Epomeo zog sich zu dem früher entstandenen Monte Taborre hin; dieser Gluthstrom

nahm seinen Lauf gegen Morgen von Casa Micciola bis zum Lago d'Ischia, und wird il Cretaro genannt. Darauf erfolgte die innere Entzündung des Monte di Vico, welche die Kolonie der Syrakuser verjagte. Der Feuerstrom brach an der nordwestlichen Seite des Berges aus, und trat über 200 Fuß in das Meer hinein, wo er die beiden Lavaspitzen la Cornacchia, auch Zaro genannt, und Capo Caruſa bildete. Der kleine Meerbuſen zwiſchen ihnen hat ein ſo rauhes Ufer, daß hier alles Gedeihen der Pflanzennatur ausgeſchloſſen iſt. Der letzte furchtbare Lava-Erguß brach im J. 1302 unſrer Zeitrechnung, wieder am öſtlichen Fuße des Epomeo, aus, durchlief anderthalb Miglien, wälzte ſeine zerſtörende Fluth über Weingärten und Villen, ſtürzte ſich ins Meer hinab, und bildete die Lavaſpitze del Arſo, zwiſchen der Stadt Iſchia und dem Vorgebirge S. Pietro. Seitdem iſt die Inſel von ſolchen Verwüſtungen verſchont, aber von Zeit zu Zeit durch Erdbeben erſchüttert worden, die jedoch leicht vorübergingen und nicht verheerend waren. Wohl aber litten die herrlichen Weinpflanzungen von Caſa Micciola am Abend des 14ten Dezembers 1797 eine furchtbare Zerſtörung dadurch, daß eine Maſſe verwitterter Lava ſich losriß, welche vom Catreca, einer der höchſten Abſtuffungen des Epomeo, herabrollend zu beiden Seiten des Hügels die Umgebungen jener Caſa danieder ſchmetterte.

Von den zwei, oben erwähnten, Erdzungen iſt die eine gemacht, die andere entſtanden. Jene,

in Osten, verbindet die Stadt Ischia mit einem groſsen wunderbargeformten Lavafelſen, der, gegen 500 Schritt von der Inſel, hoch aus dem Meere emporſteigt. Das Werk beſteht aus einem langen Damme und einer Brücke; König Alfons von Aragonien ließ es im J. 1435 zu Stande bringen, als er beſchloſſen hatte auf dem iſolirten Felſengipfel eine Feſtung anzulegen. Dieſer Iſthmus trennt zwei Meerbuſen: von welchen der eine zwiſchen der Stadt und dem ſcharfhervortretenden Arſo liegt, und den Hafen von Ischia bildet; der andre ſich von der Stadt Ischia bis zu der vortretenden Spitze des Hügels Campagnano ausdehnt. In dieſer letzten Bucht iſt das ehedem ſo berühmte Bad Cartaromana untergegangen; die in der Tiefe noch vorhandene Quelle theilt dem Meerwaſſer noch jetzt mineraliſche Eigenſchaften mit. — Die zweite Landzunge, 300 Fuß lang und 100 Fuß breit, läuft ſüdwärts von der Inſel zu einem hohen Lavakegel im Meere, welcher von einer dortigen Kapelle den Namen Sto Angelo führt, und auf ſeinem Gipfel zur Beobachtung der Korſaren einen mit ſchwerem Geſchütz verſehenen Wachthurm trägt. Zwiſchen dieſem Iſthmus und der vorſpringenden Spitze des Teſtaccio, ſtreckt 2 Miglien weit ſich ein Meerbuſen hin, vom rauhen Uferlande umſchloſſen. Die Gegend iſt an mineraliſchen Waſſern die reichſte, zur Landung aber durchaus untauglich. Man ſchiffe weſtwärts um die Inſel, und gelangt zur Stadt Foria. In der Richtung nach Mitternacht kömmt man um das Vorge-

birge Monte di Vico, zu der reizenden Meeresbucht, in welcher die beiden lieblichen Landungsplätze Lacco und Casa Micciola liegen. Fast auf allen hervortretenden Punkten der Insel sind Befestigungen angebracht, gegen die Afrikanischen Seeräuber, welche die kleinen Eilande nie aus den Augen verlieren; wie wir denn selbst einen solchen, Ischia umkreuzenden, Korsaren in einiger Entfernung sahen. Von allen Seiten stellt das Küstenland zum Theil schauerlich romantische, zum Theil liebliche sanft entzükkende Ansichten dar; und von den Höhen flattern die Weinranken lustig herab, als wäre das ganze Eiland zu einem immerwährenden fröhlichen Bacchusfeste geschmückt.

Den 19. Juni.

Eine sinnliche Anschauung der Uferschönheiten konnte ich mir nur von einem Theile verschaffen, und mußte den vollendeten Kranz aus Beschreibungen meiner Freunde ergänzen: denn der Zustand meiner Gesundheit gestattete nur mäßige Anstrengungen. Eine Seespazierfahrt führte uns heute an schönen Uferstellen vorüber. Wir gelangten in westlicher Richtung zu dem Vorgebirge Monte di Vico, welches, rauh aus dem Meere aufsteigend gleichwohl nicht ungeschmückt, mit einer frisch grünenden Rebenkrone prangt. Dies steile Ufer zeigt deutlich seine Entstehung durch einen zähen in das Meer sich ergießenden Lavastrom, dessen langsame Wallungen, über einander gethürmt, das Ufer bildeten, und ei-

nige tief in die Masse hineingehende Höhlen. Eine derselben gewährte einen düstern und dennoch anziehenden Anblick. Wir ruderten hinein; und plötzlich entstand im Hintergrunde ein so laut schreiendes Geräusch, daß es schien, ein uralter Zauberer sey zornig aus seiner gestörten Ruhe erwacht. Es waren Meerschwalben, die, durch unsern Besuch aufgeschreckt, rauschend davonflogen. Der Blick in die tiefe Grotte macht einen schauerlichen Eindruck, und die Fantasie wird erregt ein labyrinthisches Felsengebäude zu ahnen. Von der rauhen Wölbung hingen große Zacken nieder, in allerlei Farbenschattirungen: vielleicht Spuren von Herabtriefungen einer zähen Lava. Die Wassertiefe in dieser Höhle soll mehrere Klafter betragen.

"Auf dem Rückwege naheten wir einem beträchtlichen Fahrzeuge, welches beschäftigt war, das in der Nacht und den Tag über ausgespannt gewesene Netz einzuziehen. Den Thunfisch, dem sie nachgestellt, hatten sie zwar nicht gefangen*); aber ein buntes Gewimmel anderer Fische zogen sie aus dem Netze. Hier sahen wir manche von den wunderbarsten Gestalten, und den schönsten Farben: einige

*) Von dem Thunfischfange hat ein hohes westliches Vorgebirge der Insel den Namen Punto Tonnaco, indem ein großes Thunfischnetz mit einer Arbeitkammer dort befestigt und aufgespannt liegt. Ein solches Netz kostet gewöhnlich 3000 Ducati. Es sind deren drei um die Insel herum. Die ganze Thunfischerei ist verpachtet. B.

glänzend in den hellsten Regenbogenstreifen, andre mit langen Schnäbeln wie die Schnepfen, noch andere mit Flügeln versehen, gleich den großen Schwalbenflügeln, um damit eine Strecke über das Meer hinzufliegen. Am auffallendsten war uns die sogenannte Colla marina: ein platter Fisch, zwei Spannen lang, und beinahe anderthalb Spannen breit. Er wird nicht sonderlich geachtet, hat wenig und schlecht schmeckendes Fleisch, dagegen eine desto größere und wohlschmeckende Leber; seine 2 Finger dicke Haut, die hier weggeworfen wird, müßte, wie mir scheint, benutzt werden können. Uebrigens tödtet man die Fische sogleich beim Herausziehen, und wirft sie in das Fahrzeug.

Den 23. Juni.

Seit einigen Tagen habe ich die vorzüglichsten Heilquellen und Dampfbäder, welche letztere italiänisch Stufe genannt werden, besucht *). Schwerlich dürfte auf dem ganzen Erdboden eine

*) Die ausführlichste Nachricht über die Bäder von Ischia gab Giulio Jasolino de' rimedi naturali, che sono nell' isola di Pithecusa, oggi detta Ischia, Neapel 1751, in 4. Andere, zum Theil ältere, Schriften führt Ferber in seinen Briefen aus Wälschland, Br. XI S. 203, an. Auch verdient der Aufsatz eines Engländers, der diese Bäder im J. 1776 brauchte, im Universal Magazine 1777 im Auguststück, verglichen zu werden, woraus ihn Joh. Bernoulli in der Sammlung kleiner Reisebeschreibungen B. I, S. 43 fgg. übersetzt mitgetheilt hat. B.

Gegend zu finden seyn, die auf so engbegränztem Raume eine solche Anzahl von Bädern umfaßte. In der Nachbarschaft meiner Wohnung sind am Hügel Arbusto die berühmten trockenen Stufe oder Dampfbäder von S. Lorenzo; sie enthalten eine Wärme von 35 Grad Reaumur (dessen Maßstab ich durchgehends annehmen werde). Näher dem Meere liegen die Bäder und Stufen von S. Montano und Sta Restituta, von 40 Grad Wärme. In der Nachbarschaft der letztern ist eine Stelle, wo nach Wegschaufelung der obern Erde der Sand die Hitze des Bades selbst hat; ja in der See nahe dabei ist ein ähnlicher Raum: laulich wallet das Meerwasser über dem erhitzten Sande, der zu Schlammbädern gebraucht wird. Im Oertchen Lacco selbst entstand vor einiger Zeit ein neuer Gesundbrunnen auf unerwartete Art. Man leitete von der kleinen Ortschaft Neso, durch unterirdische Aquedukte, nach dem Hafen Lacco eine Quelle hin, die aus einem hochgelegenen kalten Brunnen eine Viertel-Miglie unter der Erde fort geführt ward, aber auf diesem Wege 26 Grad Wärme aufnimmt. Dies Mineralwasser soll für eingewurzelte Husten sehr heilsam seyn, wenn es in der Frühstunde bei der Ausströmung sogleich getrunken wird. Zwischen Lacco und Ischia befinden sich die Bäder Gurgitello, Castiglione, und Cappone: die beiden ersten unter Casa Micciola am Abhange des Epomeo; sie halten 50 Grad, und werden als heilsame Bade- und Trinkquellen empfohlen. Castiglione

ist zugleich abführend, und giebt auch Dampfbäder; Cappone hingegen wird bloß zur Magenstärkung getrunken, und hat nur 26 Grad. Mit dem Wasser von Gurgitello werden die Bäder von Monte di Misericordia versorgt, woselbst ein Hospital für 300 Kranke ist. Bei Gurgitello selbst wird der Wasserdampf zu künstlichen Dampfbädern benutzt, die aber nach Dokter Siano's Bemerkung unbequem eingerichtet sind: weil, wenn in allen 16 Nischen zu gleicher Zeit die Dampfmündungen geöfnet werden, leicht eine erstickende Atmosphäre entstehen könnte. Noch findet man in der Nachbarschaft die Bäder della Colata und degli Occhi; beide in ihren Wirkungen ähnlich mit Gurgitello.

Das merkwürdigste Dampfbad auf Ischia ist Cacciuto, nach seinem ehmaligen Besitzer genannt; es liegt am öden Fuße des Cretaro, unfern des sich an den Epomeo lehnenden Hügels Taborre. Cacciuto hat 50 Grad Wärme, und setzt an den Dampfmündungen sublimirten Salmiak ab, der als Brechmittel zu gebrauchen ist. An einigen dieser Oeffnungen ertönt ununterbrochen ein Geräusch, wie von einer entfernten Trommel. Das Dampfbad Fasano, an der Abendseite des Hügels Catreca, setzt an den Dampfmündungen Eisenoker ab. Es giebt noch mehr Dampföffnungen am Abhang dieses Hügels, die vor Alters berühmt waren, jetzt aber unzugänglich sind wegen der ganz verschütteten Fußsteige. — Nicht so reich an Bädern als

Casa

Casa Micciola und Lacco, ist die Gegend um die Stadt Ischia. Doch haben sowohl die Stufe als die Fontana daselbst großen Ruf. Das nahe Bad Fornello soll ziemlich gleiche Bestandtheile mit der Fontana d'Ischia, und, wie diese, 40 Grad Wärme enthalten.

In der Gegend des Testaccio sind Dampfbäder, mit Nutzen gegen Kopfübel zu gebrauchen, doch mit großer Vorsicht und nicht ohne Zuziehung eines verständigen Arztes. Diese Stufe haben nur 25 Grad, und erhalten, nach Dr. Siano, von einer feinen Eisenauflösung ihre Wirksamkeit. Jenem vulkanischen Kegel gegen Morgen, befand sich vormal das Bad Suicellaro, gepriesen gleichsam als die Hauptkraft der Ischianischen Mineralwasser; jetzt ragen hier nur Lavatrümmer aus dem Meere hervor. Die weitere am Testaccio gränzende, ziemlich sandige, Gegend bis zum Meere hin ist voll Mineralquellen. Die heißeste, Petrella auch Aratro genannt, hat 80 Grad. In einem rauheren Thale ist Olmitello, von 26 Grad: es wird auch getrunken, und als Mittel gegen Taubheit empfohlen; die Blausäure, welche Andria diesem Wasser zuschreibt, sprechen neuere Chemiker ihm ab. Auf einer Anhöhe des nehmlichen Thales quillt das schon seit lange berühmte Bad Nitroli hervor, gleichen Grades mit Olmitello; es giebt, abgekühlt, ein gutes Trinkwasser, das die Verdauung befördern soll. — Die Abendseite der Insel ist minder reich, als selbst die östliche. Im Gebiet der Stadt Forio

findet sich ein Bad von 40 Grad Wärme, welches die Einwohner Cittara nennen, wahrscheinlich verderbt aus Cythera. Für die Bequemlichkeit der Badenden ist, wie ich höre, in diesen Bädern fast überall schlecht gesorgt. Doch macht das Dampfbad S. Lorenzo eine Ausnahme, wie es zugleich, nach allgemeiner Erfahrung, das wirksamste und das wohlthätigste ist. Man weiß keinen Fall, wo der Gebrauch dieser Stufa je einen schädlichen Erfolg gehabt hätte, welcher bisweilen bei den Dampfbädern des Testaccio, und denen von heißer Temperatur, sich gefunden haben soll.

Was die Witterung der Insel betrift, so macht die durch die Ausdünstungen des Meeres zur sanftesten Milde abgekühlte Sonnenhitze, mit der feuchtkalten Abend- und Nachtluft, einen so schneidenden Gegensatz, daß besonders Personen die hier die Bäder gebrauchen, sich den lockenden Abendschönheiten durchaus entziehen müssen, um nicht die traurigsten Erfahrungen zu machen *).

Den 24. Juni.

Auf meinen Wanderungen hatte ich sehr oft Gelegenheit, mich über die allerliebsten Wohnungen der Insulaner zu freuen. Sämmtliche Häuser haben platte Dächer, und vortretende Balkone; die

*) Vergl. Fried. Brun „Auszug des Tagebuchs „meines Aufenthalts auf der Insel Ischia" in Prosaische Schriften 4tes Bändchen S. 367 fgg.

B.

mehresten sind von Weingärten umgeben, und verbergen durch diese romantische Außenseite die Armuth, welche nicht selten in ihrem Innern hauset. Die herrlich gelegenen Städte, Ortschaften und Dörfer, zeugen alle von ehmaligem bedeutenden Wohlstand. Die Hauptstadt Ischia ist die Residenz des Bischofs, des militärischen Kommandanten, und der obern Landesverwaltung. Vor mehrern Jahren, ehe die Bevölkerung den gegenwärtigen Anwachs erreicht hatte, war die Regierung ungetheilt in den Händen des Governadore, dem mehrere Gehülfen untergeordnet waren. Jetzt ist sie unter drei besondere Behörden vertheilt. Die erste hat den Governadore von Ischia an der Spitze; dessen zwei Amtsgehülfen jährlich, einer vom Volke, der andere von der Regierung, gewählt werden. Unter dieser Behörde steht die Stadt, mit ihren Landhäusern, Badeanstalten, und dem sämmtlichen Anbau, der den Lago d'Ischia umgiebt. Die zweite Abtheilung, deren Sprengel der ausgedehntere ist, waltet über das Gebiet von Casa Micciola, von Lacco, und über die Ortschaften Barano, Moropana, Testaccio, Fontano, und Serrano. Das Personal besteht aus einem Syndikus, nebst zwei Deputirten, die jährlich abwechselnd von diesen Ortschaften gewählt werden. Der dritte Distrikt ist der von Foria: er umfaßt diese Stadt und deren Gebiet; auch diesem Sprengel steht ein Syndikus vor, dem vier erwählte Deputirte zugeordnet sind. Die Aufsicht über die sämmtlichen Distriktsobrigkeiten führt ein Vorge-

seßter, der zu den Mitgliedern der königlichen Kammer gehört, und die Abgabengefälle einnimmt.

Die Gesammtzahl der Einwohner beläuft sich, nach Versicherung der unterrichtetesten Personen, auf 24000. Gewiß eine sehr bedeutende Bevölkerung, da wenigstens der dritte Theil der Insel mit starren Lavafeldern und unfruchtbaren Höhen bedeckt ist. Die Hauptnahrungsquellen sind Weinbau und Fischerei; außerdem wird noch etwas Seide gewonnen. Das Gebiet von Casa Micciola treibt einen vortheilhaften Handel mit Thonerde, die nach Neapel geht; wogegen Mehl, Fleisch, Oel, und andere Lebensbedürfnisse zurückgekauft werden. Es ist kein Grund vorhanden, warum der Oelbau nicht auf der Insel gedeihen sollte: nur sind dazu Vorschüsse erforderlich, die von der Regierung, zumal in ihrer gegenwärtigen Lage, nicht zu erwarten stehn. — Einen großen Theil der Einwohner beschäftigt der Durchgang-Handel zwischen Sardinien und Neapel. Ischianische Fahrzeuge führen Leinewand von Neapel nach jener Insel, und bringen von dort Käse nach der Königsstadt zurück. An Wein verfahren die Ischianer im Durchschnitt jährlich 50000 Tonnen, vorzüglich nach Genua und in das Römische Gebiet. Die ärmere Klasse, insonderheit weiblichen Geschlechts, beschäftigt sich mit der Zubereitung und dem Spinnen des Blätter-Bastes der Aloe: einer Pflanze, die überall und ohne Pflege auf Ischia wächst. Aus diesem Baste verfertigt man ein Gewebe, das eine gewisse Steife hat; dem so genann-

ten Haartuche ähnlich, welches bei uns zu Stickereien gebraucht wird. Nur im Inneren wird einiger Handel damit getrieben. Aus diesem Gewebe macht man den Schleier, zum Kopfputz der Frauen dienend. Ein solcher Schleier, von der Größe einer gewöhnlichen Serviette, wird länglich, drei Hände breit, zusammengeschlagen, und auf dem Kopfe dergestalt befestigt, daß er acht bis zehn Zoll, wie ein Schirm, über das Gesicht vortritt, und bis auf die Hälfte des Rückens herabhängt. Man trägt ihn nur im Freien, und in der Kirche. Flachs- und Wollspinnereien können für die ärmere Menschenklasse keine Aushülfe geben, weil hier weder Schaafherden sind, noch Flachs gebaut werden kann.

Beim ersten Anblick des Bodens, der durchgängig die jähesten Unebenheiten darstellt, nimmt man es wahr, daß hier kein Ackerbau, und kaum etwas kleinliche Gartenanlage, möglich ist. Daher trifft man auch auf der ganzen Insel weder Wagen noch Pflugschar an, weder Pferde noch Kühe, oder sonstiges Vieh, das hier gezogen wäre. Selbst die Esel, durch welche man das Fortkommen und Fortbringen bewerkstelligt, kommen aus Neapel. In der ganzen Umgebung unserer Wohnung nicht nur, sondern soweit meine Wanderungen mich bis jetzt führten, habe ich kein Federvieh gesehen. So muß denn die Hälfte des Ertrages der Insel für den Einkauf der nothwendigsten Lebensbedürfnisse wieder auswandern. Ein Nachtheil, der durch den Gewinn von den fremden Badegästen, so theuer

diese auch hier wohnen *), wohl kaum aufgewogen wird.

Die Einkünfte, welche die Regierung aus der Insel zieht, und die in Zollgefällen und den Abgaben vom Thunfischfange bestehn, betrugen vor dem Eindrange der Franzosen hundert tausend Dukati. Seitdem der Kardinal Ruffo das Königreich wieder den Franzosen entriß, ist der Ertrag dieser Einkünfte durch eine Personensteuer um 30000 Dukati erhöht worden. Allein diese letztere Abgabe finden die ärmeren Ischianer äußerst drückend, und sie ist so verhaßt, daß, wie man mich versichert hat, beim Anblick des Beamten der diese Steuer einfordert, Menschen vor Schrecken und Unmuth erkrankt sind.

Den 25. Juni.

Nach den vorläufigen Umherzügen durch die Insel, fing ich heute die nähere Bekanntschaft mit den einzelnen Gegenständen an. Ich besuchte die Hauptstadt. Sie liegt drei Miglien von unserer Wohnung. Der Weg dahin ist eine schöne, mit

*) Zwanzig Scudi, ungefähr zehn holländische Dukaten, zahle ich wöchentlich für fünf gute Zimmer und eine Bedientenstube. Die Betten und Zimmer sind reinlich, die Bedienung im Hause ist gut. Die Lebensmittel müssen die Fremden aus Neapel holen lassen, wenn sie sich nicht bei ihren Wirthen in die Kost begeben wollen, die dann aber noch um vieles theurer ist, auch nichts weniger als wohlschmeckend und gesund zubereitet: wie wir es am Tage unsrer Ankunft in Lacco erfuhren.

Lava gepflasterte Straße: die einzige der Insel, welche den Wanderer nicht fortdauernd durch böse Steinwege an jähen Abhängen mühsam umherklimmen läßt. Sie läuft, mit einigen Abweichungen, am Ufer des Meeres hin, und überrascht nicht selten durch schöne Ansichten der gegenüberliegenden Küsten von Procida und vom Kap Miseno. Rechts aber, in südlicher Richtung, scheint der Epomeo uns immer zu begleiten, wie der Mond vor welchem der eilende Wanderer nie vorbei kommt. — In der Fortsetzung unsers Weges trafen wir auf eine Ziegelhütte, die, im äußersten Vorgrunde des Epomeo, mit den hinter ihr auf höheren Terrassen liegenden schön umgrünten Häusergruppen, eine herrliche Landschaft bildet. In geringer Entfernung gelangten wir zu einer Uferstelle, wo das Meer, mit rauschender Brandung, gegen zertrümmertes Gemäuer, das aus den Fluthen hervorstarrte, tobende Wellen warf. Es ist die Stelle wo ehedem jene Ziegelhütte stand; das Meer hat ihren Platz an sich gerissen, und in den Trümmern ein Denkmaal seiner Gewalt zurückgelassen. In der itzigen Hütte werden nicht bloß treffliche Ziegel gebrannt, sondern, weil das Material sehr fein ist, auch Teller, Schüsseln, Töpfe, Urnen mit zwei Handhaben, ganz wie die griechischen Amphoren, die man zu Pompeji in den aufgegrabenen Häusern fand. Wir sahen Mädchen, die eine solche Urne, sie mit der Hand unterstützend, leicht auf dem Kopfe trugen: eine schöne malerische Stellung, wenn nur die Trägerin nicht ein so trauriges Bild der Armuth dargestellt hätte.

Weiter führte der Weg an einem kleinen, noch am Meere liegenden, Hügel vorüber, der ganz mit Myrten überwachsen war; wir machten einen Spaziergang durch das einladende Wäldchen. Nicht immer so schön war die Umgebung: bald verschlangen uns enge aussichtslose Wege, zwischen hohen Gartenmauern; dann ward die Aussicht wieder freier, doch nicht erfreulicher. Sie enthüllte die Spuren einer alten Verwüstung; schwarz erstarrte Lavawellen schienen sich noch jetzt schwerfällig von einer öden Berghöhe herabzuwälzen. Der Krater ist erloschen, und hat eine finstere Einöde zurückgelassen. Dies Lavafeld ist der weiter oben erwähnte Arso, welcher auch le Cremate genannt wird; er erstreckt sich, mit einer Breite von 800 Fuß, vom Punkte seines Erguſſes etwa anderthalb Miglien bis ins Meer, und ist eben jener letzte vulkanische Ausbruch, der einen groſsen Theil der alten Stadt und eine blühende Gegend umher begrub. Es ist ein tiefdunkles Trauerbild: noch jetzt vermag die hier sonst so üppige Natur keinen Halm an dieser rauhen Stelle hervorzubringen *). Nicht weit davon liegt die heu-

*) Auf dem beigegebenen Kärtchen ist die Bahn dieser Lavaströmung genau angegeben. Dolomieu glaubte, daß nach 486 Jahren, seit dieser Lavaguß erfolgte, sich noch immer Spuren der Erhitzung, die sich durch Rauch verrathen, da erblicken lieſsen. Darüber hat ihn Spallanzani in seinem Voyage dans les deux Siciles T. I. p. 177 sqq., wo er von diesem Arso interessante Bemerkungen mittheilt, zu Rechte gewiesen. B.

tige Stadt. Ganz in ihrer Nähe, am Fuß des Vorgebirges S. Pietro, iſt der Lago di Iſchia. In heißen Tagen entwickelt ſich aus dieſem kleinen See eine ungeſunde Luft; dennoch iſt er ſehr fiſchreich, weshalb der König ihn für ſein Eigenthum erklärt, und ſich in der Nähe ein kleines Landhaus zugeeignet hat. Weil das Waſſer ſehr klar und ruhig iſt, ſo macht ſich der Monarch eine Art von Jagdvergnügen daraus, die Fiſche durch Wurfſpieße zu erlegen.

Endlich kamen wir zur Stadt ſelbſt. Ihre Umgebungen ſind reizend, wenn ſie gleich denen von Lacco nachſtehen. Iſchia iſt hübſch gebaut, und vortreflich gepflaſtert mit Quaderſteinen von Veſuviſcher Lava, die in Neapel zugehauen werden. In dem kleinen Städtchen regt ſich ein Gewimmel von mehr als viertauſend Menſchen, welche größtentheils die Lebhaftigkeit des Hafenverkehrs und das Fiſchereigewerbe in Thätigkeit ſetzt. Nirgend ſah ich eine ſolche Menge von Kindern durcheinander hüpfen; eben ſo fiel mir die große Zahl amtloſer Weltprieſter auf. Spuren bedeutender Wohlhabenheit bemerkte ich nicht, wohl aber bei ſichtbarer Armuth unverkennbare Fröhlichkeit. Scheint es doch, als ob die Freude große Zubereitungen verſchmähe, und es ihr beſſer gefalle, bei dem einfachen unbefangenen Menſchen einzukehren, um dem Dürftigen das drückende Joch ſcherzend forttragen zu helfen! Gegenwärtig iſt die Biſchöfliche Reſidenz, und der Sitz der Regierung, von der Feſtung herab in die Stadt verlegt

worden. Auch ist hier ein Seminarium zur Bildung junger Geistlichen.

Hoch gegen die Stadt her, ragt die Felsenmasse, auf deren Gipfel jene Festung liegt (S. 187). Der Felsen hält an Umfang, auf der Oberfläche des Wassers, zwei und eine halbe Miglie, seine Höhe steigt etwas über zwei Drittel einer Miglie aus dem Meere empor. Der Damm, durch welchen er mit der Stadt zusammenhängt, ist so niedrig, daß die Wellen bei etwas starker Bewegung der See leicht überschlagen. Betrachtet man von diesem Damme aus den sonderbargeformten Felsenberg, so gewährt er einen ergreifenden, fast ängstigenden Anblick. Rings umher, und bis oben hinauf, ist er mit Gebäuden besetzt, die zum Theil über einander in der Luft zu schweben scheinen. Der Zugang zu diesen Höhen ist von vorn herein grottenmäßig durch die Felsen gehauen, weiter hin aber offen und frei. Die Grottenwölbung, die sich 500 Fuß hinauf erstreckt, hat eine Höhe von zwanzig und eine Breite von zwölf Fuß. Bei ihrem Ausgange fangen die Wohnungen an, und steigen in unregelmäßigen Abstuffungen bis zu den Werken der Festung; die mit Geschütz und einer Besatzung von 120 Mann versehen ist, welche monatlich abgelöst wird. Auf einer niedrigern Abstuffung, gegen Westen, steht der Bischöfliche, jetzt unbewohnte, Pallast, und die Kathedralkirche; höher als diese, ein Franziskanerkloster. Mit Verwunderung hört man: daß, außer der Kathedrale, noch fünf Pfarrkirchen, 70 Häuser, und

einige Gärten an dieser Steinmasse gleichsam hangen; ein etwas starkes Erdbeben würde greuliche Verwüstungen anrichten. Die drohende Felsenstirn, mit ihren vorspringenden Festungswerken, erinnert an einen der würdigsten Herrscher seines Zeitalters: König Alfons von Aragonien, der sie befestigen ließ. Ein paar von ihm aufbehaltene Züge, die ein schönes Zeugniß von der Milde seines Gemüths und der Bildung seines Geistes ablegen, mögen als schmükkende Erinnerungsstellen hier stehen. Alfons sah eine Schaluppe voll Menschen dem Untergang nahe, er befahl zu Hülfe zu eilen, man zögerte; und mit den Worten: „lieber Gefährte in der Gefahr, als müssiger Zuschauer!“ sprang er, mit Einigen die ihm folgten, in die nächste Barke, und half retten. Auf die Frage: von welchen seiner Unterthanen er sich am meisten geliebt glaube? antwortete der edle Monarch: „von denen, die mehr für mich als mich fürchten.“

Den 26. Juni.

Der Weg von Lacco nach Foria ist die Fortsetzung der erwähnten gutgepflasterten Straße, die von der Hauptstadt sich gegen Westen durch die ganze Insel bis Foria zieht, in einer Länge von sechs Miglien; sie würde nur fünf betragen, hätte sie nicht verlängernde Ausweichungen von der geraden Linie zu machen. Sie windet sich zum Theil am Ufer der See, zum Theil über sanfte Anhöhen, und durch überaus liebliche Niederungen.

Wir naheten bald einem am Meere gelegenen Casino, Palazzo di S. Montano genannt, welches, prangend mit den Kränzen des Ueberflusses einer südlichen Flora, dem festlichsten Feensitze gleicht. Hier hielt mich das Gefühl der zärtlichsten Schwesterliebe einige Zeit: denn in diesem Casino hatte vor zwanzig Jahren meine Schwester, mit ihrem Gemahle, dem verstorb. letzten Herzoge von Curland, gewohnt. Meine feuchten Augen blickten über das Meer nach dem weiten Raume hin, der jetzt wieder zwischen uns liegt. Ein wehmüthiger Traum der Vergangenheit dämmerte auf in meinem bewegten Gemüthe, und wunderbar tief ergriff mich der Wechsel menschlicher Verhältnisse. Vor zwanzig Jahren wandelte meine Geliebte auf diesem Boden, und ihre Seele sehnte sich nach mir; jetzt betrete ich die nehmlichen Stellen, und sehne mich hinüber zu ihr. Betrachtend und nachdenkend durchirrte ich alle die Myrtengänge und Rebenwölbungen, die sie durchwandert hatte, und wie zarte Schattenbilder begleiteten mich süße Erinnerungen.

Diesem Casino gegenüber, an der entgegengesetzten Seite des Weges, liegt auf dem Hügel Arbusto die Villa des Duca di Atri. Hier scheinen Natur und Kunst sich aufs innigste vereinigt zu haben, um aus diesem Raume den reizendsten Punkt der ganzen Insel zu bilden. Diese herrliche Anlage ruhet auf dem Felsenboden einer Lavahöhe, welche sie wie eine prangende Krone überschattet. Dichte duftige Haine von Kastanien- Mandel- und Obstbäu-

men wechseln mit Rebenpflanzungen und sonnigen Blumenstellen ab; selbst die hervorragenden Lavaspitzen sind zu Verschönerungen des Ganzen benutzt. An einer Stelle des Gartens steigen heiße Ausdünstungen aus dem Boden auf, die zu Dampfbädern verwendet werden, deren Gebrauch aber keinem Fremden gestattet ist. — Bald darauf kamen wir an den Dampfbädern von S. Lorenzo (S. 191) vorüber. Weiterhin wird die, zwar fortdauernd gutgebahnte, Straße unebener: sie übersteigt merklich steilere Anhöhen, indem sie jenes Lavafeld durchschneidet, dessen verwüstende Entstehung die ersten griechischen Kolonisten vertrieb und ihre Wohnsitze begrub. Obgleich die Spuren der alten Zerstörung reich genug überkleidet sind, so ragen dennoch hie und da aus der grünen Fülle noch schwarze Spitzen hervor, und tiefe Risse und Spalten in der mehr als zweitausendjährigen Lava zeigen finstere Schlünde: aber auch diese Furchtbarkeit scheint die wohlthätige Natur mehr und mehr verhüllen zu wollen. Wir gelangten zu einer bedeutenden Anhöhe, von wo wir nicht nur den zurückgelegten Weg, mit seinen lieblichsten Punkten, überschauen konnten, sondern auch in westlicher Richtung einer entzückenden Aussicht nach dem Meere und den entfernten Küstenländern genossen. Dort dämmerte das alte Zauberland der Circe aus den Fluthen herauf, dem sich die Küstenlinie bis Neapel anschloß, wo der Vesuv sein Feuerzeichen gab.

In sanfterer Senkung stiegen wir nun zu dem

Städtchen Foria hinab, das sehr anmuthig auf einer tief in das Meer hineintretenden Erdspitze liegt, und sich an einem mäßigen Abhange des Epomeo hinauf zieht. Hie und da erheben sich aus dem Umkreise der Stadt hohe Wachthürme, in den Zeiten des Mittelalters zur Abwehrung der Seeräuber angelegt, gegenwärtig aber, des fortdauernden Bedürfnisses ungeachtet, gänzlich vernachlässigt. Foria ist die zweite Stadt der Insel, übertrifft jedoch beiweitem die Hauptstadt an Größe und Volksmenge, wie sie auch eine etwas bedeutendere Wohlhabenheit anzukündigen scheint. Hier noch mehr als in Ischia setzte mich die Menge von Kindern und Weltpriestern in Erstaunen. Freilich treibt sich das große und kleine Menschenleben hier, wie überhaupt in dem wärmeren Unteritalien, auf den Straßen umher. Man zählt in diesem begränzten Stadtraume gegen 8000 Einwohner. Die reichsten und vornehmsten Familien, die man auf Ischia galant' huomini nennt, wohnen hier. Sie ziehen diese zweite Stadt vermuthlich darum vor, weil sie hier entfernt von den Hauptpersonen der Regierung ihre Vorzüge geltender machen können, indem auf der ganzen Insel, außer dem Duca di Atri, der sehr eingezogen lebt, sich durchaus kein Adel befindet. — Auf eine freundliche Einladung des Apothekers, der mir die Arzenei lieferte, machte ich in dessen Hause einen kurzen Besuch. Er hörte nicht auf, obgleich ich alles mit eigenen Augen sehen konnte, mir die Vorzüge seiner Wohnung zu künftigem Gebrauche

anzupreisen. Die Zimmer fand ich reinlich und geräumig, in Absicht der Lage aber mit meiner Wohnung in Panello di Lacco (S. 174) nicht zu vergleichen. Ich ergötzte mich an den gutmüthigen Uebertreibungen des alten Mannes, indem er uns von der „stupenden" Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit seines Sohnes erzählte, der gegenwärtig seinem Apothekergeschäft vorstehe, und der (wie er mit lebhaftem Feuer versicherte) schon mehrere Personen, die von den Aerzten aufgegeben worden, durch ein einziges Pulver vom Tode gerettet habe.

Etwa eine Viertelstunde von Foria liegt das Bad der Cythera (Bagni di Cittara S. 194). Meine Fantasie war gespannt zu sehn, wie dieses Bad seinen poetischen Namen rechtfertigen würde. Wenigstens mußte, meiner Vorstellung nach, ein dichter Myrtenhain, auf dieser eigentlichen Myrteninsel, duftig und frisch die Quelle überschatten, wenn ich auch nicht sehr auf die Grazien rechnete, die der Göttin zugeordnet werden. So nahete ich mich der Quelle, aber die Wirklichkeit zerstörte bei dem ersten Anblick alles was ich mir von ihr fantasiert hatte. Das Wasser steigt aus einem unfruchtbaren Sandboden herauf, und ist mit der halbeingefallenen Mauer einer ehmaligen Einfassung umgeben. Nahe dabei steht eine Hütte, wahrscheinlich eine der elendesten auf der Insel; auch da hinein war das Wasser zum Behuf des Badens geleitet. Die Bewohnerin des Hauses ist zugleich die Eigenthümerin der Bäder, und so arm, daß sie selbst der nothwendig-

sten Geräthe entbehrt. Keine Thür, kein Fenster, kein Tisch, kein Stuhl ist in dieser traurigen Wohnung; die Lumpen, welche die alte häßliche Frau des Tages auf ihrem Leibe trägt, tragen wiederum sie des Nachts statt eines Bettlagers. Da ich keinen Gebrauch von ihrem Bade machen konnte, mußte ich ihre Zudringlichkeit mit einem Almosen abfertigen.

In der Nähe des Badequells ist das Ufer sandig und flach; es scheint unter dem Wasser mit einigen hohen Lavafelsen zusammen zu hangen, die aus der See hervorragen, und gegen welche die Wellen sich mit großem Geräusche brechen. Wenig Schritte vom äußersten Rande des Meers fangen die steilen Felsen an, welche die schroffe südliche Küste bilden, die man hier bis zum Vorgebirge dell' Imperadore übersieht. Sie stellt einen rauhen, in der That düstern Anblick dar, ob sie gleich mit Weingartenterrassen gleichsam umgürtet ist. Diese Terrassen sind, um dem Herabrollen des Erdreichs zu wehren, mit Mauern von aufgeschichteten Steinen geschirmt. Das Vorgebirge selbst aber steigt fast senkrecht aus dem Meere empor, und trägt auf seinem flachen Gipfel die herrlichsten Weinpflanzungen.

Casa Micciola, den 28. Juni.

Wenn die Straße nach den beiden Städten Ischia und Foria die gebahnteste und bequemste ist, so ersetzt der Weg nach Casa Micciola solchen Mangel der Gemächlichkeit durch eine Menge anziehender

hender Naturschönheiten, durch überraschende Spuren alter Umwälzungen, und endlich durch entzückende Aussichten in die Ferne. Von Lacco aus ging es zwar auch über steile Höhen und jähe Abhänge, auch durch verhältnißmäßige Tiefen, und bald mußten wir uns durch einen schmalen Uebergang zwischen senkrechten Klüften hindurch winden; doch waren diese Abgründe zum Theil mit üppigem Rebenlaube mild überzogen. Durch mancherlei Wendungen, die unser Pfad mitten durch einen unendlichen Reichthum von Pracht der Natur machte, kamen wir zu einem schauderhaften Felsenspalte, la Cava ombrosa genannt, durch dessen unzugangbare Tiefe ein heißer Bach rinnt. Wir senkten uns dann in ein zauberisch anmuthiges Thal hinab. Hier ist ein Felsen, schwarz glänzend mit Byssus überkleidet. An einer niedrigen Stelle bemerkt man eine sehr kleine Oeffnung, etwa 1 Zoll im Durchmesser, aus welcher stoßweise heißes Wasser quillt. Der Byssus in der Nähe der Oeffnung ist hellgrün, schwärzt sich aber nach dem Verhältniß der Entfernung davon. Bei dieser Oeffnung vernimmt man ein starkes Geräusch im Innern des Felsens, das dem Sieden einer großen Wassermenge gleicht; daher der Felsen il Tamburro, und das Wasser Acqua del Tamburro genannt wird. Als wir weiter zogen, trafen wir in einem engen Thale, welches ein Krater gewesen zu seyn scheint und jetzt Pera heißt, auf die Spuren einer ehmaligen Schwefel-

und Alaun-Fabrik, die, vermuthlich aus Mangel des Stoffes, eingegangen ist.

Nun fing der Weg an merklich aufwärts zu steigen, und wir gelangten zu einer beträchtlichen Berghöhe, die einen entzückenden Gesichtskreis öffnete. Auf dieser Bergspitze liegt sehr anmuthig ein Casino, la Sentinella genannt. Es bietet eine freundliche Wohnung dar, und ist von den Händen der Natur mit ewig blühenden Reizen ausgestattet. Nach welcher Seite man sich wenden mag, so treten die erhabensten und überraschendsten Scenen hervor. In der Nähe sieht man das Küstenland von Neapel, wo Portici am deutlichsten sich auszeichnet. In der Ferne blickt man in die lieblichsten Thäler und in schauderhafte Felsenspalten hinab; die freundlichen Wohnungen, und Kuppeln der Kirchen, überragen kaum die grüne Fülle, in welcher sie ruhen. Die zarte Kapper-Ranke umspinnt das Gemäuer mit ihrer farbigen Glockenblüthe. Der Kaktus, oder die indische Feige, treibt einen Blätterstamm bis zur Dicke eines alten Kirschbaumes; er wuchert wie der Feigenbaum, der hier bis zur Höhe unsrer wilden Kastanien empor wächst. Von der auf dieser Insel gewonnenen Seide sahen wir eine Probe, indem Frauen die uns begegneten, einen Vorrath davon nach einem im Hafen liegenden Fahrzeuge brachten. Die Seide war schön, und beurkundete den Fleiß der Insulaner, der überall sichtbar ist. Knaben suchten Dünger auf, um die felsigen Weinberge fruchtbarer zu machen.

Wir ſtiegen zu dem reizenden Hafen von Caſa Micciola hinab, und fanden daſelbſt die nehmliche Thätigkeit wie in dem Hafen zu Iſchia. Die zerſtreut liegenden Wohnungen des Fleckens, die gleichſam verſteckt in Rebenhainen ſind, ſtellen ſich eben ſo anmuthig als in den beiden Städten, nur ländlicher, dar. An einer Uferſtelle iſt ein ſo reichhaltiger Eiſenſand, daß ein Pfund 24 bis 26 Loth Eiſen enthält. Wenn es gleich an Schmelzgelegenheit auf der Inſel fehlt, ſo läßt ſich doch nicht begreifen, warum dieſer Sand nicht an Eiſenhütten auf dem feſten Lande verkauft wird. — Unſern Rückweg nahmen wir durch eine andere Gegend, über das Bad Gurgitello. Gegen unſre deutſche Badeanſtalten fand ich die Einrichtungen freilich ſehr dürftig, doch mit der Armſeligkeit des Cytheriſchen Bades gar nicht zu vergleichen. Auch auf dieſem Wege kamen wir durch ſchöne Stellen, die gleichſam durch Feſtone von Weinranken überwebt waren. Noch befindet ſich in dieſem Gebiet die ſogenannte Windgrotte, die in Abſicht der von ihr in heißen Tagen ausſtrömenden kalten Luft Aehnlichkeit hat mit den Weinkellern des Monte Teſtaccio bei Rom (Thl. II, S. 206).

Den 29. Juni.

Die Stille der Inſel, ſo lange ſie nicht durch das Gezirp der Cicaden unterbrochen wird, umgiebt Anfangs den Fremden mit einer geheimnißvollen Ruhe, wie ſie die Mährchen den Feenſitzen zuſchrei-

ben. Kein fröhliches Wäldergetön begrüßt hier den erwachenden Morgen, kein Nachtigallaut beseelt die Myrtenhaine, keine Lerche schwingt sich in die Morgenluft auf, keine Schwalbe umflattert vertraulich das Hüttendach. Selbst der überall heimische Sperling verschmäht diesen Aufenthalt. Ich äußerte mein Befremden darüber, und erfuhr, daß diese Insel, wie die ganze Gegend um Neapel, gewissermaßen eine Art von Avernus (S. 144) für alle Gattungen von Vögeln ist. Die Zugvögel halten hier, und auf den übrigen Inseln und Küsten des Neapolitanischen Meerbusens, während ihrer Durchreisen bloß Rasttage, bei welcher Gelegenheit sie gefangen werden und zu Leckermahlen der Einwohner dienen. Auf Capri ist dem Bischof der Wachtelfang zu einem großen Theil seiner Einkünfte angewiesen. Daß die Vögel einen längeren Aufenthalt in diesen Gegenden vermeiden, hat wahrscheinlich seinen Grund in der Mischung der atmosphärischen Luft, die hier überall Bestandtheile vulkanischer Ausdünstungen, folglich auch Schwefelgas, in sich aufnimmt; vermuthlich ist eine solche Mischung besonders in der oberen Luftschicht ihnen zuwider. Statt des Vogelgetonges, wird man hier von dem unerträglich gellenden Geschrei einer unendlichen Menge Cikaden betäubt. Dies Getöse ist so laut, daß Personen die mit einander sprechen sich kaum verstehen. Das Gelärm hält von Zeit zu Zeit Pausen, dann scheint eine Vorschreierin das Zeichen zu geben, und der ganze Chor erhebt seine Stimme. — Eben

ſo häufig, doch nicht ſo beſchwerlich, iſt auf dieſer Inſel das ſtille Gewimmel der mit den ſchönſten Farben ſchillernden Eidexen, die geſchäftig an den Gartenwänden umherlaufen, auch vertraulich in die Zimmer kommen, ihre Nahrung zu ſuchen. Mit Vergnügen ſehe ich die muntern Thierchen ihr unſchuldiges Weſen treiben. Furchtbar hingegen iſt eine Gattung kleiner Skorpionen, deren Stich ſchwer zu heilende Wunden hinterläßt. Indem ich dies ſchreibe, leidet an einer ſolchen Wunde eine Freundin aus meiner Geſellſchaft empfindliche Schmerzen am Fuße. Gleich gefährlich iſt die unter dem wilden Geſträuch tückiſch lauernde Schlange. Solche Unannehmlichkeiten, und andere die von Menſchen herrühren, ſcheinen dieſer paradieſiſchen Inſel zugegeben, um die Erinnerung an das verlorne Paradies hier nicht ganz verſchwinden zu laſſen.

Den 30. Juni.

Der Hang zum Wunderbaren iſt nach Maßgabe der Bildung allen Menſchen gemein; in dieſem ſüdlichen Lande aber, wo er einer recht eigentlichen Pflege genießt, artet er bis zum unbegreiflichſten Aberglauben aus. Beſonders wird von den ſogenannten Bettelklöſtern dieſe Verkehrtheit religiöſer Anſichten befördert, und benutzt: denn ihre Exiſtenz hängt davon ab. In Italien überhaupt, vorzüglich im untern Theile, iſt es herrſchende Sitte, daß die Bettelorden nicht allein unmittelbar ihre Laienbrü-

der zu Almosen-Einsammlungen im Lande umher senden, sondern auch das Recht für sie zu betteln verpachten, meist an rüstige und verschmitzte Tagediebe, gegen eine bestimmte jährliche Summe, welche diese Pächter in monatlichen oder vierteljährigen Leistungen abtragen müssen. Solche Menschen, mit einem Mönchshabit und einer Beglaubigung ausgestattet, ziehen dann zu Fuß, zu Esel, zu Wagen, in den entferntesten Gegenden umher, und brandschatzen das Volk. Schon oft war uns bei unsern Spazierritten ein Kapuziner begegnet, dem unsre Eselführer jedesmal entgegen eilten und sein Gewand ehrerbietigst küßten. Ich erfuhr, daß er Fra Giro (Bruder Umherläufer) gemeinhin genannt werde, und im Ruf der Heiligkeit stehe, ja das Volk ihm sogar eine Kraft Wunder zu thun beimesse. Er habe, erzählte man mir, durch ein einziges Wort todte — Fische ins Leben zurückgebracht. Auch sey im vorigen Jahr das stürmende Meer auf sein Geheiß plötzlich beruhigt worden, dergestalt daß eine neapolitanische Prinzessin, die ihm klagte durch den Seesturm von ihrer nothwendigen Rückreise abgehalten zu werden, die Fahrt antreten, und bei schönem Wetter und stiller See vollenden konnte. Ich fragte nach Zeugen dieser Thaten; die Erzähler wußten keine anzugeben als den Fra Giro selbst, versicherten jedoch daß die Wundergabe ihres Heiligen keinem Zweifel unterworfen sey. — Diese berechtigten Volksbetrüger sind für das arme unwissende Volk ein fortwährender Heuschreckenzug. Auch mi-

ſchen ſie ſich in alle Angelegenheiten beſonders der niedern Klaſſe, bewerkſtelligen heimliche Zuſammenkünfte, und verkaufen geweihte Nummern für die Zahlenlotterie. Uebrigens beſitzen ſie Schlauheit genug, bei Fällen wo der Betrug zu grell erſcheint, zur Rettung ihres Kredits, das Mißlingen auf fremde Rechnung zu bringen.

Den 1. Juli.

Man muß geſunder und rüſtiger als ich ſeyn, wenn man alle ſchöne Stellen beſuchen will, welche das herrliche Eiland darbietet: Stellen, wohin zum Theil nur auf ſehr unbequemen, zum Theil ſogar gefährlichen Wegen zu gelangen iſt. Zwar ſind die Eſel, die man hier zum Fortkommen braucht, nicht nur gut abgerichtet, und ihren Führern ſehr gehorſam, ſondern ſchon von Natur äußerſt vorſichtig; doch kann man an mancher Steile, zwiſchen ſchauderhaften Abgründen, ſich des Schwindels nicht erwehren, von dem man fürchten muß ganz ergriffen zu werden. So beſchloß ich dann, nur zu den vorzüglichſten Punkten zu wandern, und zwar ſolchen deren Erreichung ich meinen Kräften angemeſſen glaubte. Zu größerer Sicherheit thut man ſehr wohl, mit den Eſeltreibern nicht zu wechſeln: denn da ſie mit ihren Thieren, worin ihr ganzer Reichthum beſteht, in einer Art freundlicher Hausgenoſſenſchaft leben, ſo nehmen ſie auch nach und nach innigern Antheil an denjenigen, die Gebrauch von ihren Eſeln machen, und gewinnen jene faſt ſo lieb

wie dieſe. Es iſt in der That nicht möglich, ſorgfältiger bedient und unterſtützt zu werden, als von dieſen gutmüthigen Leuten: ſie ſind ſogleich mit Zureden und Hülfsleiſtungen bei der Hand, wenn ſie dem Reiter einige Furchtſamkeit abmerken.

Heute ging unſer Zug zu der vorſpringenden Spitze von S. Montano. Der Weg zieht ſich eine kurze Strecke auf der ebenen Straße am Ufer des Meeres fort, bald aber ſteigt er mit jähen und beſchwerlichen Abſätzen aufwärts. Wir kamen an ärmlichen, doch mit Weinranken Feigenbäumen und mannichfaltigem Geſträuch umgrünten, Hütten vorüber, und gelangten nach mühſamen Windungen endlich zu der Höhe, die wir mit zwei kleinen Kanonen beſetzt fanden. Nach dem Meere zu iſt die Felſenſpitze überhangend. Der Tag war ſehr ſchön, die See ſpiegelte den klaren Himmel zurück, das gegenüberliegende Miſeniſche Geſtade glänzte im reinſten Sonnenſtrahl: ein ſüßer Friede herrſchte durch die ganze Natur. Die Meeresbucht am Fuß dieſes Felſens iſt durch eine Legende merkwürdig. Im vierten Jahrhundert landete hier, ohne alle Begleitung, in einer kleinen Barke, von Afrika kommend, der Leichnam der Märtyrin Reſtituta. An welchen Zeichen man ihn erkannte, und wie er überhaupt ſeine Geſchichte kund that, wußten mir ſeine Verehrer, die auf dieſer Inſel häufig ſind, nicht anzugeben. Man verſicherte nur, der heilige Körper ſey in der Karmeliterkirche (S. 182) wirklich beigeſetzt worden, und

Santa Reſtituta ſeit jener Zeit die Schutzpatronin der Inſel.

Auf dem Rückwege kehrten wir in einer der Hütten ein, die am Abhange dieſer jähen Höhe hangen. Die Bewohner, arm und gutmüthig, boten uns gerne an was ſie vermogten, und führten uns in ein Terraſſengärtchen, wo mächtige Feigenbäume ihre Wurzeln tief in den felſigen Boden gegraben hatten. Den Kaktus fand ich hier von ungeheurem Umfange; der ſtärkſte hielt wenigſtens anderthalb Ellen im Durchmeſſer, ſeine mehr als Zoll dicken Blätter waren zum Theil über eine Elle lang. Dies Gewächs wuchert ſo außerordentlich, daß ein Stückchen Blatt, in gute Erde oberflächlich hingeworfen, ſogleich Wurzel ſchlägt, und ein neues Blatt treibt *). Die Frucht des Kaktus hat beinahe die Form einer großen Maulbeere, nur daß jede kleine Buckel mit einem feinen Stachel beſetzt iſt, der ſie zu einer für Menſchen faſt verbotenen Frucht macht; daher man ſie in Sizilien, wo ſie recht heimiſch iſt, den Schweinen vorwirft. An Süßigkeit des Geſchmacks, wenn die Stachelhaut abgezogen iſt, mögte ihr ſchwerlich etwas gleichen.

Innig froh, obwohl ermüdet, kamen wir in

*) Ein Mitglied unſrer Geſellſchaft warf zufällig ein kleines Stück eines Kaktusblattes in einen Blumentopf; das Blatt faßte, ohne mit Erde bedeckt zu ſeyn, Wurzel: und ein Jahr nachher wurde einem reiſenden Freunde von uns das daraus entſtandene kräftige Gewächs gezeigt.

unsre Wohnung zurück; es war als ob die helle Heiterkeit des herrlichen Sommertages sich über jedes Gemüth verbreitet hätte. Der Tag neigte sich und versprach eine liebliche Dämmerung. Schon mancher Abend war schön und kühl über die Insel gezogen, ich hätte nur hinter meinen Fenstern das röthliche Westgewölk sich zwischen den beiden Spitzen des Epomeo lagern und erbleichen gesehn. Heute konnte ich es mir nicht mehr versagen das Fest eines Sonnenunterganges zu feiern. Ich trat, wohlverwahrt, in die thaukühle Abendluft auf das Dach meiner Wohnung hinaus. Die längsten Tage sind hier, unter dem mehr senkrechten Sonnenstrahl, bedeutend kürzer als bei uns in Norden. Bald nach acht Uhr stand die Sonne schon tief, und ihrem Niedergange nahe. Wie ein glänzender Triumph schwebte sie über der blauen Fluth, von einem Gefolge röthlich angeglänzter Wolken umgeben. Gleich einem Purpurteppich lag unter ihr ausgebreitet das Meer; zuckend senkte sie sich endlich in ihre Ruhekammer hinab, wie mit einem röthlichen Blitze hauchte sie ihren Strahlengeist aus: das Gefolg erbleichte, und ging aus einander. Eine kurze, kalt wehende, Dämmerung trat ein; und eine tiefe, aber von hellen Sternen funkelnde, Nacht lagerte sich über die Welt.

Den 2. Juli.

Es ist unmöglich, den auffordernden Reizen der schönen Natur zu widerstehen, die besonders den

weit herkommenden Pilger so überraschend und neu an sich ziehen. Er mögte sich gerne verlieren in der unendlichen Fülle von Herrlichkeit und Anmuth, die von allen Seiten ihn umströmt. An die Denkmaale des Entsetzens hat die sanftere Hand der Natur ihre vergütenden Wohlthaten geknüpft, und liebliche Blumen und Blüthengehänge um die grauen Erinnerungsstellen uralter Zerstörung gewunden. Es kostet Mühe, wenn man einen Ausflug macht, seinen Plan standhaft zu verfolgen, und sich nicht durch kleine Nebenwege, die zu geheimnißvollen Thälern oder zu romantischen Anhöhen führen, verlocken zu lassen. Man mögte alles umfassen, und ganz eins werden mit dem, was so innig die Seele bewegt. Endlich gewann ich es über mich, meinen Weg nach der Höhe des Cretaro nur mit wenigen Abweichungen fortzusetzen. Aber wie könnte ich das duftende Paradies beschreiben, welches ich heute durchwanderte! Wir verließen bald die Straße von Casa Micciola, dessen Gebiet wir durchzogen, wendeten uns nur wenig links, und gelangten nach einigen Windungen, von denen eine immer schöner als die andre war, auf einen Hügelrücken, der, ganz mit blühenden Myrten überwachsen, sich vor uns hinstreckte. Er schien von diesen Blüthen wie mit einem weißen Teppich überhangen, und duftete schon aus der Ferne uns kräftig entgegen. Sein Abhang, gegen den Epomeo zu, senkte sich sanft in ein magisches, eben so hell überblühtes, Thal hinab. Wir wandelten im Schatten dieses hohen Urvulkans, der uns

rechts ganz nahe schien. Der Weg zog sich südöstlich durch einen ununterbrochenen hesperischen Zaubergarten fort. Aus den blühenden Thälern grünten kräftige schlanke Kastanienbäume herauf, hin und wieder auch der Johannisbrodbaum mit seiner Schotenfrucht. Als Gegensatz der bisherigen Umgebungen unsres Pfades, erschien rechts der Krater, aus dessen Lavaergüssen sich diese ganze Gegend bildete. Die Kratermündung hat eine ziemlich regelmäßige Trichterform, mit einem Umkreise von zwei Drittheilen einer Miglie. Dieser Krater, mit seiner nächsten Umgebung, stellt eine rauhe schwarze Wüste dar, in welcher noch kein Pflanzensproß Wurzel fassen kann. Ich wagte nicht mich dieser abschreckenden Stelle zu nahen, wohin ein schmaler beschwerlicher Seitenweg führt, der überdies von Schlangen belauert wird.

Bald kamen wir zu einer lichten wohlangebauten Ebene, durch die ein neuer gut unterhaltener Aquedukt sich hinzieht, der an manchen etwas erhöhten Stellen so niedrig über den Boden streicht, daß man, da er offen ist, das kühlende klare Wasser daraus schöpfen kann. Er nimmt von einer südöstlichen Abstuffung des Epomeo den Zusammenfluß des Regenwassers auf, und führt dies der Stadt Ischia zu, welche den Aquedukt auf ihre Kosten angelegt hat. Das Wasser heißt il Bucetto, und sinkert durch ein Gemisch von schwarzem und weißem Bimsstein, von Oker und Puzzolanerde. Da es dieser vulkanischen Insel natürlich an Quellen fehlt,

ſo müſſen freilich die Einwohner mit dem nur im Winter häufig fallenden Regen haushälteriſch verfahren. Die Pflanzenwelt nährt ſich von den in der dürren Zeit reichlich aufſteigenden Thaudünſten. Dieſe anmuthige Ebene, welche jener Aquedukt durchſchneidet, wird noch durch ein einſames Caſino mit einer daran gebauten Kapelle verſchönert; aber wir durften nicht länger verweilen, verließen dieſen ſonnigen Raum, und ein junges friſch grünendes Kaſtanienwäldchen nahm uns auf. Aus dieſem Haine tretend, hatten wir eine Ausſicht, die alle bisherige bei weitem übertraf, und mich plötzlich in ein nie gefühltes Entzücken verſetzte. Es war als öffne ſich ein lichtes ſtilles Leben: wir ſahen über den öſtlichen Rand der Inſel hinaus, zunächſt vor unſern Blicken lag im klaren Meeresſpiegel die Inſel Procida mit ihren deutlichen ſcharfen Umriſſen, und weiterhin traten hell die entfernten Geſtade hervor. Wir befanden uns itzt wieder auf einer ſüdlich ſich hinſtreckenden Ebene, zu beiden Seiten mit hohen ſchattigen Bäumen beſetzt. Hier ruheten wir von unſern Wanderungen aus, vor einem kleinen Wirthshauſe. Die Erquickung des Weines, die uns gereicht wurde, war ſchlecht; aber wir vergaßen gerne das körperliche Bedürfniß, und traten vergnügt unſern Rückweg an, der nicht durchgängig eine Wiederholung unſrer Hin- und Herzüge war.

Den 3. Juli.

Eine moralische Erscheinung, die im Lande der schönen Fontasieen einem Nicht-Katholiken sonderlich befremdend entgegen tritt, ist die Bekehrungsleidenschaft, womit fast jeder Italiäner den — seiner Meinung nach — Irrgläubigen anfällt. Auch hier auf Ischia begegnete mir diese Erfahrung, die beinahe einen tragischen Ausgang hätte nehmen können. Ich hatte den Abbate Doktor Siano zu meinem Arzte erwählt, und war mit diesem alten sanften Manne, der sich fern von jeder Zudringlichkeit hält, zufrieden; da aber das von ihm mir vorgeschlagene Bad Gurgitello meinem Befinden durchaus nicht zusagte, so machte einer meiner Bekannten aus Neapel sich es zur Angelegenheit, mir seinen jüngeren Arzt zuzuweisen. Der Mann kam, ich ward noch abgehalten ihn zu sprechen, er unterhielt sich im Vorzimmer, bei offenen Thüren, mit einem Freunde aus meiner Gesellschaft. Seine erste Erkundigung war: ob die Moskowiterin, wie er mich nannte, reich, und ob sie eine Christin (d. h. Katholikin) sey? Die ablehnende Antwort auf beides schien ihm übel zu gefallen; er drang hierauf in meinen Freund mit der Frage: warum denn er, so tief in der Heimat des allein seligmachenden Glaubens, diesen Glauben nicht umfasse, von dessen Wundern er hier rings umgeben sey, zu dessen Gunsten nicht nur die Geschichte, sondern die ganze Natur, und die noch fortdaurende Wunderthätigkeit der Heiligen, spreche? Den ausweichenden Antworten setzte der Arzt noch

mehr Zudringlichkeit, und ſogar Heftigkeit entgegen. Mein Freund äußerte, daß es doch nichts Weſentliches, ſondern nur Formen ſeyen, durch welche die verſchiednen chriſtlichen Glaubensbekenner aus einander ſtänden. Dies empörte den Eiferer; und als Jener auf die große Anzahl Menſchen hinwies, die nun einmal in einer gewiſſen Form des Chriſtenthums geboren wären, und in der unangefochtenen Zuverſicht ihres Glaubens fromm zu Gott beteten, wozu noch die vielen Kinder gezählt werden müßten, denen allen doch die Form nicht angerechnet werden könnte, — da fuhr unſer Aeskulap wüthend heraus: „er wiſſe nicht was Gott mit ſolchen Menſchen und Kindern anzufangen gedächte; aber das wiſſe er, daß Gott einer gewiſſen widerſtrebenden Hartnäckigkeit eine eigene Hölle bereitet habe;" die er nun mit gehörigen Qualen ſattſam ausſtattete, und mit ketzeriſchen Sündern reichlich bevölkerte. Seine Tiraden endeten immer damit: daß nirgend anderswo das wahre Heil zu finden ſey, als im Schooße der römiſchkatholiſchen Kirche; welches er — ohne durch Einwendungen gereizt zu werden, mit ſteigender Heftigkeit — zu beweiſen ſuchte, mittelſt des alten Gemeinplatzes: daß die Abtrünnigen hauptlos in der Irre umherliefen, die Rechtgläubigen hingegen ſeit den Zeiten des heil. Petrus eines Oberhauptes nie entbehrt hätten. Mein Freund ſuchte den Wortwechſel auf einen Gegenſtand überzulenken, welcher von Einmiſchung der Leidenſchaft entfernter lag; er berührte die uralten Umwälzungen der Erde, welche

die Insel erlitten haben müsse. Aber das half ihm nichts, der Eiferer verfolgte ihn mit der mosaischen Darstellung der Weltschöpfungsgeschichte; und so konnte jener sich nicht anders retten, als daß er zu seiner bestimmten Badestunde seine Zuflucht nahm. — Dieser Vorgang war wohl nicht geeignet, meine Zuneigung für den ärztlichen Rath dieses Mannes zu gewinnten; ich suchte auf möglichst schonende Weise mich von ihm fern zu erhalten, und obgleich ich gegen seine Bemühung keinesweges in Rückstand geblieben war, so konnte dies doch seinen Widerwillen gegen mich nicht versöhnen.

Den Nachmittag desselben Tages beschlossen wir unsern gewöhnlichen Spazierritt zu machen; meinem Eselführer war aber die Unannehmlichkeit begegnet, daß sein Esel lahm geworden. Der gute Vincenzo klagte mir dies mit großer Bekümmerniß, und setzte hinzu, daß ihm und seinem Esel bald geholfen werden könne, wenn ich es übernehmen wolle, den bekannten Fra Giro durch eine thätige Fürsprache zu bewegen, von seiner Wunderkraft nur einen kleinen Ausfluß dem armen Thiere angedeihen zu lassen. Ich versprach es, und der gute Eselführer war hoch erfreut. Der Zufall brachte uns, auf dem Ritt nach Gurgitello, an einem Garten vorüber, wo Fra Giro in einem Kreise seiner Verehrer saß. Mein Vincenzo hatte nichts eiligeres als den Wundermann, dem er ehrfurchtsvoll den Zipfel seines Gewandes küßte, herbei zu führen. Ich trug dem schlauen Kapuziner die Angelegenheit vor, die mich ver-

veranlaßte ihn zu ſprechen. Er lehnte, mit vielen und tiefen Verbeugungen, meine Hindeutung auf ſeine Heiligkeit und Wundergabe ab, doch ſo daß er ſich deren nicht ganz entäußerte; und verſprach in ſeinem Gebete der heiligen Mutter die Verlegenheit des armen Vincenzo vorzutragen, um ſich von ihr zur Abhelfung des Uebels ausrüſten zu laſſen. — Unterdeß war eine Menge neugieriges Volk in einiger Entfernung um uns zuſammengetreten, zu welchem ſich auch, mir unvermerkt, der Arzt von heute Vormittag geſellt hatte. Dieſer bemühte ſich nun, die immer größer werdende Volksmaſſe, die meinen italiäniſchen Dialekt nicht verſtehen mogte, gegen mich aufzuhetzen, indem er den Leuten zurief, daß ich eine Erzketzerin ſey, die in dem heiligen Fra Siro die Religion verläſtere. Es entſtand ſchon ein dumpfes Gemurmel, wovon ich nichts begriff, und wobei mir nur auffiel, daß beſonders die Männer es an den ſonſt ſo zudringlichen Höflichkeitsbezeugungen fehlen ließen, und auf ihren Geſichtern Züge des Zornes verriethen; bis ein Bekannter aus Neapel zu mir trat, und mich auf den Arzt, und auf die Gefahr in der ich mich befand, aufmerkſam machte. Ihm gelang es denn auch, das Volk wieder zu beruhigen, und wir ſäumten nicht länger uns den Blicken der gereizten Menge zu entziehen. Uebrigens hatte der Vorfall keine weitere Folgen, welches ich jenem vermittelnden Freunde verdanke.

Den 4. Juli.

Den Epomeo zu ersteigen, wenn man schon die schönsten und merkwürdigsten Punkte der Insel kennt, ist ein reicher Genuß. Die Blicke suchen und finden bekannte Gegenstände, die sich aus verschiedenen Standorten mit immer neuen Reizen darstellen. Der Weg bis zum Fuß des Berges führt über Foria, und so genossen wir eine schöne Wiederholung wohlbekannter Wanderungen; dann aber wird er steiler, und brachte uns zu dem schon hochliegenden Oertchen Panza. Bald erreichten wir darauf einen Punkt, der die Aussicht auf das Meer öffnete. Wir erblickten den durch seinen Isthmus mit der Insel verbundenen Lavakegel S. Angelo. Die Oberfläche ist munter angebaut; der Wachthurm sammt der friedlichen Kapelle erhebt sich malerisch aus einer kräftigen Fülle von Weinranken, die zugleich die feindliche Bedeutung des Geschützes verbarg. Man kann nicht leicht etwas anmuthigeres sehen, als diesen Felsen, der aus den bewegten Wellen einen ruhigen Weingarten emporträgt. Von hier aus erscheint er, wie eine in der Luft schwebende grüne Insel. Sonderbar auffallend ist es, daß mit der steigenden Höhe an dieser Seite des Epomeo der Anbau, wie die Bevölkerung, zunimmt. Hier fanden wir nicht mehr einzelne Häuser, sondern zusammenhangende Ortschaften. Um ein beträchtliches höher als Panza liegt das Dorf Serrand, wo man über 500 Einwohner zählt. In dieser Gegend hören die kleinen Schutzmauern an den Abhängen der steilen We-

ge ſchon auf; man kömmt nur zuweilen über ſchmale Stellen, wo zu beiden Seiten furchtbare Abgründe drohen, in deren Tiefe wir kleine Bäche ſchwimmen ſahen. Der Weg blieb fortwährend beſchwerlich und ſteil, und wand ſich durch gefährliche Klippen hin, wo zur linken uns Gartenmauern begleiteten, zur rechten aber Abgründe wechſelten. Die terraſſenmäßig aufſteigenden Gartenmauern fanden wir wie mit einem Kronenſchmuck von der Aloepflanze beſetzt, und begegneten überall den erfreulichen Spuren des Fleißes, mitten in der tiefen Stille, welche weit umher die ganze Inſel beherrſcht.

Die verſchiednen Wendungen und Windungen brachten, je höher wir ſtiegen, deſto ſchönere Ausſichten uns vor den Blick. Beſonders reizend erſchien die 30 Miglien entfernte Inſel Capri, mit ihren ſcharfen Umriſſen, wie eine klare Zeichnung auf der blauen Fläche des Meeres. Ein unterhaltender Wechſel von Gegenſtänden verherrlicht den ganzen Weg. Bald ſchattete ein dichter belaubter Kaſtanienwald neben uns von einer hohen Felſenſtirn, bald ſäuſelte uns niedriges Geſträuch zur Seite, bald ſtarrte eine rauhe Lavafelſengruppe uns entgegen. Endlich gelangten wir, nach einer ſteigenden Wanderung von zwei Stunden, zu einer Stelle, die ſo romantiſch einſam und einladend war, daß wir von unſern Eſeln ſtiegen und ein kleines Frühſtück einnahmen. Unſer Ruheplätzchen breitete ſeinen grünen Raſenteppich zwiſchen zwei Felſenwänden aus, die auf ihren Gipfeln finſterſchattige Wal-

dungen tragen. Tief in die Felsen hinein sind kühle Grotten gegraben, deren Eingänge zum Theil hohen Portalen gleichen, malerisch mit blühendem Gesträuch überhangen. Diese Grotten dienen theils zu Weinkellern, theils zu Stallgelaß für Esel. Einige werden auch von armen Familien bewohnt, wo dann eine schlechte Thüre angebracht ist, oberhalb welcher das Licht einfällt und der Rauch auszieht. Eine solche Höhle ist queer durchschnitten: im oberen Raum werden die Vorräthe für Menschen und Esel aufbewahrt. — Wir setzten unsre Wanderung fort, und kamen wieder über schmale Stege zwischen Abgründen; einen solcher Uebergänge über einen ungeheuren Felsenspalt vermittelt eine künstliche Brükke, deren Bogen von dauerhafter Architektur zeigen. Man blickt von der Höhe in eine dunkle grüne Wildniß hinab, das Ganze stellt eine reizende Landschaftsmalerei der Natur dar. Von hier zogen wir durch einen natürlichen dichten Laubengang, und erreichten immer höher steigend, nach einigen aussichtreichen Wendungen, Fontana: das letzte und größte Dorf am Epomeo. Es enthält 1500 Einwohner, die der Weinbau beschäftigt, welcher auf dieser südlichen Seite des Berges ganz vorzüglich gedeihet, und die besten Gattungen liefert. Das Dorf ist wohlgebaut, mit einer schönen Kirche geschmückt, und durchgängig sehr reinlich, wie überhaupt Unreinlichkeit den Ischianern nicht vorgeworfen werden kann. Ich war verwundert, an der Kirche ein Stück von einer kannelirten weißen Marmorsäule und einige

Kapitäle anzutreffen; dieſe Trümmer ſollen die Ausbeute früher Ausgrabungen ſeyn, und folglich der griechiſchen Zeit angehören. Höher hinauf haben die Wohnungen ein Ende; auch das Wachsthum der Pflanzen wird dürftiger, wiewohl es bis zu dem Gipfel nicht ganz verſchwindet.

Von dem genannten letzten Dorfe hatten wir noch anderthalb Stunden zu ſteigen, bis wir zu der Gipfelfläche gelangten, die von einem ehmaligen Kloſter S. Nicola genannt wird. Hier trat nun eine ganze Welt von Land und Meer plötzlich vor unſern Blicken auf, wie durch einen Zauberwink hervorgerufen. Der bedeutendſte Punkt in der Ferne umher bleibt immer der dampfende Veſuv. Man mögte ihn das Feuerſymbol von Unteritalien nennen; ſeine Rauchfahne fiel uns auch hier zuerſt in die Augen, er erſchien als Wahrzeichen, als Wegweiſer, nach deſſen Andeutung wir bald die merkwürdigen Stellen der Phlegräiſchen Felder des Puzzolaniſchen Küſtenlandes fanden. Dort ſchimmerten, wie kleine Lichtpunkte, die Seen Mare morto, Lago d'Averno, und Fuſaro herüber. Die ſowohl näheren als entfernteren Inſeln traten außerordentlich deutlich hervor, und in wunderbarer Annäherung: Procida ſchien mit einem Steinwurf zu erreichen. Die dünne klare Luft verkürzt die Entfernung der Gegenſtände ſo täuſchend, und ſtellt die Umriſſe in ſolcher Beſtimmtheit dar. Von dieſer Höhe herab ſcheint Vivara dicht an Iſchia zu gränzen: dies grüne Inſelchen iſt unbewohnt; unter den Myrten,

womit es ganz überwachsen ist, hauset eine einzige Thiergattung, vielleicht die seltenste in Europa. Das Thier trägt ein braunes wolliges Vließ, hat kleine Hörner, und wird ausschließlich für die Jagd des Königs gepflegt *).

Nachdem wir uns lange an dem reichen unermeßlichen Gesichtskreis geweidet hatten, durchwanderten wir die Gipfelfläche selbst. Der Boden besteht aus nicht unfruchtbarer Thonerde, wir fanden den südlichen Abhang vom Rande hinab mit Kartoffeln angebaut. Spuren von Lava trifft man auf dieser Höhe nirgend, wodurch die vulkanische Entstehung des Berges etwas zweifelhaft wird; dagegen erklären mehrere Geologen diese Thonerde für verwitterte Lava **). Der Berg hat zwei Hauptspiz-

*) Es ist eine Gattung wilder Ziegen, und kann nach aller Beschreibung nur das Thier seyn, welches Buffon mouflon nennt, und als das Stammthier der Schaafe ansieht. Auf den Bergen von Corsika und in Sardinien [vergl. S. 81 Anmerk.] lebt es, wie auf Vivara, in der Wildniß. Die Verf.

Es ist die Capra Ammon unserer Naturgeschichte, der Musmon der Alten, welchen diese als einen Zwitter von Widder und Ziege betrachteten. Als Bewohner von Corsica erhielt er eine gelehrte Erläuterung in J. G. Berger's Eclogarium Corsicum Diss. II, p. 38. Von dem Sardinischen Moufflon handelt Azuni am ausführlichsten. B.

**) Dies scheint bei weitem die wahrscheinlichste Vermuthung. Spallanzani sagt in seinen Bemerkungen über diesen Berg, den er irrig Epopeo nennt: Le mont St. Nicolas, appellé autrefois

zen, von denen die östliche keine Fläche aber verschiedne Zacken trägt, die wir mit blühender Genista besetzt sahen. Die andere erhebt sich mitternächtlich von der St. Nikola-Fläche, auf welcher wir uns befanden. Diese Spitze ist von Süden nach Norden grottenmäßig durchgehauen; und diese Aushöhlung, welche zu beiden Seiten kleine Zellen wahrnehmen läßt, ist die einzige Spur des vormal hier befindlichen Klosters. Auf der westlichen Seite geben die in Felsen gehauenen Fenster der Zellen eine weite Aussicht über das Meer; und am nördlichen Ende ist ein aus dem nehmlichen Felsen gehauener Balkon, über dessen Brustlehne man in eine Schwindel erregende Tiefe hinabschaut, und eine herrliche Aussicht auf den vorliegenden reich angebauten Theil der Insel genießt. Lacco, Casa Micciola, und alle kleine Ortschaften und Casinos, die sich vom Ufer des Meeres am Epomeo hinan ziehn, erscheinen wie Gemälde in äußerst verkleinertem Maßstabe. In der Höhle selbst fand ich viel Unreinigkeit; sie hat für acht bis zehn Personen Raum, und wird von drei Einsiedlern bewohnt, von denen die zwei jüngeren der Bettelei nachgehn, während der älteste (wie er behauptet) dem Gebete obliegt. Der Vorfahr dieser Eremiten-Gesellschaft hatte sich den Ruf der Heiligkeit zu erwerben gewußt; seinen Nachfolgern sagt man ruchlose Dinge nach: daher

Epopée, le plus central et le plus éminent de l'isle, est aussi le premier qui a dû sortir du sein des ondes. Voyage dans les deux Siciles T. I, p. 181. B.

auch das Volk der Insel sich nicht besonders freigebig gegen sie bezeigen soll. Dicht neben ihrer Wohnung, beim Eintritte rechts, ist eine niedliche Kapelle, in den Thonfelsen gehauen, sehr freundlich im Innern, auch mit Marmor geschmückt; und rechts daneben, eine kleine Sakristei: beide sehr hell, obgleich sie das Licht nur durch die Eingangsöffnung erhalten. Bei der Kapelle ist ein Kapellan angestellt, welcher täglich eine Messe für die Einsiedler, der Stiftung gemäß, zu lesen hat. Seine baaren Einkünfte sind äußerst gering, und werden durch ein kleines Kartoffelfeld, das wir am Abhange der Gipfelfläche angebaut sahen, um so weniger vermehrt, da er uns klagte, daß eben die drei Einsiedler, welchen er überhaupt kein gutes Zeugniß gab, mehr als er davon diebischer Weise ernteten; in mancherlei nicht versteckten Wendungen legte er uns eine Bitte um Almosen nahe. — Ehe wir den Rückweg antraten, wiederholten wir noch einmal den Genuß der herrlichen Aussicht. So rauh sich von unten die Südseite des Epomeo darstellt, so reizend erscheint sie von oben dem Blicke, der unmittelbar in die Weingarten-Terrassen fällt *).

Den 11. Juli.

Da mir die Bäder von Gurgitello durchaus nicht zusagten, so ließ man mich den Versuch ma-

*) Einen Prospekt des Epomeo gab schon der Graf F. L. Stolberg, im Atlas zu seinen Reisen Nr. 21. Er spricht mit Begeisterung von den malerisch zerstreuten Wäldern, Baumgärten und Weinbergen am Epomeo. Th. IV, S. 278. B.

chen mit den Dampfbädern von San Lorenzo. Sie liegen am Hügel des Arbusto (S. 191), in einem anmuthigen Weingarten, und gehören dem Gartenbesitzer eigenthümlich. Unter den Badezimmern sind einige so eingerichtet, daß man einzelne kranke Glieder in angemessene Oeffnungen bringen und von dem aufsteigenden Dampfe durchdringen lassen kann. Alle Zimmer sind geräumig, reinlich, und hell. Schon wenn man sich einem solchen Badegemach nahet, wehet sogleich eine warme, aber durchaus nicht beschwerliche, vielmehr wohlthätige Luft entgegen. Sie wird noch mehr gleichsam gewürzt durch den kräftigen Geruch des Myrtengesträuches, welches den Boden und die Stuffen überdeckt. Die Vorrichtung ist ein Gemäuer, welches eine Vertiefung in der Erde von ovaler Form umgiebt. Man steigt durch eine Thüre zwei Stuffen hinab, läßt sich entkleiden, mit einem großen Tuche bis an den Hals bedecken, und öffnet von den, theils an der Seite der Vertiefung, theils im Boden angebrachten, Dampfmündungen so viele, als man zu bedürfen glaubt, oder vom Arzte angewiesen ist. Mir genügte die Ausströmung von sechs solchen Oeffnungen. In der ersten Minute fühlte ich mich von dem Dampfe so durchdrungen, daß die heftigste Ausdünstung sogleich erfolgte, wobei ich dennoch in der Haut ein Gefühl von Kühlung hatte. Ich fing mit zehn Minuten meine Badesitzungen an, und werde in der Folge bis zu zwölf steigen. Nach dem Bade muß man sich sehr sorgfältig bekleiden, und in ei-

nem Tragsessel zurücktragen lassen. Man legt sich sogleich nieder, um die fortdauernde Ausdünstung abzuwarten; auch darf man sich den ganzen Tag nicht in die Luft wagen. Weil das Bad angreifend ist, werden nach jedem Badetage vier Ruhetage gehalten. Die Wirkung auf eingewurzelte rheumatische Uebel ist außerordentlich. Schon gestern nach dem zweiten Bade fühlte ich mich sehr erleichtert; und ein Freund aus meiner Gesellschaft, der von einem heftigen Podagra befallen wurde, war nach dem vierten Bade des kranken Fußes vollkommen geheilt. Mehr als fünf, höchstens sechs, dieser Stufe pflegt man überhaupt nicht zu nehmen. Alle Mitglieder der Familie des Besitzers der S. Lorenzo-Stufe sind gutmüthige Menschen, dienstfertig, neugierig, etwas zudringlich, und kindisch habsüchtig: welches zusammengenommen fast durchgängig den Charakter der hiesigen Einwohner darstellt.

Ich kann nicht umhin hier ein paar Züge dieser Habsucht der Ischianer anzuführen, die, eben weil sie kindisch ist, sich selbst überbietet, und gar kein Maß zu halten weiß. Als ich nach dem Preise eines jedesmaligen Bades fragen ließ, verlangte der Besitzer einen holländischen Dukaten, überließ mir aber zuletzt ein solches Bad für ungefähr 6 Groschen unsers Geldes. Noch auffallender erschien mir diese Habsucht bei meinem Hauswirthe, der doch ein Geistlicher ist. Er forderte mir für ein Baril seines Weines, von etwa 48 Flaschen, zwanzig Dukati ab. Der Apotheker, welcher gegenwärtig war, gab mir

durch Zeichen zu verstehen, daß er mir eben diesen Wein für die Hälfte verschaffen wolle. Am nehmlichen Nachmittage begegnete ich nun auf meinem Spazierritt einigen Eseltreibern, welche Wein zum Hafen führten; ich fragte: wie theuer dieser Wein, den ich gekostet hatte, und der mit jenem ganz von einerlei Güte war, verkauft werde? sie forderten dritthalb Dukati für das Baril. — Unangenehmer als dies alles überraschte mich bei diesem meinen Wirthe ein Zug von Eigennutz, der sich zugleich für einen Priester als die schimpflichste Betrügerei hervorthat. Ich hatte ihm eine Summe Geldes zum wöchentlichen Vertheilen unter die Armen, die meine Wohnung belagerten, übergeben lassen; aber die Belagerung hörte nicht auf, und da erfuhr ich denn, daß mein Geistlicher das Geld für sich behalten hatte. Er entschuldigte diesen Unterschleif damit, daß jenes Gesindel des Almosens nicht werth sey, und er der heil. Gottesmutter mit dem Gelde ein Geschenk gemacht, nehmlich Oel in ihre Lampe dafür gekauft habe.

Den 12. Juli.

Der gestrige Abend war einer der merkwürdigsten von allen die ich auf dieser Insel erlebt habe; er wurde durch eine vollständige Mondfinsterniß, ich kann wohl sagen, verherrlicht. Wir bemerkten sie erst, als die völlige Verdunkelung der Mondscheibe schon eingetreten war. Auf der ganzen Insel ruhte, wie mich dünkte, eine tiefere Stille: die Luft athmete leise, selbst das Wellengeräusch vom

Ufer her schien ein sanftes Säuseln geworden zu seyn, welches durch die Weinranken schlüpfte; ein bewegtes Schauern rieselte durch die ganze Natur. Der verhüllte Mondglanz warf ein wunderbares gleichsam bezaubertes Licht auf die Gegenstände, unter denen der finstere Epomeo als eine ungeheure Nachtgestalt magisch hervorragte. Der verschattete Mond schwebte wie eine dunkelroth glühende Kugel, mitten in dem Gefunkel der hellern Sterne. Auf uns alle machte das fremde Wesen, welches die Gegenstände umher angenommen zu haben schienen, einen tiefen schauerlichen Eindruck. Nicht so war es bei den Einwohnern: ganz unaufmerksam ließen sie die feierliche Naturerscheinung vorübergehn. Bei uns im Norden würde eine solche Mondfinsterniß, in einer so bedenklichen Zeit als die gegenwärtige, mancherlei abergläubische Befürchtungen unter dem Volk erregt, und wohl gar schreckliche Prophezeihungen veranlaßt haben. Ist es der fast immer klare Himmel, der seine lichte Heiterkeit über die südlichen Menschen verbreitet, und düstre Ahnungen oder ängstliche Befürchtungen der Zukunft in ihrer Seele nicht aufkommen läßt? Oder ist es die Ueberfüllung mit einem ganz andern Aberglauben, der dem nordischen, mit seinem Gefolge von Gespenstergeschichten, hier den Eingang verschließt? So viel auch in diesem Lande von Wundern der Heiligen und von deren Erscheinungen gesprochen und geglaubt wird, so ist mir noch kein Fall vorgekommen, der die geringste Spur einer Liebhaberei für Gespenstermährchen verriethe.

Vielleicht läßt sich diese Erscheinung auch aus der freundlichern Mythologie erklären, welcher in Süden das neue Christenthum sich anschloß.

Den 14. Juli.

Das Ischianische Völkchen ist gleichsam aus Bruchstücken nachbarlicher Nationen zusammen gesetzt. Den Hauptstamm möchte vielleicht die letzte Kolonie der Römer gebildet haben, mit denen sich Sizilianer, Neapolitaner, und Spanier, vermischten. Jeder Theil brachte das Seinige mit, an Sitte, Denkart und Sprache; und Alles schmolz und fügte sich zusammen, zu dem gegenwärtig vorhandenen Ganzen. Was die Sprache betrifft, so weicht sie selbst von der nachbarlichen neapolitanischen sehr ab; mehrere Schriftsteller wollen in ihr Spuren der altgriechischen entdeckt haben.

Die äußere Gestalt der Einwohner ist, mit wenigen Ausnahmen, von mittlerer Länge, durchgängig aber hager, jedoch wohlgebaut. Die Hautfarbe ist braungelb, und das Haar schwarz, die Gesichtszüge sind fein; die Augen, ebenfalls mit wenigen Ausnahmen dunkelbraun und feurig, stehen näher an einander als bei uns Nordländern. Im Ganzen findet sich Wohlgestalt mehr bei den Männern, als den Frauen; bei den letzteren sind die zerstörenden Folgen der Frühreife, selbst bei unverheirateten, auffallend sichtbar. Dies frühe Verwelken weiblicher Schönheit mag allerdings den gar zu zeitigen Verheiratungen zuzuschreiben seyn: schon

im zwölften und dreizehnten Jahre kommen hier die Töchter in den Fall Mütter zu werden. Ich habe Mädchen von acht bis eilf Jahren gesehen, die idealische Schönheiten darstellten; dagegen andere von achtzehn bis zwanzig Jahren, die ein wahres Matronen-Ansehn hatten. Der Mund der Ischianer ist schön geformt, aber schöne Zähne sind eine große Seltenheit. Das höhere Alter beider Geschlechter erscheint hier in sehr widerwärtiger Gestalt.

In Absicht der Kleidung hat das Bestreben, sich vor dem Volke auszuzeichnen, bei den höheren Ständen fast in ganz Europa die Volkseigenthümlichkeit verdrängt. So unterscheiden sich denn auch auf Ischia die sogenannten galant' uomini von der vornehmeren Klasse des Königreichs auf keine Weise. Im niederen Stande aber hat sich eine gewisse Eigenthümlichkeit, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, erhalten. Die Frauen nehmlich tragen ein Leibchen (für den höchsten Putz von Sammet), welches über einen steifen Vorderlatz zugeschnürt wird. Das Hemde ist unter dem Halse zugebunden, und über der Brust und an den Aermeln in feine Falten gelegt. Der Rock ist kurz und faltenreich. Ueber das Leibchen wird noch, wenn die Weiber ausser dem Hause im Freien sind, eine seidene Jacke gezogen. Ihr Kopfputz besteht aus einer kleinen mit Gold besetzten Mütze, über die beim Ausgehen der schon beschriebene Schleier (S. 197) herabhängt. Die Tracht der Männer ist der Matrosen-Kleidung gleich. Weil die Priesterschaft ein Ehren-

ſtand iſt, ſo nehmen die jünaern Söhne der Galant' uomini die Weihe an, um ſich vom Volke zu unterſcheiden. Jedoch erhalten ſie die Erlaubniß dazu nur unter der Bedingung, daß ſie nachweiſen ein Vermögen von 700 Dukati zu beſitzen, um auf den Fall wenn ſie amtlos bleiben vor der äußerſten Armuth geſchützt zu ſeyn, die zu einer unwürdigen und verächtlichmachenden Lebensweiſe verleiten könnte.

Bei ſolcher Menge amtloſer Geiſtlichen, ſollte man glauben, müſſe es an Gelegenheit zum Unterricht der Jugend nicht fehlen; aber dieſe Geiſtlichen, ſelbſt größtentheils im höchſten Grade unwiſſend und ungebildet, überlaſſen ſich gänzlich dem Müſſiggange. Von Erziehung und Unterricht iſt hier gar nicht die Rede. Bei der Einſegnung zum heiligen Abendmahle, welcher die Kinder nach der Sitte der Katholiſchen Kirche ſchon im ſiebenten Jahre zugeführt werden, geht ein kurzer Unterricht voraus, der nicht eindringt, und folglich nicht feſthält: ein Unterricht der bei der Unwiſſenheit der Pfarrer unbeſchreiblich dürftig ausfallen muß. Was ich in dem Verhältniſſe der Prieſterſchaft zum Volke durch ganz Italien bemerkt habe, findet in noch höherem Grade auf dieſer Inſel ſtatt. Denn Vielheit führt gewöhnlich auch Gemeinheit mit ſich, und Gemeinheit thut immer der Achtung Abbruch, die ſonſt einem Stande zukommen würde, welcher unter andern Umſtänden Ehrerbietung einflößen muß. Die hieſigen Geiſtlichen machen ſo wenig Anſpruch auf die Achtung des Volkes, daß ſie ſich nicht nur in ſeine muthwil-

ligsten Scherze mischen, sondern auch bei den possenhaften Tänzen des Pöbels das Amt der Musikanten übernehmen. Der Priester einer nachbarlichen Kapelle führte mir einen Haufen junger Leute beiderlei Geschlechtes zu, um mir eine anschauliche Vorstellung von dem gewöhnlichen Volkstanze zu geben. Er selbst eröffnete, die Violine spielend, den Tanz, machte allerlei Neckereien mit, und nahm was ihm von den Geneckten erwiedert wurde, gutwillig auf. Mich erinnerte das Schauspiel des seltsam umherspringenden Geistlichen an die alten Gaukeltänze der Salischen Priester. Der Tanz hat nichts anziehendes: Tänzer und Tänzerin hüpfen im Kreise herum; er würde noch einförmiger erscheinen, wenn nicht ein gewisses lebhaftes Geberdenspiel, das freilich nicht selten die Anständigkeit beleidigt, einige Abwechselung in das ermüdende Einerlei brächte. Zwar sollte man glauben, daß nach solchen Hingebungen in die Gemeinheit des Pöbels die Geistlichkeit alles Vertrauen verlieren müsse; dem aber ist nicht also. Das Volk unterscheidet den Priester, als solchen, sehr scharf von dem Menschen, welcher mit der Priesterwürde bekleidet ist. Vor dem Altare, und in seinem Amte überhaupt, vertritt er Gottesstelle; der bußfertige Sünder bringt keine Erinnerung an das Weltleben seines Geistlichen in den Beichtstuhl mit: hier wirft er sich demuthvoll, und die Hände ihm küssend, vor dem Seelsorger nieder, dem er, wenn er Töchter hätte, vielleicht den Zutritt in sein Haus versagen würde. Indeß finden sich auch, unter der

großen

großen Menge von Geistlichen, sehr würdige und tadellose Männer, wie sich auch manche Volksredner unter ihnen hervorthun, die, besonders wenn sie auf der Straße umherpredigen, nicht nur einen gewissen Ruf, sondern auch einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther gewinnen.

Eine zusammenhangende Bigotterie, welche das Leben verdüstern könnte, findet bei diesem fröhlichen Völkchen keinen sonderlichen Eingang; vielmehr treibt es außerhalb den Ringmauern der Kirche mit seinen Heiligen, wie die Alten mit ihren Göttern, gern einen lustigen Scherz. So schlossen unsere Ischianischen Begleiter ihre an die Mutter Maria gerichteten Gebete gewöhnlich mit den spaßhaften Worten, die sie äußerst unharmonisch absangen, und jedesmal selbst belachten: Santa Maria, Madre di Dio, da ci una buona collazione (verschaffe uns eine tüchtige Mahlzeit)! Der Volksgesang ist überhaupt hier, wo die Nachtigallen gegessen und nicht gehört werden, nur ein unmelodisches und fast betäubendes Geschrei. Auch ihre Kirchengesänge haben nichts von der Würde unsrer Choräle. — Außerdem pflegen die guten Inselbewohner in ihre kindische Andacht eine sonderbar possierliche Naivetät zu mischen, die dem ernstandächtigen Nordländer befremdend erscheint. Sie belegen die Gottesmutter, halb im Scherz und halb im Ernst, mit allerlei liebkosenden Beinamen: z. B. buonetta Vecchierella (gutes altes Mütterchen). Als auf dem Epomeo einer unsrer Führer zum Essen gerufen ward, ant-

wortete er: „ich muß erst hingehn, meiner guten alten Mutter etwas ins Ohr zu sagen;“ und so eilte er mit possierlichen Sprüngen in die Kapelle, streichelte dem Marienbilde die Wangen, und küßte ihm Hände und Füße. Die Worte, welche er bei diesen Schmeicheleien der Madonna zuflüsterte, konnte ich nicht versiehn, doch lassen andre Erfahrungen mich mit Grunde vermuthen, daß er sie wegen des Vergehens, Ketzer zu führen, um Verzeihung bat.

Im Ganzen ist das Volk gutmüthig, kindisch neugierig, und furchtsam. Von groben Verbrechen, Mord und Diebstahl, hört man auf der Insel nichts. Kleine Betrügereien und Uebertheurungen sind desto gewöhnlicher. Die Furchtsamkeit dieser armen Menschen dürfte wohl in dem Drucke der hier noch nicht gemilderten Spanischen Regierung und in der Willkürlichkeit der Rechtspflege ihren Grund haben. Der gewonnene Einfluß eines Vornehmen, oder auch unmittelbare Bestechung, sind im Stande den Sieg über die Gerechtigkeit davon zu tragen. Mit dieser Furchtsamkeit hängt eine gewisse sklavische Ehrerbietung für den vornehmen Stand zusammen. Unbefleckte Gutmüthigkeit, und selbst Uneigennützigkeit, habe ich nur bei denen gefunden, die in keinem unmittelbaren Geldverkehr mit Fremden standen. So sind die beiden Schwestern meines Hauswirthes, welche die ganze Hausarbeit verrichten, dienstfertig gefällig, unverdrossen, uneigennützig, wahr und treu: mit einem Worte der vollkommenste Gegensatz ihres Geistlichen Bruders. Sie sind aber auch so wenig

gewohnt, außer ihrem Putze ein Eigenthum zu haben, daß sie mich bei kleinen Geldgeschenken immer fragten: ob sie solche dem Bruder abzugeben hätten. — Uebrigens läßt es sich unter diesem Völkchen, welches so heiter als sein Himmel ist, recht angenehm fortleben. Gelegenheit zu näheren Familienbekanntschaften fand ich weder unter den Einwohnern, noch unter den Badegästen. Da es an einem öffentlichen Versammlungsorte fehlt, so bleiben sich die Fremden immer fremd. Jede Familie lebt zurückgezogen; und die Badegäste begegnen sich, auf Eseln mit Sonnenschirmen reitend, ohne Notiz von einander zu nehmen. Unsre Einsamkeit wird zuweilen durch einen Besuch aus Neapel unterbrochen: der kenntnißreiche würdige Marchese von Haus hat durch seine interessante Gesellschaft einen Theil meines hiesigen Aufenthalts noch angenehmer gemacht.

Den 26. Juli.

Heute ist unsre Badekur geschlossen; aber wir dürfen, wegen der durch die Bäder empfindlich gewordenen Haut, uns der Meeresluft noch nicht überlassen, und müssen daher unsern Insel-Aufenthalt noch um einige Tage verlängern. Der biedre Prinz von Hessen-Philippsthal, welcher meine nahe Abreise erfahren hatte, war uns gestern eine angenehm überraschende Erscheinung. Er bot zur Ueberfahrt nach Neapel nicht nur sein Fahrzeug an, sondern versprach selbst von Gaeta zu unserer Abholung herüber zu kommen. Heute kehrte der Prinz dorthin

zurück. Wir freuten uns des schönen stillen Wetters, welches seine Fahrt begünstigte, und wünschten ihm nur zur Begleitung, aus der äolischen Grotte ein paar abkühlende Lüfte: denn heißer, als einer bisher, war der heutige Tag. Wir alle lechzten nach Kühlung; der Abend kam, aber mit ihm keine Milderung der brennenden Hitze. Das Athmen in dieser Luft ward selbst gesünderen Personen immer beklemmender. Ein feiner trockener Nebel kam über die Gegend. Durch diesen Dunst erscheint dunkelglühender das letzte Sonnenroth, und bleicher schimmert der Abendstern. Selbst die eintretende Nachtstille bringt ein beängstigendes Gefühl mit.

Den 27. Juli.

Mein Schicksal scheint es mir zugedacht zu haben, daß ich alle Herrlichkeiten und Schrecken dieses hesperischen Landes durcherfahren soll. Die Beängstigungen des gestrigen Abends waren ahnungsvolle Vorboten eines ziemlich starken Erdbebens. Es bestand aus einigen senkrechten Stößen, und dauerte ungefähr fünf bis sechs Sekunden. Ich hatte mich kaum niedergelegt, so entstand gegen halb zehn Uhr an den Thüren meines Gemachs ein so lautes Gerassel, daß ich aufsprang. Der Betthimmel über mir bewegte sich heftig. Eine Thüre ward krachend aufgesprengt, eine Oelflasche im Nebenzimmer zerbrach, und von den Schränken stürzten die kleinen Zieraten herab. Im Hofe erhob sich zu gleicher Zeit ein furchtbares Angstgeschrei. Bald drängten

ſich nun alle, die ſich im Hauſe befanden, bleich und zitternd zu mir in das Zimmer, und wir machten uns fluchtfertig. Unter allen Hausbewohnern war der Wirth ſelbſt der ruhigſte, obgleich er aus ſeiner Erfahrung vorherſagte, daß die Erderſchütterung ſich binnen 24 Stunden wiederholen werde. Die älteren Schickſale dieſer Inſel, die durch Erdbeben ſo oft und ſo fürchterlich heimgeſucht worden, regten meine Fantaſie auf; aber in meinem Gemüthe war Ruhe. Solche Ereigniſſe laſſen es den Menſchen wahrnehmen, was er an ſeinem Glauben hat.

Wir traten hinaus auf das Dach des Hauſes. Die bewegtere Luft war immer noch ſchwül, und durch die finſtere Nacht rauſchte vom Ufer her dumpfes Getöſe derer, die in der Angſt ihre Häuſer verlaſſen hatten. Aus dem fernen Veſuv ſtieg ein lebhaftes Feuer auf, das nach gewiſſen Zwiſchenräumen verſchwand und wieder erſchien. Die Nacht wurde ſchlaflos zugebracht; die Geſellſchaft blieb verſammelt in meinem Zimmer. Gegen Mitternacht ließ ſich ein unterirdiſches Getöſe vernehmen, wie von ſehr fernem Rollen des Donners; eine Stunde nachher, etwa gegen 1 Uhr, erfolgten einige Erdſtöße, heftiger noch als die erſten, ſo daß die Wandſchränke aufſprangen. Die dritte, ſchwächere, Wiederholung ward gegen 5 Uhr Morgens verſpürt.

Während des Vormittags trug der Ruf, wie er pflegt, die Geſchichten der Unglücksfälle zuſammen, die das Erdbeben der Nacht angerichtet ha-

ben sollte. Wir ritten nach dem Hafen von Lacco und nach Casa Micciola, wo wir dann erfuhren, daß das ganze Unglück in dem Einsturz ein paar alter Gartenmauern bestand. Die mehresten Badegäste zu Lacco, sammt dem Könige von Sardinien, der Tages vorher in der Stadt Ischia angekommen war, haben, wie man uns erzählte, die Nacht des Schreckens unter freiem Himmel in den Häfen der beiden Oerter am Ufer des Meeres zugebracht, um sich im schlimmsten Fall auf die vorhandenen Fahrzeuge zu retten.

Den 31. Juli.

Schreckliche Nachrichten von den Verwüstungen, welche das Erdbeben auf dem festen Lande verursacht haben soll, kommen von Neapel zu uns herüber; sie sprechen von untergegangenen oder eingestürzten Städten, und andern furchtbaren Ereignissen. Zwar kann manches davon wahr seyn, doch läßt mich meine hiesige Erfahrung vermuthen, daß Uebertreibung ihren gewöhnlichen Antheil an diesen Gerüchten haben wird. — Indeß scheint die Natur noch nicht ausgesöhnt: ihr Nachzürnen wühlt mit heftigen Stürmen das Meer auf, und wandelbare Berge und Thäler scheinen in der See ihre Stellen zu wechseln. Es ist ein ängstlicher Anblick, ein Fahrzeug auf den empörten Wellen schwanken zu sehn. Wie heftig der Sturm aber tobt, so kühlt die erhitzte Luft sich dennoch nicht ab; ein feiner durchsichtiger Nebel umzieht alle Gegenstände. Bei

dieſer Unruhe in der Natur muß ich wünſchen, daß der Prinz ſich zu meiner Abholung nicht auf das Meer wagen möge, und ich werde meine Ueberfahrt um ſo lieber noch aufſchieben, da mir wetterkundige Seeleute für die nächſten Tage beruhigende Hofnungen geben.

Abends nach 10 Uhr.

Vielleicht zum letzten male trat ich heute auf das Dach unſerer Wohnung, und blickte in die vom Halbmonde nur ſchwach erleuchtete Nacht hinaus. Der Wind brauſte heftig durch die Zweige, und tobte furchtbar in den hochgetriebnen Meereswellen, die ſteigend und ſinkend in ſchneller Beweglichkeit das dazwiſchen fallende Mondlicht, gleich ſchwachen Blitzen, zurückwarfen. Eine ängſtende Beſorgniß bemächtigte ſich meiner, wenn ich mir die Möglichkeit dachte, daß der nur zu beherzte Prinz in dieſer wilden Nacht vielleicht mit den Wellen kämpfen mögte, um mir ſein Wort zu halten. Immer heftiger raſete der Sturm. — Zu meiner Fantaſie drängten ſich die Gefahren, welche das irdiſche Daſeyn umringen. Und doch iſt des Menſchen größter Feind nur der Menſch! Mein Innerſtes war tief bewegt, ich erhob meine Augen zum Himmel. Die Sterne leuchteten ſo klar und ſo ſtill! Hier unten die ſchreckenden Gleichniſſe des ſtürmevollen Lebens, dort oben ein Himmel voll Ruhe! Ahnungen eines helleren und ſtilleren Seyns, jenſeit dieſer dunkeln unruhigen Erdentage, dämmerten tröſtend auf in

meiner bewegten Seele. Wie klein, wie schwach erscheint der Mensch in dem tobenden Kampfe der gewaltigen Naturkräfte! Aber wie siegreich hebt ihn über diese Mächte die Fähigkeit hinaus, den hohen ruhigen Himmel zu umfassen!

Du mein künftiges Seyn, wie jauchz' ich dir entgegen!
Wie fühl' ich es in mir, wie klein ich bin!
Aber wie fühl' ich es auch,
Wie groß ich werde seyn!

Klopstock.

Den 1. August.

Frühmorgens gegen 7 Uhr trat der treffliche Prinz Philippsthal unerwartet in mein Zimmer, und rief mir zu: „Man muß sein Wort halten, wenn auch die Stürme widersprechen." — Noch ist zwar das Meer nicht ruhig, doch sind Anzeigen vorhanden daß wahrscheinlich gegen Mittag das Wetter sich ändern wird. Indeß ist der gute Prinz entschlossen, zu meiner Sicherheit einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten; nur mahnte er uns an, jeden Augenblick reisefertig zu seyn, und eilte zum Hafen um die gehörigen Anordnungen zu treffen. Die Nachrichten von den Folgen des Erdbebens, welche er uns brachte, lauten doch schlimmer, als ich sie mir gedacht habe. Neapel hat sehr gelitten; in Abruzzo soll die Erderschütterung am verderblichsten gewesen seyn.

Jetzt ist es 12 Uhr, der Sturm hat sich in ei-

nen günstigen Wind verwandelt; und schon werden wir aufgefordert binnen einer Stunde im Hafen zu seyn. — Tief fühle ich den Wechsel des Lebens. Bald werden für mich die erhabenen und reizenden Gegenstände, die jetzt mich umgeben, Schattengestalten der Erinnerung geworden seyn. Eine dunkle Empfindung erfüllt meine Seele. So sind es denn wenige Minuten nur, die ich auf dieser lieblichen Insel noch verweile. Alles umher nimmt ein melancholisches Wesen an, wenn sich eine Scheidestunde naht; das Geliebte wird uns lieber, und die werthen Stellen erscheinen noch anziehender, wenn das Schicksal dort Verlust, hier Trennung gebietet.

Neapel, den 2. August.

Gestern Nachmittag gegen zwei Uhr, nachdem der Sturm völlig ausgetobt hatte, verließen wir unsern freundlichen Insel-Aufenthalt; ein sehr günstiger Wind hauchte sanft in die Segel. Unsre Blicke hingen so lange sie konnten an den bekränzten Ufern, wohin uns so oft die Reize der schönen Natur gelockt hatten. Die Hitze des Tages brannte heftig, aber unser gütiger Führer hatte für alles und für alle gesorgt. Ein Ueberfluß von kühlenden Genüssen jeder Art stand uns zu Gebot; ein köstliches Mahl hesperischer Früchte war sogleich in Bereitschaft, von denen der humane Prinz auch seinen Matrosen den Mitgenuß selbst darreichte.

Das Wetter blieb ruhig und schön, bis wir uns Pozzuoli näherten; als wir um die vorspringen-

de Spitze dieſes Geſtades kamen, überfiel uns ein ziemlich ſtarker Sturm, mit großem Geräuſch in den Segelſtangen. Raſch zogen unſere Matroſen die Segel ein. Bei dieſem Vorfall zeigte ſich der gewandte Muth und die Vertraulichkeit unſrer Seeleute mit dem empörten Meere. Der Sturm warf einem Freunde aus unſrer Geſellſchaft, der am Bord dem Wellengewühle zuſah, ſeinen Hut vom Kopfe in die See; ſogleich ſtürzte einer der Matroſen ſich in die Fluthen, die über ihm zuſammen ſchlugen: er arbeitete ſich durch, erfaßte mit dem Munde den Hut, ſchwamm mit den Wellen kämpfend zurück, und ſchwang ſich mit gewandter Behendigkeit in das Fahrzeug. Die Segel durften nicht wieder aufgezogen werden; nur mit Hülfe der Ruderarbeit lieſen wir endlich wohlbehalten, noch vor Sonnenuntergang, in den Hafen ein.

Kaum hatte ich meine Wohnung in der Crocella wieder bezogen, als ein lautes Geſchrei von der Straße her mich auf den Balkon meines Zimmers lockte. Und welch ein Schauſpiel ſtellte ſich mir dar! Ein Haufen alter Weiber, mit Lumpen behangen, und mit abſichtlich zerſtreuten Haaren, heulten hinter einem vorgetragenen Kreuze. Es ſeyen, ſagte man mir, andächtige Frauen, die ſeit dem Erdbeben jeden Abend betend durch die Straßen zögen, und in der Kapelle der heil. Anna ihre Andacht verrichteten. Warum, fragte ich, wird ſo ausſchließend ihr jetzt eine ſolche Verehrung gebracht? Weil am Annen-Tage, antwortete man, das Erdbeben er-

folgt iſt, und man alſo annimmt, daß dieſe Heilige es iſt, die den drohenden Untergang der Stadt abgewendet hat.

Von unſern Neapolitaniſchen Freunden, die uns geſtern nach unſrer Ankunft ſogleich beſuchten, erfuhren wir, die Erderſchütterung habe gewiſſe Straßen beſonders getroffen, ſo daß faſt alle Häuſer in denſelben geſtützt werden mußten, und einige Gebäude ſtarke Riſſe bekommen haben. Bei einer dieſer Straßen iſt das Durchfahren gänzlich verboten. Mehrere Familien haben ihre Häuſer verlaſſen müſſen, und bewohnen jetzt die verſchonten Wirthshäuſer, zu welchen auch das unſrige gehört. Andre haben ſich leichte Zelte am Ufer des Meeres aufgeſchlagen. In Portici, Caſerta, und Capua, ſind ebenfalls viele Häuſer beſchädigt worden. Am traurigſten lauten aber die Nachrichten, welche bei der Regierung aus Abruzzo eingelaufen ſind: das Städtchen Iſernia, auf einem uralten Krater erbaut, iſt größtentheils untergegangen. Der Erdſtoß hat an manchen Orten tiefe Spalten in den Boden geriſſen. Furchtbar merkwürdig ſind die Zeichen, die in jener Gegend dem Erdbeben vorangingen. Auf dem Felde fuhren Flammen wie zuckende Blitze aus der Erde auf, und ſchoſſen gleich feurigen Schlangen über den Boden hin. Dieſe Erſcheinung war ſo häufig, daß die Landleute vor Schrecken, unglücklicherweiſe, ihre Zuflucht zur Stadt nahmen, wo ſie denn mit vielen der Einwohner das traurige Schickſal traf, das Leben einzubüßen. Hingegen haben ſich diejenigen ge-

rettet, die aus ihren Häusern dem freien Felde zuflohen.

Den 3. August.

Das unaufhörliche Geräusch dieser äußerst volkreichen Stadt giebt dem Nachgefühl von jener unvergeßlichen Inselstille noch mehr Süßigkeit und Reiz, als der unmittelbare Genuß selbst hatte. Ich trete auf den Balkon hinaus: und das Anschaun des unendlichen Meeres erhebt, wie sonst, meinen Geist; nur statt der schönen hesperischen Natur, stellen sich hier die starren weißen Steinmassen der hohen Häuser dar, die das Auge ermüden und blenden. Mit Bewunderung erfüllt mich die Herrlichkeit und Majestät königlicher Hallen; aber gedankenvolle heilige Ruhe flößt mir nur der Reichthum der Natur ein. Still und friedlich breitet sie ihren grünen Teppich aus, ihre erhabensten Werke kosten keinem Sterblichen einen Seufzer; und wenn sie von dem Menschen einige Mithülfe fordert, so geschieht es um ihm den Genuß ihrer Gaben zu erhöhen.

Heute fuhren wir durch die Straßen von Neapel, und bemerkten in mehrern Häusern bedeutende Risse, die das Erdbeben verursacht hat. In einer auf die Hauptstraße Toledo zulaufenden Nebengasse sind, durch zwischengezogene Balken, die Häuser der einen Seite an die der anderen, von unten bis oben hinauf, gestützt. Furcht und Besorgniß ängsten noch immer die Einwohner, um so mehr da man in voriger Nacht einige leichte Stöße verspürt haben

will. Man hält diese Bewegungen des Bodens für Vorzeichen einer nahen Entzündung des Vesuvs; ja man wünscht sogar einen solchen Ausbruch, indem man von ihm die Beruhigung der Erde und die Sicherung der Stadt erwartet.

An eingebildeten Abwendungsmitteln, welche die Priesterschaft empfiehlt, läßt man es auch nicht fehlen. Von früh Morgens bis in die Nacht drängt sich die Andacht, so wie sie sich hier geberdet, zu einer — in Eile auf der Villa Reale aufgeführten — hölzernen Kapelle der heiligen Anna, um ihr ein fortwährendes Dankopfer für die Wunderhülfe darzubringen, womit sie in diesen Tagen die Stadt rettete. Hier fragt der Unbefangene wohl mit Recht, wodurch denn das besondere Wohlwollen dieser Heiligen für Neapel gewonnen worden sey? Ein Gerücht, dem nicht weiter nachgeforscht wird, giebt als Antwort folgende Erzählung. Drei verwaiste fromme Mädchen lagen, den Tag vor dem Erdbeben, auf den Knieen betend zu der heil. Anna: daß sie ihnen in einer drückenden Schuldennoth ihre schutzreiche Hülfe möge angedeihen lassen. Sie waren nehmlich schon drei Jahre mit dem Miethzins bei ihrem Wirthe in Rückstand geblieben, der itzt drohete, wenn sie nicht sogleich bezahlten, sie aus dem Hause zu werfen. Den guten Kindern erschien, noch während ihres Betens, die Heilige in Person, legte die Quitung des bezahlten Miethzinses auf den Tisch, gab sich zu erkennen, und — verschwand. Da nun Anna einmal im Wohl- und Wunderthun begriffen war, so

wendete sie bei dieser Gelegenheit, als kurz darauf das Erdbeben ausbrach, auch den Untergang der Stadt ab, in welcher sie sich gerade befand. Die übrigen Wunder, die noch täglich von ihr ausgestreut werden, und Glauben finden, übergehe ich; sie sind in dem nehmlichen Geist. Inzwischen wird ihr wenigstens der bezahlte Miethzins reichlich von der gläubigen Menge wieder erstattet. Wir fuhren bei ihrer Kapelle vorbei, die ganz vollkommen einer Galanteriebude auf unsern Jahrmärkten gleicht: sie hängt voll Geschenke von allerlei Art. Goldne und silberne Gefäße glänzen zwischen prächtigen Frauenkleidern; Arme, Füße, Herzen, von Silber Blei und Wachs, erscheinen in buntem Gemisch; und ein unharmonischer Gesang betäubt den armen Priester, der im Namen der Heiligen die Gaben in Empfang nimmt, und dafür dem Volke den Segen zuwirft.

Den 4. August.

Es ist leicht zu erachten, daß bei einem so abergläubigen und wundersüchtigen Volke jeder ungewohnten Erscheinung eine Art Wunderhaftigkeit beigemessen wird. So erzählte man mir von den unverwesten Körpern in einem Franziskanerkloster viel Uebertriebenes, und legte darauf eine ganz besondere Wichtigkeit. Wiewohl ich im Voraus vermuthen konnte, daß es mit diesen modernen Mumien ungefähr dieselbe Bewandtniß haben würde, wie mit den angekleideten Skeletten in jener Todten-Kapelle der Franziskaner bei Lariccia (S. 4): so

entſchloß ich mich doch dies ſtumme Schauſpiel auch hier in Augenſchein zu nehmen. — Eine anſpruchloſe Reinlichkeit herrſcht in dem Eingangeflur des Kloſters. Er iſt der Länge nach durch eine Wand abgetheilt, hinter welcher ſich eine tiefe, mit Sand ganz ausgefüllte, Grube befindet. Hier werden, in der Oberfläche des trocknen und austrocknenden Sandes, über welchen der Luftzug hinfährt, diejenigen Leichname verſcharrt, die fähig ſcheinen zu dem beabſichtigten Zweck zu dienen. Nach etwa vier Wochen wird der völlig ausgedorrte Körper hervorgezogen, und erhält ſeinen Platz unter den übrigen Todtengeſtalten.

Zu dem Gemache, wo ſich das ſtille Mumien-Schauſpiel darſtellt, führt, von der Eingangsthür zur rechten, ein langer ſchmaler, aber hinreichend erhellter, Gang; er iſt bis ans Ende mit angekleideten Franziskaner-Skeletten beſetzt, die in verſchiednen Stellungen den Eintretenden anſtarren: wodurch freilich eine leicht bewegliche Fantaſie ungewöhnlich geſpannt wird. Dieſer Gang führt nun in das Gemach der Todtenverſammlung ſelbſt, wo jedoch ein helles Tageslicht das Grauenhafte der Geſtalten mildert, die in der Mitte und an den Wänden umher ſitzen, knieen, und ſtehen. An der Wand links iſt in einiger Höhe ein geſchmückter offener Sarg befeſtigt, worin ebenfalls ein ausgetrockneter Leichnam ſich befindet. Der uns herumführende Laienbruder verſicherte, es ſey der Körper eines vornehmen Principe, deſſen Geſchichte er uns in einem unver-

ständlichen Dialekt erzählte. — Beim Anblick dieser grausen Bilder des Todes frogte ich mich: ob ich die entseelte Hülle eines geliebten Wesens in einer ähnlichen Fortdauer in meiner Nähe wünschen könnte? Nein! antwortete in mir ein widerstrebendes Gefühl. Ich hätte ja nichts davon als die Verlängerung des traurigsten Augenblicks. Fortsitzung des Verlustes ist ja nicht Fortsetzung des Besitzes! Das in meiner Seele fortwaltende schöne lebendige Bild der von mir geschiedenen lieben Gestalt würde, eben durch den Anblick der entstellten Hülle, nur getrübt und gestört werden *).

Den

*) Wie wahr und zart! Es verdiente eine eigene Abhandlung, zu zeigen, wie die aus einem orientalisch-prophetischen Bilde ausgegangene allegorische Vorstellung, von einer wirklichen Fortdauer im Grabe und Auferstehung des todten Gebeins beim Weltgericht, mißverstanden, dem wahren Vergeistigungs-Princip des Christenthums ganz entgegen, uns in unsern Todtengrüften und im Aufbewahren der entseelten Leichname wenigstens zu Halb-Aegyptiern gemacht hat. Die Begrabungssitte der Ebräer in Höhlen, und die darauf gegründete heilige Tradition des Christenthums, auf die sich unser großes Auferstehungsfest, Ostern, bezieht, haben uns den skelettirten Knochenmann und das ganze meist unerfreuliche Leichenritual des Christenthums gegeben. Mich werdet Ihr nicht begraben, sagte Sokrates zu seinen Freunden. Heiliger Sokrates, bete für uns! möchte man da wohl mit dem großen Erasmus ausrufen.

B.

Den 5. Auguſt.

Wenn die Neuheit der Gegenſtände eines fremden Orts die Einbildungskraft nicht mehr ſo lebhaft an ſich zieht, ſo pflegt das Anſtößige und Widerwärtige in den ungewohnten Erſcheinungen um ſo greller und empörender hervorzutreten. Dies erfuhr ich in Neapel früher als an irgend einem andern Orte. Denn ſchon die erſten Empfindungen, welche dieſe Stadt mitten im Reichthum einer ſchönen Natur mir einflößte, waren von Einmiſchung niederſchlagender Wahrnehmungen nicht frei; und jetzt kann ich noch weniger zu einem unverkümmerten Genuß deſſen, was mich anzieht, gelangen. Das wilde Getöſe ſchreit unaufhörlich in mir die Erinnerung auf an die Greuelthaten, welche vor wenig Jahren hier verübt wurden, und die ſo leicht bei irgend einer Veranlaſſung wiederholt werden könnten, wenn die heimtückiſche Politik der, hier in der Nähe lauernden, Franzoſen ihre Rechnung dabei finden ſollte. Die Friedensſchlüſſe dieſer Nation geben ja durchaus keinen Frieden, ſondern legen nur Wehrloſigkeit dem überwundenen Volke auf, um bequemer ihre Feindſeligkeiten fortzuſetzen. Trotz der gemachten Erfahrung, ſcheint es der neapolitaniſchen Regierung an einer klaren Ueberſchauung ihrer Lage zu mangeln. Zwiſchen Furcht vor den Franzoſen, und Härten gegen das Volk, ſchwankt ſie in ihren Maßregeln, verfehlt das Rechte, und macht ſich das Volk abwendig. In dieſen Tagen, wo das Erdbeben des Elends genug verbreitet hat, erlaubt man

ſich den Oelverbrauch mit neuen Abgaben zu beſchweren, und ſo den Magen und die Andacht der Neapolitaner zugleich zu beſteuern; denn ihre Leckerbiſſen werden mit Oel zubereitet, und ihren Heiligen dürfen ſie doch auch nichts entziehen. Der Pöbel murret, von oben herab wird gedrohet; ſo ſteht die Regierung zwiſchen zwei Feinden: den Franzoſen nehmlich, die unerſchwingliche Forderungen machen, und dem Volke, das unaufhörlich geben ſoll.

Und welch ein Volk bewegt ſich hier vor meinen Augen! Es ſcheint nur die äußere Geſtalt von Menſchen zu haben, im Innern iſt alles rohe Wildheit. Es iſt eine entzündbare Maſſe, die nur eines Funkens bedarf, um aufzufahren, und nach regelloſen Richtungen hin Verderben zu ſchleudern. Trotz dem dringenden Bedürfniß einer klugen geſetzlichen Ordnung, hat man erſt ſeit einem Jahre eine Art von Polizei eingeführt, die ſchwerlich dies zum Aufruhr geneigte Volk in Schranken halten wird. Keine moraliſche Idee findet Raum in den Köpfen, wo das Chaos einer gedankenloſen Verehrung der Heiligen die Stelle eines leitenden Chriſtenthums vertritt. Von Volksſchulen iſt gar nicht die Rede. Wie es mit den geiſtlichen Seminarien beſtellt ſeyn mag, läßt ſich aus dem Geiſte beurtheilen, der hier von der Prieſterſchaft auf das Volk überacht. Der Kanzelvortrag iſt über alle Beſchreibung elend. Doch wenn gleich die Predigt in den Kirchen wenig geachtet wird, auch das Volk ſogleich nach der Meſſe, vor der Kanzelrede, die Kirche verläßt; ſo ver-

sammelt es sich doch gern um Gassenprediger, und läßt sich von diesen geduldig seine Sündhaftigkeit in den stärksten Ausdrücken, sogar mit Schimpfworten, vorrücken. Da diese Prediger gar leicht eine gewisse Macht über den großen Haufen gewinnen (S. 241), so sind sie der Regierung keineswegs gleichgültig; ja sie ist oft genöthigt, sich zu ihnen herabzulassen, und sie in ihr Interesse zu ziehen. Vor einigen Monaten hat sich ein solcher Volksredner hier auf den Straßen umhergetrieben, der eben nicht günstige Gesinnungen gegen die Regierung geäußert haben soll, und bald darauf verschwunden ist.

Ich sah einen dieser Gassenprediger, dem ein Begleiter ein schwerfälliges Kreuz nachtrug. An der Ecke einer Straße stellte er sich auf den hölzernen Stuhl einer Melonenhändlerin, und begann eine Strafrede, die ein zusammenhangendes Gewebe von Vorwürfen, Schmähreden, und Androhungen fürchterlicher Höllenqualen enthielt. Die getroffne sündhafte Menge stand mit gesenkten Häuptern um ihn her, und ließ sich gutwillig verwünschen und verdammen; denn sie wußte gar wohl aus der Erfahrung, daß ein tröstendes Wort im Hinterhalte für sie bereit sey. Nachdem der scheltende Geistliche ausgetobt hatte, endete er mit der Aeußerung, daß für die Sünder nur ein Rettungsmittel noch vorhanden sey; doch fürchte er sehr, daß er dies Heilmittel Unwürdigen anbiete. Er griff dabei in die Tasche seines Mantels, zog ein Heiligenbild hervor, zeigte es den Zuhörern, und versicherte: es sey mit dem Holz des

Kreuzes unsers Heilandes berührt worden, und der Besitz eines solchen Bildes vertilge die Sündhaftigkeit des Besitzers. Nun drängten alle sich demüthig kriechend dem Strafprediger zu, um ein Exemplar des Wunderbildes zu kaufen; und jeder sprang fröhlich mit dem erhandelten Unterpfande seiner Seligkeit davon. Mit diesem Entsündigungsmittel in der Tasche, würde aber wohl mancher solcher Bußfertigen sich nicht das geringste Bedenken machen, eben dem Geistlichen welchem er das Bild abgekauft hat, an einem einsamen Orte räuberischer Weise das gezahlte Geld wieder abzunehmen.

Man wird vielleicht glauben, daß ein so grobsinnlich genommener Bilderdienst nur heimisch bei dem Pöbel sey; keinesweges! Dieser Geist des Aberglaubens beherrscht, mit wenigen Ausnahmen, alle Stände bis zum Throne hinauf. Der König hatte bei seiner Flucht nach Sizilien ein Marienbild mit sich genommen. Der Wunderkraft desselben glaubte er seine glückliche Rückkunft und den Sieg über seine Widersacher verdanken zu müssen. Es ward ein großer Festtag angeordnet, um das Bild in einer Kirche zur allgemeinen Verehrung feierlich aufzustellen. Das Fest wurde mit dem höchsten, geistlichen und weltlichen, Pompe begangen. Unter Lob- und Preisgesängen hoben die Priester, auf geschmückten Gerüsten, das Bild zu der Höhe empor, wo es angeheftet werden sollte. Bei der Befestigung aber mogte ein Versehn vorgegangen seyn; das Bild stürzte herab, und beschädigte mehrere Untenstehende. Der

Monarch erschrack, das Volk ward bestürzt; die Uebelgesinnten, und die Verwandten der Hingerichteten, fanden in dem Ereigniß ein Vorzeichen der drohenden Strafe, welche die Wortbrüchigkeit, und das grausame Verfahren gegen die zum Schein Begnadigten, treffen werde. — Bei dieser Gelegenheit erzählte man mir, mit großer Erbitterung, die schimpfliche Hinrichtung des Admirals Caraccioli. Dieser vom Könige vormals geachtete und fast allgemein geliebte Mann wurde, obgleich auch er in der bekanntgemachten Amnestie mit begriffen war, dennoch unerbittlich zum Strange verurtheilt, und die Strafe an ihm auf seinem Admiralschiffe selbst vollzogen; den Körper versenkte man in einem mit Steinen beschwerten Sack in das Meer. Nun setzt ein sehr allgemeines Gerücht hinzu: der Leichnam sey nach einigen Tagen auf der Oberfläche des Meeres zum Vorschein gekommen, und durch die Bewegung der Wellen an das Fahrzeug des Königs geworfen worden, der zufällig eine Lustfahrt zur See machte, und hierauf, von dem Ereigniß außerordentlich betroffen, die ehrliche Bestattung des Leichnams befohlen habe. Welche Bewandtniß es mit diesem Zusatze haben mag, so erhellet daraus die anschwärzende Erbitterung gegen den König, welche die Arglist der hier lauernden Franzosen, als einen brauchbaren Gährungsstoff, nicht aus den Augen läßt.

Den 6. Aug. in der fünften Morgenstunde.

Noch brauset nicht der Lärm des wild bewegten Lebens dieser Stadt von den Straßen zu meinem Balkon herauf; die heilige Morgenstille umfängt mein Gemüth. In der Ferne wehet die Dampfwolke auf dem Gipfel des Vesuvs, immer deutlicher den vielleicht nahen Ausbruch des unter ihr schlummernden Verderbens ankündigend. Und wohin meine Seele im Kreise der Gedanken sich wendet: ihr begegnen überall Vorzeichen, die befürchten lassen, daß die Zeit der Prüfung für das Menschengeschlecht noch nicht vorüber ist; daß neue Stürme — wo sie auch auffahren mögen — vielleicht dann auch jene Staaten finden dürften, die, noch im Schoße des Friedens, keine Ahnung von dem haben, was der böse Geist der Zeit ausspinnet. Liegt einmal die Kraft der Völkertugend in so tiefem Schlafe, daß sie nur durch verheerende Erschütterungen geweckt werden kann; so wollen wir aufblicken zu der ewigen Weisheit, die schon oft aus der tiefsten Nacht die Sonne der bessern Erkenntniß aufgehen ließ. In diesem Gedanken findet meine Seele die Ruhe, welche von außen her so wenig zu erwarten ist. Denn wohin ich hier meine Schritte richte, treten mir Gegenstände der Verwilderung menschlicher Natur entgegen. In dieses Landes blühendem Paradiese sehne ich mich nach der stillen Oede der römischen Umgebungen zurück; vergebens suche ich in dieser Stadt einen abgeschiedenen Raum der Einsamkeit auf: einen Raum, der mir die friedliche Casa Tonda, den ruhigen aus-

ſichereichen Lateraniſchen Platz, und die tiefe Stille zwiſchen den verfallenen Aquedukten an der Maremma, erſetzen könnte. Wie reizend die ſchöne Natur hier auch das Auge entzückt, ſie kann doch nicht vergüten, was dem innerſten Sinn abgeht, der im Menſchen das Menſchliche ſucht.

Iſt denn in Rom für dieſen Sinn beſſer geſorgt? — Freilich läßt ſich hierauf weder ein entſcheidendes Ja noch ein abſprechendes Nein erwiedern. Aber keineswegs iſt in der niedern Klaſſe dort eine ſolche an Verworfenheit gränzende Verderbtheit, eine ſo ganz barbariſche Unwiſſenheit wahrzunehmen, als in Neapel: und das unbevölkerte Rom läßt ſolche Zuſammenrottungen nicht befürchten, als die waren, welche hier noch vor wenig Jahren mit kannibaliſcher Grauſamkeit wütheten. Auch ſcheint die ſanfte Regierung des gegenwärtigen Papſtes ein beſſeres Verhältniß zwiſchen dem Volke und der höchſten Gewalt herbeigeführt zu haben. In der zunehmenden Verarmung des Kirchenſtaats hat ein großer Theil des dortigen Elendes ſeinen Grund. Ich ſah in Rom einen Menſchen Hungers ſterben, und es empörte mein Gefühl (Thl. II, S. 428); aber hier iſt es der ſchneidende Gegenſatz von Mangel und Fülle, der ſich überall den Blicken aufdringt und das Herz zerreißt. Mitten durch die Aufhäufungen des Ueberfluſſes tönt das unaufhörliche Geſchrei: muoro di fame (ich ſterbe vor Hunger) *). —

*) Kotzebue hat in den „Erinnerungen von ſeiner Reiſe nach Rom und Neapel" Thl. II, S. 115

Kurz, ich sehne mich nach Rom zurück; und doch darf ich wegen des Zuges durch die Pontinischen Sümpfe, und wegen der mir verordneten Seebäder *), Neapel nicht vor den letzten Oktobertagen verlassen. Nur die Freundschaft welche ich hier fand, und Hoffnungen der mir noch bevorstehenden Naturfreuden, auf der Insel Capri, in Sorrento und Salerno, vermögen meinen vom Gewühl der hiesigen Welt gedrückten Geist zu einer gewissen Heiterkeit zu erheben.

Nachmittags gegen 2.

Die Stimmung, in welche die früheren Morgenbetrachtungen meine Seele versetzt hatten, bedurfte, um das Gleichgewicht meiner Empfindungen herzustellen, eines Gegensatzes; diesen suchte und fand ich bei meiner Freundin, der Gräfin Saa. Bisher hatte ich diese muntre geistreiche Frau nur in ihren Besuchzimmern gesprochen. Heute trat ich, wie zwischen uns verabredet war, unangemeldet in das innerste Gemach ihres hausfräulichen Lebens: und

fgg. mit dem ihm eigenen Ausdruck der höchsten Indignation eine Greuelscene, wo in der volkreichen Straße S. Giacomo in Neapel am 4ten December 1804 eine Weibsperson, von Zuschauern aller Art umringt, Hungers starb, vor ganz Europa denuncirt. Man lese und schaudere. B.

*) Nach dem Gebrauch der Ischlanischen Bäder und Stufe muß man wenigstens vierzehn Tage ausruhen, ehe man zu den stärkenden Seebädern übergehen darf.

das schönste Bild der weiblichen Bestimmung, noch anziehender durch eine gewisse fremdartige Sitte, stellte sich mir dar. Nach der Lebensweise der Orientaler, welche vor Jahrhunderten mit den Arabern nach Portugal kam, saß die holde Saa auf niedrigen Polstern mitten im Zimmer, im Kreise ihrer Frauen; alle waren mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt, und die Kinder spielten zu den Füßen der schönen Mutter. Auf jedem Gesicht der Dienerinnen drückte sich ein freundlicher Widerschein der milden Herrschaft aus. Mit hinreißendem Feuer sprach die geistreiche Frau von den Vorzügen ihres Vaterlandes, und die Vergleichungslinien, welche sie zwischen den Neapolitanern und Portugiesen zog, liefen ganz zum Vortheil der letzteren aus; dann theilte sie mit mir die Besorgnisse, welche mir die Beobachtungen in diesem Lande aufgedrungen hatten.

Im Verfolg solcher wechselseitigen Eröffnungen erzählte sie mir, was einer ihrer Freunde, der vor einiger Zeit von Mailand zurückgekommen war, ihr mitgetheilt hatte, welches unsre Befürchtungen nur zu sehr begründete. Dort hatte Napoleon bei einer zahlreichen Cour den neapolitanischen Gesandten zu sich gerufen, und ihm mit Heftigkeit, und, wie er pflegt, mit lauter Stimme, den Auftrag gegeben, seiner Königin zu melden: daß, wenn sie nicht aufhöre Plane anzulegen, die sich den seinigen widersetzen, er ihr und ihrer Familie ein Verderben bereiten werde, welches wie ein Gewitter über sie

kommen solle; denn er habe Beweise ihrer übelwollenden Gesinnungen gegen ihn in der Tasche. Dies letzte ist übrigens eine abgenutzte Redensart, mit welcher er jede seiner Gewaltthaten einzuleiten pflegt. Der Gesandte berichtete den Vorfall; und die Königin, durch solche Ungebühr empört, trat ebenfalls bei öffentlicher Cour mit Würde, und ohne sich zur Gemeinheit ihres Widersachers herabzulassen, zu dem französischen Gesandten, theilte ihm die ihre Person betreffende Aeußerung Napoleons mit, und fügte nur mit wenig Worten die Bemerkung hinzu: „Ihr Kaiser zeigt wohl, daß er noch ist was er war, und nicht gelernt hat, was gekrönte Häupter einander schuldig sind.“ — Es wird nicht an Menschen fehlen, sagte meine Freundin, welche eine solche Erklärung der Königin als eine unzeitige und ohnmächtige Keckheit, tadeln dürften, die nur noch beschleunigen werde, was schon auf dem Wege ist. Für die Königin, versetzte ich, ist nichts mehr zu erhalten, nichts mehr zu verderben, ihr Fall scheint beschlossen zu seyn; indeß sie hat ihre Würde behauptet.

Um unsern Betrachtungen eine erheiternde Wendung zu geben, fuhren wir zur Villa Reale. Wir kamen an der umdrängten Annenkapelle (S. 255) vorüber: und um meine Freundin nicht in den Empfindungen zu stören, welchen ihr der Anblick der Kapelle möglicherweise einflößen könnte, beobachtete ich während dieser Augenblicke ein ernstes Stillschweigen; sie aber verrieth in ihrem ganzen

Wesen einen Ausdruck von Unbefangenheit, der mich überzeugen konnte, daß unsre beiderseitigen Urtheile über solche Andachtsübungen nicht weit auseinander ständen.

Den 7. August.

Eine höchst angenehme Ueberraschung war mir heute ein Besuch des wackern Prinzen von Hessen-Philippsthal, der mir ankündigte, daß er mit seiner Feluke da sey uns nach der Insel Capri hinüber zu führen. Seinen Koch und mehrere Diener hatte er vorangeschickt, um einen Aufenthalt von drei bis vier Tagen für uns dort zu bereiten. Er versicherte, daß wir auf Capri eine von Ischia ganz verschiedene Natur antreffen, und besonders die Stellen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würden, die durch Tiber's Aufenthalt so berüchtigt wären. Das Volk daselbst zeichne sich vor allen italiänischen Völkerschaften durch Biederkeit und eine auffallende Lebensweise aus; die Reinlichkeit treiben sie so weit, daß sie alle Sonnabend ihre Treppen, und manche sogar ihre Häuser, frisch überweißen. Der Prinz bot sich zu unserm Führer an, und schien sich am Vorgenuß der Freude zu weiden, die er uns dort zu verschaffen hoffte.

In Prosa und in Versen ist sehr viel über die Kunst, froh zu seyn, geschrieben worden. Ein paar Worte mögten aber wohl den größten Theil der Anweisung zu dieser Kunst enthalten: nehmlich froh

machen hilft mehr zum Frohseyn, als alle selbstsüchtige Anstalten, welche diesen Zweck ankündigen.

Den 8. August nach Sonnenuntergang.

Wie das Schicksal mit unsern Planen, Hoffnungen und Erwartungen spielt, davon machte ich heute eine abermalige Erfahrung. Gegen 7 Uhr Morgens trat Prinz Philippsthal in meinen Saal, wo die kleine Reisegesellschaft schon versammelt war, und forderte uns zur Einschiffung auf. Wir verloren keinen Augenblick; der Wind war günstig, und ein heiterer Himmel schien einen schönen Tag zu versprechen. Kaum aber war ich an der Hand des Prinzen in die Feluke getreten, so sah ich auch schon die Seevögel den Gestaden zuschwärmen. Dies ist, sagte ich, nach meiner Erfahrung von der Ostsee, das untrügliche Zeichen eines herannahenden Seesturmes. Freilich, erwiederte unser Freund, werden wir Sturm haben: doch hoffe ich, daß wir noch mit gutem Winde die Meerenge zwischen Capri und Resina durchsegeln werden. — Schnell und glücklich ging die Fahrt von statten. Der Anblick der lieblichen in der Ferne liegenden Ischia weckte süße Erinnerungen auf, und die anmuthigen Küsten von Castel a Mare und Sorrento lagen wie blühende Paradiese uns zur Seite. Schon näherten wir uns dem Uferstädtchen Massa, schon sahen wir die weißen Häuser auf Ana-Capri schimmern, und durften hoffen in einer kleinen halben Stunde die Insel zu erreichen. Aber die glatte Meeresfläche kräuselte sich,

es erhoben sich stärkere Wellen; die Matrosen blickten bedeutend den Prinzen an, und dieser ertheilte, um uns nicht zu beunruhigen, nur durch Zeichen seine Befehle: die Segel wurden eingezogen. Immer höher thürmten sich die dunklen Wellen, schlugen in das Fahrzeug über, und die mehresten meiner Gesellschaft wurden seekrank. Die Matrosen ruderten mit der höchsten Anstrengung gegen den Wind, allein dieser hatte sich zu sehr gegen uns erklärt, und wir wurden von allen Landungsplätzen zurückgeworfen. Die düstern Gesichter der Matrosen und das ernste Schweigen des Prinzen verriethen die Gefahr, in welcher wir schwebten, und die mir ohnehin nicht verborgen geblieben war. Das Geächze der Kranken, durch das Gebrause der Wellen hindurch tönend, machte den Unfall noch ängstlicher. Da trat endlich der Prinz zu mir und erklärte: daß die Fortsetzung unserer Reise unmöglich sey, und daß wir nur nach Neapel ohne Gefahr zurück kehren könnten. Also dahin zurück! antwortete ich; und nach zweistündigem Kampfe gegen die Wellen flog unser Schiff den Ufern zu, von welchen wir gekommen waren.

Den 9. August.

Um das Nachgefühl der vereitelten Hoffnungen des gestrigen Tages zu mildern, hatte der Prinz eine nächtliche Musik vor unserer Wohnung veranstaltet, mit welcher er uns auf das angenehmste überraschte. Früh Morgens trat er in mein Zimmer, mit der

Nachricht, daß der böse Sturm fortdauere, und ihn also auch für heute und mehrere Tage um das Vergnügen bringe uns nach Capri hinüber zu führen. — Ich ließ daher jeden Plan dahin fürs erste fahren, und nahm auf heute eine freundliche Einladung des verehrten Erzbischofs von Tarent an, der mir und meiner Gesellschaft einen Mittag auf seinem Landhause in Portici anbot. Da fand ich meine geliebte Saa, den kenntnißreichen Duca della Torre, und andere Freunde. Dort umgab mich einmal wieder die ländliche Stille, welche ich im geräuschvollen Neapel so sehr vermißt hatte. Und der mir so innig zusagende Genuß dieses Tages würde nichts zu wünschen übrig gelassen haben, wenn nicht eingelaufene Nachrichten von den Folgen des Erdbebens eine Mischung von Trauer hineingebracht hätten. Der Erzbischof theilte uns ein Schreiben mit, welches eine schauderhafte Schilderung davon enthielt.

Schon bei Monte rotondo, sechs Miglien diesseit Isernia, erzählt das Schreiben, bemerkt man bedeutende Verwüstungen. In Isernia selbst sind nur wenige Häuser stehn geblieben, und auch diese unbewohnbar; 1400 Menschen, nebst einer großen Menge Vieh, liegen unter den Trümmern begraben. In einem Umfange von mehrern Miglien sind neun Dörfer niedergestürzt, und unzählige Menschen umgekommen. Die Wenigen die sich retteten, leben unter leichten Zelten auf den Feldern. In dem völlig zerstörten Orte Tuoro, räumte man Balken weg um eine Nothhütte zu bauen, und fand bei dieser

Gelegenheit, in einem halbverschütteten Keller, drei noch lebende Männer, die sich von trocknen Bohnen und einem Baril Wein neun Tage hindurch ernährt hatten; der Eine starb sogleich, als er aus der Verschüttung hervorgezogen wurde, die übrigen Beiden scheinen sich zu erholen. Grauen und Entsetzen ist über die ganze Gegend verbreitet, die noch immer von — leichten und minder leichten — Erdstößen beunruhigt wird. Die Fäulniß so vieler Kadaver, vermischt mit den Dämpfen die aus den Erdspalten aufstiegen, hat die Luft umher unerträglich gemacht, auch von der Montagna del Mateſe eine Menge Wölfe und anderer wilden Thiere herbeigelockt, welche die Klage der unglücklichen Uebriggebliebenen vermehren.

Nach Vorlesung dieses Berichts machte der Duca della Torre die Bemerkung, daß alle Zeichen vorhanden seyen von einem neuen Ausbruch des Vesuvs, worauf sodann die Erde sich beruhigen würde. — Bei der Rückkehr waren aller Augen auf den Vesuv gerichtet, seine Dampfwolke erschien stärker und feuriger als je. Auch sie kündigt nahe Verwüstungen an, die man jetzt selbst wünscht. So muß denn in diesem schönen Lande die Rettung von einem Uebel durch ein anderes erkauft werden.

Den 13. August um vier Uhr Morgens.

Seit zwei Tagen liefen aus Portici hier die Nachrichten ein, daß von der Seite des Vesuvs

sich ein auffallendes Getöse wie entferntes Donnern vernehmen lasse. Dies hatte bei den Einwohnern daselbst ängstliche Besorgnisse veranlaßt. Auch waren aus dem Gipfel des Berges von Zeit zu Zeit Blitze empor gefahren und Flammen aufgestiegen, die besonders in der Nacht weit gesehen werden konnten. — Gestern Abend saß ich mit dem berühmten Reisenden Alexander von Humboldt ruhig am Theetische, und war mit ganzer Seele in seinen höchst interessanten Erzählungen, als plötzlich ein Diener mit großer Hast ins Zimmer trat, und ausrief: „Der Berg wirft Feuer und steht schon in vollen Flammen!“ Die ganze Gesellschaft flog dem Balkon zu, und siehe da! das größte Schauspiel der Natur stand in seiner ganzen Herrlichkeit vor meinen Augen, und leuchtete furchtbar schön durch die dunkele italiänische Nacht. Hr. von Humboldt und mehrere Männer der Gesellschaft eilten nach Portici und Torre del Greco, um näher das außerordentliche Ereigniß zu beobachten. Meine Fantasie flog ihnen nach, ich selbst mußte leider zurückbleiben.

Ein wunderbares Gemisch von Empfindungen überwältigte mich, doch losreißen konnte ich mich von dem unvergleichbaren Anblicke nicht. Bis gegen vier Uhr Morgens staunte ich von meinem Balkon das Herabströmen der Gluthmassen an, welche ihre verheerende Ueberschwemmung dem Städtchen Torre del Greco und den fruchtreichen Weingärten zuwälzten. Meine Seele ist zu voll, — und wie

könnte

könnte ich auch beschreiben, was ich sah, was ich empfand *)!

Nachmittag um 1 Uhr.

Alles läuft hier im seltsamen Widerstreit bunt und grell durcheinander; und da die menschliche Natur, selbst bei einem hohen Grade der Verwilderung, sich der Menschlichkeit nicht ganz entäußern kann, so kommen auch hier zuweilen Erscheinungen vor, die an das Bessere in dem Menschen erinnern. Diesen Morgen sah ich durch die Straßen weiß verkappte Gestalten einer wohlthätigen Brüderschaft ziehn, die an der Brust ein Gemälde des brennenden Vesuvs trugen; sie hielten den Vorübergehenden verschlossene Sparbüchsen entgegen, woran ebenfalls der flammende Berg abgebildet war: auch blickten sie, stillschweigend bittend, zu den Fenstern hinauf. Das Bild an ihrer Brust zeigte deutlich genug an, daß sie für die durch den Ausbruch des Vesuvs Verunglückten Unterstützung einsammelten. Ungemein rührte mich dieser Anblick. Wer hätte hier nicht gern sein Scherflein dargebracht! —

Nur wenig Stunden nach dieser Erscheinung,

*) Da meine Schwester mir Tiedge's Briefe, worin er den Ausbruch des Vesuvs, und unsere Wallfahrt dahin, so lebhaft beschreibt, mit Einwilligung des Verfassers zum Gebrauch für mein Tagebuch mitgetheilt hat (man s. den Anhang); so werden meine Leserinnen meine eigene Beschreibung dieses großen Gegenstandes mir gern erlassen.

scheuchte mich der widerwärtige Anblick eines Kriminal-Schauspiels vom Balkon zurück. Zwei Postillone, die ihren Reisenden geplündert hatten, wurden halb nackt, auf Eseln reitend, in einer Art feierlichen Aufzuges durch die Straßen gegeißelt. Sie trugen bunte Papiermützen auf den Köpfen, und vor der Brust einen Zettel, welcher ihr Verbrechen anzeigte. Dem Zuge voran ging Trompetenmusik, die gewisse Pausen hielt. Bei jedem neuen Trompetenstoß, sagte man mir, werde die Geißelung wiederholt.

Den 15. August.

Die Luft um Neapel hat durch den Ausbruch des Vesuvs eine bedeutende, empfindbare Abänderung erhalten, welches bei kränklichen Personen das Athemholen erschwert; und ich würde, wie die Vögel, diese Gegend vermeiden müssen, wenn nicht die vortreflichen Seebäder eine so stärkende Kraft auf mein ganzes Nervensystem äußerten, daß ich gleichsam mit jugendlicher Frische ausgerüstet aus einem solchen Bade komme. Die hiesigen Seebäder sind von den nordischen, die ich auch versucht habe, meinem Gefühl nach wesentlich verschieden. Die letzteren wirkten auf mich heftig zusammenziehend, ohne eine wohlthätige Stärkung zu hinterlassen; die hiesigen hingegen durchströmen sogleich das Körpergefühl mit dem Wohlbehagen einer durchdringenden Kräftigkeit: es war mir, wenn ich mich in die Wellen tauchte, als ob jeder Schmerz von mir hinweg-

gespült, und eine neue Spannkraft meinen Muskeln mitgetheilt werde. Diese Bäder sind um so wirksamer, wenn man etwa vierzehn Tage zuvor die Ischianischen Dampfbäder gebraucht hat.

So gestärkt, durfte ich es nun auch wagen mich den Stellen zu nähern, welche die Lavaströme überfluthet hatten. Am gestrigen Abend machte ich den Versuch, und er gelang, obgleich schon in der Entfernung von mehrern hundert Schritten die Luft etwas beängstigend wirkte. Ich ließ mich nicht abhalten, und nahete dem furchtbar interessanten Anblick. Oben auf dem Berge, und an den Abhängen, flammte und glühete der Feuerstrom fort; aber vor mir, wo er den Weg nach Torre del Greco durchschneidet, hatte die Lava schon eine rauhe schwarze Rinde über sich gebildet; rechts dem Meere zu, sahen wir, wie die Gluthmasse Weingärten und Hütten niedergewälzt und bedeckt hatte. Auf der düstern Oberfläche brachen an unzähligen Stellen kleine Flammen, in allen möglichen Farben spielend, hervor; gelbe Schwefelmassen lagen umher. Die unglücklichen Bewohner der zerstörten Hütten hatten sich mit ihrer kleinen Habe, einzeln und in Gruppen, auf dem Felde umher gelagert, und streckten die Hände nach Almosen aus. Der Vollmond, auf die schwarze Brandstelle herableuchtend, bildete mit dem seitwärts flammenden Vesuv ein wunderbar ergreifendes Nachtstück. Die Luft der ganzen Gegend, mit den Dünsten der Feuermasse angefüllt, hatte eine sehr sichtbar zitternde Bewegung, welches die Schau-

derhaftigkeit dieser Wüste vermehrte. — Der Schaden, welchen der Ausbruch verursacht hat, wird über eine halbe Million Scudi berechnet. Wie den armen Menschen, welche diesen Verlust litten, geholfen werden soll, weiß ich nicht; auch hatte man mir wenig Tröstliches darüber zu sagen. Denn von der Regierung steht nichts zu erwarten; und die freiwilligen Einsammlungen der erwähnten Brüderschaft, fürchte ich, dürften nur eine sehr unzureichende Vergütung liefern.

Den 19. August.

Schon hatten mehrere zahlreiche Gesellschaften den Vesuv bestiegen, um von oben herab dem Ausströmen der feurigen Lavamassen zuzusehn. Auch ich konnte mir es nicht länger versagen, mir den Genuß dieses Anblicks zu verschaffen. Dreißig Personen stark, unter denen sich der berühmte Geologe Herr von Buch befand, zogen wir den Berg hinauf. Mit großen Anstrengungen erreichten wir unsern Zweck. Als wir auf der Kraterhöhe angekommen waren, warf uns der Wind einen erstickenden Schwefeldampf entgegen, und wir mußten eilen eine schirmende Stelle hinter der östlichen Kraterwand zu gewinnen; bald aber änderte sich der Luftzug, wir durften wieder vortreten, um die große Erscheinung in ihrer ganzen Pracht in der Nähe zu beobachten. O! es war ein Anblick, vor dem alles Menschenwerk, wie riesenhaft es auch sonst erscheinen mbate, ins Kleinliche versinkt. Leider konnte ich die Ausdamp-

fungen des Lavaſtromes, obgleich ich über 1000 Schritte von ihm entfernt ſaß, nicht ertragen, und ich mußte nur zu eilig meine Rückkehr antreten. —

Den 6. September.

Eine traurige Unterbrechung iſt in mein hieſiges Leben gekommen: denn eine tödtliche Krankheit, die meinen Freund und Begleiter Tiedge überfiel, nöthigte mich alle meine Plane, welche auf Capri, Caſtel a Mare, Sorrento und Päſtum berechnet waren, aufzugeben. Achtzehn angſtvolle Tage habe ich durchlebt, und die Gefahr des Verluſtes meines Freundes iſt noch nicht vorüber. Niederſchlagender noch würde mich dieſer Unfall getroffen haben, hätten meine hieſigen Freunde, durch Theilnahme und Beiſtand, mich nicht ſo kräftig unterſtützt. — So bitter ſtörend auch die Krankheit des Sängers der Urania meinen frohen Lebensgenuß unterbrach, ſo hat ſie mir doch eine freundliche Erfahrung zugeführt, welcher in meinen Bemerkungen einen kleinen Denkſtein zu ſetzen ich mich verpflichtet fühle. Der theure Kranke hatte in ſeinen halbhellen, halb mit Fantaſie vermiſchten, Aeußerungen die ihn quälende Beſorgniß ausgedrückt: daß, wenn er ſterben ſollte, ſein Körper als der eines Nichtkatholiken auf eine höchſt ſchimpfliche Art weggeworfen werden würde. Von dieſer Beſorgniß war unter unſern Freunden die Rede, worauf man mir dann die Verſicherung ertheilte: daß das Auguſtiner-Kloſter in Neapel ſich der Leichen der Lutheraner beſonders an-

nehme, und auf dem Klosterkirchhofe für sie ein eigener Raum bestimmt sey. Auf eine so menschenfreundliche Weise ehren hier die Augustiner, noch in seinen Anhängern, den großen Mann, der aus ihrem Orden hervorgegangen ist, wenn sie gleich seinen Abfall verdammen und seine Lehren verwerfen.

Den 8. September.

In der sorgenvollen Stimmung, worin ich mich gegenwärtig befinde, würde keine Festlichkeit auf mich einen sonderlichen Eindruck machen, wenn sie sonst auch meiner Sinnesart zusagte. So ging denn heute das hochgefeierte Geburtsfest der heiligen Mutter nur vor meinen Blicken in der Straße vorüber.

Die Einwohner des ganzen Königreichs schienen in der Hauptstadt zusammen zu strömen. Aus den entferntesten Provinzen und Inseln hatte sich allerlei Volk, jedes in seiner Nationaltracht, hier versammelt, um der Madonna della Grotta, deren Kirche nicht weit vom Posilipo liegt, ihre Verehrung darzubringen. Der Himmelskönigin mußte allerdings mit königlichem Pompe gehuldigt werden! Aber warum gerade dieses Marienbild in der Grotten-Kirche einer solchen Auszeichnung genießt, wußte mir niemand mit Bestimmtheit zu beantworten*).

*) In Celano's Notizie della Città di Napoli und andern Topographieen wird als Ursache ein Wundertraum angegeben, der im Jahr 1353 drei Personen erschien, und die Stiftung dieser Feier so wie der dazu gehörigen Kirche Sta Maria di Piedigrotta zur

Was kümmert aber auch ein ſolches Warum das hieſige Volk? Im Allgemeinen ſagte man mir nur: dies Gnadenbild ſey beſonders wunderthätig, und habe Neapel einſt von einem großen Unglück befreiet.

Die ſämmtlichen Truppen waren neu gekleidet; die Schiffe, mit bunten Wimpeln geſchmückt, ordneten ſich in Reihen. Sonſt gaben ſie auf ein Signal mehrere Kanonenſalven; das durfte aber diesmal nicht geſchehen, weil eine ſolche Erſchütterung den durch das Erdbeben unhaltbar gemachten Häuſern hätte gefährlich werden können. An den Fenſtern und Balkonen der Häuſer hingen feſtliche Teppiche. Jedermann trug das Beſte zur Schau was er hatte, geputztes Volk drängte ſich durch unſere Straße der Grotte zu. Dann folgte, mit wehenden Fahnen und feierlicher Muſik, das Militär; hierauf die Königliche Familie nebſt den Großen des Reichs, in feſtlichen und ſchön beſpannten Wagen. So ſchöne Pferde, als hier, ſah ich noch nie. Unter allem Volke erkannte ich meine Iſchianer wieder, die mich mehr als das ganze Feſt anzogen. Der Zug hin und zurück dauerte bis gegen die Nacht.

Den 19. September.

Seit acht Tagen iſt unſer kranker Freund auf dem Wege der Beſſerung, und ich verließ heute zum

Folge hatte. — Es iſt bekannt, daß Weiber in der Umgegend von Neapel es in ihren Ehekontrakt ſetzen laſſen, daß ihre Männer ſie an dieſem höchſten Kirchenfeſte zum 8 Sept. nach Neapel bringen müſſen.

D.

erstenmal mit sorgenfreiem Gemüth meine Wohnung, um das große Schauspiel des oft beschriebenen Januarius-Festes mitanzusehen. Bekanntlich muß dann das Blut des Heiligen, vor den Augen und zur Erbauung des Volkes, seine Flüssigwerdung wiederholen. Dies Fest ist das höchste der Neapolitaner. Eine ungeheure Volksmenge strömt an einem solchen Tage herbei, drängt sich begeistert der Kathedralkirche zu, wo sich das Wunder begiebt, und erwartet dort mit banger Sehnsucht und brünstigen Gebeten das abermalige Fließen des sogenannten Januariusblutes. Nimmt jedoch die rothe Masse in der gläsernen Flasche, zufolge irgend einer geheimen Absicht der Priester, Anstand flüssig zu werden, so geht das Mißvergnügen des Volks leicht in eine Art von Wuth über, die sich dann nach einem Gegenstande umsieht an den sie sich auslassen kann; wobei Nichtkatholiken bisweilen in Gefahr gerathen. Ich hatte zu meinem Schutze den Obristen Zweyer und mehrere Freunde an meiner Seite. Allein kaum war ich in die Kirche getreten, wo der mit silbernen Heiligen besetzte, und von unzähligen Kerzen umleuchtete, Altar mir blendend in die Augen strahlte: so mußte ich meine Begleiter schon bitten, mich aus dem pressenden Gedränge und der erstickenden Luft wiederum zurückzuführen. Ich tröstete mich bald, den Erfolg eines Experiments nicht gesehen zu haben, dessen Geheimniß leicht zu errathen ist *).

*) Das größte Wunder an diesem Wunder ist wohl, daß es beim Mitwissen so Vieler, die damit zu thun

Wenn man ſich übrigens den Unterſchied zwiſchen den Römiſchen und den Neapolitaniſchen Heiligenfeſten durch eine maleriſche Darſtellung verſinnlichen könnte: ſo würden dieſe letzteren durch einen grelleren Farbenauftrag, durch Ueberladung und Ungeſchmack, gegen jene abſtechen. Auch an Sinn und Geiſt iſt in den Römiſchen immer noch etwas mehr, als in den hieſigen, vorhanden.

Den 17. Oktober.

Das wahrhaft Große in der ſittlichen, wie in der Natur-Welt kann nie alltäglich werden. So zog mich denn auch das große Feuerwerk des Veſuvs auf den Balkon hinaus, und ich konnte Stundenlang verweilen um dem wunderbaren Flammenſpiele zuzuſehn, welches ſich am Tage nur durch Dampfſtellen und Dampflinien auszeichnete, des Nachts aber wie eine ſtille Glorie den Berg umgab. Am 28ſten September erloſchen endlich die letzten Spuren der Feuerauswürfe, nachdem kurz zuvor mit

haben, ſeit ſo vielen Jahrhunderten ſtets unverrathen geblieben iſt. Die Vorrichtung des Principe di Santo Severo, die er in Neapel ſelbſt machte, um das Flüſſigwerden zu erklären, mag leicht unter allen Erklärungsverſuchen die kunſtreichſte ſeyn. Wer in St. Non's Voyage pittoresque T. I. p. 73 die Kupfertafel Nr. 33 betrachtet, wo die Szene des Mirakels in der Kathedrale dargeſtellt iſt, wird ſich auch von den Verzuckungen der Neapolitaner bei dieſer Gelegenheit eine deutliche Vorſtellung machen können. B.

Donnergeprassel ein Theil der Lavawand des Kraters in den Schlund hinab gestürzt war. Den 13ten dieses Monats ließen sich wiederum einige schwache Stöße wahrnehmen, die besonders der Duca della Torre an seinem künstlichen Erdbeben-Anzeiger (S. 94) bemerkt hatte; am Abend desselben Tages kam dieser aufmerksame Beobachter zu mir, und kündigte mir an, daß wir vielleicht sehr bald einen abermaligen Ausbruch des Vesuvs zu erwarten hätten. Und er erfolgte vorgestern Abends gegen 10 Uhr. Er übertraf an Heftigkeit und an furchtbarer Pracht den ersten, hat jedoch bei weitem nicht so verderbliche Folgen herbeigeführt: seine Gluthmasse rinnt in den alten Spuren ruhig fort.

Gestern Abend fuhren wir nach Torre del Greco, um das wundervolle Naturschauspiel zu beobachten. Wir fanden daselbst eine große Menge Zuschauer, die wie eine Schattenwelt in der Nachbarschaft der Hölle erschien. Die ganze Gegend umher war von der ungeheuren Feuermasse zauberartig angeleuchtet. Darzustellen vermag ich die unendliche Wirkung dieser gewaltig ergreifenden Erscheinung nicht. —

Den 2. November.

Die Pontinischen Sümpfe machen zwischen Neapel und Rom itzt noch eine Gränzsperre, die nur Personen mit einer zuverlässigen Gesundheit zu überschreiten wagen dürfen. Die bisherige trockene Hitze hat die schädlichen Sumpf-Stoffe so aufgelöst und

verbreitet, daß ein ſtarker Landregen abgewartet werden muß, welcher ſie wegſpühle, ehe Perſonen von angegriffener Geſundheit die Reiſe unternehmen können. So muß auch ich eine ſolche Wetterveränderung hier abwarten. Doch würde ich dieſen Aufſchub kaum als eine Zeit des Harrens empfinden, ſähe ich nicht ſchon von Ferne das Ungewitter heranziehen, welches auf dies unglückliche Land herabzuſtürzen droht.

Die vielfachen Genüſſe der Freundſchaft bringen immer noch ſo lichte Punkte zwiſchen die düſtern Schatten meiner Befürchtungen, daß ich einen Ueberſchuß recht froher Tage in meine Lebensrechnung zu bringen habe. Eine neue Bekanntſchaft die ich vor einigen Tagen auf der reizenden Villa des würdigen Heigelin machte, wird einſt zu den angenehmſten Erinnerungen meines Herzens gehören. Es iſt die Familie des Grafen Patrizi, aus Sizilien. Mit ihr machte ich meinen zweiten Ausflug nach Pompeji; und war nicht wenig überraſcht zu hören, mit welchem Geiſte, und welcher Kenntniß der alten Schriftſteller, die Gräfin über das dort aufgedeckte Alterthum ſprach. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich denn, daß ſie die Tochter eines berühmten Rechtsgelehrten in Venedig ſey, und daß ſie keine andere Erziehung als von ihrer Mutter, und keinen andern Unterricht als von ihrem Vater genoſſen habe; ſo wie auch ſie nun wiederum die einzige Erzieherin und Lehrerin ihrer Tochter ſey. Ihr Vater habe für gut gefunden ſie die lateiniſche Sprache zu lehren,

deren Kenntniß ihr manchen angenehmen Genuß verschaffe. Die holde sechzehnjährige Tochter, die mit hohem Liebreiz zarte jungfräuliche Bescheidenheit verbindet, legt ein schönes Zeugniß für die auf sie verwendeten Bemühungen der Mutter ab. — Mit der ungeheucheltesten Herzlichkeit luden die trefflichen Menschen mich ein, die Reise mit ihnen nach Sizilien zu machen, und einige Monate auf ihrem Landgute am Fuße des Aetna zuzubringen; sie erboten sich auf die gutmüthigste Weise, mich mit den merkwürdigsten Punkten der berühmten großen Insel bekannt zu machen. Aber der leidige Krieg mit welchem der Usurpator Frankreichs die Staaten Oestreichs bereits bestürmt, machte ein solches Unternehmen für mich zu bedenklich; denn es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Kriegsfurie des Weltverwüsters ihre Verheerungen auch über die neapolitanischen Staaten wälzen, und sodann hier und dort Sperrungen gebieten werde.

Den 11. November.

Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Neapel habe ich mich bemühet, den Quellen nachzuspüren, aus denen die gehässigen Anschuldigungen gegen die Königin geflossen seyn mögen. Die wechselnden Günstlingschaften ihrer Neigung haben allerdings ein nachtheiliges Licht auf ihren sittlichen Lebenskreis geworfen. Auch haben sie wohl hie und da unter den Neapolitanischen Großen Leidenschaften in Bewegung gesetzt, wodurch dann jene

es ſich angelegen ſeyn ließen, Uebertreibungen wirklicher Thatſachen oder offenbare Verunglimpfungen gegen die Perſon der Königin in Umlauf zu bringen. Zu den ſchlimmen Verbindungen, die ihr vorgeworfen werden, rechnet man den vertrauten Umgang mit der Lady Hamilton, deren Andenken noch jetzt im höchſten Grade verhaßt und verrufen iſt. Die Hamilton war, nach einſtimmigem Zeugniß, eine eitle, rachſüchtige, und in jeder Rückſicht leidenſchaftliche Frau; die mit äußerſter Vorſicht behandelt werden mußte, indem ſie demjenigen nie mehr verzieh, der gegen ſie zu fehlen das Unglück hatte. Ihr gebietendes Verhältniß zu Hamilton und zu Nelſon iſt eben ſo bekannt, als der Einfluß dieſer Männer bei der Engliſchen Regierung. Die Königin wollte, und mußte, Englands Freundſchaft (wenn dies Wort in Staatsbeziehungen nicht zu unziemlich klingt) gewinnen: was war alſo natürlicher, als daß ſie, von allen Seiten bedrängt, nach dem kräftigſten Mittel griff ihren Zweck zu erreichen; und ſo knüpfte ſie, mehr durch Politik als durch ihr Herz beſtimmt, jene ihr vorgeworfene Verbindung mit der Hamilton: die nun ganz unverhohlen ſich in die Angelegenheiten der neapolitaniſchen Regierung miſchte, und beſonders in der bedenklichſten Zeit den Eingebungen ihrer Launen und ihrer Rachſucht die Gültigkeit durchzuſetzender Maßregeln verſchafte. Ihren Veranlaſſungen wird ein Theil der von Seiten der Regierung in der Revolutionszeit verübten Grauſamkeiten wohl mit Recht zugeſchrieben.

Daß die Königin von der Zustimmung zu solchen harten, leider nur zu häufigen, Verurtheilungen sich schmerzvoll zurückgezogen, davon sind mir die Beweise zum Augenschein gekommen. — Aber konnte sie dieselben nicht verhindern? Sie konnte es nicht! — Wo sie auf geheimen Wegen etwas dagegen vermochte, ließ sie es an Thätigkeit nicht ermangeln. Mehrern Personen rettete sie auf diese Weise das Leben. Ich selbst kenne einen Mann, den sie aus der Haft des Todes durch Erkaufung des Kerkermeisters entrinnen ließ. Die verlaßne Königin befand sich überhaupt, zu jener traurigen Zeit, in einer unbeschreiblich peinlichen Lage, und ihre auffallendsten Mißgriffe sind der ungeheuren Verwirrung zuzuschreiben, welcher ihr Geist, wie viel Verstand er auch entwickeln mogte, dennoch nicht gewachsen war. Diesen Thatsachen zufolge kann ich von meinen früheren Aeußerungen über diese Fürstin, was auch Andre gegen sie vorbringen, nichts zurücknehmen. Ohne alles Vorurtheil habe ich den Schatten der vergangenen Zeit noch einmal abgehört, und kann nun mit unbefangenerem Gemüthe mich zur letzten Audienz bei der verfolgten Fürstin einfinden *).

*) Die härtesten und gehässigsten Beschuldigungen gegen die so arg verlästerte Königin Maria Carolina befinden sich (die Pasquille eines Gorani und anderer Jakobinergenossen verdienen keiner Erwähnung) in der Schrift eines Neapolitaners Saggio istorico della rivoluzione di Napoli, die aber eine große

Abends nach 7 Uhr.

Die Königin empfing mich mit der ihr natürlichen liebenswürdigen Freundlichkeit in ihrem Kabinette, wohin der würdige Marquis von Haus mich ihr zuführte. Diesmal fand ich den schwermüthigen Zug ihres äußeren Ausdrucks noch tiefer in ihrem Gesichte gezeichnet. Ihre Lage hatte sich auch seit meiner ersten Audienz um sehr vieles verschlimmert: aus Deutschland waren die niederschlagenden Berichte eingegangen von den Fortschritten der französischen Waffen gegen die Macht des Oestreichschen Kaisers, wodurch freilich die Stellung der neapolitanischen Regierung immer bedenklicher wird. Nur leise berührte die Königin diese Stellung, und die unversöhnlichen Gesinnungen womit Napoleon sie verfolgt. Vermuthlich um mir den Grund dieser letzteren im richtigsten Gesichtspunkt erscheinen zu lassen, entdeckte sie mir Napoleons früheren Plan

Seltenheit ist. Kotzebue hat sich durch zweckmäßige Auszüge daraus in seinen Erinnerungen ein wahres Verdienst erworben. Schrecken erzeugte dieser ersten Revolution ein blutiges Schreckenssystem, wobei die Königin allerdings nur zu nachgiebig war. – Ueber den liebenswürdigen und wahrhaft mütterlichen Charakter der Königin spricht Kotzebue, aus eigner Kenntniß und mit voller Ueberzeugung, in den Erinnerungen Th. II, S. 243 fgg. So ließen sich noch viele andere glaubwürdige Zeugen anführen. Allein bedarf es eines andern Zeugnisses bei dem, der die strenge und unparteiische Wahrheitsliebe der Verfasserin dieses Tagebuchs kennen zu lernen Gelegenheit hatte? B.

mit einer ihrer Töchter. Wer, sagte die Königin, sich in meine Lage hineinzudenken vermag, und das ganze Wesen der Buonapartischen Familie durchschauet, dem werden die Gründe nicht entgehn, die mich bestimmen mußten, eine Verbindung meiner Tochter mit Hieronymus Buonaparte, so wie mir es anständig war zurückzuweisen: eine Selbstherabsetzung solcher Art konnte ich den Widerstrebungen meines innersten Gefühles nicht abgewinnen. — Die Königin gab dem Gespräch bald eine andere Wendung; und ich fand Gelegenheit, ihr für die huldreiche Verwendung zu danken, durch welche dem Geschichtsmaler Abel aus Wien vom dortigen Hofe die Verlängerung seines Aufenthalts in Rom *) bewirkt worden war. Bei meiner ersten Audienz hatte ich der Monarchin das Anliegen des jungen Künstlers nur beiläufig vorgetragen; und ich gestehe daß ich auf das erhaltene Versprechen der Verwendung eben nicht zuverlässig rechnete, indem ich wohl wußte mit welchen großen Sorgen die bedrängte Fürstin überlastet war, so daß die Vergessenheit einer solchen Zusage wohl nicht zum Tadel hätte Veranlassung geben können. Zu desto größerer Ehre gereicht es ihrem Herzen, daß sie, unter den betäubenden Forderungen einer stürmischen Zeit, die leise Bitte eines ihr so fernstehenden Künstlers dennoch nicht vergaß.

Den

*) Man s. Thl. II, S. 402.

Den 15. November Nachmitternacht.

Jeder letzte Tag eines längeren Aufenthalts, welche Abwechſelungen von Schmerz und Freude dieſen auch begleitet haben mögen, erfüllt das Gemüth mit einer Wehmuth, die ſelbſt die angenehmen Erwartungen der nächſten Zukunft überſchattet. Dies Gefühl war heute das herrſchende in meiner Seele. Als noch einmal meine hieſigen Freunde ſich um mich verſammelten; da reichten wir uns, gleichſam nahe vor dem Einzug eines dunkeln Verhängniſſes, welches ſchon ſeine Vorzeichen nicht mehr zurück hält, einander ſchweigend und mit gleichgeſtimmten Empfindungen die Hände. Was auch Zerſtörendes über uns kommen möge, jedes von uns wird das Beßre feſthalten; und beſonders werde ich die Erinnerungen der reinſten und edelſten Freundſchaftsgenüſſe unvertilgbar in meinem Herzen aufbewahren.

Der Tag den die Natur gab, war heiter und milde: er erinnerte mich ſo freundlich an die Zeiten meiner Wanderungen durch das heſperiſche Land. Ich beſchloß, mit meiner Geſellſchaft noch einmal den Veſuv, wenigſtens bis zu ſeinem Aſchenkegel, zu beſteigen. In der Mittagsſtunde zogen wir den Berg hinauf. Die ſchöne Stelle der Einſiedlerwohnung gewährte dem müden Pilgerzuge einen lieblichen Ruheplatz, wo wir Erfriſchungen nahmen, und uns der über alle Beſchreibung reizenden Ausſichten freuten; bald machten wir uns dann wieder auf den Weg, der die wunderbarſten Gegenſätze von Natur

schönheit und Wildniß darstellte: und gelangten endlich, nachdem wir noch ein rauhes starres Lavafeld überschritten hatten, an den Fuß des Aschenkegels. Hier lag nun vor unsern Blicken das herrliche Kamponien, und ich fühlte, welchen Reichthum des Geistes ich jenen Hügeln und Thälern zu danken habe. Im hellsten Sonnenstrahl leuchteten alle Punkte zu mir herüber, die mich mit Bewunderung erfüllt hatten. Rein und unvermischt konnte jedoch beim Anblick des überströmenden Naturreichthums sich die Empfindung nicht erhalten. An das Elend und an die moralischen Verwirrungen dort unten mahnten mich gleichnißweise die wüsten Lavastrecken, welche sich durch die blühende Gegend hinziehen; allgemeiner noch, als diese Lavaverheerungen sich ausdehnen, lastet moralische Verwilderung auf der mit nicht geringen Anlagen ausgestatteten Nation. Mit einem Seufzer fiel mein letzter Blick von dieser Höhe auf das, für das neapolitanische Volk, verlorne Paradies. — —

Anhang.

I.

Briefe an die Herzogin von Curland.

Von Tiedge.

Erſter Brief.

Neapel, den 9. Oktober 1805.

Die Krankheit brach ein in mein Leben, wie ein Räuber in die Hütte des Armen, der nichts zu verlieren hat. Viel Großes, viel Schönes habe ich nun nicht geſehen; ich habe einen Theil meines Daſeyns verloren. Doch ich darf nicht klagen: denn das erhabenſte Schauſpiel, womit die Natur das Gemüth ergreift und erſchüttert, habe ich in ſeiner ganzen Fülle genoſſen. Angethan mit allen ſeinen Schrecken, mit ſeiner ganzen Herrlichkeit, feierte der Veſuv das furchtbar erhabene Feſt ſeiner Flammenergießung. Lange vorher wehte auf ſeinem Gipfel eine weiße Rauchſäule, wie ein in hoher Luft flatterndes Panier, welches einer großen Erſcheinung vorgetragen wird. Im Innern des gewaltigen Vulkans donnerte die Vorbereitung zu der großen Entwickelung; das tiefere Zucken der verborgenen Kraft hatte Neapel, die umliegenden Inſeln geſchreckt, mehrere Städte niedergeſchüttert, und einen großen Theil der Einwohner unter

den Trümmern begraben. Man sah die weiße Rauchsäule von der unter ihr kochenden Gluth angeröthet; oft ward ihr innerster Kern zur lodernden Flamme, welche glühende Steine empor und umher schleuderte. Im Schlunde krachte und raste ein gräßlicher Tumult!

Am 12. August endlich eröffnete sich das hinreißendste Schauspiel, das die Natur hervorzubringen vermag. Gegen 9 Uhr Abends stieg die Rauchsäule höher; sie ward röther und röther, und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechselnd stieg und sank, und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht selten erreichte sie eine außerordentliche Höhe; dann stand der majestätische Feuer-Obelisk einige Minuten fast unbeweglich, wie ein flammender Seraph, der weit über das paradiesische Kampanien hinschaute; leichte rothe Wölkchen schwebten umher, und spiegelten sich im dunkeln Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtsam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich sank die hochleuchtende Erscheinung in den Feuerschlund hinab, und ließ eine Krone von malerischen Wolken zurück. Jetzt erhob sich abermal eine mächtige Gluthsäule; eine kleinere blitzte neben ihr auf; und hohes Getümmel umher, wie das Gefolg einer Göttererscheinung: sie sank zurück, und verwandelte ihre Stelle in einen Flammensee. Die Wogen sprudelten, schlugen über, und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen sanfteren Widerschein auf die Stadt, auf das Meer, und an die dunklen Felsen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jetzt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die

umfassende Kerkerwand, und stürzte von der Aschenspitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu schildern, welch ein Aufruhr von Gefühlen den überraschten Zuschauer ergriff. Es war ein Zustand, wo das Entzücken zum Entsetzen und wiederum das Entsetzen zum Entzücken wird. Ueber dem Krater hatte sich vom aufsteigenden Rauch eine Wolkenversammlung gebildet: es schienen die purpurnen Horen zu seyn, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochenes Leben und Getümmel, immer wechselnde Pracht, ein stetes Werden und Schwinden, glänzte und blitzte durch einander. Jetzt stiegen zwei rothglühende Rauchsäulen auf, die in einem Blutmeere starrten. Was aber dieser großen Scene die höchste Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond; hinter den sich thürmenden und wälzenden Rauchwolken stieg er herauf, und schien wirklich Aurora zu seyn, die der Triumphzug der vorgeeilten Horen über der Spitze des Berges empfing. Mit glühendem Gesicht, wie ein Nektar-trunkener Gott, trat er auf die verherrlichte Bühne der Nacht.

Aber vom Gipfel des Berges stürzte der Gluthstrom; und bald hatte er den Fuß des Aschenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die schon der Ernte entgegen gereift waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft schien er eine Allee zu fassen, deren helle Flamme sich weit hin erstreckte, und über den rothen Strom als eine weiße Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavastrom in fünf Arme: drei zogen östlich, zwei aber westlich; und diese nur konnten von uns gesehen werden. Reißend stürz-

te der Erguß weiter und verderbender fort: er umfloß Häuser, deren Einwohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die untern Geschosse aus, und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavastromes, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voreilte, hatten in kurzer Zeit die Straße erreicht, die durch Portici nach Torre del Greco und Pompeji führt. Beide Ströme durchschnitten die Straße, und wälzten sich in die diesseitigen Villen und Gärten, die das Ufer des Meeres bekränzen: hier verlor der eine sich unter den Weinhügeln, der andre Strom hingegen stürzte mit gedoppelter Wuth dem Meere zu. Bis dahin hatte er einen Weg von anderthalb deutschen Meilen zu machen, und schon war er dem Rande des Ufers nahe; eine Menge von Zuschauern in Gondeln schwammen in der Gegend des Meeres umher, wo die Feuerkaskade vom Ufer hinabbrausen mußte. Endlich erfolgte was erwartet wurde: die Gluthmasse stürzte mit lautem Gepraſſel und Donnergetöse ins Meer; die Wellen empörten sich gegen den fremden Gast, Flammengewölk und Wellengetümmel im fürchterlichsten Aufruhr rasten, schäumend vor Wuth, durcheinander. Kochende Wasserſäulen und zürnende Flammenspitzen brachen aus der Fluth empor, kämpften einander nieder, und wiederholten den Sturm des wildesten Aufruhrs: bis endlich der Tumult mit einem leisern und leisern Zischen endete, und, gleichsam zum Denkmaal des geschlosse-

nen Friedens, von der erstarrten Gluthmasse sich ein Vorgebirge bildete, das tief ins Meer hineintritt.

Diese Naturbegebenheit ist so überschwenglich reich an einzelnen Erscheinungen, daß ich noch einen Brief, Theure Fürstin, damit anfüllen werde.

Zweiter Brief.

Neapel, den 13. Oktober 1805.

Unsre Wohnung am Ufer der See wird durch die Aussicht nach dem Vesuv hin, der noch immer sein großes Feuerwerk fortsetzt, höchst anziehend. Jedes Zimmer hat seinen Balkon. Ich trete auf den meinigen hinaus, sobald die Sonne ihren ersten Strahl über den Vesuv in meine Zelle wirft; und mich umfängt von allen Seiten in ihrer ganzen Festlichkeit die Fülle einer hesperischen Natur. Dort hin rechts nach Westen das Vorgebirge Pausilyp, mit seinen Pinienkronen, Zypressen und Landhäusern; links das Vorgebirge der Minerva — welche sinnvolle Namen, jenes die Ruhe, dieses die Weisheit! — beide strecken sich tief ins Meer hinein, als wollten sie den auf den Wellen ruhenden hesperischen Himmel umfangen. Letzteres ist mit den Städten Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, und mit unzähligen Villen bedeckt. Alle diese Landschaften schmiegen sich freundlich um den Fuß des tobenden Vulkans, der unversöhnt seine Flammenströme aussendet: und in seinen innersten Schlünden donnert es, als hätten tausend Cyklopen darin Waffen des zürnenden Jupiter zu schmieden, indeß die glühende Lava ruhig in ihren Ufern fortfließt. So gefahrvoll dies große

Schauspiel in der Ferne erscheint: so ziehen doch täglich zahlreiche Gesellschaften zu dem furchtbaren Berg hinauf; auch wir schickten uns an zu einem solchen Zuge.

Den 18ten August machten wir unsere Wallfahrt zu seinem Gipfel. Bis Nesina fuhren wir, dort wurden Esel genommen; und so beritten zogen wir Nachmittags gegen 4 Uhr den Berg hinan. Zwischen lauter Weingärten und einsam umherliegenden Landhäusern windet der romantische Weg sich zum Gipfel empor. Der berühmte Wein: Lagrima Christi genannt, hing noch in seinen Trauben, und röthete wie dunkle Purpurguirlanden die grünenden Ranken, welche wie zarte Sympathieen die hohen Ulmen umarmten, und Arkaden bildeten, die der Fantasie Stof gaben, die lieblichen grünen Labyrinthe, weit über den Anblick hinaus, mit entzückenden Ueberraschungen zu bereichern. Ueberall herrschte, in diesem grünen Leben, eine süße bis zur Schwärmerei begeisternde Einsamkeit. Die milden Sommerlüfte kamen von den Hügeln und aus den heimlichen Lauben der Thäler zu uns herüber, und flatterten zu andern Lauben hinüber, zum ewigen Spiel mit Blättern und Trauben. Links und rechts an der Hauptstraße kleine Eingänge, wie bekränzte Pforten zu geheimnißvollen bacchischen Thälern. Oft wandelte die Lust mich an, mich in dieses Labyrinth zu stürzen, und unterzutauchen, wie die Luft in das grüne Blättergewühl; aber ich folgte dem Zuge unsrer Pilgerschaft, und bald erreichten wir eine Anhöhe voll Grauen und Entzücken. Die Natur wird hier dürftiger: die arme Genista nährt sich kümmerlich zwischen unfruchtbaren Felsenzacken einer alten

Lava; von allen Seiten erblickten wir tiefe schwarze Thäler, in welchen vieljährige Lava starrte. Alles wild durcheinander, ein Bild des wunderbarsten Eigensinns, den hier die Natur trotzig durchgesetzt zu haben scheint. Die grause Wildniß gleicht einem todten Meere, welches hier mit seinen finstern Wellen erstarrte und verstummte, indem es seine hundert Arme verwüstend in die liebliche grüne Natur ausstreckte. Furchtsam hat sich hie und da das Hüttchen eines Winzers an das Ufer gerettet, wo ein einsames Leben waltet. Wie der Athem des Entsetzens, weht die Luft den Wandrer an; aber er wendet den Blick: und vor ihm in der Tiefe grünen an den Küsten hin paradiesische Fluren. Er überschaut Neapel und den weiten Golf, das jenseitige Pausilip und die ganze große Landschaft, rein und kräftig hervorgehoben durch die schönste Tagesbeleuchtung; in der Tiefe spiegelt das Meer, und gleicht einem klaren Horizont, an welchem die Inseln Capri, Ischia und Procida wie schattige Wolken zu schweben scheinen. Doch wir durften uns nicht zu lange von diesen Reizen festhalten lassen, wie sehr auch die abendliche Lichtfärbung das große Naturpanorama verherrlichte.

Wir zogen weiter, und erreichten bald die freundliche, mit hohen Bäumen umgebene Stelle, wo der Einsiedler ein nicht sehr einsiedlerisches Leben führt. Der Mann ist darauf eingerichtet, die Fremden mit Lagrima-Christi zu bewirthen: diesem Weine geht es, wie mancher Berühmtheit, der man nicht zu nahe treten darf; selbst die Trauben dieses gepriesenen Gewächses sind herbe. — Aber den Einsiedler, wie wird den Ihre Fantasie, meine geistreiche Fürstin,

Ihnen darſtellen? — Ganz natürlich werden Sie Sich einen alten, ehrwürdigen Greis denken, dem ein weißer Bart wie ein Waſſerfall über das dunkle Mönchsgewand hinfließt; tiefe Furchen an der Stirn, wo die Andacht thront; den Blick, gewöhnt nur den Himmel anzuſchauen, aufwärts gerichtet; um den Leib den Gürtel, der das alternde Gewand zuſammenhält. — Nichts von dem allen! Unſer Einſiedler iſt ein derber handfeſter Menſch, dem ſeine Buße und die Thränen des Heilandes gar nicht übel bekommen. Er iſt in den vierziger Jahren; im Venezianiſchen, ſeinem Vaterlande, ſoll er einige Mordthaten begangen haben: hier ſetzt er ſein gottloſes Leben in ein gottſeliges um; dabei liebt er den Scherz und das Lachen, und vielleicht noch andere Dinge die mit dem Eremitenleben noch mehr in Widerſtreit ſind. Aber die Stelle ſeiner Einſiedelei iſt lieblich und heilig: nicht durch die Märtyrer-Geſtalten, die da umher gepflanzt ſind, ſondern durch den ſüßen Frieden, der dieſe Stelle fern vom Geräuſch der Menſchen, und näher dem Himmel der Götter, tief in den Schooß der grünen Natur eigenhändig hineingebaut zu haben ſcheint; ſie ruht ſo ſtill auf dem Abhange, und faſt in der Mitte der Höhe des Veſuvs. Hohe Ulmen ſtehen am Rande dieſer feierlichen Terraſſe in einem Kreiſe umher, gleich flüſternden Tempelwänden, über welche ſich ein freundlicher Himmel wölbt. Die öſtliche Abſtufung iſt mit hohen Kaſtanienwäldern herrlich überſchattet; halb verſteckte Eingänge zu dieſen Wäldern winden ſich von der Einſiedelei in dieſe lieblichen Schatten geheimnißvoll hinab. Sie ſind, gleich dem Leben, deſſen Ausgang verhüllt iſt, myſteriös und dunkel. Ach! hier

mögte ich wohnen, wenn unter den Menschen kein Herz mehr für mich schlüge! —

Erquickt und gestärkt zu neuer Anstrengung brachen wir auf, und der fröhliche Zug setzte sich in Bewegung. Eine lange Strecke ging es noch auf einem Hügelrücken zu Esel fort, und dies war der anmuthigste Weg, den ich je gemacht habe. Nach Osten hin starrte freilich das finstre todte Lavafeld, aber links von Westen her säuselten lebendig und kräftig kühle Abendlüfte in der duftigen Waldung. Hohe Kastanienwipfel grünten vom tiefen Thale bis zu unserm Weg herauf: in diese grüne Wildniß hinein zog sich ein Strom alter Lava; aber die holde Natur hatte die Spuren der Verwüstung halb schon überschleiert. Der Somma, dieser Zwillingsbruder des Vesuvs, ist bis zu seiner Spitze hinauf mit schönem Grün bekleidet; nur die Seite, die er seinem unähnlichen Nachbar zukehrt, ist verbrannt und dürr. Schon beim Eremiten wurden Fackeln angezündet, welche der weiten Gegend umher eine magische Beleuchtung verliehen. Der ganze Zug, 30 Personen stark, würde das Ansehen eines schauerlichen Geisteraufzuges gehabt haben, wenn nicht Scherz und Gelächter diese Täuschung zerstört hätten; aber vor dem unterirdischen Donner verstummte der jauchzende Muthwille, und der schweigende Geisterzug war auf einige Minuten wieder hergestellt. Es war ein süßes Grausen, welches tief in die Empfindung eingriff, und die fantasievollen Erwartungen behorchten den vom unterirdischen Donner erschütterten Boden; immer lauter tobte unter unsern Füßen die verborgene Wuth, immer fühlbarer bebte der Berg! Wir hatten noch ein weites grauenvolles Lavafeld zu durch-

wandern. Seltsame Gruppen von ineinander geſchobenen Lavageſtalten ſtarrten, wie finſtere Geſpenſter der Mitternacht, von allen Seiten uns an; und ſo gelangten wir zum Fuße des Aſchenkegels.

Hier verließen wir unſre Eſel, und die Geſellſchaft, theils zu Fuß, theils auf Tragſeſſeln, klimmte und kroch den Aſchenberg hinauf. Trotz der unendlichen Beſchwerlichkeit des Steigens verſtummten Scherz und Fröhlichkeit nie ganz, ſie wurden auch hier nur durch das dumpfe Donnern und das ſchreiende Sauſen des Berges in lauſchende Stille verwandelt. Drei Viertelſtunden brauchten wir, um uns durch den Aſchenſand, wo jeder Schritt tief einſank, und oft wieder zurückgleitete, zum Gipfel hinaufzuarbeiten. Endlich erreichten wir mühſelig den Rand des Kraters. Welch ein Anblick! Welches Erſtaunen voll Grauen und Entzücken beſtürmte die Fantaſie! Niemand fühlte den ermüdeten Körper; aber ein widriger Wind wehte uns ungeheure Wolken von Schwefeldampf entgegen, durch welche die rothe Gluth ohne beſtimmte Form hervor ſchimmerte. Der erſtickende Dampf trieb uns auf die entgegengeſetzte Seite des Berges hin; hier beſtiegen wir den Kraterrand, und ſahen in den Feuerſchlund hinab, an deſſen öſtlicher Seite die Gluth hervordrang. Ueber dieſen Schlund hat ſich eine rauhe Lavadecke gelegt, auf welcher Hügel an Hügel emporſtarrt; und kleine bläuliche Flammen zuckten dazwiſchen aus dem Boden hervor. Mitten unter dieſen ſchwarzen Gruppen erhebt ſich hochhervorragend ein Doppelhügel von Lava und Aſche; aus dieſem ſchoſſen, mit Donnergepraſſel und heulendem Geſauſe, wechſelnd zwei Feuerſäulen auf. Die

eine war von der andern sehr verschieden: diese warf glühende Steine und Blitze umher; jene stieg, mit schneidendem Geschrei, wie eine gelblich klare Flamme empor, und diese gewährte den herrlichsten Anblick. Von ihrer Höhe herab warf sie tausend und tausend kleine Sternchen hernieder, die in der Asche noch fortglimmten. Oben neigten sich die Strahlen nach allen Seiten, die ganze Form schien eine gewaltige Feuerpalme zu seyn; und fortwährend krachte, raserte, donnerte die Tiefe. Unsre Sitze bebten, und wie Kinder bei einem schauerlichen Abendmährchen horchten alle furchtsam auf die gewaltigen Worte, welche hier die Natur aussprach.

Jetzt hatte sich der Wind zu unserm Vortheil gewendet; wir durften uns nun der Stelle nähern, wo, zwar in beträchtlicher Ferne, der Feuerstrom vorüber zog. Wie ein neues Wunder überraschte uns dieses Schauspiel; hier hatte sich die Hölle einen Ausgang geöfnet, von hier aus sandte sie ihre flammenden Heerschaaren in die Tiefe hinab. Es ist die westliche Seite des Berges, wo der Feuerstrom hervorgebrochen ist: ein hohes Portal von erkalteter Lava hatte sich am Ausbruche gebildet; da stürzte die Gluthmasse aus der Flammengrotte gewaltsam hervor. Die weite Gegend umher war magisch beleuchtet. Wie flammende Höllengeister standen einige der Verwegensten von der Gesellschaft auf einzelnen Felsenspitzen, in rothem wunderbaren Schein. Licht und Dunkel, Flammen und Nacht, kämpften mit einander; aber tiefer unten, hinter dem finstern Lavafelde, zog der rothe Gluthstrom seinen Weg, und drehte sich in Schlangenwindungen um die fernen Höhen, wo er

ſich vor unſern trunkenen Blicken verbarg. Gräßlich leuchteten ſeine Flammen die wilden Maſſen des dieſſeitigen, ſchon erſtarrten, aber an einigen Punkten noch fortglühenden, Lavafeldes an, welches einer untergegangenen Welt gleicht, deren Ueberreſte aus dem ſchwarzen Grabe hervorragen. Wer vermogte ſich loszureißen von der Gewalt des Eindrucks, womit ſolche Gegenſätze von Herrlichkeit und Wüſte, von Schrecken und Entzücken das Gemüth überwältigen! Ein Vergeſſen ſeiner ſelbſt ergreift den Zuſchauer vor den Auftritten, wo die Natur gleichſam in ihrer höchſten, thätigſten Begeiſterung erſcheint. Doch erinnerte uns der finſtere Nachthimmel und die Kränklichkeit Ihrer theuren Frau Schweſter an die Rückkehr; denn obgleich die glühende Lava über 1000 Schritte von uns entfernt dahinfloß, ſo empfand ſie doch die von dort her wehende Hitze ſo ſehr, daß ſie ihre Stelle verlaſſen mußte. Wir traten unſern Rückweg an. Die wehenden Fackeln ſchimmerten furchtſam durch die ſchwarze Finſterniß der Nacht; am hohen Somma zog der Mond vorüber, und verſilberte das rothe Gewölk, dieſe feurigen Athemzüge des empörten Vulkans.

Dritter Brief.

Neapel, den 18. Oktober 1805.

Sechs Wochen hatte bereits der Veſuv ſein großes Schauſpiel ununterbrochen fortgeſetzt; endlich verſtummte ſein Donner, und ſeine Flammen erloſchen. Nach einer Stille von 17 Tagen kündeten, mehr und minder fühlbare, Erdſtöße einen neuen Ausbruch an. Einer war ſelbſt in unſrer Wohnung merkbar:

es

es rasselten um die Mitternachtstunde Thüren und Fenster; doch that dieser Stoß, außer einigen niedergestürzten Mühlen um Neapel, keinen bedeutenden Schaden. Den 15. Oktober, Abends gegen 9 Uhr, vernahmen die Einwohner von Portici ein erschütterndes Krachen und Brüllen im Innern des Berges; und bald nachher fuhren Flammen aus dem Krater, welche zuweilen außerordentlich hohe Feuersäulen bildeten, von deren Spitze Funken wie ein Sternregen umhersprühten. Endlich schienen die Ufer des Kraters zu glühen, und von Zeit zu Zeit vernahmen wir, obgleich die Entfernung eine deutsche Meile beträgt, das dumpfe Donnergerolle, welches die Einwohner von Portici und Resina heftiger schreckte. Das obere Gluthgewühl dauerte eine halbe Stunde fort; endlich kochte der Flammenrand über, und ergoß sich Anfangs auf der östlichen Seite, bald aber durchbrach er auch das westliche Ufer: und nun rieselten große und kleine Feuerbäche von der schwarzen Aschenhöhe herab, gleich flatternden Goldbändern, welche wie ein Schmuck der Nachtgöttin in das tiefe Dunkel niederhingen. Die Nacht war stürmisch und heulte durch die Höhlen des Meergestades; das Meer brauſ'te und tobte gegen das Ufer; der Wind fuhr in das Gluthgewölk des Kraters, und Verwandlungen der Wolkengebilde folgten schnell auf einander. Bald war der ganze Berg in schwarzrothem Schleier verhüllt, bald stand er wieder triumphirend in seiner ganzen Glorie da. Ein ewiger Wechsel! Die mehresten Ströme zogen in den Ufern fort, welche die vorige Lava ihnen bereitet hatte. Einer aber nahm seine Richtung ganz westlich nach Portici zu, so daß die Einwohner daselbst sich schon zur

Flucht anſchickten; allein er hatte noch nicht den Fuß der Aſchenhöhe erreicht, als er ſtille ſtand, die Nacht hindurch leiſe fortglühte, und dann erloſch.

Den Tag nach dem Ausbruche fuhren wir nach Torre del Greco, dem ſchon oft von den Feuerſtrömen des Veſuvs heimgeſuchten Städtchen, welches dicht am Fuße des Berges liegt. Welch eine fürchterlich erhabne Scene fanden wir hier! Alle die großen Geſtaltungen, mit welchen der erſte Ausbruch geſchreckt und bezaubert hatte, wichen zurück. Ich müßte Flammenworte haben, wenn ich Ihnen ſchildern wollte was ſich begab. Nicht einen ſchwachen Schattenriß vermag ich davon zu geben. — In der Stadt Torre del Greco, und näher am Fuß des Berges, ein Gewühl von Zuſchauern, welche die große Erſcheinung anſtaunten. Auf einer etwas hohlen Terraſſe des Berges hinter Weingärten und Landhäuſern, unter denen ſich die Königliche Favorite befindet, hatte ſich ein Lavaſtrom gelagert, und bildete einen feurigen See, von welchem ein röthlicher Dampf aufſtieg, der die Gegend umher mit Schwefelgeruch anfüllte. Der Berg ſchien der ſchwarze Kern einer einzigen ungeheuren Flamme zu ſeyn; dunkelroth angeglühte Dampfmaſſen hatten ſich auf dem Gipfel gelagert, in verwirrtem Gemiſch, als ob ein ganzer, von gräßlichen Blitzen zerriſſener, Wolkenhimmel auf ihn herabgeſtürzt wäre; und tief in dem finſtern Dampfe war alles Bewegung: es wirbelte und wühlte, wie Kampfgerümmel und wild durch einander tobende Wuth. Das Reich der Hölle ſchien durchbrochen, und der Berg eine ungeheure aufſteigende Brücke zu ſeyn, von Giganten erbaut, den Himmel zu ſtürmen. Tiefe

dunkle Mitternacht umher, wie ein ſchwarzes Meer, worin der Berg gleich einer Feuerinſel emporſtand. Immer undurchſichtiger und finſterer ward das Dampfgewölk, welches Himmel und Erde vermiſchte, und hoch herab aus der Nacht hingen Feuerbäche und Feuerſtröme. Der vollſtändigſte dieſer Ströme endete in dem Feuerſee auf der untern Terraſſe, und ſchien ein glühendes, unermeßliches Ungeheuer zu ſeyn, welches ſich aus dem Gluthſee empor richtete, und ſeinen flammenhauchenden Kopf in den ſchwarzen Wolken des Nachthimmels verbarg. Die in rothem Wiederſchein auf- und abgehenden Zuſchauer glichen ſeltſamen, in Flammenduft gekleideten, Schattengeſtalten. Das Ganze war mehr, als erhaben romantiſch: es war eine Zauberwelt voll Wunder, die das Gemüth überwältigten und fortriſſen in das Gebiet der Fantaſieen und Träume. —

Vierter Brief.

Rom, den 28. November 1805.

Nachdem wir die bunten und ſeltſam kontraſtirenden Scenen in Neapel bis zur Ueberſättigung genoſſen hatten, verließen wir das reizende Kampanien, wo nichts ſchöner als die Natur, und nichts abſchreckender iſt als die Menſchen. Der ganze Weg bis nach Rom iſt mit Paradieſen bekränzt, und man würde im Entzücken darüber vergeſſen, daß man noch auf Erden wandelt, wenn nicht elende Hütten voll Schmutz, und Menſchen mit Lumpen bedeckt, die ſüßen Himmelsträume zerſtörten. Italien kontraſtirt mit unſerm Vaterlande in aller Rückſicht und unter allen

Beziehungen. Daß das Aeußre bis auf den innern Charakter durchfleckt, iſt ganz natürlich. Schöne, oft koſtbare Straßen ziehn durch ganz Italien hin, aber Bettlergeſindel wimmelt auf ihnen! — Ich kann es nicht beſchreiben, wie froh ich war, als unſre Wagen zwiſchen den letzten Häuſern Neapels fortrollten. Links warf ich noch einen Blick auf das große Armenhaus, welches an ſeiner Stirn die ſtolzen Worte trägt: „Aufenthaltsort für die Armen des ganzen Reichs.“ Das Haus iſt ungeheuer groß, und die Inſchrift eine ungeheure Lüge; es iſt nicht ganz unbewohnt, aber Arme nimmt es nicht auf. Die Inſchrift ſollte weggenommen und an die Thore von Neapel geheftet werden.

Wir hatten Neapel hinter uns, und in jeder Seele ging ein heiteres Leben auf. Links und rechts, wo wir vorüberrollten, freundlich umgrünte Hügel und lockende Thäler. Schon hatte der November ſeine Herbſtmalereien an den Hügeln aufgehänget, und gleich prächtig geſtickten Teppichen in den Thälern ausgebreitet. Auf den Anhöhen umher ſchimmerten, wie hellere Lichtpunkte, die fröhlich bekränzten Landhäuſer und Villen. Wenn man die Menſchen vergeſſen könnte, ſo ſollte man glauben, daß irgendwo in dieſen himmliſchen Thälern die Glückſeligen wohnen müſſe, und daß ihre Gegenwart den Horizont zu einer nie getrübten Heiterkeit begeiſtere. Eine ununterbrochne Fortſetzung dieſer Lieblichkeit begleitete uns bis zum Fluſſe Garigliano, dem Fluſſe, an deſſen Ufern die Heldentheben alter und neuer Zeiten ihre blutigen Raſereien wiederholt hat. Die Gegend iſt flach, und zieht ſich links nach dem Meere hinab;

rechts aber wird sie von den hohen kahlen Apenninen bekränzt. Die Umgebungen haben etwas schauerlich Melancholisches; an beiden Seiten des Weges bezeichnen ummooſete Trümmer die Stelle alter Grabmaale, welche, wie unſre Freundin ſagt, ihren Todten nachgeſtorben ſind. Von der alten Stadt Minturnä ſtehen hier noch Reſte eines Amphitheaters; und eine lange unterbrochene Reihe Bogen von einer Waſſerleitung erſtrecket ſich durch die Ebene hin. Der Weg wand ſich abwärts, — welch ein himmliſches Thal grünte und ſäuſelte am Abhange! Wir ſanken leiſe hinab, und es war als müßten die grünen Wellen von Weinranken und Kaſtanienwildniß über uns zuſammenſchlagen; aus dieſer grünen Fülle ängelten, wie kindliche Scherze, die Goldfrüchte der Heſperidengärten.

Zwiſchen ſo viel Lieblichkeit und Naturreichthum langten wir endlich, nach einer Reiſe von drei Tagen, in der Hafenſtadt Gaeta an. Hier erwarteten uns der treffliche Prinz von Heſſen-Philippsthal und der biedre Oberſte von Zweyer; die Gaſtfreundſchaft und die Herzlichkeit dieſer beiden Männer bereiteten uns ein paar glückliche Tage. In dieſer Gegend ſcheint die Natur ein begeiſtertes Feſt gehalten zu haben: alles Große, alles Liebliche und Schöne, hat ſich hier zuſammengehäuft. Heimliche Thäler, grünende Hügel, an welchen idylliſche Träume aus einer Schäferwelt zur Wirklichkeit geworden zu ſeyn ſcheinen, kühne nackte Felſenſpitzen, ſanfte Abhänge mit der Herrlichkeit und dem Reichthum einer ſüdlichen Flora bekleidet, ein würdiger Thron für die Blumenkönigin, welcher das unendliche Meer ſeinen klaren Spiegel

vorhält: und dieſe ganze Fülle von Sanftheit und Kraft, von Erhabenheit und lieblicher Milde, vereinigt ſich zu einer ſolchen Harmonie, welche die Fantaſie mit ſchönen Bildern und das Gemüth mit heiligen Empfindungen bereichert. — In der Gegend von Gaeta und dem Molo di Gaeta ſtand die alte Stadt Formiä; da verſchwelgten einſt die alten Welträuber in prächtigen Villen die Schätze, die ſie den Völkern geraubt hatten. Auch Cicero hatte dort einen Sommerſitz: hier begeiſterte ihn die Natur zu philoſophiſchen Arbeiten, indem ſie ihn die politiſchen vergeſſen ließ; dort trafen ihn die von Antonius abgeſchickten Mörder in einem Lufthaine, durch den er flüchtete, um das Meer zu erreichen. Lorbeer- Orangen- und Zitronenzweige beſchatten die heiligen Stellen, wo der Weiſe in Gedanken vertieft umherwandelte; vor den Eingängen ſeiner Badehallen weben Epheu und wilde Roſenzweige ewig grünende Verhänge. Ich trat in eine dieſer Hallen, und der Geiſt der alten Vergangenheit wehte mich kalt an; Zufall und Einöde walten hier, und die von der Wölbung niederfallenden Waſſertropfen geben der ſtummen Wildniß ein ſchauerliches Getön. Aus einzelnen Ruinen laſſen ſich mehr oder weniger die ehemalige Geſtaltung und Beſtimmung errathen. Die ganze Gegend gleicht einer zerriſſenen Geſchichte der alten Zeit: einige Blätter ſind lesbar, andre völlig verwiſcht.

Den zweiten Tag nach unſerer Ankunft, machten wir einen Spaziergang um die Stadt auf der Bruſtwehr der Feſtung, und genoſſen einer unendlich reichen Ausſicht auf das Meer und das Bergland. Die Feſtung Gaeta tritt mit ihrem Felſenfuß kühn in das

Meer hinein; wir wandelten unter drohenden Kanonen, die widerwärtig gegen die süßen Träume abstachen, welche die Gegend dem ruhigen Gemüthe einflößt. Der Prinz erzählte mir bei dem Anblick dieser Rüstungen, daß man sich in Neapel, nach dem unglücklichen Erfolg der Oestreichschen Waffen, auf einen Angriff des arglistigen Usurpators von Frankreich gefaßt halte. Gaeta sey zwar mit Geschütz hinreichend versehen, nur fehle es an einer vollständigen und zuverlässigen Besatzung. Zu diesem Behuf hatte die Regierung einige tausend Galeerensklaven in die Festung treiben lassen, die bis jetzt aber noch unbekleidet und unbewaffnet waren. Dies Gesindel schickte sogleich bei seiner Ankunft eine Deputation an den Prinzen, um ihm zu erklären: daß in ihrer Mitte einige siebzig Räuber sich befänden, mit denen zu dienen, ihre Ehre nicht gestatte. Der Prinz stellte ihnen vor, daß sie es mit einander nicht so genau nehmen und sich gegenseitig ertragen möchten, indem keiner von ihnen ohne Vorwürfe sey; worauf sie mit Heftigkeit erwiederten: daß sie, sammt denen von welchen sie abgesendet worden, ehrliche Männer und nur mit dem Unglück irgend einer Mordthat behaftet, jene aber Räuber seyen, mit denen sie nicht dienen könnten. Der Prinz fürchtete von diesen rechtschaffenen Bösewichtern mancherlei Unannehmlichkeiten.

Während dieser Unterhaltung gelangten wir zu einer Naturmerkwürdigkeit am Ufer des Meeres. Dort hat die Wuth der Wellen, die sich zwischen den Inseln Ischia und Procida drängen, tiefe Höhlen in das Felsengestade gewühlt; die größte unter ihnen ist auf der Landseite eingestürzt, so daß nur der Uferrand zu-

sammenhangend geblieben: und so bildet dieser breite Rand einen ungeheuren Bogen, den man den Tempel Neptuns nennen könnte, wo die brausenden Wellen ihrem Wasserfürsten ewige Hymnen rauschen. Endlich nahten wir uns dem Eingange zu einer Kapelle, die wahrscheinlich in ihrer Art die einzige auf dem Erdboden ist: es ist die sogenannte Spaccata, sie liegt, wie ein Geheimniß der Gottheit, so versteckt, daß man in der obern Vorhalle ihr Daseyn nicht ahnet. Von der Vorhalle aus führt eine schmale Treppe zu ihrem Heiligthum hinab, welches in einem ungeheuren Felsenspalt ruht. Die große Steinmasse ist durch ein Erdbeben, wovon kein menschliches Gedächtniß mehr weiß, vom Gipfel an bis zum Fuße in der tiefen Meeresfluth zerrissen. Ein Felsenstück ist von dem einen Gipfel des zerrissenen Berges in den Spalt hinabgestürzt, und ungefähr in der mittleren Region hangen geblieben; auf diesem schwebenden Felsengrunde nun bauete die Andacht jene Kapelle. Die glücklich angekommenen Schiffer feiern in derselben ihren Gottesdienst; die Priesterschaft, welche so gern über die schönen Wunder der Natur hinwegblickt, und schlechte Erfindungen ihnen unterschiebt, hat sich auch hier nicht verläugnet. An der rechten Seite der Felsenwand, wo die Treppe zur Kapelle hinuntersteigt, ist das Eingreifen einer kolossalen Menschenhand sehr undeutlich eingedrückt. Der uns begleitende Mönch erzählte: ein Muselman habe das Wunder der göttlichen Macht, welche, wenn ich nicht irre, am Todestage des Heilandes den Felsen zerrissen, bezweifelt, und die spöttischen Worte ausgestoßen: ist denn der Fels von Butter? aber indem er mit der Hand an die

Wand geschlagen, habe sich die Form einer zugreifenden Hand eingedrückt. Wir ließen uns durch diese Albernheit nicht irren, und folgten den Eindrücken der großen Natur. Nichts ist überraschender und hinreißender, als der Anblick aus dem Fenster der Kapelle: auf beiden Seiten einige hundert Fuß hoch erheben sich, tief in das Meer hinein, die Wände des ungeheuren Felsenspaltes; unten donnern und brausen die ungeduldigen wilden Wellen, die den Spalt tiefer zu graben scheinen, und nicht selten herauf in die Fenster der Kapelle stürmen. Vor der Schluft das spiegelnde Meer, glänzend wie der leuchtende Mittag; die Inseln darauf, wie Sonnenflecken. Wenn unten die erzürnten Wellen gegen die Felsen toben, so grünen oben still und friedlich die Gipfel! Sanfte Oliven strecken von den beiden Wänden des Risses ihre Zweige wie Friedensgrüße einander entgegen, als wollten sie, was der Tumult einer wilden Zeit entzweite, mit leisem Ueberredungsgeflüster versöhnend wieder vereinigen; und, was so schön den Frieden kleidet, Palmenkränze hat die Natur dazwischen geworfen. Da wo kein menschlicher Fuß hintreten kann, tragen zwei liebliche Palmen, einander gegenüber, ihre Kronen empor, und nicken auf die unten lärmende Fluth hinab, sicher, daß der Gegenstreit der Wogen ihren Frieden nicht zu erreichen vermag. Die kleinen Anpflanzer dieser hangenden grünen Wildniß, die Vögel, singen ruhig in den Olivenzweigen ihre Lieder. Mit stummen Entzücken verließen wir das majestätische Schauspiel, und folgten den reizenden Gängen, welche sich an den Bergen umher winden, durch die unendliche Bildergallerie der Natur. Ihre Meister-

stücke voll Lieblichkeit und Kraft hat sie hier aufgestellt.

Den folgenden Tag bestiegen wir einen andern Berg. Der Prinz, der überhaupt eine unschätzbare Wohlthat des Ortes ist, hat auf seine Kosten einen sehr bequemen Weg hinauf bahnen lassen. Die Anhöhe steigt mit Weinrankentertassen empor; oben auf der Spitze des Berges steht noch ein antikes wohlerhaltenes Grabmaal. Der Berg scheint die ungeheure Basis der einsamen Urne zu seyn, die der melancholische Epheu umschleicht. Alle unsre gestrigen Ansichten hatten den Standpunkt verändert; es waren Wiederholungen: aber wie anders, wie fremd erschienen sie uns hier! Unser Rückweg durch die Stadt wurde durch keinen Anblick des Elendes verbittert: da heult kein Bettler die Vorübergehenden an; und durchaus herrscht in Gaeta eine solche polizeiliche Ordnung, daß man sichs abläugnen könnte im Neapolitanischen zu seyn. Befriedigt an Herz und Geist, zogen wir nach drei genußreichen Tagen weiter.

Wir kamen durch Itri. Wie ein Auswurf der menschlichen Natur, erscheinen dem Fremden die Einwohner dieser Stadt; in jedem Gesichte erblickt man den Ausdruck der tiefsten Verwilderung: die Rüstigen rauben, die übrigen betteln. Es giebt keinen empörendern Abstich, als den in welchem der Mensch hier der Natur gegenübersteht! So weit kann es endlich eine schlechte Regierung bringen. Wer vermochte bei dem Anblick solcher Menschen Unbefangenheit genug zu retten, für die holden Eindrücke, womit die milde herrliche Natur dem Wandrer zuspricht. — In der Nähe von Fondi wehten uns aus den Hesperiden-

gärten der Orangen- und Zitronenpflanzungen die kräftigsten Würzgerüche entgegen. Aber trotz der paradiesischen Pflanzenwelt ist die Luft um Fondi ungesund, die Sümpfe hauchen Fieberluft aus; doch würde eine thätigere Regierung wohl Mittel finden, die geeignet wären diesem Uebel abzuhelfen. — Nach einer Reise von sechs Tagen erreichten wir das Römische Gebiet. Wir zogen noch durch manche Bogen alter zerrißner Wasserleitungen, die auf beiden Seiten des Weges sich hin erstrecken, und an mehrern Punkten die Straße durchschneiden; dazwischen die alten Grabmaale. Eine melancholische Ruhe umfängt den Wanderer, der von Neapel kommend sich Rom nähert: er fühlt sich aus brausenden Wetterstürmen in eine sanft athmende Windstille hinübergerettet; und die einsame Natur, die zwischen Ruinen und Gräbern hier wohnet, spricht zu ihm tief bedeutende Worte. Gedankenvoll blickt er umher: ein großes fluchbeladenes Leben ist hier untergegangen; unter den Trümmern ihrer Herrlichkeit schlafen endlich ihren friedlichen Schlaf jene alten Heroen, die nimmer den Frieden hatten, den sie der ganzen Welt raubten. Während solcher Gespräche, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verglichen, nahten wir uns der Hauptruine der alten römischen Welt, der Stadt selbst; wir erblickten die hochprangende Peterskuppel, fuhren nun bald durch das stille Thor über die einsamen Plätze. Die Kriegsgerüchte, die uns überall verfolgten, schienen an dem geweihten Sitze des wahrhaft heiligen Kirchenfürsten schweigend vorüber zu ziehen. Wohl sollte es so seyn, wenn etwas heilig wäre den Horden, die Frankreich auswirft. —

II.

Zweifel über Rafael's sogenannten Triumph der Galathee, in dem kleinen Farneſiſchen Pallaſt zu Rom *).

Vom Marcheſe Haus.

Wahrſcheinlich iſt Vaſari in der Lebensbeſchreibung Rafael's **) der erſte, der uns die ſchriftliche Nachricht hinterließ, daß dieſer große Meiſter in der zweiten Loge oder vielmehr dem zweiten Portikus der ehmaligen Behauſung des Agoſtino Chigi, alla Lungara, die jetzt unter dem Namen Farneſina dem König von Neapel gehört, einen Triumph der Galathee gemalt habe. Daß aber Vaſari in der Bezeichnung und Benennung der Gemälde fehlen konnte, dies bezeugen unzählige Stellen ſeines Werks, und viele in der genannten Lebensbeſchreibung ſelbſt, vornehmlich wo er von den mancherlei Freskogemälden der Vatikaniſchen Säle Nachricht giebt. Rafael hat inzwiſchen gewiß eine Galathee gemalt oder gezeichnet, und Entwürfe zu dieſer Arbeit gemacht; davon haben wir ei-

*) Ueber dies berühmte Gemälde, und die zweifelhafte Deutung deſſelben, ſ. man Th. II, S. 383. — Von dem kenntnißreichen Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes iſt mehrmal in dieſem IIIten Theil, vergl. den Vorbericht, die Rede. B.

**) Vite de' Pittori, Scultori ed Architetti. Edizione di Firenze 1781. Vol. II, p. 182.

nen authentiſchen Beweis im erſten Band der Lettere pittoriche die Bottari geſammelt hat, wo Rafael in einem Briefe ohne Datum ſeinem Freund, dem Grafen Caſtiglione, für das günſtige Urtheil dankt, das er über ſeine Galathee gefällt hatte, oder (wenn wir ihn anders zu verſtehen haben) Antwort auf den Rath ertheilt, den jener ihm wegen einer ſolchen Arbeit gab, wie er zu thun gewohnt war *). Rafael war damal in Rom, und ſein Freund abweſend: war es alſo ein Gemälde das dieſem gefallen hatte, ſo befand es ſich außer Rom; und war es eine Zeichnung, die er ihm zur Einſicht zugeſchickt hatte, oder war es überhaupt ein Rath den ihm Caſtiglione gab, wie ein ſolches Gemälde vera ſtaltet werden müßte: ſo beweiſt dieſer Brief weiter nichts, als daß damal Rafael mit dem Gedanken einer Galathee ſich beſchäftigte, die er mehr nach ſeinem eigenen Ideal als nach der Natur ſchön zu malen ſuchte. In dieſer Rückſicht verdiente allerdings das Mauergemälde in der Farneſina, deſſen Hauptfigur mehr idealiſche Schönheit als die meiſten andern Weiberfiguren dieſes Meiſters beſitzt, wohl für jenes Werk angeſehen zu werden; allein es ſcheint manchen Zweifeln unterworfen, ob dies

*) p. 83. Della Galatea mi terrei gran maestro, se vi fossero la metà delle tante cose che V. S. mi scrive: ma nelle sue parole riconosco l'amore che mi porta, e le dico, che per dipingere una bella mi bisogneria vedere più belle, con questa condizione che V. S. si trovasse meco per far scelta del meglio; ma essendo carestia di buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea che mi viene alla mente: se questa ha in se alcuna eccellenza, non lo so, ben m'affatico di averla.

wirklich der Fall ist, und ob die von Vasari angegebene, von andern nur blindlings nachgesprochene, Deutung dieses Bildes mit der Absicht seines Urhebers übereinstimmt.

Denn wie konnte nur immer dem aufgeklärten Genie Rafaels, das noch durch Urtheile gelehrter und einsichtiger Männer, wie Bembo und Castiglione waren, sich leiten ließ, beifallen, einen Triumph der Galathee zu malen, in dem sie wie eine Göttin einherzog, auf dem Meer durch ein Heer von Tritonen und Najaden, und in der Luft von Liebesgöttern überall begleitet? Galathee war doch weiter nichts als ein schönes Wassernymphchen, des Nereus und der Doris Tochter, unter ihren vielen andern Schwestern ausgezeichnet durch die blendend weiße Farbe ihrer Haut, die ihr den plumpen Polyphem zum Anbeter verschafte, worüber sie eine ihrer Gespielinnen bei Lucian *) bespöttelt; und obschon sie ihn dort so nebenher in Schutz nimmt, so bringt sie doch übrigens den ungeschlachten Cyklopen durch ihre Gleichgültigkeit bei Theokrit **) dergestalt zur Verzweiflung, daß er ihren begünstigten Liebhaber Acis bei Ovid ***) seine ganze Wuth fühlen läßt, und den armen Wicht unter einem vom Berge abgerissenen ungeheuern Felssteine begräbt. Nun läßt keiner der genannten Schriftsteller, selbst Ovid nicht, der doch so gerne verschönert und übertreibt, die Galathee im Triumph auf dem Meere, in einem Muschelwagen gezogen, und von dem obenge-

*) Dial. marin. I.

**) Idyll. XI.

***) Metam. XIV.

nannten Chor begleitet, auftreten, wie sie hier Rafael nach der allgemeinen Meinung vorgestellt haben soll. Und würde dieser Künstler wohl verfehlt haben, wenn dies seine Absicht war, am Gestade den Polyphem mit seiner Hirtenflöte, oder wenigstens den Acis erscheinen zu lassen, um sein Gemälde dadurch verständlich zu machen? ein Gemälde, welches jedermann, ohne jene vorgefaßte Meinung, so wie es ausgeführt ist, für nichts anders erkennen würde, als für Anadyomene, die der römische Apelles in dem nehmlichen Geschmack zu malen dachte, wie sie sein griechischer Vorgänger im Tempel des Aeskulap zu Kos aufgestellt hatte, und die nachher August zu Rom in den Tempel der Venus Genitrix weihete *).

Wenn wir diese wider das allgemeine Urtheil gewagte Vermuthung, die an sich selber so natürlich ist, nun weiter verfolgen, und dies Gemälde mit der schönen Fabel der Psyche, die an der Decke des anstoßenden Portikus Rafael so glücklich ausgeführt hat, oder wenigstens nach seinen Zeichnungen durch seine Schüler ausführen ließ, in Verbindung setzen, so sollte sie wohl immer mehr Wahrscheinlichkeit erhalten.

Ganz gewiß legte Rafael bey diesen Gemälden die schöne Dichtung des Apulejus zum Grund, welche dieser seinem Goldnen Esel (den wir übrigens gerade so, nur ohne diese herrliche Zugabe, im Lucian finden, die folglich Apulejus anderswoher einem griechischen Mährchendichter abgeborgt haben muß) eingewebt hat. Genau wie der genannte unterhaltende, aber zu blühende und inkorrekte, Schriftsteller uns die Sache erzählt, sehen wir hier in den verschiedenen

*) Plin. Hist. Nat. XXXV, 36. 15.

Nebenabtheilungen der Decke oder des Gesimses welches die Pfeiler unterstützen: erstlich den Auftrag den Venus ihrem Sohn ertheilt, an der frevelhaften Psyche, wegen deren Schönheit und zahlreicher Anbeter sie ihren Dienst auf Erden verlassen und ihre Altäre verödet sieht, sie zu rächen; dann 2) die mit wenig Theilnehmung erwiederte Klage eben dieser beleidigten Göttin bei Juno und Ceres, über das empörende Betragen Amors, der ohne ihren Auftrag zu achten, sich selbst in jene Sterbliche verliebt hatte; weiter 3) wie Venus in ihrem von Tauben gezogenen Wagen zum Olymp fährt, um 4) den Göttergott durch Liebkosungen dahin zu bringen, ihre Rache auf sich zu nehmen, und wie demzufolge 5) Merkur als Herold auf die Erde geschickt wird, eine weit schmeichelhaftere und süßere Belohnung, als selbst Paris für seinen so vielbedeutenden Richterspruch erhielt *), denjenigen zuzusichern der die mit Amorn verborgene Psyche ausfündig machen oder sie auf der Flucht erhaschen würde. Dann wieder andrerseits 6) wie Jupiter sich durch griechische Liebkosungen einer andern Art von Amor gewinnen läßt; wie letzterer 7) den Grazien sein liebes Mädchen zeigt, wovon gleichwohl ganz allein beim Apulejus keine Meldung geschieht; wie sofort 8) eben die Psyche, als eine der ihr aufgelegten Büßungen, das der Proserpina abgeforderte Gefäß, von zwei Liebesgöttern begleitet, bringt; und 9) es der erstaunten, dies nicht erwartenden, Venus darreicht; und wie sie endlich

*) Nehmlich Küsse der Venus selbst, und welche Küsse! Septem savia suavia, et unum blandientis appulsu linguae longe mellitissimum. Apul.

endlich 10), nach hergeſtellter Eintracht, von dem Götterboten in den Olymp getragen wird.

Wenn ich dieſe zehn kleineren Gemälde deswegen hier mit wenig Worten angeführt habe, weil ich ſie bei Bellori, ſowohl in der Erklärung der Rafaeliſchen Gemälde *), als in ſeinen kurzen Inſchriften zu den vortreflichen Kupferſtichen von Dorigny, nicht immer richtig angezeigt fand; ſo möchte ich mich bei den beiden Hauptgemälden eben dieſer Decke, wovon eines die Götterverſammlung, worin Venus als Klägerin auftritt, und das andre die Feier der Verſöhnung und das Vermählungsfeſt Amors und Pſychens vorſtellt, etwas länger aufhalten: um zu beweiſen, wie ſehr der Dichter dem Maler vorgearbeitet hat, um ein paar ſeiner herrlichſten Compoſitionen zu Stande zu bringen.

In dem erſten alſo erblickt man den Götterrath, bei dem es faſt das Anſehn hat, als wenn, wie im Jupiter Tragoedus, neben den griechiſchen Gottheiten auch ein paar barbariſche Götterungeheuer erſchienen. Amor, der den Präſidenten ſchon gewonnen hat, tritt mit Zuverſicht näher als ſeine Mutter, welche hier von der Göttin der Ueberredung, die ſie ſonſt immer begleitet **), verlaſſen ſcheint. Jupiter nickt dem Angeklagten, durch das ernſte Senken ſeiner Augen-

*) Descrizzione delle immagini dipinte da Rafaele d'Urbino nel Palazzo Vaticano e nella Farnesina alla Lungara. Roma 1751.

**) Denn kaum dem Meere entſtiegen, ſtellt ſie Phidias auf dem Fußgeſtell des Olympiſchen Jupiters vor, von der ihr zur Seite ſtehenden Suada gekrönt. Pausan. El. pr. L. V, c. 11.

wimpern und das Wallen seiner von Wohlgerüchen duftenden Haare, Beifall zu, und Merkur ist auf seinen Wink bereit, die Braut, durch den Götterrank der Unsterblichkeit geweiht, in die Versammlung einzuführen *).

In dem andern Gemälde, welches eine Folge von diesem ist, sitzt Amor, mit aller Innigkeit einer lange getrennten und nun so glücklich wieder angeknüpften Vereinigung, mit seiner lieben Psyche an dem obersten Ende der Tafel; darauf folgt Jupiter mit seiner Ehe-

*) Die Beschreibung des Apulejus ist äußerst launig und der Ironie eines Lucian würdig: Sic fatus (Jupiter) jubet Mercurium Deos omnes ad concionem protinus convocare, ac siquis coetui coelestium defuisset, in poenam decem millium nummum conventum ixi pronuntiare. Quo metu statim completo coelesti theatro, pro sede sublimi sedens procerus Jupiter sic enuntiat: Dei conscripti Musarum albo, adulescentem istum, quod manibus meis alumnatus sit, profecto scitis omnes, cujus primae juventutis caloratos impetus fraeno quodam coercendos existimavi. Sat est quotidianis eum fabulis ob adulteria, cunctasque corruptelas infamatum. Tollenda est omnis occasio, et luxuria puerilis nuptialibus pedicis alliganda. Puellam elegit, virginitate privavit; teneat, possideat, amplexus Psychen semper suis amoribus perfruatur! — Et ad Venerem collata facie: Ne tu, inquit, Filia, quidquam contristare, nec prosapiae tantae tuae staminique de matrimonio mortali metuas. Jam faxo nuptias non impares, sed legitimas et jure civili congruas. Et illico per Mercurium arripi Psychen et in coelum perduci jubet. Porrecto ambrosiae poculo: Sume, inquit, Psyche, et immortalis esto, nec unquam digrediatur a tuo nexu Cupido, sed istae vobis erunt perpetuae nuptiae.

hälfte, und noch andere Götter und Göttinnen vertraulich, bis auf Herkules und Hebe. Indem die Grazien ihre Wohlgerüche über die Häupter der Neuvermählten ergießen, und die Horen den Tisch mit Blumen bestreuen, Vulkan für die Speisen besorgt ist (wenn anders die Ambrosia gekocht gegessen wurde), Ganymed seinem Gebieter den Nektar reicht, der Gott des Weins das Getränke für die andern Götter bereitet; tanzt die gedemüthigte Göttin der Liebe, zum Beweis daß sie allen Neid und alle Zwietracht entweder vergessen oder unterdrückt hat, währendem Göttermahle, nach Art griechischer Freudenmädchen, die durch ein harmonisches Mimenspiel die reichen griechischen, dann nach deren Beispiel die römischen Wollüstlinge beim Schluß der Tafel zu ergötzen pflegten. Apollo spielt die Leier dazu, und die Musen singen das Brautlied, von Pan auf der Syrinx begleitet *).

In beiden, vorzüglich aber dem zweiten schönen Gemälde, befindet sich nicht ein einziger Zug, der nicht

*) Nec mora, sind die Worte des Apuleius: cum coena nuptialis affluens exhibetur, Psychen gremio suo complexus. Sic et cum sua Junone Jupiter, ac deinde per ordinem toti Dei. Tunc poculum nectaris Jovi quidem suus pocillator, ille rusticus puer, ceteris vero Liber ministrabat. Vulcanus coenam coquebat. Horae rosis et ceteris floribus purpurabant omnia. Gratiae spargebant balsama. Apollo cantavit ad citharam. Venus suavi, Musicae suppari, gressu formose saltavit. Scena ibi sic concinnata, ut Musae quidem chorum canerent, tibias inflaret Satyrus, et Paniscus ad fistulam diceret.

von Apulejus Dichtung dem Maler eingegeben wor-
den wäre; und mit diesen beiden Hauptvorstellungen
endigt sich das reiche und reizende Deckengemälde —:
das zwar, was meisterhafte Ausführung und Gedan-
kenfülle betrifft, von den Freskomalereien in den Sä-
len des Vatikans und von manchen andern Arbeiten
Rafaels übertroffen wird, dem aber in lieblicher, sinn-
reicher Zusammenstimmung des Ganzen, da es noch
überdies mit herumflatternden Liebesgötterchen, die sich
der Insignien jedes andern Gottes bemächtigt haben,
und mit den schönsten Blumenguirlanden überall aus-
geschmückt ist, keine einzige große Zusammensetzung,
weder dieses Ersten der Maler noch irgend eines an-
dern, an die Seite gesetzt werden darf.

Gleichwohl ist durch alle bisher angezeigte Bilder
die liebliche Fabel der Psyche kaum zur Hälfte er-
zählt; und diese sinnlich reizende Darstellung, obwohl
sie selbst so schön zusammenstimmt, hat noch so un-
endlich viele Lücken, daß es von einem so besonnenen
und gedankenreichen Künstler, als Rafael war, sich
nicht vermuthen läßt, daß er von dem ganzen übrigen,
der Malerei nicht weniger günstigen und die einneh-
mendsten Bilder liefernden, Stoff gar keinen Gebrauch
hätte machen wollen. Gewiß war Psyche's Aufent-
halt in dem von der Liebe gezauberten Pallast, wo sie
von unsichtbaren Händen mit aller Köstlichkeit bedient
wird; die ihr nur ungern bewilligte, und durch ein
Wunder veranstaltete Zusammenkunft mit ihren neidi-
schen Schwestern; ihr Versuch, den noch ungesehenen
Liebhaber zu entdecken, der durch einen aus der Oel-
lampe auf seine Schulter gefallenen heißen Tropfen
erweckt wird und entflieht; alle Leiden dieser armen

Liebenden, und die so romantisch ihr aufgelegten mancherlei Bußen — um nicht die ganze übrige Erzählung abzuschreiben —: gewiß waren dies lauter Gegenstände, die dem Pinsel eben so reichlich als die vorigen zu statten gekommen seyn würden. Wirklich besitzen wir auch zwei und dreißig Kupferstiche, die ohne Widerrede nach Rafaels Zeichnungen von einer nicht genau bekannten Hand gestochen sind, ausser daß einige wenige mit nicht allzuviel Wahrscheinlichkeit dem Agostino Veneziano (Schüler von Marcantonio, dem vorzüglichsten Kupferstecher Rafaels) zugeschrieben werden, dessen Zeichen sie tragen. Diese Zeichnungen, wozu der Kupferstecher, wie damal nicht ungewöhnlich war, aus eigener Erfindung oft unschickliche oder unbedeutende Hintergründe hinzufügte, erschöpfen die ganze Geschichte der schönen Psyche; und wenn die, welche Rafael in dem kleinen Farnesischen Pallast zu Rom wirklich ausgeführt hat, nicht überall genau mit diesen Zeichnungen übereinstimmen, so beweis't dies nur soviel, daß es erste Entwürfe waren, deren Rafael bekanntlich so viele machte, bis er Hand an die Arbeit legte: und alle zusammen geben sie den deutlichsten Beweis, daß Rafael, von dem sie gewiß herrühren, die ganze Ausführung der Fabel des Apulejus im Sinn hatte.

Warum führte er sie nun nicht wirklich aus, und warum malte er unter allen bloß die obenangeführten Gegenstände?

Rafael, über den die Natur ihr ganzes reiches Füllhorn von Künstlertalenten ausgegossen, hatte ihr zugleich einen feinen zärtlichen Sinn für das Schickliche und Anständige zu danken, welchen Sinn sie so

viel andern geistreichen Künstlern, und vorzüglich einem, der ihm an Genie vielleicht noch vorzieht, dem Buonarotti, ganz versagt hat. Vermöge dieses Gefühls, glaubte er in einem Deckengemälde, das eigentlich nur ein Luftgemälde ist, keine andere Begebenheiten vorstellen zu dürfen, als solche die sich in der obern Luftregion, oder im Olymp selbst, zutragen konnten: und dies sind eben alle die obenerwähnten Gegenstände, welche genau alles begreifen was nach der Fabel im obern Horizont vorging; und obwohl Rafael, um nicht zu unangenehmen, das Auge beleidigenden, Verkürzungen verbunden zu seyn, sich des Kunstgriffs bediente, die beiden obersten Deckengemälde so zu malen, als ob sie auf zwei über die Oeffnung ausgespannten Tapeten vorgestellt würden, so bleiben doch die eigentliche Schaubühne dieser Begebenheiten immer noch die Wolken, hinter welchen die Unsterblichen ihre Lebensweise, die nicht um ein Haar besser ist als die unsrige hienieden, zu verbergen suchen *).

Die übrigen Gegenstände also, deren Schauplatz die Erde war, versparte wahrscheinlich Rafael für die Wände der beiden Portikus; und daß dies seine Meinung war, scheint mir schon aus zwei der obenangeführten kleinen Gemälde bis zur Ueberzeugung klar zu seyn: nehmlich aus jenem wo Venus ihren Sohn zur Rache auffordert, und um ihm den Gegenstand anzuzeigen herab auf die Erde deutet; und noch deutlicher aus dem andern, wo Amor vor den drei Grazien erscheint, und auf seine noch unten an die Wände zu malende Geliebte mit dem Finger weiset, worauf auch eine der Huldgöttinnen wirklich herabblickt.

*) Homer. Il. V, 749 sq. et alibi.

Daß aber dieſe Gemälde, die rings umher die Wände verzieren ſollten, nicht zu Stande kamen, daran war eben die Liebe Schuld, deren Geſchichte dieſer ſanfte und empfindſame Maler damal auf die Nachwelt zu bringen im Begriff war. In der ſchönſten Blüthe ſeines männlichen Alters, und auf der höchſten Stuffe des Ruhms, fühlte er ſich mehr als je von dieſer Leidenſchaft ergriffen, welcher, wie er eben angedeutet hatte, alle Götter unterliegen, und die nicht verfehlen konnte auf den liebenswürdigſten und ſanftgeſtimmteſten aller Künſtler ihren tiefen Eindruck zu machen. Er vernachläßigte in dieſem Zeitraum die Kunſt, oder vielmehr die Ausübung derſelben, ſo ſehr, daß ſein reicher Freund Chigi, nachdem er öfters vergebliche Klagen über die Hintenanſetzung des Werks geführt hatte, ſich genöthigt fand, in Hoffnung die Arbeit dadurch befördert zu ſehn, dem Künſtler und ſeiner Geliebten in dem nehmlichen Pallaſte wo er malen ſollte, eine Wohnung einzuräumen *). Die Decke oder das Gewölbe ward auf dieſe Art zwar fertig; allein vermuthlich glaubte Rafael, itzt nicht bloß deswegen ſeine Geliebte immer um ſich zu haben, um ihn für die übrigen Gemälde Zeichnungen entwerfen und den Pinſel führen zu ſehn. Kurz: die Wände blieben bis auf eine einzige Abtheilung, die etwa den ſechszehnten oder zwanzigſten Theil des Ganzen ausmacht, und worauf Rafael eben dieſe ſogenannte Galathee abbildete, leer **).

*) Man leſe den ganzen Verlauf bei Vaſari l. c. p. 210.

**) Jedermann kennt das ſchale Mährchen, daß nehmlich einmal Michelangelo hingekommen ſeyn ſoll, und da er gerade niemand dort antraf, einen großen

Nun war aber unter den Begebenheiten, die sich nach der Erzählung des Apulejus (welcher, wie gesagt, Rafael folgte) nicht im Himmel zutrugen, gerade die allererste die dem Maler ein herrliches Bild darbot: der Rückzug der Venus nach der Unterredung mit Amorn auf dem Meere, in allem dem Glanz, der die verirrten Sterblichen, die über die Schönheit der Psyche ihre eigne zu vergessen schienen, wieder zurückzuführen fähig sey. Hier war es also um den Triumph einer Göttin zu thun, wobei Nereus Töchter nur zur Verzierung dienen konnten. Hier führte der kleine vergötterte Palämon, Ino's Sohn den die Griechen Melicertes nennen, den Muschelwagen, an dem Delfine zogen. Hier erschien seine Mutter, oder ein anderes weibliches vergöttertes Wesen, in den Armen des Portumnus. Hier feierten Tritonen die auf Schneckenmuscheln bliesen, und auf deren Rücken sitzende Najaden, die Erscheinung

Kopf im Helldunkeln oben im Gesimse gemalt zurückgelassen habe, um Raeln zu verstehn zu geben, daß er seine Manier vergrößern müsse; wodurch dieser abgeschreckt die ganze Arbeit aufgegeben habe. Es ist zwar nach den erwähnten Umständen möglich, daß M. A. hinkommen und das Gerüste leer finden, somit zum Zeichen seines Besuchs ein Andenken nach Künstlerart zurücklassen konnte; allein die Dichtung von einem so zarten Gewebe, die damal M. behandelte, lag wohl ganz außer der Sphäre des großen Buonarotti, und die obenerwähnte Lehre hätte an keinem unschicklichern Orte angebracht werden können. Außerdem war gewiß Rafael nicht der Mann, der sich durch irgend eine Schwierigkeit, durch irgend etwas, was ihm in seiner Kunst noch fehlen konnte, zurückhalten zu lassen fähig war.

der großen Gebieterin aller Elemente, und Liebesgötter verkündigten ihre Herrschaft durch unter sie geschossene, nie fehlende Pfeile. Wenn wir uns also allem dem Gesagten zufolge entschließen sollten, dieses einzige an der Wand des gedachten Portikus von Rafael hinterlassene, aber im höchsten Grad reizende, Gemälde künftig für den würdigern, mit den obenerwähnten Gemälden sowohl als mit sich selbst mehr übereinstimmenden, Triumph der Venus anzusehn; so müssen wir gleichwohl gestehn, daß in demselben der Künstler zwar immer dem Dichter treu geblieben, aber nicht so eigen jedem seiner Fußstapfen gefolgt ist, als in einigen der vorhergehenden *). So glaubte er zum Beispiel eben so wenig, daß es seinem Gemälde vortheilhaft seyn würde wenn einer aus dem Gefolge über das Haupt der Göttin, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, einen seidnen Schirm ziehn sollte, als er es für schicklich hielt, indem die schöne Meeresglätte ohnehin ihr Bild zurückwarf, ihr noch einen Spiegel vorhalten zu lassen; und da ihm der Raum nicht ge-

*) Ecce jam profundo maris udo resedit (incedit) vertice; et ipsum quod incipit velle, quasi pridem praecepit (praeceperit), non moratur marinum obsequium. Adsunt Nerei filias chorum canentes, et Portumnus caeruleis barbis hispidus, et gravis piscoso sinu Salacia, et auriga parvulus delphini Palaemon; jam passim maria persulcantes Tritonum catervae. Hic concha sonaci leniter buccinat, ille serico tegmine flagrantiae solis obsistit inimici, alius sub oculis Dominae speculum praegerit, currus bijuges alii subnatant. Talis ad Oceanum pergentem Venerem comitatur exercitus. Apulejus.

ſtattete zweiſpännige Züge erſcheinen zu laſſen, ſo begnügte er ſich weislich mit einzelnen Meerpferden, oder eigentlicher Hippotritonen, die, um den Delfinenwagen der Göttin nicht zu beſchämen, ſtatt an Wägen zu ziehn, ihre Mädchen lieber auf dem Rücken trugen. Hingegen ſtaffirte er die Luft reichlich mit Liebesgöttern aus, deren Macht zwar Galathee erfahren konnte, die ihr aber ſchlechterdings bei einem Triumph, wenn ſie einmal einen feiern wollte, nicht zu Gebote ſtehen würden.

III.

Schreiben des Herrn Erzbiſchofs von Tarent Don Giuſeppe Capece-Latro, auf Veranlaſſung mehrerer Anfragen aus vielen Ländern Europa's, über die Natur der Tarentiniſchen Steckmuſchel und die Art ihre Wolle zu verarbeiten.

(Aus dem Italiäniſchen überſetzt.)

Wenn die Erde ſich ihrer Seidenwürmer und ihrer Wolletragenden Pflanzen rühmt, ſo beſitzt auch das Meer ſeine Künſtler in dieſer Art. Die Steckmuſchel (Pinna marina) liefert uns eine Art Wolle, oder Seide, die, nicht ohne Grund, von Vielen für den berühmten Byſſus des Alterthums gehalten wird.

Die Steckmuſchel gehört zu den zweiſchaligen Meerkonchylien, iſt meiſt mit Spitzen und kleinen Auswüchſen beſetzt, und die größte Muſchel, die wir in unſern Meeren haben. Im Artikel Pinna marina der Franzöſiſchen Encyclopédie wird darüber manches Irrige erzählt, und dagegen manches in Zweifel gezogen was wir beſtätigen müſſen. Es wird behauptet, die ſenkrechte Stellung, welche man beſtändig an der Muſchel wahrnimmt, ſey eine Erdichtung der Fiſcher. Es wird für eine Fabel ausgegeben, daß in der Muſchel ſich ein kleiner Krebs aufhalte, den die Alten Cancer Custos (Hüter der Pinna) nannten. Allein

man muß viel beobachten ehe man entscheidet, und muß auch auf die Traditionen unsrer Vorfahren achten. Wie viele Erzählungen der Griechen und Römer sind bis jetzt für Mährchen gehalten worden! und doch bestätigt die Erfahrung von Tag zu Tag ihre Wahrheit mehr, zur Beschämung der Neuern welche sie so vorschnell verwarfen.

Wäre der Chevalier de Jaucourt eine Zeitlang in Tarent gewesen, er hätte gewiß jenen Artikel in der Encyklopädie nicht drucken lassen. Er würde sich überzeugt haben, daß die Steckmuschel wirklich, mit der Spitze nach unten, auf dem Meeresgrund stehend, gefunden wird. Die Fischer konnten doch keinen andern Grund haben dies zu versichern, als weil sie es so gefunden. Der Chevalier glaubt, dies ließe sich nicht leicht ausmitteln; aber ich habe die Ehre zu versichern, daß ich es mehr als tausendmal auf dem Boden des kleinen Meeres von Tarent sah, wo ich meine Beobachtungen zwanzig Jahre lang angestellt habe.

Auch gegen den kleinen Krebs, der sich beständig in dieser Muschel eingeschlossen findet, und den die Alten sehr passend Cancer Custos nannten, zieht Hr. von Jaucourt zu Felde, und behauptet geradezu, diese Inseiten fänden sich ohne Unterschied in fast allen zweischaligen Konchylien; daß sie aber zur Vertheidigung derselben dienten, wie die Alten erzählen, sey eine Fabel. Hierbei hat er mehrere Sachen verwechselt, und hat nicht selbst beobachtet, sondern Anderen nachgeschrieben, welche eben so wenig beobachteten. Man bemerke zuerst, daß der Krebs der sich in der Steckmuschel findet, von einer ganz

besondern Gattung ist; fürs zweite habe ich in so viel tausend Steckmuscheln die ich öffnete jedesmal diesen Krebs gefunden, was also nicht Zufall seyn konnte wie Hr. von Jaucourt meint; und endlich zeigt sich auch dem anhaltenden Beobachter, daß dies Thierchen wirklich von der Natur zum Schutz der Steckmuschel bestimmt ist. Die Alten erzählen uns, daß der Blackfisch vorzüglich der Pinna, als der größten Muschel und mithin einer sehr ansehnlichen Beute, nachstellt. Wenn sie also ihre Schalen öfnet — nicht, um Fischchen zu fangen, wie es Hr. von Jaucourt vorstellt um die Erzählung der alten Naturforscher lächerlich zu machen, sondern um Wasser und denjenigen Schlamm einzuziehn, den die Franzosen bourbe nennen, und welcher die Nahrung aller Muscheln ist —; dann sucht der Blackfisch mit seinen langen Armen ein kleines Steinchen zwischen die beiden offnen Schalen zu schieben, damit die Muschel sich nicht schließen, und er hineindringen und sie verzehren könne. Jener kleine Krebs nun setzt sich, wenn die Steckmuschel sich öfnet, auf den Rand der einen Schaale, und wenn er das Vorhaben des Blackfisches merkt, zieht er sich in das Gehäuse der Muschel zurück, die sich dann sogleich schließt. Dies ist die Vertheidigung, welche die Natur für ein Geschöpf bestimmte, das sonst, da es allen Naturforschern zufolge keine Augen hat, den Nachstellungen seines Feindes erliegen müßte. Ich habe diese Nachstellung wirklich zweimal beobachtet.

Die Vorsorge der Natur, die wir noch nicht hinlänglich kennen, hat dergleichen Mittel nicht bloß für diese Muschel erfunden; und man darf nur das Ge-

ſchlecht der Bienen betrachten, um ſich von der bewundernswürdigen Ordnung zu überzeugen, welche in der Oekonomie aller Gattungen von Thieren herrſcht.

Nach dieſen kleinen Bemerkungen, welche nöthig waren um die Mißverſtändniſſe über dieſen Gegenſtand zu beſeitigen, komme ich zur Beſchreibung der Induſtrie der Tarentiner, mittelſt welcher ſie den Flocken Wolle benutzen, der am Hauptnerven (oder Muskel) des Thieres ſitzt, und aus der Schale unten heraushängt. Er iſt von ſchmutzig weißlicher Farbe, wie der Bart des Mytilus esculentus.

Die Fiſcher ſammeln dieſe Flocken, und verkaufen ſie, das Pfund zu etwa 16 Carlinen. Die Käufer waſchen ſie ſorgfältig mit gewöhnlichem Waſſer, und nachher mit Seifwaſſer, um ſie von allem Schmutz zu befreien, den ſie in der Meerestiefe angenommen haben. Wenn die Flocken dann gut im Schatten getrocknet ſind (denn der Sonne müſſen ſie ja nicht ausgeſetzt werden), ſo behandelt man ſie mit einem weiten Kamm. Was in den Zähnen dieſes Kammes ſitzen bleibt, nennt man Stradente (gleichſam extra dentes); es dient zu den gröberen Arbeiten.

Man wiederholt darauf das Verfahren mit einem engen Kamm, um noch mehr die groben Theile abzuſondern. Iſt die Wolle auf die Art gereinigt, ſo ſchneidet man ſie mit einer Scheere von dem Hauptnerven der Muſchel ab, bringt ſie auf eine viereckige Karde, und ſtreicht ſie mit einer andern Karde in horizontaler Richtung. Die Fäden welche man ſo abſtreift, befeſtigt man an einem kleinen Wocken, der mit Papier umwickelt wird, damit der Wind die Fäden nicht fortführe; und ſpinnt ſie nun mit einer

sehr feinen Spindel, wie sie die Zartheit der Wolle fordert. Den erhaltenen Faden nimmt man doppelt oder dreifach, und zwirnt ihn; so dient er dann zu den verschiednen Arbeiten, welche alle bloß mit Handeisen (ferri a mano), wie man sie in den Strumpfmanufakturen braucht, gemacht werden. Oft fügt man auch zu einem Faden dieser Wolle einen Faden Seide von beliebiger Farbe, und verbindet sie zusammen.

Ist nun die Arbeit fertig, so wäscht man sie, bestreicht sie mit Limoniensaft, läßt sie im Schatten trocknen, und fährt mit einem heißen Eisen darüber hin, wobei man aber ein Blatt weißes Papier dazwischen legt, damit die Wolle nicht durch die Rauheit des Eisens verletzt werde.

Der Preis der schon gereinigten und gesponnenen Wolle ist etwa 10 Carlinen die Unze; bei der verarbeiteten ist er nach der Qualität verschieden: für ein paar Mannshandschuhe giebt man gewöhnlich 13 Carlinen, für Frauenhandschuhe etwa 17 oder 18; ein Paar Strümpfe kosten gegen 6 Ducati, eine Weste nahe an 30, und ein Rock zuweilen an 100 Ducati.

Bemerkenswerth ist die Aehnlichkeit zwischen dieser Wolle und allen Eigenschaften des Byssus, wie ihn uns die Alten beschreiben. Auch diesen Punkt hat Hr. von Jaucourt bestritten, ohne Gründe anzuführen. Aber außer dem berühmten Gemälde im Herkulanum, wo wir die Tarentinischen Tänzerinnen mit einem durchsichtigen leichten Stoff bekleidet sehen, besitzen wir in unserm Museum ein kostbares Bruchstück eines Cameo, welches auf unsrer Villa S. Lucia nahe bei Tarent gefunden worden, worauf eine Tänzerin

geschnitten ist, in der anmuthigsten Stellung, und mit einem äußerst feinen Zeuge bekleidet, das ihre natürlichen Reize durchschimmern läßt. Nimmt man zu allen diesen Denkmaalen noch die alte Tradition, welche Tarent zum Sitz dieser Arbeit macht, die noch heute dort getrieben wird: so hat man doch wohl wichtige Gründe zur Bestätigung der alten Meinung, welche nie mit solcher Dreistigkeit umgestoßen werden darf, wie es von neueren Schriftstellern geschehn ist.

IV.

Gedichte.

1.

Das Erdbeben.

Es badete des Tages Angesicht
Die rothe Gluth in kühlen Meeresfluthen;
Die Inselhöhn umfloß das Purpurlicht,
Und spiegelt' in dem Meer, wo alle Wellen ruhten,
Die hohe Rosenpracht zurück.
Jetzt schaute Hesperus, wie ein getrübter Blick,
Um den sich Kummerwolken winden;
Er nahte sich, als hätt' er ein Geschick
Voll Gram der Freude zu verkünden.
Wie Seufzer athmte die schwere Luft
Von Hügeln, und aus tief verstummten Gründen.
Still lag die Flur, wie eine Todtengruft.
O jetzt — ein Schrecken wird es offenbaren,
Was Wahrheit ist und festes Tugendglück! — —
Es naht ein grauenvoller Augenblick,
Umrauscht von schreckenden Gefahren.

Die Erde bebt! die Pforten klirren auf!
Es kracht der Fels, und nieder stürzen Mauern!

Tief aus der Erde heults empor, wie dumpfes Trauern!
Die Todtenglocke tönt von selbst in bangen Schauern,
Und Wehgewinsel schreit zum stillen Himmel auf! —

Gleich ihm, dem tiefverlaßnen Sohne
Des Elends, zittert bang' und schwer,
Trotz seinem Waffenschutz, der hohe Mann der Krone.
Wer nimmer betete, o hört! jetzt betet er.
Der Held, der nie geschont, jetzt fleht er: „Gott! verschone!"
Der Herrscher, der mit Menschenwohl gespielt,
Jetzt schreckt er zagend auf, und fühlt
Den innern Sturm, fühlt das Gericht der Sünder! —
Ja, die Natur, wenn sie der Erde Schoß zerreißt,
Und Städte niederstürzt, o sie verwüstet minder,
Als des Eroberers wilder Geist.
Der stolze Mann, er flieht von jeder Stelle! —
Braucht sein Gewissen diesen Schreckensruf?
Die Hölle ruft ihn auf; es fordert ihn die Hölle,
Die er im eignen Busen schuf.

Den frommen, festen Mann laßt dies Geheul umwimmern,
Umdonnern laßt ihn der Verwüstung Graun:
O! stehn wird er, wird, ruhend auf den Trümmern,
Empor zu Gottes Himmel schaun.

2.

Das ruhige Meer.

Des Himmels Blau nachahmend, ruht das Meer,
Auf welches sanft und warm die Sonne niederstrahlet.
Wer hat dies Farbenspiel, so wunderbar und hehr,
Auf diesen klaren Silbergrund gemalet? —
Hier fliegt ein leichter Fischerkahn;
Dort bricht ein schweres Schiff, aus fernen Regionen,
Beladen mit der Last der Beute fremder Zonen,
Stolz durch die blaue Fluth sich eine stille Bahn:
Und beide, Schiff und Gondel, wieget
Das sanfte Meer dem Hafen zu. —
Hier schaut sein Bild der Geist, der glorreich sich besieget;
Um ihn ist Thätigkeit, und Ruh.

3.

Das stürmische Meer.

Es braus't der Sturm! Wer wird das Schiff, die Gondel, schirmen?
Ach! wild und wilder raset der Orkan!
Das Meer ist Berg und Thal; die grausen Wogen thürmen,
Verderbend, sich empor im wüsten Ocean.
Der Fluthen lichtes Blau verwandelt sich in Dunkel;

Empört, wie die gereizte Wuth,
Blitzt nur der weiße Schaum sein schreckliches Gefunkel
Hin durch die schwarze Nacht der Fluth.
Es wanken Kahn und Schiff; verworrenes Getümmel,
Das laut der Sturmwind überbrüllt,
Schreit jammernd auf zum schwarz umhängten Himmel. —
Du Geist der Leidenschaft, hier sieh dein Bild!

4.

Die Rose und der Oleander auf zwei Gräbern.

Die Rose.

Ich bin das Bild der schönen Liebe,
Die unter diesem Hügel ruht.
Werth, daß sie jetzt noch Blüthen triebe,
Riß sie dahin der Stürme Wuth.

Sie sah nur wenig Morgenröthen;
Sanft wiegte noch der Hoffnung Grün
Ihr erstes zartes Hulderröthen:
Sie blühte schön, um zu verblühn.

Es kam Verderben im verworrnen
Empörten Sturme, rauh und scharf,

Der wild in ihre eignen Dornen
Die zarte Lebensblüthe warf.

Und ohne Kraft sich zu beschützen,
Verwelkte traurig Blatt um Blatt,
Verwundet an den Dornenspitzen.
Ach! daß die Liebe Dornen hat!

Der Oleander.

Ich bin das Bild der hohen Seele,
Voll Kraft und sanfter Rosenzier.
Ihr Laub fiel ab in diese Höhle;
Sie selber waltet nicht mehr hier!

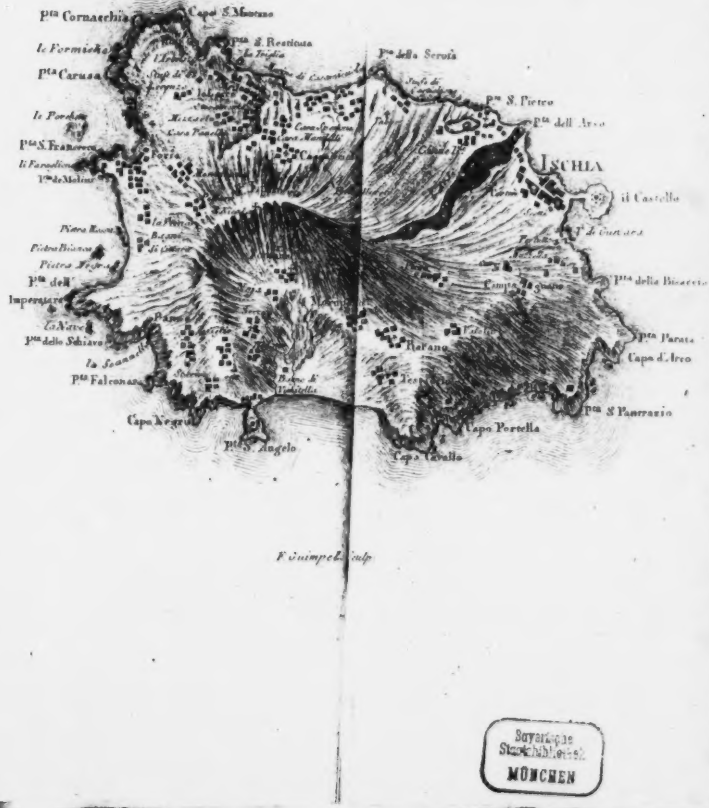
Sie hob vom Sturm der Erdensorgen
Ihr Haupt zum blauen Himmel auf.
Sie blühte manchen schönen Morgen;
Sie blüht' in Lieb' und Hoffnung auf.

Stark war sie, doch voll zarter Güte;
Ihr Duft erfüllte sanft den Hain.
Ihr schöner Rosenfrühling blühte
Tief in des Lebens Herbst hinein.

Sie blühte, als, den Hain durchflötend,
Die Nachtigall den Lenz empfing;
Sie blühte schön noch, als erröthend
Die Traub' am grünen Thyrsus hing.

MÜNCHEN

Isola d' Ischia



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Tagebuch einer Reise

durch einen Theil

Deutschlands und durch Italien,

in den

Jahren 1804 bis 1806.

Von

Elisa von der Recke,

gebornen Reichsgräfin von Medem.

Herausgegeben

vom

Hofrath Böttiger.

Vierter Band,

nebst zwei Steinabdrücken.

Berlin, 1817.

In der Nicolaischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Zwei Jahre sind bereits verflossen, seit die ersten drei Theile meiner Reisebemerkungen erschienen: dies beweiset, wie zweifelhaft ich gewesen bin, den vierten Theil nachfolgen zu lassen. Als der würdige Herausgeber dieser Blätter mit meiner Zustimmung einen vierten Theil ankündigte, lag mir diese Arbeit noch in einiger Ferne, so daß die dazu erforderliche Behandlungsart mir nicht bestimmt und deutlich genug vorschwebte: und so glaubte ich mit Weglassung derjenigen Anführungen, denen das Zeitinterresse entrückt war, eine lesbare Zusammenstellung von Auszügen liefern zu können, an denen die Bedingung der Zeit weniger hafte. Indem ich aber dieser Aufgabe näher trat, bemerkte ich bald, wie unzertrennlich durch die Entstehungsart Eines mit dem Andern verwebt war. Viele meiner Darstellungen würden durch Absonderung gewisser Vor-

gänge ein auffallendes Ansehn davon getragen, und mich selbst in den Fall gesetzt haben, mißverstanden zu werden; einem Falle, dem ich ohnehin nicht gänzlich auszuweichen vermochte. Daraus ergab sich nun, daß ich die Nachlieferung eines vierten Theiles aufgeben, oder das vorhandene so mittheilen mußte, wie es sich in meinen Papieren darbot. Zu letzterem bewogen mich sehr achtbare Stimmen. Ueberdem aber glaubte ich, noch einen inneren Beruf zu vernehmen, der mich aufforderte, meine Beobachtungen, wie gering auch ihre Wirkung ausfallen möge, den Zeitgenossen darzulegen, um die Aufmerksamkeit der Unbefangenen gewissen Bestrebungen zuzuwenden, die eine Verfinsterung im Gebiete unserer höchsten, heiligsten Angelegenheiten erzielen, und in dem launenhaften Gange des Zeitgeistes, welcher sich zur mystischen Dunkelheit immer mehr hinzuneigen scheint, eine auffallende Begünstigung finden.

Zwei drohende Zeiterscheinungen schwebten auf der Reise meinem Gemüthe unablässig vor, der hierarchische Despotismus nehmlich, der die Geister zwängt, und jener politische, der, die Völker niederbeugend, von dem Manne ausging, der glücklicher Weise

jetzt in der Verdammniß einer quälenden Unthätigkeit seine unselige Rüstigkeit büßt. Und dieser Mann verhehlte schon die Anstalten nicht mehr, die er traf, um beide Gewalten in seiner Person zu vereinigen, damit, außer ihm nichts, auch der Gedanke nicht mehr herrsche. Beide Gewalten sind jetzt wieder getrennt: die politische ist in ihre Grenzen zurück getreten; die hierarchische fährt fort, mit dem Rechte des Bestehens, das Recht der Ausbreitung — durch welche Mittel es sey — zu verknüpfen.

Ich weiß es, daß eine nicht geringe Anzahl edler wohlgesinnter Menschen mir gegenüber steht, welche jene hierrachischen Anmaßungen entweder als gar nicht vorhanden, oder für zu unbedeutend ansehen, als daß es dieserhalb irgend eines warnenden Wortes bedürfe. Warum? — mögen diese fragen — warum an alte Zwiste erinnern, die längst abgethan sind? — warum Mißverständnisse zurückrufen, die der Vergangenheit angehören? — Ist dem in der That also? — sind diese Mißverständnisse wirklich veraltet, und in die Vergessenheit niedergelegt? haben jene Zwiste wirklich ihre Endschaft erreicht? — von Seiten der evan-

gelischen Glaubensgenossen: ja! — in Betreff der römisch-katholischen Kirche aber keinesweges. —

Könnt ich jenen Edlen, die keine Gefahr für die protestantische Glaubensform ahnen, meine Erfahrungen und zwar im Zusammenhange ihrer inneren Beziehungen darlegen: sie würden ihre Fragen nicht für so entschieden halten. Aber ich brauche ja nur hinzuweisen auf die allbekannten Thatsachen in Südfrankreich: diese, die Menschheit anfreienden neuesten Vorgänge, haben bei der höheren hierarchischen Geistlichkeit nirgend eine mißbilligende Stimme gefunden. Beweiset solches nicht genugsam, daß die Hierarchie fortfährt, in dem Geiste zu beharren, der zur Zeit der Reformation ihre Schritte leitete? — Ferner darf ich nur anführen, daß noch in der allerneuesten Zeit ein Bischof zu Münster, unter der Herrschaft eines protestantischen Fürsten, seine Glaubensgenossen durch einen öffentlichen Anschlag aufforderte, von Gott die Vertilgung der Protestanten zu erflehen. Endlich hat ein anderer Bischof zu Gent seinen protestantischen Fürsten die Fürbitte in den Kirchen versagt. Dahingegen hat im ganzen Sächsischen Lande, nie ein protestantischer Predi-

ger sich geweigert, für seinen katholischen Landesherrn in den Kirchen zu beten. Eben so haben die letzten Ereignisse unserer Tage gezeigt, wie treu und liebend protestantische Unterthanen ihrem katholischen Beherrscher ergeben sind. Alle diese Beispiele haben auf den Geist der Hierarchie keinen Eindruck gemacht. Selten ist der päbstliche Stuhl so würdig besetzt gewesen, seltner noch haben ihn so edle Prälaten umgeben, als es gegenwärtig der Fall ist: und diese empfehlende, rühmliche, doch zufällige Außenseite, in Verbindung mit andern lockenden Maßregeln, mögen in der neuesten Zeit nicht unwirksam gewesen seyn, einzelne Uebertritte zu veranlassen, um größere Erwerbungen vorzubereiten. Indessen hat das Innere Wesen der Hierarchie seine Beharrlichkeit behauptet; keine jener Verurtheilungen, die der evangelischen Lehre das Christenthum absprechen, ist zurückgenommen; durch einen Bestand von 300 Jahren hat die bestrittene Glaubensform dem päbstlichen Stuhl ihre Anerkennung nicht abzugewinnen vermocht. Die voregschlagene Vereinigung beider Kirchen, welche gegenwärtig in Anregung gebracht wird, ist nichts weiter als eine Redensart, eine neue Form, die eine alte Anmaßung um-

faßt. In dem milden Geiste des Christenthums, welcher Duldung lehrt und Verträglichkeit gebietet, steht der römischen Kirche die griechische gegenüber. Ich kann mich nicht enthalten, eine herzerhebende Stelle aus einer, die Sekte der Duchobrozen betreffenden, Verordnung unsers hocherhabenen Alexanders anzuführen. — Die Abweichung dieser Sekte von der rechtgläubigen Griechisch-Russischen Kirche ist allerdings eine Verirrung, die in eine fehlerhafte Vorstellung von dem wahren Gottesdienste, und von dem Geiste des Christenthums gegründet ist: allein es fehlt ihnen nicht an Religion, denn sie trachten nach dem Göttlichen, obgleich nicht in dem eigentlichen Verständnissen. Und ziemt es wohl einer christlichen Regierung, durch harte, grausame Mittel, Peinigungen, Exil u. dgl. die Verirrten in den Schooß ihrer Kirche zurückzuführen? — Die Lehre des Erlösers, der zur Rettung des Sünders in die Welt kam, kann nicht durch Zwang und Strafe verbreitet werden, kann nicht zu Unterdrükkungen desjenigen dienen, der wieder auf den Pfad der Weisheit geleitet werden soll. Der wahre Glaube kann nur mit dem Segen Gottes durch Ueberzeugung, Lehre, Scho-

nung, und vorzüglich durch gutes Beispiel Wurzel fassen; Härte überzeugt niemal, sondern nimmt gegen sich ein. — — — — — — — — — — — — — — — — Und kann wohl die rechtgläubige Kirche, wenn sie auch diese Verirrten in ihren Schooß aufzunehmen wünscht, Maßregeln der Verfolgung billigen, die dem Geiste ihres Oberhauptes, Christus des Erlösers, so widerstreiten? —

Welch einen Geist der Milde, welch ein Zeugniß der christlichen Sinnesart sprechen diese geheiligten Worte aus! — Die sämmtlichen römischen Dekretalen haben keine solche Verordnung aufzuweisen. Dennoch ehre ich jede würdige Idee im Katholicismus; ich rühme mich der Freundschaft mancher hochachtbaren Mitglieder der katholischen Glaubensgemeinschaft; ich werde gerührt durch manche zarte Seite katholischer Kirchengebräuche: nur die fortwährende Verdammung anderer Lehrmeinungen von Seiten der römischen Kirche, die Bedrükkung, welche sich katholische Regierungen gegen protestantische Unterthanen erlauben: das sind die Gegenstände, die ich für Entweihungen des Christenthums halten muß.

Wär' ich in England geboren, so würde

die Behandlung, welche dort den Katholiken wiederfährt, mich nicht weniger schmerzen.

— Uebrigens habe ich mir bei der Mittheilung meiner Bemerkungen das Gesetz vorgeschrieben, auf keine Weise anstößig zu werden; in so fern ein solches nehmlich dem heiligeren Gesetze des inneren Wahrheitsinnes nicht widerstrebt: darum würde ich es tief empfinden, wenn meine Aeußerungen über religiöse Gegenstände irgend ein Wehgefühl in einer, der katholischen Glaubensform redlich anhängenden, Seele hervorbringen könnte. —

Längst schon bin ich über den Mittag meines Lebens hinaus; nicht mehr viel dürften der Tage seyn, hinter denen die ernste Stunde mich erwartet, die lauter, als jede andere, zur Rechenschaft des Daseins auffordert: im Geiste jener heiligen Stunde habe ich diese Blätter geprüft, und übergebe sie ruhig ihrem Schicksal.

Berlin, den 18. März 1817.

die Verfasserin.

Vorbericht des Herausgebers.

Iſt es auch recht und geziemend, der Vorrede noch eine Aftervorrede folgen zu laſſen? Das wichtigſte über den Hauptzweck, welcher der ehrwürdigen Verfaſſerin beim Niederſchreiben dieſes vierten Theils vor Augen ſchwebte, iſt von ihr in der Vorrede ſo klar und befriedigend ausgeſprochen worden, daß ſie von Seiten des Herausgebers weiter keines Zuſatzes bedarf, als daß die polemiſche Tendenz, welcher ſo viele hier eingewebte Betrachtungen, wo nicht ihren Urſprung, doch ihr vorzügliches Intereſſe zu danken hat, gerade in dem Zeitpunkt, wo uns das neueſte allgemeine Meßverzeichniß weit über 100 verſchiedene Werke und Abhandlungen über das Reformations-Jubileum, die Lieblingsmaterie dieſer wortreichen, thatenarmen Zeit, ankündigt, gewiß allen Freunden der reinen und unverfälſchten Chriſtusreligion zwiefach willkommen ſeyn wird. Daß es, wie ſchon im Vorbericht zum erſten Theil bemerkt wurde, der edelen Frau, die hier aus der Fülle ihrer innigſten Ueberzeugung ſpricht, fern von aller Bitterkeit und Perſönlichkeit, nur um die Sache zu

thun sey, hat selbst der Pariser Kunstrichter, Hr. Vanderbourg, welcher im Journal des Savans der ersten drei Theile dieses Tagebuchs einer ausführlichen Anzeige würdigte, nicht geleugnet, obwohl er übrigens darin etwas höchst unstatthaftes und mit ihrem Charakter ganz unvereinbares aufbürdet, wenn er ihr den Vorwurf macht, daß sie durch ihre aus ihren protestantischen Vorurtheilen geflossenen Urtheilen den alten Sectenhaß wird aufrege.

Wie sehr sie das ehrwürdige Oberhaupt der katholischen Kirche, dessen unerschütterlicher Muth neuerlich eine andere Protestantin, die edle Friderike Brun in ihren Briefen aus Rom aus den Jahren 1808 — 1810 volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, persönlich zu achten sich gedrungen fühlte, mögen die in diesem Theile erwähnten Unterredungen mit dem Pabste vor ihrer Abreise aus Rom nach Deutschland jedem Unbefangenen zur Genüge darthun.

Diese Hochachtung kann mit dem Geiste des Protestantismus vollkommen bestehn, der sich in andern Stellen offen und ungeheuchelt ausspricht, und, der Hauptsache nach, ganz mit dem Bekenntnisse übereinstimmt, das ein freimüthiger Boie, dem Vernehmen nach, ein sehr geachteter öffentlicher Lehrer an der Leipziger Universität, in Absicht auf die Unwandelbaren, aller Einigung widerstrebenden Dogmen der römisch-katholischen

Konfession ablegt, und durch eine Schlußanrede an die katholische Kirche und deren Oberhaupt bestätiget *).

Aber auch da, wo es ihr heilige Gewissenspflicht ist, ihre innern Ueberzeugungen nicht zu unterdrücken, bedient sie sich stets der größten Vorsicht und Behutsamkeit und ist oft nur mit einer leisen Andeutung zufrieden. Dies ist z. B. auch da der Fall, wo sie bei ihrer Rückkehr von Neapel nach Rom das Ende des ihr so theuer gewordenen Pater Paolino a St. Bartholomaeo erfährt, und die Härte beklagt, wodurch diesem, um Wissenschaft und Wahrheit hochverdienten, Missionär der Propaganda in Indien seine letzten Tage verbittert worden sind. Was die Verfasserin bei dieser Gelegenheit nur mit einem Wink zu verstehen giebt, mag in diesem Vorbericht eine ausführlichere Darstellung erhalten. Es betrifft das Schicksal eines unserer deutschen Landsleute (Joh. Phil. Wesdin, so hieß sein Name in der Welt, war zu Hoff an der Leitha, dem Grenzfluß zwischen Oesterreich und Ungarn geboren) **), über dessen

*) S. Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche bei der Wiederkehr ihres Jubelfestes. Germanien 1817. 54 S. in 8. Auf wenig Bogen viel Beherzigenswerthes.

**) Vergl. Adelung im Mithridates Th. I. S. 134 f.

letzte Tage und Mißverhältnisse zum Pabst Pius VII bis jetzt nur wenig bekannt worden ist.

Das schönste Denkmal hatte sich der redliche und gelehrte Paolino durch das Andenken gesetzt, welches er seinem großherzigen Gönner und Freunde, dem Kardinal Stefano Borgia, mit dem er zu verschiedenen Zeiten 24 Jahre gelebt hatte, in der lateinisch abgefaßten Biographie desselben gestiftet hat, mit der Aufschrift: Vitae Synopsis Stephani Borgiae — curante P. Paulino a S. Bartholomaeo (Romae 1805 bei Fulgoni 75 S. in gr. 4). So wie es der würdigste Lobspruch auf Fra Paolino ist, daß er eine so lange Reihe von Jahren hindurch der Vertraute und Beauftragte in den wichtigsten Angelegenheiten eines Mannes war, der, fern von allem blinden Bekehrungseifer, die so oft gemißbrauchte Propaganda zu den humansten Zwecken benutzte und einem Münter und Schov so gut sein Herz und seine Kunstschätze öffnete, als einem Amaduzzi oder Georgi; so ehrt es auch wieder den Kardinal, daß er in Paolino nicht blos den eifrigen Missionär, sondern auch den redlichen Forscher und vorurtheilsfreien Gelehrten hervorzuheben und sich ganz anzueignen wußte. Von diesem der Wissenschaft und Religion gleich wohlthätigen, wechselseitigen Verhältniß enthält diese biographische Notiz, die Paolino kurz nach Borgias Tode in Frankreich, wohin er Pius VII begleitet hatte.

(den 23. Nov. 1804.) in Rom herausgab, die rührendſten Beweiſe. Die Schrift ſelbſt iſt wenig oder gar nicht außer Italien bekannt worden und verdient doch aus einem doppelten Grund alle mögliche Aufmerkſamkeit. Sie enthält beſonders im fünften und ſiebenten Kapitel die vollſtändigſten Nachrichten über das Muſeum Borgianum zu Veletri, dem Stammſitz der Familie Borgia, welches neuerlich ganz verkauft, und nach Neapel gebracht worden iſt. Schon in ſo fern iſt dieſe Schrift für die archäologiſche Muſeographie von größter Wichtigkeit. Sie iſt es aber auch in Rückſicht auf die mannigfaltigen biographiſchen Nachrichten, treffenden Anekdoten und Charakterzüge, die der vertrauteſte Beobachter, oft auch Haus- und Tiſchgenoſſe des Kardinals von ihm mit liebenswürdiger Offenheit erzählt. In ſofern verdiente ſie noch jetzt in Verbindung mit andern Hülfsmitteln, wozu auch des ehrwürdigen Biſchofs Münter Lobrede auf Borgia gehört, zu einer Biographie etwa in den Zeitgenoſſen benutzt zu werden, in welchen auch der um die Kunde des Orients hochverdiente, durch Geſinnungen und Schickſale gleich merkwürdige, Paolino ſelbſt einen Ehrenplatz verdient.

Es leidet übrigens keinen Zweifel, daß dieſer ächt chriſtlich-katholiſch geſinnte, und dem Pabſt Pius VII, dem er auch ſeine Biographie des Borgia zueignete, treu ergebene Mann in ſeinen

letzten Tagen manche Kränkung und Zurücksetzung erfuhr. Erwägt man nun, daß die Wiederherstellung des Ordens der Gesellschaft Jesu eine der ersten Handlungen gewesen, welche Pius VII nach seiner Wiedereinsetzung auf dem päbstlichen Stuhl, und Zurückkehr nach Rom aus päbstlicher Machtvollkommenheit nicht ohne laute Befremdung von ganz Europa vornahm, und bringt man dabei alle Beweise einer sehr lebhaften Zuneigung und Vorgunst für diesen Orden in Anschlag, welche der heilige Vater bei dieser höchst auffallenden Vernichtung früherer Dekrete zu erkennen gab, so mag die in Rom selbst allgemein herrschende Meinung: als habe Paolino durch einige Aeußerungen über die Väter Jesu in seiner Schrift auf Borgia das Mißvergnügen des Pabstes und der ihn stets umgebenden Jesuitenfreunde auf sich gezogen, allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten. Es mag daher zur Warnung und Lehre nicht unnütz seyn, die Stellen auszuzeichnen welche einen so wirksamen Unwillen hervorbringen konnten. Immer drückte sich Paolino mit großer Behutsamkeit und Umsicht von einer Kirchengesellschaft aus die kanonisch damals gar nicht mehr existirte, und deren Wiederherstellung nach einem vor ganz Europa so offenkundig geführten, von allen katholischen Regierungen eingeleiteten oder doch gebilligten Proceß, wo nicht zu den völligen

Un-

Unmöglichkeiten, doch zu den größten Unwahrheiten zu gehören schien.

Gleich im ersten Abschnitt (S. 5), wo Borgias Jugendgeschichten und die schon im Knaben hervorglänzenden seltenen Anlagen geschildert werden, wird auch folgendes erwähnt: „Wie scharfsinnig schon der Knabe zu beobachten pflegte, mag dies Beispiel beweisen. Eine gewisse Religionsgesellschaft wurde, ihres Eifers wegen *), damals in Rom sehr gepriesen und mit Lobsprüchen bedeckt. Wie es aber in allen menschlichen Din[illegible] zu geschehen pflegt: es fehlte auch nicht an [illegible]iderspruch. Auch in der Familie des jungen Stefano fanden sich Gegner, die Einwürfe machten. Um den Streit zu schlichten, sagte der Vater, Camilla Borgia, einmal blos die Worte: diese Religiöse wissen zu leben. Stefano, der dies mit anhörte, fing von Stund an darüber nachzudenken und wollte gar zu gern wissen, was denn das heiße: sie wissen zu leben. Er selbst konnte sich die Sache nicht deutlich machen. Nun fragt er seine Gespielen, wendet sich an gelehrte Männer und forscht, indem er erzählt, was sein

*) Man denke z. B. an die von den Jesuiten gestiftete, vom Erzbischof in Wien und vom Legaten des Pabstes eingesegnete christliche marianische Ritterschaft zum Ketzerfang in Ungarn in den Jahren 1744 f. f. und an des Jesuiten Sendorfs Bekehrungseifer in der Pfalz. S. Henke's Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts Th. I. S. 206. 254.

Vater gesprochen, nach dem Sinn der zweideutigen Worte. Von ihnen wird er endlich belehrt, zu leben wissen heiße soviel, als es mit keiner Parthei verderben, den Mantel nach dem Winde hängen, göttliche und menschliche Vorsicht nach Willkühr gebrauchen oder mißbrauchen. Und allerdings wurde diese Gesellschaft dieser schmäligen Doppelseitigkeit (flagitii) angeklagt. Daher macht dieser Ausspruch des Vaters Camilla den Sohn für alle Folgezeit behutsam im Umgang mit dieser Sippschaft; (in illius farinae hominibus) und als er nun selbst im reiferen Alter das Treiben und Thun derselben bemerkt hatte, wendete sich sein Herz auf immer von ihnen."

Außer dieser Stelle, in der aber nicht einmal der Name der Jesuiten genannt wird, kommen sie namentlich nur noch einmal in Paolinos Schrift vor, im fünften Kapitel, (S. 33 f. f.) wo seine Thätigkeit, als Vorsteher der Propaganda, im Mißionswesen weiter auseinandergesetzt wird. In einer in Italien 1796 erschienenen Schrift: Storia impartiale del Papato di Pio VI. war eines Rescripts erwähnt worden, welches Borgia im Jahr 1778 an den apostolischen Legaten, den Bischoff von Mohilow Stanislaus Sistrzencewicz von Bohusz erlassen hatte, und worin er, nach der Behauptung jenes unparteiischen Erzählers von Pius VI Regierung, auch die Duldung der Jesuiten in Weißreußen begünstiget ha-

ben ſollte. Dieſem widerſpricht nun Paolino ſehr nachdrücklich. Jener Biſchof habe blos aus eigner biſchöflichen Machtvollkommenheit die Jeſuiten dort wiederhergeſtellt und 1779 zu Mehrlow das erſte Noviziat oder Profeßhaus errichtet *). Es fanden ſich weder im Archiv der Propaganda Spuren einer ſolchen von Rom aus ertheilten Erlaubniß, obgleich übrigens jenem Biſchof große Rechte in Eheſcheidungsangelegenheiten zugeſtanden worden waren. Darum wären ganz anderen Urſachen, und nicht dem Reſkripte des Borgia die Wiederherſtellung der Jeſuiten zu-

*) Das Dekret des Sekretärs der Propaganda, Stef. Borgia vom 15. Auguſt 1778 findet man ganz abgedruckt in der Schrift: Merkwürdige Nachrichten der Jeſuiten in Weißreußen S. 53. Daraus geht deutlich hervor, daß man dem Biſchof von Mohilow, der keinesweges ſelbſt ein Jeſuitenfreund war, dadurch von Rom aus Waffen gegen die Jeſuiten in die Hände geben wollte. Allein der damalige Staatsminiſter der Kaiſerin Katharina Andreas Tſchernitſchew war der nachdrückliche Sachwalter der Jeſuiten und wußte jenes Reſcript aus der Propaganda, ganz zu Gunſten der Jeſuiten auszulegen. Man ſehe die pragmatiſche Erklärung dieſer Verhandlung in der trefflichen, jetzt aufs neue zur fleißigen Lectüre und Beherzigung zu empfehlenden Allgemeinen Geſchichte der Jeſuiten von P. Ph. Wolf. Th. I. S. 73 f. f. Man kennt ja in Petersburg ſehr gut die eigentliche Geſinnung des Pabſtes. Wie wahr iſt, was Tſchernitſchew an den Biſchof ſchrieb: Pontifex utpote Catholicis Principibus Catholicior non male habebat, Jesuitas esse in Russia. S. Wolf a. a. O. S. 69.

geschrieben. Aus einem Ukas der Kaiserin Catharina von 1769 erhelle, daß sie allen ihren katholischen Unterthanen eigene Pfarrer habe geben wollen: dahinter hätten sich die Väter der Gesellschaft Jesu versteckt."

Man sieht, es ist dem Berichterstatter hier bloß um Berichtigung einer verfälschten Angabe zu thun. Freilich glaubt er seinen Freund und Gönner dadurch vom Vorwurf zu reinigen, als habe er durch Begünstigung der Jesuiten sein Gewissen verletzt und eine Gesellschaft, deren innere Tendenz kein römischer Prälat je billigen könne, unklug begünstigt. Allein schon der Umstand, daß Paolino dieß für einen Vorwurf hielt, mußten diejenigen, welche in diesen Orden die Heilsordnung der katholischen Christenheit zu erblicken geneigt sind, sehr misfällig seyn. Man macht über so etwas freilich niemanden den Proceß. Aber man gedenkts ihm doch! Tantaene animis coelestibus irae?

Bei einer so hochherzigen und wahrheitliebenden Frau würde schon der leiseste Verdacht, als habe sie diesen vierten Theil ihrer Reisebemerkungen aus irgend einer schriftstellerischen Eitelkeit wohl lieber unterdrücken als überflüssiges sagen wollen, die größte Ungerechtigkeit seyn. Was so oft blos Redensart ist, ist hier Thatsache. Sie gab den dringenden und von sehr achtungswerthen Personen ihr zukommenden Aufforderungen,

ihr Tagebuch zu vollenden, nur sehr ungern und erst nach einem Zwischenraume von zwei Jahren nach, mitten unter sehr schmerzhaften körperlichen Leiden, in deren Bekämpfung und Erduldung sie stets jene hohe Ergebung und Standhaftigkeit bewieß, welche wir in der, während dieser Zeit im Druck erschienenen, vollständigen Sammlung ihrer Gedichte, die Tiedge herausgab, in so manchem herzerhebenden Liede, Eingebung eines frommen und hohen Gemüths, so zart und lebendig ausgedrückt finden *).

So angenehm ihr nun auch jene Ermunterungen und Zusprüche seyn mußten, weil sie, so wie sie ihr ohne alle Schmeichelei und Gefallsucht zugebracht wurden, ein unzweideutiges Zeugniß ablegten, daß die drei ersten Theile ihres Tagebuchs selbst von Männern, welchen sie etwas neues zu sagen, sich nie einbilden konnte, mit Theilnahme

*) Gedichte der Frau Elisa von der Recke, geb. R. G. v. Medem. Herausgegeben von C. A. Tiedge, zweite Auflage, Halle, Rengersche Buchhandlung 1816. 259 Seiten. Die von S. 187 an besonders zusammengestellten geistlichen Lieder verdienten gewiß großen Theils in unsre besten Gesangbücher aufgenommen und nach angemessenen, die Andacht beflügelnden Melodien auch in geräuschloser Privatandacht gesungen zu werden. Die zwei Lieder vor und nach dem Abendmale würden zur zweckmäßigen Feier des Abendmals unter den nun auf immer verbundenen zwei protestantischen Confessionen, wie wir sie gern als eine Frucht des großen Reformationsjubiläums uns jetzt denken möchten, ungemein viel beitragen können.

gelesen worden wären; so wenig würde sie dadurch allein zur Ausarbeitung dieses vierten Theils sich haben erbitten lassen. Aber sie hoffte an die Erinnerungen ihrer Rückreise und an die letzten Tage ihres Aufenthalts in Rom so manche zeitgemäße Betrachtungen knüpfen zu können, wodurch sie, da sie stets die hohen Angelegenheiten der Menschheit und der wahren Christusreligion in ihrer Brust getragen hat, bei einigen ihrer Zeitgenossen eine fromme Empfindung, einen guten Entschluß befördern könne. In dem Geiste, in welchem sie im Jahr 1815 das neue Auto da fe im südlichen Frankreich sang *), vollendete sie nun auch ihre Reisebemerkungen.

Wer also diesen letzten Theil bloß in der Absicht in die Hand nimmt, um an der freundlichen Hand der Verfasserin in jenen Hesperidengärten zu lustwandeln und mit ihr unter allerlei Reiseabenteuern über die Alpen zurückzukehren, mit einem Worte, wer bloß unterhalten und durch neue Ansichten über Gegenden und Menschen seine Neugierde befriedigt wissen will, wird hier vieles überschlagen müssen und sich oft in seinen Erwartungen getäuscht finden. Es ist der Verfasserin überall mehr um das moralische als historische Interesse zu thun. Allein es wird an Lesern nicht fehlen, die auch dazu die rechte Empfänglichkeit mitbringen. Und was kann der bloßen Neugierde in je-

*) Im Anhange der oben angeführten Sammlung, S. 250 f. f.

nen so oft beschriebenen, eben jetzt wieder durch des allerschöpfenden Millin ausführlichen Reiseberichte bis ins kleinste Detail uns vorgebildeten Gegenden überhaupt noch neu seyn?

Vielleicht scheint einigen dieß Reisetagebuch, welches mit dem Eintritt in die Schweiz und mit einer Reise zu den Gletschern abbricht, auch so noch nicht vollendet zu seyn und gerade da, wo es abbricht, ein etwas kaltes Ende zu nehmen. Allein es war der Verfasserin von da an nicht möglich, ein regelmäßiges Tagebuch fortzuführen. Man denke sich nur ihre damalige Lage und die Stimmung, in welcher sich ihr für Deutschland für ihr eigenes Vaterland und für die Menschheit so lebhaft aufgeregtes Gemüth gerade in jener Zeit befinden mußte. Hätte sie von Lausanne aus den Felsen von Meillerie besuchen können, dann wäre sie vielleicht durch die Ansicht dieser von Rousseau besungenen, in seiner Heloise stets fortlebenden Naturschönheiten und durch das Betreten jenes nun classisch gewordenen Bodens zur Fortsetzung ihres Tagebuchs auf neue ermuntert, ja wohl begeistert worden. Allein die erste Nachricht vom rheinischen Fürstenbunde kam ihr schon in Lausanne zu, und bestürmte ihr Gemüth mit allen Besorgnissen und Schrecknissen, die ihre vertrautere Bekanntschaft mit dem eisernen Gang des furchbaren Eroberers sich nur als sehr nahe denken mußte. Was sie schon 1804 in Verona zu fürchten angefangen und ihrem Tagebuch

anvertraut hatte, ſtand nun in ſeiner traurigen Erfüllung vor ihrer Seele. Nur Berückſichtigung ihrer aufs neue ſehr angegriffenen Geſundheit bewogen ſie, den Entſchluß in beflügelter Eile in ihr Vaterland, in das damals wenigſtens noch eine ſichere Zuflucht darbietende Kurland zurückzugehn, aufzuſchieben, und noch auf kurze Zeit zum Gebrauch der ihr verordneten Molkenkur nach Gais zu gehn. Sie durchflog die Schweiz, um zum Ziele in die friedlichen Hirtenthäler des Appenzeller Landes zu gelangen. Noch mehr aber beſchleunigte ſie ihre Rückreiſe nach Vollendung jener Kur. Nur fünf Stunden von Strasburg entfernt, verſagte ſie ſich doch die langerſehnte Freude, die perſönliche Bekanntſchaft des wahrhaft ehrwürdigen Profeſſors und Predigers D. Bleſſig in Strasburg zu machen, der einſt ihren unvergeßlichen Bruder dort mit ſeiner Freundſchaft beglückt, ſeine Sterbeſtunde erheitert und ihm ein bleibendes literariſches Denkmal geſtiftet hatte *). Seit dem für die Verfaſſerin ſo traurigen Jahre 1778, wo ihr edler Bruder der Graf Johann Friedrich von Medem in ſeiner ver-

*) Leben des Grafen Joh. Fr. v. Medem, nebſt ſeinem Briefwechſel — herausgegeben von Joh. Lorenz Bleſſig. Strasburg 1792. 2 Theile. Die an Bode in Weimar gerichtete Vorrede des zweiten Theils hat auch heute noch mannigfaltige Beziehungen. Die Briefe die hier mitgetheilt werden, verdienen zu den gefühlvollſten gezählt zu werden, die unſere Litteratur aufweiſen kann.

ſprechendſten Lebensblüthe dahinwelkte, hatte ſie den ſehnlichen Wunſch in ſich genährt, auf dem Grabe des Theuren, der die Seele ihrer Seele geweſen war, Bleſſigen (der nun auch ſchon ſeit zwei Jahren in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen iſt, ein viel- und hartgeprüfter Kämpfer für Wahrheit und ächte Aufklärung) Dank für alles abzuſtatten, was er für ihren Liebling im Leben und nach ſeinem Tode gethan hatte. Allein die Nachrichten wurden mit jedem Poſttag bedenklicher. Sie verdoppelte ihre Eil und gerieth doch in die Mitte des furchtbarſten Schlachtgetümmels. Die den furchtbaren Schlachttagen bei Jena und Auerſtädt am 14. October ſo ſchnell folgenden Gefechte bei Halle umſtürmten die Reiſende, die nur durch außerordentliche Anſtrengung Halle und in dieſer Stadt die Wohnung des edelen Dichters Eberhard und ſeiner Gattin erreicht hatte. Vier Tage hindurch dauerte die Plünderung der Stadt vor ihren Augen. Am dritten Tage zog Napoleon durch die von Einwohnern verödeten Straßen und ſah ruhig zu, als das Waiſenhaus in ſeiner Gegenwart geplündert wurde. Szenen des Jammers boten ſich von allen Seiten dar. Doch zerriß nichts ihr blutendes Herz ſo ſehr, als der Anblick von mehreren hundert ſtudirenden Jünglingen, die vom eiſernen Machtgebot verbannt, mit ihren Mantelſäcken auf dem Rücken auswandern und noch auf der Heimkehr ſich von dem

Raubgesindel, das den Namen Krieger entehrte, ausziehn lassen mußten. Seit jenen Schreckensfrenen litt die Gesundheit der Verfasserin aufs neue so sehr, daß sie den Wunsch, ihr geliebtes Vaterland wiederzusehn noch immer nicht erfüllen konnte.

Entstand nun durch alle diese tieferschütternden Zeitverhältnisse wirklich eine Lücke in der Beendigung des Tagebuchs unsrer verehrten Verfasserin: so muß es dem theilnehmenden Leser doppelt erfreulich seyn zu vernehmen, daß ihr treuer Begleiter und Reisegefährte, der hochgefeierte Sänger der Urania, daß Tiedge gewissermaßen den hier abgerissenen Faden fortgesponnen und in vertrauten Herzensergießungen an seine Freunde im Vaterlande, die damals auch schon zum Theil in öffentlichen Blättern erschienen, und mit verdientem Beifall gelesen worden sind, seine Ansichten über die Schweiz und den Hauptereignissen jener beschleunigten Rückreise niedergeschrieben hat. Sie sollten der ersten Verabredung und Ankündigung gemäß, als Anhang zu diesem vierten Theil erscheinen. Allein die bedeutendere Anzahl derselben und ihr Umfang machte es wünschenswerther, daß sie unter dem Titel: Briefe aus Italien und aus der Schweiz von C. A. Tiedge in der Rengerschen Buchhandlung in Halle noch im Laufe dieses Jahres als ein für sich bestehendes Ganze dem Publikum mitgetheilt wurden. Davon dür-

fen wir alſo allen denjenigen, die mit Tiedges Muſe befreundet, den Sänger auch auf ſeiner Reiſe zu begleiten wünſchen, und ihm überall gern zuhören, im voraus einen auch noch in ſpäter Erinnerung ſehr erfreulichen Genuß verſprechen.

„Der rechte Sucher iſt der ſichre Finder!“ Dies Wort von unſerm in Andenken aller Edlen gewiß noch fortlebenden Gleim in ſeinem Halladat ſei hier am Schluß allen ans Herz gelegt, die das, an Lebenserfahrungen, Welt- und Länderanſichten gewiß nicht dürftig ausgeſtattete, aber in Ton und Vortrag durchaus anſpruchloſe, Tagebuch bis ans Ende durchzuleſen, die gehörige Stimmung in ſich, die erforderliche Zeit außer ſich fanden. Man ſuche nun nicht, was die edle Verfaſſerin nicht geben konnte und wollte, und worüber ſie ſich in ihrer Vorrede eben ſo beſtimmt als beſcheiden erklärt hat. Dann findet man gewiß weit mehr, als man zu ſuchen gekommen war *). Ja dann dürfen wir einer gewiſſen, ſehr achtungswerthen Klaſſe von Leſern, denen freilich eben ſo fern von der Anregung zur Schwärmerei und zu den ſtets wechſelnden Truggeſtalten des Myſticismus, als von eitler Witzjagd und Schönrednerei

*) Dann nimmt man ſelbſt die doppelte lithographiſche Zugabe, das Bild des Kaſtellans von Oſtia und die Anſicht des Ablaß-Kanals vom Albanerſee, die ſich bei dieſem Theile finden, willig und ohne über die Ausführung zu kritteln, gern an.

im Ausdruck ſich erhält, gerade in dieſem Theil noch eine vergnügendere Befriedigung verſprechen, als in ſeinen mehr erzählenden, mehr beſchreibenden drei Vorgängern.

Wer aber auch nur der Verfaſſerin eine fromme und frohe Stunde verdankt, wünſche ihr für das zweifache Leben, was ſie in einem ihrer Gedichte ſo treffend ausſpricht, für das äußere, was oft in unſerer Gewalt iſt, Hygieens ſtärkende Waſſerſpende in den Heilbädern Böhmens, wo ſie ſo viele Sommer ſchon die Erwählteſten des deutſchen Volks in unvergeßlichen Abendſtunden um ſich verſammelt ſah, und für das Innere einen Kreis geprüfter Freunde, aus welchem keiner mehr durch ſeinen Abſchied auf immer ſie betrübe. Doch möge es auch in Abſicht auf jenes äußere Leben kommen, wie Gott es fügt!

„Das innre Leben kann und ſoll beſtehen;
Denn was im Sturm der Zeiten fällt und bricht,
Gehört dem innern Leben nicht.“

Dresden, den 24. April 1817.

C. A. Böttiger.

Inhalt des vierten Theils.

	Seite
D. 16. Nov. St. Agata	3
— 17. Gaeta	5
— 18. Monte Spaccato	7
— — Kapelle im gespaltenen Felsen . .	10
— — Der sogen. Rolandsthurm . .	11
— — Abendgesellschaft	12
— — Kathedralkirche in Gaeta	12
— 19. Terracina . . .	14
— — Trestaberne . .	16
— 20. Veletri	17
— — Straße nach Rom	18
— 21. Rom	19
— 22. Lage m. Wohnung	20
— 25. Colisseum . . .	21
— 26. Erste Vorstellung bei dem Pabste .	23
— 27. Charakterisik des Pabstes . . .	30
D. 10. Dec. Schlacht bei Austerlitz u. Napoleons prahlerh. Ankündigungen	33
— — Grabm. d. Nasonen	36
— — Tor di Quinto .	36
— 13. Freundschaftl. Fest auf Montorio .	37
— 31. Betrachtung in d. letzten Stunde d. Jahres	41
— 5. Jan. 1806. Preßburger Friede .	43
— 6. Einzinatus . . .	44
— — Einmarsch d. Franz. in Neapel . .	46
— 14. Massenas Adjud.	47
— 15. Pat. Paolinos Tod	49
— 18. Febr. Carneval .	53
— 19. Ascher-Mittwochen	54
— — Charakterzüge . .	55

	Seite
D. 26. Febr. Faſtengeſch.	57
— 12. März. Regierungsverfaſſung . .	63
— 16. Volkscharakter .	69
— 20. Religionszuſtand	84
— 3. Apr. Grüne Donnerſtag	90
— 4. Charfreitag . .	91
— 6. Seegen d. Pabſtes	94
— 7. Standeserhöhung. d. Buonap. Fam.	97
— — Feſch	98
— — Lucian	98
— 20. Canova u. Bonap.	102
— 23. Canovas Werkſt., Napol. Bildſ. u. Aufgrab. i. Oſtia	103
— 25. Zweite Vorſtellung bei dem Pabſte .	108
— 3. May. D. Weg nach Oſtia	110
— — Oſtias früh. Geſch.	114
— — Neu-Oſtia . . .	117
— — Einwohn. v. Oſtia	118
— — Verbrecherrepubl. in Oſtia . . .	121
— — Alt-Oſtia . . .	123
— — Fuſſano u. Villa d. Plinius . . .	125
— 6. Coliſſeum in der Mondbeleucht.	130
— 11. Seligſprechung .	131
— 12. Klimatiſcher Religionsſinn . .	139
D. 12. May. Leben d. ſeligeſprochenen Franceſko . .	141
— — Feſt aller Seelen	143
— — Erinnerungsfeſt .	146
— 13. Weg nach Tivoli	148
— 14. Geſchich. v. Tivoli	151
— — Sybillen-Tempel	153
— — Villa Eſte . . .	154
— 16. Villa Hadriana .	155
— 19. Umgeb. v. Tivoli	158
— 21. Tuskulum u. Fraſcati	160
— — Villa Aldobrandini	163
— — Villa Taverna und Villa Mondragone	163
— — Cenci	165
— 23. Grotta Ferrata .	175
— — Marino	177
— 24. Laricia	178
— 26. Villa Domitiana	179
— 28. Albano	183
— 29. Albaner See . .	185
— — Geſchichte des Albaner Sees . .	186
— — Geſch. d. Albaner Sees i. Verb. m. d. Eroberung v. Veji	188
— — Emiſſar des Albaner Sees . . .	186
— 1. Juni. Albalonga .	192
— — Palazzuolo . . .	194
— 2. Genzano . . .	195
— — Nemi . . .	196

	Seite
D. 3. Juni. Monte Cavo	201
— 5. Rom	209
— — Unbesonnene patriotische Wuth	209
— 6. Nachricht a. Gaeta	211
— 8. Letzte Vorstellung bei dem Pabste	212
— 10. Letzte Tage i. Rom	215
— 12. Citta Castellana	217
— 14. Narni und Cesi	220
— — Große Trümmer e. alten Brücke bei Narni	221
— — Reiche Nat., Bettel., Straßenräub.	222
— — Terni	222
— — Wasserfall b. Terni	225
— 15. Spoleto	226
— — Foligno	227
— — St. Jacomo	228
— 16. Kloſt. alla Madonna degli Angeli	230
— — Peruggia	230
— — Toricella	232
— 17. Caſtillione	234
— — Cortona	235
— 18. Arezzo	237
— — Monte Varchi	238
— — Piano della Fonte	239
— 19. Gegend a. d. Wege nach Florenz	242
— 22. Ungl. u. Aberglaub.	245
— — Wagenren. z. Flor.	248
— 24. Huldigungsſpiel	249
D. 25. Juni. Alle tre Maschere	252
— — Scari calaſino	253
— — Pietra mala	254
— 27. Bologna	256
— 28. Carpi, Mantua	257
— 30. Cremona	259
— 1. Juli. Lodi	261
— 2. Mayland	263
— — Geſch. v. Mayland	264
— 3. Der Dom	267
— — Kirche des heiligen Ambroſius	268
— — Kirche St. Viktor	269
— — Maria delle Grazie	270
— — Kirche St. Lorenzo	271
— — Stiftung für verwaiſte Mädchen	272
— — Stift. für Knaben	273
— — Hoſpital	273
— — Muſeum	275
— — Napoleons koloſſale Herme	275
— — Oeffentl. Spazierg.	277
— 4. Novara franzöſiſ. Seeoffiziere	278
— 5. Vercelli, Cambon, Eydoux	280
— 6. Cignano	282
— — Induſtria. Turins jetziger Zuſtand	284
— — Turin, Superga	286
— — Straßen u. Plätze in Turin	289

	Seite
D. 7. Juli. Kathedralk.	291
— — Königliche Kapelle	293
— — Geſch. d. Schweißt.	293
— — Jetzig. Zuſt. Turins	294
— — Carl Emmanuel .	296
— 8. Suſa	299
— 9. Mont Cenis . .	302
— — Laneburg . . .	308
— 10. St. Michel . .	309
— 11. La Chambre . .	312
— 12. Alguebelle . . .	314
— — Verſchüttetes Dorf Randau . . .	314
— — Sitt. u. Gebräuche der Savoyarden	315
— 13. Chambery . . .	319
— 14. Rouſſeaus Wohn.	323
— — Bergſturz . . .	325
— — Le bout du monde	326
— — Volksſpiel . . .	328
— — Geſelligkeit . .	329
— 15. Frangis	337
— 16. Genf	338
— — Sismondi . . .	340
— — Domkirche . . .	341
D. 16. Juli. Kirchentrenn.	342
— — Rouſſeaus Platz	342
— — Geſelliger Ton .	343
— 17. Voltaires Landh.	344
— — Voltaire u. Rouſſeau	344
— — St. Jean . . .	345
— 18. Bonneville . .	346
— — Cluſe, Arpenaz .	347
— — Salanche . . .	348
— 19. Servoz	349
— — Weg n. Chamouny	349
— 20. Chamouny . . .	351
— — Wanderung zum Eisfelde d. Glätſchers Blois . .	351
— — Eisthor des Arverons	356
— — Glätſ. d. Boſſons	358
— 21. Montenvert . .	359
— — Unglücksfälle auf den Eisgebürgen	361
— — Sogenanntes Eismeer	362
— — Schluß	363

Vierter Theil.

Abreiſe von Neapel über Gaeta nach Rom,
Abreiſe von Rom über Terni, Mayland,
Turin und Chambery nach Genf
bis Chamony.

Vom Jahre 1805 bis 1806.

Bayerische Staats... MÜNCHEN

St. Agata, den 16. Novbr. 1805.

Aus der unendlichen Fülle großer und erhabener Bilder, welche mir das kampanische Elysium mitgegeben hatte, blickte ich vergleichend noch oft auf die reiche, thätige Natur, die sich unermüdet, aber vergeblich abarbeitet, die Menschen, welche sie mit so vorzüglichen Anlagen ausgestattet, wiederum aufzurichten von der Versunkenheit, wo hinein vieljährige innere Zerrüttungen und unfähige Regentschaften sie gestürzt haben; jedoch sie findet nirgends einen kräftigen mithelfenden Willen! Jahrelange Gewohnheit und gänzlicher Mangel eines Punktes der Vergleichung, hat die Bewohner Unteritaliens so gegen das Elend abgehärtet, daß sie den Druck davon weniger fühlen, als es einem fremden Augenzeugen, der das Beßre kennt, scheinen möchte. Eine gewisse Fröhlichkeit, die das Werk des leichten Sinnes ist, haben selbst gesteigerte Belastungen ihnen nicht zu entreißen vermocht; und es kann nicht fehlen, daß der stets heitere Himmel ihrem leichten Daseyn seine Farbe mittheilt.

Diese Bemerkung richtete mein, von Mitgefühl durchdrungenes Herz wieder auf, wenn es von der Gegenwart verletzt, und von den Befürchtungen der Zukunft bestürmt, unterliegen wollte. Selbst

die neuen Verwirrungen, womit die Franzosen diesen Staat bedrohn, vermögen dem vorhandenen Elende des Volkes, welche Zerstöhrungskünste sie auch mitbringen werden, keinen Zuwachs hinzuzufügen. Nur der Adel und die Wohlhabenden werden es empfinden, was es heißt, wenn entartete, an Raub gewöhnte Franzosen ihre sogenannten politischen Verbesserungen einem Volke anbieten, oder vielmehr aufzwingen.

Nach einem schönen Zuge durch lauter hesperidische Gartenpracht, erreichten wir das erste Nachtlager St. Agata. Wir machten noch einen kleinen Abendspatziergang, auf der herrlichen Brücke, deren ich in meinen vorherigen Bemerkungen bereits erwähnt habe (Th. III. S. 20); dieses schöne Werk der Baukunst legt wohl ein würdiges Zeugniß von dem Grade der Erhebung ab, dessen dies Volk fähig ist, welches, trotz allen niederschlagenden Hindernissen, eine solche Idee zu fassen, und mit Rüstigkeit und Eifer durchzusetzen vermochte. Ich blickte westlich in das kräftig und duftig grünende Thal hinab; es war mit dem schönsten Abendlichte gleichsam übergossen, das in ein röthliches Violet an den Höhen verschmolz; und dort unten, — welche Stille! welcher Friede! der auch mein Gemüth, wie mit einem sanften Wiederschein seiner Lieblichkeit erfüllte, und mich zu meinem, sehr dagegen abstechenden, Nachtlager begleitete. Morgen wird ein besseres Ziel meiner nächsten Wallfahrt mich aufnehmen. Der Prinz von Hessen Philipps-

thal hat uns zu einem Aufenthalte in Gaeta gastfreundlich eingeladen.

Gaeta, den 17. Nov.

Die milde schöne Natur, die uns schon eine liebe alte Bekannte geworden war, und das Wiedersehen derjenigen Stellen, die sie mit ihren Auszeichnungen geschmückt hatte, verkürzten, auf eine unterhaltende Art unsre gestrige Tagereise. Mit der Dunkelheit der Nacht kamen wir vor Gaeta an, wo uns ein entgegen geschickter Bote des Prinzen erwartete. Es ist ein langer, schmaler, zum Theil durch Felsen gehauener Weg, der zur Stadt führt. Wir zogen ein, und der biedre Prinz, nebst seinem wackern Freunde, dem Obersten von Zweyer, empfing uns mit dem herzlichsten Willkommen, im Hause des letztern, welches auch der Prinz gegenwärtig bewohnt; indem das Kommandantenhaus von der, durch Napoleon verdrängten, Familie des Königes von Sardinien besetzt ist.

Wir fanden ein bequemes und wohleingerichtetes Nachtlager. Diesen Morgen gegen zehn Uhr holten unsre Freunde uns zu einem höchst angenehmen Spaziergange ab. Wir umwanderten die ganze Festung. Hier bemerkte ich nun, daß Gaeta nur einen Landzugang hat; denn es liegt auf einer hohen felsigten Erdzunge so, daß die Veste, wie Gibraltar, unüberwindlich scheinen muß, wenn ein belagernder Feind nicht auch zugleich die Seeseite einschließen kann. Nahe vor der Stadt drohen ter-

rassenmäßig aufgeführte Festungswerke auf den schmalen Landweg herab. Wir gingen zwischen furchtbaren Feuerschlünden umher, die auf die See hinausstarrten. So wenig anziehendes sonst Festungen für mich haben, so merkwürdig erschienen mir solche Zurüstungen unter den gegenwärtigen Umständen, die das nahe Andringen einer unvermeidlichen Gefahr schon von Ferne erblicken lassen; denn die Vernichtung der neapolitanischen Dynastie ist von dem, nach diesem schönen Lande gierigen, Feinde beschlossen, der wie ein verwüstendes Ungeheuer die Erde durchzieht, um ein furchtbares Weltregiment zu stiften. Die Ausrüstung der Veste ist bei weitem nicht vollendet, und die Besatzung, die grösztentheils aus Galerensklaven und anderm Gesindel besteht, weder bekleidet, noch bewaffnet; wie wenig ist also von einem Widerstande dieses unglücklichen Staates zu erwarten, den der tückische Feind wie ein, im Sprunge begriffener, Tieger überfallen wird. Diese Wahrnehmung würde noch heftiger mein Gemüth ergriffen haben, wenn nicht die schönen entfernten Umgebungen mich zu sanfteren ruhigeren Bemerkungen hingezogen hätten. Denn nichts kann entzückender seyn, als die Aussichten auf die inselvolle See und auf die blühenden Küsten umher. Wir machten unsern Rückweg durch die Stadt, wo es mich angenehm überraschte, keinem Bettler zu begegnen. Selbst die an der Straße arbeitenden Galerensklaven ließen uns ruhig vorüberziehn. Der Prinz hat in Gaeta

Einrichtungen getroffen, wodurch allein der unerträglichen Bettelei gesteuert werden kann. Die Almosenvertheilung an wirklich Unvermögende wird besser verwaltet, und Arbeitsfähige werden beim Straßenbau angestellt, den freilich der Prinz auf seine Kosten betreiben läßt, da die Regierung erklärt hat, daß sie außer Stand sey, ihn bei Unternehmungen dieser Art zu unterstützen. Der Prinz ist ein wahrer Schutzgeist der Stadt, und er wird es auch gegen die andringenden Feinde seyn, wenn den Kunstgriffen der französischen Taktik nicht etwa verrätherische Waffen zu Hülfe kommen.

In den Umgebungen der Stadt ragen aus dem tief versunkenen Alterthume mehrere Erinnerungspunkte hervor, und selbst der Name knüpft sich an die Virgilische Landungsgeschichte des Aeneas, dessen Amme Cajeta auf diesem Vorgebirge begraben seyn soll. Uebrigens hat Gaeta alle die wechselnden Schicksale mit erfahren, welche im Laufe der Zeit Campanien bald verherrlicht, bald verheert haben. Man sieht hin und wieder im anspühlenden Meere noch Gemäuer von jenen Prachtvillen der Römer, die hier ihre Reichthümer verschwelgten.

Den 18. November.

Unsre beiden Freunde bieten alles auf; sie benutzen die Freuden der schönen Natur, und rufen die Genüsse der Kunst herbei, uns unsern kurzen Aufenthalt in Gaeta angenehm zu machen; mu-

sikalische Unterhaltungen wechseln mit ergötzenden Spaziergängen ab. Diesen Vormittag machten wir eine Wanderung zu dem berühmten Monte Spaccato. Der Weg dahin führt neben der Kirche della Trinità vorbei, und über verschiedene Stellen des Ufers, wo die nagenden Meereswellen tiefe Grotten hineingerissen haben, welche schon aus der Ferne das Brausen der ein- und ausstürzenden Wogen vernehmen lassen. Wir gelangten nun zu der heimlichen Stelle, die ein kleines Heiligthum der Andacht verbirgt. In einem weiten Felsenspalt, der, wie erzählt wird, bei der Kreuzigung Christi aufgerissen seyn soll, und bis in den Meeresgrund hinabreicht, liegt eine sehr kleine Kapelle auf einem Felsenblock, welcher bei der Spaltung niederstürzte, und etwa in der Mitte des Risses eingeklemmt wurde. — Wie verschwindet jedes gigantische Denkmal der Menschenhand aus alter und neuer Zeit gegen die Allmacht der Naturkraft, welche diesen mächtigen Felsen auseinanderriß. Zu der Kapelle gelangt man durch eine kleine obere Vorhalle, von wo aus eine enge, zum Theil in den Felsen gehauene, Treppe in das untere Heiligthum führt *). — O

*) Die ganze Gegend, längs der Küste hin, trägt die deutlichsten Spuren von großen Höhlen und Erdspalten, die nur durch gewaltsame Erderschütterungen hervorgebracht werden konnten. Ein Neapolitaner, Roserto, beschrieb dies alles schon in einem eigenen Wegweiser im 17ten Jahrhunderte Breve descrizione delle cose più notabili di Gaeta, wovon

gewiß, es war ein frommer Gedanke, der hier, der Gottheit ein Denkmal zu stiften beschloß, hier wo eine so mächtige Erinnerung an das Walten der, von dem Ewigen ausgerüsteten Natur zu dem Gemüthe des Menschen solche ergreifende Worte spricht. Ich blickte zu dem Fenster der Kapelle *) in den ungeheuren Spalt, und auf das bewegte Meer

Antonio Bulifone zu Neapel 1690 eine neue Ausgabe veranstaltete. Sehr scharfsinnig leitet der gelehrte Strabo den alten Namen Caetta, woraus die fabelnden Römer ihre Cajeta mit der Ableitung von der Amme des Aeneas hervorriefen, von dem altdorischen oder laconischen Worte Kaiadas ab, welches Erdschlucht, Erdfall heißt. Man suche alles Hierhergehörige in Du Theils 24ster Anmerkung zur Geographie de Strabon, traduit du Grec en François (Paris 1809) T. II. im Anhange p. 78 f. f. Plinius III. §. 9 bezeichnet ausdrücklich die Speluncas in dieser Gegend, wovon eine durch die Rettung Tileis insbesondere berühmt wurde. Wahrscheinlich war, was jetzt die in den Felsenspalt eingezwängte Kapelle del Crocifisso ist, schon in den Römerzeiten, wo dieses Gaeta einen Hafenplatz, keine eigentliche Stadt, bildete, ein Gnadenort der rettenden Meergottheiten, der Tyche, Isis oder Serapis, an dessen Stelle dann das Christenthum sein Kreuz mit allen dazu gehörigen frommen Wundersagen setzte, die niemand treuer und ausführlicher erzählt hat, als unser fleißiger Keysler Th. I. S. 737 f. f. der Schützischen Ausgabe. B.

*) Nach der Behauptung einiger Reisenden, soll der Raum dieser Kapelle nicht mehr, als drei Menschen umfassen; unsre Gesellschaft bestand aus sechs Personen, die nichts weniger als gedrängt standen.

d. Verfasserin.

hinab. Ein heiliges Grausen und Entsetzen ergriff mich bei diesem Anblick; zu beiden Seiten ragten hoch die beiden Wände des zerrissenen Felsens über die Kapelle hervor, und in der Tiefe tobten die Wogen, welche unterhalb der Kapelle den Riß tiefer zu wühlen streben, und bei hochstürmender See die Fenster der Kapelle erreichen. Mein Blick kehrte zu dem Altare des Heiligthums zurück; hier in der abgezogensten Einsamkeit werfen betend und dankend die Seelente sich nieder, welche den Schirm des Golfs verlassen, oder erreichten. Hoffnung und Zuversicht finden alle bei dieser geweihten Stelle. Mein Auge wurde feucht, und ein stilles Gebet, zu dem Unfaßlichen, welcher weisheitsvoll die Schicksale der Menschen und Völker lenkt, entfloß meiner Seele. Mit gestärkterem Geiste und mit einem Gemüthe, voll Zuversicht und Vertrauen, sah ich nun den kriegerischen Stürmen entgegen, denen auch mein geliebtes Vaterland nicht entgehen dürfte. Mein Innerstes war von dem, was ich hier empfand, hoch erhoben, doch so erschüttert, daß körperliche Erschöpfung eine Folge davon war und ich der Ruhe bedurfte, die sich in sanftere beseligende Empfindungen auflöste.

Nachmittag vollendeten wir unsern Spaziergang, und eine Fülle merkwürdiger Gegenstände beschäftigte ununterbrochen meine Aufmerksamkeit. Wir besuchten die auf einer reizenden Bergterrasse gelegene, Villa des Prinzen; von hier aus beherrscht der Blick eine an Abwechselung und Lieb-

lichkeit reiche Aussicht. Auf dem Gipfel des Berges, an welchem die Villa liegt, erhebt sich ein altes Todtenmahl, welches die Form und Größe des Metellischen hat (II. Th. S. 193.) und man wußte nicht warum? — der Rolandsthurm genannt wird, nach der daran befindlichen Inschrift aber, ist es das sechzehen Jahre vor Christi Geburt erbaute Grab des Munatius Plankus. Einsam steht dieser verspätete Zeitgenosse der Vorwelt dort oben und erinnert den fernher ziehenden Pilger, wenn er es vergessen könnte, daß er auf alterthümlichem Boden wandle. Auf eben dieser Höhe, etwas tiefer, steht noch ein Ueberbleibsel der alten Zeit, welches man für die Reste eines Merkurius Tempels hält *).

Wir kamen endlich bis an den wohlgebahnten Weg, der sich zu diesem steilen Berge hinaufzieht, und den der Prinz auf seine Kosten hat bauen lassen. Die Anhöhe ist sehr steil, und hat zuvor nicht selten verursacht, daß Menschen und Landvieh in die Tiefe hinunter stürzten.

Den Abend dieses angenehmen Tages brachten wir bei dem Prinzen zu, wo sich noch einige Offiziere von der Garnison einfanden, die musikalisch waren, und ein recht angenehmes Conzert aufführten.

*) Man vergleiche über alle diese Ruinen und Ueberreste Erasmo Gesualdo Osservazioni critich. sopra la stor. della via Appia cap. I. §. 2. no. 8. p. 49. B.

Aus einem entfernten Zimmer in der Wohnung des Prinzen erscholl, so oft sich jene Thüre öffnete, die lebhafte Unterhaltung einer ziemlich großen Gesellschaft; und ich erfuhr, daß der Prinz den Offizieren der Garnison, um sie von unwürdigen Zerstreuungen zurück zu halten, ein geräumiges Zimmer angewiesen habe, wo sie ihre Abende und sonstigen Erholungsstunden zubringen können. Es herrscht in diesen Zusammenkünften eine solche Anständigkeit der Gesellschaft, daß selbst der Bischof ihr beizuwohnen nicht verschmäht.

Terracina, den 19. November.

Am heutigen Morgen unsrer Abreise von Gaeta, hatten wir nur noch die Kathedralkirche zu besehen; sie ist im funfzehnten Jahrhundert erbaut, und dem heiligen Erasmus gewidmet. Außer dem Taufsteine und einer, dem Altare gegenüberstehenden, antiken Statue des Aeskulap, enthält sie wenig merkwürdiges. Der erste ist vermuthlich ein Altar aus der griechischen Zeit, und die Basreliefe daran, welche die, vor ihrem rasenden Gemahle fliehende Ino mit ihrem Sohne Melicertes darstellen, athmen wahrhaft griechischen Geist. In der entfernten Aehnlichkeit dieser mythologischen Sage, nach welcher ein Kind aus einer verfolgenden Gefahr gerettet wird, mit der Handlung welche einem Kinde die Weihe zum christlichen Lebensheile giebt, scheint die Veranlassung zu liegen, welche das unter den formianischen Trümmern aufgefun-

dene Kunstwerk, zu einem Taufsteine bestimmte. In welche Beziehung aber der heidnische Aeskulap mit christlichen Vorstellungen zu bringen ist, weiß ich mir nicht zu erklären *).

Unvergeßliche Eindrücke der Freundschaft, und der herrlichen Natur nahmen wir auf die Reise mit,

*) Es läßt sich durch eine Reihe von Beweisen glaubwürdig darthun, daß die Vorstellung, die auf mehreren griechischen Denkmalen vorkommt, wie Merkur den neugebohrnen Bachus der Nymphe Nysa oder auch, nach der Thebanischen Umfabelung, der Ino-Leukothea darbringt, in heiliger Einfalt (nicht in profaner Ausdeutung, wie der Astronome Dupuis that Origine des tous les Cultes T. II. P. 2. p. 197. u. a. m. O.) für das Christkind gehalten wurde, und so Gefäße, die die Geburt des Bachus und seine Erziehung vorstellen, zu Taufbecken gebraucht werden konnten. Was in der Cathedralkirche von Gaeta zu der Zeit, als unsere Reisende sie besuchte, noch zu sehen war, ist offenbar einer von den großen Bacchuskrügen (crater) gewesen, die in den alten Bacchanalien so oft erscheinen, und von Creuzer so scharfsinnig ausgedeutet worden sind. Die erste Abbildung davon gab schon Jac. Spon in seinen Miscellaneis eruditae antiquitatis Sect. II. p. 25. Bekanntlich steht der Name des Bildhauers Salpion aus Athen mit griechischer Schrift darauf eingegraben. Es ist ein herrliches Werk ächtgriechischer Sculptur, welches der Cardinal Bernis auf seiner Villa zu Albano in einer schönen Copie in Erzguß besaß. Die Darstellung selbst macht gleichsam den zweiten Theil zu dem bekannten Relief im Pio-Clementino T. IV. tav. XIX mit Visconti's Anmerkung p. 41. — Die vier palmi hohe kleine Aeskulapiusstatue, deren Beziehung räthselhaft

die wir bisher ohne Unfall, und ohne an die furchtbaren Straßenräuber zu denken, zurücklegten: aber hier begegnete uns sogleich das Gerücht von einer in diesen Tagen vorgefallenen Beraubung. Beim Eintritt in das Wirthshaus erzählte man, daß eine vornehme Reisende von einer Bande Straßenräuber gänzlich ausgeplündert worden sey.

Den 20. November um 8 Uhr Morgens.

Unbeschreiblich süß war die Abendruhe, die uns zu Terracina in ihren kühleren Schatten empfing. Die Gegend hatte, trotz des Herbstes, nichts von ihrer Herrlichkeit verloren, womit sie uns in den schönen Maitagen entzückte; der Frühling schien seine Reize, wie ein reiches Vermächtniß, zurück gelassen zu haben; nur daß er selbst nicht mehr,

scheint, ist, wie sie schon Misson in seinen Nouveau Voyage d'Italie T. II. p. 23. beschrieben hat, offenbar ein Heilandsbild aus den späten gnostischen Zeiten, nach einer Komposition, dergleichen wir auf Abraxas-Gemmen häufig wiederfinden. Aeskulap, in den Zeiten der allgemeinen Religionsvermischung, oft mit dem Heiland Servator mundi verschmolzen, setzt den Fuß auf seinen treuen Hund (der ihn als Findling schützte, nach Pausanias II, 26), an dessen Rücken der Heildrache sich aufwindet, und zwischen den Schenkeln des Gottes aufstrebt. Auf dem Kopfe des Gottes sitzt der Adler. Unter den Füßen des Hundes liegt — das sicherste Zeichen sehr später, ausgearteter Kunst — ein Todtenschädel. Wer sieht hier nicht den allegorisirenden Mysticismus?

D.

gleichsam mit tausend und tausend Lichtaugen, das Dunkel der Nacht durchblitzte; denn die Lampyris war verschwunden, (III. Th. S. 12) und die Myrtengebüsche leuchteten nicht mehr mit diesen lieblichen Glanzpunkten. Eine ernstere, aber dennoch unendlich freundliche Gestaltung bekleidete alle Gegenstände umher. Sanft rauschten die Wellen des Meeres, auf dessen Spiegel die dunkelhelle Sternennacht lag, die einen ganz andern Charakter trägt, als unsre neblichtdumpfe Herbstnacht! — Eben so heiter, als das leise Verschwinden des Tages, war das Morgenerwachen meiner Frühstunde. Ich blicke noch einmal auf das bewegte Meer hinaus und verlasse jetzt mit tiefgerührtem, doch muthvollem, Sinn die lieblichen und erhabenen Gegenstände, die mein Gemüth unter dem Drucke einer böſen Zeit mit Erhebung erfüllt hatten; und die großen Bilder, mit denen sie meinen Geist bereicherten, mögen fortan einen aufheiternden Nachglanz über die künftigen dunkeln Stunden meines Lebens werfen.

Veletri, Abends gegen 9.

Ich verließ Terracina, wie man eine liebe Stelle verläßt, die man zum letzten Male bewandelte. Hinweg gescheucht haben bereits die kühleren Herstwinde die giftigen Ausdünstungen der pontiniſchen Sümpfe. Wir brauchten nun unsre Durchfahrt nicht zu beschleunigen, und konnten jetzt mit Sicherheit bei merkwürdigen Punkten in dieser, sonst feindlichen, Gegend verweilen. Diesen Umstand be-

nußten wir, und stiegen bei einem Wirthshause an der Landstraße aus, welches zugleich das Posthaus und derselbe Punkt ist, wo Paulus bei seiner Hinführung nach Rom einkehrte. Der antike Name Tres Tabernae haftet noch an dem Hause. Die lutherische Uebersetzung der Bibel nennt es Tretabern. Die in der Nähe befindlichen unscheinbaren Gebäudetrümmer, sind höchst wahrscheinlich Ueberbleibsel jenes alten Hauses, dessen Schwelle Paulus betrat, dieser ehrwürdigste Kämpfer für das Christenthum. Mit Ehrfurcht nahe ich mich jeder Spur der alten Zeit, aber mit einer ganz andern, ich darf wohl sagen geheiligten, Empfindung betrachtete ich diese geweihten Reste. Die ganze blutige frühere und spätere Geschichte unserer erhabenen Christusreligion stieg aus der tiefen Vergangenheit vor mir auf *), und es war mir, als

*) Seit jenen früheren Zeiten, in denen Paulus und die übrigen ersten Nachfolger des Heilandes unter Missethäterstrafen ihren Glauben büßen mußten, verging kein Jahrhundert, welches nicht das Blutzeichen einer solchen Verfolgung mit in die Geschichte hinüber genommen hätte. Man lese in Sismondi de la Litterature du midi de l'Europe, Kapitel sechs, die gräßlich mörderischen Verfolgungen in der Provence; welche Papst Innozenz der dritte gegen die christlichen Sekten verüben ließ, welche der Verderbtheit der Geistlichkeit, und den schändlichen Mißbräuchen der römisch-katholischen Kirche entgegen arbeiteten, und jetzt! — im Jahre 1816

als müßt ich feſter und feſter das Kleinod halten, welches noch jetzt Afteraſaube und Unglaube den Herzen der Unbefangenen zu entreißen ſtreben. Einſam ſinnend, und gleichſam ganz in die alte Zeit hinüber gerückt, wandelte ich unter den Gräberruinen in dieſer Gegend an der Landſtraße umher. Die alten Grabſchriften mit zerrißnen griechiſchen Worten, die ich nicht verſtand, ſchienen gleichſam verſtändlich zu mir zu ſprechen, und mich zu mahnen, keinen Augenblick des Erdelebens zu verſchwenden, deſſen letzte Spur ein ſolcher Stein bedeckt.

Eine heiterernſte Stimmung begleitete mich durch den übrigen Theil der pomptiniſchen Sümpfe nach Veletri. Gern würde ich Vorſtellungen kriegeriſcher Auftritte von mir abgewehrt haben, wenn nicht die gegenwärtige unglückſchwangere Zeit zu lebhaft daran erinnert hätte, daß der Boden um dieſe Stadt durch den Zwiſt der Monarchen um die ſpaniſche Erbſchaft, noch im vorigen Jahrhundert mit Blut gefärbt ward.

Der meinem Geſundheitszuſtande gemäß eingerichtete Plan meiner Reiſe erlaubte mir nicht,

indem ich dieſe meine Bemerkungen meinen Freunden übergebe, raſet eine ſolche Verfolgungswuth gegen die Proteſtanten im ſüdlichen Frankreich, und noch keine Zeitung hat uns gemeldet, daß der ſonſt ſo menſchenfreundliche Pabſt, oder irgend ein franzöſiſcher Biſchof einen Hirtenbrief gegen die Greuel der Proteſtantenverfolgung ausgeſandt habe. die Verfaſſerin.

das, seitwärts von der Landstraße auf einer Anhöhe liegende, Cora zu besuchen; ich mußte mich begnügen, nach dieser alten ruinenvollen Stadt von meinem Fenster aus hinüber zu schauen; dort vernichteten die Römer das blühende Leben der volskischen Nation, um daselbst die stolzen Denkmale ihrer Weltherrschaft aufzurichten; aber auch die sind darnieder gestürzt; und an den Trümmern haftet nur noch der Name, welcher die Stätte ihres Uebermuthes bezeichnet. Morgen begrüße ich mein geliebtes Rom, wohin ich mich, noch betäubt vom neapolitanischen Volksgewühle, recht herzlich sehne.

Rom, den 21. November.

Als ich Veletri verließ, durchschauerte mich ein süßes Jugendgefühl, ein Gefühl, als ob heimatliche Lüfte von Rom zu mir herüber wehten: So war es in meinen frühern Tagen, wenn ich nach einer Abwesenheit von einigen Wochen das Birkenwäldchen meiner väterlichen Flur wieder begrüßte, und mich den heiligen Stellen nahete, wo älterliche Liebe, Geschwister-Innigkeit, und die Beseligungen einer höheren Freundschaft meinen Geist erleuchteten, und mein Gemüth erhoben. — Ich zog dem freundlichen Wiedersehn in einem Kreise mir werthgewordener Freunde entgegen, welche mich die weite Entfernung von meinen Lieben minder empfinden ließen. Wie ein sanft melancholisches Bild der alten Welt lag vor meinen Blicken die

verödete römiſche Flur, welche an lauter Vergangenheit erinnert! — Die alten zerrißnen Aquäducte durchſchnitten mit ihren unterbrochnen Fortſetzungen, hie und da unſern Weg, und einzelne Ueberreſte ſtarrten in dem weiten Todtenfelde umher unter den zum Theil grün überwachſenen Ruinen der alten Gräber, die, nun ſelbſt begraben, ihren Todten bereits nachgeſunken waren. Eine feierliche Stille empfing meinen Geiſt, und ich ſah ſchon im röthlichen Abendſtrahl der ſinkenden Sonne die hohe ehrwürdige Peterskuppel ſchimmern. Wir erreichten das Thor St. Giovanni und mein Blick begrüßte froh die Stellen der einſamen lateraniſchen Höhe, (Th. II. S. 153.) von wo aus ich oft ſehnſuchtsvoll hingeblickt hatte nach dem ſchönen campaniſchen Lande, aus dem ich jetzt mit ſehr gemiſchten Empfindungen zurückkehrte. Endlich traten wir in die für mich bereitete Wohnung. Es iſt nicht die alte, aber doch in ihrer Nachbarſchaft noch reizender gelegen, als jene, und mir nicht ganz fremd; denn hier hatte ich oft eine verdienſtvolle Frau beſucht eine höchſt geiſtreiche Engländerin Lady Monkachet*). In dieſer meiner neuen

*) Dieſe edle Frau widerlegt überzeugend das Vorurtheil, welches den Frauen, um ſie ihrer häuslichen Beſtimmung nicht abwendig zu machen, jede bedeutende wiſſenſchaftliche Bildung unterſagt. Sie iſt von der berühmten Wolſtoncraft erzogen, und macht eine würdige Anwendung von den Grund-

Wohnung empfingen mich Bekannte und Freunde, wodurch in mir das süße Gefühl wieder in Rom zu seyn erhöht wurde.

Den 22. November.

Die Lage meiner neuen Wohnung ist ungemein reizend; sie liegt am Ende der, vom Spanischen Platz zum Pinzius führenden Straße, mit dem Eingange dem Berge zugekehrt, und schon ziemlich hoch. An den Fenstern der verschiedenen Zimmer beherrscht das Auge drei Weltgegenden: den Morgen, Mittag und Abend. Oestlich ganz in der Nähe, erhebt sich vor der Kirche Trinità di Monti in seiner alten Ehrwürdigkeit und Majestät der, früher bereits von mir erwähnte, Obelisk, (Th. I. S. 310) von der kräftigen Morgensonne bestrahlt. Südlich streckt sich die Stadt hin, westlich aber zeichnen sich zwei vorzügliche Punkte aus, die in ihrer ganzen Herrlichkeit erscheinen, wenn die Sonne sich senkt. Reizend fallen die letzten Abendstrahlen auf die hoch in der Luft schwebende grüne Fläche, welche die aneinander geschmiegten

sätzen ihrer Erzieherin. Ohngeachtet des weiten Umfanges ihrer Kenntnisse, regiert sie mit durchgreifender Ordnung ihr Hauswesen selbst, und hat daneben die Bildung und den Unterricht ihrer Kinder sich vorbehalten. Freilich wird sie dadurch großen, Zeit verderbenden Gesellschaften entzogen, aber was ihr als Genuß erscheint, findet sie in ihrem häuslichen Kreise. d. Verf.

Pinienkronen im Garten des Korſiniſchen Pallaſtes (Th. II. S. 381) auf dem Janikulus bilden. Endlich prangt in der rothweſtlichen Gluth, bis zum Niedergange des Tages, die feierliche Peterskuppel.

Den 23. November.

Mein erſter Gang in Rom zog mich gleichſam unwillkührlich zum Coliſſeum hin; hier ward ich beim erſten Anblick unangenehm überraſcht. Viele Jahrhunderte hatte es der Zeit gekoſtet, um dieſe mächtige Ruine ſo weit von ihrer Herrlichkeit herabzubringen; und jetzt, während meiner Abweſenheit von wenigen Monaten, hatte ſie ſehr entſtellende Veränderungen erlitten. Das von den hohen und mittleren Geſimſen herabflatternde Geſträuch hatte man hinwegräumen laſſen, und nun ſtand die alte Trümmer, wie ein aufgedecktes Todtengerippe, in wüſter Umgebung. Maler und Nichtmaler vermiſſen an dieſem großen Reſte der alten Welt den ehrwürdigen Ruinenſchmuck; indeſſen verſicherte man, daß die Wegräumung des Geſträuches nothwendig geweſen ſey, um die Zerſtöhrung zu verhindern, welche das tiefere Eindringen der Wurzeln in die Zwiſchenräume der Steinmaſſen an dem Ganzen verurſacht haben würde. Dagegen aber waren auch die Aufgrabungen fortgeſetzt worden, die der, für die Kunſt des Alterthums ſehr gewonnene, Pabſt mit Eifer betreiben läßt. Eins von den untern Gemächern fanden wir be-

reits aufgedeckt, und ich mußte erſtaunen über die Tiefe der Verſchüttung, oder vielmehr über die Höhe der Trümmeranhäufung, womit dies alte Gebäude umgeben, und die ganze die Gegend umher überdeckt iſt. — Der Fußboden des aufgefundenen Gemaches iſt von Marmor und mit hübſchen Moſaikmalereien geſchmückt. Wer mag wiſſen, zu welchem Gebrauche dies liebliche Zimmer gedient hat?*) Vielleicht waren dergleichen Gemächer beſtimmt, um den Zuſchauern der Kampfſpiele, die nicht nur ganze, ſondern mehrere Tage dauerten, Ruheplätze zu gewähren, wo ſie Erfriſchungen und andere Bequem-

*) Bekanntlich hat dieſe ſpäter unter Daru und Miollis ganz vollendete Aufgrabung der Arena, die aber nach der Rückkehr Pius VII. wieder in den alten Zuſtand verſetzt worden iſt, großen Streit unter den römiſchen Alterthumsforſchern und Baukünſtlern erregt. Der Raum einer kleinen Anmerkung geſtattet hier keine weitere Ausführung. Hier nur ſo viel: Auch dieſe auf dem älteſten Fußboden des innern Umkreiſes des Coloſſeo gefundenen Moſaikmalereien und Gemächer beweiſen die Richtigkeit, der Behauptung, welche der Profeſſor der Archäologie am Archigymnaſium in Rom, Lorenzo Re Romano in ſeiner, in der Accademia d'Archeologia am 17. Dezember 1812 gehaltenen Vorleſung Osservazioni sull' arena e sul podio dell' Anfiteatro Flavio (Rom 1812 in fol.) gegen Fea in Guattani's Memorie encicloped. Vol. V. p. 142. und andere Antiquarier ausgeſprochen hat. Es iſt nicht glaublich, und wird es auch durch die Stelle des Dio Caſſius 46, 21 nicht, daß hier Waſſer zugelaſſen und Naumachieen gehalten worden wären. B.

lichkeiten finden konnten. Eine Treppe, wenn ich nicht irre, ebenfalls von Marmor, führt zu den obern Räumen. Auch hatte man ſchon einige von den Röhren entdeckt, durch welche das Waſſer emporgetrieben wurde, um den Raum des Schauplatzes zu Waſſergefechten anzufüllen, oder um durch Preßwerke das Waſſer von oben in einen kühlenden Thau verwandelt, auf die ſtaubige Arena ſich niederſenken zu laſſen. So viel Arbeit und Kunſt ward aufgeboten, um die Forderungen einer grauſamen Thorheit zu befriedigen. Welche Vorwürfe unſer ſogenanntes eiſernes Zeitalter auch immer verdienen mag, es verhält ſich zu jenem, wie ein goldenes.

Den 26. November.

Schon lange hatte ich gewünſcht die perſönliche Bekanntſchaft des heiligen Vaters zu machen, von welchem mir der Ruf ſo viel Gutes, ſo manchen edlen Charakterzug erzählt hatte. Bei meiner frühern Anweſenheit in Rom, fiel ſeine Rückkunft aus Paris zu nahe mit meiner Abreiſe nach Neapel zuſammen. Ich konnte damals nur ſeinen Einzug in die Hauptſtadt mitfeiern (Th. II. S. 432). Heute endlich wurde mir die Befriedigung meines Wunſches zu Theil, das höchſt ehrwürdige Oberhaupt der römiſchen Kirche von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn. Sehr geſpannt war ich unmittelbar die Aeußerungen ſeines Geiſtes zu vernehmen, und ſelbſt zu bemerken, wie ſolche

mit den Nachrichten zuſammenſtimmen würden, welche der Ruf mir zugeführt hatte. Es iſt Sitte, daß Frauen mit halbverſchleiertem Geſichte vor dem Pabſte in einer Kleidung erſcheinen, die allen Putz ausſchließt und überhaupt ſo einfach iſt, wie der ganze Hofgebrauch, nach welchem ſie eingeführt werden.

Die Gemahlin des öſtreichiſchen Geſandten Gräfin Khevenhüller war es, welche die Güte hatte, die Gräfin Bey aus Ungarn, mich und meine Pflegetochter *) Sr. päbſtlichen Heiligkeit vorzuſtellen. Wir wurden in das Gartenhaus des Quirinaliſchen Pallaſtes (Th. II. S. 58.) geführet. Erwartungsvoll ſtand ich einige Augenblicke da; der Pabſt trat ein, von zwei geiſtlichen Herren ſeines beſchränkten Hofſtaates begleitet, die ſich aber ſogleich wieder entfernten. Wie auffallend und abſtechend iſt gewöhnlich das Phantaſiebild, welches man ſich von einem, durch Schickſale, durch Verdienſte, oder durch ſonſt hervorſtechende Eigenſchaften merkwürdigen Menſchen macht, gegen das Anſchauen, wenn man zur Wirklichkeit tritt. Aber unvergeßlich wird mir der Anblick des ehrwürdigen Pius bleiben. Auf ſeiner Stirn fand ich nicht den tiefen Ernſt, dieſen Ausdruck einer trüben Seelenſtimmung, welche die, auf das gegenwärtige Verhältniß des guten Pabſtes einſtürmenden, Zeitum-

*) Jetzige Gemahlin des Kanzler von Griesheim zu Coburg, gebornes Fräulein von Anſelm.
d. Verfaſſerin.

ſtände in ſeinem Gemüthe ohne Zweifel veranlaßt haben mögen; er ſchien das Gefühl ſeiner peinlichen Lage tief in ſeinem Innern zu verſchließen, und Züge der heiterſten Milde verbreiteten über ſein ganzes Weſen eine Freundlichkeit, an der das Gepräge der Wahrheit und Zwangloſigkeit nicht zu verkennen war. Ich nahm keinen Anſtand mich nach der Sitte des römiſchen Hofes zu verbeugen; der Pabſt aber, mit zuvorkommender Güte, reichte mir ſogleich die Hand, und führte mich zum Sitze neben ihm auf das Sopha. Eben ſo wurde die übrige Geſellſchaft ihm gegenüber zum Niederſitzen auf die bereiteten Seſſel eingeladen.

Die Geſtalt dieſes ehrwürdigen Mannes, wiewohl nur von mittler Größe und ziemlich hager, macht einen überraſchend gefälligen Eindruck. In ſein ſchwarzes, etwas krauſes Haar, miſcht ſich noch keine Spur des Greiſenalters dem er ſo nahe ſteht. Ueber ſein länglichtes Geſicht von ziemlich tiefbrauner Farbe, verbreitet ſich ein ununterbrochner Zug des freundlichſten Wohlwollens, der ſich auch in ſeinen ſchwarzen feurigen Augen ausſpricht, und ſogleich Vertrauen und Zuneigung einflößt. Eine feine römiſche Naſe, und ein etwas hervorſtehendes Kinn geben ſeinen ſcharfen Geſichtszügen eine gewiſſe Kräftigkeit, welche durch die Sanftheit, die den wohlgeformten Mund umgiebt, zu dem Ausdrucke des menſchenfreundlichſten Charakters gemildert wird. In allen ſeinen Bewegungen herrſcht Unbefangenheit und Würde. Jede Aeußerung ſei-

ner milden Persönlichkeit geht frei aus dem Innern seiner Seele hervor; nichts ist verkünstelt, nichts berechnet! er erscheint wie er ist, und gleichwohl offenbaret sich vor der näheren Beobachtung kaum eine leise Spur des Druckes seiner politischen Lage. Wer sich indessen ein wenig auf Menschen versteht, und mit dem Charakter der Wahrheit vertraut ist, erkennet leicht, daß dies Betragen keinesweges in einem angenommenen Scheine von Seelenstärke besteht, welcher Zuschauer vorausseţt: unleugbar ist es die unbedingte Gottergebenheit seines Gemüthes, worin das Ruhe störende Gefühl seiner Bedrängnisse die Ueberwältigungskraft verliert; diese Gottergebenheit ist es, die den frommen Mann so unerschüttert den Prüfungen der nahen Zukunft entgegen sehen läßt, die sich bereits in der Gegenwart täglich frecher, greller und rücksichtloser ankündiget.

In der Einleitung des Gespräches, welche die Verschiedenheit des Vaterlandes einer jeden von uns darbot, drehte sich die Unterhaltung anmuthig um den Gegensaţ, in welchem die allerälteste mit der allerneuesten Stadt der Europäischen Welt erscheint: nämlich Rom und St. Petersburg! Es wurde bemerkt, wie die erste, gleich einer unvergänglichen Fatamorgana aus dem Morgennebel der tiefen Fabelzeit geheimnißvoll, und wie von wunderbaren Kräften getragen, hervorgetreten sey, ein furchtbares und verderbliches Heldenthum mitbringend, welches im Laufe der Zeit, und durch den begegnenden Widerstand immer kräftiger wach-

ſend, nach und nach ein gigantiſches Weltregiment errungen: dahingegen die andere, wie mit einem Zauberſchlage, gleichſam am hellen Mittage der Welt, durch die ſelbſtſtändige Willenskraft eines großen Mannes aus einer nordiſchen Wildniß jugendlich rüſtig emporgeſtiegen, und im raſchen Fortwuchſe ſich bald zu dem erſten Range unter den großen Städten der Erde erhoben habe. Im Verfolge dieſes Gegenſatzes zeigte ſich nun, wie der Geiſt der alten römiſchen Weltherrſchaft zur Unterjochung der Völker ausgezogen ſey; das Streben des Nordiſchen Herrſcherthrons aber mit Löſung der Sklaverey beginne, eine freiere Bewegung vernünftig zu leitender Kräfte anrege, auf alle Weiſe menſchliches Daſeyn fördere, und in dieſem Sinne fortan mehr auf innere Eroberungen, als auf Erweiterung politiſcher Grenzen hinſteure: dies veranlaßte leiſe, hoffnungsvolle Andeutungen, die ſich auf den erhabenen Beherrſcher der nordiſchen Welt bezogen, den einzigen Fürſten, der noch ungebeugt und mit regſamer Kraft jenſeits der Erſchütterungen unſrer ſtürmiſch bewegten Zeiten da ſtehe.

Der gute Pius maß die Verſchuldung der zerſtörenden Begebenheiten, welche alle beſtehende Ordnung des Völkerzuſammenhanges umzuſtürzen drohen, der Vernachläſſigung bei, welche die Religion in faſt allen Ländern, vorzüglich in Frankreich erfahren. Er klagte die Schriftſteller der Franzoſen, und beſonders den Helvetius an, welcher, indem er dem Menſchen alle ſittliche Kraft abge-

sprochen, und das gesammte Beginnen selbst der Bessern den Einwirkungen sinnlicher Antriebe zugeschrieben, das ganze Dichten und Trachten des Menschen dem gröbsten Egoismus anheim gegeben habe. Ein solches Vernunftspiel, welches sich den Namen der Philosophie angemaßt, habe nicht verfehlen können, Eingang und Ausbreitung bei einem Volke zu gewinnen, das genußsüchtig und wenig der Gründlichkeit zugethan sey. Bei den höhern Ständen der französischen Nation haben sich, andern sogenannten Philosophen zu Folge, Gotteslegnung und Wegwerfung aller sittlichen Bande zu Lebensgrundsätzen erhoben; wodurch dann die Folgen der, von Helvetius aufgestellten, Behauptungen ihre verderbliche Vollendung gewonnen. Mit mehr Faßlichkeit für das Volk, und darum verführerischer, als jene, der Freidenkerei zugethane Schriftsteller, habe Voltaire die heiligen Formen des Christenthums nicht nur, sondern das Wesen der Religion selbst, die hohen Geheimnisse des Glaubens angegriffen, und mit so blendendem Witze verspottet, das schwache Gemüther fortgerissen worden, und Eitle eine Art von Geistesstärke darin gesucht, alles dasjenige, was die geläuterte Andacht, für heilig und göttlich geachtet, als bloße abergläubische Bedürfnisse der niedern Volksklasse zu betrachten. Aus dem allen sey endlich durch Beispiele von oben ein Sittenverderben hervorgegangen, welches von Frankreich aus nach und nach alle Völker ergriffen, und einem Egoismus zugeführt habe, der

unser Jahrhundert auszeichne. Ich konnte die Allgemeinheit dieser Beschuldigung nicht ganz zugeben, indem ich anführen mußte, daß mir überall, und in allen Abstufungen bürgerlicher Verhältnisse zu viel edle Menschennatur begegnet sey, als daß ich mich von einem allgemeinen Weltverderben überzeugen könnte. Der edle Pius bemerkte nun selbst, daß er sich wohl zu stark ausgedrückt, indem er eingestand, daß er überrascht worden sey, sogar in Frankreich bei seiner letzten Anwesenheit daselbst mehr Religionssinn angetroffen zu haben, als er, nach so vielen Greuelscenen der Revolution, erwartet hätte. Er berührte nur leise die Ereignisse der neuesten Zeit, und die ausschweifenden Anmaßungen des französischen Gewalthabers. Es werde, meinte er, noch harte Prüfungen kosten, um die betäubten Völker zur Besinnung zu bringen, und sie zu nöthigen, das heilige wieder kräftig zu umfassen, welches man so leichtsinnig der Selbstsucht aufgeopfert hätte. Die Christen, fuhr er fort, stehen zwar durch dogmatische Formen auseinander; wenn indessen nur jede Glaubensform, ihrem Geiste nach, wieder lebendig wird: so darf die Hoffnung des Bessern nicht aufgegeben werden; wie tief auch in der dunkeln Zukunft der Anschein dazu liegen mag. — Solche Gesinnungen einer billigen Glaubensduldung äußerte der gute, fromme Pius; und sie erfüllten mich mit Verehrung und Liebe für das würdige Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche.

Das Gespräch mogte wohl über eine Stunde

gedauert haben, als uns der heilige Vater entließ, und mich auf eine sehr verbindliche Art einlud meinen Besuch zu wiederholen. Beim Weggehen begleiteten wir den Pabst bis zu der offnen Thüre des Gartenhauses, wo an den Stufen die beiden Geistlichen wieder zu ihm traten. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, mit welcher Anbetung ähnlichen Ehrfurcht der gemeine Mann, auch aus entfernten Gegenden, die Heiligkeit der päbstlichen Würde anerkennt. Der Pabst hob beim Weggehen eine Blume auf, die dem Besatz des Kleides der Gräfin Bey entfallen war; er überreichte sie der Eigenthümerin; der Diener der letztern, ein Ungar, der dies von außen bemerkte, trat nachher zu seiner Gebieterin, und bat um die, durch die Hände des Pabstes, geweihte Blume, welche, meinte er, für sie, als nicht katholisch keinen besondern Werth haben könne; er bat so dringend, daß die Gräfin ihm die Blume überließ; jetzt ward er wie entzückt und versicherte, daß er dies Kleinod sorgfältig aufbewahren, und als ein segenbringendes Heiligthum in seiner Familie forterben lassen wolle.

Den 27. November.

Bei meinem heutigen Erwachen, als ich den Verlauf meines gestrigen Tages überdachte, trat vor allem das Bild des ehrwürdigen Pius mir vor die Seele. Die Aeußerungen seiner duldsamen Gesinnung in Absicht der verschiedenen Glaubens-

formen erneuerten ſich lebhaft in meinem Gedächtniß, und ich hätte gern eine höhere, eine freudigere Zuverſicht aus ihnen geſchöpft; aber die Erinnerung an die Errichtung des Baccanariſten Ordens (Th. II. S. 224) begegneten herabſtimmend und ſtörend meinen Ideen. —— Ueberdem leuchtete mir immer mehr ein, daß der Pabſt als ſolcher das Syſtem nicht aufgeben darf, welches Andersdenkende zu harten Zurückſetzungen verurtheilt.

Es ſcheint ihm wohl in dem Umfange ſeiner Verpflichtungen zu liegen: alles dasjenige feſtzuhalten, was die dem Pabſtthume günſtigen Concilienbeſchlüſſe mit Hülfe des Nachgebens der weltlichen Macht als Satzung und Recht einer herrſchenden Kirche ausgeſprochen haben. Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß eine beſondere myſtiſche Idee von der in ſeiner Perſon erfolgten wunderſamen Herſtellung der höchſten kirchlichen Würde, ihn zur ſtrengeren Päbſtlichkeit hinlenkt. Der heilige Stuhl eben von dort her wieder aufgerichtet von woher derſelbe umgeworfen worden, und Er, welcher ſo beſcheiden ſich fühlt, derjenige, den Gott würdigte, zuerſt den neuaufgeſtellten päbſtlichen Thron zu beſteigen! — Welche Vorſtellung! wie bedeutend für einen gemüthvollen Mann, bei dem gewiſſe Jugendideen zur Mitwirkung kommen mögen. Der gute Pius iſt aus der Schule der Jeſuiten hervorgegangen, die es wohl wußten, was ſie den verſchiedenen

Mitgliedern des Ordens aus dem Lehrgebäude ihrer Geheimnisse zu enthüllen oder zu verbergen hatten. Der fromme Chiaramonte hat ohne Zweifel von der Schattenseite ihres Vereines nichts wahrnehmen dürfen.

In dieser Schule wurde seine Seele mit Ideen genährt, die einen, auf immer abgeschloßnen, Gesichtskreis für gewisse Gegenstände um ihn zogen, über den hinaus sein Blick nie mehr zu dem Standpunkte hindurch dringen kann, den Ganganelli gewonnen hatte, als er die Auflösung des Jesuitenvereins, der keine Umbildung annehmen wollte, (Th. II. S. 269) den dringenden Zeitumständen nachgab. — Bestrebungen die den hellen Schein der Würdigkeit an sich trugen, umgeben mit dem Glanze einer tiefen umfassenden Gelehrsamkeit, die der Jugend gewidmet war, mußten die Augen eines jungen Gemüthes blenden, und gegen das tiefere Eindringen verblenden. Die Wahrheit, die innere Kraft dessen, wovon der Orden sich den Schein zu erhalten wußte, hat den unbefangenen Jünger Loyolas angezogen, ihn, der sich in völliger Unbekanntschaft mit den politischen Zwecken und allen dem befand, was den Sturz der Gesellschaft herbeiführte: und so wurden jene Ideen, die seinen Gesichtskreis umgränzten, seiner innersten Seelenentwickelung unvertilgbar eingefügt. Zu diesen Ideen gehört besonders die Nothwendigkeit einer unbedingt gehorchenden Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl als

den

den heiligen Stuhl, als den Grundpfeiler der römischen Kirche. Hiernach dürfte wahrscheinlich das ganze Denksystem des wohlmeinenden Pius, wenn es sich offenbarte, einen geläuterten Jesuitismus darstellen, dem zufolge er nothwendig im Gegensatz zu Clemens dem vierzehnten stehn muß, mit dem er übrigens das umfassende Wohlwollen, und die Verabscheuung des verhaßten Nepotismus gemein hat. — Mit der Sanftmuth und Milde, die aus der edlen Menschennatur des ehrwürdigen Pius hervorleuchtet, verbindet sich gleichwohl eine Festigkeit einmal gefaßter Entschlüsse, und eine Beharrlichkeit, die sich schon jetzt in dem furchtlosen Widerstande äußert, den er den französischen Anforderungen entgegensetzt *). In seinem Wandel ist er gegen die mehresten Halbgötter der katholischen Verehrung ein heiliger Mann.

Den 10. December.

Der gefürchtete Schlag ist gefallen, und hat unsre Hoffnung, die nach dem für Oestreichs Waffen so unglücklichen Vorfalle bei Ulm nur noch schwach war, gänzlich darnieder geworfen. Buonaparte hat bei dem Dorfe Austerlitz den verbündeten Truppen der Russen und Oestreicher eine Niederlage beigebracht; und schon strömen aus dem Hause des Kardinals

*) Eine dieser Anforderungen ist die Aufhebung der Ehelosigkeit des Priesterstandes, wodurch freilich die Kirchenmacht eine bedeutende Stütze verlieren würde. die Verf.

Fesch die Lügenberichte, welche an Frechheit und Schamlosigkeit alle ihre Vorgänger übertreffen. Schon sprechen an allen Straßenecken Roms ruhmredige Ankündigungen von den Großthaten Napoleons: diese lügenhaften Prahlereien gehen in dem Feuer ihrer Beredsamkeit so weit, daß sie lang und breit den Leuten erzählen: wie Napoleon die beiden hohen Kaiser, einen nach dem andern vor sich berufen, und ihnen in den hohnvollsten Ausdrücken die Vermessenheit, mit ihm Krieg zu führen, verwiesen habe. Zu abgeschmackt und empörend sind diese Lügen, als daß ich mehr davon in meinem Tagebuche aufbewahren könnte. Philipp von Macedonien, nach der Schlacht bei Chäronea erlaubte sich wirklich ein solches übermüthiges Betragen gegen die gefangenen griechischen Feldherren; aber er ward aufmerksam gemacht, und stillschweigend schämte er sich seiner Selbstentwürdigung. Wie steht gegen Philipp Napoleon, der, weit entfernt eine solche Nichtswürdigkeit zu fühlen, sie vielmehr verdoppelt, indem er sie durch eine zweite Schändlichkeit, durch eine Lüge sich zueignet. Auffallend ist es, wie zur tiefsten Niedrigkeit der Lüge, ein Mensch sich herablassen kann, der Hoheit und Großheit immer auf den Lippen trägt.

Napoleon hat einen Waffenstillstand abgeschlossen, um darauf einen sogenannten Frieden folgen zu lassen, der nicht ihn, sondern nur jeden Widerstand auf dem Wege seiner ehrgeizigen Absichten entwaffnen wird. Die Neapolitanische Dy-

nastie dürfte vermuthlich das erste Opfer dieses drohenden Friedens seyn. —

Wir speiseten diesen Mittag bei dem Prinzen Poniatowsky in seiner Villa an der Flaminischen Straße (Th. I. S. 316) hier empfing uns die Natur in jedem Lüftchen mit einem liebkosenden Friedensgruße, mit einer süßen Einladung zum Genuß der Freude. Ein herbstlicher Blumentag hatte alle Frühlingsgaben eines südlichen Himmels aufgethan. Der Prinz, in Begleitung seines Freundes d'Aincourt, führte uns auf die Höhe einer mit Lorbeeren und anderm freundlichen Gebüsch geschmückten Terrasse. Die Geschichte des Tages bemächtigte sich natürlich sogleich des Gespräches. Der Prinz meinte: es werde sich bald deutlicher enthüllen, daß Napoleons Ehrgeiz dahin strebe, allen bisherigen Bestand unabhängiger Völkerverhältnisse aufzulösen, und die Stelle der römischen Weltkaiser einzunehmen. — Nur bis zu einem gewissen Punkte, versetzte ich, wird er seinen eisernen Willen durchsetzen. — Allerdings, sagte der Prinz, denn bis heute ist es noch keinem Monarchen, seit Alexanders Zeit, gelungen, ein allgemeines Weltregiment zu Stande zu bringen. Die römischen Cäsaren ererbten eine solche Allgemeinherrschaft von der gefallnen Republik, und vermochten nicht das Erbe zu bewahren.

Wir blickten auf Roms trümmervolle Umgebungen hin. Dort, sagte der Prinz, unter dem Schutte der zerfallnen Herrlichkeit, liegen Beil und

Fasces, diese Zeichen der konsularischen Gewalt, begraben, vor denen mächtige Staaten erzitterten, und stolze Könige sich demüthigen mußten. Aber, setzte der weise Greis d'Agincourt hinzu, dort schlug auch ein späteres Verhängniß den Tyrannen das eiserne Zepter aus der Hand, welches sie, wie eine Geißel über den Erdkreis schwangen. Er sagte noch manches lehrreiche Wort, und zog sich dann, da er bei Niemand speiset, in seine friedselige Hütte zurück. (Th. I. S. 319.)

Wir gingen zu Tische; das Gespräch über einen Gegenstand, der so eben alle Geister bewegte, setzte sich fort, und es wurden Bemerkungen gewechselt über die Zuschauerruhe, mit welcher manche Staaten die neusten Ereignisse an sich vorübergehen lassen.

Nach aufgehobener Tafel fuhren wir etwa zwei Miglien über Ponte-molle hinaus, zu einem Hügel der jetzt Saxa Rubra heißt. Hier entdeckte man im Jahre 1675 ein Grab, dessen innere Wände mit Gemälden aus den Ovidischen Verwandlungen geziert waren, daher es das Grabmal der Nasonen genannt wurde. In der Nähe der Saxa Rubra befindet sich noch Tor di Quinto, der nur in so fern merkwürdig ist, daß er ohngefähr die Gegend der ehemaligen mächtigen hetrurischen Handelstadt Veji bezeichnen soll, welche bis auf die letzte Spur ihres Daseyns, der römische Dictator Camillus vertilgte. Als wir

unsern Rückweg antraten, hatte die Natur schon ihre Abendfeier begonnen; flammenrothes Gewölk schmückte den westlichen Himmel; die Höhen umher standen wie festliche Tempelsäulen in blauröthlichen Duft gekleidet; die Lüfte wehten sanft, wie Athemzüge der Unschuld und der Liebe. Doch in der Menschenwelt, wohin das Auge blickt, überall Feindschaft und Zwiste der Völker!

„Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?
„Fragt des Dulders thränenvoller Blick;
„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
„Ein versöhnendes Geschick?
„Unter welcher neuen Friedenskrönung
„Wird die Liebe ihren Himmel weihn?
„Oder — wird kein Fest der Weltversöhnung,
„Und wird nirgend Recht und Friede seyn?“

Urania.

Den 13. December.

Die Erinnerung des heutigen Tages, aus dem verflossnen Jahre (Th. II. S. 144.) trat diesen Morgen so still und freundlich mir vor die Seele, wie eine milde Friedensvermittlerin, gleichsam dazu bestimmt, meine Aufmerksamkeit von den verschobenen Weltverhältnissen sonst abzuziehn, und das Gemüth demjenigen zuzuwenden, was bei allen Beraubungen, die von aussen hereinstürmen, und trotz aller Wandelbarkeit menschlicher Dinge, sein unverlierbares Daseyn und seine Stätigkeit behauptet. Die sichersten Erwerbungen des Lebens sind Freundschaft und Seelenfreiheit! Schon das Rin-

gen nach der letzteren, indem es selbstständiger unser besseres Daseyn macht, entkräftet jede Außengewalt; und die erstere wirft mitten unter dem Dunkel nächtlicher Verhältnisse einen warmen Sonnenstral auf die Stelle, wo wir eben wandeln. So beschloß ich dann auch diesen Tag zu einem Feste der Freundschaft zu weihen, und ihn in meiner Lieblingsgegend auf Montorio (Th. II. S. 144.) zuzubringen. Eine kleine Gesellschaft gewählter Freunde bestieg mit uns die reizende Höhe. Der Tag war heiter und blieb es; mehrere vorher aufeinander gefolgte Gewitter hatten Luft und Erde erfrischt; mit erneutem Grün war das Gemäuer bekleidet, und der kräftige Mittagstral hatte den scharfen Zug der Tramontana so erwärmt, daß er sich wie ein Hauch der Mayluft fühlen ließ, welche über die Fluren streift, um Veilchenkelche zu öffnen. Unser kleines, einfaches Mahl hatte die Freundschaft bereitet und geschmückt, wie ein patriarchalisches Lauberhüttenfest. Die Freude ließ uns ihr begeisterndes Daseyn empfinden; wir wurden es gewahr, daß sie noch nicht ganz entflohen sey, von der durch Widerwärtigkeiten heimgesuchten Erde. Alles was Empfindung und Geist zur Würzung des Mahles, und zur Verherrlichung des Tages darzubringen hatten, wurde als heilige Opfergabe dem Feste geweihet. Aber die Göttin Politika durfte weder als Vorsitzerin noch als Beisitzerin in dem Concordientempel unsres Kreises erscheinen. Selbst die Alten, sagte Einer, welche

doch nicht sparsam die Vergötterungen häuften, haben in ihrem Göttercyklus keine Politika. — Dem Namen nach freilich nicht, versetzte ein anderer Freund, aber dem Wesen nach, war sie keinesweges ihnen fremd; auch sind sie dieser Göttin nichts weniger als abhold gewesen. — Die Römer, fuhr in scherzhafter Laune dieser Freund fort, hatten die Vorstellungen von Berückung, Heuchelei, Argliſt, Raubsucht und was dazu sonst noch gehören mag, unter dem symbolischen Begriff der Laverna (Th. II. S. 46.) zusammen gefaßt. Unsere Politika vertritt ihre Stelle oder ist vielmehr die alte Laverna selbst, die bei ihrem Uebertritt in die christliche Zeit nur ihren Namen, keinesweges aber ihre Sitten und Eigenschaften ablegte. Zu ihrem Altare dient gegenwärtig ein Stück Papier, worauf der Held des Tages seine Raubverzeichnisse niederlegt, und man könnte die allerneuesten Friedensunterhandlungen des bewunderten Siegers Lavernäische Urkunden nennen, wenn der Mensch kein Christ wäre. — Solche Scherze über die Politik mögen immer noch besser seyn, als Gespräche aus derselben.

Um indessen der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, bemerkte ein Mitglied aus der Gesellschaft, da eben von Tempeln die Rede gewesen, wie es der antiken Welt zum Vorwurf gereichen müsse, daß sie in der ungeheuren Schaar ihrer Gottheiten der Freundschaft weder Tempel, noch Al-

tar angewiesen hätten *). — Tempel und Altar, erwiederte eine andere Stimme, mußte in der alten Welt die Freundschaft zwar entbehren, aber göttliche Verehrung, wirklicher Gottesdienst war ihr allerdings zuerkannt. — Wozu auch Tempel und Al-

*) Wenn dem Alterthümler hierbei eine Bemerkung erlaubt ist, so dürfte er freilich erinnern, daß ein großer Theil dessen, was wir Freundschaft nennen, den Alten schon in dem Worte Fides. Loyauté, liegt und diese hatte allerdings ihre Altäre. Denn an den Jupiter mit dem Beinamen der Freundschaftliche möchte ich schon darum hier nicht denken, weil aus der Hauptstelle in Pausanias VIII. 31. wo seine Bildsäule die Polyklets zu Megalopolis gemacht hatte, beschrieben wird, deutlich hervorgeht, daß dies nur ein travestirter Bacchus war. Bei dem Symposion waren die Männerfreundschaften der alten Griechen gestiftet. Man vergesse hierbei nur nicht den Umstand in Anschlag zu bringen, daß in jenen Freistaaten, von deren Mythologie und Götterdienst doch hier allein die Rede seyn kann, die Politik fast alles verschlang, und daß also nur die pragmatische Freundschaft, wie sie Reinhard in seiner Moral nennt, mit Partheigeist mehr oder weniger versetzt, dort galt. Darum war auch die Casuistik jener alten Freundschaften, wie wir sie z. B. aus Gellius Noct. Att. I., 3 kennen, gar nicht so streng, wie die neuern Moralisten sie fodern. Die sogenannten herotischen Freundschaften, welchen Lucian in seinem Toxaris ein so schönes Denkmal gestiftet hat, fanden auch im Alterthume gewöhnlich nur in frühen, noch halbbarbarischen Zeiten, oder in einer durch Despotismus herabgewürdigten Welt statt. So möchte also das so oft mißverstandene Wort des Aristoteles: Freunde, niemand

tar dieſer holden Beglückerin des menſchlichen Daſeyns, die doch in jeder reinen Seele ihr Heiligthum findet? und in dieſer Vorausſetzung muß man vielmehr die Zartheit und Tiefe der Alten anerkennen, als ihnen Vorwürfe machen. Die Welt iſt ihr Tempel, des Menſchen Herz ihr Altar, — ſagt ein moderner Orientaliſt. Es wurde hierauf unſerer entfernten Lieben gedacht, und ich feierte in der tiefſten Stille meines Gemüthes das Andenken meiner geliebten Schweſter und meiner erhabenen Luiſe von Deſſau, welche letztere dieſen Raum (Th. II. S. 136) als ihre Lieblingsſtelle, mir geheiligt hatte. Der Tag war heiter und herrlich begonnen, und ging unter in zärtlichen Erinnerungsgefühlen, wie die Sonne im Gefolge freundlicher Abendgewölke.

Den 31. Dec. in der Mitternachtſtunde.

Die Krippenſpielereien (Th. II. S. 189) gingen auch dies Jahr ihren herkömmlichen Gang. Erſchütterungen des Krieges in der Ferne ſcheinen das römiſche Volk wenig zu rühren. Indeſſen werden die Foderungen des Buonapartiſchen Uebermuthes immer gebieteriſcher, drohender, feindſeliger. Dieſes Benehmen ſticht freilich ſeltſam genug ab,

iſt Freund! (beim Diogenes von Laerte V, 21) damals wohl einen ſehr tiefen Sinn gehabt haben. Die zarteſte Freundſchaft iſt eine Frucht nicht der Romantik ſondern des Chriſtenthums, was auch Shaftsbury Characteristicks T. I. p. 81. dagegen einzuwenden habe.

gegen das Geschenk der reichen prachtvollen Tiare, die der französische Despot dem guten heiligen Vater, als Ehrensold für die Bemühung, ihn mit der Kaiserkrone zu schmücken, ohnlängst zugesandt hat. Die französischen Anmaßungen verletzen schon unverhohlen die äußere Anständigkeit, die dem Pabste, als weltlichem Fürsten, gebührt. In dieser absichtlichen Zurücksetzung läßt sich nicht undeutlich eine gewisse Vorbereitung nächstkünftiger Schritte gegen die weltliche Macht des römisch-katholischen Kirchenregiments vernehmen, wodurch zugleich andern Staaten mit einer bedenklichen Kühnheit gedroht wird. — Komme dann was Gott zuläßt; es wird daraus hervorgehen was wir bedürfen.

Es führt der Geist der ewig schönen Welten
Der Dinge Lauf.
Was übel scheint, auch das löst sich nicht selten
Schon unserm schwachen Blick in Weisheit auf.

Ich stehe hier in der Stille der Mitternacht an der Eingangspforte eines neuen Jahres. Manche Erinnerung aus der Vergangenheit dürfte wohl nicht zu den unblutigen Opfern zu zählen seyn, welche der alten Strenia (Th. II. S. 204) dargebracht werden mußten; doch mein Herz traf kein Verlust; ich habe vielmehr manche Rettung, manches Heil, manche lichte Stunde in meine Lebensrechnung einzutragen. Auf diese Lichtpunkte soll

mein Geiſt hinſchauen, wenn dunkel und immer dunkler umher das Wetter des Lebens wird.

Den 5. Januar 1806.

Friede — wie wohltönend klinget dein Name durch alle Saiten der Empfindung hinab in die Seele! Verſöhnung und heilverkündend ſollte Dein Weſen ſeyn, ein neuer Sonnenaufgang nach zerſtörenden Wetterſchlägen, ein tröſtender Blick aus dem Auge eines Engels der wiederkehrenden Eintracht! — Was aber hat aus dir die rohe Gewalt gemacht, welche fühlt, daß ſie kann was ſie will? Eine Sklavenkette bezeichnet jetzt dein ſüßer Name, und dein Weſen iſt eine tückiſche Windſtille, die neue Wetterſtürme ausbrütet.

Zu Preßburg iſt am 26. des vorigen Monats zwiſchen Napoleon und Oeſtreich ein Vertrag geſchloſſen worden, der erſteren zum eigenmächtigen Könige von Italien, letzteres aber verbindlich macht, an Napoleon Venedig zurückzugeben, welches, wie ſich nun zeigt, dem Kaiſer von Oeſtreich nur geliehen war, um das Verhaßte dieſer, durch Hinterliſt, Heucheley und Verrath ausgezeichneten, Eroberung mit auf Oeſtreich fallen zu laſſen. Außerdem hat dieſe Macht bedeutende, ſehr treu ergebene Erbländer verloren, die zwiſchen Baiern, Würtemberg, Baden und andre kleine Rheinfürſten vertheilt werden; die Fürſten der beiden erſteren ſind zugleich mit Königskronen beſchenkt worden: doch werden ſie ſich glücklich zu preiſen haben,

wenn sie durch die neue Erhöhung nicht tiefer, als zu einem nur äußerlich geschonten, Lehnsverhältnisse an die Macht Frankreichs verfallen sind. Die Neapolitanische Königsfamilie, deren Entthronung der Vertrag mit ausspricht, schickt sich zur Flucht nach Sicilien an. Der Kardinal Russo (Th. III. S. 37.) ist zu Napoleon gesandt worden. Der Erfolg dieser Sendung läßt sich voraussehen. Das römische Volk welches dem Kaiser von Oestreich noch immer so ergeben ist, daß es ihn nur il nostro Imperadore nennt, befindet sich, wegen des letzteren Schlages, der die östreichische Monarchie getroffen hat, fast in eben so großer Bestürzung, als wegen der neuesten Zumuthungen, die von Seiten der französischen Macht an den Pabst gelangen. Diesen zufolge soll der Kirchenstaat, der etwa eine Bevölkerung von zwei Millionen Seelen zählt, eine Hülfsmacht von dreißigtausend Kriegern stellen, um die Menschen zu bändigen, die mitten im Ocean wohnen. Der heilige Vater, als ein Apostel des Friedens, hat die Forderung abgelehnt, auch beharret er festiglich auf seinem Beschluß, und so ist er ein Mann nach dem Herzen der Römer.

Den 6. Januar.

Die Nachlese meiner römischen Wanderungen, die ich von Zeit zu Zeit unternehme, um meine Gesundheit zu stärken, und das Gemüth im Ruhepunkte des Gleichgewichtes zu erhalten, führte mich

heute über die Engelsbrücke (Th. II. S. 114.) zu der Porta Caſtello hinaus. In der Ebene vor dieſem Thore wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Circus des Kaiſer Hadrians unter tiefer Schuttanhäufung gefunden, und aufgedeckt. Mehr aber, als die Ueberbleibſel circenſiſchen Unfuges, zog mich eine andere Stelle dieſer Gegend an, die nämlich, wo nicht ohne Wahrſcheinlichkeit die Lage des Ackerfeldes angenommen wird, bei deſſen Bearbeitung der edle Cincinnatus angetroffen wurde, als ihn eine Sendung des römiſchen Senates zur Conſulwürde an die Spitze des Staates berief, der zwiſchen äußern Feinden und innern Unruhen auf einem drohenden Entſcheidungspunkte ſchwebte. Cincinnatus folgte dem Rufe, trieb, kräftig eingreifend nach innen und außen, zuerſt die Vorſchritte der Aequier, dieſes feindlichen Nachbarvolkes, zurück, errang Sieg und Frieden, beſtieg ſodann den friedlichen Richterſtuhl, ſprach unpartheiiſches Recht ſeinem Volke, ſtellte Unordnungen im Senate ab, drückte mit feſter Hand die empörten Bewegungen des Volkes nieder, und kehrte nach Verlauf der geſetzlichen Zeit ſeines Amtes, zum Pfluge zurück. Zweimal nachher rettete er vom Untergange ſein Vaterland. Als das dritte Mal die Noth des Staates ihn aus ſeiner geliebten Einſamkeit, von der Seite ſeiner Racilia aufrief, war er bereits achtzig Jahre alt. Ihm wurde die Dictatorgewalt übertragen, eine ſchrankenloſe Gewalt, die nur für den Fall und

für die Dauer einer dringenden Gefahr in der Verfassung lag. Ein gewisser Spurius Mälius hatte durch hinterlistige Bewerbungen im Volke sich einen Anhang verschafft, unter dessen Schutze er, vermittelst eines oft wiederholten Spieles mit Täuschungen und Bethörungen des großen Haufens, zur Tyrannenmacht im Staate zu gelangen hoffte. Cincinnatus erschien, sein Ansehn ergriff, sein Blick traf das Rechte, seine Weisheit führte herbei, was Noth that; der Zusammenhang der Bösen wurde gesprengt, und Mälius das Opfer seines frevelhaften Strebens. In den Staat kehrte die Ruhe zurück, und ihn nahm die Einsamkeit wieder auf, wo er im Gefühl eines fleckenlosen Bewußtseyns, im Schooße ländlicher Ruhe sein thatenreiches Leben beschloß. — Mit einem Schauer der Ehrfurcht betrete ich den Raum, an welchem seines Namens Gedächtniß haftet. Ein großes Denkmal, welches den Geist in Anspruch nimmt, und lebhaft die Phantasie beschäftiget, flößt Bewunderung ein: aber ein ganz anderes, ein weit erhebenderes Gefühl gewährt es, wenn man sich einer Stelle nahet, die an einen herrlichen Menschen erinnert. Man wandelt gleichsam auf einem erhabeneren Boden, und scheint Luft zu athmen, die herüber wehet aus einem höheren Leben.

Den 14. Januar.

Das Verhängniß eilt. Der neapolitanische Hof ist geflohen, Capua ist genommen, nicht

erobert, Neapel beſetzt, und die Franzoſen ſtehen vor Gaeta; ihr Nachdrang lagert in der Nähe von Rom, bis dicht vor das Thor del Popolo. Noch ſchonen ſie die Neutralität des Kirchenſtaates und umgehn die Ringmauer der Hauptſtadt; nur einzelne fremde Uniformen erblickt man auf den Straßen. Die Buonapartiſchen Schaaren, kommen in ſehr kleinen Abtheilungen; und man ſieht es jeder an, ob ſie wohlhabende oder arme Landſtriche durchzogen hat, je nachdem ſie bekleidet oder abgeriſſen iſt. Dieſe Schwärme, welche die Früchte des Friedens umher verzehren, und was hinter ihnen bleibt, gleich den Harpyen entweihen, führt Maſſena. Einer ſeiner Adjudanten, ein junger Norddeutſcher, beſuchte mich. In einem Anfalle von Unmuth gegen ſein Vaterland verließ er ſein älterliches Haus, und ſtürzte ſich in den politiſchen Strom, der ſeine Ueberſchwemmungen reißend über die Staaten wälzt. Ich geſtand ihm meine Verwunderung über den äußeren ſchlechten Zuſtand der franzöſiſchen Truppen. Wie vermag, fragte ich ihn, ſolch Volk den Sieg zu feſſeln? — Es feſſelt ihn nicht, war ſeine Antwort, es behält ihn eben, weil er ihm nicht entriſſen wird. Unſer Kaiſer, fuhr er fort, hat nichts neues erfunden, er hat nur etwas Ordnung in die rührige Geſetzloſigkeit gebracht, er hat die durch jene Verwilderung aufgeregten und entwickelten Kräfte in ſeine Hand zuſammen gefaßt; dann hat er dem wilden Streben Einheit und Beſtimmtheit gegeben, und

fährt übrigens nur fort, was seine Vorgänger schon gethan hatten, das Talent zu benutzen, auf welcher Stufe der bürgerlichen Verhältnisse es sich antreffen läßt: dies ist seine ganze Taktik, der siegreiche Zauber, der alles vor sich darnieder wirft, und vermöge dessen er die französische Revolution über alle Staaten wälzt. Er ist damit noch lange nicht fertig. Was kann gegen uns ein Widerstand leisten, der aus seiner alten Form nicht heraus will. Das neunzehnte Jahrhundert soll, es mag wollen oder nicht, im abgetragenen Kostum des achtzehnten einherschreiten. Gegen Rußland, welches schon unter der großen Catharina die Forderungen der Zeit nicht mehr überhörte, wird es uns wahrscheinlich schwer werden einen Kampf mit übrigens gleichen Streitkräften zu bestehen. — Der junge Mann zeigte viel Gewandheit und Schärfe des Ausdruckes, und nicht weniger Talent und Kraft. Ich, aus gänzlichem Mangel an Sachkenntniß, vermogte wenig oder nichts gegen seine kecken, und zum Theil harten Behauptungen aufzubringen. — Wie soll aber ein Land, fragte ich — vielleicht etwas empfindlich — wie soll es gedeihen, wenn Talent und Kraft auswandern; wie soll es bestehen gegen ein anderes, welches so sehr alle Talente in Anspruch nimmt, und mit glänzenden Hoffnungen bezaubert? — Ich habe wenig Talent und Kraft, antwortete er, aber mögte ich auch das dreifache, das zehnfache davon besitzen, so würden Sie mich jetzt in meinem Vaterlande höchstens in einem Un-

ter-

teroffizierrocke erblicken, und die Aussicht für mein Alter — — O davon lassen Sie mich schweigen! Unauslöschlich brennt in meinem Gemüthe der Eindruck, den einst die alten ausgestoßenen Krieger auf mich machten, wenn ich sie verstümmelt, mit weißen oder blauen Lumpen einer ehemaligen Uniform behangen, betteln sah. Und überhaupt ein Land, wo andere Ausschließungen, als die des Unwerthes und der Unfähigkeit statt finden, — wer mag es lieben? — und wenn man es liebt, wie kann man ihm dienen, wenn es unsere Dienste nur unter der Bedingung gewisser Linien annimmt, welche eine alte barbarische Sitte gezogen, und die das engherzige Vorurtheil des sogenannten gebildeten Zeitalters fortdauern und blind durch die Menschenmasse hinstreifen läßt. Möchte Deutschland in dieser Hinsicht immer ein wenig bei Frankreich in die Schule gehen: es wird jetzt mehr Heil daraus zurückbringen, als in jener Zeit, wo es seine Sprache und seine Sitten daselbst verachten, und dafür Jargon und à plomb lernte oder Tanzstunde in Paris nahm.

So verließ mich der junge Mann, und ungeachtet der unerfreulichen Stimmung, in die er mich versetzt hatte, konnt ich nicht umhin, seinen Verlust für die gute Sache zu bedauern, welche jetzt mit so wenig Erfolg die böse bekämpft.

Den 15. Januar.

Unter den betäubenden Ereignissen der Zeit

hatte ſich manche ſanftere Erinnerung von meinem Gemüthe entfernt; und ſo war mir auch des guten Paulino längeres Wegbleiben aus meinem Kreiſe ſpäter aufgefallen, als mir ſonſt hätte begegnen können. Ich ſuchte ihn in ſeinem Kloſter (Th. II. S. 376) auf; und wie groß war mein Erſtaunen, als ich dort hören mußte, daß er ohnlängſt geſtorben ſey! Schmerzlich bewegt, blickte ich in den Garten, den er ſonſt gepflegt, und nach dem offnen Fenſter der Zelle, wo er die Früchte ſeines thätigen Lebens geſammelt hatte. In ſeinem Freunde Borgia, war der Schutz, die Freude ſeines Lebens von ihm gewichen! er iſt ihm nachgefolgt. Mit ſtiller Trauer kehrte ich in meine Wohnung zurück, und als ich mich nach den Umſtänden ſeines Todes erkundigte, ſagte man mir: Paulino ſey an dem Leben des Kardinals Borgia geſtorben. Ich ließ mir dieſen Ausdruck erklären, und erfuhr nun, daß die von Paulino verfaßte Biographie des Kardinals Stellen enthalte, in denen man übelgeſinnte Andeutungen gegen die ehemaligen Jeſuiten erkennen wolle; durch ſolche Stellen habe der unvorſichtige Paulino im höchſten Grade die Unzufriedenheit des Pabſtes erregt, und die Folge davon ſey geweſen; daß man die anſtößige Schrift ſogleich unterdrückt, den unglücklichen Verfaſſer aber ſeiner friedlichen Ruhe entriſſen, in ein anderes Kloſter verwieſen, und den ſtrengen Mönchsregeln unterworfen habe. Ein ſolcher Schlag, unter Mitwir-

kung einer längst entwöhnten Lebensweise, zog ihm eine heftige Krankheit zu; er starb. —

Paulino liebte den Pabst (Th. II. S. 378.) Daß von dieser Seite das Unglück kommen durfte, welches ihn daniederwarf; dies mußte wohl am tiefsten ihn ergreifen. Das Schicksal des armen Paulino ist hart und durchaus ungerecht. Ich habe mir die bösen Stellen seiner Schrift erklären lassen, sie kommen nicht auf seine Rechnung; es sind bloße Anführungen solcher Urtheile, die ehemals über die Jesuiten von andern gefällt worden sind. Schon um deswillen, und abgesehn von allem übrigen, ist Paulinos Verurtheilung im höchsten Grade willkührlich und grausam. Die gänzliche Ausschließung eines rechtlichen Verfahrens dabei, kann übrigens nicht befremden, wenn man etwas von dem Geiste der römischen kirchlichen Rechtspflege weiß, von welcher die Herren daselbst kaum ahnen, daß sie anders seyn sollte? — Wie aber zeigt sich nun hier der Pabst? Läßt sich vielleicht in seinem Verfahren bei dieser Gelegenheit irgend ein leidenschaftlicher Einfluß voraussetzen? — Keinesweges! Leidenschaft ist ohne persönliche Aufregung undenkbar. Nun aber enthalten alle diejenigen Stellen der verurtheilten Schrift, welche die Persönlichkeit des Pabstes berühren, die unverdächtigsten Zeugnisse der eifrichsten Anhänglichkeit und reinsten Verehrung des Verfassers für den Pabst, einer Verehrung, die er auch sonst schon bei andern

Gelegenheiten laut an den Tag legte. — Wie ist bei dem allen nun das Benehmen des hohen Richters gegen den armen Paulino zu fassen? — Um einen sonst bewährten Mann in einer gegebenen Erscheinung zu beurtheilen, darf man, meinem Ermessen nach, nicht fragen, wie sieht, was er thut, zu unsrer Ansicht, sondern: wie verhält sich seine Handlung zu ihm selbst? zu dem Standpunkte der seine Ansichten bestimmt? welche inneren Antriebe kamen dabei zur Mitwirkung? Im obigen habe ich bereits einige Züge aus dem Charakter des Pabstes dargelegt (Th. IV. S. 31.) welche wie ich glaube, dazu beitragen können, sein Verfahren gegen Paulino begreiflich zu machen. Der Pabst, der nach seinen milden Gesinnungen jeden persönlichen Angriff auf der Stelle verzeihen würde, glaubt ohne Zweifel, dem, seiner Meinung nach, unschuldig verfolgten Orden eben so wenig als dem päbstlichen Stuhle, etwas vergeben zu dürfen. Eifersüchtig gleichsam betrachtet er ein für allemal jeden Vorwurf, jede Beschuldigung gegen die Jesuiten als Verläumdung; wer solche auch nur anführt, ist ihm ein Mitschuldiger, ein Verläumder: und so hat er ein höchst ungerechtes Urtheil gegen einen sehr achtbaren Mann ausgesprochen. Wer mag deshalb den Stab über ihn brechen? Man muß vielmehr seinen Irrthum, wie ein Mißgeschick, dem er nicht auszuweichen vermochte, beklagen; und er ist, wenn auch nicht zu vertheidigen, doch zu entschuldigen.

Den 18. Februar.

Das diesjährige Karneval scheint an Fröhlichkeit, wo möglich, das vorjährige noch zu übertreffen. Besonders zeichnet es sich dadurch aus, daß keine Hinrichtung (Th. II. S. 302.) vorherging. Seit einigen Tagen ist Rom ein großer Tempel der Lust, die Freude taumelt und rauscht durch die Straßen, und Thorheit und Witz erschöpfen sich in geistreichen, seltsamen und tollen Erfindungen. Schönheit und Häßlichkeit, in ihrer höchsten Steigerung, müssen sich grell einander gegenüber stellen. Man macht und erträgt gutmüthig mimisch satyrische Angriffe auf alle Verhältnisse, das geistliche ausgenommen. Vor dem Anblick einer phantastischen Ironie des Lebens scheinet das wirkliche den Schauplatz geräumt, und mit sich hinweg geführt zu haben, alles vorhandene Elend und jede Sorge, jede Furcht vor der Zukunft. Selbst die Rache hat nicht Muße, ihrem Gegenstande nachzuschleichen; sie sparet ihr Geschäft für gelegenere Zeiten, etwa für den bußfertigen Aschermittwochtag auf. Frohheit und Leichtsinn müssen jetzt herrschen, und der Lustigkeit Stoff geben.

Mythologische Züge durchstreifen den Corso: der alte Silen mit seinem Thiere giebt in halbtrunkener Laune derbe, und zum Theil treffende Scherze zum besten, doch ist mir nirgend ein solches Zerrbild begegnet, von welchem das Auge der Sittlichkeit sich hätte wegwenden müssen. Der frohe

Tag geht zu Ende; das Pferderennen beſchließt ihn, man eilt zum Feſtino. (Th. II. S. 370.)

Den 19. Februar.

Die Tage der Luſt ſind vorüber; eine dumpfe, tiefe Stille, welche nur durch die Glockenrufe der Kirchen unterbrochen wird, herrſcht über die römiſche Welt; denn die Zeit der Faſten und der traurigen Bußübungen hat ihren Anfang genommen, der ſich auch diesmal wieder mit den gewöhnlichen Auftritten der Rache hervorthat. Bei ſolchen Ereigniſſen ſollte dem Fremden faſt der Muth entfallen, ſich mit römiſchen Leuten zu umgeben; indeſſen hätte man doch ſehr Unrecht, durch ſolche Erſcheinungen ſich zu einer ängſtlichen Vermeidung jedes näheren Verkehrs mit Einzelnen beſtimmen zu laſſen. Der Italiäner überhaupt, beſonders aber der Römer, dem dieſe Benennung ein eigenthümliches Selbſtgefühl giebt, iſt leicht gereizt, doch ihm geht die Milde nicht ab, die der ſüdlichen Natur als Gleichgewicht zugegeben wurde. Er hat eine gewiſſe Gutmüthigkeit, aber auch zugleich eine Tiefe der Bruſt, die, was da hinab drang, nicht wieder fahren läßt. Er iſt durch irgend eine Verletzung oder Vernachläſſigung ſeiner Perſönlichkeit leicht zu empören, ſo wie er durch eine milde, ſanfte, oder zuvorkommende Behandlung, ſchnell und für die Dauer gewonnen wird; ich darf das ſagen, aus eigener Erfahrung, indem ich Urſache habe, mit

meiner römischen Dienerschaft vollkommen zufrieden zu seyn.

Eine gewisse Laura, die einen Theil meines Hauswesens besorgt, durcharbeitet täglich unverdrossen, thätig, still und treu, den ihr angewiesenen Geschäftskreis. Eben so sittlich musterhaft bewährt sie sich in andern Verhältnissen: sie ist verheirathet, ihr Mann liegt, durch einen Schlagfluß gelähmt, seit zehen Jahren auf dem Siechbette; sie hat drei unerzogene Kinder und eine unvermögende Mutter; alle diese ernähret sie, die Eine, durch den Erwerb ihrer Hände, und dies thut sie in der Geduld und Einfalt ihres Herzens, so geräuschlos, als ob es nie und nirgend anders seyn könnte — Sollte ich dieser Frommen nicht gedenken? — Der Tugend im Kleide der Armuth setzet die Welt keinen Ehrenkranz auf, aber ein Engel lächelt ihr zu; sie leuchtet nicht, sie erbaut. Neben meiner guten Laura darf ich noch eines andern meiner römischen Leute erwähnen. Mein Kutscher, ein rüstiger und kräftiger Mensch, ist gleichfalls verheirathet, und sein Betragen gegen Frau und Kinder, welches ich sorgfältig erforschte, ist untadelhaft. Fleißig, ordentlich und verständig in seinem Dienste, übernimmt er sehr oft, aus herzlicher Willigkeit und Zuneigung, in meinem Dienste Arbeiten, wozu keine Verbindlichkeit ihn nöthiget. Aber einen auffallenden Beweis seiner wohlgestimmten Sinnesart hat er mir gegeben, den ich nicht unterlassen kann, meinem Gedenkbuche einzufügen. Eins von

den beiden ihm anvertrauten Pferden wurde plötzlich krank; er wachte bei dem Thiere, suchte ärztliche Hülfe; das leidende Geschöpf wieherte dankbar ihm entgegen, wenn er zu ihm trat. Alles war umsonst; das Thier starb. Als er mir den Vorfall mit Thränen berichtete, ward auch ich bewegt: dies bemerkte er und sagte, (sich zusammennehmend) — trösten Sie sich, gute Frau, weder von Ihnen, noch von mir, ist dem braven Thiere etwas überlästiges zugemuthet worden; jetzt ist es glücklicher als wir; es ist da wo kein Tod mehr ist, und kein Schmerz. Bei diesen Worten blickte er, noch heftiger gerührt, hinauf zum Himmel. Ich erstaunte über diese Aeußerung, und glaubte Anfangs, sie sey etwa in der Ueberraschung seines Gefühles ihm entfallen; nachher aber bei veranlaßter Wiederholung bemerkte ich wohl, daß sie aus einer Art von Ueberzeugung geflossen sey. — Unter Menschen, welche wir in unserm Dünkel Wilde nennen, würde mich diese Aeußerung nur als der geläufige Ausdruck einer kindlich menschlichen Stimmung leise berührt haben: befremden aber mußte es mich, von einem Himmel, der auch Thierseelen nicht verschmähe, unter einem Volke zu hören, welches den Satzungen seiner eigentlichen Glaubensform gemäß, vom Himmel sogar Menschen ausschließt, die außerhalb jener Satzungen leben.

Wir wollen nicht über den guten Kutscher lachen! ich finde menschliches Wesen in seiner Ansicht: ähn-

liches begegnet uns allen. Die menſchliche Natur läßt ſich nicht um alle Selbſtſtändigkeit bringen; jeder Einzelne hat ſein beſonderes Bedürfniß der Empfindung, ſein beſonderes Maaß der Einſicht. Beiden gemäß, bildet er ſich unvermerkt und faſt unwillkührlich eine Art von Nebenreligion, welche ſich mit der von Außen gegebenen abfindet und ausgleicht. Der Umfang jedes Vereins, jeder Geſammtheit iſt ein durch Grenzen des Einverſtändniſſes abgeſchloſſener Raum, in welchem ſich der Einzelne ſeinen Platz nach Eingebungen des Bedürfniſſes bequem macht und ausſchmückt. Mag dies immerhin ſo ſeyn: wenn nur dieſer Einzelne durch Dünkel und Zudringlichkeit das Ganze nicht verletzt und den Nachbar nicht drängt.

Den 26. Februar.

Zu meinen liebſten Erwerbungen in Rom zähle ich die Bekanntſchaft des Herrn von O — deſſen Umgang ich manche gehaltreiche Stunde verdanke. Er iſt ein junger Mann von feinen Sitten, edlen Geſinnungen und eifrig der katholiſchen Religion zugethan, deren innere moraliſche Beziehungen er nicht leicht verletzen wird, wenn gleich der Zwang ihres Formweſens ihm zuweilen unbequem und läſtig fällt. Er hat mancherlei wiſſenſchaftliche Kenntniſſe: er zeichnet gut, und verſteht außer der lateiniſchen, auch die mehreſten neueren Sprachen, wodurch ſich ihm ein anſehnliches Gebiet der Mittheilung öffnet. Heute beſuchte er mich; ich bat ihn

zu Tische, hatte aber dabei nicht an die Fastenzeit gedacht. — „Wissen Sie wohl, antwortete er mir, „daß Ihre häufigen Einladungen mich zu einem „sündhaften Menschen gemacht haben, dem es Mühe „kosten wird, sich wieder herzustellen? Seit langer „Zeit habe ich schon die Beichte ausgesetzt, weil ich „immer glaubte, daß vor Ihrer Abreise doch noch „manche neue Uebertretung der Fastengesetze zu den „älteren hinzukommen würde." — — Sie können ja, sagte ich — „den verbotenen Baum unberührt lassen" — fiel er mir ins Wort. — „Freilich sollte „ich wohl können, wenn ich nur könnte!" — Ich schwieg und griff nach einer seiner Zeichnungen; er aber glaubte auch mein Stillschweigen beantworten zu müssen und sagte: — „ich weiß, wie man in ihrer Kirche denkt; aber das Denken — so hat mich ein alter ehrwürdiger Mann unterwiesen, gehört in die Logik, die Religion fodert Gehorsam und Aufopferung der grübelnden Vernunft. Wir sollen nicht untersuchen, was jene lehret. Mit zugeschloßnen Augen annehmen sollen wir, was sie durch ihre Beten uns darreicht. Ob irriges dieser-oder jener Lehrsatz enthalte? — schon die Frage ist Frevel; auch macht sie zweifelhaft, unsicher und unruhig. Es giebt keine Religion und hat nie eine gegeben, welche der schwachen menschlichen Natur so hülfreich zu statten käme, als die katholische. Sey immerhin manches in unsern Kirchensatzungen enthalten, welches meiner Vernunft nicht einleuch-

ten will: Seelengefahr ist dabei nicht zu laufen; und überdem wird mir die Selbstverläugnung der Vernunft, das ist: meines Stolzes vor Gott als ein Abrahamitisches Isaakopfer hoffentlich angerechnet werden. Offenbar ist also die katholische Glaubensform ein Weg der Sicherheit, auf welchem die Religion überall dem Strauchelnden mit ihren Gnadenmitteln entgegen kommt. — Die Einwendungen gegen alle diese Sätze liegen sehr nahe, zum Theil in ihnen selbst; ich ließ sie liegen, und erwiederte nur dies Eine: was den Weg der Sicherheit betrifft, so ist uns in den unmittelbaren Worten des göttlichen Stifters der Christusreligion ein Weg zum Frieden des Herzens verständlich und einfach vorgezeichnet. Der Weg der Sicherheit scheinet mir dem Wege der Sorglosigkeit zu nahe liegen, um nicht zuweilen mit diesem zusammen zu fallen, vor welchem in der heiligen Schrift nachdrücklich gewarnt wird. Eine dieser Warnungen ruft unter andern uns zu: — „schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern!“ u. s. w. Ich sage dies nicht in Beziehung auf Sie, lieber O—, Ihr reines, sittliches Gefühl kommt Ihnen zu statten; mir schwebt das Allgemeine vor, die Erfahrung, daß die Lehre von einem Wege der Sicherheit mißverstanden werden kann. Aus Mißverstand folgt Mißbrauch, wie sich solches täglich offenbaret. — Mögen wir denn durch Formwesen auseinander gehn, im Heiligthume des Gemüthes treffen

wir uns wieder. Ein reiner Wandel in Demuth und Stille des Herzens ist Gott gefällig; dem Guten folgt Gutes, bis über das Grab hinaus. Recht wird dem zu Theil der Recht thut: an diese Sätze glauben wir beide, lassen wir alles andere dahin gestellt seyn. Uebrigens werde ich diesen Mittag Sie erinnern, wo Sie auf einen verbotenen Baum stoßen sollten. — Er blieb, und eine neue Fastenschuld ward auf die Rechnung der künftigen Beichte geschrieben. — So gestalteten sich die Außenwerke der katholischen Glaubensform in einem vielseitig gebildeten, und in mancherlei Rücksicht erleuchteten Kopfe. Von hier aus läßt sich nun die Folgerung ziehn, wie die Vorstellungen dieser Art, nach dem Verhältnisse der Erkenntniß- und Willenskräfte zu der mehr oder mindern Rohheit sinnlicher Anregungen, tiefer hinab im Volke sich ausbilden und festsetzen mögen.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß das römisch-katholische Christenthum Sätze aufstellt, in denen, nicht sowohl geradezu die Lehre, allerdings aber die Veranlassung für den Menschen liegt: von den Gnadenmitteln, die doch keineswegs eine unbedingte Verheißung haben, und nicht willkührlich zu vermehren sind, zu viel zu erwarten, und deshalb zu wenig von sich selbst zu fodern. Beweise davon sind mir in den grellsten Erscheinungen nicht selten begegnet: von mehreren Erfahrungen, will ich nur ein Beispiel anführen.

Mein Lohnbedienter, nahe bereits den Jahren des höheren Alters, ein Römer von Geburt, und um deswillen ſchon von niedriger Pöbelhaftigkeit entfernter, als ſie anderwärts angetroffen wird, iſt überhaupt genommen ein rechtlicher Menſch; umſichtig, aufmerkſam, ausdauernd und unverdroſſen in allen ſeinen Obliegenheiten, brauchbar und anſtellig zu allerlei Beſorgungen; ohne ſklaviſche Unterwürfigkeit, ſeiner jedesmaligen Herrſchaft treu ergeben, und ſogar gewiſſenhaft in Abſicht fremder Eigenthumsrechte, wenn nicht die Reize des Gaumens ihn in eine gefährliche Verſuchung ſtellen. Er bekömmt Koſtgeld, jedoch weiß er, daß er bei Abräumung der Tafel nicht ſtrenge beobachtet werden ſoll, und ſo bedient er ſich ziemlich unbefangen dieſer ſtillſchweigenden Erlaubniß. Nur die Faſtengeſetze mancher Tage machen ihm viel zu ſchaffen, und die Befreiung davon iſt das einzige, was ihm an unſerer Ketzerhaftigkeit beneidenswerth erſcheint. Denn der unbequeme und jedesmal für ihn unglückliche Kampf gegen unzeitige Reizungen der Eßluſt, behelliget ihn nur zu oft und beinah fortwährend mit allerlei büßenden Abrechnungen. Jedoch ſtrebt er ſorgfältig, dergleichen Uebertretungen fremden Blicken, wo der Eindruck bleibend iſt, zu entziehn; mit Gott weiß er ſchon fertig zu werden. Ich überlaſſe es ihm zuweilen, wenn mich kein beſonderer Zweck beſtimmt; meine Spazierfahrten zu leiten, und wenn mich ſein Vorſchlag zum Laterane (Th. II. S. 153.) verweiſet, ſo iſt

mir dies unfehlbar eine Anzeige ſeines preßhaften Gewiſſens, und ich ſehe ihn dann mit ſeiner beſchwerlichen Corpulenz die heilige Treppe (Th. II. S. 160) ächzend und ſeufzend auf ſeinen Knieen hinauf klimmen. Vor einer offen daliegenden Börſe ohne Zeugen, wird er vorbei gehn, ohne die Hand auszuſtrecken, aber nicht vor einem offenen Speiſegewölbe; denn da lauert auf ihn ein böſer Geiſt, dem er nicht gewachſen iſt. In einen ſehr ſchlimmen Handel verwickelte ihn vor wenig Tagen dieſer Geiſt. Ich war zur Villa Mellini (Th. II. S. 372.) gefahren. Mein Francesko, ſo will ich ihn nennen, hatte ſogleich mit geübtem Auge ein Neſt voll Hühnereier entdeckt; er konnte nicht widerſtehn, die Eier zu nehmen, und packt ſie, ich weiß nicht mit welcher Geſchicklichkeit, in die Taſche. Bei unſerer Zurückkunft vom Spaziergange in die Villa bemerkte der Kaſtellan ſeinen Verluſt, der ihm vermuthlich von einem entfernten Beobachter verrathen war. Der Beraubte klagte mir mit ziemlicher Heftigkeit den Vorfall, und behauptete mit großer Zuverſicht, daß einer unter meinen Leuten der Thäter ſey. Dieſe zürnten und verlangten Unterſuchung auf der Stelle; dies geſchah, doch Francesko, entfernte ſich unter dem Vorwande, die Eier zu ſuchen und legte den Raub ab. In meiner Wohnung ſtellte ich ihn unter vier Augen gelaſſen zur Rede; wobei er mir denn geſtand, daß er die Eier genommen, um damit einen Faſttag zu begehen, und folglich Gott

einen Dienſt zu leiſten. Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß Gott keinen Gefallen haben könne an einem Dienſte, der mit dem Flecken eines ſolchen Unrechts behaftet ſey. Er ſchwieg zwar, doch zweifle ich ſehr, ihn für meine Meinung gewonnen zu haben.

Den 12. März.

In den ſtillen Wochen der Faſtenzeit wird alles noch ſtiller, als ſonſt in der Stadt. Einzelne Menſchen, beſonders Frauen, wandern mit ihren Roſenkränzen den Kirchen zu, und Bettler ſchreien ihnen nach: dieſe treiben fort und fort ihr trauriges Gewerbe; einträglicher vielleicht jetzt, wo die geſteigerte Andacht hoffentlich auch wohlthätiger und barmherziger iſt. Indeſſen unterſcheiden ſich die Tage der Enthaltſamkeit und Stille von jener Zeit, wo ſich das Leben freier bewegt, nicht ſo ſehr, als ein Fremder etwa glauben könnte, der in den Faſten nach Rom käme; er verweile länger, und er wird bald inne werden, daß hier ein Prieſterregiment walte, das in manchem Betracht ſchlimmer wirkt als ein ſoldatiſches, welches durchaus zu wenig des Heiligen achtet.

Was Regierungsverfaſſung bewirkt, läßt ſich bei der flüchtigen Vergleichung zwiſchen Rom und Berlin wahrnehmen: die Regſamkeit der erſteren Stadt verhält ſich zur Thätigkeit der letzteren, wie das ſchleichende Daſeyn des Greiſes zu der lebhaften Behendigkeit des friſchen Jünglinges, der mu-

thig und rasch dahin schreitet durch das reizende Leben; und gleichwohl liegt in dem Zahlenverhältnisse der Volksmenge beider Städte höchstens ein Unterschied von zehn bis funfzehn tausend Menschen, die Berlin mehr haben kann. Man lasse den Fremden durch die Straßen gehn, und er wird kein reiches Waarengewölbe voll thätiger Menschen bemerken. Anstatt der Betriebsamkeit an die sein Auge gewöhnt ist, sieht er das müßige Volk am Wege stehn; keine rührige Bewegung eiliger, geschäftrüstiger Menschen erblickt er; aber Reihen von Prozessionen ziehen langsam an ihm vorbei: überall zerstreutes, verzetteltes Daseyn. Industrie und Betriebsamkeit nirgend. Einige Antiken- und Bilderhändler, einige Mosaikarbeiter und andere Künstler fristen von einem Tage in den andern, zum Theil sehr kümmerlich, ihr Leben. Die Handwerker sind Ausländer, die Becker besonders sind Schwaben. Der Handelsverkehr ist unbedeutend; vom Buchhandel ist gar nicht die Rede. Die Regierung scheint vor allen diesen Mängeln die Augen zu schließen: sie muntert nichts auf, sie begünstiget nichts, mit einem Worte: sie thut nichts, was eine nützliche Thätigkeit herbeiführen könnte. Die Erziehung der Jugend und der öffentliche Unterricht sollen, wie mich Kenner versichern, auf die alte herkömmliche, unfruchtbare Weise betrieben werden. So ist es im Innern der Stadt; der Beobachter gehe zum Thore hinaus: und er tritt in eine menschenleere todte Wüste, von fruchtlosen unbewohnten

ten Hügeln umgeben; auf den schönen Landstraßen wird ihm hin und wieder ein Karrn mit Oel- oder Weinfässern beladen begegnen. Genistastauden blühen, wo Kornähren sich drängen könnten; nur sehr selten wird er ein wohlbestelltes Getraidefeld antreffen. Auch über dieses Hauptgebrechen ist wiederum, nicht sowohl die gegenwärtige Regierung, als das, auf sie vererbte, System anzuklagen. Seit 160 Jahren besteht ein Gesetz, welches den Alleinhandel mit Getraide der päbstlichen Kammer zuspricht *). Jeder Einwohner ist diesem Gesetze zufolge gezwungen, das Korn, welches er erzeugt, an die päbstliche Kammer gegen einen, von ihr willkührlich bestimmten, Preis abzuliefern, und die Kammer versorgt die Bäcker, von denen das Publikum das Brod kaufen muß. Dieselbe Bewandniß hat es auch mit dem Oel, wobei überdies noch,

*) Das Gesetz rühret von Innocenz dem zehnten oder vielmehr von Donna Olimpia seiner Schwägerin her, die statt seiner regierte. Das Andenken dieser Frau ist den Römern sehr verhaßt. Nicht genug, daß das Volk ihre Seele zur Hölle fahren läßt, ihr Körper darf auch im Grabe nicht ruhn; er muß, nach der Volkssage, zu Zeiten die verdammte Seele wieder in sich aufnehmen, und auf einem Flammenwagen, mit feurigen Rossen bespannt, brausend die Lüfte durchfahren, und ihren ehemaligen Wohnsitz, die Villa Pamphili (Th. II. S. 379.) umziehn, damit sie ja nicht der Stellen vergesse, wo sie ihre Frevel ausgebrütet. Dies ist die einzige Gespenstergeschichte, die ich in Rom gehört habe.

d. Verf.

wie mir von glaubwürdigen Personen gesagt wurde, Vermischungen des guten Oels mit schlechtem gewöhnlich seyn sollen. Jedes ausschließende Recht ist ein Unrecht, ein ausschließendes Handelsrecht ist das schlimmste: es bevollmächtiget den Wucher. Je mehr Einzelne dadurch benachtheiligt werden, desto unerträglicher, desto widerrechtlicher wird das Monopol, desto größer der Spielraum, den es dem Wuchergeist öffnet. Eine Regierung, die den Wucher zu bestrafen verpflichtet ist, wie wird sie auf das Volk wirken, wie kann sie vor der Gerechtigkeit sich verantworten, wenn sie selbst ausschließenden Wucher treibt, und wenn dieser besonders das Brod trifft. Eine solche Einrichtung muß nachtheilig auf den Ackerbau wirken: denn wer wird sich gern mit einem Geschäfte befassen, wobei ihm der Erwerb nur kärglich zugemessen wird von einer fremden Hand, die den größeren Gewinn davon für sich hinweg nimmt. So kam es, daß der Ackerbau nach und nach immer mehr in Verfall gerieth, obgleich nicht zu leugnen ist, daß andere noch fortwirkende Ursachen vieles dazu beitrugen; die Entvölkerung zum Beispiel, welche durch Krieg, innere Zerrüttungen und Mönchswesen herbeigeführt wurde. Der Eindrang der Barbaren zerstörte frühehin die Aquädukte, und der dadurch entstandene Wassermangel vertrieb die Bewohner des Landes, oder verhinderte deren Rückkehr; denn dem Mangel an Feuer und Wasser wird vorzüglich die Entwickelung der bösen Luft zugeschrieben. Hätten die Päbste voriger Zeiten die reichen

Einkünfte des Kirchenstaates, welche von Repoten verschlungen, und durch andere Verschwendungen vergeudet wurden, auf die Herstellung der Aquädukte verwendet, so würden die römischen Fluren nicht so verödet da liegen. Eine weise Ersparniß der Staatseinkünfte, wie sie auch jetzt vermindert seyn mögen, wird hoffentlich in ruhigeren Zeiten die Abhülfe dieses Uebels bewirken. Uebrigens ist die Regierung sanft: möchte sie dies immer seyn, ohne in Schläfrigkeit auszuarten. Die Abgaben sind vielleicht in keinem Lande so gering, und deren Erhebung so milde, als im Kirchenstaate.

Die Polizei liegt den sogenannten Conservatoren ob, die den Stadtrath bilden, und auf dem Kapitole ihre Sitzungen halten. Sie bestimmen den Fleisch- und Brodpreis und entscheiden die, bei solcher Gelegenheit entstehenden, Händel. Uebrigens macht ihnen ihr Amt eben keine schlaflosen Nächte, wenn gleich kein Wächter die dunkeln Straßen durchwandert, und das wachhabende Militair ziemlich bequem seyn soll. Man erzählte mir von einem Soldaten, der bei der Waffenübung den Unterofizier ziemlich verdrießlich fragte: — quanto dura questa storia? (wie lange soll das Ding noch dauern?) — Für die Säuberung der Straßen müssen die Platzregen sorgen, und da das nicht immer zu rechter Zeit geschiehet, so ist der Fußgänger einer schlimmen Unbequemlichkeit ausgesetzt, besonders zur Nachtzeit, wo er bei dem unwirksamen Lichte der Andacht, welches hin und wieder an ei-

nem Marienbilde schimmert, nur eben sehen kann, wie dunkel die Nacht ist.

Es legt wohl ein günstiges Zeugniß für ein Volk ab, daß bei so wenig Aufsicht, nächtlicher Unfug dennoch eine Seltenheit ist. Was würde in andern Städten unter solchen Umständen geschehen! Bei meinem vierzehn monatlichen Aufenthalte in Rom habe ich von keinem Einbruche oder nächtlichen Diebstahle gehört. —

Die Rechtspflege ist unter mehrere Stellen vertheilt: der Senator auf dem Kapitole (Th. II. S. 21.) ist die erste Instanz. Die Ruota ist ein höchstes Gericht. Von eigentlichen Bestechungen der Richter, wie ehemals in Polen, wo die Aussprüche geradezu dem Meistbietenden verkauft wurden, hört man in Rom nichts; desto mehr aber von sogenannten Protektionen, die den Bestechungen gleich zu stellen sind. Das Fürwort eines bedeutenden Mannes vermag der richterlichen Entscheidung eine Wendung zu geben, die dem, sich selbst überlassenen, Rechtsgange entgegen gesetzt ist. Die Gewohnheit solcher Unordnungen hat sich tief in den Zusammenhang der Verfassung verflochten. Indessen sollen Unziemlichkeiten dieser Art unter der gegenwärtigen Regierung, wo kein Nepote oder Liebling des Pabstes mitzusprechen hat, selten vorfallen. Das genügt aber nicht; entwurzelt müssen sie werden.

Die Bücher-Censur ist dem Inquisitionsgerichte unterworfen, und für den Fremden weit we-

niger drückend, als in den Oestreichischen Staaten. Uebrigens kommt die Milde der päbstlichen Regierung dem Reisenden sehr zu statten. Er wird durch keine unbequeme polizeiliche Maaßregel beläſtiget und beunruhiget. Beim Einlaſſe wird man nicht, wie in den Städten der Preußischen Lande auf eine harte Weise am Thore gleichsam aufgefangen, und, man mag krank seyn oder nicht, wie ein Verbrecher, unter militairischer Bedeckung, zur peinlichen Frage nach einem Orte abgeführt, wo sich der Fremde gefallen laſſen muß, wie mit den Sachen, die er bei sich hat, umgegangen wird. Solche Härte liegt freilich nicht im Sinne der obersten Behörden der wahrhaft väterlichen Preußischen Regierung; aber die Sanftheit und Humanität der Regierung zu Rom theilt sich auch ihren Unterbeamten mit.

Den 16. März.

„Wo viel Leben ist, da ist viel Sünde.“ Es liegt, wie mir scheint, viel wahres in diesem Satze, der nicht sowohl von der größeren Menschenmenge, die sich durch einander bewegt, als von der Thätigkeit und Regsamkeit dieser Bewegung selbst abgezogen ist. Aber sollte um deswillen einem Staate, oder einer großen Stadt eine solche Hemmung der Betriebsamkeit, wie man sie in Rom wahrnimmt, zu wünschen seyn? — das sey fern! Es kommt hiebei alles — um das rechte zu treffen — auf eine möglichst zwanglose

Verfassung an; auf Gesetze, die der Grundstimmung der menschlichen Natur nicht so sehr entgegen sind, daß die Uebertretung irgend einer Vorschrift zu leicht als eine nothgedrungene Handlung erscheinen kann; und endlich ist es die redliche Verwaltung der Gesetze selbst, die jede beßre Einrichtung erst mit der Vollendung krönt. Ich gestehe gern, daß dies alles zusammen genommen keine geringe Aufgabe für eine Regierung ist; indessen habe ich sie dennoch theilweise hier und da gelöset gefunden, und sehr wohlthätige Folgen davon wahrgenommen: weshalb das Streben danach nie aufgegeben werden sollte. Welch ein Gewinn, welch ein Seegen für das Gemeinwohl der Menschheit würde sich ergeben, wenn einer weisen und wohlverwalteten Gesetzgebung die erwärmende Kraft solcher geläuterten Religionsgrundsätze zu statten käme, die keinen offenen Tilgungsfond für Sündenschulden dem Leichtsinne und den Leidenschaften darböten! Hiernächst versteht es sich wohl von selbst, daß die in den verschiedenen Abtheilungen der öffentlichen Verwaltung nothwendige, Aufsicht nicht in eine bevollmächtigte Auflauerey gesetzt werden darf, wie solche in Frankreich, unter Napoleons Herrschaft alle Zweige der Staatsverwaltung durchschleicht, und wie sie vormals in Toskana unter Leopolds Regierung ihr Wesen trieb, (Th. I. S. 264.) wodurch der sittlichen Stimmung des Volkes unendlich geschadet wird *). Nach diesen

*) In einem Lande, welches im Rufe einer geprüften

wenigen Betrachtungen wende ich mich nun zu dem gegenwärtigen Zuſtande der Römer. Welche Vorurtheile, aus übertreibenden Erzählungen geſchöpft, der Fremde mit hieher bringen mag, welche Eindrücke des Wegzuwünſchenden, des Ungebürlichen und Mangelhaften ihn zur Unzufriedenheit geſtimmt haben mögen: ſo wird dennoch, je länger er unter dieſen Menſchen lebt, ſein Verhältniß zu ihnen deſto befreundeter und ſteigert ſich immer mehr zu einem anziehenden innigen Bedürfniſſe, welches ich beſonders in Neapel erfuhr, wo ich täglich durch einen auffallenden Gegenſatz, zum Vortheile der Römer, an die letzteren erinnert wurde. Schon das Aeußere des Römers kündiget etwas an, das für ihn einnimmt. Wenn er, gleich den übrigen Italienern, in Höflichkeits-Benennungen, beſonders gegen Fremde, verſchwenderiſch iſt, ſo erſcheint er doch in allem Uebrigen natürlich und nicht kriechend.

Regierungsweisheit ſteht, kam mir ein Geſetz vor die Augen, das mir eine auffallende Unſtatthaftigkeit zu enthalten ſchien: es betraf ein Ausfuhrverbot. Die Beſoldung der Aufſeher war aber blos auf die Strafgelder angewieſen. — Welche Verkehrtheit! — Die Erhaltung der Wächter eines Geſetzes von der Uebertretung deſſelben abhängig zu machen, und folglich das Vergehen als nothwendig vorauszuſetzen! Was aber die Unwürdigkeit dieſes Geſetzes noch ſteigert, iſt, daß in der Abfaſſung der Verordnung von dieſer Beſoldung kein Geheimniß gemacht wurde, wodurch man alſo gewiſſermaßen das Volk zur Abfindung mit den Aufſehern einlud.

d. Verf.

Er ist wohlgebaut, seine Haltung frei, sein Gang stolz; und sein feuriger Blick verräth einen Trotz, der sich nichts bieten läßt, und begeistert sehr den Ausdruck seiner Geberdensprache. Die Mäßigkeit erhält ihn frisch, wohlgemuth und lebhaft, bis ins hohe Alter. Ich habe in allen Ständen Greise, voll Kraft und reger Lebensfülle, gefunden. Ein Fleischer in den achtziger Jahren trat einem entflohenen Stier in den Weg, ergriff ihn bei den Hörnern, und warf ihn danieder. — Was nun das weibliche Geschlecht betrifft: so steht es dem männlichen an Gestalt und Wesen vollkommen römisch gegenüber. Schon in der Farbe und in den Zügen des Gesichtes unterscheidet sich die Römerin von der nordischen Frau: die Farbe hat bei jener nicht das blendende Weiß, dagegen bilden die kräftigen Züge eine gewisse Einheit, und keiner tritt einzeln hervor. Das Auge der Römerin ist groß, feurig und lebhaft; der Blick ist beseelt und nicht selten leidenschaftlich zu der Geberdensprache stimmend. Der Kopf hebt sich wohlgehalten und gleichsam gebieterisch aus den Schultern hervor. Im ganzen Körperbau herrscht Uebereinstimmung und dieselbe Einheit, die in den Gesichtszügen wahrgenommen wird. Der Gang der Römerin ist nicht eilend, sondern edel fortschreitend; und in ihrer ganzen Haltung offenbaret sich mehr Bestimmtheit als Zierlichkeit; mehr Würde als Grazie. Oefter ist mir eine Junogestalt, als eine Hebe

begegnet. — Nur die nordiſche Matrone dürfte der römiſchen den Preis abgewinnen.

Die höhern Stände in Rom, von denen ich bereits in meinen früheren Bemerkungen (Th. II. S. 408) manche Eigenthümlichkeit, in Anſehung des geſelligen Tones und des Geſchmackes, angeführt, haben von jeher der franzöſiſchen Modetyranney nur zögernd nachgegeben. Man ſieht daher in ihren Paläſten und Villen Geräthe, Thüren und Fenſter, an denen ein ſehr veralteter Geſchmack ſein Andenken fortſetzt, wodurch ſich ſchon die Vermeidung jedes anderen Aufwandes andeutet. Ihr ganzer Prunk beſteht einzig in einer Schaar von Dienern, welche wie man mich verſichert, ſchlecht bezahlet werden, indem ſie auf Trinkgelder angewieſen ſind, und andern Erwerb nebenher treiben ſollen. Der Prachtgenuß vornehmer Familien beſchränkt ſich auf die, von den Vorfahren ererbten, Kunſtſchätze, Paläſte, Villen und Landgüter. Der Ertrag der letzteren wirft, wegen des verderblichen Getraide-Monopols der päbſtlichen Kammer, bei weitem ſo viel nicht ab, als in andern Ländern, wo der freye Kornbau vielmehr aufgemuntert, als erdrückt wird. So leben die Familien denn zurückgezogen unter ſich, geben höchſt ſelten große Feſte, die nur zum Wetteifer in Prunkausſtellungen Gelegenheit darbieten. Auch kommen ſie nicht, wie es wohl im Norden üblich iſt, mit Einladungen den Fremden entgegen, jedoch ſehn ſie dieſe gern in ihren ſogenannten Converſationen

(Th. II. S. 408.) wo sie zuvorkommend, gefällig und gemüthlich den Fremden aufnehmen. Ich selbst habe mich würdiger Genüsse aus dem Umgange mancher edlen Famile zu erinnern. Uebrigens ist auch hier der Cavaliere servente eine Person, die zum Anstande, zum guten Tone (dignità) gehört, und oft, wie ich aus eigener Wahrnehmung bemerkt habe, der Dame, die er umgiebt, lästig wird: sie darf aber, ohne den Anstand zu beleidigen, ihn nicht entfernen. Die Römer meinen, daß eben dadurch gewissen Unordnungen am besten vorgebeugt werde, und daß derjenige, der in solcher Sitte etwas Unwürdiges argwöhnen könne, ein tiefes Sittenverderben in sich tragen müsse.

Noch auffallender, als der höhere Stand, unterscheiden sich die übrigen Volksklassen der Römer von Teutschen, Engländern, Franzosen und selbst von andern Italienern. Den Römern ist eine leichte Beweglichkeit geistiger Kräfte, ein lebhaftes Gefühl, und Tiefe der Empfindung eigen. Obzwar er diese Naturgaben mit andern Italienern gemein hat, so erscheinen sie bei ihm doch in einer gewissen Veredlung, welche sich durch die ganze Volksklasse verbreitet, und darum keinen sonderlichen Abstand in den Stufen des Sittenverhältnisses unter den verschiedenen Ständen wahrnehmen läßt. Der Mensch aus dem gemeinen Haufen drückt sich aus, wie der Mensch aus den höheren Ständen, und dem gemäß ist auch sein Betragen. So wie nun eigentlich keine Pöbelspra-

che im römischen Volke gehört wird, so kommen auch keine groben Ausbrüche einer niedrigen Pöbelhaftigkeit daselbst zum Vorschein, und man könnte unbedenklich behaupten, daß es in Rom eine unterste Volksklasse, aber keinen Pöbel gebe. Was zu dieser Stimmung mitwirkt und sie unterhält, ist der Römerstolz, der sich gern des alten Namens erinnert, ein Stolz, an dem auch das weibliche Geschlecht Theil nimmt. Eine Römerin, der man etwas unwürdiges zutraute, rief mit edlem Zorne aus: io sono Romana. Eine andere sagte, als, nach ihrer Meinung, die Königin von Neapel in Rom zu wenig auf das umstehende Volk achtete: „— die weiß wohl nicht, „daß vormals gefangene Königinnen im Triumphe „durch diese Straßen geführt wurden!“ — Einem so starken Selbstgefühle kommt noch eine beständige Nüchternheit zu statten, eine Mäßigkeit in Genüssen, die den Römer nicht leicht aus dem Gleichgewichte fallen läßt: und dies alles zusammengenommen hält wirksamer, als die Religion, so wie sie hier gegeben wird, jene groben Uebertretungen der Gesetze zurück, welche in andern Städten so häufig vorfallen. Man hört freilich von blutigen Auftritten der Rache; dagegen aber sind die Folgen der Trunkenheit, Handlungen der Gaunerei, des Betrugs und der Dieberei seltene Erscheinungen. Der Römer verzeihet den Mord, nimmt den Mörder in Schutz. Den Dieb stößt er von sich, und überläßt ihn der Gerechtigkeit.

Es wird in London, in Paris, Berlin, Dresden und andern Städten in Einem Monate unstreitig mehr gestohlen, als in einem Jahre zu Rom. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in dieser Stadt, kam ein einziger Diebstahl zur Untersuchung. Der Thäter war ein Genueser. Auch muß es wohl aus dem Zutrauen der Erfahrung kommen, daß Thüren und Fenster äußerst leicht verwahrt sind. Und sogar zur Zeit des Carnevals, welches an andern Orten eine Gelegenheit mehr zu Diebstählen seyn würde, verläßt man sorglos die unverschloßne Wohnung.

Was die Unordnungen in dem Sittenverhältnisse der Männer zu den Frauen betrifft, so ist wohl zu vermuthen, daß die Römer an dem Leichtsinne des heutigen Geschlechtes auch ihren Antheil genommen haben. Besonders trägt das Gerücht den verheyratheten Frauen häufige Verletzungen der ehelichen Treue nach. Diese Vorwürfe sind nicht ungegründet; aber doch, wie ich, nach Zusammenstellung der gültigsten Zeugnisse, behaupten kann, von Reisebeschreibern sehr übertrieben worden. — Dagegen sind die Töchter einer sehr strengen Aufmerksamkeit unterworfen, und diese liegt, seltsam genug, nicht sowohl den Müttern, als den Vätern ob, welches freilich ein schlimmes Zeugniß für die ersteren ablegen könnte; doch sollen auch hier bedeutende Ausnahmen statt finden. Von dem Vater wird die Tochter mit scharfem Blicke beobachtet. Er wird nicht säumen, den jungen Menschen,

der zu ihrem Fenſter allzu bedeutſam hinaufgrüßt, ſogleich zur Rede zu ſtellen. Nirgends und nie iſt eine ſolche junge Perſon ſich ſelbſt überlaſſen. Sie wird, wo ſie zu thun hat, überall von dem Vater begleitet. Ein Beweis dieſer Sitte iſt zu meiner eigenen Erfahrung gekommen. Die Tochter eines, mir unbekannten römiſchen Künſtlers, war mir ihres muſikaliſchen Talentes wegen gerühmt worden. Ich ließ die junge Perſon zu einem Theeabende bei mir einladen. Sie erſchien in Begleitung ihres Vaters, der ſie mir auf eine feine Art vorſtellte; und mir war es überaus angenehm, die Bekanntſchaft eines ſo ſchönen, liebenswürdigen Mädchens von ſo ſanftem, edlen Betragen zu machen. Ueber das ganze Weſen der jungen Perſon war eine Anmuth verbreitet, die durch Züge der Beſcheidenheit erhöht wurde. Die zarte Schüchternheit, mit der ſie auftrat, überzog mit einem leiſen Erröthen ihr holdes Geſicht, und war eine Grazie mehr, um ihre Lieblichkeit zu ſchmücken. Der Ton ihrer Stimme, auch wenn ſie ſprach, hatte ſchon etwas weich melodiſches, aber ihr Geſang zur Guitarre war in der That ergreifend. Während die Tochter ſang, hatte ſich der Vater in einen Winkel des Zimmers zurückgezogen. Die Verbindlichkeiten, die, ſeiner Tochter wegen, ihm geſagt wurden, nahm er mit einer ſtillen Verbeugung an, war aber nicht zu bewegen, ſich unſerm Kreiſe näher anzuſchließen. Daſſelbe Betragen beobachtete er bei jedem wiederholten Beſuche, den ſeine Tochter mir machte. Ueberhaupt iſt in Ita-

lien, und besonders in Rom in den Bürgerhäusern, das Verhältniß des Gatten zur Gattin ganz anders gestellt, als es sonst irgendwo angetroffen wird. Der Mann besorgt die Geschäfte des Hauswesens und selbst die Küche. Ja die Pflege der Kinder sogar übernimmt er, während die Frau der Leserey obliegt, oder müßig am Fenster steht, oder mit der Nachbarin plaudert. Es ist befremdend und rührend zu sehen, wie der Hausvater sein zartes Kind in einen langen blauen Mantel gehüllt, im Arme trägt, und damit vor der Hausthür auf und abgehet. Indessen sind mir doch mehrere Ausnahmen von dieser Gewohnheit vorgekommen, auch trifft man Frauen an, die ihrem Hauswesen selbst vorstehen.

Ich habe oben die Lebhaftigkeit des geistigen Vermögens erwähnt, welches dem Italiener eigen ist; bei dem Römer aber durch Feinheit, Schärfe und Geübtheit des Sinnes sich auszeichnet, und überhaupt in einem bedeutenden Grade der Ausbildung hervortritt, die er einer Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht verdankt, und welche ursprünglich von den merkwürdigen Umgebungen ausging. Zu ihm reden die Steine; die verehrten Reste der alten Kunst geben ihm Geschmack und schärfen seinen Sinn, seinen Verstand. Es trete jemand betrachtend zu irgend einer alten Statue, oder zu einem andern Ueberbleibsel der Vorzeit, so wird ein Unbekannter — ein Landmann vielleicht, der zufällig des Weges daher schreitet, sich ihm nä-

hern und von der Bedeutung des betrachteten Gegenſtandes zu ihm ſprechen. — Mit dieſen Anregungen verbindet ſich noch die herkömmliche, ſehr allgemein verbreitete Bekanntſchaft mit der älteren italieniſchen Literatur. —

Die Tochter unſres Wirthes, eines Maurergeſellen, in Lariccia fand großes Vergnügen daran, uns ganze Akte aus dem Metaſtaſio vorzudeklamiren.

Die witzigen Fragen und Antworten, die zwiſchen Marforio und Pasquino gewechſelt werden, ſind gewöhnlich Erzeugniſſe des Volkes.

In den geringſten Wirthshäuſern ergötzet der gemeine Mann ſich an improviſatoriſchen Unterhaltungen. Einer meiner Freunde hatte dem Wettſtreite in Wechſelgeſängen aus dem Stegreife zwiſchen zwei Schiffsknechten beygewohnt, und theilte mir ein ſogenanntes Heldengedicht aus ſolchem Muſenverkehr mit. Der Gegenſtand des Gedichtes iſt die Aufnahme eines heilig geſprochenen Mannes in das ewige Paradies. Der neue Himmelsgaſt tritt in die Verſammlung der Seligen, und wird mit allem Aufwande, den die Herrlichkeit des Himmels aufzubringen vermag, empfangen. Der Satan, der dem guten Heiligen in ſeiner Pilgerſchaft auf Erden ſchlimm genug zugeſetzt hat, um ihn dem Himmel zu entwenden, wird vorgefodert und zum Boten beſtellt, von der Ankunft des neuen Heiligen den übrigen Himmelsbewohnern Kunde zu bringen. Dem Satan kann dies Geſchäft nicht anders als

höchſt widerwärtig ſeyn; und ſein Benehmen im Kampfe der äußerlichen Unterwürfigkeit mit dem geheimen inneren Widerwillen iſt poſſirlich genug geſchildert. Der Teufel richtet ſein Geſchäft nicht ohne alle Teufeley aus, und wird nachher zur Hölle zurückgeſchickt, indem ihm Gott der Vater noch einige tüchtige Verweiſe auf den Weg mitgiebt. Wie abentheuerlich das Ding ſich auch darſtellt, es verräth doch Bekanntſchaft mit der guten italieniſchen Poeſie.

So weit reichen die Lichtpunkte der römiſchen Volkseigenthümlichkeit. Ich darf ihre Gegenſeite nicht überſehen. Neben jenen Geiſtesvorzügen wohnet dieſem Volke eine Tiefe der Empfindung bei, die an ſich eine preiswürdige Naturgabe iſt; in dem Herzen des Römers aber wird ſie zu der furchtbaren Eigenſchaft, welche ihn fähig macht, ſeinen Zorn ſo lange fortbrennen zu laſſen, bis die Glut der Rache in dem Blute deſſen gelöſcht iſt, der ſeine Perſönlichkeit verletzt hat. Doch auch um dieſen Schattenpunkt im Charakter des Römers, ſchwebt ein Schimmer von Menſchlichkeit. Der Mörder, wenn ſeine Rache befriediget iſt, wird ſogleich nach vollbrachter That zu dem nächſten Geiſtlichen eilen, um eine Meſſe für die Seele des Ermordeten auf ſeine, des Mörders, eigene Koſten leſen zu laſſen. Nur höchſt ſelten ſind jene ſchauderhaften Auftritte, wo die Rache ihren Gegenſtand bis über die Grenzen dieſes Lebens hinaus verfolgt; (Th. II. S. 151.) wohlberechnete und weiſe geleitete

leitete Polizeimaaßregeln — die freilich damit anfangen müßten, die Zufluchtsorte der Verbrecher aufzuheben, würden dem Uebel der blutigen Selbſtrache kräftig und treffend entgegen wirken. Ein anderer Vorwurf, der dem Charakter der Römer mit Recht gemacht wird, iſt der Hang zum Müßiggange. Dieſer Fehler, in ſo fern er die Wirkung einer ſüdlichen Natur überſteigt, und übrigens nicht von der Regierung veranlaßt wird, iſt ihnen durch eine Art Ueberlieferung zugekommen. Zweimal, in ſehr verſchiedenen Stellungen, durfte Rom ſich die Herrin der Welt nennen, und hieraus das angebliche Recht herleiten, ſich von der Unterworfenen ernähren zu laſſen. Zuerſt ſtand die Königin der Städte mit den Waffen der Gewalt ausgerüſtet, zwingend den Völkern des Erdbodens gegenüber. Während der Herrſchaft der republikaniſchen Zeit, und ſpäterhin unter dem Joche der Kaiſer, mußten Campanien, Sicilien und Sardinien, und als erſteres eine Vorſtadt Roms geworden war, letztere beiden Inſeln ihre Ackerleute verloren hatten, die afrikaniſche Küſte und Aegypten ihre Kornerndten an Rom abliefern; und Getraidevertheilungen waren nach und nach zur gewohnheitlichen Sitte geworden, von der auch die deſpotiſchen Cäſaren, die das Volk wenigſtens bei guter Laune erhalten zu müſſen glaubten, nicht abwichen. Endlich, aus dieſer Stellung verdrängt, benutzte die lauſchende Herrſcherin Roma, der Unwiſſenheit dicke Finſterniß, und richtete immer dau-

ernder das Reich der Dunkelheit gründend, unvermerkt, und gleichsam bei nächtlicher Weile, einen neuen Thron auf. Bald trat sie im künstlichen, trügerischen Glanznebel der Heiligkeit immer kühner hervor: die Hierarchie war vollendet. Nicht, wie das erste Mal, zwingend, sondern täuschend, mit dem angeblichen Fluche des Himmels bewaffnet, herrschte sie jetzt. Sie maßte sich eine willkührliche Gewalt über die Geister an; erlaubte sich die Vernunft, welche ihre Behauptungen zur Rede stellen konnte, für eine Rebellin gegen Gott zu erklären, um deren Gefangennehmung zu rechtfertigen; dann foderte sie blinden Glauben an ihre Verkündigungen und unbedingten Gehorsam für ihre Machtsprüche. Freventlich vermessen bot sie Güter der Ewigkeit an, um solche durch zeitliche sich reichlich vergelten zu lassen. Für Sündenerlaß, für einzelne Lossprechungen von kirchlichen Satzungen, für geheiligte Knochen, die man Reliquien nannte, für geweihte Bischöfliche Mäntel und dergleichen mehr, strömten unermeßliche Spenden nach Rom, die durch unzählige Kanäle abfließend, sich unter eine Heerschaar geistlicher und weltlicher Müßiggänger vertheilten. Die bürgerlichen Gewerbe wurden vernachlässiget, indem beinahe jeder aus dem Volke irgend eine geistliche Wohlthat erhalten konnte. Wer wird sein Brod erarbeiten wollen, wenn er es ohne den Schweiß seines Angesichtes haben kann? So ging

es fort und fort, bis endlich die Vermessenheit alle Haltung überschritt und Fürsten und Völker aufgeschreckt wurden aus der Nacht des Aberglaubens, die aller Augen bis dahin bedeckt hatte. Die reiche Quelle der Spenden verschwand, die aus ihr geschöpft hatten, blieben und vererbten den herkömmlichen Müßiggang auf ihre Nachkommenschaft, die sich immermehr in Armuth und Bettelei auflöset. Aber es wird anders werden in Rom, wenn einmal der Römer sich gewöhnt haben wird, sein Brod von seinen eigenen Händen zu fordern *).

*) Wer wird nicht gern diese, die Kehrseite doch auch nicht verhüllende, Schutzrede der Römer lesen, in welcher wir so gern die ehrwürdigsten Repräsentanten des so vielfach abgestuften, sich aber doch in vielen Hauptzügen überall gleichenden italienischen Charakters anerkennen. Was Frau von Stael in ihrer Corinna livre VI. ch. 3. p. 212 ihrer Heldin nur im Streit Neleil in den Mund legt, wird hier gründlich erwogen, und nach allen Seiten beleuchtet. Jedermann erinnert sich noch, wie seit Archenholz, wo es blos um des Contrastes willen, oder weil ihm persönlich dort viel Verdruß widerfuhr, die ausgearteten Italiener zu schmähen anfing, viele im Chor einstimmten. Darauf hat schon der achtungswürdige Verfasser der Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines Deutschen (Tübingen 1798) Th. I. S. 39. f. f. mit siegreicher Consequenz geantwortet. Hätte Fernow den zweiten Theil seines Sittengemäldes von Rom vollenden können, so würde auch unser redliche, aber etwas grämliche Fußwanderer Seume, manches harte Wort

Vor einigen Tagen fuhr ich an einem großen Ackerfelde voll herrlicher Aehren vorbei, von dem mir ein Freund sagte, daß es noch vor drei Jahren wüste gelegen, und ein wildes Jagdrevier gewesen sey. Dieser Anfang des besseren zeigt schon, daß die Römer nach und nach inne werden, was ihnen Noth thut und zu ihrem Heile dient. Von dem gegenwärtigen, für seine Unterthanen so väterlich gesinnten, Pabste ist mit Recht zu hoffen, daß er die, den Ackerbau niederhaltenden Verfügungen seiner Vorfahren aufheben und solche Vorschläge anhören werde, die darauf gerichtet sind, der unterdrückten Thätigkeit des geistreichsten Volkes freieren Spielraum zu schaffen. An weisen Berathungen kann es ihm nicht fehlen.

Den 20. März.

Zu welcher Stufe der Bildung würde sich das römische Volk erheben, wenn zwei Dinge anders

gar zurückgenommen haben. Ueber das Geschäft der Cavaliere servente und über den Standpunkt, aus welchem man das Leben der verheyratheten Frauen Roms beurtheilen muß, hat Rehfuß in seinen Briefen II, 233 und an mehreren Orten treffende Bemerkungen gemacht. Vieles hat durch das französische Interregnum eine sehr verschiedene Ansicht gewonnen. Mit Recht hat unsere Verfasserin den Straßenraub, den blos die fremden Heere und die Noth in den letzten verhängnißvollen Jahren so häufte, gar nicht in die Schattenseite des römischen Charakters aufgenommen. B.

wären. Verfaſſung und Religion. Jene iſt eigentlich eine Nichtverfaſſung, ein bloßes zufälliges Handhaben der obrigkeitlichen Macht. Die letztere, die Religion, die einen Theil der erſten ausmacht, hat beſtimmtere Formen, iſt der Willkührlichkeit gänzlich entzogen, und wird in einer ſtrengen Abgeſchloſſenheit eiferſüchtig bewacht. Allein bei weitem hemmender wirkt dieſe auf den Fortſchritt des Geiſtes und die Gemüthsbildung, als jene. Die Religion wie ſie hier gegeben und mehr noch, wie ſie genommen wird, iſt ganz aus dem Gebiete des Herzens hinweggerückt und, unter der Herrſchaft der Phantaſie, in einen Kreis von Gebräuchen verwieſen, deren Mannigfaltigkeit von der zu ihnen eindringenden Kälte und von der Vergänglichkeit des Eindruckes nicht rettet. Verkennend das Weſen des Chriſtenthums, begnügt man ſich damit, dieſes in gewiſſe kirchliche Verordnungen zu ſetzen, die das Sinnenvermögen ergreifen, die Stimme des höhern Bewußtſeyns übertäuben und darum deſto unfähiger ſind, das Gemüth für das Heilige, für die wahre Erhebung zu Gott zu erwärmen. Der hohe Zweck der kirchlichen Gottesverehrung iſt: die Kraft des Willens für die Pflichten des Lebens zu ſtärken, eine würdige Stimmung für die uns zugemeſſenen Freuden und Prüfungen hervorzubringen, den Muth im Kampfe gegen Leidenſchaften zu beleben, immer mehr den Fortſchritt im Guten zu fördern, mit einem Worte: den inne-

ren geistigen Sinn zu erwecken, der in uns kräftig und thätig seyn muß, um das höchste Vorbild eines heiligen Wandels, welches in unserer erhabenen Christusreligion leuchtet, mit Geist und Gemüth recht innig zu erfassen. Solche Wirkungen sind aber nicht von gewissen Förmlichkeiten, sondern einzig von der eindringenden Lehre, von dem lebendigen Worte des Christenthumes und den Gnadenmitteln zu erwarten, deren heiligende Kraft, das ist: ihr Einfluß auf die Gesinnung, sich nicht unbezeugt lassen wird an dem redlichen Gemüthe, wenn dieses zuvor durch jene weihende Lehre vorbereitet, und inniger gestimmt worden ist, in sich zu erneuern das hohe Gedächtniß der Menschenerhebung! Aber auf die Vorhaltung, auf die Darstellung jener heilbringenden Lehre, auf die klare angemessene Entwickelung ihres Inhaltes, ihres echten Sinnes, der an das Herz dringt und das innerste Leben ergreift, wird zu wenig Aufmerksamkeit gewendet: denn dieser Theil der katholischen Kircheneinrichtung wird, als zum eigentlichen Gottesdienst nicht gehörig, betrachtet, und darum auch vom Volke, als ziemlich gleichgültig verabsäumt und vernachlässiget, woraus dann folgen muß, daß die vorgeschriebenen kirchlichen Obliegenheiten zu einem leeren Formwesen herabsinken, welches gedankenlos, mehr oder minder roh, aufgefaßt und gemüthlos abgefertiget wird. Selbst die Geistlichen, die sich amtlich in diesen Formen bewegen, bringen viel zu wenig Ernst

und äußere Würde zur Behandlung ſolcher Satzungen mit. Die Worte der Meſſe, die Taufformulare werden ſo kalt und mit einer ſolchen Eile von den Lippen geſtoßen, die nur zu ſehr das Beſtreben, fertig zu werden, verräth. Dieſe Stimmung nun, auf das innere Heiligthum übergetragen, läßt die wunderlichſten Erſcheinungen wahrnehmen. Die Lehre vom Amte der Schlüſſel, vom Ablaſſe, von der Sündenvergebung, wie unbeſtimmt, wie unvorſichtig werden ſie gegeben, wie roh werden ſie aufgenommen! Was die erſte betrifft, ſo kann doch wohl nichts anders, als die Lehre, das Chriſtenthum ſelbſt darunter verſtanden werden, welches den Eingang zu einem neuen beſſern Leben öffnet. Die Lehre vom Ablaſſe, von der Sündenvergebung, gründet ſich auf die Stelle der heiligen Schrift, die da ſpricht: „Was ihr auf Erden löſen werdet u. ſ. w.“ Mit dieſen Worten kann der göttliche Lehrer, wie mir ſcheint, nichts anders haben ſagen wollen, als: wo ihr die Lehre des Heils, die Lehre von der Erlöſung aus dem Joche des Wahnes, des Irrthums und der Sünde ausbreitet, da werden die Menſchen gewonnen werden für das Reich Gottes und frei werden am Geiſte und Gemüthe. Chriſtus ſagt ſelbſt zu einer Sünderin, deren Sinnesänderung er erkannte: deine Sünden ſind dir vergeben. Er ſagt nicht: ich vergebe dir deine Sünden. Dieſem großen Beiſpiele der erhabenſten Demuth entgegen, ſollte er den Apoſteln und

ihren Nachfolgern eine andere Vollmacht ertheilt haben? —

Wie aber wird dieſe Lehre gemeinhin gefaßt? Als ein offner Sündentilgungsfond, auf den die Prieſterſchaft gegen die Gebühren Anweiſungen ertheilt. Sollte dies Recht ſeyn? Sinnesänderung iſt die Bedingung der Gnade! Und welche gefährliche Folgerungen ſind überdem noch aus dieſer angeblichen Prieſtervollmacht gezogen worden? Man behauptet nämlich und gutmüthige Seelen ſprechen es nach: — was die Boten der Religion, die Prieſter, verkünden, muß unbedingt geglaubt, was ſie gebieten und fordern, befolgt und geleiſtet werden; (Th. IV. S. 80.) alles im Namen der Kirche, die wiederum durch die Prieſterſchaft dargeſtellt wird. Die Ermordung der beiden Heinriche von Frankreich wurde durch ſolche Boten der Religion veranlaßt oder befördert. Ja es fehlte nicht viel, daß Clement, des dritten Heinrichs Mörder zum Heiligen geſprochen worden wäre. Aber der blutigen Eiferſucht der ſogenannten Kirche genügten nicht einzelne Opfer: ſie verfügte Meuchelmorde im Großen. Die gräßliche Verfolgung der Hugenotten unter Karl dem neunten in Frankreich iſt ein ſchauderhaftes Denkmal der Prieſterwuth in der Geſchichte; und damit ja die Welt die ungeheure Miſſethat nicht vergeſſe, damit ſie nicht zweifle, von wo ſie ausging: ſo erzählt in breiten Worten eine gotteslä-ſterliche Inſchrift am Eingange der Paulskapelle

im Vatikane den entſetzlichen Vorgang. Und noch heutiges Tages, wenn die römiſch-katholiſche Kirche Segnungen ertheilt, ſo ſchleudert ſie den Fluch nach den Gegenden hin, die ſich ihren Sazzungen entzogen. Wer erkennet an ſolchen Zeichen die Religion Jeſu, die das Beiſpiel des Samariters aufgeſtellt, und die da ſpricht: „vertraget und liebet Euch unter einander?“ Nein, Haß und Verfolgung wollte der Göttliche nicht, der uns beten lehrte: „Vater, vergieb uns, ſo wie wir vergeben.“ Ein tiefes heiliges Erſchrecken ergreift das wohlgeſtimmte Gemüth, wenn es, dieſe Worte betend, einen Schatten von Groll in ſich wahrnimmt. Und dennoch konnten Menſchen, welche ſich zu dieſer Religion der Liebe bekannten, Grauſamkeiten gegen Andersdenkende gebieten? — „Das ſind alte Dinge, wird man ſagen, die nicht wiederkehren werden.“ Wenn auch das erſtere, wie doch nicht iſt, wahr wäre, wer verbürgt uns das letztere *)? Die fortſchrei-

*) Eilf Jahre ſind bereits verfloſſen, ſeit ich obige Bemerkungen niederſchrieb, und jetzt indem ich mir ſolche wiederhole, bringen von Frankreich die traurigſten Nachrichten von unverſöhnlichen Proteſtanten-Verfolgungen zu uns herein; ſowohl durch Privatbriefe, als durch öffentliche Blätter. „Der berüchtigte Mörder mehrerer Proteſtanten, Treßaillon, heißt es, iſt am 12. Auguſt wieder zu Nismes angekommen. Der Pöbel empfing ihn in Prozeſſion, an deren Spitze Hoboiſten luſtige Liedlein bliesen. „Der König der Bourgaden (ſo hei-

tende Zeit etwa? Einzelne Erscheinungen, welche diese Zeit auftreten läßt, mögen für solche Bürgschaft kein sonderliches Zeugniß ablegen. Kann die Folgezeit nicht verlieren, was ihr die Vorgängerin zubrachte? Kann späterhin nicht wieder das Licht ausgelöscht werden, welches eine frühere Erkenntniß anzündete? Was wird geschehen, wenn es den im Finstern schleichenden Bestrebungen gelingen sollte, ihre Anmaßungen durchzusetzen und neue Macht zu gewinnen; wenn die laut widersprechende Stimme einer bedeutenden Vielheit verstummen müßte? — Was geschieht jetzt noch in jenem Lande der Dunkelheit, wo diese Stimme nicht hindringen darf? Die Zeichen einer wunderlichen Mystik bahnen einen nicht hoffnungslosen Weg jenen Bestrebungen, die zu keiner Zeit ihre vorgeblichen Ansprüche aufgegeben haben, und bald im Verborgenen wirkend, bald kühner aus der Verhüllung hervortretend, ihre Versuche fortsetzen. Mögen wir auf unserer Huth seyn, wirken so lange es Tag ist, und festhalten das errungene Kleinod!!

Den 3. April.

Die festreichen Tage der Osterzeit bringen eine

ßen die Vorstädter von Nimes) ist angekommen!" rief einer dem andern zu. Treßaillon stand zu Lyon und Montpellier vor Gericht, und man kann nicht begreifen, wie dies Ungeheuer, das über vierzig Protestanten ermordete, den Strafgesetzen entgehen konnte." (Correspondent von und für Deutschland 3. October 1816.) d. Verf.

willkommne Abwechselung in das Leben der Römer, welches bis jetzt einförmig, gedrückt und langsam vorüberschlich, zwischen Bet- und Bußübungen, mit denen sie es dieselmal ernsthafter gemeint haben mögen, um damit eine höhere Macht in Anspruch zu nehmen, gegen eine Gewalt, die entschieden genug aus der Ferne her drohet. Der Feierlichkeit des Fußwaschens, die auf den heutigen Tag fällt, habe ich dieses Mal nicht beigewohnt. Ich gestehe es, daß schon die erste, die ich gesehen, keinen solchen Eindruck auf mich machte, der die Erinnerung einer Gemüthserbauung in mir zurückgelassen hätte. Die theatralische Darstellung einer Handlung, die ihrem Wesen nach keinen Pomp verträgt, scheinet mir mehr eine entwürdigende Parodie, als eine schickliche Vergegenwärtigung derselben zu seyn. Dem Beobachter, welcher außerhalb des Heiligthums gewisser kirchlichen Gebräuche seinen Standpunkt hat, müssen solche allerdings ganz anders, als demjenigen erscheinen, welchem, indem er in der Gewohnheit befangen ist, das Nachdenken darüber entschlüpft. So wenig mir nun jede Parodie des Fußwaschens zusagt, so sehr werde ich gleichwohl durch ein gelungenes Gemälde, welches diese Handlung darstellt, angezogen: denn ich finde darin gleichsam die einfache Erzählung der Thatsache, die mich erbauet und zur Demuth auffodert.

Den 4. April.

Unter den Feierlichkeiten der stillen Woche vor

dem hohen Auferstehungsfeste ist keine, die so mächtig auf die Empfindung wirkt, als diejenige des Charfreitages, welche durch Absingung des Miserere, als durch ein höchstes gleichsam gekrönt wird. Sie ist es, die einen unaussprechlichen Eindruck in der Tiefe der Seele zurückläßt, und im Gemüthe die selige Begeisterung wiederholt, die uns dem Erdeleben entrücket, und uns mit dem Vorgefühle der Vollendung erfüllt, in der diejenigen wandeln, welche das Ziel ihres Laufes erreicht und die Arbeit des irdischen Daseyns vollbracht haben.

Ich hörte auch dieses Jahr wieder den erhabenen Gesang in der Sixtinischen Kapelle. Der Reiz der Neuheit konnte die Wirkung dieser heiligen Töne in mir nicht erhöhen. Auch die Gegenwart des Pabstes, die diesmal nicht fehlte, vermochte die Feier nicht zu verherrlichen. Der Eindruck dieses Gesanges beruhet ganz auf sich selbst. Er giebt in sich und durch sich das höchste, welches im Gebiete der Tonkunst sich darstellen läßt.

Dem Altare zur Rechten saß im violetfarbenen Talare der Pabst. Links brannte der Kandelaber mit zwölf Kerzen, von denen die zwölfte, auf den traurigen Fall des Verräthers anspielend, nicht angezündet war. Die Choralgesänge wechselten zwischen den verschiedenen Solostimmen, mit eingeflochtenen Gebeten. Es war dunkel geworden, und nun quoll, wie aus Nachtwolken herab, der hohe Feiergesang, gleich einem Strome von Harmonieen, der in abgeleite-

ten Armen alle Herzen umſchlang. Jeder Niederdruck des Lebens ſchwand vor der Erhebung, zu welcher dieſe Töne emportrugen. Nur Eine ſelige Empfindung war es, welche das Gemüth mit der lebendiger gefühlten Allgegenwart Gottes ausfüllte. Das Ganze ſchloß mit einem ſegnenden Worte, welches der Pabſt, vor den Altar tretend, über die Verſammlung ausſprach.

Wir gingen zu der feſtlich erleuchteten Paulskapelle, wo am heiligen Grabe ſtille Gebete verrichtet wurden. Bei weitem geringer war diesmal die Wirkung, welche der überſchwengliche Lichtglanz in mir hervorbrachte. Ich fühlte, daß die Ueberraſchung fehlte. Der große Zug bewegte ſich nun zur Kirche hinab, wo am Grabe des heiligen Petrus vor dem Hauptaltare wiederum ſtill gebetet wurde. Von oben herab ſtrahlte das flammende Kreuz. Auf einer hohen Tribune, dem Altare zur Rechten, wurden dem Volke allerlei heilige Reliquien vorgezeigt, die in ſolcher Höhe Niemand zu erkennen vermochte. Aber in meinen Empfindungen klangen fort und fort nur die Töne jenes hohen Geſanges.

Als wir die Kirche verließen, hatte der volle Mond mit ſeinem ſtillen Lichte den weiten Raum um uns her übergoſſen. — Das war eine Tempelerleuchtung! Mein Herz ſchloß ſich weiter und weiter auf vor der Herrlichkeit Gottes, der in der ſittlichen, wie in der Naturwelt, unzählige Veranſtaltungen getroffen hat, uns zu ſich zu erheben.

Den 6. April.

Heute habe ich an dem großen Segensempfange aus den Händen des Pabstes von dem Balkone der Peterskirche Theil genommen. Gegen eilf Uhr Morgens begaben wir uns nach dem, mit Lorbeerzweigen und Myrtenreisern festlich bestreuten, Petersplatze und nahmen unsre Stellung dem Balkone gegenüber, nahe bei dem Obelisk zwischen den beiden Fontainen. Eine unzählbare Volksmenge aus allen Gegenden Italiens fanden wir daselbst schon versammelt. Die päbstlichen Soldaten, in weißen Uniformen und Myrtenlaub auf den Hüten tragend, schlossen vor der Kirche einen großen Halbkreis, aus dessen Mitte Musik erscholl. Aber was für eine Musik? Lustige Walzertöne und kriegerische Märsche löseten in kleinen Zwischenräumen einander ab, welches meiner Erwartung ganz entgegen war, und auf meine Stimmung empfindlich störend einwirkte.

Oben auf der Brustlehne des Balkons brannten zwei Kerzen, zwischen denen die Monstranz aufgestellt wurde. Endlich erklang ein feierliches Glockengeläute und die Musik mitten in ihrer Lustigkeit verstummte. Jetzt erschien in weißen Festschmuck gekleidet, auf einem, mit weißen Pfauenschweifen geschmückten, Stuhle getragen, der Pabst auf dem Balkon: und alles Volk lag plötzlich auf den Knieen. Die Männer, mit Einschluß der Soldaten, entblößten die Häupter, letztere senkten die Fahnen nieder, und streckten die Gewehre, nahmen

von ihren Hüten die Myrtenzweige und streueten sie auf den Boden. Der Pabst, wie in stillem Gebete verharrend, zögerte einige Augenblicke, dann erhob er sich, breitete langsam feierlich die Hände auseinander, streckte sie gen Himmel, als ob er den Segen von Oben herabziehen wolle, senkte sie dann wieder und machte das Zeichen des Kreuzes. Dies geschah dreimal; nun rollte Kanonendonner durch die Luft und verkündete solches den entfernten Gegenden. Dann wurde droben von einem Blatte eine Schrift vorgelesen, das Blatt nachher zerrissen, und herab unter das Volk geworfen. Es entstand eine lebhafte Bewegung unter der Menge. Jeder strebte ein Stück dieses Papiers zu erhaschen, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, indem, wie man mir sagte, das Blatt nichts weiter als die Verdammungsworte enthielt, die jedesmal an diesem Tage gegen die Nichtkatholiken geschleudert werden; und damit hatte die Feierlichkeit ein Ende.

Die Bewegung einer großen Masse wirkt immer sehr stark, nicht sowohl auf die Empfindung, als auf das blos sinnliche Gefühl. Ich gestehe es, auch mich bewegte die Ceremonie der Segenstheilung und Thränen entrannen meinen Augen. Aber der Eindruck ging schnell vorüber. Eine ganz andere tiefere Rührung ließ in mir der Gesang in der Sixtinischen Kapelle zurück. Während der Segenstheilung warf ich einen Blick auf das Volk umher und sahe, daß die Männer die Rosenkränze in den Hüten emporhielten, um daran den Segen auf-

zufangen. Ein Freund wollte bemerkt haben, daß einige von den guten Leuten ihre Bekoralten-Schnüre in den Hüten sorgfältig umgewendet hätten, damit der Segen beide Seiten gehörig treffen möge. Das ganze war ein prächtig-leeres Schauspiel, welches nur flüchtig die Oberfläche des sinnlichen Menschen berührt. Sollte es indessen, wie behauptet wird, auch nützlich und nöthig seyn, dem Volke zu Zeiten ein lebhaftes Bild des segnenden Vaters im Himmel vor die Sinne zu bringen: so müßte, glaube ich, eine ganz andere Vorbereitung dazu veranstaltet werden: eine Rede zum Beispiel in jeder Kirche, wo dem Volke einleuchtend gemacht würde, daß jegliche Gabe von Gott ein reines Gefäß zum Empfange voraussetze, daß nur in einem geweiheten Herzen, voll guter Gesinnung, der Friede Gottes, dieser Segen von oben, wohnen könnte. Auf dem Platze der Feierlichkeit selbst, und unmittelbar vor der heiligen Handlung sollten, statt der profanen Musik, schickliche Chor- und Choralgesänge abgesungen werden, um die Gemüther in die würdigste Stimmung zu versetzen.

Was aber das heutige Segensfest mit einer ganz besondern Entweihung befleckt, und was einem denkenden Katholiken selbst anstößig daran erscheinen muß, ist das der Segnung angehängte .... Fluchwort gegen Nichtkatholiken. Abgesehen von der Unwürdigkeit eines solchen Verfahrens an sich, sollte wohl ein Tag des Segens zugleich ein Tag des Fluches seyn dürfen?

Den

Den 7. April.

Sorgfältig hatte ich bisher anziehenderen Gegenſtänden mein Gemüth zugewendet, um es vor den politiſchen Gerüchten zu verſchließen, welche über die Alpen und Pyrenäen nach Rom kamen, wo ſie in dem Hauſe des Herrn Feſch für die hieſige Oertlichkeit zubereitet und dem Publikum vorgelegt wurden. Heute endlich verkündigten ausführliche Bekanntmachungen die ferneren Folgen des unglücklichen Preßburger Friedens, zu denen auch die neueſten Standeserhöhungen der Buonapartiſchen Familie gehören. Früher ſchon war Joſeph, Napoleons Bruder, als König von Neapel durch Rom gereiſt, und Deutſchland beſitzt nun in Mürat einen Großherzog von Berg. Auch eine Schweſter des Uſurpators hat gegen den Titel einer Prinzeſſin Borgheſe, den einer Fürſtin von Guaſtalla vertauſcht. Dieſe neuen Anmaßungen des franzöſiſchen Machthabers erinnern an den römiſchen Glücksritter Rienzo (Th. II. S. 288.) ſo auffallend, daß die nahe liegende Vergleichung zwiſchen beiden Emporkömmlingen ſich von ſelbſt aufdringt. Auch Rienzo zog aus dem Staube ſeine unwürdigen Verwandten hervor, und behängte ſie mit fürſtlichem Schmucke, wodurch ſein Fall mit vorbereitet wurde. Im übrigen trat der römiſche Gaukler ſelbſtſtändiger auf, als der franzöſiſche. Eigene Kraft und Geiſtesüberlegenheit war es, wodurch jener aus dem Nichts ſich aufſchwang. Dahingegen Buonaparte, von den

MÜNCHEN

Gährungskräften der französischen Verwirrung emporgetragen, an die Spitze des Aufruhrs geworfen wurde. Jener war der Erzeuger, dieser das Erzeugniß einer Staatsumwälzung, deren wilden Charakter er trägt. Jener stand auf eigenen Füßen, dieser wird von tausend und tausend Schultern oben gehalten.

Zwei Mitglieder der Buonapartischen Familie befinden sich gegenwärtig in Rom: Fesch, der Oheim und Lucian, ein Bruder Napoleons. Der erstere ist durch den zudringlichen Einfluß des Neffen von einer niedrigen Kirchenstelle zur Kardinalswürde emporgetrieben worden, und vertritt jetzt die Stelle eines französischen Gesandten am römischen Hofe. Seine Stellung zwischen dem bedrängten Pabste, und dem um sich greifenden Napoleon, bevollmächtiget ihn hinlänglich, einen gebietenden Ton anzunehmen. Aber er begnügt sich bei jeder Gelegenheit im Geiste eines Vermittlers zu handeln, und hält sich durchaus von jeder Angeberei fern. In der Gesellschaft, die er um sich versammelt, herrschen daher, wie man mich versichert, Zwanglosigkeit und Zutrauen. Auf solche Weise bedeckt er nun den Flecken seiner, dem Pabste abgezwungenen, Erhebung. Eben dieses aber läßt seine baldige Zurückberufung von der Gesandtschaft befürchten.

Lucian ist ohne allen Einfluß, den etwa ausgenommen, den er im Stillen vielleicht auf den

Kardinal Feſch, zu Gunſten des Pabſtes, ausübt. Mit ſeinem deſpotiſchen Bruder lebt er in einer faſt unauflöslichen Spannung. Er mißbilligte die Vorſchritte des letzteren, beſonders den zur Monarchengewalt. Im Zwiſte über dieſe Angelegenheit hat Lucian ihm vorgeſtellt, daß in der Reihe der Könige, an ſeiner Krone, mit welchem Glanze er ſie auch umgeben möchte, dennoch immer das Zeichen des Neulings unaustilgbar haften würde, worauf Buonaparte im höchſten Zorne geantwortet: er würde ſich ſo zu ſtellen wiſſen, daß im Verlaufe von zehen Jahren, ſeine Dynaſtie unter den Europäiſchen Fürſtenſtämmen die älteſte ſeyn ſolle.

Was den Zwieſpalt der beiden Brüder noch tiefer geriſſen, iſt die Beharrlichkeit, mit welcher Lucian ſein eheliches Verhältniß gegen den Bruder, welcher es getrennt wiſſen will, in Schuz nimmt, und jede Standeserhöhung zurückweiſet, die der Hochmuth des Bruders ihm aufdringen will. Auch trägt wohl zum Haſſe Napoleons gegen Lucian der Umſtand mit bei, daß jener in ſich das Gefühl nicht vertilgen kann, dieſem Bruder die Gründung ſeines ganzen Glückes verdanken zu müſſen. Unter ſolchen Umſtänden hat ſich Lucian mit einem großen Reichthume, den er aus fremdem Schiffbruche für ſich gerettet, hierher zurückgezogen. Die Friedensſchlüſſe, an denen er Mitarbeiter war, haben ihm mehr eingetragen, als den Völkern, für welche ſie geſchloſſen wurden. Er

ſcheinet Frankr h, ſein zweites Vaterland, aufzugeben und hat ſich im römiſchen Gebiete angeſiedelt, wo er bereits mehrere Landgüter und Villen beſitzt, die prächtig und bequem ausgeſtattet ſind. Er iſt ein Freund der Wiſſenſchaften und Künſte. Seine Villen prangen mit den ausgeſuchteſten Kunſtwerken. So lebt er im Schooße einer liebenswürdigen Familie, umgeben mit allen Reizen der feinſten, geſchmackvollſten Ueppigkeit, die ſich jedoch ſorgfältig entfernt hält von jener prahleriſchen Schwelgerey, welche ſonſt für Emporkömmlinge ſo viel Verführeriſches hat. Selbſt geiſtreich und im hohen Grade gebildet, verſammelt er um ſich die gebildetſten, die geiſtreichſten und edelſten Menſchen. Mit milder und ſchonender Wohlthätigkeit ſoll er mancher Familie, die ſeine Landsleute elend machten, ausgeholfen haben. Er wird allgemein geſchätzt und geliebt, wozu ſchon das Verhältniß, worin er mit ſeinem Bruder ſteht, mit beiträgt. Ueberhaupt ſcheint der edle Gebrauch, den er von ſeinen Glücksgütern macht, nicht unwirkſam um Verzeihung zu bitten für die Art des Erwerbes. Ich habe ihn im Concerte bei der Gräfin Caraderi geſehen. Es erſcheinet in ihm eine edle Geſtalt. Die ſchöne idealiſirte Büſte Napoleons, die in Florenz verſetziget iſt, die ich auch in Deutſchland angetroffen, ſtellt weit treffender Lucian, als Napoleon dar.

Den 20. April.

Eine heitere, bedeutungsvolle Umgebung iſt

fähig über das Leben eine gewisse jugendlich frische Farbe zu verbreiten und den Schatten zu mildern, den die dunkle Gestalt der Gegenwart, oder das dämmernde Bild der nächsten Zukunft der Seele zuwerfen mag. Wie oft habe ich dies erfahren! und am häufigsten ist mir solches in Rom begegnet. — Der klarste Frühlingshimmel leuchtet auf die Ruinen herab und lockt aus jedem Risse des verwitterten Gemäuers zarte, liebäugelnde Blumen hervor. Sein freundliches Antlitz, wenn gleich zu Zeiten von Nebelgewölk verhüllet, bleibt dasselbe. Es erinnert, wo das Gefühl des Wandelbaren uns ergreift, an das Unwandelbare, und läßt uns die Tröstungen des Unzerstörbaren empfinden mitten unter den Spuren der Zerstörung. Streit und Widerstreit in uns, und außer uns, sind die Grundstoffe des Daseyns. Untergang ist Bedingung des Aufganges: diese Erscheinung gehet täglich an unseren Sinnen vorüber. Wenden wir uns rückwärts zur Geschichte: und sogleich beim fabelhaften Eingange zu dem weiten Raume der Vergangenheit begegnet uns ein Titanenkampf böser und guter Geister, den alle Völker in ihre Glaubensform aufgenommen. Weiterhin liegen Nationen im blutigen Zwiste mit einander. Staaten entstehen und fallen; Finsterniß und Licht, Irrthum und Wahrheit, Wahn und Glaube, Recht und Gewalt, Tugend und Laster kämpfen sich wechselseitig nieder; und wo wir in diesem weiten Schauplatze umherschauen: überall Tod der Leben gebiert! Ja! Leben ist der ewige

unwandelbare Grund, auf dem das wechselnde Daseyn sich erzeugt. Zum Leben sind wir berufen. Erweiterte, erhöhete und immer tiefer dringende Bewußtseynsfähigkeit ist das entfernte Ziel unseres besseren Strebens, unseres Fortschrittes im Guten. In jedes Menschen Brust wohnet die Stimme seines wahren Berufes.

In solche Betrachtungen war ich vertieft, als Canova zu mir herein trat. Seinem Umgange verdanke ich Stunden, die für mein Gemüth eben so unvergeßlich sind, als sie lehrreich waren für meinen Geist. In ihm ist der edle, fromme Mensch, mit dem großen Künstler auf das innigste vereint. Er lud uns zu einem Besuche in seine Werkstatt ein, wo die von ihm verfertigte colossale Bildsäule Napoleons steht, die auf folgende Weise zu Stande kam. Man hatte nehmlich von Paris aus Sr. päbstlichen Heiligkeit einen Wink zukommen lassen, daß dem Kaiser Napoleon das Geschenk seiner Bildsäule im antiken, heroischen Style ausgeführt, zu besonderem Wohlgefallen gereichen würde. Der Pabst brachte auch dies Opfer, um sich dadurch mit Napoleon in ein erträgliches Verhältniß zu setzen. Canova mußte die Ausführung dieses Werkes übernehmen, und hat es jetzt bereits vollendet. Bei Gelegenheit des Gespräches darüber, machte mich Canova mit einigen Aeußerungen bekannt, die Buonaparte in Unterredungen mit ihm, während seines Aufenthalts in Paris zur Zeit des schon mächtigen Consulates von sich gegeben. Unter an-

dern hat er, um eine wohlwollende Anspielung Canovas zu beantworten, im Gefühle seiner Machtvollkommenheit erklärt: daß er seinen vollen Einfluß und die ganze ihm anvertraute Macht Frankreichs aufbieten werde, ein friedliches Verhältniß der Staaten zu einander herzustellen und zu sichern. Vor allen Dingen aber solle sein Bestreben dahin gerichtet seyn, die großen stehenden Kriegsheere verschwinden zu lassen: denn das Soldatenwesen, dies tolle Kriegsspiel im Frieden, verbreite Unsittlichkeit und verschlinge den Wohlstand der Völker. Welche erhabene Gesinnung, des edelsten Regenten würdig, setzen diese Worte voraus! Schon die nächste Folgezeit scheint diese herrliche Aeußerung für ein Erzeugniß der Heuchelei zu erklären. — Aber Canova ist ja keine politische Person! Oder hören wir in jenen Worten vielleicht die, oben erwähnte, Stimme, die in jeder Menschenbrust wohnet und zum Besseren ruft? — Ja! Sie ist es, die sich auch in Buonaparte vernehmen ließ, aber durch das wilde Geschrei der Eroberungswuth übertäubt wurde. Schon die gaukleriſchen Vorgänge zu Modena (Th. I. S. 204.) zeigen sattsam, daß Buonaparte keiner andern Erhebung fähig ist, als der auf einem breiternen Schaugerüst.

Den 23. April.

Ein reicher Kunstgenuß war uns in Canovas Werkstatt bereitet. Mit erneuertem Reize wirkte das Bekannte; und überraschendes Vergnü-

gen gewährte das Neue. Dann traten wir zu Napoleons coloſſaler Bildſäule, an welcher Canovas Meißel wieder ſeine hohe Meiſterſchaft bewährt hat. Die Bildſäule iſt etwa neun bis zehn Fuß hoch, und von durchaus fleckenloſem Carariſchen Marmor. Der Künſtler hat ihr, ich weiß nicht nach welcher Anweiſung, ... eine unbekleidete Marsgeſtalt gegeben. In der rechten Hand trägt ſie eine kleine Erdkugel, auf die Linke hat ſich die Victoria niedergelaſſen. Der Kopf iſt idealiſirt und erinnert auch in dieſer Abbildung an Lucian Buonaparte *).

*) Umriſſe und Abbildungen dieſer befohlenen Huldigung in Stein finden die Liebhaber in Landons Annalen, auch beſonders in einem großen Blatte unter Canovas Sculpturen in Umriſſen. In einer künftigen Biographie des Pabſts Pius VII. werden dieſe erzwungenen Kunſtſchmeicheleien ein eigenes Kapitel einnehmen. Denn wie oft hat die ewige Roma ihr Haupt (behelmt oder mit der Mauerkrone, gleichviel) vor dieſem Idol beugen müſſen! Man denke hier nur an Maximilian Laboureurs (ohngefähr um dieſelbe Zeit fertig gewordene) Marmorſtatuen Napoleons, des Friedengebers, in der Toga als Conſulartracht, mit der Rolle in der Hand, worauf das Wort Concordat zu leſen ſtand, und an Jean Batiſte Wicars (12 Fuß hohes, 18 Fuß breites) Gemälde, die höchſterbauliche Szene darſtellend, wie der Cardinal-Legat Conſalvi das aus Paris gebrachte Concordat in Gegenwart mehrer Prälaten überreicht. Von dieſen beiden Denkmalen giebt Guattani Bericht in den Memorie enciclopediche Romane (Rom 1806) T. I. p. 40 und p. 81. f. f. mit einem Kupferſtich. B.

Hierauf führte uns Canova in das Zimmer, wo ſich die in Oſtia aufgegrabenen Kunſtſachen befinden. Mittelmäßiges und Vollkommnes; eine Menge von Köpfen, Händen, Füßen, Basreliefen und Trümmern von Bauzierathen ſind hier zuſammengetragen; es war als träte man auf den Schauplatz wo Krieg und Zerſtörung ihre Spuren zurückgelaſſen; der Künſtler machte uns aufmerkſam auf die Abweichungen des Geſchmacks in den verſchiedenen Zeitabſchnitten, und auf die Erſcheinungen in den Vor- und Rückſchritten der alten Kunſt; er zeigte, daß auch unter den Alten ſehr mittelmäßige Arbeiter ſich befunden, und daß manches von ihren, auf uns gekommenen, Werken kein anderes Verdienſt, als das der Alterthümlichkeit habe. Das vorzüglichſte unter allen dieſen oſtienſiſchen Ueberbleibſeln iſt der Kopf eines jungen Mark Aurels. Eine auffallende Sonderbarkeit ſtellt ein Bacchuskopf dar, der nicht nur wie es ſich wohl geziemt, mit Weinlaub bekränzt, ſondern auch mit einem Barte von ſolchem Laube, welches ihm aus Kinn und Backen ſprießt, geſchmückt iſt. Ein heutiger Künſtler, meinte Canova, würde mit einem Einfalle dieſer Art in die züchtigenden Hände der Kritik fallen *).

*) Der einſichtvollere würde doch erſt fragen, zu welchen Zwecken und in welchen Umgebungen ein ſolcher Weinlaubbart dem Bachus gegeben worden. Leſer der Dionyſiaka des Nonnus wiſſen, wie alles was den Gott berührt und was er anrührt, Weinranke und Traube wird. Selbſt das Wort ἀμπελοκτόνος

Endlich zog noch ein coloſſaler Minervenkopf meine Betrachtung auf ſich; er zeigte im ganzen von einer geübten Künſtlerhand, die ihn aber mit ſchwarzen Augäpfeln und vergoldeten Augenwimpern entſtellt hatte, und folglich ein Zeitalter verrieth, als ſich die Kunſt ſchon zur Künſtelei hinüber neigte *). Wo die goldne Einfalt verſchwin-

kommt, wenn wir uns nicht ſehr irren, dort vor. Der bärtige Bacchus, als die ältere und üppigere Vorſtellung des indiſchen Gottes (S. Andeutungen zur Malerei der Alten S. 194. f. f.) wurde beſonders zu Gärten und ländlichen Verzierungen häufig auf Termenſäulen geſetzt, z. B. Ancient Terra Cottas in the British Museum n. 3 und 75. Wie congenial war hier die Idee, dem Gott ſtatt des Haars Weinranken aus dem Kinn hervorſprießen zu laſſen. Man vergleiche damit den Tritonskopf im Museo Pio-Clementino T. VI. tav. 6 verkleinert im Musée Napoleon T. II. pl. 45. mit den Schuppen um Mund und Wange und den Delphinen im Barthaar. B.

*) Dies dürfte wenigſtens in Abſicht auf die eingeſetzten Augäpfel mit einiger Einſchränkung zu verſtehen ſeyn. Wir wiſſen, daß die älteſten Bronze- und Elfenbeinſtatuen der Minerva alle eingeſetzte Augen hatten, wie das ſelbſt bei der Idealſtatue des Phidias im Parthenon zu Athen unbezweifelt der Fall geweſen iſt. S. Visconti zu Pio-Clementino T. VI. p. 5. Die Sache blieb nun auch in Marmorbüſten des ältern Styls, wovon ſich eine ſehr merkwürdige im britiſchen Muſeum befindet. S. Ancient Marbles in the British Museum P. I. pl. 16. Es iſt bekannt daß es ſogar eigene Künſt-

det, da tritt vergoldete Ziererei an ihre Stelle. — Ueberhaupt muß ich gestehn, daß ich diese ganze Sammlung tief unter meiner Erwartung fand; diese war in mir nämlich durch einen höchst vortrefflichen Venuskopf erregt worden, von dem ich in Wörlitz bei der Fürstin von Dessau eine Nachbildung in Marmor gesehen hatte. Die vollständige wohlerhaltene Bildsäule selbst, für welche der Kopf eine so günstige Vermuthung erzeugte, war durch die, von dem Prinzen August von England vor einigen Jahren veranstaltete, Nachgrabung in Ostia aufgefunden worden, und dieser hat das Urbild mit sich genommen. — Bei unserm Abschiede äußerte Canova, daß der Pabst huldvoll meiner gedacht und

ler gab, die sich ausschließlich mit solchen eingesetzten Augen beschäftigten, es sind die Fabri oculariarii in alten Inschriften, worin man, lächerlich genug, Brillenmacher zu finden gewußt hat. Verdächtiger sind allerdings die goldenen Augenwimpern, so häufig auch sonst die Vergoldung des Haupthaares erst bei Bronzen, dann auch bei Marmorstatuen vorgekommen seyn mag. Dies alles wird erst durch die genauere Kenntniß der alten Toreutik, oder des Theils der alten Bildnerei, die Bilder in Elfenbein und Gold zusammensetzt, ganz klar. Hierbei trat die Schmelzmalerei überall als Schmückerin ins Spiel, wie Quatremere de Quincy in seinem trefflichen Werk über die Sculpture chryselephantine oder in seinem Jupiter Olympien zur Genüge gezeigt hat, wo auch p. 140 f. f. die eingesetzten Augen und Vergoldungen der Haare sehr gut als Theile dieser Sculptur eingereiht worden sind. B.

sich der letzten Worte, womit er mich entlassen, erinnert habe. Ich beschloß daher dem ehrwürdigen Pius meine wiederholte Huldigung darzubringen.

Den 25. April.

Zufolge der freundlichen und huldvollen Erinnerung des Pabstes, die durch Canova mir mitgetheilt worden, und in Gemäßheit der mir schon bekannten, ceremoniellen Gebräuche, begab ich mich heute gegen vier Uhr, mit der Gräfin Bey und meiner Pflegetochter nach dem päbstlichen Pallast auf dem Quirinale. Wir wurden in das nämliche Gartenzimmer geführt, wo man uns das erstemal dem Pabste vorgestellt hatte; aber mein Erwarten des heiligen Vaters war diesmal nicht ohne alle störende Beimischung: das Schicksal des guten Paulino schwebte mir vor; und es drängte mich im innersten der Seele dem Pabste zu sagen, welchen treuen Verehrer er in dem achtbaren Paulino verloren habe; aber verloren — dies Wort fühlte ich, wollte mir nicht über die Lippen. Es ließ sich ja nicht mehr zurückbringen, was dahin war! — und ein für jetzt unfruchtbares Wehgefühl in dem Herzen des sonst so guten Pabstes, zur Warnung für künftige Fälle, zu erregen: dazu fand ich mich doch zu sehr außer Beruf.

Nach einer kurzen Zeit unsers Harrens erschien der Pabst, begleitet wie das vorige Mal. Wir gingen ihm entgegen, und er empfing uns mit den

verbindlichsten Ausdrücken. Er fragte nach unsern Wanderungen durch die bedeutendsten Stellen der merkwürdigsten Stadt und ihrer Umgebung. Auf eine leichte Art wußte er das Gespräch zu leiten; es bewegte sich diesmal vorzüglich im Gebiete der Kunst, für welche der Pabst sehr günstige Gesinnungen zu erkennen gab. Mit besonderer Auszeichnung sprach er von Canova, den er täglich sieht, und nächst dem von Camuccini. Auch über den scharfsinnigen und kenntnißreichen Zoega äußerte er sich mit Hochachtung und Liebe, wodurch die Unterredung in das Alterthum und zu den Ausgrabungen in Ostia hinübergelenkt wurde, in deren Fortsetzung die feindliche Zeit einen bösen Stillestand gebracht hat. Bei jeder Wendung des Gespräches zeigte der Pabst einen vielseitig gebildeten Geist und treffendes Urtheil; und in den gemüthlichen Nebenideen, welche gelegentlich hervortraten, offenbarte sich immer der reine edle Menschensinn, der mein früheres Urtheil von seinem Charakter bekräftigte; und ich nahm auch diesmal von dem ehrwürdigen Pius ein Herz voll Befriedigung mit.

Den 1. May.

Bei meinen Beschäftigungen mit der römischen Geschichte war mir der Namen Ostia wichtig geworden; und der Anblick der dort aufgefundenen Alterthümer in Canovas Werkstatt, hatte die Merkwürdigkeit dieses Ortes in meinem Gedächtnisse wieder lebhaft erneuert; ich beschloß daher,

morgen in der Begleitung Zoegas und Reinhards mit meiner Geſellſchaft einen Ausflug dahin zu machen, beſonders da ich durch die letzte Unterredung mit dem Pabſte, eine neue Anregung dazu erhalten hatte. Die geſchichtliche Vorbereitung zu dieſer kleinen Reiſe erinnerte mich wiederum an den ſchwachen, halb wahnſinnigen, abergläubigen und aus Furchtſamkeit grauſamen Kaiſer Claudius, der Oſtia vorzüglich liebte und auf deſſen Verherrlichung große Summen verwendete. In dem Haſengewäſſer hatte er ſich auf den Grund verſenkter Schiffe eine Villa erbauen laſſen, in welcher er ſich ſeinen kindiſch pedantiſchen Ergötzungen ungeſtört überließ. Hier war es vermuthlich, wo er den letzten tollen Frevel ſeiner berüchtigten Meſſalina erlebte (Th. II. S. 274.)

Den 3. Mai.

Man kann in Rom mit ziemlicher Sicherheit auf die Witterung rechnen, wenn man einen Ausflug ſelbſt auf mehrere folgende Tage, vorausbeſtimmt: und ſo begünſtigte denn auch geſtern ein ſchöner, etwas kühler Montag unſre Reiſe nach Oſtia. Dieſer Ort liegt am Ausfluſſe der Tiber, achtzehen Miglien von Rom. Unſer Weg ging aus dem Paulsthore (Th. II. S. 204) neben dem Scherbenberge der Piramide des Ceſtius und der Paulskirche hin, über Ponte Salaro ſonſt pons Nomentanus genannt. Wir zogen in dieſer Richtung dem Meere zu durch eine wüſte,

ruinenvolle Ebene, wo, ſo weit das Auge reicht, Verlaſſenheit und Verwilderung herrſchen. Kaum iſt die Spur eines vorhandenen menſchlichen Daſeyns hier wahrzunehmen. Verſumpfungen ehemals fruchtbarer Aecker vergiften mit ihren Ausdünſtungen die Luft. Schon die Alten ſollen der ungeſunden Beſchaffenheit dieſer Gegend erwähnen, jene kann aber, bei der vormaligen großen Bevölkerung dieſer, weder den Grad der Schädlichkeit, noch die gegenwärtige Allgemeinheit erreicht gehabt haben: und dennoch iſt hier die Luft ſo klar, daß ſich die fernſten Gegenſtände in den ſchärfſten Umriſſen darſtellen *). Hin und wieder fährt man noch auf

*) Jedermann ſpricht von der aria cattiva, die nicht blos die Umgebungen Roms, oder die eigentliche Campagna di Roma, ſondern die ganze Küſte von Toskana herab verpeſtet, und was die letztere anbetrifft, ſchon zu den Zeiten des jüngern Plinius im Ruf tödlicher Ungeſundheit war (gravis et pestilens ora Tuscorum) Epist. V, 6. Man hat ſogar in neuerer Zeit eigene Karten gezeichnet und darauf angegeben, wie weit in und außer Rom die böſe Luft vorgerückt ſey. Denn daß ſie immer weiter um ſich greift, leidet keinen Zweifel. Die im Jahr 1775 noch für geſund und außer aller Berührung mit der böſen Luft gehaltene Höhe von Trinita de' Monti war es ſchon 1803 nicht mehr. Allein über die Urſache dieſer Erſcheinung ſind die Meinungen bis heute noch nicht alle zu vereinigen. Wie viel iſt, ſeit Doni ſein Werk de restitutione salubritatis agri Romani ſchrieb (zu Florenz 1667 in 4.) bis zum Prälaten Cacherani Dei mezzi per introdurre e assicurare la coltivazione e la popolazione nell'

den breiten Steinen der alten römiſchen Straße, die auf beiden Seiten mit Palläſten, Landhäuſern, Gärten und prunkreichen Mauſoleen eingefaßt war: ſo daß vormals der ganze Weg von Rom nach Oſtia eine ununterbrochene Fortſetzung der Hauptſtadt ſcheinen mußte. Die blühende Ebene durchkreuzten und verſchönerten koſtbare Waſſerleitungen, deren Trümmer jetzt zerſtreut umherliegen. Ein einziges unzerſtörtes Denkmal der alten Zeit iſt noch vorhanden: es iſt der vorbenannte pons Nomentanus, eine aus großen Quadern erbaute Brücke, die ſich über den Anio, dem heutigen Teverone wölbt. Dieſes Werk trägt ganz den Charakter des alten Volkes

agro Romano (Rom, 1785 in 8.) und des franzöſiſchen Arztes Thouvenel Traité sur le Climat d'Italie herab, darüber geſchrieben und verſucht worden. Zwei Haupturſachen ſind wohl noch zu wenig erwogen. Die verödete Gegend hat keine Bäume, und es brennt weder ein Küchen-, noch anderes Feuer ſelbſt da, wo halb verhungerte Menſchen in den armſeligen Hütten ihr Daſeyn mühſam friſten. Dazu Unreinlichkeit, die jedes Miasma jahrelang forterhält und fortpflanzt, und die bitterſte Armuth und Hülfloſigkeit. Bonſterten hat in ſeiner Voyage a Latium manchen guten Wink gegeben. Aber noch iſt dies alles nur oberflächlich berührt. Dovrebbe esser tema di un opera storica-fisica, l'esaminare quest' aria cattiva, ſagte noch vor kurzem der menſchenfreundliche und vielſeitig unterrichtete Profeſſor der Phyſik zu Pavia, Configliacchi bei ſeiner Anweſenheit in Dresden. B.

kes: Kraft und Unerschütterlichkeit. Auf der Brücke steht eine kleine Hütte, die dem Zollwärter zum Nachtlager dient, um auch zur Nachtzeit, wo die Brücke gesperrt ist, den Uebergangszoll einzunehmen. Dieser Mann besitzt nicht fern von hier ein Wirthshaus und bezieht in den Sommermonaten mit seiner ganzen Familie diese Hütte, um sich und die Seinen der bösen Luft zu entziehn, welche in der Nähe eines lebendigen Wassers ihre Schädlichkeit verliert.

Durch eine Wendung der Landstraße nahetet wir uns wieder dem, zwischen lebhaft grünen Sumpffluren sich hinabwindenden, Tiberflusse: er ist das einzige freundliche Bild, welches in dieser Einöde einen erquickenden Anblick gewährt. Aber weder die angenehmen Krümmungen dieser schleichenden Flut, noch das hohe Wiesengrün, noch der heitere Himmel, vermögen den düstern Eindruck zu mildern, den die Ausgestorbenheit der ganzen Gegend auf die Empfindung desjenigen macht, der sie nicht ganz gedankenlos durchwandert. Nach dem ersten Drittheil des Weges gelangten wir zu einem elenden Wirthshause; und wie armselig dies auch erscheint, so ist es doch erfreulich, die frischen Spuren eines menschlichen Daseyns anzutreffen, obgleich auch dieses neben dem Tode wohnt, in den Trümmern eines alten Grabes. Näher nach Ostia hin, bringen ein paar kleine Seen einige Abwechselung in das traurige Einerlei. Der größere dieser kleinen Seen, Stagno d'Ostia soll fischreich seyn; dagegen ist der

kleinere, der den bezeichnenden Namen: Fiume morto trägt, ein Aufenthalt von Fröschen und giftigen Insekten. Wir erreichten endlich Ostia selbst. Dieser kleine Ort, der mit dem Namen des alten prangt, ist so unbedeutend, daß er mit dem ersten Blicke übersehn werden kann. Die alte Hafenstadt lag, wie ihre Trümmer nachweisen, eine halbe Miglie von dem neueren Anbau in jener Gegend, wo die Tiber sich in zwei Arme spaltet, welche eine, vormals dem Apollo geheiligte Insel, umfassen. Schon Ankus Martius legte den Grund zu dieser Stadt und brachte daselbst die Salinen in Gang, wo das, aus verdünstetem Seewasser gewonnene Salz gesammelt wurde. Im Verhältniß zu der immer weiteren Ausdehnung des römischen Staates hob auch dieser Ort sich nach und nach zu einer gewissen Wichtigkeit empor. Der Hafen wurde der Lagerplatz der römischen Flotte; doch geschah die Ausrüstung kriegerischer Schiffe, während der Republik, nur bei Gelegenheit eines ausbrechenden Seekrieges. In der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts von Roms Entstehung machte sich die Piratenrepublik in Cilicien im ganzen mittelländischen Meere furchtbar, und wagte endlich sogar die in der Tiber liegenden römischen Schiffe zu verbrennen: daher Pompejus im Jahre Roms 687 zur Bestrafung einer solchen Frechheit auf drei Jahre die unbeschränkteste Befehlshaberschaft über das ganze Seewesen der Römer erhielt, so daß er aus dem öffentlichen Schatz

Schiffe bauen und ausrüſten laſſen konnte, ſo viel er deren bedurfte. Er betrieb dies Geſchäft mit außerordentlicher Thätigkeit und überfiel die Piraten mit einer ſolchen Schnelle und Raſtloſigkeit, daß ſie überall geſchlagen wurden; und neun und vierzig Tage, nach dem Auslaufen der römiſchen Flotte wagte kein Seeräuberſchiff mehr, ſich auf dem Meere blicken zu laſſen *). Jedoch wurde bald

*) Mit ſolchem Erfolge rächten die Römer die auf dem allergemeinſamſten Elemente geſtörte Sicherheit. Unſere Zeit, welche mit jener alten in ſo vielfacher Hinſicht den vortheilhafteſten Gegenſatz darſtellt, läßt uns immer noch in den Afrikaniſch-barbariſchen Staaten ein Seeräubervolk erblicken, welches ungeſtraft ſo viele Jahre hindurch ſeinen Unfug auf dem Meere zur Schande der chriſtlichen Welt fortgetrieben hat. Und dies geſchahe unter den Augen der Engländer ſo lange, bis auch dieſe von dem Uebermuthe der Barbaren gemißhandelt wurden: da erfolgte endlich eine Züchtigung der letzteren von Seiten der Engländer, welche ſtatt, — wie ſie gekonnt und geſollt hätten, den Unfug gänzlich zu zerſtöhren, einen Frieden ſchloſſen, worin ausdrücklich den Seeräubern das Recht geſichert wird, mit chriſtlichen Staaten Krieg zu führen, das heißt: — ihre Räubereien gegen ſolche fortzuſetzen, wenn ſie nur die Engländer verſchonen. Die Barbaren haben zwar, die zu Sklaven gemachten Chriſten auszuliefern und verſprechen müſſen, ihre Kriegsgefangenen als freie Menſchen zu behandeln. Werden ſie Wort halten? — Seit dieſem barbariſchen Frieden, denke ich, iſt man über die Liberalität der Engländer nicht mehr im Dunkel. d. V.

nachher das Kriegeswesen zur See von den Römern wieder vernachlässiget, bis Augustus bei Pelorum und Actium gelernt hatte, daß das Schicksal des festen Landes auch auf dem Meere entschieden werden könne: und nun lagen fortan auf beiden Seiten Italiens, besonders zu Misenum und Ravenna, Flotten in Bereitschaft. Das Vorhaben Cäsars, auch in Ostia einen Hafen anzulegen, führte Claudius, sein dritter Nachfolger, aus. Dieser ließ zu dem Zweck an der Tibermündung ein großes Wasserbehältniß ausgraben, vor welchem zwei mit dem Ufer parallel laufende Seedämme aufgeführt wurden, um die andringende Wuth der Meereswellen sich daran brechen zu lassen. In der, zwischen den beiden Dämmen durchströmenden, Flut wurde ein Leuchtthurm errichtet, zu dessen Grundlage das ungeheure Schiff dienen mußte, worauf Caligula den Vatikanischen Obelisk aus Egipten nach Rom *) hatte bringen lassen. Späterhin erweiterte Trajan diesen Hafen, an dessen Vervollkommung schon immer gearbeitet worden, durch ein zweites ausgegrabenes Wasserbehältniß und verschönerte solches mit einem Portikus, der es mit

*) Dieser Obelisk, dessen ich Th. II. S. 308 erwähnt habe, ist nicht wie Barthelemy behauptet, eine römische Nachbildung, sondern vom egiptischen Könige Mycerinus, dem Sohne des Sesostris, in Heliopolis errichtet worden.

d. Verf.

prächtigen Hallen umgab *). Alles ward aufgeboten, was zur Verherrlichung der Stadt und der Gegend dienen konnte.

Der Unbedeutsamkeit des neuen Ostia habe ich schon erwähnt (Th. IV. S. 110.). Die Hauptzierde des Ortes ist ein Castell, mit zwei runden Thürmen aus dem sechszehnten Jahrhundert. Die Thürme verrathen eine solche Vortrefflichkeit in Anlage und Ausführung, daß einige den Michel Angelo für den Baumeister derselben halten. Dieß feste Schloß dient jetzt nur dazu, Gefangene aufzubewahren. Der bischöfliche Sitz daselbst ist ein weitläuftiges schönes Gebäude, mit einer hübschen

*) Die alt-römische Münzkunde hat eine sehr deutliche Abbildung dieses, von Claudius mit den Schätzen der römischen Welt gebaueten Hafens, in der Münzfolge der Neronischen Münzen, wo aber vorn am Eingang statt des Leuchtthurms, den man auf der Peutingerschen Karte am besten abgebildet findet, der Coloß eines ruhenden Neptun zu sehn ist. Der Marchese Lucatelli hat eine gelehrte Abhandlung über diesen Hafen in den Saggi dell Academia di Corton T. VI. gegeben, worin er die unter dem Trajan mit einem ähnlichen Hafen vorkommenden Münzen nicht auf Ostia, sondern auf Civita Vecchia bezieht. Allein seine Gründe sind nicht überzeugend. Man sehe die Abbildungen in allen Münzwerken, z. B. in Vaillart Select. Numism. Musei De Camps p. 9. und vergleiche Eckhel Doctr. N. Vet. T. VI. p. 277. Es ist merkwürdig, daß in der Reihe der päbstlichen Münzen auch Ostia wieder aufgeführt wird. S. Venuti Numismat. Romanor. Pontif. p. 34 unter Sixtus IV. B.

Kirche; aber ſichtbar ſind die Spuren der Verfallenheit auch an dieſem Pallaſte, den der arciprete (Erzprieſter) mit ſeinem Gehülfen bewohnt. Nächſt dieſen zwei merkwürdigen Gebäuden, iſt noch die St. Sebaſtianskirche zu nennen, welche zugleich zum Begräbnißorte der Einwohner dient. Die ganze Bevölkerung des neuen Oſtia beſteht in ſieben Familien; jedoch auch dieſe ziehen, der böſen Luft wegen, im Sommer fort, und kehren nur zur Bearbeitung der wenigen Felder auf einige Tage zurück. Die Bleibenden ſind dahin verbannte Verbrecher und Flüchtlinge. Der arciprete mit ſeinem Gehülfen verweilet hier vom November bis zum Juny; der letztere iſt verpflichtet, in den Sommermonaten wöchentlich zweimal zum Meſſeleſen für die wenigen Zurückbleibenden dahin zu wandern. Dem Erzprieſter iſt ein Gehalt von zehen Scudi monatlich angewieſen. Eine kleine Bibliothek, die ausſchließlich Heiligenlegenden enthält, gewährt ihm ſeine einzige Geiſtesnahrung; ſein übriger Reichthum beſteht in einer Jagdflinte, einer Violine, einem Schreibtiſch, einem Eßtiſch, einem Bette und etlichen ſchlechten Stühlen, welches alles mit der, auf Ueberfluß berechneten, Größe des öden Pallaſtes übel zuſammenſtimmt. Indeſſen hatte die Menſchennatur dieſen Mann beſſer ausgeſtattet, als das Glück. Sein gutes offnes Geſicht kündigte inneren Frieden, Heiterkeit des Geiſtes und eine geſunde Lebensweisheit an: lauter Erwerbungen, die er nicht aus ſeiner Bibliothek geſchöpft haben konnte.

Bei dem sichtbaren Hange zur geselligen Fröhlichkeit erträgt er dennoch diese schauderhafte Einsamkeit mit Frohsinn. Jeder Besuch eines Fremden, sagte er, werfe einen hellen Punkt in sein verlaßnes Daseyn, der ihm noch lange nachleuchte, und einige werthe Bekanntschaften begleiten ihn mit freundlichen Erinnerungen durch das Leben. In der großen Welt, setzte er hinzu, verdränge ein Eindruck den andern; da liebe man die Menschen nicht so innig, als in solcher gezwungenen Abgeschiedenheit, wo man durch fremde Leidenschaften weniger gedrückt und durch die eigenen seltener verführt werde. — Mit Wohlwollen und Herzlichkeit gab er sein Tischgeräthe und selbst einen eben gefangenen Fisch zur Bereitung unsers Mittagsmahles her *). Wir waren recht vergnügt, und die Gesellschaft unsers guten Erzpriesters erheiterte unser frugales Mahl noch mehr.

Unter dem kleinen Völkchen in Ostia überzeugte ich mich neuerdings von dem nicht schlechten Grundcharakter der Italiener. Wir wurden von den Einwohnern umringt; sie folgten uns bis in das Schloß, aber nicht Bettler-Zudringlichkeit, sondern freundliche, gutmüthige, sogar dienstfertige Neugier hatte sie herbeigelockt. Männer, Frauen und

*) Wir nahmen zu unserm Ausfluge nach Ostia unsere Bedürfnisse mit; denn selbst das Brod für die wenigen Einwohner muß aus Rom herbeigeführt werden. d. Verf.

Kinder wetteiferten, uns kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Auf allen Gesichtern drückte sich Gutmüthigkeit, aber auch der Einfluß der ungesunden Gegend aus. Nur Ein schöner, kräftiger Mann von blühender Gesichtsfarbe ging unter diesen mehr und minder bleichen Gestalten, wie ein Herkules, umher. Dieser schwarzköpfige Mann, mit schönen feurigen Augen, einer römischen Nase und krausem schwarzem Barte, war die freundliche Behendigkeit selbst, um uns allerlei Dienste zu leisten. Ihm ist das Kastellanamt in dem bischöflichen Pallaste übertragen; sein ganzes Wesen erschien so fröhlich und wohlgemuth, als ob das reinste Gewissen ihn beseelte; und doch hatte er, wie ich nachher erfuhr, vor nicht langer Zeit eine Mordthat begangen, welche die Veranlassung war, daß er sich unter dem Schutz des Kardinals Albani, der gegenwärtig Bischof von Ostia ist, hieher flüchtete. Reinhard fand den Ausdruck dieses kräftigen Gesichtes so anziehend, daß er eine sehr wohlgetroffene Profilzeichnung schnell davon entwarf, die ich meinen Bemerkungen beifüge. Beim Abschiede reichte dieser Mann mir auf die verbindlichste Weise einen Blumenstraus dar, und weigerte sich standhaft, ein Gegengeschenk dafür anzunehmen. Dann führte er mir noch seine hübsche, sauber gekleidete Frau, von fünf schönen, gesunden Kindern begleitet, an den Wagen und sagte: — „Mit solchen Schätzen lebt es sich auch in der Wüste zufrieden.“

Der noch nicht lange Aufenthalt dieser Fami-

Kustellan im bischöfflichen Pallaste zu Ostia.

gez. nach Reinhart in Rom.

lie hieſelbſt hatte den mitgebrachten Vorrath an Geſundheit noch nicht ſichtbar angegriffen. Uebrigens beſteht die hieſige Einwohnerſchaft mehrentheils aus Verbrechern, welche die Strafe des Geſetzes, oder die Furcht davor hieher trieb. Auch mögen die wenigen, durch irgend ein kleines Eigenthum hier anſäſſigen, Familien Nachkommen verbrecheriſcher Väter ſeyn.

Die Regierung, indem ſie Oſtia zu einem Straforte und zu einer Freiſtätte für Uebelthäter beſtimmte, hatte die Abſicht: den Betrieb des Salzerzeugniſſes durch den mindeſten Koſtenaufwand zu erhalten und hiernächſt, durch Begünſtigung neuer Anbaue der Verbannten und Flüchtlinge die verlaſſene Gegend wieder zu bevölkern. Der Erfolg entſprach in keinem Betracht dieſer doppelten Abſicht; aber er erzeugte eine merkwürdige moraliſche Erſcheinung. Die auf ſolche Weiſe hieher verbannte Miſſethäterkolonie, um deren inneres Leben die Regierung ſich nicht bekümmerte, errichtete aus eigenem Antriebe unter ſich eine gewiſſe ordnungsmäßige Verfaſſung, in welcher nicht nur die Beſtimmungen der Obliegenheiten, ſondern auch die gradmäßigen Strafen für die Uebertretungsfälle feſtgeſetzt waren. Auch hatten ſie alle, über ſie ausgeſprochenen obrigkeitlichen Verfügungen mit in ihre eigenen Verordnungen aufgenommen. Nur der Biſchof konnte, der obrigkeitlichen Beſtimmung gemäß, einem Verbannten die Erlaubniß ertheilen, auf 24 Stunden nach Rom zu gehen; dieſe Er-

laubniß, mußte der Beurlaubte, dem selbstgewählten Vorsteher der Kolonie anzeigen; und der, den römischen Sbirren etwa entwischte, Mißbrauch einer solchen Erlaubniß wurde sodann in der Kolonie mit einer festgesetzten Anzahl von Stockschlägen bestraft, einer Ahndung, welcher sich der Uebertreter ohne Widerrede unterwarf. Auf solche Weise bestraften sie auch Betrügereyen oder Diebereyen, die in der Kolonie vorfielen; persönliche Beleidigungen aber wurden durch Zweikampf geschlichtet. In der Strenge ihrer selbstrichterlichen Entscheidungen gingen sie so weit, daß sie sogar Todesurtheile gefällt und vollzogen haben sollen. Wie fest diese Republik auf Ordnung und Recht unter sich hielt, davon wurden mir mehrere Beispiele erzählt. — So tief ist das Gefühl oder das Gesetz für Zucht und Recht in das menschliche Gemüth eingedrückt, daß es selbst an den entschiedensten Missethätern sich nicht ganz unbezeugt läßt.

Seit sechzehen Jahren besteht jene Einrichtung des Salzwerkbetriebes nicht mehr, weil der Ertrag den Kostenaufwand, der gehoften Ersparniß ohnerachtet, nicht abwarf. Mit der Aufhebung dieser Anstalt löste sich auch die sonderbare Verbrecherrepublik von selbst auf; denn das Asylrecht des Ortes war nun förmlich zurückgenommen worden. Indessen wird es mit der Verfolgung der, nach Ostia sich flüchtenden, Mörder, wenn der Mord nicht mit Straßenraub verknüpft ist, so genau nicht gehalten,

wie das Beiſpiel des oberwähnten Kaſtellans beweiſet.

Einiges Salz wird jetzt noch in Oſtia gewonnen, obgleich die Regierung die unmittelbare Theilnahme an dem Betriebe aufgegeben hat. Das Gebäude der ehemaligen Siederei ſteht verödet und verlaſſen auf dem halben Wege nach Alt Oſtia.

Unſere Rückreiſe machten wir über die ruinenvolle Ebene dieſer alten berühmten Hafenſtadt. Wenn das Auge die weite Einöde überſchaut, ſo ſcheint es, als ob in dieſem Raume eine große Stadt plötzlich nieder geſchmettert, und auf die ordnungslos zuſammengeſtürzten Trümmer ein grüner Teppich hingeworfen ſey, der die untenliegende Verwirrung wahrnehmen läßt. Auf und abſteigend ſetzten wir unſre mühſame Wanderung fort. Ein empfindlich ſcharfer Wind ſtrich über die hügligte Grabſtätte der verſunkenen Herrlichkeit. Wir gingen an Trümmern vorbei, die keine Spur vormaliger Beſtimmung mehr darboten; nur bezeichnen ſie den Umfang der verſchwundenen Stadt. Hin und wieder ragen ein paar Pinien empor, wie einſame Trauergeſtalten auf dem Grabe gefallener Größe. Zu einer Ruine kamen wir, die ein altes Götterheiligthum andeutet, und die man für Reſte eines Neptunustempels hält. Granit und Marmorbruchſtücke von Säulen liegen an dieſem Gemäuer umher zerſtreut, worunter ſich trefflich gearbeitete Kapitäle befinden, auch andre Marmorreſte, die mit den Basreliefs geziert ſind. Der an dieſe

Ruine angrenzende, flache Raum, läßt durch seine längliche Ausdehnung ein hier gewesenes Forum vermuthen. Vor dem sogenannten Neptunustempel ging ehemals zur Tiber hinab eine breite Straße, von welcher ein kleiner Theil aufgedeckt ist: da sieht man nun zu beiden Seiten zwölf bis funfzehn Fuß hohe Mauern alter Gebäude, welche letztere noch gänzlich verschüttet sind.

Aus den vorhandenen Anzeigen läßt sich auf den hohen Wohlstand und auf die ungemeine Bedeutsamkeit dieser alten Hafenstädt schließen; denn hier wurde ja der Raub ausgeladen, den die Römer aus entfernten Welttheilen zusammen schleppten; hier wurden zur weitern Verführung die Waaren niedergelegt, welche das Bedürfniß foderte und Ueppigkeit und Prachtsucht begehrten; hier an der vormals so anmuthigen Küste hinab und hinauf dehnten sich Villen und Prachtgärten aus. Große Reichthümer mögen unter dieser grünen Decke noch ruhen! Welch ein Bild des alten römischen Lebens würde sich unserm Blicke darstellen, wenn ein, mit Nachdruck und Beharrlichkeit durchgeführtes, Unternehmen eine so ansehnliche Hafenstadt, wie Ostia, wogegen Pompeji nur wenig bedeutete, aus dem Grabe auferstehen ließe, so daß man durch die breiten Straßen, zwischen den zierlichen Häusern, wandeln könnte, über deren Dächer wir jetzt hinschreiten. Einige glückliche Ausgrabungen *)

*) Ueber alles dies, so wie über die sämmtlichen Nachgrabungsanstalten und Resultate derselben bis zum

ſind durch die Veranſtaltung der gegenwärtigen Regierung erfolgt, deren ich bereits oben erwähnt habe (Th. IV. S. 105.) Die Entdeckungen würden ergiebiger geweſen ſeyn, wenn man nicht immer mit dem Auswurf der neuen Grube die ältere überſchüttet hätte; die ſchnelle Berasung macht den durchſuchten Raum bald unkenntlich. Durch ein ſolches Verfahren iſt es geſchehen, daß ſpätere Bemühungen auf Punkte trafen, wo die Schätze bereits gehoben waren.

Etwa zwei Miglien von Ostia liegt ſchattenreich und freundlich das Kaſtell Fusano, welches dem Prinzen Chigi gehört. Mit dem herrlichſten

Jahre 1802 ließ der vom Pabſt ſelbſt zur Aufſicht dahin beorderte Präſident der römiſchen Alterthümer, Advocat Carlo Fea in jenem Jahre eine ſehr ſachreiche Monographie drucken, in welcher, wer tiefer einzudringen Luſt hat, volle Befriedigung erwarten darf. Der Titel iſt: Relazione di un Viaggio ad Ostia e alla Villa di Plinio detta Laurentino fatto dall' Avvocato C. Fea. (Rom, Fulgoni. 1802. 132 SS. in kl. 4.) wo auch S. 60. f. über das wahrſcheinliche Forum merkwürdige Nachrichten beigebracht ſind. Erſt mit dem Jahre 1801 nahm der Pabſt ſelbſt die Nachgrabungen in und um Ostia in die Hände und übertrug ſie einem rüſtigen jungen Mann, Giuſeppe Petrini, der ſchon am Monte Circeo und andern Orten glückliche Nachgrabungen veranſtaltet hatte. Mehres im Museo Chiaramonti aufgeſtelltes ward dort ausgegraben. Früher hatten, die britiſchen Maler Fagan und Garin Hamilton in den dortigen Fundgruben manche treffliche Ausbeute zu Tage gefördert und gut verſilbert. B.

Pinienwalde prangend, scheint es ein zurückgelassenes Ueberbleibsel des verschwundenen Paradieses zu seyn; aber auch unter diesen einladenden Pinienschirmen hauset in den Sommermonaten menschenfeindliche Luft, wie ein böser Geist des Fluches, der auf diesem, durch Missethaten so vielfach befleckten, Boden lastet. In dieser Gegend lag das Laurentinum des jüngeren Plinius, von welchem er eine so reizende Beschreibung macht. — „Du wunderst Dich" schreibt er an seinen Freund Gallus, „daß mein Laurentinum mir so außerordentlich gefällt. Du wirst Dich aber nicht mehr wundern, wenn ich Dich mit der reizenden Anmuth dieses Landhauses, mit dessen vortheilhaften Lage, und mit dem weiten Umfange des Seeufers werde bekannt gemacht haben. — — Auf beiden Seiten des Weges dahin hat man eine mannigfaltige Aussicht; bald wird der Weg durch Waldung verengt, bald auf weite Wiesen geöffnet und ausgebreitet. Hier sieht man Heerden Schaafe, Pferde und Ochsen, die durch den Winter von den Bergen vertrieben und durch frische Weide und Frühlingswärme fett und glatt werden. — Der Aufenthalt im Winter ist hier sehr angenehm, aber noch weit mehr im Sommer." u. s. w. Also herrschte zu damaliger Zeit keine böse Sommerluft in dieser Gegend, wie heutiges Tages. — *).

*) Ein Mexikanischer Exjesuit, Don Pietro Marquez, hat die neuesten Untersuchungen über das Lokal der Plinianischen Villa Laurentina (die frühern

Eine Miglie von Fuſano findet ſich allerlei zerfallnes Gemäuer, welches man für die Trümmer jenes Landhauſes hält; aber wer erräth in dieſen unförmlichen Ruinen die ehemalige Lieblichkeit eines freundlichen Ruheſitzes für einen Weiſen? und doch haftet an dieſen rauhen Trümmern das ſanfte Gedächtniß des Edlen, der in der Trajaniſchen Chriſtenverfolgung ſich durch Klugheit und Milde hervorthat.

Woher kam über das blühende Leben, das hier waltete, eine ſo furchtbare, ſo vertilgende Zerſtörung? — Der Eindrang der Gothen im ſechsten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung vernichtete die koſtbaren Waſſerleitungen; neue Verwüſtungen fügten im neunten Jahrhundert die Vandalen hinzu; ſie ſetzten ſich in Oſtia feſt und ſtreiften bis an die Thore Roms, wurden aber bald genöthigt, wieder abzuziehn. Dann hat, was die Barbaren übrig ließen, im Laufe von zwölfhundert Jahren die Tiber mit ihrem Schlamme be-

hat ſchon J. Alb. Fabrizius in ſeiner Bibliotheca Latina T. II. p. 416 de. Ern. zuſammengeſtellt) ſorgfältig mitgetheilt im folgenden Werke: Delle Ville di Plinio giovane — (Rom, Salmoni 1796 in 8.) Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Gegend von Caſtel Fuſano, ſeit 1757 im Beſitz des Hauſes Chigi, die Trümmer dieſer Villa, die wohl nach Plinius noch manche weſentliche Veränderung durch ſpätere Beſitzer erlitten haben mag, in ihren Pinienwäldern und Sandmarken einſchließt. E. Fea's Viaggio S. 66 — 72. B.

deckt. Dieser Schlammansatz ist so weit in das Meer vorgerückt, daß der alte Hafen drei Miglien weiter landeinwärts lag, als der heutige, der nicht viel bedeutet *).

Ist dieses der Raum, fragt der Geschichtskundige, wo die Denkmale des Ueberflusses, die Schauplätze der lüsternen, sinnlichen Ueberfeinerung und Schwelgerei prangten? — Herabgestürzt in die tiefste Verlassenheit sind nun alle jene, mit den Triumphen der Kunst geschmückten, Werke des Reichthums und der Macht! Ein schweres Gericht ist über die unersättlichen Weltverwüster gekommen, die keinem Volke den Genuß seines ruhigen Daseyns erlaubten; das vergeltende Schicksal hat zermalmend sie ergriffen, ein Schicksal, welches die glücklichsten Ungerechtigkeiten, die gelungensten Verbrechen nur bis zu einem gewissen Punkte der Vollendung gedeihen läßt: und nun weicht von diesem Boden nicht mehr der über das größte Frevelvolk ausgesprochene Fluch! — Büssel-

*) Die räuberischen Landungen und Zerstöhrungen der Saracenen unter den Päbsten Gregorius IV, Leo IV u. s. w. müssen hier auch wohl mit in Anschlag gebracht worden. Fea S. 83. führt darüber eine merkwürdige Stelle aus den Biographien der Päbste von Anastasius an. Keinem Freunde der Rafaelischen Freskogemälde im Vatikan ist es unbekannt, daß die Saracenenschlacht in der letzten der Rafaelischen Stanzen an der Küste und in dem Hafen von Ostia vorfällt. B.

ſelheerden lagern ſich jetzt in den ſumpfigen Vertiefungen, wo ſonſt in blumigen Thälern die Luſthayne der römiſchen Großen ſäuſelten. Kein menſchliches Weſen vermag mehr auf längere Zeit ungeſtraft in dem Raume zu athmen, wo einſt die Stimme der wildeſten Luſt und des lauteſten, frechſten Uebermuthes erſcholl. Kaum erkennet der Dichterfreund, die Aeneide *) in der Hand, an den

*) Wer fühlt ſich durch dieſe von der edlen Verfaſſerin ſo tief gefühlten Contraſte nicht im Innerſten ergriffen und erſchüttert. Es ſey erlaubt, hier noch auf von Bonſtetten's Voyage aur la scene de six derniers livres d'l'Eneide suivi de quelques observations sur le Latium moderne par Ch. V. de Bonstetten (Genf, Pachoud, Jahr 13) zu verweiſen, wo S. 58 — 78 Alt- und Neu-Oſtia, die paradieſiſche Seeküſte unter den Römern, die peſthauchende Wüſte der jetzigen Zeit im ſchärfſten (oft mit Unrecht zu grell genannten) Gegenſatz aufgeſtellt wird. Als Bonſtetten dort war, gab zwar der Cardinal Albani den Mördern dort auch ſeine Zuflucht, aber die Regierung duldete dies blos aus ſcheinbarer Unwiſſenheit. Alle die aus Civita Vecchia auf Befehl des Pabſtes dorthin verſetzten Galeerenſklaven hatten ein peſtartiges Fieber mitgebracht, ein toller Hund hatte alle Hunde der Gegend gebiſſen, und der Hunger ſtand mit der böſen Luft in Bunde. Ainsi trois monstres, damit ſchließt Bonſtetten, la peste, la rage, plus affreuse encore et la famine habitent aujourd'hui cette terre jadis si fameuse par la magnificence de ses rivages, par la richesse de ses palais et la douceur de son climat. Dennoch rühmt auch er die Gaſtfreundſchaftlichkeit des Erzprieſters und ſeiner kleinen, halbverhungerten geiſtlichen Heerde. B.

unvergänglichen Merkmalen der umgebenden Natur jetzt noch die Stellen, über welche Virgil ſeine trojaniſchen Flüchtlinge wandeln läßt. Fragend ſteht der Fremdling da; aber ſtumm und öde ſtreckt ſich vor ihm hinab die unabſehbare Wüſteney. Hieher ſollte die warnende Nemeſis einen heutigen Eroberer führen, auf daß er erkennen lerne die unſichtbare Hand, welche den höchſten Glücksſtand ſo tief herabzuſtürzen vermag.

Den 6. May.

Ein ſchöner, mondheller Frühlingsabend, der eine weiche Milde über die Natur ausgoß, hatte mich auf den Gedanken gebracht, das Coliſſeum in der Mondbeleuchtung zu betrachten. In der That, nichts gleicht dem Eindruck, den dieſe ungeheure Ruine, in ſolchem Lichte angeſchaut, auf das Gemüth und auf die Phantaſie macht. Der finſtere Coloß warf ſeine ſcharfen gigantiſchen Schatten auf den ruinenvollen Boden bis zu dem Zwillingstempel (Th. II. S. 99.) des Phöbus und der Diana hin. Wir wandelten durch die Nachtſtellen der Verſchattung; und mich umringten die Schauer der Vergänglichkeit, die alles beſchleicht, was Großes und Herliches je aus Menſchenhänden hervorging. Wir traten in das Innere, und erblickten durch die Zwiſchenräume der zerfallenen Mauer in der Ferne auf dem Cölius den ſchwarzen Cypreſſenwald auf der Stelle des vormaligen Vivariums (Th. II. S. 97.)

und näher umgab mich ein ſchauerlicher Wechſel von Licht und Nacht. Sinnend betrachtete ich das alte, hohe Gemäuer und jede Oeffnung war ein Lichtpunkt; da blickten flimmernde Sterne wie freundliche Winke des Himmels herein. Ein tiefes Verſtummen, welches nur durch das Geächze eines Nachtvogels unterbrochen wurde, herrſchte umher: dieſe Todtenſtille unter den Trümmern zeugte ſchwermuthsvoll, daß der Geiſt der Lebendigkeit längſt hinweggezogen ſey von dieſem Boden, der jetzt einem phantaſtiſchen Traumbilde gleicht. Von dem Grauen dieſer Wüſte richtete ich aufwärts den Blick zu dem Himmel, wohin kein zerſtörender Menſchenwahnſinn reicht: und beruhigendes Gottvertraun aus höhern Welten kam auf meinen Geiſt herab, den die Verwirrung unſrer Zeit mit finſtern Ahnungen erfüllte.

Den 11. Mai.

Eine Seligſprechung iſt unter den Feſten der römiſchen Kirche ein ſelteneres Schauſpiel, als andere Feierlichkeiten; daher lebten ſeit einigen Tagen die Römer in der freudigen Erwartung an dem Pomp eines ſolchen Feſtſpieles ſich zu ergötzen. Endlich erfolgte das Feſt. — Der ſeit neunzig Jahren verſtorbene Francesco di Girolamo, ein Neapolitaner, aus dem Orden der Jeſuiten, wird heute mit dem, ihm zugeſprochenen Strahlenkranze der kirchlichen Ehre verherrlichet. Zu dem Ende

pranget schon der hohe Peterstempel im gewöhnlichen Festschmucke.

Francesco wurde bald nach seinem Tode im Jahre 1716 als Wunderthäter anerkannt; aber die öffentliche Seligsprechung kann nicht früher, als funfzig Jahre nach dem Tode eines Wundermannes erfolgen: sie ist die Vorläuferin zur Heiligsprechung, die anderweite funfzig Jahre nach dem Ableben des Heiligen erfodert: beiden geht eine Untersuchung voran; ein gewisses kirchengesetzliches, gleichsam prozessualisches Verfahren, welches darin besteht: daß ein Advokat des Fiskus, den der gemeine Mann den Advokaten des Teufels nennt, als Widersacher des Seligzusprechenden auftritt, und seinen Wunderthaten allerlei Zweifel entgegen setzt, die aber, wie sich versteht, durch den gegenseitigen Rechtsbeistand immer glücklich und siegreich gehoben werden. Dies Verfahren, in Betreff unsers Francesco, fand bereits unter Benedict dem Vierzehnten statt, der darüber verstarb *); und die feierliche Selig-

*) Bekanntlich hatte Benedict XIV. eine ganz besondere Lust an Seligsprechungen. Er war als Kardinal bei allen Canonisationen der Vorsteher der Congregazione dei riti gewesen, und hatte dadurch bewogen ein eigenes Werk in 4 Foliobänden de Servorum Dei beatificatione et beatorum canonisatione zu Bologna 1734 — 1738 herausgegeben, welche die vier ersten von den zwölf Bänden seiner sämmtlichen Werke ausmachen. Darum erhob er selbst so viele neue Heiligen auf die Altäre, daß, wie man spottete, er noch einen eigenen Band seines großen Buches über die

ſprechung des, in der Prüfung wohlbeſtandenen, Wunderthäters ſollte unter Clemens dem dreizehnten geſchehen, wurde aber durch die plötzliche Entfernung der Jeſuiten aus Neapel verhindert. Jetzt endlich, da Pius der ſiebente bemüht iſt, dem, ſeiner Meinung nach, verläumdeten Jeſuitenorden die verlorne Ehre wieder zuzuwenden, jetzt wird auch die, dem Jeſuiten Francesco di Girolamo zuerkannt Seligſprechung aus der Zurückſetzung wieder hervorgezogen. Die Urkunden der angeblichen Thatſachen, ſind von neuem durchgeſehen, und der heutige Tag iſt zur Vollziehung des früheren päbſtlichen Ausſpruchs feſtgeſetzt.

Abends gegen 7. Uhr.

Bald nach drei Uhr Nachmittags begaben wir uns zu dem, mit Blumen beſtreueten, St. Petersplatze, wo ſich eine ungeheure Volksmenge dem Bilde des neuen Heiligen zudrängte. Dies Gemälde in Lebensgröße befand ſich an der großen Mittelloge oberhalb des Haupteinganges der Kirche angeheftet. Unmittelbar über der innern Hauptthür ſelbſt erblickte man eine andere Abbildung des Seligzuſprechenden und zwar mitten in der Verrich-

Heiligſprechung blos von ſeinen eigenen Heiligen hätte ausfüllen können. S. Henke's Kirchengeſchichte des 18ten Jahrhunderts Th. I. S. 299. Natürlich unterbrach alſo nur der Tod die Seligſprechung des Franzesco, die ſonſt ohnfehlbar vor ſich gegangen wäre. B.

tung einer Wunderthat. Eine tief verworfene Weibsperson nehmlich hatte einst den frommen Wunderthäter bitter verspottet und ihn besonders einen betrügerischen Heuchler genannt. Zur Strafe dafür stürzt eines Tages die Sünderin auf offner Straße plötzlich todt darnieder. Es muß sich fügen, daß unser Francesco des Weges daher kommt, um eine Gassenpredigt zu halten; er fragt nach seiner Feindin, man zeigt ihm ihren Leichnam, er tritt hinzu. Umgeben von einer unzähligen Menge Volkes, fragt er die in ihren Sünden Dahingerafften: wo sich ihre Seele gegenwärtig befinde? Er muß aber, seinem Biographen zu Folge, dreimal fragen, ehe er Antwort erhält: so widerspänstig ist selbst im Tode noch die Frevlerin. Beim dritten Zurufe endlich — „Catharina wo bist du?" richtet der Leichnam sich auf und schreit mit gräßlicher Stimme — „in der Hölle!" und stürzt dann wieder zurück in den entsetzlichen Tod.

Das Innere der Kirche war mit Teppichen, mit rothem Damast, Sammt und Atlas mehr entstellt, als geschmückt und von den malerisch geordneten Draperungen hingen breite goldene Frangen herab, so daß der ganze Tempel mehr einem Prunksaale, als einem Heiligthume glich. Eine Menge trefflich gemalter Sinnbilder, welche auf die Seligsprechung anspielten, waren auf verschiedenen Punkten angebracht. In der Tiefe des mittleren Schiffes der Kirche hatte man prächtig, doch nicht ohne Geschmack, eine besondere Abtheilung

eingerichtet für die Pflegbeamten der heiligen Gebräuche, (Congregazione dei riti) in welcher der Kardinal della Somaglia den Vorsitz führte. Hier hing noch mit einem Vorhange bedeckt, in länglich runder Form das Brustbild des Seligzusprechenden zwischen zwei andern Gemälden, welche zwei Wanderthaten desselben darstellten. Das eine zeigt den heiligen Mann, wie er, laut der Inschrift, den, durch einen Schuß zerschmetterten, Arm eines gewissen Giovane Ambrosielli durch ein Wort plötzlich heilt. Nach Anzeige des andern Gemäldes, stellt er ebenfalls durch ein Wunderwort eine Nonne, die an der einen Seite gelähmt, und überdem noch mit vielen andern Uebeln behaftet war, augenblicklich wieder her.

Die Kirche strahlte im Glanz unzähliger Kerzen: aber in der höchsten Lichtglorie schwebte das verhangene Bild des Seligen. Der Kardinal della Somaglia, hatte nun bereits in der ehrwürdigen Versammlung seinen Sitz genommen. Jetzt hielt der Kanonicus Muzarelli an den Kardinal folgende Rede in lateinischer Sprache, die ich nach der Uebersetzung eines Freundes hier beifüge.

„Endlich, ehrwürdigster Erlauchtester Herr, ist der langersehnte Tag erschienen, der Tag der hohen Festlichkeit, an welchem Franzesco di Girolamo, dieser ehrwürdige Knecht des Herrn, priesterliches Mitglied der Gesellschaft Jesu, ein Mann, kräftig in Thaten und Worten, mit kirchlichen Ehren und himmlischer Verherrlichung gekrönt werden soll.

Seine erhabenen Eigenschaften waren von Benedict dem Vierzehnten kurz vor dessen Hinscheiden durch einen hohen Beschluß anerkannt: und seine Wunderthaten, des himmlischen Glanzes würdig, hatten bald darauf, durch den Ausspruch Clemens des dreizehnten, ihre Bestätigung erhalten: als plötzlich im Neapolitanischen Königreiche die Gesellschaft Jesu aufgelöset, und dadurch zugleich behindert wurde, die Seligsprechung ihres Mitgliedes vollends zu bewirken: und so schien es dem ehrwürdigen Francesco eine Verringerung seines eigenen Ruhmes zu seyn, wenn er solchen nicht mit derjenigen Provinz seines Ordens theilte, die sein Jünglingsalter zu jeder Tugend geleitet, und die dagegen durch ihn eine rühmliche Auszeichnung erhalten; einer Provinz, durch deren Unterstützung er die höchste Stufe seiner Vollendung ersteigen, und wo er sein, ausschließend nur Gott und dem Heile der Seelen geweihtes, Leben beschlossen."

„Unerwartet aber kehrte die Gesellschaft Jesu nach Neapel zurück und fand eine alte unzerstörte Heimath wieder, welche ihr Francesco da, wo seine ehrwürdige Asche ruhte, aufbewahrt hatte: darum glaubte sie, es der Dankbarkeit schuldig zu seyn, die eifrigste Thätigkeit anzuwenden, um ihrem Genossen bei dem sie gleichsam gastlich eingekehrt, die ausgesetzte Verherrlichung zukommen zu lassen. Pius der siebente war ihrem Anliegen nicht entgegen, er hatte bereits die Gesellschaft durch sein Machtwort und durch seine väterlichen Gesinnun-

gen wieder emporgerichtet, und glaubte nun, zum neuen Beginn ihres hohen Berufs ihr kein beßres Haupt, als den Franciscus an die Spitze ſtellen zu können. Und wahrlich! nicht ohne beſondere Fügung Gottes iſt es geſchehen, daß die Geſellſchaft ihren neuen Beruf mit der Verherrlichung desjenigen anfangen wird, durch deſſen Ruhm ſie ſo glänzend beſtanden: und ſo wird Franciscus hinfüro den aus allen Gegenden zurückkehrenden Brüdern auf dem Wege des evangeliſchen Wandels vorleuchten, als ein ſtrahlendes Licht."

„Da nun, in Betreff der Wunderthaten des ehrwürdigen Knechtes Gottes, auf gebührendes Anſuchen der entſcheidende Ausſpruch des höchſten Oberhauptes der rechtgläubigen Kirche, Pius VII. eingegangen, und zugleich die Verordnung, wegen der zu deſſen Seligſprechung feſtzuſetzenden Zeit, von Seiten des höchſten Biſchofs erfolgt iſt: ſo bietet ſich nun zu der Einführung eines hochbewährten Dieners des Heilandes in die Reihen der auf Erden zu verehrenden Seligen, kein bequemerer Tag dar, als eben der eilfte May, der Tag nehmlich, an welchem er dies Leben verließ und ſich in die Verſammlung der Seligen in den Himmel aufſchwang. Dieſemnach alſo wende ich mich an Sie, Erhabenes Oberhaupt unſrer Verſammlung, mit der Bitte: unverzüglich nun zu geſtatten, daß die Apoſtoliſche Urkunde öffentlich vorgeleſen werde, kraft welcher dem Francesco di Girolamo die kirchliche Verehrung zugeſtanden wird: dies begehret

dringend die Stadt Neapel und das neapolitanische Reich *), welches das Geburtsland des außerordentlichen Mannes Gottes ist, das Land, welches seine Vorträge hörte, seine Wunderthaten anstaunte, und welches jetzo seine heilige Asche aufbewahrt — auch bittet darum die ruhmvolle Gesellschaft Jesu, welche dieses Mitglied, als ein vollendetes Vorbild der Heiligung und der evangelischen Würde aufstellt, und solches zu verehren und nachzuahmen strebt. Endlich noch scheint es die ganze Kirche zu verlangen, damit in den Tugenden und hohen Gaben des Seligen ein neues Zeugniß für den katholischen Glauben, und ein glänzendes Beispiel für die Arbeiter im Weinberge Gottes erscheine!"

*) Die Thaten und Wunder dieses Heiligen hatte zum Behuf der Heiligsprechung unter Benedict XIV. ein Jesuit, der Vater Carlo de Bonis schon im Jahr 1743 in Neapel verfaßt und in den Druck gegeben. Diese Schrift wurde dann in Rom 1806 auf Veranlassung der wirklichen Seligsprechung wieder aufgelegt unter folgendem Titel: Ristretto storico della vita e prodigiose gesta del Beato Francesco di Girolamo della Comp. d. Gesu — in occasione solenne san beatificatione a comode de' divoli ristampata (Rom 1806 bei Giunchi 112 S. in 12.) Hier wird unter andern p. 54. von seiner Nächstenliebe folgendes Beispiel angeführt. Als ihn die Armen von allen Seiten umdrängten, rief er aus: Wohlan, zieht dem Vater Francesco die Haut ab und verkauft sie auf dem Markte. Der Kaufpreis sey euer Almosen, weil ich sonst nichts habe!

B.

Hierauf wurde die päbſtliche Urkunde der Seligſprechung ſelbſt vorgeleſen; und in dieſem Augenblicke flog an dem beſtrahlten Bilde der Vorhang zurück; ein Te Deum wurde angeſtimmt, und eine feierliche, mit Geſang begleitete Meſſe geleſen. Kanonendonner verkündete draußen, was innen vorging. Zur Veſperſtunde gegen fünf Uhr Abends wurde der Pabſt im höchſten biſchöflichen Pomp von ſeinen Schweizern in die Kirche getragen: er verrichtete an verſchiedenen Altären mit großer Andacht die hohen prieſterlichen Handlungen und ſtellte das Bild des Seligen auf den Hauptaltar zum Zeichen, daß Franceſco fortan mit Altarwürdigkeit begabt ſey.

Den 12. May.

Es gewährt eine ſehr fruchtbare Geiſtesunterhaltung, wenn man in einer ſtillen Stunde mit unbefangenem Sinn den Anfängen und Fortſchritten der Menſchheit unter den verſchiedenen Himmelsſtrichen nachforſcht; und wenn man dieſe Unterſuchung beſonders der höchſten Angelegenheit der Menſchen, der Religion zuwendet: ſo wird man überall in der Geſchichte des Tages ſowohl, als in den Annalen der Vergangenheit wahrnehmen, daß ſich jene höchſte Angelegenheit immer klimatiſch innerlich entwickelt, und äußerlich geſtaltet. Welch ein Unterſchied findet ſich in dieſer Rückſicht zwiſchen dem Südbewohner, auf den ein ewig heiterer Himmel niederſtrahlt, und dem nordiſchen Menſchen, an wel-

chem ſo viel graue neblichte Tage kalt vorüberſchleichen, und ihm die erquickende Sonne verhüllen! Sind es nicht gleichſam phantaſtiſche Arabeskengehänge von lieblichen Bildern, welche romantiſch bunt den Homeriſchen Götterhimmel umgaukeln? Dahingegen ſchwebt eine dunſtige, halb finſtere Geiſterwelt in düſtern Wolken vor Oſſians ſchwermüthiger Seele. Etwas Heiliges, Ewiges lag allerdings in unreifen Vorſtellungen und dunkeln Ahnungen allen jenen Formen zum Grunde: aber das Licht der Wahrheit, welches erwärmt und erleuchtet, mangelte allen. Das Chriſtenthum trat in die Welt und brachte den Geiſt mit, der lebendig macht; die Kraft, die das Leben erhebt, den Sinn, der das Gemüth heiliget und die Hoffnung, welche Freudigkeit giebt im Leben und im Tode. Aber auch dieſe himmliſche Erſcheinung konnte ſich nicht gänzlich retten von aller verſchiedenartig-irdiſchen Beimiſchung, wie einfach und klar ſie auch ihren Sinn ausſpricht. Die Seele des nordiſchen Menſchen, in welcher der Tag der Vernunft angebrochen iſt, der Vernunft nehmlich, die ſich nicht vermeſſen geberdet, dieſe Seele wird gern, ihrem Chriſtenthume zufolge, Gott ſtill anbeten im Geiſt und in der Wahrheit. Die Phantaſie des Südländers hingegen will vom Chriſtenthume Zeichen und Wunder ſehn. — Aus dem allen nun, indem die Unvertilgbarkeit früherer Eindrücke dabei mitwirke, ſcheint mir der Erklärungsgrund derjenigen Erſcheinung hervorzugehn: daß auch ſehr gebildete

Menschen reichlich ausgestattet mit Geisteskraft, Kenntnissen und Einsicht, dennoch zur Befestigung ihres religiösen Glaubens, einer sinnlich-fortdauernden Offenbahrung Gottes bedürfen, und daher an wundervollen Legenden, wenn nicht eben Erbauung, doch Wohlgefallen finden, wie geschmacklos, platt und abentheuerlich solche Erzählungen auch dargeboten werden. Ein würdiger Geistlicher, ein verständiger und unterrichteter Mann sprach mit mir über die Lebensbeschreibung des, so eben seliggesprochenen, Francesco, und versicherte, daß sich diese Erzählung keinesweges auf bloße Gerüchte gründe; die darin aufgeführten Thatsachen seyen vielmehr sorgfältig untersucht und bestätiget gefunden worden.

Uebrigens reicht, nach hiesigen Begriffen, die sittliche Vollkommenheit bei weitem nicht hin, einen Anspruch auf eine solche öffentliche Seligsprechung zu begründen: es gehören Wunderthaten dazu! Darum ist auch das Leben des seligen Francesco nichts weiter, als eine seltsame und abentheuerliche Zusammenwerfung aufgerafften Wundererzählungen, die der Biograph zum Theil aus dem Munde einer Vatermörderin haben will, welche von dem seligen Manne, freilich wiederum durch ein Wunder, in eine gottselige Seele verwandelt worden ist. Schon als Knabe hat Francesco übernatürliche Thaten verrichtet, und nachher, als Priester hat er die Gedanken der Menschen in der verschloßnen Brust entdeckt, ihre heimlich begangenen Missethaten ihnen vorgehalten, verstockte Sünder plötzlich bekehrt,

Kranke geheilt, Todte lebendig gemacht; auch hat er ein Kind von zwei Monaten, welches der Vater nicht für das Seine anerkennen wollte, in den Stand gesetzt, diesen mit lauter Stimme für seinen Vater zu erklären *). Endlich setzte die Mütze, worin der Selige verstorben, dessen Wunderthätigkeit fort; und ein Kirchendiener, der solche entwendet hatte, heilte durch sie heillose Krankheiten. Auf die sittlichen Eigenschaften des Seligen wird in dieser Lebensbeschreibung wenig oder gar keine Rücksicht genommen: die Tugend seiner Bescheidenheit wird durch die Bemerkung dargethan, daß er sich selbst einen Pöbelgesellen, einen Unwissenden

*) Ristretto storico
della vita e prodigiose gesta
del
B. Francesco di Girolamo
Roma 1806.
nella Stamperia di Giovanni Ginenchi presso
Carlo Mordacchini, con Approvazione.

Prese percio partito il Beato, che venisse la donna col bambino per mostrarlo al genitore; e neppur con ciò profittando, rivoltosi al bambino: Parla, disse, parla, o mio bambino: a nome di Dio di tu il nome del tuo padre. A tal comando in presenza di tutti fu udito rispondere il bambino di due mesi. Eccò il mio padre, stendendo le picciole braccia, come se volesse abbraciarlo. Non pote reggere a tal portento l'instupidito genitore, e genuflesso con chieder perdone prima al B. Francesco, e poi all' oltraggiata moglie, rimise la pace in casa sua, e de parenti della sua consorte. p 35.

einen Eſel, ein vernunftloſes Thier, ein Vieh genannt habe *).

Wenn mir nun, wie aus den obigen Betrachtungen erhellen wird, in dem römiſchen Kirchenweſen ſo mancherlei aufſtieß, was zu grell, zu irdiſch hervortritt, und wie ich glaube, der heiligſten Angelegenheit des Menſchen eine zweckverfehlende Richtung giebt; wenn ich den prunkhaften Schmuck, womit das ganze Gebäude umhangen iſt, ſelbſt mit ſchonender Rückſicht auf dasjenige, was der ſüdlichen Natur gern zu gute gehalten wird — dennoch zu bunt, zu zerſtreuend und zu wenig auf den innern Menſchen hinweiſend, oder gar von ihm ablenkend finden muß: ſo bietet gleichwohl, was ich freudig eingeſtehe, die römiſch-katholiſche Glaubensform manche rührende Seite dar, manche Gebräuche, die mir als ſehr zweckmäßig und aus der Tiefe der menſchlichen Bruſt geſchöpft, erſchienen ſind; als erbauende und fördernde Anregungen, die Beifall und Nachahmung verdienen, und deren Einführung in die proteſtantiſch-evangeliſche Kirchenordnung ſich wohl wünſchen ließe. Die

*) Ladavo una Monaca le fatiche di lui, e lo pregava a risparmiar la sua vita, cessando di fare tante prediche. Mi lodate, egli rispose, perchè fo quel che fanno gli asini cioè ragghiare, in ogni luogo, se venite un altra volta a questo confessionale chiamatemi asino, plebeo, ignorante; poichè direte il vero, e mi raccorderete lamia vera condizione. p. 57.

herrliche musikalische Einleitung zum Gottesdienste, sollte sich unsere Kirche nicht abgehen lassen: jedoch nicht anders, als mit Beibehaltung unsrer alten und neuen kräftigen Kirchenlieder, welche die Gemeine zu singen hat. Tiefer dringt zu dem Gemüthe, was der Mensch selbst singt, als was ihm vorgesungen wird. Die bewegte Lippe bewegt auch das Herz. Eine zur Andacht begeisternde Vorbereitung sey die Musik *). Hiernächst würde ein Fest aller Seelen, gehörig geordnet, und dem Geiste der evangelischen Denkart angemessen, unserm Kirchenwesen nicht anstößig seyn. Wer trägt nicht liebend und feyernd ein heiliges Andenken an theure Vorangegangene in seinem Herzen? Jeder würde zu der allgemeinen Todtenfeier seine besondern Erinnerungen mitbringen. Denen die dahingegangen sind, können wir nichts mehr thun, nichts mehr seyn; was wir ihnen schuldig blieben, ist nicht mehr abzutragen: daran müßte uns kräftig und rührend eine solche Festlichkeit mahnen! Welche Anregungen des Wohlwollens würden wir aus einer so heilig-ernsten Stunde mit uns nehmen! welche Vorsätze, immer strenger zu werden gegen uns, immer milder gegen andere.

Kei-

*) Der verstorbene Herzog von Meklenburg Schwerin hat in seiner Hofkirche schon eine solche Gottesverehrung eingeführt. Zu diesem Zwecke ließ er geistliche Kantaten und Psalme von Naumann und Himmel komponiren. d. Verf.

Keinen Rückſtand der Pflicht uns nachzuſehn im Kreiſe unſrer näheren oder entfernteren Umgebung, und immer feſter zu werden in den Geſinnungen des Wohlwollens und der Liebe: dies wäre das Lehrreiche; aber auch geweihete Genüſſe würde dem edlen Herzen ſolche öffentliche Feſtſtunde zuführen: ſie würde das ſelig-wehmüthige Bewußtſeyn erwecken, daß die Seele des zum höheren Seyn Abgerufenen mit einem ſegnenden Andenken an uns dahin ſchied; daß das Auge der geliebten Geſtalt über dem letzten Blick des erwiedernden Wohlwollens ſich ſchloß *).

*) Das römiſch-katholiſche Aller-Seelenfeſt, welches bekanntlich ſeinen Urſprung dem fünften Abte von Clugni, Odilo im Jahr 998 verdankt, als ihm die von Jeruſalem über Sicilien zurückkehrenden Waller erzählten, wie ſie in den Schlünden des Aetna das Toben der Hölle gehört hätten (S. Alteſera Origg. monasticae p. 707.) ſoll die Lehre vom Fegefeuer mächtig befördert haben. S. Henke Kirchengeſchichte II. 80. Es iſt hier nicht der Platz, dieſe Beſchuldigung zu prüfen. Aber es bedarf weder einer Feſtliturgie, wie ſie Julius Reichsgraf von Soden vorſchlug, noch eines Krummacherſchen (übrigens ſehr empfehlungswürdigen) Feſtbüchleins, um die durch die Trauerlogen in den Kreiſen der Freimaurer, durch die Oſterfeier auf den Begräbnißplätzen der Herrnhuter und viele ähnliche Inſtitute auch unter den Proteſtanten ſchon hinlänglich beglaubigten Gedächtnißfeier der in dieſem Jahre Verſtorbenen überall ſchon wünſchenswerth zu finden. Die neueſten königl. preußiſchen Anordnungen eines ſolchen Erinnerungsfeſtes am Schluſſe jedes Jahres vom 25.

Neben dieser so aufgefaßten Todtenfeier, mögte noch ein anderes Fest in unsrer Kirchenverfassung eine schickliche Aufnahme finden dürfen: ein Fest des Andenkens an hochverdiente Menschen, die im Gebiete der Religion und der Sittlichkeit, als leuchtende Vorbilder der Tugendkraft sich auszeichneten, könnte dem Geiste unsrer Kirchenverfassung, sollt ich glauben, nicht zuwider seyn. Ein Wickelef zum Beispiel, ein Johann Huß, ein Hieronymus von Prag, ein Luther, ein Heinrich von Hutten und jener hochehrwürdige Bischof von Orleans, der sich bei Gelegenheit der Hugenotten-Verfolgung mit Gefahr des eigenen Lebens seinen wüthenden Glaubensgenossen entgegen stellte, und die unglücklichen, zum Morde bestimmten, Menschen in Schutz nahm.

Solche Männer sind es, die wohl eine jährlich wiederkehrende Verherrlichung ihres Namens verdienten. Eine Feierlichkeit dieser Art, ohne alle vernunftwidrige abergläubige Beimischung, weislich geordnet, oder vielmehr so scharf begränzt, und unter solche Bestimmungen gefaßt, daß eine unziemliche Beimischung auch in der Folge sich nicht anhängen könnte, müßte nach meiner Empfindung,

November 1816 beweiset hinlänglich, wie lebhaft das Bedürfniß eines solchen Festes neuerlich gefühlt wurde. Vergl. Ammon's Kanzelberedsamkeit S. 151. B.

die erbaulichsten Folgen hervorbringen, und den wohlthätigsten Einfluß auf die Sittlichkeit haben. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Feierlichkeit die bedeutendsten Züge aus dem Leben des Gefeierten zur Beherzigung hervorgehoben werden müßten. Der Muth und die Beharrlichkeit des edlen Kämpfers in den Gefahren, welche sich ihm auf dem Wege zu seinem Ziele entgegen drängten; seine Aufopferungen für das Gute für das Rechte; seine Selbstverläugnung, um das Würdige festzuhalten; dann Züge von Sanftmuth und Demuth, von Nachsicht und Geduld, unter feindseligen und widerwärtigen Menschen, Beweise von Verträglichkeit, Duldung und großmüthiger Versöhnung, von Wohlthätigkeit und Milde, selbst gegen Feinde: dergleichen Tugenden und Züge aus dem großen Leben des Unvergeßlichen müßten die Gegenstände der Festbetrachtung eines solchen Gedächtnißtages seyn: welche Gesinnungen und Bestrebungen für das höhere Leben der Tugend, welche Begeisterung für die Triumphe über die selbstsüchtige Leidenschaft würde eine Feierlichkeit der Art besonders jungen Gemüthern mitgeben auf den fernern Weg ihres Lebens *). Man wende nicht ein, daß

*) Viel treffendes, welches hieher gehört, findet man in dem Abschnitte des Systems der christlichen Moral von Reinhard, welcher von den Tugendmitteln handelt und die Beispiele unter den kräftigsten Mitteln der Art zählt. Th. IV. S. 637 f. f. D.

dergleichen Wirkungen vorübergehend seyen, wie die Eindrücke der ersten Abendmahlsfeier oft sind: — sie sind es freilich oft, öfter aber sind sie es auch nicht! — Und wie? soll denn nichts geschehen, weil das Beste zuweilen vergebens geschah? — überhaupt ganz vergebens geschieht eigentlich nichts: schon oft hat, was scheinbar umsonst war, eine spätere Rückkehr veranlaßt, zu dem was recht ist.

Den 13. May Tivoli.

Auf drei Wochen habe ich Rom verlassen, um die in dessen Nachbarschaft liegenden Oerter zu besuchen, deren geschichtliche Namen so viel anziehendes haben. Zuerst wendete sich meine Ausflucht nach Tivoli, achtzehen Miglien von Rom. In welcher Richtung man von dieser Stadt ausgeht: man wandert auf ruinenvollen Wegen; besonders hat die barbarische Zerstöhrung der großen Anzahl von Wasserleitungen den Boden umher mit Trümmern bedeckt. Wir zogen durch das Esquilinische oder auch Collatinische Thor, welches jetzt St. Lorenzo heißt *). Etwa vier Miglien von der Stadt führte uns eine Brücke über den Teverone, Ponte Mammolo **) genannt, eine Brük-

*) Andere vergleichen das Thor von St. Lorenzo mit der alten Porta Tiburtina. Es kommt aber auf Eins heraus. B.

**) Oder auch Mamole. B.

ke, die an des Kaisers Alexander Severus Mutter, Mammea, erinnert, welche sie hat erbauen lassen. Reste alter Gräber bezeichnen die ehemalige Consular-Straße. Acht Miglien weiter ging unser Weg über eine kleinere Brücke, unter welcher sich ein schwefelhaltiges Flüßchen hinzieht; in dessen Nachbarschaft, ohngefähr eine Miglie links vom Wege, befindet sich die Acqua Solfa, ein schwefelichter See, der nicht über hundert Ellen im Durchmesser hält. Ihn umgab in der alten Zeit ein heiliger Hayn, wo eine göttervertraute Sibylle Orakelsprüche vernehmen ließ. Das Wasser dieses Sees heilt Hautkrankheiten: deshalb sind auf der einen Seite des Ufers Badeanstalten eingerichtet worden. Der Schwefelgeruch des Wassers, welches lau warm ist, und bei den Alten in großem Ruf der Heilsamkeit stand, verbreitet sich weit umher. Eine überraschende Merkwürdigkeit dieses Sees sind die schwimmenden kleinen Inseln, die sich auf seiner Oberfläche bewegen und ab- und zunehmen, je nachdem sich Erdreich ansetzt, oder abgespühlet wird. Das Wasser ist von beträchtlicher Tiefe, und Entwickelungen von schwefelsaurem Gas, erscheinen darauf in unzähligen kleinen Blasen. Auch am Wege hie und da sprudeln, in kleinen weißlichen Wasseraufsammlungen, solche Bläschen auf. In der Nähe der Acqua Solfa sieht man unförmliches Gemäuer liegen: Reste von Bädern sind es unstreitig, da man in diesen Dämpfen wohl keinen Wohnsitz angelegt haben wird; aber unge-

wiß ist ihr alter Name, indem sie von einigen Antiquaren Bäder des Agrippa, von andern Bäder der Königin genannt werden, der Königin Zenobia nehmlich, welcher Aurelian zu Tibur einen Wohnsitz angewiesen hatte. Weiterhin, etwa vier Miglien von Tivoli führte uns abermals über den Teverone eine Brücke, von einer Schlacht, welche die Römer daselbst gegen die Lukanier gewonnen, Ponte Lucano genannt. Tiberius Plautius, der in dieser Gegend ein Landhaus besaß, ließ die Brücke zu seiner Zeit herstellen, und baute neben ihr ein Familiengrab, das dem Metellischen (Th. II. S. 193.) völlig gleich ist, und sich bis jetzt wohl erhalten hat, obgleich es den Gothen zu einem befestigten Vertheidigungspunkte dienen mußte.

Endlich, zwei Miglien von Tivoli, gelangten wir über einen fünf Fuß breiten, und eben so tiefen Canal, dessen bläuliches Wasser ziemlich schnell dem Teverone zufließt, und einen unerträglichen Schwefellebergeruch ausdampft. Der Kardinal Este hat diesen Canal graben lassen, um die Sumpfgegend möglichst auszutrocknen. In dieser Ebene, in der Nähe der angrenzenden Sabiner-Berge, trift man auf Stellen, die, wenn man hart nieder tritt, einen hohlen Klang von sich geben, und überdies durch mehrere Erdfälle, die innere Aushölung des Bodens verrathen. Empfindliche Schwefeldämpfe dringen aus diesen Erdfällen hervor. Es

ist gewiß, daß oberhalb und unterhalb dieser Ebene heftige Bewegungen gewühlt haben *).

Den 14. May.

Gestern Nachmittag gegen fünf Uhr gelangten wir in Tivoli an. Es ist nicht zu verwundern, daß dieser nicht sehr reinliche Ort, mit seinen engen, schlecht gepflasterten Straßen, eben keinen freundlichen Eindruck auf mich machte: denn der wohlklingende Name Tivoli, den ich so oft und immer in Begleitung lieblicher Bilder aussprechen hörte, hatte natürlich in meiner Phantasie eine romantisch anmuthige Vorstellung hervorgebracht, gegen welche freilich die unansehnliche Stadt selbst, getrennt von ihren reizenden Umgebungen, widerwärtig abstechen mußte: aber sogleich, nachdem ich in dem Wirthshause angekommen war, und zu dem Fenster meines Wohnzimmers hinaussah, erblickte ich in dem Hofe des Hauses den berühmten Sibyllen-Tempel; auch vernahm ich das Rauschen des lieb-

*) Sickel's große Karte von der Campagna di Roma nebst der dazu gehörigen, in Rom gedruckten Description (Rom 1804) wird hier mit großem Nutzen verglichen werden können. Verkleinert und in Auszuge befindet sie sich auch im Almanach von Rom vom Jahre 1811. Uebrigens bedarf es wohl für Freunde der Mineralogie, die auf der Höhe der Wissenschaft sind, kaum eines Winkes, daß die Wernersche Schule gegen die meisten dieser Vulcane und die ausgebrannten Krater sehr erhebliche Zweifel anregt. B.

lichen Waſſerfalles, der ganz in der Nähe zu mir herüber tönte: und die geſtörte Vorſtellung, ſo wie ſie ſich ſonſt in mir mit dem Namen Tivoli verknüpft hatte, trat lichthell wieder hervor.

Ich that einen Blick in die Vorzeit dieſes Ortes: ſie weicht in das tiefſte Alterthum zurück. Tibur ſoll 1500 Jahr vor Chriſti Geburt und folglich vor der Gründung Roms, eine bedeutende Stadt im Gebiete Latiums geweſen, und von den Ureinwohnern Italiens (Aborigines) erbaut worden ſeyn. Albunea, auch die Tiburtiniſche Sibylle, genannt, war die göttliche Schützerin des Ortes. Eine alte Sage läßt ein Bildniß von ihr, ein Buch in der Hand haltend, in der Tiefe des Anio gefunden werden. Im ſchauerlichen Dunkel des heiligen Hayns, an dem obenerwähnten Schwefelſee, war der geheimnißvolle Sitz ihres Orakels. Mephitiſche Dämpfe ſchreckten Ungeweihete von dem Hayne zurück.

Achthundert Jahre vor Chriſti Geburt waren die Tiburtiner den Römern lange furchtbar, bis endlich Camillus ſie überwältigte und unterwarf. Auguſt liebte vorzüglich Tibur. Hadrian aber zeichnete es durch eine der herrlichſten Villen aus; und unter den Dichtern und Gelehrten, welche dieſe Gegend zum Sitze der Muſen weiheten, hat beſonders Horaz ſie in ſeinen Liedern erhoben. Aber auch ſie entging dem Schickſale aller menſchlichen Dinge nicht; im Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung 445 wurde Tibur von dem Gothenkönig

Totila auf das grauſamſte zerſtört. — Friedrich Barbaroſſa ließ die Stadt wieder herſtellen, aber ihre Herrlichkeit kehrte nicht mehr zurück. Jetzt iſt ſie der Sitz eines Bißthums, zählt etwa ſechs bis ſieben Tauſend Einwohner, umfaßt mehrere Klöſter und außer der Kathedralkirche, ſieben Pfarrſtellen.

Das merkwürdigſte und reizendſte Denkmal des Alterthums iſt der allgemein ſogenannte Sibyllen-Tempel, der auch wie andere wollen, und nicht unwahrſcheinlich iſt, ein Heiligthum der Veſta geweſen ſeyn kann; denn die Tiburtiniſche Sibylle Albunea hatte ja ihren eigenthümlichen Sitz in jenem Hayne am Schwefelſee der Solfatara, die bei den alten Geographen Albulae heißt. Der kleine luſtige Tempel ſteht auf einer Felſenſpitze, nahe meinem Fenſter gegenüber; ſeine Kuppel, die mit Stukatur geziert iſt, ruhete ehemals auf zwanzig ſchlanken kanelirten, offnen Säulen, von denen nur noch zehen wohlerhalten vorhanden ſind, der Fries iſt mit Stierköpfen und Kränzen geſchmückt. Gern ruht der Blick auf dieſem freundlichen Nachlaß der alten Zeit. Das Tönen des nahen Waſſerfalles verbreitet um ihn ein feierlich myſtiſches Weſen, das etwas ſehr anziehendes für die Empfindung hat, und ihr eine erhöhte Stimmung mittheilt. — Unter welchen Namen, — unter welcher dunkeln Geſtaltung es auch immer ſeyn mag, daß hier dem Menſchen der alten Welt ſein Verhältniß zu den höhern Mächten erſchien:

er hatte mit mir ein und daſſelbe Bedürfniß, eine geiſtige Welt, etwas höheres, als der Menſch iſt, anzuerkennen; ſein ſterbliches Weſen zu dem Unſterblichen zu erheben, — ich betrachte und betrete mit Ehrfurcht die geweihte Stelle. — In ihrer Nähe liegen noch allerlei Reſte eines, in Viereck gebaut geweſenen, man weiß nicht, welches Tempels. Die Ruinen des berühmten Herkules-Tempels, in welchem Auguſtus ſo oft zu Gericht ſaß, haben die heutige Kathedralkirche ausſtatten müſſen. Den prachtvollen Waſſerſturz bildet der Teverone, der von dem Berge Trevi an der Grenze von Abruzzo daher eilt. An die Stelle der verſchwundenen alten Herrlichkeit iſt die moderne Villa Eſte getreten, die ſich jetzt ſchon ſehr dem Verfalle zuneigt. Sie iſt ein Zeugniß Nepotiſcher Verſchwendung. Der Kardinal Hippolytus von Eſte, ein Sohn des Herzogs Alfons von Ferrara und der berüchtigten Lucrezia Borgia hat ſie erbaut. Wenn ſie gleich kein ausgezeichnetes Werk der Baukunſt darſtelle, ſo iſt ihre Lage deſto vorzüglicher auf einer Anhöhe, um welche ſich von allen Seiten entzükkende Ausſichten darbieten. Dieſe Villa liegt gleichſam im Mittelpunkt einer großen und erhabenen Bildergallerie der Natur. Von einem gewiſſen Punkte der Terraſſenhöhen des Gartens ſieht man auf die maleriſchen Ruinen der berühmten Villa des Mäcen hinab, und der Blick ſcheint um ein Arioſtiſches Zauberbild zu ſchweben: ja man glaubt in einem üppigen Feenraume umher zu irren,

wenn man dieſen in ſeiner Verwilderung noch reizenden Garten durchwandert. Er iſt reich an Luſthaynen, voll Wildniß und Zierlichkeit, voll Grotten, mit wuchernden Laubvorhängen umgrünt; und für die Menge von Waſſerſpielereien hält ein wirklich ſchöner Waſſerfall, der über eine lange Reihe von Stufen herabplätſchert, ſchadlos. Die Kunſtſchätze ſind aus den Sälen des Caſino verſchwunden; aber es fällt der Einbildung nicht ſchwer, ſich eine Vorſtellung von der ehemaligen Pracht dieſer Villa zu machen. Der Kardinol Eſte war Arioſts Gönner und Freund. Hier lebte der unſterbliche Schöpfer des Orlando furioso; dieſer Raum war wohlgeeignet die Phantaſie des Dichters zu ſo vielen Zauberbildern ſeines, nur zu üppig reichen, Gedichtes zu begeiſtern. Aber wenn man auch dem frohen Dichter dies Paradies ſeiner poetiſchen Träume gern gönnen mögte; ſo ſchmerzt es doch, daß er es mit Schmeichelworten bezahlen mußte, von denen Wahrheit und Zucht die Augen wegzuwenden genöthiget ſind.

Den 16. May.

Geſtern durchſtreiften wir die Ruinen der ehemaligen Hadrianiſchen Villa, bei deren Anlage es darauf abgeſehen war, alles, was bis dahin bewundert worden, zu verdunkeln, und alles zu überſtrahlen, was im Gebiete der Kunſt die höchſte Anſtrengung je hervorgebracht hatte. Dieſe Villa lag in einem Umkreiſe von ſieben Miglien. Hier ließ

Hadrian von den geschicktesten Künstlern seiner Zeit alles dasjenige nachbilden, was an Großheit und Herrlichkeit in allen Theilen der damals bekannten Welt erschienen war. Asiatische Pracht, ägyptische Colossalität, griechische Zierlichkeit und Kunstvollendung feierten hier in vertraulicher Zusammenstellung einen anmuthigen Wettstreit. Tempelformen, Gebäude von allerlei Art schmückten die großen Höfe und Plätze; kostbare Wasserleitungen durchkreuzten sich auf mannigfaltige Weise. An den beiden äußersten Enden der Villa standen zwei Theater, und noch sind Spuren eines großen Bibliothekgebäudes zu sehn, welches alle Schätze der Wissenschaften enthielt. Bäder, Naumachien und Rennbahnen wechselten mit einander ab. Ein noch erkennbarer Raum von dreihundert funfzig Ellen Länge, und hundert und sechzig Ellen Breite, scheint ein Waffenübungsplatz für die prätorianischen Soldaten gewesen zu seyn. Um diesen Raum zogen sich Arkaden und hinter diesen kleine Zellen hin, noch jetzt centum cellae *) genannt, welche von Soldaten bewohnt wurden. Von diesen Zellen sind noch einige erhalten, und mit artigen Wandmalereien geziert.

Hier sollte sich nun einmal alles beisammen finden, was ein Daseyn hatte in der Wirklichkeit oder auch nur in der Idee. Und so durfte dann

*) Heutzutage gewöhnlich cento camerelle genannt. B.

ein Elysium und ein Tartarus nicht fehlen. Die Canäle, welche einen Theil des Gartens durchirrten, mußten die Höllenflüsse vorstellen. So wie nun das Vorzüglichste jeder Kunst und jeder Erfindung hier seine Stelle fand, so mußte auch aus allen Weltgegenden eine auserwählte Flora hieher wandern, wovon noch Spuren in wildem Gesträuch angetroffen werden. Mit einem Worte: in diesem Raume sollte sich nicht nur eine prächtige Kaiserstadt im kleinen, sondern auch die ganze Welt im Auszuge darstellen. Gleich wie Hadrian, der nicht ohne tyrannische Launen war, alles Wissenswürdige in sich aufnahm, so wollte er hier auch alles Preiswürdige um sich versammelt sehn *).

*) Immer erneuert sich der Schmerz, daß uns außer den drei Zeilen beim Spartian aus dem Alterthume über diesen Weltpark oder Mikrokosmus keine schriftliche Nachricht übrig blieb. Das gründlichste darüber hat auf wenig Seiten unser Winckelmann gesagt in seiner Geschichte der Kunst (Werke Band VI. Th. I. S. 291 f. f.) Die Phantasie hat unter diese Trümmer, die an zehn Miglien im Umfang haben, den weitesten Spielraum alles nach Belieben auszumalen und das haben auch neue Architekten und Zeichner, wie z. B. Peyre Piranesi u. s. w. in ihren Planen und Aufrissen ohne alle Scheu gethan. Immer bleibt, wenn einmal die Sache phantastisch ausgeschmückt werden soll, die Schilderung, welche der geniale Heinse in seinem Adringhello davon mit glühenden Farben entwirft, das üppigste, reizendste Gemälde der Art. Man ist in Rom selbst darüber einverstanden, daß des alten

Nicht lange hat dieſer prachtliebende Kaiſer den Triumph der Eitelkeit hier genoſſen; er hat nur zwei und zwanzig Jahre regiert, von denen er ſiebenzehen auf den Reiſen durch ſeine weitläuftigen Staaten zubrachte. Seine Nachfolger fingen bald an, dieſe koſtbare Villa zu berauben, und die Gothen vollendeten die Zerſtörung. Jetzt herrſcht in dieſem Raume Fieberluft, und Schlangen bewohnen das wilde Gebüſch, und die Schutthaufen der eingeſtürzten Gebäude.

Den 19. May.

Es iſt verführeriſch, ſich in dem vollen Kelch

Baumeiſters Pirro Ligorio ſeinfach trockne Grundriſſe in dem jetzt ſelten gewordenen Werke Pianta della villa Tiburtina (wovon der Baumeiſter Francesco Conti zu Rom 1751 eine neue Ausgabe veranſtaltet hat) der einzige nicht ganz trügeriſche Wegweiſer ſey, da zu Ligorius Zeiten (zu Anfang des 16ten Jahrhunderts) die Trümmer dieſer Villa noch nicht ſo umgewühlt waren, wie ſeit faſt drei Jahrhunderten geſchehen iſt. Wir dürfen im Verfolg des großen Reiſewerkes über Italien von Millin (wovon bis jetzt erſt die zwei erſten Theile erſchienen ſind, die uns bis Novarra bringen) auch über die Villa Tiburtina viel intereſſantes erwarten, da der alles benutzende Millin auch die aus Turin nach Paris gebrachten 24 Folianten handſchriftlicher Bemerkungen des Ligorio (S. Decade philosophique An VII. n. 19. p. 50) in der königl. Bibliothek in Paris zu vergleichen, und daraus ſeine eigenen in Tivoli angeſtellten Unterſuchungen zu ergänzen Gelegenheit hatte. B.

der Genüsse zu berauschen, den die Natur dem Fremden darbietet, der diese Paradiese durchwandert; dergestalt, daß man sich leicht selbst vergißt, und zu wenig das Maaß der Kräfte beachtet, welche nicht nur die Anstrengung der Wanderung selbst, sondern auch die schleunige Abwechselung von Wärme und Kälte ertragen sollen. Ich habe für die Vernachlässigung der gehörigen Vorsicht in diesem Betracht sehr gebüßt. Am vorgestrigen Tage machten wir einen Ausflug zu den merkwürdigsten Punkten der, an hohen Naturschönheiten so außerordentlich reichen, Landschaft um Tivoli. Unser Weg ging bergauf bergab zu den berühmten sogenannten Kaskatellen, die aus lauter Wasserfällen bestehen, welche weißschäumend von einer, oberhalb grün bekränzten, Felsenwand herabbrausen, so daß es von Ferne den Anschein hat, als ob blendende, von einer Berghöhe niederhängende, bewegliche Schneedecken, vom kräftigsten Grün eingefaßt, im hellen Sonnenschein daherfunkeln; näher vernimmt man bald das liebliche Rauschen der Wassermassen, deren Kaskaden in beträchtlicher Entfernung von einander durch üppiges Waldgebüsch niederstürzten. Wir standen dem lebendigen hohen Naturschauspiele gegenüber in einem herrlich blühenden Olivenhayn so fest gezaubert, daß wir von unsern Führern mehrmals erinnert werden mußten, aufzubrechen, um noch andere Punkte zu sehen. Endlich zogen wir weiter. Der Tag war heiß, und ich bemerkte in der Fülle meiner Empfindung des

Körpers Erhitzung nicht: so gelangten wir zu den großen Ruinen der ehemals so berühmten Villa des Mäcenas, durch deren hohe Hallen das Geräusch einer Wassermühle uns entgegen tobte. Erhitzt, wie ich war, trat ich in die feuchte, kalte Halle, und mich überfiel mit der plötzlichen Erkältung ein heftiger Fieberfrost, und bewußtlos mußte ich nach meiner Wohnung getragen werden, wo ich genöthiget war, den ganzen gestrigen Tag im Bette zuzubringen. Ich vermag nun nicht nachzuholen, was ich, durch jenen Unfall gestört, versäumt habe. Auch darf ich es nicht wagen, den beiden merkwürdigen sogenannten Grotten des Neptun und der Syrenen mich zu nahen. Nur wie dämmernde schattige Traumbilder schweben vor meiner Phantasie die Erinnerungen der letzten Gegenstände meiner Betrachtung.

Den 21. May.

So gern ich auch in der, durch Horazens Lieder so oft verherrlichten, und über alle Beschreibung reizenden, Gegend um Tivoli noch länger verweilte: so muß ich dennoch meinen Aufenthalt in diesem Paradiese abkürzen, um noch die, in dessen Nachbarschaft liegenden, merkwürdigen Orte, wiewohl auch nur mit flüchtigem Fuße, zu durchwandern. Die Zeit, welche mich an die Rückreise in mein Vaterland mahnet, gebietet Eile; denn mich verfolgt, wie ein böser Geist unsrer Tage, die finstre Ahnung, daß das Gewitter des Krieges

sich

ſich auch nach dem Norden hinziehen werde, wodurch ich ſodann hier in der Ferne von den Meinen in ängſtliche Verlegenheit geſetzt werden würde. Unſre Wanderung ging geſtern nach Fraskati, einem Städtchen, das nicht fern von Tivoli und zwölf Miglien von Rom auf einer freundlichen Anhöhe liegt, von welcher es einen ſehr anmuthigen Anblick darbietet. Fraskati iſt an die Stelle des alten Tuskulum getreten, deſſen undeutliche Ruinen in der Nähe umher verwittern. Tuskulum war eine der vorzüglichſten Städte im alten Latium. Die fabelhafte Sage läßt ſie vom Telegonus, einem Sohne des Ulyſſes und der Zauberin Circe erbaut werden. Geſchichtlicher aber dürfte es ſeyn, ihre Entſtehung von den Hetruriern abzuleiten. Der aus Rom verjagte Tarquin, als er endlich von dem edlen Porſenna verlaſſen war, flüchtete ſich nach Tuskulum, wo ſein Schwiegerſohn herrſchte. Lange widerſtand dieſe Stadt den Unterjochungsverſuchen der Römer, ward endlich von ihnen überwältiget und in eine römiſche Munizipalſtadt verwandelt. In ihr ward Cato, der berühmte Cenſor, geboren, ein Mann, der in ſich alle Tugenden und alle Rauheit des antiken Roms vereinigte: Strenge bis zur Härte gegen ſich und andere, Ernſt und Würde, Mäßigkeit in Genüſſen, Einfachheit der Sitten; eine gewaltige Kraft des Willens, die in unbeugſame Starrheit, und eine Vaterlandsliebe, die in Ungerechtigkeit und Grauſamkeit gegen das Fremde, ausartete: mit allen dieſen Eigenſchaften ſtand er da, wie ein Fels, gegen den vergebens die Meereswellen ſtürmen. Ihn focht es wenig an, ob er geliebt oder gehaßt werde: nur gefürchtet

wollte er seyn von jedem, der, seiner Meinung nach, im Unrecht war. Da es ihm scheinen mußte, daß Philosophie dem Eindrang unrepublikanischer Sitten abzuwehren, nicht vermöge, so ward er der Philosophie abhold, und verfolgte die Philosophen. Ueberdies befleckte er seinen Charakter mit dem Laster des Geizes; recht, als ob er geflissentlich dahin strebe, seinem rauhen Wesen jede liebenswürdige Seite zu entziehn.

Auf eine sanftere Weise wird das Andenken von Tuskulum durch einen zweiten berühmten Namen verherrlichet: Cicero nehmlich hatte daselbst einen Landsitz, an den eine seiner philosophischen Schriften erinnert, in welcher er die Fragen über die Beherrschung der Leidenschaften, über den Werth der Tugend, über die Todesverachtung u. s. w. erörtert. —

Nach dem Sturze des römischen Reichs hatte Tuskulum alle Zerrüttungen, die nachher das schöne Italien verheerten, mit erfahren. In dieser Zeit nahm es eine günstige Gelegenheit wahr, sich zu einem selbstständigen kleinen Staat zu erheben. Im Jahr 1180 schlugen die Tuskulaner ein römisches Kriegesheer von ihrem Gebiete zurück, wurden aber sieben Jahre später von den Römern unter Pabst Cölestin dem Dritten überwältiget. Die rachedurstigen Sieger mordeten die Einwohner, zerstörten die Stadt, und Tuskulum wurde zur Wüste. Neben den Trümmern der alten Stadt erhob sich nach und nach Fraskati, gegenwärtig der Sitz eines Bischofs. Auch an diese neue Stadt knüpft sich das Andenken eines berühmten Mannes: sie ist des Dichters Metastasio Geburtsort.

Nicht nur die reizende Anhöhe, sondern auch die ungemein gesunde Luft hat reiche Familien herbeigelockt, sich hier anzubauen: dadurch ist eine bedeutende Anzahl von reichen und prachtvollen Villen entstanden.

Einen dieser schönen Landsitze hat jetzt Lucian Buonaparte an sich gekauft, und ihn zu einem Sammelplatze der herrlichsten Kunstschätze gemacht. An weiten und reichen Aussichten zeichnet die Villa Aldobrandini sich aus; sie ist ein Denkmal des Nepotismus von Clemens dem Achten und gegenwärtig im Besitz der Familie Borgheſe; sie wird gewöhnlich eben der Aussicht wegen, das Belvedere genannt. Das Caſino liegt auf einer beträchtlichen Höhe, zu welchem prangende Terrassen hinaufsteigen. Herrliche Platanengänge ziehen durch den Garten hin, und schöne Springbrunnen bringen in die feierliche Gartenstille ein freundliches Leben. Dagegen läßt eine Wasserorgel ein höchst unangenehmes Geräusch hören; eben solche Mißtöne stößt ein Centaur aus seiner Trompete hervor, und Pan giebt aus seiner Flöte sehr unharmonische Töne zu vernehmen; dies ganze widerwärtige Concert wird durch Wassergetriebe bewirkt. Man geht schnell an diesen Künsteleyen vorbey, und ergötzt sich lieber an dem großen Wasserfalle, der von angemessenen Absätzen hernieder brauſt. Diesem Wasserfalle gegenüber, tritt man in einen sehr großen Saal, welcher der Anlage nach, zur Abkühlung in heißen Sommertagen bestimmt zu seyn scheint.

Hier iſt in der Tiefe des Saales von zuſammengeſetzten Felſenſtücken ein ſogenannter Parnaß aufgeführt, der von mißförmigen coloſſalen Göttergeſtalten bewohnt wird. An verſchiedenen Stellen der Felſenmaſſe dringt rauſchend klares Waſſer hervor, welches durch unterirdiſche Röhren abgeleitet wird. Die Wände ſind mit Landſchaften von Dominichino bemalt, welche Apollos Thaten darſtellen. Unter dieſen Gemälden durfte Marſyas freilich nicht fehlen. Wie kann ein ſo gräßliches Bild der Rache ein Gegenſtand der Kunſt ſeyn? —

Aus dieſer Villa begaben wir uns in eine andere, die ebenfalls der Familie Borgheſe gehört, und la Taverna genannt wird. Auch ſie hat eine ungemein reizende Lage. Das Caſino iſt mit einem Garten umgeben, voll lebendiger Waſſer. Dieſe Villa hängt mit einem dritten Borgheſiſchen Landſitz, welcher Mondragone heißt, durch eine ſchöne lange Allee zuſammen: wir beſuchten auch dieſen. Das Caſino iſt ein mächtig großes Gebäude, welches ſchon aus der Menge der Fenſter erhellt, deren Zahl man mir auf dreihundert und ſechzig angab. Das Gebäude liegt auf einer Anhöhe, und iſt mit einem, der Größe des Hauſes angemeſſenen, Garten umgeben. Von der Höhe einer der Terraſſen, ſchweift der Blick über Hügel und Thäler bis in die Ebene von Rom. Viele wollen von hier auch am fernen Horizonte den ſchimmernden Silberſtreif des Meeres erblicken. Wir durchzogen die weiten öden Säle und durchwander-

ten den Garten; aber der schönen Aussicht ungeachtet, umfing mich, wo ich hintrat, ein schauderhaftes Gefühl der Todtenstille, die das Ganze beherrscht. Zu dieser meiner Stimmung trug wahrscheinlich die schreckliche Geschichte der unglücklichen Familie Cenci bei, die vor etwa zweihundert Jahren diese Villa besaß, und auf eine entsetzenvolle Weise, zum Vortheil eines päbstlichen Neffen gänzlich untergehen mußte. Ich kann es nicht beschreiben, mit welchem herzzerreißenden Gefühle ich das öde Schlafzimmer betrat, worin eine Tochter angeblich den Vater getödtet haben soll. Die Thür stand offen, durch welche man in die Gallerie tritt, von wo der Leichnam des Ermordeten in den Garten war hinabgestürzt worden.

Auf dieser Geschichte ruht ein Schleier, der an sich schon das richterliche Verfahren, welches bei Untersuchung dieser Sache beobachtet worden, der Willkührlichkeit verdächtig macht. Nur durch Zusammenstellung der, darin zerstreut hervortretenden Umstände, und durch den endlichen Ausgang der hin und her schwankenden Gerichtsverhandlungen, wird man auf einen Schimmer von Wahrheit geführt. Das Haupt der Familie Cenci, welche zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts im höchsten Glanze des Reichthums und des Ansehns zu Rom lebte, war Francesco Cenci, ein Mann, der sich vor keiner Missethat mehr scheute, in welcher schauderhaften Gestalt sie sich auch darstellen mochte. Durch Jahrhunderte herab hatte das Sit-

tenverderben der Römer damals den höchſten Grad der Vollendung erreicht. In die herrſchende Geſetzloſigkeit griff zu Zeiten, jedoch immer nur willkührlich, die päbſtliche Gewalt hinein, wenn etwa ein perſönliches Intereſſe ſie dazu aufregte. Raub, Mord, Schandthaten aller Art und Banditengewerbe waren zu gewöhnlichen Tagesgeſchichten geworden, und das Verbrechen hatte eine Oeffentlichkeit gewonnen, vor der man ſich nicht mehr entſetzte. In ſolcher ruchloſen Zeit, und wo möglich ſie noch übertreffend, lebte Francesko Cenci, ſo berüchtigt, daß die Verworfenen ihn den Verworfenſten nennen durften. Verfeindet mit allen römiſchen Familien, und ſelbſt mit dem päbſtlichen Hofe Pauls des Fünften, ſah er ſich genöthigt, trotz ſeines Geizes, eine Anzahl Banditen zu unterhalten. Er war zum zweiten Male mit einer ſchönen Frau verheirathet, doch nur aus der erſten Ehe hatte er ſechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Von den Söhnen ſchickte er die beiden älteren zur Erziehung nach Spanien, wo er hartherzig und unerbittlich ſie darben ließ. Die Söhne erflehten endlich vom Pabſte einen Befehl an den Vater, ihnen den nöthigen Unterhalt zukommen zu laſſen. Dieſer, über ſolchen Befehl wüthend erzürnt, rief die Söhne von Salamanka zurück, und ſie wurden auf dem Wege von Banditen ermordet. Die Töchter leuchteten beide unter den römiſchen Schönheiten durch Anmuth und Liebreiz hervor; beiden muthete der alte Verbrecher Abſcheuwürdiges zu.

Die ältere rettete sich, unter Mitwirkung des Pabstes, durch Verheirathung aus dem väterlichen Hause. Die jüngste, Beatrix, blieb nun allein den Verfolgungen des lasterhaften Vaters preis gegeben. Sie widerstand mit heldenmüthiger Kraft und trotzte den ausgesuchtesten Martern. Nach dem Beispiele der Schwester wandte auch sie sich an den Pabst; dieser fürchtete den alten tückevollen Wüthrich und that für sie nichts. Ganz Rom wußte das schreckliche Verhältniß, beklagte die Unglückliche, doch alles blieb unthätig. Ein einziger junger Mann, Guerra, gerührt von der hohen Schönheit und durchdrungen von dem standhaften Muthe der unglücklichen Beatrix, wagte verschiedene Rettungsversuche; alle schlugen fehl. In diesem Zustande der Verzweiflung und Hülfsbedürftigkeit befand sich Beatrix, als der Vater in einer Nacht von zwei Banditen auf seiner Villa Mondragone überfallen und getödtet wurde. Den Leichnam warfen die Mörder von der Gallerie, auf die man unmittelbar aus dem Zimmer kommt, in den Garten hinab. Der Vorgang wurde bekannt und bald so, bald anders erzählt. Aber jeder fand darin die Erscheinung eines rächenden Schicksals. Auf die Familie kam noch kein Verdacht. Den ersten Argwohn faßte und erregte eine Wäscherin, welcher Beatrix ein, mit Blut befleckes Bettuch zur Reinigung übergeben hatte. Auf die Anzeige davon wurde die Familie zur Untersuchung gezogen. Die Beschuldigten leugneten; jene Anzeige bewies

zu wenig: es wurde nichts ausgemittelt. Inzwischen war in Neapel ein Missethäter, Marzio, eingezogen worden, der unter andern Verbrechen eingestanden hatte, in Verbindung mit einem gewissen Olimpio, der aber entkommen war, den alten Cenci ermordet zu haben. Auch waren in seiner Aussage Andeutungen vorgekommen, welche von neuem einigen Verdacht der Mitschuld auf die Familie des Ermordeten, besonders auf Beatrix, warfen. Hierauf begann nun eine abermalige, schon peinlichere, Untersuchung: auch die ergab nicht, was man erwartete, nicht das, was man von Seiten der höchsten Richterstelle zu wünschen schien. Marzio wurde von Neapel herbeigeführt; er wiederhohlte die verlangte Aussage in Gegenwart der Angeklagten, und behauptete: daß er, so wie sein Mitschuldiger, zur Ermordung des alten Cenci von der Familie gedungen worden. Dieser Angabe fügte er nun eine, für den geübten Mörder fast zu sehr empfindsame, Beschreibung des Vorganges hinzu. Beatrix sey, erklärte er, bei der That gegenwärtig gewesen; und als sie — die abgehärteten Banditen nehmlich — vor dem Anblick des, in seinem so Bette ruhig schlummernden, Greises zurückgeschaudert, und schon entschlossen gewesen wären, die Ermordung aufzugeben: so habe sie mit lauter Stimme, — in der Nähe des schlafenden Greises — ihnen die schrecklichsten Drohungen zugerufen, worauf sie dann neuen Muth gefaßt, und die That vollzogen hätten. Jetzt trat Beatrix auf. Frei

und unerschrocken, als ob, was sie eben gehört hatte, nicht ihr gelte, zog sie aus dem dargelegten Zeugnisse, die innere Unsicherheit und durchscheinende Unwahrscheinlichkeit hervor. Sie sprach mit ergreifender und immer steigender Kraft, und doch zugleich mit der ruhigen Geistesgegenwart, in welcher sich nur ein unbetroffnes Selbstbewußtseyn fortdauernd zu erhalten fähig ist; dann wendete sie sich an den banditischen Zeugen selbst. „Wer bist Du, Elender, fragte sie, daß Du wagst, mich einer solchen Greulthat zu beschuldigen? Du bist ein Verbrecher, aber sieh mich an, ob irgend eine Gemeinschaft zwischen Dir und mir denkbar ist? An Dein unsichres, von Strafrache überall verfolgtes, Leben hätte ich das meine knüpfen, an Deine Ehrlosigkeit meine Ehre verpfänden können? Zu welcher Unterwürfigkeit gegen Dich, Verworfner, hätte ich mich durch Mitschuld an Deiner That auf immer verdammt! Zu welchen unablösbaren Forderungen gegen mich hätte ich durch einen gemeinschaftlichen Frevel Dich berechtiget! Welch ein Daseyn: fort und fort vor einem Böswichte zu zittern, dem nichts heilig ist. Und ein so abscheuliches Daseyn hätte ich mir aufbürden, eine solche schmachvolle Sklaverey hätte ich wählen sollen, um mich von irgend einem geringeren Zwange zu befreien? Standen mir nicht, wenn ich solcher That fähig gewesen wäre, so viele andere Mittel zu Gebote, die mir mehr Sicherheit gewährt hätten? Meinst Du Rettung darin zu finden, daß Du Deine Ver-

brechen mit dem Frevel krönſt, hier vor Gott und dieſen Richtern mich und die Meinen zu Mitſchuldigen Deiner letzten Greulthat zu lügen?" — Der Menſch verſtummte, nahm ſodann ſeine Angabe zurück, erklärte die ganze Familie für unſchuldig und ſtellte nun den Vorgang ganz anders dar, wobei er zugleich erklärte, daß er und ſein Mitſchuldiger Olimpio, Vaſallen des Cenci geweſen, aber hart von ihm beleidiget, ſeine Feinde geworden wären, und daß ſie eben damals, anderer Miſſethaten wegen, ſich in Mondragone verſteckt aufgehalten hätten. Dieſe Darlegung, aus dem Munde des Mörders ſelbſt, hätte doch wohl für die unglücklichen Angeklagten entſcheidend ſeyn ſollen; dem Pabſte war ſie es nicht. Marzio ſollte nun zu ſeiner frühern Ausſage durch die Folter zurück gequält werden; er aber beharrte unbeweglich bei der letztern, bis in den Tod, den er unter den Martern erlitt. Konnte etwas ſtärker für die Angeklagten ſprechen, als dieſer erſchütternde Vorfall? — Der Pabſt blieb unbeweglich. Die Angeklagten ſollten durch Peinigungen zur Verzweiflung gebracht werden. Unterdeſſen war auch Olimpio, Marzios Mitſchuldiger, in Neapel ergriffen worden. Er wurde nach Rom geführt, und bereitwilliger gefunden, auszuſagen, was man hören wollte. Dabei zog er in ſeine Angaben jenen Monſignor Guerra mit hinein, den Marzio gar nicht genannt hatte. Dieſe zweideutige Nichtübereinſtimmung der beiden Banditenausſagen, von denen eine die andere auf-

hob, so daß die Beschuldigung wenigstens zweifelhaft bleiben mußte, ward nicht beachtet. Guerra entrann in dem Augenblicke, als er eingezogen werden sollte. Die Verhafteten wurden den Folterqualen unterworfen. Die Stiefmutter und die beiden Söhne widerstanden den Martern nicht lange und gaben das ausgepreßte Geständniß von sich; Beatrix hingegen ertrug die Peinigungen, wie sie gesteigert werden mochten, mit unerschütterlichem Muthe. Solche Standhaftigkeit unter den bittersten Qualen bewegte den Richter Moskati und zwang ihn, die Gepeinigte für schuldlos zu halten. In dem Bericht an den Pabst konnte er diese Stimmung nicht verbergen, und wagte es sogar, vertheidigende Worte einfließen zu laßen. Den Pabst erzürnte das, und er beschuldigte jenen einer, durch die Reize der schönen Beatrix ihm angezauberten Partheilichkeit. Moskati wurde von dem weiteren Verfahren in dieser Sache entfernt, ein neuer Richter angestellt und Beatrix des schönen Haares beraubt, wovon man glaubte, daß es den Sinn des ersten Richters umstrickt hätte. — War die Aussage des Olimpio glaubwürdiger und entscheidender, als jene letztere des Marzio, welche dieser mit seinem Tode auf der Folter besiegelt hatte? — Dem Pabste war sie es; neue, furchtbar geschärfte Peinigungen wurden auf sie gegründet. Beatrix aber erlitt mit beispielloser Standhaftigkeit die wiederholten und gesteigerten Qualen. Jetzt wurden die Mutter und beide Brüder

zu Beatrix Marterstelle hereingeführt: dieser entsetzliche Anblick brach ihnen das Herz. Der ältere Bruder rief der Gepeinigten zu: Schwester, laß fahren das unglückliche Leben! für uns ist keine Rettung mehr! laß uns den kürzesten Weg zum Tode wählen! — wir haben eingestanden, folg' unserm Beispiel! — Beatrix antwortete: nicht der feige Trieb, das elende Leben zu retten, hat meine Standhaftigkeit getragen; die Schande im Grabe war mir furchtbarer, als der Tod. Ihr habt euch zu dem Verbrechen bekannt; es sey, auch ich will länger nicht zögern! Zu den gegenwärtigen Gerichtspersonen sprach sie: Man nehme mir mein Geständniß ab. Dies geschah: und hierauf wurde sogleich das Wort des Todes ausgesprochen. Ein Befehl des Pabstes bestimmte, daß solches unverzüglich den nächstfolgenden Tag, an der verurtheilten Familie vollzogen werden sollte. — So eilte man, auf daß ja kein rückständiger Umstand etwa Zeit gewinnen mögte, die Rettung der Verurtheilten anzusprechen. Tausend Stimmen der öffentlichen Meinung, worunter sich auch bedeutende Kardinäle und Prinzen hören ließen, riefen das Erbarmen des Pabstes an; bei diesem aber kam eine ganz andere Stimme zu Worte. Indessen wurde er noch in der Nacht vor der bestimmten Hinrichtung bewogen, den Verurtheilten einen Aufschub von drei Tagen zu bewilligen. In dieser Zwischenzeit bestürmten den Pabst Bittschriften und Vertheidigungsaufsätze von allen Seiten her. Er foderte

verschiedene dieser Vertheidiger vor sich, unter denen die berühmtesten Rechtsgelehrten sich befanden. Und als einer von ihnen, eine der kräftigsten Vertheidigungsreden vorgelesen hatte, rief der Pabst höchst erzürnt aus: — „Ist es möglich, daß Vatermörder solche Vertheidiger finden können?“ — Die Versammlung die sich eines ganz andern versah, erstaunte und verstummte. Endlich nahm Einer das Wort, und erklärte freimüthig, doch mit aller Ehrfurcht dem Pabste: daß die Gesetze jedem Verbrecher eine letzte Vertheidigung zuerkennen. Die Hinrichtung der Verurtheilten nach drei Tagen wurde bestätiget, nur der jüngere Bruder davon ausgenommen; ein Knabe von eilf bis zwölf Jahren, der von keiner der beschuldigenden Aussagen mitgenannt war. Beatrix erhielt, was man eine Begnadigung nannte, die Erlaubniß, einen Theil ihres baaren Vermögens den Mönchen auf St. Pietro Montorio, wo ihr ein Begräbniß zugestanden war, für Seelenmessen zu vermachen, und eine andere Summe funfzig armen Mädchen zuzuwenden. Die Hinrichtung der Stiefmutter der Beatrix und ihres ältesten Bruders erfolgte; den jüngsten aber ließ man verstümmeln, und sperrte ihn in einen Kerker, wo er bald seinen Geist aufgab. Die reichen Besitzungen der unglücklichen Familie erkannte der Pabst sich zu. — Warum aber wurde dabei der rechtliche und unverwirkte Anspruch, den die verheirathete Schwester an diesen Gütern hatte, so ganz mit Stillschweigen übergangen? Warum

mußte jener unglückliche Knabe, auf den kein Schatten von Schuld fallen konnte, ſo ſchonungslos umkommen? — — Ein päbſtlicher Neffe brauchte Reichthum und Glanz *)! —

*) Die Geſchichte der Familie Cenci wird noch lange eine Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik bleiben. Sie darum weil ſie in neuern Zeiten ſo oft als eine Novelle erzählt und ausgeſchmückt worden iſt, nur auch der Hauptſache nach bezweifeln und für fabelhaft erklären zu wollen, heißt den geſchichtlichen Scepticismus zur Ungebühr anwenden. Man darf ſie freilich nicht in den Lebensbeſchreibungen des gewaltſamen, hildebrandiſirenden Pauls V. ſuchen, wie etwa in der Histoire du Pontificat du Paul V. (1765). Allein der ernſte, wahrheitliebende Muratori hat ſchon in ſeinen Annali d'Italia T. X. P. I. p. 136. die Geſchichte ausführlich und mit Berufung auf die Quaestiones des Farinaceus erzählt, wobei nur zu bemerken, daß dort Pabſt Clemens das Urtheil vollſtrecken läßt und von Nepotismus dort keine Spur iſt. Unter den neuern Bearbeitungen dieſer Geſchichte zeichnet ſich die in Wien 1789 erſchienene Geſchichte der Hinrichtung der Beatrice Cenci durch viele unverbürgte Details aus. — Unſere wahrheitliebende Verfaſſerin folgte der mehrmals auch im Druck mitgetheilten (zuletzt noch im erſten Jahrgang des Almanach aus Rom Leipzig, 1811. S. 242 — 264) Handſchrift, die ſich in dem Familienarchiv oder der Bibliothek des Hauſes Chigi befand, aus welcher auch die Nachrichten floſſen, die Meyer in ſeinen Darſtellungen aus Italien S. 245. benutzte. — Eben ſo zweifelhaft iſt das ins unendliche vervielfältigte Porträt der Cenci im Pallaſt Colonna, welches nach einer ganz unverbürgten, ja durch die Manier des Meiſters hinlänglich widerlegten Ueber-

Lariccia, den 23. May.

Ich verließ das reizende Tivoli mit zurückgewandtem Blick, wie aus einem Paradiese verdrängt, das ich schwerlich wieder sehn werde. Lariccia soll für jetzt der Mittelpunkt seyn, von wo aus ich andere merkwürdige Stellen in der Nachbarschaft durchwandern werde. Hier begrüßte ich eine alte liebe Bekanntschaft; was mich umgiebt, ist mir schon befreundet. Auf dem Wege hieher kamen wir über Fraskati durch einen vollgrünenden Schattengang nach Grotta Ferrata, einer Benediktiner Abtey, die einen schönen Theil des ehemaligen tiburtinischen Paradieses einnimmt. Ciceros tuskulanische Villa stand auf dieser Anhöhe; und die Mönche, die es sich hier bei köstlichem Weine recht wohl seyn lassen, und gern die Erforschung der Wahrheit dafür hingeben, thun sich gleichwohl nicht wenig darauf zu Gute, daß es ihnen vergönnt ist, ihr Pflanzenleben auf dem Raume gedankenlos zu verträumen, wo gedankenvoll der römische Weise, sich den tiefsinnigen Untersuchungen der Sittenlehre hingab. Dieses Klo-

lieferung dem Guido Reni zugeschrieben wird. Darüber hat schon Ramdohr über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom Th. II. S. 62. alles bemerkt, was in Rom die allgemeine Ueberzeugung der Kenner ist. Das einzig wahre Porträt, ganz abweichend von jenem idealisirten Mädchenkopf, befand sich noch vor kurzem in der Villa Mondragone. B.

ſter gehört zu den älteſten Stiftungen in Italien, und iſt von dem heiligen Bartholomeus Nilus erbaut worden. Der Kardinal Farneſe ließ eine Seitenkapelle der Kirche durch Dominichino mit Freskogemälden ausſchmücken, welche die Thaten, das heißt, die Wunder des Heiligen darſtellen. Unter dieſen Gemälden wird beſonders diejenige Abbildung des Heiligen geſchätzt, die ihn zeigt, wie er zu Gott betet, den vom Teufel beſeſſenen Knaben zu heilen, indeß ein anderer Prieſter aus einer, vor dem Marienbilde hängenden Lampe dem Knaben einen Tropfen Oehl in den Mund träufelt, um durch göttliche Hülfe die Heilung zu bewirken. Andachtvolles Glauben und Hoffen hat der Künſtler in dem ſchönen Geſichte der Mutter meiſterhaft auszudrücken gewußt *).

Von

*) Mit Recht hat man unter den ſechs Freskogemälden in dieſer Farneſiſchen Kapelle, welche den berühmten Cyclus aus dem Leben des Heiligen Nilus enthalten, ſtets die Heilung des beſeſſenen Knaben durch das Oel der vor dem Madonnenbilde hängenden Lampe des unbeſchreiblichen Ausdruckes willen für das preiswürdigſte gehalten. S. Rambohr III, 371. Es iſt von Francesco Bartoloʒʒi ſchon im Jahr 1762 zu Rom geſtochen erſchienen, nebſt allen übrigen Dominichinos von Grotte Ferrata. Ein wackrer deutſcher Künſtler in Rom aus dem Mecklenburgiſchen, Ferdinand Ruſchweih, hat dieſe Wunder des heiligen Nilus in einem großen Blatte in kräftiger Linienmanier im Jahr 1813 herausgegeben, mit der Unterſchrift: S. Nilus pueri a dae-

Von dem Kloſter aus ſtiegen wir in das liebliche Thal hinab, durch welches die Marana, ſonſt Aqua Crabra genannt, hinfließt, im Vorbeigehen eine Papiermühle und einen Eiſenhammer in Bewegung ſetzt und ſtill nach Rom zieht. Meine Phantaſie ſchiffte ſich auf ihren Wellen ein, und ſchwamm hin zu der einſamen Stelle, zwiſchen den Trümmern der Claudiſchen und Marziſchen Waſſerleitungen, (Th. II. S. 169.) wo mein Geiſt ſo oft in das tiefe Grab der Vergangenheit hinabgeſtiegen war.

Von Grotta Ferrata ging unſer Weg nach dem kleinen Städtchen Marino, welches ſehr anmuthig, und von geſunden Lüften umweht, auf einer Anhöhe liegt. Der Wüthrich Marius beſaß in dieſer ſanften Gegend eine anſehnliche Villa. Jetzt iſt Marino das Eigenthum der Familie Colonna. Der Ort mußte im vierzehnten Jahrhundert nur zu oft den Zwiſt büßen, worin dieſe Familie mit dem Pabſte lebte. Das Städtchen hat

mone possesci per Deiparam liberationen impetrat und das einem Niederländiſchen Kunſtfreunde G. W. von Schröder zugeeignet. Man ſieht Dominichins Pinſel noch im Stich; der Ausdruck der Geſichter iſt vortrefflich, vor allem der des betenden Heiligen und der knieenden Mutter. Es verdient von allen Freunden der Kunſt beſeſſen, und eine Hülfsquelle des trefflichen Kupferſtechers zu werden, der eben jetzt beſchäftiget iſt, die Zeichnungen des genialen Cornelius zu Göthes Fauſt in Kupfer zu ſtechen.

B.

ein sauberes freundliches Ansehn, daher verschiedene römische Familien und Fremde daselbst ihren Herbstaufenthalt feyern. Diese Gegend liefert den berühmten Peperino, der nicht nur zum Bau, sondern selbst zu Bildhauerarbeiten gebraucht wird. Auf den Anhöhen umher öffnet sich eine weite Aussicht auf die Ebene von Rom. Der Tag neigte sich, wir mußten eilen, um zeitig genug Laricia zu erreichen.

Den 24. May.

Ein begeisternder Frühlingsmorgen lockte uns früh hinaus in die kühle Mayluft, die an uns vorbeistreift und hinüberfliegt in die tiburtinischen Olivenhayne. Zuerst erneuerten wir eine frühere Bekanntschaft; wir besuchten nehmlich den finstern Dianenhayn (Th. III. S. 3.). Hier war es mir, als ob in diesem Dunkel fühlbarer der Geist des Alterthums mich anwehte. — Dann begaben wir uns nach dem Thale, wo das alte Aricia gestanden, und kamen zu der alten römischen Straße, die, auf mächtigen Bogen ruhend, von einer Höhe zur andern sich über das Thal hinstreckt; sie bahnte den Römern einst, Felsenhöhen durchbrechend und kühn über Tiefen dahinschwebend, einen ebenen Weg in das campanische Land, und ist mit großen, flachen, in einander gefügten, unregelmäßigen Steinen gepflastert. Ein Theil dieser Straße hat sich bis jetzt erhalten, im übrigen sind die großen Steine zerschlagen, und zum Baue neuer Straßen verwen-

det worden. Mit Erſtaunen betrachtete ich dies große Werk des Alterthumes, und dann ſtiegen wir in das Thal hinab, wo die alte Aricia ſtand. Sehr dunkle Spuren von ihr und Trümmer liegen umher, die nichts mehr als höchſtens den weiten Umfang einer bedeutenden Stadt errathen laſſen.

Den 26. May.

Geſtern beſuchten wir die, in der Nachbarſchaft liegende, Villa Barberini. Sie iſt reich an Luſthainen, ſchattigen Laubengängen und anmuthigen Höhen, deren Benutzung auf Fernen und Ausſichten berechnet iſt. Sie nimmt übrigens einen Theil der ehemaligen weitläuftigen Villa Domitians ein, von welcher noch eine lange felſenartige Mauer vorhanden iſt, auf der jetzt hundertjährige Steineichen grünen. Dieſe Villa liebte der tolle Wüthrich vorzüglich. Hier war es, wo ihm jener Fiſch gebracht wurde, in deſſen ungewöhnlicher Größe der abergläubige Tyrann eine, von den Göttern ihm zugeſandte, Schmeichelei auf ſeine eigene Größe finden wollte. Daß ſeine Höflinge in dieſe Erklärung unisono einſtimmten, verſteht ſich von ſelbſt. Ein ſolcher Fiſchfang wurde, wie uns ein alter Spötter berichtet, als eine Reichsangelegenheit betrachtet, zu deren Beurtheilung der ganze römiſche Senat *) ſchnell und geheimnißvoll

*) Der antiquariſchen Gewiſſenhaftigkeit ſey die Bemerkung erlaubt, daß nach der damaligen Verfaſſung

herbeigerufen werden mußte, um dem gekrönten Thoren beizustehn in der Berathung, wie das Thier zuzubereiten und zu verschmausen sey? Der alte Juvenal beschreibt mit bitterm Spott den lächerlichen Zug der ehrbaren Väter des Volkes zu dieser närrischen Sitzung; er erzählt, wie der dicke Montanus seine Körpermasse möglichst schnell zu der Villa des Tyrannen geschleppt, und wie das Schrekken des hohen geheimnißvollen Befehls die Gesichter der übrigen mit der Blässe der Todesfurcht überdeckt habe. Der sklavische Senat war versammelt, und das Gebiet des Wettstreites in der Schmeichelei geöffnet: der wunderbare Fisch, hieß es, — „zögerte, sich fangen zu lassen, bis es den Göttern gefallen hatte, in Deine Hände, Gott und Herr der Welt, die Herrschaft des Erdkreises zu legen. *)"

nur der sogenannte geheime Rath (consilium) des Kaisers, d. h. ein Ausschuß aus dem ganzen Senat, zum Kaiser gerufen werden konnte. Auch Ruperti hat in der Einleitung zur vierten Satyre Juvenals den unbestimmten Ausdruck: Vocat Senatum. B.

*) Der witzige, aber der schamlosesten Schmeichelei gegen den Kaiser Domitian nur zu wahr bezüchtigte Epigrammendichter Martialis, geht so weit, von den Fischen in dem Meerbusen von Bajä zu behaupten, sie wären alle dem Gott und Kaiser (so ließ sich Domitian durchs ganze römische Reich begrüßen) heilig und daher unantastbar, indem sie blos die Hand des Kaisers zu lecken herbeigeschommen kämen; ein blinder Bettler an der Landstraße vor

Dahin war es gekommen, daß man ſich nicht mehr ſchämte, den ſtummen Fiſchen Schmeichelworte in den Mund zu legen.

So trifft der Wanderer hier, wohin er ſich wendet, auf Punkte, welche die alte Zeit mit ihrem Schatten und Licht vergegenwärtigen. Eine der merkwürdigſten Stellen in dieſer Rückſicht iſt ein, beinahe tauſend Schritte langer, Gang, welcher an der oben erwähnten felſenartigen Mauer hinläuft. Dieſer iſt ein eben erſt entdeckter Begräbnißplatz, wo ſich beim Nachgraben ganze Todtengerippe fanden. Der gefällige Kaſtellan der Villa ließ auf mein Erſuchen ſogleich einige Spaten tief Erde aufwerfen, und es kamen zwei große Menſchengerippe zum Vorſchein, und zwar ſo neben einander geſchichtet, daß der Kopf des einen bei den Füßen des andern lag. Jeder Kopf hatte eine Unterlage von einem Ziegelſteine, und eine ſolche Einfaſſung zur Seite. In einigen Köpfen fanden ſich Münzen, die dem Todten zur Bezahlung des alten Charon mitgegeben worden. Wir ſelbſt fanden ein ſolches Geldſtück von Kupfer, das der freundliche Kaſtellan mir überließ, auch gab er mir noch ein paar andre, in Todtenköpfen gefundene, Kupfermünzen und eine wohlerhaltene kleine Münze von Silber, mit dem Bilde der Fauſtina. Die, von

Bajä ſey bloß dadurch erblindet, weil er als Fiſcher dieſe naſſen Höflinge anzutaſten wagte. S. Martialis IV, 30. V.

Grünspan sehr angefressenen, kupfernen Geldstücke, ließen Namen und Bildnisse des Septimius Severus und des Caracalla, obwohl sehr undeutlich, erkennen.

Wie kam es, daß hier Menschen in Masse begraben wurden? Von einer argen Pest etwa kann diese Leichenanhäufung nicht herrühren; denn dabei hätte eine solche Ordnung nicht beobachtet werden können. Diese Erscheinung läßt sich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß nach den Fechterspielen, welche vormals auf dieser Kaiservilla statt fanden, die getödteten Fechter hieher begraben wurden: dies erhält um so mehr Wahrscheinlichkeit, da man weiß, daß Domitian auf diesem kaiserlichen Lustsitze einen Cirkus hatte erbauen lassen, von dem noch jetzt Spuren vorhanden sind. Das Auffallende bei jenen Todtengrüften ist, daß sie ohne Ausnahme kaum drei Fuß Tiefe haben *).

*) Wohl durfte hier noch ein Zweifel entstehn, ob jene Skelettschichten nicht aus weit spätern Zeiten, wo überhaupt das Todtenverbrennen nicht mehr statt fand, herrühren könnte. Die geringe Tiefe von drei Fuß möchte diesen Zweifel noch mehr begünstigen. Das was die römischen Münzen anbetrifft, die man in und neben den Todtenschädeln fand, so konnten diese auch wohl ganz zufällig in diese Nachbarschaft gekommen seyn. Wenigstens ist längst unter den Alterthumsforschern die Ueberzeugung begründet, daß bei den Bewohnern Italiens, selbst wo die Körper beerdigt wurden, an ein Geldstück unter der Zunge oder im Munde der Leiche nie zu denken gewesen. Das bekannte Wort Juvenals furor est post omnia,

Den 28. May.

Die freundschaftliche Einladung des Prinzen Poniatowsky, der zu Albano eine Villa besitzt, veranlaßte mich heute, einen Ausflug dahin zu machen.

Das heutige Albano ist nicht, wie der Name anzuzeigen scheint, an die Stelle der alten Stadt Albalonga getreten, sondern aus Soldatenwohnungen entstanden, welche Pompejus hier erbauen ließ. Nachherige Villen vermögender Römer erweiterten den Bezirk, aber zu einer ansehnlichen Stadt erhob sich der Ort nicht. Albalonga lag in einem ganz andern Raume, auf einem Abhange der Albaner Höhe, des heutigen Montecavo; und nach der, unter Tullus Hostilius erfolgten, Zerstöhrung jener uralten Königsstadt, blieb nur auf dem Gipfel des Berges der Jupiter-Tempel verschont, wo in der Folge der, allen Latinischen Völkern gemeinsame, Jupiter Latialis verehrt wurde.

Der Villa des Prinzen gegenüber grünet ein lieblicher Olivenwald und beschattet mit seinen friedlichen Zweigen die Stellen der daselbst untergegangenen Villen des Cicero, des Pompejus und desjenigen Varus, der durch seine, von dem teutschen

nautum perdere ist Anwendung eines griechischen Sprichworts. Der fleißigste Sammler Meursius de funeribus c. V. vermag keine Stelle aus einem römischen Schriftsteller zum Beweis aufzustellen. Vergl. Hemsterhuys zu Lucian T. I. p. 422.

B.

Herrmann im Teutoburger Walde ihm beigebrachte, Niederlage bekannt ist. Wir wandelten in Begleitung des Prinzen durch die Stadt an mancher mehr oder minder merkwürdigen Stelle vorüber, bis zu dem Thore, das nach Castelgandolpho führt. In der Nähe außerhalb dieses Thores, erblickt man ein schmales, hohes viereckiges Grab, von alter rustiker Bauart, und schon sehr zerfallen, welches einer so entfernten Zeit angehört, daß die Sage den Ascanius, den Sohn des Aeneas und der Creusa, darunter begraben seyn läßt. Die unbekannten Manen des alten Todten, der hier ruhen mag, finden an diesem Denkmale keinen andern Ehrenschmuck mehr, als die grünen Zweige, womit die Natur es umwebt.

Ich erwähnte des Grabes, an welchem wir auf dem Wege von Aricia nach Albano vorübergekommen waren: der Prinz hatte die Gefälligkeit uns dahin zu führen. Ungemein malerisch stellt dieses alte Grabmahl sich dar. Es ist mit fünf pyramidalischen Säulen besetzt. Die gemeine Sage nennt es das Grab der Horazier und Kuriazier: dem steht aber das Zeugniß des Livius geradezu entgegen, der im ersten Buche seiner römischen Geschichte ausdrücklich sagt, „die Grabmähler der Horazier und Kuriazier sind noch vorhanden, jeder liegt, wo er fiel; die beiden römischen findet man beisammen vor Alba, und die drei albanischen gegen Rom zu, in einigen Entfernungen, so wie der Kampf vorgefallen war." Die Anti-

quare halten jene Ruine für ein Denkmal, welches von Hadrian dem Pompejus geſetzt worden; und die fünf Pyramiden ſollen auf fünf Siege dieſes Helden hindeuten. — Warum werden denn nur fünf Siege durch dies Denkmal verewiget; da Pompejus deren doch mehrere gewonnen hat? — Man ſieht, daß auch dieſe Angabe unzuverläſſig iſt. — So beſchleicht Vergeſſenheit den Ruf gefeierter Menſchen! — Was iſt Ruhm bei der Nachwelt, wenn dem Denkmale ſelbſt der Name entfällt, den es verewigen ſoll?

Den 29. May.

Unter den geologiſchen und geſchichtlichen Merkwürdigkeiten, womit das alte Latium die Bewunderung und das Erſtaunen des Fremden in ſo hohem Grade erregt, tritt beſonders der Albaner See mit ſeinen Umgebungen hervor. Seine Entſtehung weicht in die Urzeit zurück, von der die Geſchichte nichts weiß. Der Weg dahin durch das prachtvolle Albaner Gebürge iſt reizend und hin und wieder anmuthig von ehrwürdigen hohen Bäumen beſchattet. Aber die Anſchauung des Sees ſelbſt war für mich ſo überraſchend, daß ich mich wie von einem ſüßen Schrecken ergriffen fühlte. Wenn der Wanderer den Gipfel des hohen Uferrandes erreicht hat, ſo überzeugt ihn der erſte Anblick, daß dieſe große Erſcheinung vulkaniſchen Urſprunges ſey. Wunderbarer Wechſel der Dinge! Da wo vor undenklicher Zeit Flammen wütheten;

wo feurige Wellen von geschmolzenem Erz und Gestein kochten, überflossen und Verderben verbreiteten: da bewegen sich jezt friedlich die kühlen Wellen des entgegen gesetzten Elementes, von Myrtengebüsch, Lorbeer-, Kastanien- und Platanenwaldung umgrünt. Das Ganze stellt ein unnachahmliches großes Naturgemälde dar, welches allen Zauber der Lieblichkeit, und alle Majestät der Pracht in sich vereiniget.

Der See, ein krystallheller Spiegel, ist in einem Umfange von beinahe drei Stunden, mit hohen trichterförmigen, dicht und duftig bewachsenen Ufern eingefaßt, die an manchen Stellen eine Höhe von dreihundert Fuß erreichen.

An diesen See knüpfen die Alten eine Wundergeschichte. Dem Livius zu Folge, bekriegten und belagerten die Römer die mächtige Hetrurische Stadt Veji; und als diese Fehde bereits über fünf Jahre gedauert hatte, so traf es sich, daß der Albaner See auf eine plötzliche und damals unerklärbare Weise, ohne sichtbaren Zufluß, so anschwoll, daß er die hohen Ufer zu übertreten, und die Gegend um Rom, und Rom selbst zu überschwemmen drohte. In dieser Noth fertigten die Römer an das Orakel zu Delphi eine Gesandtschaft ab, um zu erfahren, was für sie bei solcher Bedrängniß zu thun sey? Ehe aber noch die Gesandten zurückgekehrt waren, fügte es der Zufall, daß ein Vejenter mit dem Vorposten des römischen Lagers aus einiger Entfernung sich in ein Gespräch

einließ, bei welcher Gelegenheit jenem die Aeußerung entfiel: daß den Römern die Eroberung der Stadt nie gelingen werde, bevor ſie nicht den Albaner See würden abgeleitet haben. Nachher erfuhr man, daß dieſer Vejenter ein Prieſter und alſo ein, mit den Geheimniſſen der Götter vertrauter, Mann ſey. Man ruhte nun nicht, bis man ſich ſeiner bemächtigt hatte. In dem mit ihm angeſtellten Verhöre beſtätigte er, was er geſagt hatte, und fügte hinzu: daß die Götter wahrſcheinlich ihren Zorn über die Vejenter ausgegoſſen, als ſie zum Verderben ſeiner Vaterſtadt ihm jene Aeußerung entriſſen hätten. Die Geſandten kamen indeſſen von Delphi zurück und brachten eine Entſcheidung, welche mit der Ausſage des Vejenters übereinſtimmte, worüber aus leicht zu errathenden Gründen, mehr das Volk in ein religiöſes Erſtaunen gerieth, als die Prieſterſchaft und diejenigen, welche das Ruder des Staats in Händen hatten. Der Vejenter, ein Prieſter aus einer Nation, die ſchon früher den Römern zur Lehrerin der Baukunſt gedient hatte, war allerdings für die letzteren ein wichtiger Mann, den man bei der großen Unternehmung, den See abzulaſſen gebrauchen konnte. Man hielt ihn feſt, und ließ ihm ausgezeichnete Achtung wiederfahren. Ohne Zweifel war er ein, in den Wiſſenſchaften des Minirens und Nivellirens kundiger und geübter, Mann. Nach ſeinem Entwurfe und unter ſeiner Leitung, wurde an der nördlichen Seite des Sees durch den Felſenfuß eines nahen Lavaberges eine

Mine gebrochen, um vermittelſt dieſes unterirdiſchen Kanals das überflüſſige Waſſer, in wohlberechneten Vertheilungen, der Ebene von Rom und den Tyrrheniſchen Küſten zuzuführen. Zu dem Ende wurde nun auch die hohe Uferwand des Sees unterhalb zum Ablauf des Waſſers durchſtochen, und von dieſem Punkte aus ein unterirdiſcher Aquädukt angelegt, um das Waſſer aus dem See durch das enge Zwiſchenthal in den großen Kanal zu leiten. Und ſo rinnet bis heute die klare Flut, dem großen Ableiter zu, der es weiter durch den Berg führt. Dies rieſenhafte Werk, welches etwa im ſiebenten Jahr der Belagerung der Stadt Veji angefangen wurde, kam innerhalb zwei Jahren zu Stande. Die Römer hatten daran die Kunſt, Minen zu bauen erlernt. Vermittelſt eines unterirdiſchen Ganges, der mitten in der Stadt Veji, und zwar auf dem Markte, im Tempel der Juno ſich öffnete, bemächtigten ſich die Römer der Stadt. Die Vejenter ſahen ihre Feinde in einem Heiligthume aus der Erde hervorgehen; ſie erſchraken, verzweifelten und ließen ſich erobern. Der dreizehnte Theil der unermeßlichen vegentiſchen Beute wurde mehr, um dem religiöſen Volksglauben, als dem Pythiſchen Apoll ein Opfer zu bringen, nach Delphi geſchickt. So hatten die Römer nun zwei Siege mit einem Schlage gewonnen: die Nebenbuhlerin Roms war erlegt, und die drohende Ueberſchwemmung des Albaner Sees auf ewig überwunden. Aber dieſes letzte, nicht genug zu be-

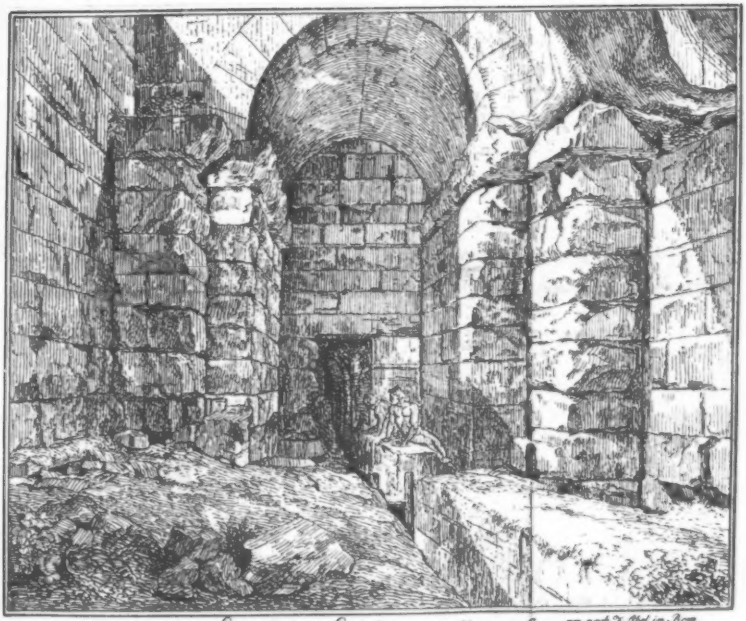
wundernde, Werk muß man ſehen, um es möglich zu finden.

Als wir uns lange genug an dem herrlichen See, und deſſen prachtvoller Umgebung ergötzt hatten, begaben wir uns zu dem großen Ableitungskanale, dem ſogenannten Emiſſar *). Der Zwi-

*) Im Almanach von Rom, im erſten Jahrgang S. 12 — 33 gab Sickler theils aus eigenen Anſichten, theils aus Piraneſis ſchon 1762 in Rom in groß Folio erſchienenen Antichità d'Albano, e di Castel Gandolfo cet, eine Beſchreibung dieſes Emiſſars, zugleich mit einem ſehr ſauber radirten Proſpekt von Reinhart, wodurch dieſes, für die Geſchichte der Waſſerbaukunſt in der frühеſten Vorwelt höchſt merkwürdige Unternehmen, auch in Deutſchland bekannter geworden iſt. Es ſind hierbei zweierlei Fragen genauer zu erörtern. Die erſtere betrifft die eigentliche Abſicht des römiſchen Senats bei dieſem mit Orakelgaukelei und Aberglauben betriebenen Werke. Die Unſtatthaftigkeit der Meinung, derer welche durch dieſen unterirdiſchen Canalbau den römiſchen Belagerern von Veji die Minirkunſt einüben laſſen, zeigt die Cloaka Maxima. Die Ueberſchwemmung und Verſumpfung der Fruchtgefilde in der Campagna war gewiß die einzige Furcht des begüterten Senats, zu deren Beſeitigung durch einen tüchtigen Emiſſar das unbegüterte Volk nur durch religiöſe Motive, die zugleich an die Eroberung von Veji gebunden wurden, angetrieben werden konnte. Eben ſo unſtatthaft dürfte hierbei die Meinung gefunden werden, daß man durch einen offnen Abzug oder Canal den hochemporgeſchwollenen See habe ableiten können. Man hat hier einen recht deutlichen Wink in der Erzählung Plutarchs (in vita Camilli c. 3. T. I. p. 322. ed. Hutt.) ganz überſehn. Es heißt

schenraum, welcher diesen von dem See trennt, ist ein sehr enges Thal; und wir durchwanderten einen dicht und dunkel übergrünten Weg; nun standen wir voll Erstaunen und Bewunderung vor diesem Riesenwerke, welches Jahrtausende hindurch der Zerstöhrung Trotz geboten hat. Der Kanal ist mit einer gewaltigen Vormauer von großen, in einander gefugten, Felsenblöcken umgeben, die vermittelst einer kleinen, niedrigen Thür in der Mitte der Mauer verschlossen wird. Unterhalb der Thür, im Erdboden befindet sich die Einlaßöffnung, durch die das Wasser aus dem Aquädukt in den Kanal fließt. Aus der Thür tritt man in einen Vorhof und erblickt sogleich, diesem Eingange gegenüber, die Oeffnung des durch den Berg gehauenen Ka-

da ausdrücklich, der Felsendamm habe durch den Druck der (wahrscheinlich wegen verstopfter Abflüsse an andern Seiten) hochangeschwollenen Wassermasse unten Oeffnungen erhalten, durch welche das wilde Wasser sich in die Fruchtfelder ausbreitete. So konnte also auch nur durch einen Emissar geholfen werden. Eine zweite Frage betrifft die muthmaßliche Kunst, womit die Schachte und Stollen zu diesem Riesenwerk in damaliger Zeit abgeteuft und getrieben worden sind, wovon sich, wie unsere Verfasserin erzählt, auch hier noch so deutliche Spuren finden. Darüber hat uns Hirt bei Gelegenheit der Untersuchungen über den Emissar des Fucino, als Augenzeuge die lehrreichsten Bemerkungen gemacht in den Horen von 1792. S. XI. p. 72. f. f. Uebrigens hat Niebuhr in seiner römischen Geschichte Th. II. S. 228 f. f. auch in dieser Geschichte dichterische Zusätze erblickt. D.



Eingang des Emisfairs vom albaner See. gez. nach J. Abel in Rom

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

nals. Oben auf der Vormauer hat sich eine kräftige uralte Eiche eingewurzelt, die den kleinen Vorhof düster überschattet *). Die Breite der Kanalhöhe, die sich, mit einer geringen Biegung, eine deutsche Viertelmeile lang durch den Berg hinstreckt, beträgt drei und einen halben Fuß, ihre Höhe sechs Fuß, so daß zwei Menschen neben einander aufrecht sie bequem durchgehen könnten. Wir befestigten ein angezündetes Licht auf einem Stückchen Holz, ließen es auf dem finstern Kanal hinabschwimmen und sahen dem Lichtpunkte nach, bis er hinter der Krümmung verschwand. An der langsamen Fortbewegung bemerkten wir nun, daß der Lauf des Wassers nur einen geringen Fall hat. Wer behauptet, daß die Alten die Wissenschaft des Nivellirens nicht verstanden, der betrachte, um sich zu widerlegen, dies Werk, dessen Vollkommenheit unleugbar auf den Gesetzen jener Wissenschaft beruht. Wir bestiegen nun, um den Ausbruch des Kanales auf der entgegengesetzten Seite zu sehn, den Berg, und bemerkten, wie die Alten bei der Ausführung eines so kühnen Unternehmens zu Werke gegangen sind. Sie durchstachen nehmlich in gewissen Zwischenräumen, und in gehöriger Richtung, senkrecht die Oberfläche des Berges bis zur Tiefe des zu zie-

*) Ich kann mich nicht enthalten, mit einer Abbildung dieses uralten Mauerwerkes, nach einer schönen und treuen Zeichnung von Abel, meine Reisebemerkungen zu schmücken. d. Verf.

henden Kanales hinab. Außerdem legten ſie noch ſchräg hinabſteigende Gänge an. Die erſteren, Brunnen ähnlichen, Oeffnungen dienten wahrſcheinlich dazu, dem Tageslichte einen Zugang zu verſchaffen und zugleich das losgehauene Geſtein und den Schutt hinauf zu ziehn, der letzteren ſchrägen Gänge aber bedienten ſich vermuthlich die Arbeiter zum Aus- und Eingehn. Von beiden ſind jetzt noch, und zum Theil ſehr deutliche, Spuren vorhanden. Endlich gelangten wir zu dem Ausbruche des Emiſſars. Hier ſpringt nun die ſilberhelle Flut munter ſprudelnd hervor und rinnt hinab in die Ebene, wo ſie einige Mühlen in Thätigkeit ſetzt und Fluren bewäſſert.

Den 1. Juni.

Albalonga iſt die Stadt, deren Andenken gleichſam in dem geſchichtlich fabelhaften, düſtern Nebel der Urzeit ſchwimmt. Von trojaniſcher Abkunft hatte hier ein alter Königsſtamm Wurzel gefaßt, von welchem ſich zwei Sprößlinge (Th. II. S. 4.) an die Ufer der Tiber verpflanzten und den Römer-Staat gründeten. Der ältere und jüngere Staat waren Nachbaren, in beiden entwickelte ſich bald der, in jeder Völkernachbarſchaft liegende, Keim zu Eiferſucht, Mißgunſt und Feindſchaft: beide befehdeten ſich. Einmahl wurde der Zwiſt durch den dreifachen Zweikampf der römiſchen Horazier und der albaniſchen Kuriazier zwiſchen beiden ſchlagfertigen Heeren geſchlichtet.

Der

Der Sieg fiel den Römern zu, die Albaner mußten sich zur Bundesgenossenschaft der Römer bequemen. Aus einem Bunde des Siegers mit dem Besiegten kann nur ein verschlimmertes Nachbarverhältniß entstehn; Argwohn und Anmaßung auf der einen, Haß und Empörungssinn auf der andern Seite. Schwer ist es freilich, den Verlust der Selbstständigkeit zu verschmerzen! Rom war der stolz gebietende, Alba der unwillig gehorchende Staat. Auf einen Wink des römischen Königes Tullus Hostilius mußten die Albaner ein Heer stellen, zum Kriege gegen die Vejenter und Fidenater. In der Schlacht verbargen die Albaner nicht klug genug ihre geheime Absicht, die Römer bei der ersten besten Gelegenheit zu verlassen. Dem Römer entgingen die verdächtigen Wendungen nicht, wodurch sich jene verriethen. Tullus Hostilius schloß nach gewonnener Schlacht mit den Vejentern und Fidenatern Frieden, und richtete nun seinen Zorn gegen Alba, zerstörte die Stadt, vernichtete den Staat, trieb die Einwohner nach Rom und räumte ihnen zum Anbau den Coelius ein.

Diese geschichtlichen Erinnerungen begleiteten mich heute zu der Anhöhe, auf welcher Albalonga einst stand. Es hat einen höchst anziehenden Reiz, die Stellen zu betrachten, über welche eine große Erscheinung der Vorwelt hingegangen, und wo sie ihre Fußstapfen eingedrückt, oder nur ein Ueberlieferungs-Andenken zurückgelassen hat. Bei solcher Betrachtung erweitert sich gleichsam unser eignes

Daſeyn. So bewanderte ich heute diejenige Abſtufung des Albaner Berges, (Monte Cavo) auf welcher die alte Stadt Albalonga ſich ausdehnte; und zu dem See hinab erſtreckten ſich albaniſche Häuſer und Paläſte. Noch zu Auguſtus Zeiten hat man in den klaren Fluten des Sees Gemäuer von alten Gebäuden entdeckt. Jetzt ſind alle Spuren des Alterthums hier verſchwunden, und ein einſames Franziskanerkloſter, Palazzuola genannt, ſteht müßig und wie verloren auf dem weiten Raume, wo ſich vormahls die rege Betriebſamkeit eines rüſtigen Volkes bewegte. Wohin ſich das Auge wendet, da entzücken reiche und mannigfaltige Ausſichten den Beobachter. Unten in der Tiefe dehnt ſich der See hin mit ſeinen waldigen Umgebungen. Jenſeit erhebt ſich der Sommerſitz des Pabſtes Caſtell Gandolfo, und überall Fülle ſchöner Natur. Wir erhielten vom Obern der Mönche die Erlaubniß, unſer Mittagseſſen in einem Saale des Kloſters zu verzehren. Die Kloſterbrüder nahmen uns freundlich auf, einer ausgenommen, der beſonders mir ein finſteres Geſicht zukehrte. Dieſer ſah einen Freund aus meiner Geſellſchaft für einen katholiſchen Geiſtlichen an, ſetzte ſich zu ihm und fragte ihn: wie er denn in das Gefolge der moskowitiſchen Heidin (wofür er mich hielt) gekommen wäre? Sehr dringend und mit einer gewiſſen Heftigkeit ermahnte er ihn, eine ſolche heidniſche Seele nicht ferner zu begleiten.

In der ſchönſten Abendbeleuchtung prangte die

hügelreiche Gegend umher, als wir das Kloſter und die reizende Höhe verließen. — Sey es Stumpfſinn oder Gewohnheit, für die Mönche dort oben iſt die reiche Natur ein zugeſchlagenes Buch.

Den 2. Juni.

Der Fremde, welcher forſchend die ariciſchen Thäler durchwandert, fühlt ſich, wohin er ſeine Richtung nehmen mag, durch jeden Hügel, durch jedes Thal aufmerkſam gemacht, daß er im Gebiete des alten göttervollen Latiums wandle, wo unter allen übrigen latiniſchen Gottheiten beſonders Diana gefeiert wurde.

Heute beſuchten wir Nemi. Unſer Weg ging durch einen Schattengang von hochſtämmigen Bäumen, über Genzano, wo vier ſolcher Gänge in einen Punkt zuſammenlaufen. Dieſer Flecken der dem Prinzen Ceſarini zugehört, iſt, ſo wie ſein Name, aus dem alten Cynthianum, einem Haupttempel der griechiſchen Cynthia, oder Diana entſtanden, und liegt wie der Ruheſitz eines forſchenden Geiſtes, im Schoße bedeutungsvoller Umgebungen.

Sehr belohnend iſt es, das kleine herrſchaftliche Schloß ganz in der Nähe von Genzano zu beſteigen, und den Blick umherirren zu laſſen in dem Reichthum der friſchen Naturſchönheiten, wohinter gleichſam der geiſtige Schatten der alten Vorwelt ſich verbirgt. Von dem Dache dieſes Schloſſes erblickt man zuerſt den lieblichen See von Nemi,

der ſehr romantiſch der Spiegel der Diana genannt wird; dann die Höhe der alten Stadt Lavinium, wo Virgil die trojaniſchen Götter des Aeneas einziehen läßt; und überall umher ſieht man Hügel und Berge, die durch ihre heutigen Namen noch an das Heroen-Zeitalter erinnern. Diana war, wie ich ſchon erwähnt habe, die Hauptgottheit des ariciſchen Gebietes, welches die, bei Genzano aufgefundenen Bildſäulen, Basreliefe und Inſchriften beweiſen, die ſich insgeſammt auf die Verehrung dieſer Göttin beziehen.

Von Genzano durchwandelten wir einen Schattengang zwiſchen Waldgebüſch und offnen Ausſichten: ſo kamen wir unter anmuthigen Abwechſelungen an den See von Nemi. Dieſer befindet ſich nicht weit von dem Albaner, und iſt um die Hälfte kleiner, als dieſer. Das Städtchen gleiches Namens, ſammt dem Schloſſe, liegt maleriſch zwiſchen den umgrünten Felſenklippen des Seeufers, und gehört der Familie Braschi.

Auch dieſer See iſt aus einem uralten Flammenkrater entſtanden, und ſeine Flut wird ebenfalls, wie die Waſſerfläche des Albaners, durch einen Ableitungskanal in immer gleicher Höhe erhalten. Den klaren Waſſerſpiegel umfaßt ein hohes, trichterförmiges Felſenufer von Lavageſtein, üppig mit Waldgebüſch überwachſen. Der tyranniſche, finſtere Tiber, fand dieſen See ſo einladend, daß er in deſſen Mitte auf eingeſenkten Schiffen eine Villa erbauen ließ, wo er allen Lüſten ſich hingab. Von

dieſer Villa befinden ſich in der Tiefe des Sees jetzt noch große Ueberbleibſel, von denen Taucher und Fiſcher bedeutende Stücke hervorgezogen haben.

Die ganze gebirgige und waldreiche Gegend um Aricia war gleichſam ein großes, der Diana geweihtes, Heiligthum und der Mittelpunkt darin — der See von Nemi. Die nächtliche Göttin liebte Bäume und Gebüſch, womit der weite Raum dieſer Waldflur bedeckt war. Hier ſtanden Tempel an Tempel, und eine Menge der Göttin oder ihren Genoſſen gewidmete Nebenkapellen. Die Jagd iſt ein Geſundheit erhaltendes und förderndes Geſchäft; daher denn Aeskulap und Hygica an der Verherrlichung Dianens Theil nehmen durften. Auch war die jungfräuliche Göttin beſonders der Keuſchheit hold und geneigt, ſolche an den Sterblichen zu belohnen. Wir kamen auf unſerm Wege an dem Hügel des Virbius vorüber: dort war vormals dem Hippolyt, dem Jagdgefährten Dianens, ein Altar errichtet. Dieſem Sohne des Theſeus koſtete die ſündhafte Neigung, welche ſeine Stiefmutter Phädra zu ihm gefaßt hatte, er aber ſtandhaft zurückwies, das Leben. Sein Vater, durch die beleidigte Phädra zur Eiferſucht getäuſcht, ermordete ihn. Diana ließ dieſen Helden der Keuſchheit durch den Aeskulap in das Leben zurückbringen, und nahm ihn unter den Namen Virbius, der ſein zweimaliges Leben andeutet, unter ihre Gefährten auf. Seinem Feſtaltare brachten die jungen Bräute Locken ihres Haares zum Weih-

opfer dar. Ueberhaupt reiheten ſich in dem aricis-ſchen Dianen-Haine, beſonders am See von Nemi, Feſte an Feſte. Die Hauptfeierlichkeit aber fiel auf den 15. Auguſt und dauerte drei Tage. Aus dem Gebiete Latiums verſammelten ſich zu dieſem Feſte Schaaren von Jungfrauen und Jünglingen; weiß gekleidet, mit Fackeln in den Händen, und in Reihen geordnet, zogen ſie, jauchzende Loblieder ſingend, durch das Dunkel der Nacht und des Waldes von einem Tempel zum andern. Welch ein Anblick für den, der von einer der nahen Anhöhen ſolchem Zuge nachſah! — Am dritten Tage feierten die Jäger ihr Feſt und wilde Luſtbarkeiten beſchloſſen das Ganze.

Es war die tauriſche Diana, deren Gottesdienſt am ariciſchen See ſo prachtvoll begangen wurde. Auf dem innern flachen Abhange des Seeufers ſtand zu jener alten Zeit ein kleiner Tempel dieſer Göttin, in welchem ein einzelner Baum gepflegt wurde: dies Heiligthum war eigentlich dazu beſtimmt, an die Begebenheit zu erinnern, als Oreſt und ſeine Schweſter Iphygenia mit dem Bilde Dianens aus Tauris, dem Lande der Menſchenopfer, entflohen und in die ariciſche Gegend kamen. Dieſer kleine Tempel wurde von einem einzigen Prieſter bedient; das Prieſterthum aber durfte niemand anders, als ein entflohener Sklave verwalten, und zwar ſo lange, bis es einem andern flüchtigen Sklaven gelang, einen Zweig von dem heiligen Baume in dem Tempel zu brechen:

nur unter dieſer Bedingung hatte er das Recht, den Beſitzer des Prieſterthums zum Zweikampf zu fodern. Wer den andern tödtete ward oder blieb Prieſter. In dieſem ſchrecklichen Gebrauche, ſollte das Andenken an die, unter dem Schutze Dianens gelungene, Flucht des Oreſtes, und an die in Tauris üblichen Menſchenopfer aufbewahrt werden. Mit Waldung und dichtem Geſträuch iſt jetzt hier alles bedeckt. Ich ſuchte die Stelle des ſchrecklichen Tempels; das Auge findet ſeine Spuren nicht mehr *). — Aber dieſe grünen Zweige, welche mich bedecken, ſind Nachkommen jener Bäume, die vor Jahrtauſenden den rauhen Prieſter der Diana beſchatteten. Auch hier drang in das Menſchenherz die Ahnung des Zuſammen-

*) Ein im Jahr 1791 an der Stelle, wo der alte Dianentempel geſtanden haben ſoll, auf Koſten des Cardinal Dupuig ausgegrabenes Relief im alterthümlichen (ägineiſchen) Stil (jetzt in Sardinien) ſtellte den Kampf des neuen Prieſters (rex Nemorensis) mit dem alten überwundenen vor. Man ſehe eine ziemlich treue Abbildung im Almanach von Rom 1810. S. 83. Man erinnere ſich an das, was ſchon früher angedeutet, auch durch die neue ſehr ſcharfſinnige Abhandlung, Religion der Karthager von D. Fr. Münter S. 16. 25. u. f. w. beſtätiget worden iſt, daß dieſe und ähnliche Spuren von einer blutdürſtigen Verehrung der tauriſchen Diana auf die von den Phöniziern faſt an allen Küſten des Mittelmeeres, auch in Italien und den benachbarten Inſeln eingeführten Menſchenopfer zurückzuführen ſind. B.

hanges der Sterblichen mit höheren Mächten, hier fühlte sich das Bedürfniß, ihnen wohlgefällig und dadurch näher zu seyn; mit einem Worte: hier dämmerte die Sonne des Herzens, die Religion. Damals als dieser Hayn ein Tempel war, kleidete sich freilich die höchste Angelegenheit der menschlichen Seele in fürchterlich rohe Formen. Ich stehe hier im Morgenlichte der Zeit, schaue in jene dunkeln Tage der Vorwelt hinab, und sehe den Funken schimmern, aus dem unser Sonnenaufgang hervortrat. — So wie ich hier, steht vielleicht nach tausend Jahren einst, an einer andern Tempelstelle ein Wandrer still, blickt den Schatten unsrer dunkeln Zeiten an, und spricht: dieß war eine Tempelstelle der Vorwelt; hier rühmten sich Menschen Gott zu erkennen und ihn auf die würdigste Art zu verehren; verdammten aber, oder verfolgten zugleich andre Menschen, die in einem andern Tempel auf andre Weise den allgemeinen Vater anbeteten. Die einen nannten sich katholische, die andern evangelische Christen: und diese beiden Worte gaben in jenen dunkeln Tagen das Zeichen zu Haß, Verfolgung, Mord und Verwüstung. — Wie konnte sich solches begeben? wird er fragen, und dann hineilen zu einem neueren unentweihten Tempel, wo die heiligste Religion, welche Versöhnung, Duldung und Liebe gebeut, den letzten Schatten des Zwistes verscheuchte.

Mit diesem Gedanken trat ich aus des Waldes Dunkelheit hervor, und ein warmer Strahl der

Sonne drang in meine innerſte Empfindung hinab, wie eine begeiſterte Ahnung der fernen Zukunft, die mir vorgeſchwebt hatte.

Den 3. Juni.

Der Mons Albanus (Monte Cavo) iſt gleichſam die ewige Denkſäule am Grabe der römiſchen Weltherrſchaft, ſo wie er ehemals der Pfeiler war, an den das Staatsgebäude der Römer ſich anſchloß. Auf dieſer Höhe ſtand der Tempel, worin der albaniſche Jupiter thronte. Alba wurde vernichtet; die heilige Wohnung der Gottheit aber blieb von den zerſtörenden Händen des Eroberers verſchont. Die häufigſten Wundererſcheinungen hatte dieſe Höhe dem damaligen Volksglauben ehrwürdig gemacht. Jupiters Blitze waren oft darauf niedergefahren, und ein Steinregen war dort gefallen *), der allerdings der mangelhaften Erkenntniß jener Zeit, als ein Wunderzeichen erſcheinen mußte. Livius erzählt im erſten Buche ſeiner Geſchichte: „da das Reich des Tullus, bei der großen Macht, die er erkämpft hatte,

*) Dieſe Naturerſcheinung, wenn ſie uns auch nicht als ein Wunder erſcheint, iſt doch immer wunderbar genug, auch uns durch ihre neueſten Wiederholungen in Erſtaunen zu ſetzen. Mit denen in der neueſten Zeit hier und da niedergefallenen ſogenannten Mondſteinen hat es wahrſcheinlich dieſelbe Bewandniß, wie mit jenem Naturereigniß, von welchem Livius ſpricht. d. Verf.

in hoher Achtung ſtand, erhielten der König und die Väter Nachricht, daß auf dem albaniſchen Berge ein Steinregen gefallen ſey. Man konnte es kaum glauben, und ſandte Einige dahin, das Wunderzeichen zu unterſuchen: und vor ihren Augen fielen Steine vom Himmel, nicht anders als ob der Wind einen Wirbel von Hagel auf die Erde niederwirft. Auch wollte man eine rufende Stimme aus dem Haine oben vom Gipfel des Berges herab vernommen haben.“ — Solche Dinge wurden benutzt und erfunden, um gleichſam mit der Eindringlichkeit eines göttlichen Anſehens das Volk zu gewiſſen Zwecken zu beſtimmen. Die von den Römern unterjochten latiniſchen Völkerſtämme konnten die verlohrne Selbſtſtändigkeit nicht ſo leicht verſchmerzen; ſie blieben lange heimlich widerſtrebende und ſtörende Naturen in dem, durch ihre Einverleibung ausgedehnten, römiſchen Staatskörper. Zwang war es, der die verſchiedenartigen Theile zuſammenhielt. Den Römern mußte daran liegen, dieſen äußeren Zwang, der nur den Umfang der Maſſe erweiterte, nicht aber die innere Kraft des Staates vergrößerte, in ein Band umzuſchaffen, in eine Vereinigung, welche tiefer dringen, und den Bürger, in der Verſchmelzung mit dem Menſchen, an den Staat knüpfe. Zu dieſem wichtigen Zwecke, bot ſich allerdings kein ſtärkeres Bindungsmittel dar, als ein gemeinſamer Gottesdienſt. Das Heiligthum Jupiters auf dem albaniſchen Gipfel war es, wohin die Blicke

der ſämmtlichen Völkerſchaften Latiums ſich wenden konnten. Dieſer Jupiter wurde daher zum latiniſchen, zum Jupiter Latialis erkohren. Auf ſolche Weiſe umſchlang die verſchiedenen Nationen eine Vereinigungskette, deren letzter Ring in der Hand der oberſten Gottheit lag. In Beziehung auf jene Wunderzeichen wurde nun ſogleich ein neuntägiges allgemeines Religionsfeſt verordnet. Es entſtanden nun beſtimmte wiederkehrende Feſte und ſpäterhin, als Tarquinius Superbus verſchiedene italiſche Völkerſchaften beſiegt hatte, wurde das Bundesfeſt erweitert. Tarquinius erneuerte und verherrlichte den Tempel; und vermuthlich zogen ſich mehrere ſchöne Straßen von dem Heiligthume, wie von einem Mittelpunkte, nach den verſchiedenen Gegenden hin, wo die verbündeten Völkerſchaften ihre Wohnſitze hatten. Nur eine dieſer Straßen iſt noch bis auf unſre Zeiten erhalten. Dieſes Tempels Heiligkeit dauerte, ſo lange das Reich beſtand; und die römiſchen Feldherren, wenn ſie auszogen zum Kriege, und wenn ſie zurückkehrten, waren verpflichtet, dem Jupiter Latialis ein würdiges Opfer zu bringen. Unſre heutige Wanderung zu der merkwürdigen albaniſchen Höhe ging über Palazzuola; und von dort aus kamen wir durch einen ſchönen Kaſtanienwald zu dem elenden Flecken: Rocca di Papa der auf einem hervorſpringenden Lavafelſen liegt, und einen Sitz der Armuth darſtellt. Die Häuſer haben ein trauriges Anſehn; die Dächer ſind von

Brettern und mit Steinen belegt, damit der Sturmwind sie nicht entführe. So ärmlich der Flecken auch ist, so reizend und mannigfaltig sind die Aussichten, welche sich vor diesem Standpunkte ausbreiten. Durch diesen Ort, immer aufwärts steigend, gelangten wir in eine anmuthige Ebene, mit einem Kranze von Kastanienwaldung umgeben: man nennt sie Campo d'Annibale, eine Benennung, welche sie von dem Lager Hannibals behalten hat, als dieser die Miene machte, Rom zu belagern, um die Römer von Capua weg zu locken. Durch diese Ebene führt ein wohlgebahnter Weg bis zu der alten römischen Straße, die zu dem Gipfel des Berges hinauf steigt, und sieben und ein Drittheil rheinische Fuß breit ist. Sie erstreckt sich bis an die Mauern des oben stehenden Klosters, und ist, wie alle antiken Straßen, mit großen, platten, fünfeckigten ungleichen Lavasteinen gepflastert. Hin und wieder sieht man die Buchstaben N. V. auf den Steinen eingehauen, so daß ein Stein nur immer einen der beiden Buchstaben enthält, und der andere sich auf dem zunächst daran stoßenden Steine befindet *). Die Buchstaben sollen,

*) Zoega erklärte diese eingehauenen Bezeichnungen als Zahlen für den Standpunkt der Legionen, wie wir aus einer Angabe in den prosaischen Schriften von Fr. Brun, Th. IV. S. 89. vermuthen. Dann war wohl N. nur die Zahl II. und V. nicht Buchstabe, sondern Zahl. Bekannt ist, daß die Legionssoldaten auch die Kunststraßen baueten, die eben da-

nach der Meinung der Mönche via numinis (Gottesweg) bedeuten. Es iſt ein Paſſioniſten Kloſter, welches die Stelle des alten Tempels einnimmt, und aus deſſen Trümmern erbaut iſt. Die Steine der Mauern ſind ein vulkaniſches Erzeugniß, ſo wie es der ganze Berg iſt, der aus verdichteter Aſche, Bimſtein, Lava und überhaupt aus ſolchen Maſſen beſteht, welche von den Ausbrüchen der

rum viae militares heißen, wie Fabretti ad columnam Trajanam p. 46. ſehr richtig bemerkt, wo wir belehrt werden, daß auf der Trajaniſchen Säule n. 191 und 252 dergleichen militäriſchen Chauſſeebau wirklich abgebildet iſt. Ueber den eigentlichen Zuſtand dieſer beim 20ſten Meilenſtein von der Appiſchen Straße abgehenden und zum Tempel auf dem Albaner Berg führenden Landſtraße - Via Latialis (der fälſchlich auch triumphalis genannt wird, weil nirgends ein probehaltiger Beweis vorgebracht wird, daß die Triumphatoren auch dahin gewöhnlich gezogen wären) hat niemand als Augenzeuge genauere Nachrichten mitgetheilt, als der Abbé Capwartie de Chaupy in ſeinem zwar weitſchweifig, aber an eigenen Forſchungen reichem Werke Decouverte de la maison de Campagne d'Horace T. II. p. 114—128. Die vieleckigten Steine, welche die obere zum Theil noch vorhandene Decke dieſer Kunſtſtraße in breiten Platten bilden, waren eine Nachahmung des cycloplſchen Mauerwerks, indem alles, was ſo in einander gefügt iſt, von unverwüſtlicher Ausdauer ſeyn muß. Es ſind die Saxa, die von der Silex, dem kieſelartigen Steinpflaſter unterſchieden werden müſſen, wenn Burgier Histoire des grands chemins de l'Empire II, 25. T. I. p. 214 ſchon ſehr richtig unterſchieden hat. B.

Feuerschlünde aufgehäuft wurden, aus deren Krastern nachher jene beiden Seen von Albano und Nemi entstanden. Der Fuß des Berges nimmt einen Umkreis von sechzehn Miglien ein. Auf seinem Gipfel trifft man noch Spuren an, die vermuthen lassen, daß der alte Tempel mit einem heiligen Bezirk, unsern Kirchhöfen ähnlich, umgeben gewesen. Auch finden sich noch mancherley architektonische Reste; und wie viel solcher kostbaren Ueberbleibsel mögen noch in den dicken Klostermauern stecken. Der Vorderwand der Klosterkirche gegenüber, steht eine kräftige Stecheiche, an welcher Steine des alten Tempels aufgehäuft sind. Einige dieser Steine hat man so zusammen gelegt, daß sie Tische bilden, und Sitze die gar freundlich zur Ruhe im Schatten des alten Baumes einladen. Unter andern findet sich hier ein Bruchstück mit der Inschrift: Fulgur bezeichnet. Der Baum und diese Inschrift beide erinnern an ein Ereigniß, welches Livius im sieben und zwanzigsten Buche seiner Geschichte anführt, wo er sagt: — „Auf dem Albanischen Berge waren vom Blitze getroffen worden Jupiters Bildniß und der, in des Tempels Nähe stehende, Baum.“ — Man wird von dieser Erinnerung, die mir ein Freund mittheilte, so mächtig ergriffen, daß man sich der Meinung nicht erwehren kann, die da stehende Eiche für den Baum aus jener Zeit zu halten.

Welch ein fröhlicher Tumult festlicher Völkerzüge hat sich vormals auf dieser Höhe bewegt, als

die Hallen noch ſtanden, die den prangenden Tempel umgaben, und aus den Hainen umher die Lobgeſänge wiederhallten, die Jupiters Herrlichkeit prieſen *). Ein nie gefühltes Entzücken durchdringet den Wanderer, der auf dieſer Höhe ſteht und umherblickt in die reizende Fülle der Natur. Unten, die beiden verkleinerten lieblichen Seen, die im Sonnenſtrahl ſchimmern, ſelbſt der entferntere, in der

*) Noch iſt der wichtige hiſtoriſche Punkt der Lateiniſchen Ferien und des großen Bundesopfers im heiligen Tempelbezirk des Jupiter Latialis auf dem Albanus nicht gehörig aufgeklärt, der Gegenſtand aber iſt ſo vielfach in die urſprüngliche Verfaſſung Roms eingreifend, daß er es verdient, von einer Academie der Wiſſenſchaften, ſo gut als die Delphiſch-Theſſaliſche Amphiktionie, zu einer Preisfrage aufgeſtellt zu werden. Wie manches Dunkel müßte hier aufgeklärt werden, um zu zeigen, wie ſich aus den frühern Farnetiniſchen Landgemeinden der Lateiner der große Bundestag des Jupiter Latialis, wobei Rom die Proedrie oder den Vorſitz hatte, entwickelt und nach und nach die Zahl der Bundesſtämme bis auf 47 ſtiegen. Die Hauptſtellen beim Dionyſius von Halicarnaß IV, 49. VI, 95 müßten zum Grund gelegt, aber mit großer Behutſamkeit gebracht werden, wie das Beiſpiel des Sainte Croix zeigt, welcher in ſeiner gelehrten Schrift des gouvernemens fédératifs p. 236 — 247 viel brauchbares geſammelt, aber auch vieles in Verwirrung gebracht hat. Da würde auch Niebuhr's ſcharfſinnige Muthmaßung: daß Alba von den Lateinern und nicht von Rom zerſtört wurde (Römiſche Geſchichte Th. I. S. 210.) eine genauere Prüfung erhalten können. B.

alten Geschichte Roms berühmte regillische See, funkelt wie ein hellerer Lichtpunkt in der ruhigen Tagesbeleuchtung: und über dies Ziel hinaus, welche prächtige Landschaften stellen dem Auge sich dar!

Alles auf dieser Höhe hat ein heitres, freundliches Ansehn, nur nicht die finstern Mönche, welche die lichte, festliche Stelle bewohnen. Wie grell aber auch eben hier der Gegensatz erscheint, den die Gegenwart mit der Vergangenheit darstellt: so wird man doch gewahr, daß die neue Zeit von der alten nicht nur Steine sondern auch Gebräuche, Vorstellungsarten, Täuschungen, Wunderliebhaberei und Wundererscheinungen ererbte. Wenn zum Beispiel in den Tempeln der Alten die Götterstatuen weinten oder gar Blut schwitzten, so läßt man bis auf den heutigen Tag, in den christlich-katholischen Kirchen eben dasselbe an den Marienbildern und heiligen Statuen wahrnehmen. Die Wunderliebhaberei wird sorgfältig gepflegt; das Volk muß sehen, was es soll, damit es thue, was man will.

Aber der albanische Berg scheinet zu einer Tempelstelle von der Natur geschaffen zu seyn. Wie schwindet auf ihm das kleinliche Wesen des Klosters! er selbst ist ein ewiger Altar Gottes, im Kreise der festlichen Hügel. Rund um ihr her hat die Natur ihre Schöpfungen aufgestellt, wie große Tempelgemälde, um die erhabene Einfachheit des Altars, zu verherrlichen. Mögen mir es die Mönche verzeihen! Mit aller Achtung für ihre heilige Stätte, verließ ich eilig das ängstliche Kloster und

trat

trat hinaus in den feierlichen Dohm, über dem der leuchtende Himmel ſich wölbt; und inniger und eindringender umfing mich hier die Herrlichkeit Gottes! Chriſtus lehrte ja in und an der Natur ſeinen himmliſchen Vater erkennen: er ehrte und beſuchte den Tempel zu Jeruſalem; aber Himmelsweisheit verkündigend, ging er hinaus in die Wüſte; am Oelberge ſchwang ſich im Gebete ſeine Seele zu Gott; und auf Tabors Höhen umſtrahlte ihn der Himmel ſeiner Verklärung.

Rom, den 5. Juni.

Zum zweiten Male bin ich nach Rom, wie zu einer geliebten Heimath, zurückgekehrt; und an der Schwelle meiner Hausgötter empfingen mich Freundſchaft und Liebe. Aber der feindſelige Geiſt der Zeit, hatte ſich ſtörend dazwiſchen geſtellt. Es war die Nachricht von den neueſten politiſchen Ereigniſſen, welche ſich zu mir drängte. Kardinal Feſch iſt von ſeinem Geſandtſchaftspoſten abgerufen: Alquier erſetzt ihn. Unter allen hieſigen Vorfällen aber zeichnet ſich eine traurige Begebenheit aus, die da zeigt, mit welcher Erbitterung die Franzoſen im Kirchenſtaate geſehen werden. Jene glauben nun ſo weit zu ſeyn, den Römern bieten zu können, was gegen andere Völker ſie ſich erlaubten. Unter Vorwänden die ein- wie allemal, auf lügenhafte Beſchuldigungen gegründet ſind, haben ſie ſchon mehrere Ortſchaften des römiſchen Gebietes beſetzt, und die päbſtlichen Kaſſen in Beſchlag ge-

nommen. Nach solcher Gewaltthat, wandelten ganz unbefangen drei französische Offiziere den Corso entlang. Zwei Fleischer, die hinter ihnen gingen setzte der Anblick der Franzosen in solche Empörung, daß der eine — (auf die Franzosen hinweisend) zornig ausrief: — „das Volk da sollten wir vernich„ten! hätte ich jetzt eine Doppelflinte, die beiden „streckte ich sogleich nieder.“ Der andere äußerte einigen Zweifel gegen die Beharrlichkeit seines Muthes, wenn es zur That kommen sollte: dies setzte jenen in Feuer, er springt in die nächste Fleischerbude, reißt ein Messer von der Wand, stürzt den Franzosen nach und verwundet den einen. Die beiden übrigen retten ihren Kameraden von der Ermordung, und ergreifen den Thäter. Dieser reißt sich los, und flüchtet sich in einen fürstlichen Pallast; da ruft er das Volk auf, die Sbirren herbeizuführen, denen er unweigerlich folgen wolle, damit seine Obrigkeit und niemand anders, ihn richten möge. Dies geschah, er wurde zur Haft geführt. Im Verhör erklärte er: daß ihn an seiner That nichts, als das Mißlingen, schmerze. Der junge Mann, so sehr er auch auf den Beifall seiner Mitbürger rechnen durfte, konnte nicht gerettet werden; denn er hatte einen mörderischen Angriff auf offener Straße, folglich ein Verbrechen verübt, dem die Gesetze unabweichlich die Todesstrafe zuerkennen. Der Unbesonnene wurde binnen drei Tagen verurtheilt und hingerichtet. Kurz vor seinem Tode soll er, auf eine Stelle in Metastasio anspielend, ge-

ſagt haben: — „Was iſt am Leben noch zu verlieren, wenn das Vaterland ſo gut wie verloren iſt.“ — Das Volk erbittert über dieſen Vorfall, wirft ſeinen ganzen Haß auf Alquier, aber auch Feſch, deſſen Entfernung die Römer beklagen, würde die Folgen einer ſo unbeſonnenen That abzuwenden, nicht vermocht haben.

Den 6. Juni.

In den Herzen der Römer glimmt der Haß gegen ihre Unterdrücker um deſto glühender fort, je frecher die Zeitungen dem Auslande das Gegentheil davon erzählen müſſen, und ſie üben nicht ſelten gegen dieſe unſchuldigen Blätter ihre Wuth aus. Ihre ganze Aufmerkſamkeit iſt jetzt auf Gaeta gerichtet. Man weiß, daß Napoleon erklärt hat: die Feſtung müſſe ihm überliefert werden, und ſolle es auch die Ausfüllung der Gräben mit Leichen koſten. Mit inniger Freude erzählt man ſich in allen Geſellſchaften die, auf mancherlei Wegen einkommenden, Nachrichten von der tapfern Gegenwehr des heldenmüthigen Prinzen von Heſſenphilippsthal, und den derben Schlägen, die er den Belagerern vor Gaeta beibringt. Sie können ſich nicht eilig genug ſeyn, um ſolche erwünſchte Nachrichten zu verbreiten. Die Geſichter auf den Straßen reden davon; und ihr freieſtes Spiel treibt die Geberdenſprache, die den Franzoſen viel zu lachen, aber nichts zu erſchießen giebt. Im allgemeinen kennen dieſe die Stimmung der Römer ſehr gut;

aber an bestimmten Angebereien fehlt es ihnen gänzlich; denn wenn sie nicht etwa unter den Sbirren einen Verräther finden, so müssen sie sich hier ohne die wohlausgebildeten Spionierkünste behelfen, die in andern Ländern ihnen gar treffliche Dienste leisteten.

Den 8. Juni.

Zum dritten Mal habe ich heute den ehrwürdigen Pabst in seiner weitläuftigen Einsamkeit gesehn. War es meine eigene trübe Gemüthsfarbe, welche, mir unbewußt, auf die äußern Gegenstände überging, und auch der Miene des Papstes einen schwermüthigen Anstrich lieh, oder hatte wirklich die hoffnungslose Lage des Kirchenstaates einen tiefern Sorgenzug in die Stirn des ehrwürdigen Mannes gegraben: genug, ich fand den Ausdruck seines ganzen Wesens verändert und verstimmt.

Das Gespräch lief anfangs leicht über meine bisherigen Wanderungen hin, und über das mannigfaltige Interesse, welches einem empfänglichen Gemüthe Ort und Zeit darbieten. Die Erwähnung der letzteren leitete das Gespräch von selbst zur Tagesgeschichte; und der Pabst äußerte sich mit reger Theilnahme über den tapfern Vertheidiger der Festung Gaeta, obwohl er von dort aus, für die Verschobenheit der gegenwärtigen Weltlage, keinen sonderlichen Erfolg erwartete. Die Fürsten Europas meinte er, hätten das Uebel schon viel zu weit vorschreiten lassen. Als ich endlich, nicht

ohne tiefe Rührung, meiner nahen Abreise gedachte, sagte der Pabst: — „Sie verlassen Rom in einem bedenklichen Zeitpunkte: — wir wollen für einander beten.“ Jetzt vermocht ich kaum noch eine gewisse äußere Fassung gegen das thränenvolle Gefühl meines Herzens zu behaupten. Der Pabst äußerte sich nun freier, und suchte minder, als sonst, seine Persönlichkeit, wenn die Unterredung darauf führte, zu umgehen. Bei einer solchen Gelegenheit kam eine Thatsache zur Sprache, die, wegen ihrer tiefliegenden Bewegungsgründe, nicht anders als sehr ungleich beurtheilt werden konnte: es ist die Krönungsangelegenheit des französischen Oberhauptes. Buonaparte gründete einen Triumph seines Hochmuthes darauf, den Pabst zu sich kommen zu lassen, um die Weihe seiner Person aus den heiligen Händen des höchsten Bischofes vor den Augen der französischen Nation zu empfangen. Er unterstützte seine Zumuthung anfangs mit Versprechungen, und endete mit Drohungen, von denen er der Welt sattsame Erfahrungen gegeben, daß sie zuverlässiger als seine Versprechungen sind. Jene siegten endlich auch über den Pabst. Ich weiß es, sagte er, daß viele meiner Zeitgenossen wegen meiner endlichen Nachgiebigkeit mich tadeln; aber sie übersehen dabei die verlaßne Stellung, in der ich mich befand. Wo war eine Macht noch selbstständig genug, daß ich sie zum Schutz des heiligen Stuhles mit Erfolg hätte aufrufen können? Buonaparte drohte mit dem Beispiele Heinrichs des ach-

ten von England, und erklärte, daß woferne ich auf meiner Weigerung, mich in seinen Willen zu fügen, beharren würde, er bereit sey, mit dreißig Millionen Menschen die römische Kirchengemeinschaft zu verlassen. Dabei ließ er zugleich Schreckniſſe der mächtigen Rache durchblicken, die, um meine Verantwortlichkeit in Anspruch zu nehmen, gegen den heiligen Stuhl gerichtet waren. — So stand ich Wehrloser dem furchtbaren Mann gegenüber. — Mir blieb keine Wahl. Zu erhalten, was sich erhalten ließ: das war es einzig, worauf ich mich unter den waltenden Umständen angewiesen fand. Ich unternahm die Reise nach Paris. Aber jetzt stehe ich fest; er biete seine Macht auf: mich treibe sie keinen Schritt weiter. Das Schicksal meines heiligen Amtes, habe ich in Gottes Hand niedergelegt. Auf meiner Persönlichkeit beruht nichts. Mich kann er einsperren, er kann mich tödten lassen, jedoch auf welche Art er mich aus meiner Stelle reißen mag: die Kirche Gottes wird nicht wanken: sie steht auf festerem Grunde, als der Mensch, der nur der Verwalter ihres Heiligthums ist." —

So redete Pius, der Ehrwürdige! das ist die Sprache des wohlgeordneten, kräftigen Willens! Napoleon wird den Mann opfern, aber den Entschluß des Edlen nicht beugen! — das geht aus allem hervor, was Pius bisher gethan hat. Wahrlich! es ist ein freudiger, herzerhebender Anblick, in unsern niederschlagenden Zeiten einen einfachen, festen Mann zu sehn, der schutzlos, ohne

zu wanken, da steht vor dem Gewaltigen, der sich gegen ihn rüstet mit den Waffen der Macht. Wie würde Pius in der Reihe seiner Vorfahren erscheinen, wenn es ihm möglich wäre, zu dem Standpunkte Ganganellis sich zu erheben; aber zu tief haftet in ihm die Vermischung der Begriffe von Hierarchie und Christenthum, eine Vermischung, aus der die Vermessenheit: Andersdenkende zu verurtheilen, wie der Baum aus der Wurzel hervorgeht. Schwerlich mögen dem sanften Manne die greulichen Folgen einer solchen Anmaßung lebhaft genug vorgeschwebt haben: denn in einer milden Seele nimmt auch der Irrthum eine mildere, verführerische Gestalt an. Möchte er die Geschichte der Menschheit fragen, da steht es geschrieben: zu dem Erbe des Himmels giebt es nur ein Recht, aber verschiedene Wege.

Den 10. Juni.

Ein schöner Zeitabschnitt meines Lebens geht zu Ende. Die Nähe meines Abschieres von Rom umzieht mir die Seele mit einem Schatten, welcher der tieferen Abenddämmerung eines festlichen Tages gleicht. Ich verlasse unvergeßliche Stellen. — Was ist es, hab' ich oft mich gefragt, wodurch Rom, trotz aller abstoßenden Mängel, dennoch eine so anziehende Gewalt über mich ausübt! — In Neapel erfuhr ich, daß es nicht die ewig heitre Milde des südlichen Himmels allein ist, die meinem ganzen Wesen so zusagt. Die Geschichte der Mensch-

heit, die in Rom, diesem Mittelpunkte der alten Welt, sich vor mir aufblättert, und meinen Geist lebendig beschäftiget: die ist es, die so wunderbar mächtig auf mich einwirkt, und mit einer unvertilgbaren Zuneigung mich erfüllt. Nicht Tage; — Jahrtausende sind es, die hier vor dem Anschauen vorübergehn, ihre Thatenverzeichnisse aufschlagen und hinweisen auf die Denkmale, die sie zurückließen. Vor solchem Anschauen fallen des Daseyns enge Schranken nieder! Da leuchtet es ein, welche Arbeit es der Menschheit kostete, den Menschen zu bilden, von welchem hinwiederum jene gebildet wird. Hier unter diesem milden Himmel, wo die Gemüther empfänglicher sind, streute das Christenthum seine früheren Saamenkörner aus; aber eben hier mußten auch die Stürme auffahren, um sie hinüber zu wehen in die nördlichen Fluren. Jetzt wuchert hier übermächtig das Unkraut des Aberglaubens und des Wahnes. Vielleicht sendet dereinst das Gesetz der Wechselwirkung eine ungewaltsame Anregung hieher, welche den schönen Boden von üppigem Mißgewächs säubert. Vielleicht kommt eine Zeit der besseren Erkenntniß.

Unterrichtend genug sind die Trümmer, die den Boden bedecken; sie lehren:

„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden;
Sterne werden aus dem Nebel gehn;
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Mensch wird vor der Wahrheit stehn!“

Tiedge.

Den 11. Juni.

Noch einmal besuchte ich heute die Lieblingsstellen meiner Wanderungen: das alte Forum, das Colisseum, das Pantheon. In diesem Heiligthume war es todt und menschenleer. In die stille Beschränktheit des Raumes fiel von oben, wie ein tröstender Blick der ewigen Liebe, ein Lichtstrahl des Himmels, der mich freundlich von der engen Aussicht meiner eigenen Beschränktheit ablenkte. Dann bestieg ich die Ruinen der alten Tyrannensitze: da lagen nun vor mir, in der Ruhe des Sonnenniederganges, die Felder, wo ich die reiche Erndte meiner Ideen eingesammelt hatte. Zu den Trümmern der Bäder des Titus, zu dem einsamen lateranischen Hügel, zu der albanischen Höhe blickt ich hinüber: und es drängten sich zu mir die Schauer des Verhängnisses, welches über die Erde zieht, und die Erscheinungen des Lebens, wie Schattengestalten vor sich hintreibt, damit andere Raum gewinnen, den Kreis ihres Daseyns zu durchlaufen.

Citta Castellana, den 12. Juni.

So bin ich denn schon nicht mehr in dem Umkreise der ewigen Stadt; ich habe Rom nun auf immer verlassen, — auf immer! — ein trauervolles Wort, wenn es auf Verlust sich bezieht. Auf immer endet einmal alles; nur nicht die Menschheit, nicht des Menschen Geist: darum blicke ich

on dieſem Tage, der zugleich mit der Todeserinnerung an einen geliebten Bruder dunkel bezeichnet iſt, getroſt und hoffnungsvoll zu dem Lenker der menſchlichen Schickſale empor, der die Wehmuth verzeihen wird, die mein Vertrauen begleitet. Schweigend und ernſt fuhr ich mit meiner Begleitung über Ponte Molle und durch die Wüſte der Campagna, wo auf den einſamen Hügeln die Geniſta ihren erquickenden Wohlgeruch ergießt. In dem elenden Ort Monteroſi, (Th. I. S. 295.) den ich von meiner vorigen Durchreiſe ſchon kannte, hielten wir Mittag, dann lenkten wir in die Straße über Terni und Perugia ein. Bald hinter Monteroſi fängt die Gegend an unterhaltender zu werden; wir kamen an Nebbi vorüber, einem Orte, der in der Ferne ein freundliches Anſehn zeigte, und in einer ungemein lieblichen Umgebung liegt, welche durch moderne Waſſerleitungen verſchönert wird. Der Weg zog ſich durch anmuthige Thäler, und über reizende Höhen. Von Ferne begrüßten wir, mit Erinnerungen an Rom, den berühmten Soracte, den uralten Sabiner, der ſein Haupt ſo majeſtätiſch emporhebt. Zwiſchen Nebbi und Caſtellana erreichten wir eine beträchtliche Anhöhe, um welche eine Fülle von landſchaftlicher Pracht und Lieblichkeit zuſammenfließt. Beſonders reizend und maleriſch iſt ein tiefes Thal, durch welches ein ziemlich breiter Fluß hinſtrömt. Ueber den Fluß ſchwebt eine, auf fünf hohen Bogen ruhende, Brücke hin, welche die beiden einander gegenüber

stehenden Felsenwände des Thales verbindet. Unten im Thale waren Frauen mit ihrer Wäsche beschäftiget. Alles erschien von dieser Höhe dort unten in sehr verjüngtem Maaßstabe; das gab einen Anblick, würdig, von einem Landschaftsmaler aufgefaßt zu werden. Durch solche unterhaltende Abwechselungen kamen wir hieher nach Citta Castellana, vier und dreißig Miglien von Rom. Das Städtchen liegt auf einer oberen Abstufung eines hohen und steilen Berges, der aus rothem Tuf, schwarzem Bimssteine und anderm vulkanischen Erzeugniß besteht. Unten in einer Tiefe von dreihundert Klaftern rinnen um den Fuß des Felsens, der die Stadt trägt, drei verschiedene Flüsse, von denen der eine Cremera heißt, an dessen Ufer die dreihundert Fabier von den Vejentern erschlagen wurden. Durch die Citadelle, die an den Abhang der Gipfelhöhe stößt, hängt die Stadt mit dem Berge, wie eine Halbinsel, zusammen. Ihre vier Thore sind Ausgänge nach allen vier Weltgegenden hin.

Mehrere und besonders die Einwohner selbst behaupten, daß auf der Stelle dieser Stadt das alte Veji gestanden; und sie bezeichnen unten an der Cremera den Punkt, wo die Vejenter den dreihundert Fabiern jene tödtliche Niederlage beibrachten. Dies behaupten aber auch von ihrer Stadt die Einwohner von la Storta (Th. I. S. 298.) welches ich bei meiner Hinreise nach Rom berührte: eine sehr natürliche Eitelkeit, da es eben

so leicht und bequem ist, mit Verdiensten der Vorfahren sich zu behelfen, als es schwer und mühevoll ist, eigene zu erwerben.

Terni, den 14. Juni.

Immer reizender, immer romantischer wird der Weg, der sich zwischen hohen, durch Erdbeben auseinander gerissenen Felsen dahin streckt. Lebendigkeit und Reichthum der Natur, Wildniß und Gartenzierde wechseln anmuthig mit einander ab. Nur der Anblick der vorbeiziehenden Franzosen und Teutschen, die bestimmt sind, die Festungsgräben vor Gaeta zu füllen, störten mir oft den Genuß dieser Paradieses-Flur. Reizender kann keine Wildniß erfunden werden, als die ist, in welcher Narni sich birgt, umrauscht von dem Strome der Nera.

Von der Höhe dieser Stadt sieht man in der Tiefe Cesi liegen, welches in steter Gefahr schwebt, von dem darüber hängenden, mit Waldung bedeckten, Felsen zerschmettert zu werden. Um die Erschütterung, die ein solches Unglück bewirken könnte, zu verhüten, ist bei Lebensstrafe das Holzfällen auf dem, über die Stadt hinragenden, Felsengipfel verboten. Zur Linken, wenn man sich von Rom her der Stadt Narni nahe, befinden sich Ueberbleibsel der mächtigen Brücke, die August zum Behuf eines geraden Weges nach Perugia bauen ließ, und die sich mit römischer Kühnheit von einem Hügel zu dem entgegengesetzten hinüber schwang.

Der Weg von Narni nach Terni windet

ſich auf Abſtufungen hoher Marmorfelſen fort. Linker Hand das Thal, welches die grünliche Nera durchſchlängelt, iſt gleichſam ein von Gärten zuſammengeſetzter, Garten. Nach jeder Krümmung, welche die Straße macht, traten neue Ueberraſchungen entzückender Naturſchönheiten vor unſre Blicke. Auffallend iſt der Gegenſatz, den dieſer Strich des Kirchenſtaates mit jenem darſtellt, durch den wir auf der Hinreiſe nach Rom gekommen ſind. Die Gegend um Radikofani, wie öde, wie menſchenleer! Hier um Narni hingegen erſcheint die Natur ſo jugendlich friſch, wie eine Jungfrau mit blühenden Wangen. Hier iſt nicht die Rede von böſer Luft. Dort verurſacht Waſſermangel die Verödung: hier durchrinnen Flüſſe und Bäche die Felder, und durch neuere Waſſerleitungen wird die Ergänzung bewirkt. Menſchenthätigkeit und Erzeugungskraft der Natur arbeiten hier einander in die Hände. Alles zeigt ein regſames Leben. Demjenigen, den der Ackerbau, oder die Pflege der Weinberge nicht beſchäftiget, giebt die Erzeugung der Seide zu thun. Uns begegneten Züge von Frauen mit Körben voll Cocons. Keine Stelle des Bodens liegt unbenutzt; Getraidefelder, aus denen Maulbeerbäume, Nußbäume und Oliven hervorragen, bedecken die Ebenen, und die Abhänge der Berge bekleidet die Rebe; die Gipfel der Höhen ſind mit Kaſtanienwaldung gekrönt. Zwiſchen dem kräftigen, friſchen Grün, ſchimmern Landhäuſer und Villen hervor. — Der Ueberfluß ſelbſt ſcheint

über diesen Landstrich sein Füllhorn ausgegossen zu haben: dennoch schreit Bettlerzudringlichkeit auch hier die Vorübergehenden an. Dies wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß falsche Religionsansicht dies Uebel, als ein Beförderungsmittel betrachtet, die Tugend der Wohlthätigkeit in Uebung zu erhalten. Kinder warfen vor meinem Wagen sich nieder und bettelten in den kläglichsten Stellungen um ein Almosen. Auch schwärmen Straßenräuber von jener Wüste des Kirchenstaates herüber. Fast von Station zu Station sahen wir Gebeine solcher Verbrecher an Pfählen hängen. —

Bis nahe vor Terni hatten wir die Gegend umher im heiterm Sonnenscheine gesehen, dann machte sie ein Gewitter feierlich, ein grünlicher Nebel, wie ich noch nie gesehn, zog sich an den Bergen hin, und gab der Landschaft eine wunderbar anziehende Mischung von Schatten und Licht. So gelangten wir durch einen unterhaltenden Wechsel landschaftlicher Schönheiten nach Terni, welches der höchste Steigerungspunkt der Herrlichkeit dieser Gegend zu seyn scheint.

Die Stadt ist nur mittelmäßig; aber sie ruhet in ihrem Thale, wie in einem Garten, umgeben mit prachtvollen Hügeln. Ihr Name ist aus dem alten Interamnium entstanden, welches des Geschichtschreibers Tacitus Geburtsort war. Hier finden sich mancherlei Reste der römischen Pracht. In dem Garten des bischöflichen Pallastes sind noch Spuren eines Sonnentempels vorhanden. Was aber

das heutige Terni besonders hochberühmt macht, ist der Wasserfall des Velino, der, etwa vier Miglien von der Stadt, über zweihundert Fuß hoch senkrecht herabstürzt. Dieser Fluß der auf seinem Wege mehrere kleine Gewässer in sich aufnimmt und durch den See delle Marmore strömt, kömmt von den Appenninen, vierzehen Miglien von hier.

Sogleich nach unsrer Ankunft in Terni machten wir uns auf den Weg nach dem Wasserfall, der von den Marmorfelsen, zwischen denen er niederstürzt, Cascata delle Marmore genannt wird. Der Weg dahin windet sich über beschwerliche Stellen, und wird, immer steigend, in der letzten Hälfte, durch die kurzen Wendungen dicht am Rande einer schroffen Tiefe, sehr steil und gefährlich. Schon in einer beträchtlichen Entfernung vernimmt man das Toben der niederbrausenden Wasserflut, und die feuchten Theilchen, welche von dem zerschmetterten Wogengedränge aufsteigen, erfüllen weit umher die Luft mit einem feinen Regen. Man nahet sich dem Falle: und welch ein erschütternder Anblick ergreift das Gefühl! Das Entzükken, mit Erstaunen vermischt, erreicht die Höhe der Empfindung, wo sie zu einer freudig zitternde Bangigkeit wird. Man hat Mühe aus dem Wirbel der Gefühle sich zur besonnenen Betrachtung zu sammeln. Auf einem vorspringenden Felsen, oben am linken Ufer des, zum Sturz daher stürmenden Flusses, standen wir und sahen, und hörten, und

fühlten das Flutengewühl. In dem Nebel des aufsprühenden Wasserstaubes bildeten sich Regenbogen, welche die Bühne des großen Schauspieles so prachtvoll schmückten, daß ich mich kaum losreißen konnte, um von einem andern Standpunkte diese erhabene Naturerscheinung zu betrachten. Wir stiegen zu dem Thale hinab, wo der gewaltige Sturz hernieder donnert. Wer das beschreiben könnte!

Vor Jahrtausenden nahm diese Wassermasse einen andern Weg, und warf sich verheerend oft über die interamnatischen Fluren; aber die Gewalt eines erfinderischen Geistes gebot ihm, diesen Weg zu nehmen, wo er nun unschädlich zwischen Kastanienwaldung in seinem Marmorbette fortbrauset *). Wer nennt uns den Mann, der den Verderber bändigte? wahrlich der war ein großer Mensch. Die Geschichte, die uns so viel Helden, — Verwüster der menschlichen Glückseligkeit — nennt, hat seinen Namen vergessen. Seume, der vor mir diese Stelle bewanderte, hat des großen unbekannten Mannes gedacht, der dies Werk ausführte. Meine Freundinnen werden mir es Dank wissen, wenn ich die Worte des empfindungsvollen Dichters hieher setze.

Hier

*) Nach Cicero ad Atticum IV, 14. war M. Curius Dentatus im 5ten Jahrhundert Roms der Erbauer des Kanals, durch welchen der Velino herabstürzt. Mehr davon bei Morgenstern in seinen Auszügen Th. I. S. 776 f. f. B.

Hier hat vielleicht der große Mann gesessen,
Und dem Entwurfe nachgedacht,
Der seinen Namen ewig macht;
Hat hier das Riesenwerk gemessen,
Das größte, welches je des Menschen Geist vollbracht.
Es war ein göttlicher Gedanke;
Und staunend steht die kleine Nachwelt da
In ihres Wirkens enger Schranke,
Und glaubet kaum, daß es geschah.
Wie schwebte mit dem Regenbogen,
Als durch die tiefe Marmorkluft
Hinab die ersten Donnerwogen
Wild schäumend in den Abgrund flogen,
Des Mannes Seele durch die Luft!
So eine selige Minute
Wiegt einen ganzen Lebenslauf
Alltäglichen Genusses auf;
Sie knüpft das Große an das Gute.
Es schlachte nun der zürnende Pelide
Die Opfer um des Feindes Grab;
Es zehre sich der Philippide,
Sein Afterbild, vor Schelsucht ab;
Es weine Cäsar stolz und eitel,
Um einen Lorbeerkranz für seinen kahlen Scheitel;
Es mache sich Octavian,
Das Muster schleichender Tyrannen,
Die je für Sklaverey auf schöne Namen sannen,
Mit Schlangenwitz den Erdball unterthan:
Die Motten zehren an dem Rufe,
Den ihre Ohnmacht sich erwarb,
Und jedes Säculum verdarb
An ihrem Tempel eine Stufe!
Hier steigt die Glorie im Streit der Elemente,
Und segnend färbt der Sonnenstrahl

Des Mannes Monument im Thal,
Wo sanft der Oelbaum nickt, und hoch am Firmamente
Die Sonne strahlt. Mir glüht das Rückenmark,
Und links schlägt's, ohne Neid, hoch in der Seite stark: —
Wer so ein Schöpfer werden könnte!

Spoleto, den 15. Juni.

Noch immer ist es ein romantischer Gartenweg, der uns leitet, stellenweise umgeben mit Wildniß und Hoheit der Natur, die an Tyrol erinnert, nur um vieles fruchtreicher, als jenes erhabene Bergland. Vor Spoleto hatten unsere Maulthiere einen steilen Berg zu erklimmen, der den Namen Somma führt. Auf seinem Gipfel trug er vormals einen Tempel des Jupiter Summanus.

Spoleto ist das Spoletium der Alten. In den frühesten Zeiten war sie eine bedeutende Stadt der Umbrier, welche sie gegründet haben sollen. Im zweiten punischen Kriege schlugen die Spoletiner den, aus der Schlacht bei dem See Trasimen daher stürmenden, Sieger von ihren Mauren zurück. Noch jetzt heißt das Thor, vor welchem sie dem furchtbaren Helden eine Niederlage beibrachten, Porta Anibale, auch Porta Fuga. Die Stadt auf der Abstufung eines hohen Berges, hat eine ungemein romantische Lage, welche die herrlichste Waldflur des Thales beherrscht. Nicht minder reizend sind die nachbarlichen Höhen. Vorzüglich merkwürdig ist, einer Sonderbarkeit wegen, der Monte Luco. Leute von gewissem Range,

die ermüdet von dem großen Weltleben, sich der Beschaulichkeit hingeben wollen, ziehen sich auf dieser anmuthig waldigten Höhe, in kleine zierliche Einsiedeleien zurück, wo sie, unter vermeintlich gottesdienstlichen Beschäftigungen ein mönchisches, jedoch keiner Ordensregel unterworfnes, Leben führen. Die Zahl dieser frommen und vornehmen Müßiggänger, welche sich die Herren vom Berge Luco (Comiti di Monte Luco) nennen lassen, ist bestimmt, und darf nicht überschritten werden.

Die Stadt Spoleto trifft oft das Schicksal, von Erdbeben erschüttert zu werden. Vor etwa vierzehen Tagen hat ein Erdstoß eine Stelle der Stadtmauer und ein Paar Häuser beschädiget; ein Vorfall der ohne Zweifel mit dem lezten Ausbruche des Vesuvs in Verbindung stand, von dem ich kurz vor meiner Abreise von Rom Nachricht erhielt.

Man findet hier noch mancherlei Spuren der alten Zeit. Eine römische Wasserleitung versorget die Stadt von Monte Luco her mit gutem trinkbaren Wasser. Unter den Ruinen, welche man den Fremden zeigt, finden sich unbedeutende Trümmer eines Amphitheaters. Auf den Stellen und aus den Trümmern alter Tempel sind Kirchen gebaut. Säulen, Friese und andre Zierathen sind heidnischen Ursprunges.

Folingo Mittags.

Man vergißt, oder empfindet kaum die Beschwerlichkeiten einer langen Reise, wo die Natur von allen Seiten, so viel Vergütungen darbietet,

die Phantaſie mit entzückenden Bildern und die Betrachtung mit gehaltreichen Vorſtellungen beſchäftiget.

St. Jacomo war der erſte Ort, den wir auf unſerm Wege von Spoleto berührten. Im grünen Schoße eines fruchtbaren und zugleich romantiſchen Thales iſt dieſes Städtchen mit hohen Bergen umgeben, welche mit ſchönen Villen reichlich beſetzt ſind. Auf eine angenehme Weiſe befremdeten mich hier die blauen Augen der Einwohner, die in Italien eine Seltenheit ſind. Mit fröhlicher Freundlichkeit wurden wir von den Einwohnern begrüßt, an denen ſich ein gewiſſer Wohlſtand wahrnehmen ließ. Thätigkeit iſt die Mutter des Wohlſeyns, Wohlſeyn giebt Frohſinn, und fröhliche Menſchen ſind nicht bösartig. Die Franzoſen waren, ehe der Krieg ſie verwilderte, ein ein ſingendes Volk.

Die Städte dieſes Landſtriches bieten einen ungemein erfreulichen Anblick dar, beſonders wenn man nur an ihnen vorüber zieht, und die mehrentheils ſchmutzigen Eingänge nicht bemerkt. Trevi und Ruſſignano lehnen ſich an den Fuß eines Berges. Das Hinundherwandeln wohlgeſtalteter Männer und Frauen, auf den verſchiedenen Wegen zu dieſen Städten, giebt der Landſchaft eine ſehr anziehende Lebendigkeit. Frauen trugen Körbe voll Cocons; überhaubt ſcheint der Seidenbau in dieſer Gegend mit großer Thätigkeit betrieben zu werden. Wir kamen hierauf an einem andern kleinen Städtchen, alle Vene vorüber; auch hier waren die Einwohner mit der Seidenernte beſchäftiget.

Hier begegneten uns Männer mit zierlichen Haarbeuteln und seidenen Strümpfen auf Pferden und auf Eseln reitend; für uns freilich ein befremdender Anblick. Warum aber soll hier nicht Sitte seyn, was bei uns Gewohnheit oder Sitte verbietet. Das Städtchen hat seinen Namen le Vene von dem kleinen Flusse, der daran vorbeirinnt, und in der Nähe ein Mühlenwerk treibt. Vor dieser Mühle steht ziemlich wohl erhalten, nicht fern vom Ufer des Flusses, ein alter Tempel, der die Landschaft romantisch verschönert, und vormals vielleicht dem Gotte des Flusses gewidmet war.

Wir kamen bei guter Zeit hier in Foligno an, welches nur wenig hübsche Häuser hat; doch ist die ganz von Marmor gebaute Domkirche ein schönes Gebäude. Nach einer kurzen Mittagsfrist eilten wir weiter.

Perugia, den 16. Juni Abends um 8.

Den übrigen Theil unsers Weges hieher umgab ein reicher Wechsel lieblicher und feierlich erhabener Landschaften. Zwischendurch leuchteten Felder mit Granatenhecken eingefaßt. Nahe hinter Foligno liegt das Städtchen Spello; hier stiegen wir aus, um die zum Theil berasten Spuren eines großen Amphitheaters zu betrachten: sie sind andeutend genug, um den weiten Umfang des alten Gebäudes zu bemerken. Auch bis hieher war vormals das gräßliche Beispiel der römischen Weltstadt gedrungen. So verbreiten sich Sitten und Unsitten der Hauptstadt über das ganze Land, bis zu dem unbedeutendsten Provinzort hinab.

Ohngefähr in der Mitte des Weges von Foligno bis Perugia trafen wir auf ein großes, prächtiges Kloſter, alla Madonna degli Angeli genannt. Dies Kloſter ernährte ſonſt den geweihten Müßiggang von hundert und vierzig Mönchen, deren Zahl aber jetzt auf vierzig herabgeſetzt iſt. Hier verweilten wir eine Stunde, um uns an dem kryſtallhellen Waſſer zu erquicken, und zugleich das Innere der Kirche zu beſehen, deren weiter Umfang uns auffiel. Es iſt ein großes, gothiſches Gebäude, das zum Futteral einer kleinen Kirche dient, welche in dem Mittelpunkte der großen ganz abgeſondert da ſteht, und eigentlich das heiligſte Heiligthum iſt. Dieſe kleine Kirche wird für die Kapelle ausgegeben, in welcher der heilige Franciskus gepredigt haben ſoll. Am 2. Auguſt wird hier großer Ablaß ertheilt. Außerordentlich ſoll der Zufluß von Menſchen ſeyn, die der kirchliche Marktverkehr dieſer Kapelle herbeizieht. Der jährliche Sündenumſatz gegen Losſprechungszettel mag dem Kloſter beträchtliche Summen abwerfen. Ich wendete mein Gemüth ab von dem Trugſpiel; mit erfreulicheren und erhebenderen Gedanken als ich hier einſammeln konnte, erfüllten mich die Eindrücke der großen Natur, die den Abglanz der Herrlichkeit Gottes zurückſtrahlt!

Wir nahten uns Perugia der alten Perusia, die jetzt die Hauptſtadt des päbſtlichen Umbriens iſt. Dieſe Stadt mit Fruchtkränzen reichlich und fröhlich umhangen, gewährt durch ihre amphithea-

tralische Lage auf einem hohen Berge, einen ergreifenden Anblick. Sie ist eine der ältesten Städte Italiens, wie solches die fabelhafte Ueberlieferung von ihrem Ursprunge schon anzeigt, der von Janus einem Sohne Apolls hergeleitet wird. Die Geschichte nennt sie unter den vorzüglichsten Städten der alten, sinnreichen hetrurischen Nation. Lange setzte sie den Eroberungskünsten der Römer einen kräftigen Widerstand entgegen: späterhin war sie selbst dem Hannibal furchtbar, so daß dieser nach seinem Siege beim Trasimenersee, sie anzugreifen nicht wagte. In den Bürgerkriegen, nach Cäsars Tode, ließ August sie gänzlich zerstöhren; aber die rüstige Thätigkeit der Einwohner stellte sie bald wieder her. Zur Zeit der Barbarenzüge stürzten die Gothen sie nieder; sie half sich bald wieder auf, und kam endlich durch eine behauptete Schenkung Carl des Großen an den päbstlichen Stuhl. Nach dem Beispiele anderer Städte, strebte sie in den unruhigen Zeiten der hin und herschwankenden Schicksale der kleinen italienischen Staaten nach republikanischer Freiheit. Zu ihrem Anführer wählten die Peruginer einen Mann, der sich den Namen Forte Braccio erwarb, an dessen Regierungsweisheit und Kraft mancherlei Stiftungen errinnern. Nach einem langen Widerstande mußten endlich die Peruginer dem Pabste sich dennoch unterwerfen.

Die Stadt selbst entspricht dem äußern Ansehn, so wie sie besonders in der Ferne erscheint, nicht;

obgleich sie mehrere schöne Kirchen und über Vierzig Klöster aufzuweisen hat. Das Jesuiten Kloster ist das merkwürdigste Gebäude. Die akademische Lehranstalt hat viel von ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit verlohren. Die Lehrer werden unverzeihlich schlecht besoldet, während jene Mönche della Madonna degli angeli im Ueberfluße schwelgen. Was könnte für die Bildung des Volkes geschehen, wenn nur ein mäßiger Theil des Vermögens dazu verwendet würde, welches die ungeheure Menge von Klöstern verschlingt. Das Volk geht nur widerstrebend in den Geist der päbstlichen Regierung ein, welche daher immer Mißtrauen gegen den kecken Sinn der Einwohner hegt.

Zwar ist die Stadt von ihrem vormaligen Glanze tief herab gesunken, und dürfte jetzt wohl schwerlich mehr als dreizehn bis vierzehn Tausend Menschen zählen. Doch läßt sich eine ziemlich thätige Betriebsamkeit der Einwohner bemerken. Unter den berühmten Namen, welche dieser Stadt zur Zierde gereichen, ist Raphaels erster Lehrmeister Pietro Perugino, der bekannteste.

Wo eine solche Menge von Kirchen und Klöstern zu erbauen war, da konnte von Resten alter Gebäude wenig oder gar nichts übrig blieben; nur ein Thor ist, wie sogleich der Augenschein lehret, ein echtes hetrurisches Denkmal.

Torricella, am See Trasimene d. 16. Juni Abends um 9.

Bald hinter Perugia läßt sich ein Abnahme

landschäftlicher Fülle wahrnehmen. Zwar sieht man noch gut bestellte Felder, Weinhügel, Maulbeerbäume und Oliven; auch verschwinden noch nicht gänzlich die Rosen- und Granatenhecken; aber Städte und Landhäuser werden immer seltener. Das Auge vermißt die hohe Cypresse, die Marmorschichten hören auf, Schieferfelsen treten an ihre Stelle. Je mehr man sich Torricella nähert, desto öder wird die Gegend; nur die blasse Olive bietet ihren Friedenszweig den wilden Menschen an, die zum Kriege hier durchstürmen. Auch den Weg fanden wir so schlecht, daß wir unsre Wagen verlassen und den Weg durch den schauervollen Kastanienwald, der auf der einen Seite den trasimenischen See umgiebt, zu Fuße durchwandern mußten. Die rothen Stralen der Abendsonne fielen in den düstern Wald, und ihr Wiederschein von dem See schimmerte feurig durch die Zweige. Ermüdet kamen wir im Posthause zu Torricella an, welches uns keine sonderliche Erquickung verspricht, und mehr einer Hütte der Armuth, als einer Ruheſtätte für ermüdete Reisende gleicht. Desto freundlicher aber empfingen uns die Bewohner. Das Wohlwollen der guten Leute, die alles aufbieten, was in ihrem Vermögen ist, hilft uns treulich die Beschwerlichkeiten ihrer unbequemen und unreinlichen Wohnung ertragen. Das Haus liegt hart am Trasimener See in einer trostlosen Wüste. Ich blickte aus dem Fenster; die Sonne beleuchtete mit ihren letzten Stralen das traurige Bild der öden Gegend,

auf der das finstere Andenken jener Schlacht ruht, die den Römern, welche hier gegen Hannibal fochten, zwanzig tausend Menschen kostete. Die Lichtinsekten zuckten wie schauerliche Blitze, durch die melancholische Nacht.

Castiglione, den 17. Juni Mittags.

Wenn man sonst im Nachtlager von einer ermüdenden Reise ausruht, so war es in Torricella der umgekehrte Fall. Auf der Reise mußten wir vom dortigen schlaflosen Nachtlager ausruhen. Wir fuhren an dem Ufer des Sees hin; und ich gedachte lebhaft jener Zeit als hier der Waffentumult ras'te. Mir fielen die Worte eines Dichters ein

„Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
„Wo ich trete stäubt vielleicht ein Herz.
Tiedge.

Fortdauernd öde bleibt das Land, bis über Ossaja hinaus, welches der gemeine Mann hier Orsalia nennt. Ossaja! (Knochenfeld) ein furchtbarbedeutender Name, der an jene blutige Schlacht am Trasimener See erinnert, von der das ganze weite Feld umher, bis auf den heutigen Tag, in den vorhandenen Gebeinen Spuren zeigt.

Als ich bei Ossaja die Grenze des päbstlichen Gebietes überschritt, ergriff mich eine wehmüthige Empfindung: sie war das Nachgefühl meines Abschiedes von Rom. Sogleich im Toskani-

schen hinter Ossaja verändert sich die Natur und selbst der Trasimener See schmückt sich hier mit freundlicheren Ufern. Fern auf einem Berge am See sahen wir Radicofani schimmern; aber das merkwürdige Cortona sonst Corytum, welches alterthümlich stolz auf einer nachbarlichen Höhe thront, reizte mich zu verweilen, um wenigstens die ewigen Mauern dieser alten ehemaligen hetrurischen Hauptstadt zu betrachten *). Ganze Felsenmassen von funfzehn bis zwanzig Fuß im Durchmesser sind hier auf- und aneinander gefügt, so daß man sich beim ersten Anblick unbezweifelt von dem hohen Alterthum dieser Mauern überzeugt. Hier sieht man die Urkunde der ältesten Baukunst, von der die alte römische eine abgeleitete ist. In dieser Stadt hat sich eine litterarische Gesellschaft zur Untersuchung, und Erläuterung hetrurischer Alterthümer zusammengethan. Der gemeine Mann hat eine verworrene Vorstellung von den Arbeiten dieser Männer, und kann sich dabei keinen anderen Zweck denken, als die Entdeckung gewisser gefährlicher Geheimnisse, die in den wunderbar scheinenden Schriftzeichen der alten verschwundenen Sprache, wie er glaubt, verborgen liegen: man schreibt daher ohne Umstände diesen gelehrten Geschichtsforschern die Zubereitung der berüchtigten Aquato-

*) Vergl. Antichi Monumenti per servire all' opera intitulata l'Italia avanti il dominio dei Romani p. VI. und Morgenstern's Auszüge Th. I. S. 734 f. f.

sana zu, an deren Daseyn überhaupt jetzt Niemand mehr glaubt *). Mein Veturino sagte mir: „da hinter den Mauern wohnen kluge Leute: die gefährliche Künste verstehen.“ —

Wir setzten unsern Weg fort und gelangten in dem angenehm gelegenen Castiglione an, wo wir Mittag hielten. Hier ist toskanischer Fleiß sichtbar. Wir hatten die Wüste nun hinter uns, und häufiger begegneten uns wohlgestaltete, fröhliche Menschen, denen man es ansah, daß sie zu leben hatten. Vorzüglich bemerkte ich hübsche Landfrauen nicht nur reinlich, sondern ziemlich kostbar gekleidet. Echte Perlen, Korallen, oder goldene Ketten umschlingen den weißen Hals der schönen Toskanerinnen. Fülle der Gesundheit giebt ihnen Freudigkeit und Lebensmuth. Kein Bettlerhause schreit uns mehr an; Wohlstand und Anstand herrschen in dem freundlichen Städtchen, nur wird das gute Volk in seinem wohlverdienten Frieden von den übermüthigen Franzosen jetzt bitter gestöhrt;

*) Dies dürfte nach dem, was schon der allbelesene Beckmann in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen im ersten Theil und besonders Th. II. S. 565 f. f. bemerkt hat, doch noch einigem Zweifel unterliegen. D. Hahnemann erklärte es für ein arsenikalisches Mittelsalz. So viel ist indeß gewiß, daß eine Menge erdichteter Sagen und Fabeleien diese Aqua der Tofania oder das Brinvilliers den historischen Scepticismus preis gaben. B.

indeſſen ſucht es ſich ſo gut als möglich mit der böſen Zeit abzufinden.

In dieſer Gegend wächſt der köſtliche Aliatico. Neben unſrem Zimmer trinkt eine Geſellſchaft von Männern ſich, durch dieſen Nektar fröhlich, in die Hoffnung beßrer Zeiten hinein.

Arezzo, den 17. Juni Morgens um 8.

Unſer geſtriger Weg von Caſtiglione bis hieher ging ununterbrochen durch wohlbeſtelltes fruchtbares Land; die Felder überall zeugten von Betriebſamkeit und die Villen von der Wohlhabenheit und dem feinen Sinn der Einwohner. Kleine oder größere Städte, bei denen wir vorüber, oder durch welche wir hindurch fuhren, gewährten einen Anblick von Reinlichkeit und Fülle. Dieſen Charakter zeigt auch Arezzo, ſonſt Arretium, eine anſehnliche wohlgebaute Stadt, mit gutgepflaſterten Straßen. Sie erhebt ſich in einer ſehr fruchtbaren Ebene auf einem Hügel. Auch ſie war vormals eine hetruriſche Stadt, beſonders berühmt durch Verfertigung feiner Vaſen, wovon ſich beim Nachgraben häufige Spuren entdeckten; außerdem aber findet ſich hier von alten Ruinen nichts bedeutendes mehr. Attila der Hunne zerſtörte die Stadt; auch in den Partheienkriegen der Gibelinen und Guelfen hat ſie harte Zeiten beſtanden. Die Einwohner laſſen ſich gerne an ihre großen Männer: an Mäcen, den Freund Auguſtus, an Petrarch, den Sänger der Liebe, und an den nicht weniger be-

rühmten Aretino erinnern, der sich den Fürsten und Großen seiner Zeit furchtbar machte, indem er ihre Thorheiten und Verbrechen mit einer scharfen satyrischen Geißel züchtigte, und sich für sein Stillschweigen keinen geringen Preis bieten ließ. —

Monte Varchi, Mittags.

Zwischen Arezzo und Monte Varchi erscheint die Natur in einer dürftigeren Gestalt; und sogar das Heidekraut, dieses Zeichen eines unfruchtbaren Bodens, ließ sich stellenweise, in einer Ausdehnung von vierzehn Miglien hier sehen. Das Getraide in den Feldern stand kümmerlich, und wechselte mit dem kraftlosen Heidekraut ab. Etwa fünf Miglien vor Monte Varchi, nimmt die Gegend einen milderen und freundlicheren Charakter an. Die kleinen Städte fand ich wohlgebaut und gut gepflastert und überall an Menschen und andern Gegenständen ließen sich Sauberkeit und Merkmale Toskanischen Fleißes entdecken. Aber die französischen Horden haben hier grausam gewüthet. Die Wirthin zeigte uns die Zerstöhrung an ihrem Geräthe und an ihrem Hause; kaum waren die Fenster dürftig wieder hergestellt. Sie selbst trug in den Spuren tödlicher Mißhandlungen den Keim des Todes an ihrem Körper.

Das Wetter hatte nahe vor Monte Varchi häufig gewechselt, und den Horizont mit dem gelblichen feinen Nebel den man in Norden Höhrauch nennt, überzogen. Als ich dieß der Wirthin erzählte,

ſagte ſie: daß ſolches wohl eine Folge des Erdbebenſtoßes ſeyn könne, der vor etwa zwei Stunden verſpürt worden ſey. Wir hatten während des Fahrens nichts davon bemerkt.

Piano della Fonte, Abend um 7.

Ein ſchlechter unbequemer Steinweg, vierzehn Miglien lang, hat uns hieher — geſtoßen; aber wir fanden ein gutes Nachtlager, und eine ungemein gefällige und wohlwollende Bewirthung. Die Beſchwerlichkeiten des Fahrens, bergauf und bergab, hat mich dennoch nicht gänzlich um den Genuß des reichen und romantiſch geſchmückten Landſtriches, den wir durchzogen, gebracht. Wohin der Blick ſich wendete, prangte die Gegend umher in Herrlichkeit und Fülle. Saubere, niedlich gebaute Flecken und Städte, und auf den Höhen reizende Villen, wechſelten ſo nachbarlich mit einander ab, daß ſie gleichſam durch große Gartenabtheilungen verbunden zu ſeyn ſchienen. Fern am Horizont bargen die Apenninen ihre Häupter in den Wolken, und die Vorberge mit ihren Weinhügeln bildeten ein glänzendes Amphitheater. Die würzhafte Luft von den Wieſen und von den, in Blüthe ſtehenden Weinbergen her, umfloß uns erquickend mit ihrem ſtärkenden Balſam. Die ganze Natur ſcheint hier Heiterkeit und Frohſinn zu athmen. Nirgend iſt die Miene des tieferen Ernſtes ſichtbar, welche der römiſchen Gegend die häufigen Ruinen aufprägen: die Miene der Umgebung ſcheint

sich auch den Menschen mitzutheilen. Alles im Toskanischen hat ein lachendes Ansehn. Sanftheit und Milde sind Charakterzüge der hiesigen Menschen. An den Einwohnern spiegelt die umgebende Natur sich ab; auch ist mir in keiner Gegend Italiens hübscheres Landvolk begegnet, als hier.

In den Städten und Flecken sahen wir Handwerker vor den Thüren auf den Straßen in froher Arbeitsamkeit; die Frauen beschäftigten sich neben ihren Männern und unter ihren Kindern mit Stricken, Nähen, Abwinden der Seide von den Cocons und andern weiblichen Arbeiten. Lachende Scherze liefen die Reihen hindurch. Wahrlich, das gab einen erfreulichen Anblick!

In den Landschaften umher sind schon die edlen Pinien und die Granatenhecken verschwunden: dagegen erscheint hier an den Landstraßen und Villen häufig die italienische Pappel.

L'Inciſa, etwa ein paar hundert Schritte von unserm Nachtlager entfernt, ist ein überaus reizender kleiner Flecken; man bereut es nicht, daselbst ein wenig zu verweilen. Der Ort ist mit mäßigen Hügeln eingefaßt, um welche lieblich und luftig die Weinranke schwebt. In einem ganz andern Charakter erscheint Piano della Fonte, wo wir übernachten. Man hat L'Inciſa kaum verlassen, so wird die Landschaft wilder und überraschender; doch sind auch hier die schroffen Felsenhöhen wohl angebauet. Der kurze Weg von diesem Felsen bis zu unsrem Wirthshause, wird durch die plötzlichen

Wen-

Wendungen der Anſicht nur deſto unterhaltender, je unerwarteter ſie erſcheinen. Ich blickte aus dem Fenſter meines Wohnzimmers und erſtaunte über die aufgethürmten Felſenmaſſen, welche die Natur wild und roh hier zuſammengeſchoben hat, um, wie es ſcheint, dem menſchlichen Fleiße eine recht ſchwierige Arbeit aufzugeben: dieſer aber hat ſich nicht abſchrecken laſſen; und es iſt ihm gelungen, die Felſen zur Fruchtbarkeit zu zwingen.

Unter den freundlichen Menſchen in dieſem Hauſe ſah ich ein junges liebliches Mädchen mit bleichen Wangen umherwandeln, eine holde Blumengeſtalt, die ein tödtlicher Hauch berührt hatte. Ich fragte nach dem Zuſtande ihrer Geſundheit und ſie erzählte: „die Wirthin des Hauſes ſey ihre Verwandte, und habe ſie zu ſich genommen, nachdem ſie ſchon früher mutterlos, auch ihres Vaters, deſſen einziger Troſt ſie geweſen, auf eine entſetzliche Weiſe beraubt worden ſey. Die erſten Franzoſen die in ihr väterliches Haus eingedrungen, hätten alles geraubt; die ſpäteren, die nun nichts mehr gefunden, hätten ihre Wuth gegen den Vater gerichtet, und ihn in ihren Armen getödtet. Dies entſetzliche Schickſal habe ſie auf ein hartes Krankenlager geworfen, und ſeitdem“ — — Schmerz und Thränen erſtickten ihre Worte. Ich errieth ihre Krankheit und theilte ihr kleine Mittel und einigen mediciniſchen Rath mit. Sie ſchien mir eine Todesgeweihete zu ſeyn: nur in ihren freundlichen Augen leuchtete noch das Leben ihres ſchönen Ge-

müthes und die Grazien der Seele verweilten unter den hinwelkenden Rosen ihrer Jugend. Bis in das Innerste meines Wesens hatte mich das Schicksal des Mädchens gerührt, und wie gern hätte ich die unglückliche mit mir nach Teutschland genommen: aber unüberwindliche Hindernisse stellten sich meinem Herzen entgegen.

Den 19. Juni Morgens nach 9.

Nicht mehr ferne bin ich von dem schönen kunstreichen Florenz, dem ersehnten Orte einer längeren Zwischenruhe, deren meine erschöpften Kräfte bedürfen. Mit ganz andern Gefühlen gehe ich der berühmten Stadt entgegen, als damals, da ich noch fremd zu ihren Thoren einfuhr. Mich peinigte jetzt die Bangigkeit nicht, die mich ergreift, wenn ich mich einer unbekannten Stadt nahe, wo ich noch kein Herz für mich gewonnen, wo ich mir noch keinen wohlwollenden Blick erwerben konnte.

Florenz, Nachmittags.

Immer noch beschwerlich, aber doch um vieles erträglicher, als auf den beiden Tagereisen vor Piano della Fonte, wurde der Weg von dem letzteren Orte bis hieher, wie es sich in der Nähe einer Hauptstadt erwarten läßt. Immer noch ging die Straße über hohe, steile Berge, auf und nieder. Denn so wie die Vorberge der Apenninen in beträchtlich steigenden Abstufungen sich erheben,

so müssen im weiteren Umkreise der Stadt die Zugänge verhältnißmäßig höher und steiler werden. Aber auch von dieser Seite der Stadt sind Höhen und Tiefen mit Naturschmuck reichlich umgeben. Man erstaunt und wird entzückt, wenn man bemerkt, wie von den steilen Felsengipfeln herab die Fülle der Fruchtbarkeit sich ergießt. Die Reben- und Olivenhayne stehn in voller Blüthe, und vollenden die Schönheit des Hügelkranzes, der den ehrwürdigen Sitz der Künste so lieblich umschlingt. Nur die schwebenden Seen von weißem Nebel über den Zinnen der Stadt lassen bemerken, daß man sich dem Norden nähert. Aber nichts stöhret das Entzücken, welches die Seele füllt, wenn man eine bedeutende Höhe des Weges erreicht hat, und hinabschaut in das weite, prachtvolle, paradiesische Thal, welches der Arno mit seinen lieblichen Windungen durchströmt. Menschliche Thätigkeit und große Arbeiten der Natur stehen hier in dem freundschaftlichsten Bunde.

Unter den herrlichen Landsitzen, an denen wir vorüber kamen, zeichnet sich besonders der des Marchese Renuncini aus, durch eine Cypressenumgebung, die den großen Garten einschließt; so kräftige, so hohe Cypressen sah ich noch nie. Zu einer ganz vorzüglichen Zierde des Thales aber dient eine Brücke, die mit sieben mächtigen Bogen über einen kleinen Fluß hinschreitet, der dem Arno zueilt, und zur Regenzeit sehr anschwillt.

Erschöpft an Kräften des Körpers, aber reich

an Bildern des Geistes, kam ich ermüdet in dem Wirthshause an. Nur die Bewillkommungs Besuche der liebenswürdigen Fabroni konnt ich annehmen.

Den 21. Juni Abends.

Den gestrigen Tag war ich genöthiget, der Ruhe zu widmen. Meine geliebte Fabroni schenkte mir einige freundliche Stunden ihrer Gesellschaft. Dann empfing ich einen Besuch des östreichschen Gesandten, des Herrn von Colli, der mich zu dem heutigen Mittagsmale einlud. Ich fand daselbst eine angenehme geistreiche Gesellschaft, in welcher vorzüglich Frauengestalten glänzten, ausgezeichnet durch Schönheit oder Anmuth, oder Bildung des Geistes. Alle kamen wohlwollend und gütig der Fremden entgegen, so daß ich mich in diesem Kreise gewissermaßen bald heimisch fühlte. Das Gespräch war ziemlich allgemein und lebhaft, und mit zarter Rücksicht immer so gehalten, daß auch ich daran Theil nehmen konnte: es betraf Kunstgegenstände und Künstler, jedoch keine Politik. Man scheint hier furchtsamer, als in Rom zu seyn. Nur ganz leise wurde es mir zugeflüstert, daß, nach Andeutung gewisser Vorzeichen, dem neu errichteten Königreiche Hetrurien eine abermalige Veränderung bevorstehe. Selbst, als auf Alfieris Eigenheiten die Rede kam, übergiug man seinen wüthenden Franzosenhaß mit vorsichtigem Stillschweigen. Das Gespräch wurde zwar französisch

geführt, fiel aber oft in die Landessprache zurück, wobei ich dann bemerkte, daß mein Ohr sich an den volltönenden römischen Dialekt gewöhnt hatte.

Den Abend brachte ich in dem Fabronischen Hause zu; und es freute mich, den wackern Puccini (Th. I. S. 245.) daselbst zu finden. Wir sprachen viel über Rom und über die römischen Künstler. Es ist eine Freude zu hören, wie das Urtheil dieses bewährten Kenners die Kränze vertheilt. Die Gerechtigkeit selbst könnte nicht treffender und billiger richten. Harte schneidende Urtheile fördern die Kunst nicht; milde Hinweisungen führen zum Ziele.

Den 22. Juni.

Schon in meinen früheren Bemerkungen (Th. II. S. 415.) habe ich von dem Gesichtspunkte gesprochen, unter welchem gewöhnlich die Religion von demjenigen angesehen wird, der durch irgend eine Veranlaßung aufgeregt, sich von der Befangenheit einer überladenen Glaubensform losmacht, und dagegen eine sogenannte Philosophie ergreift, bei deren Unzulänglichkeit oft seltsame innere Widersprüche zum Vorschein kommen.

Ich habe verschiedene Erfahrungen dieser Art gesammelt; heute machte ich eine neue. Es besuchte mich der geistvolle M. — — ein geborner Florentiner, den seine diplomatische Laufbahn unter der Regierung des letzten Königes von Polen

nach Warschau geführt hatte, wo ich ihn kennen lernte. Die Welt und eine gewisse Philosophie, die zu seiner Zeit viel Anhänger fand, hatte seinem Geiste früh eine Ansicht gegeben, die den heiligen Ernst des Lebens nicht hoch anschlägt: eine Ansicht, die jedoch seinem rechtlichen Charakter durchaus keinen Abbruch that. Ihn hatte die Zeit noch mehr zu einem erfahrungsreichen Alten gereift; mir aber gab er unter seinen Wendungen seine Verwunderung zu errathen, mich noch auf demselben Standpunkte in Absicht gewisser Ideen zu finden. Wir traten zufällig an das Fenster, als gerade ein religiöser Zug sich durch die Straße bewegte. Es fiel mir auf, unter diesem Stadtvolke, welches da vorüberzog, weit weniger schönes, blühendes Leben zu bemerken, als mir auf meiner ganzen Reise unter dem toskanischen Landvolke begegnet war, und ich äußerte mein Befremden darüber. — Das sind die Sitten einer großen Stadt, erwiederte M. — —. Dann warf er noch einige bitter spottende Anmerkungen hin über Kirchensazungen, Priesterthum, und endlich über das Wesen der Religion selbst: über Gott und Unsterblichkeit: alles dies meinte er, sey eine recht nützliche Erfindung für das Volk; eine Ergänzung politischer Gesetze auf die Leichtgläubigkeit der Menschen berechnet und gegründet. — Ich wußte schon aus der Erfahrung, daß durch solchen Streit und Gegenstreit für die Wahrheit nichts gewonnen wird, und leitete daher die Unterredung auf andre Gegen-

stände. Beide hatten wir durch den Tod Freunde verloren. Es war von wechselseitiger Zuneigung, von der Sympathie dieser geistigen Anziehungskraft die Rede; und M. —— nachdem er schon mehrere sogenannte Ahnungsgeschichten angeführt hatte, erzählte endlich noch, daß ein gewisser Mann in der Nachbarschaft seines Geburtsortes eine Lieblingskatze gehabt hätte; diese habe einige Tage hindurch alle Nahrung verschmäht, und sey darauf plötzlich verschwunden. Nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen, sey sie einsmals, als ihr Herr eine große Gesellschaft im Garten bei sich gesehn, wieder erschienen, habe zuerst ihrem Herrn, nach alter Gewohnheit, geliebkoset, sey dann im Kreise der Freunde des Herrn umhergegangen, habe bei jedem Einzelnen ihre gewöhnlichen Schmeichelgeberden wiederholt, und sey dann gerades Weges dem Teiche zugeeilt, wo sie sich vor aller Augen hineingestürzt habe. — Also eine schwermüthige Katze, die sich aus Lebensüberdruß umbrachte. Dieses Märchen von einer selbstmörderischen Katze, und jene Ahnungen, die sämmtlich aus trüben, nordischen Sagen abstammen, und von der Leichtgläubigkeit im Umlauf erhalten werden, fand der geistreiche M. —— besser gegründet, als den Glauben an die erhabenen christlichen Wahrheiten, welche ihre Gewährleistung in der Vernunft, in der Tugend und überhaupt in der geistigen Natur des Menschen finden, Wahrheiten für die, — ich möchte fast sagen —

eine Ueberlieferung aus einem höheren Leben spricht *).

Solche wunderliche Erscheinungen stellen sich dar, wenn ein lebhafter Geist aus einer gewissen Betäubung in Glaubenssachen plötzlich erwacht: von der unbewährt gefundenen Befangenheit in leeren Satzungen tritt er zu der Schrankenlosigkeit über, zu dem Unglauben, der alles von sich weist, was nicht mit Händen zu greifen ist. Samt der ungeschickten Einfassung, wirft er das Kleinod selbst hinweg. Auf diesem Sprunge zum Unglauben nimmt er jedoch, für den Fall des unvertilgbaren Bedürfnisses, einen guten Vorrath von Aberglauben mit.

„Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
„Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
„Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
„Den unvertilgbar das Gemüth bedarf."
Tiedge.

Den 23. Abends nach 9.

Seit meiner Ankunft in Florenz, hörte ich überall von Johannesfeierlichkeiten und Volksfesten sprechen: ich war daher sehr gespannt, Augen-

*) Der gute M.—— wandelt nun schon da, wo ihm heller die Sonne des Glaubens leuchtet. Ich würde sonst diese Unterredung mit ihm nicht hieher gesetzt haben. d. Verf.

zeuge einer ſolchen öffentlichen Freude zu ſeyn. Für den heutigen Tag war ein Wagenrennen auf dem ſchönen Platze vor der Kirche Maria novelle (Th. I. S. 239.) veranſtaltet worden. Herr von Colli hatte die Gefälligkeit gehabt, mir einen bequemen Platz beſorgen zu laſſen; er ſelbſt führte mich hin. Nach der ungeheuren Volksmenge zu urtheilen, mußte ich große Dinge erwarten. An den Fenſtern drängte ſich Kopf an Kopf, und ſelbſt auf den Dächern fehlte es an Zuſchauern nicht. Dann wurden vier Wagen herbeigeführt, welche die Form der alten Triumphwagen nachahmen ſollten; jeder war mit zwei Pferden beſpannt. Die Wagenlenker hatten ſich geſchmacklos phantaſtiſch gekleidet: der eine weiß mit Gold, der andere blau, der dritte roth, der vierte gelb mit Silber. Alle jagten, die Pferde unbarmherzig peitſchend, dreimal in einem vorgezeichneten Kreiſe umher. Der Preis, den der zuerſt ankommende erhielt, war ſehr unbedeutend. Der ganze Spaß dauerte ein paar Minuten. Die Menſchenmenge verließ den Platz und glaubte, recht froh geweſen zu ſeyn. So leicht iſt es, dem Volke weis zu machen, daß es ſich ergötze. Uebrigens ſchien mir das ganze eine treffende Allegorie des menſchlichen Lebens zu ſeyn, welches ſich größtentheils in Anſtalten dazu verliert.

Den 24. Juni Abends um 11.

Heute wiederum ein Feſt! Es war die von den Mediceern eingeführte Huldigungsfeierlichkeit

welche nach einer siebenjährigen Unterbrechung, heute zum erstenmale wieder begangen wurde.

Dem Mediceischen Pallaste (Th. I. S. 243.) gegenüber, war ein Thron errichtet worden, auf dem die Königin mit ihrem Sohne, dem fünfjährigen König saß, umgeben und bedeckt mit allem Prunke des Hofglanzes. Die Provinzen wurden durch geharnischte Ritter, welche Fahnen trugen, dargestellt; die Städte erschienen als Thürme, jede auf einem, von vier Pferden gezogenen, Wagen, die Marquisate waren Reuter und trugen silberne Teller, welche dem Könige zum Opfer dargebracht wurden. Um diesem Feste den höchsten Glanz zu geben, so durfte der hohe Schutzpatron des Landes, der heilige Johannes nicht verschmähen, den Prachtaufzug durch seine Gegenwart zu verherrlichen: dafür aber wurde ihm auch die Auszeichnung zu Theil, auf einem, mit vier Pferden bespannten, reich vergoldeten Wagen von solcher Höhe geführt zu werden, daß sein segnendes Antlitz in die oberen Geschosse der Häuser hinein schauen konnte.

Nachdem die Königin unter ihrem Thronhimmel die Huldigungen empfangen hatte, begab sich der ganze Zug, von Infanterie und Kavallerie begleitet, zu dem Platze der Taufkapelle. (Th. I. S. 283.) Der Magistrat, die Senatoren, der ganze Hofstaat, mit Einschluß der Dienerschaft, gingen vor der Königin und ihrem Sohne her; der Königin folgten einige Damen, den Beschluß machte die Leibgarde. Die Senatoren und der

Stadtrath begleiteten die Königin in die Kirche, wo ſie betend einige Minuten verharrte; dann ſtieg ſie in ihren Wagen und der ganze Zug ging auseinander. Von acht Uhr Morgens bis eilf dauerte die Feierlichkeit, deren innere Leerheit der äußere Pomp ſo wenig zu bedecken vermochte, daß der Beobachter dadurch nur auf eine grellere Weiſe an das Verhältniß dieſes kleinen Staates zu Frankreich erinnert wurde. Ihm muß das ganze Huldigungsſpiel als eine vergoldete Nußſchale am bunten Chriſtbaum eines Kindes erſcheinen, deren inneren Kern die Franzoſen herausgezogen haben.

Nachmittags ward ein Pferderennen gehalten, welches ich aber dem römiſchen weit nachſtehend fand. Es fehlte hier zweierlei: die Ordnung, und eine Straße, wie der Corſo.

Der Abend des feſtlichen Tages ward mit einer Oper geſchloſſen. Das Theater war geſchmückt, verſchwenderiſch erleuchtet, die Oper mittelmäßig, das Ballet aber Zemir und Azor, vortrefflich erfunden und dargeſtellt. In dieſen Tänzen herrſchte durchaus das anſtändig gehaltene Spiel der Phantaſie. Hier ſah ich nicht jene Luftſprünge, jene widerwärtigen Stellungen, worin die Teutſchen Theater mit einander weiteifern; feine ſinnenvolle Grazie waltete in allen Bewegungen der Tänzerinnen und der Tänzer. Das Haus war ſehr angefüllt; wohin das Auge ſich wendete, erblickte es Schönheit und Glanz. Ungemein reizende Wohlgeſtalten bemerkte ich, beſonders unter den Frauen.

— Wenn in dem Weſen der edlen Römerin eine höhere Würde vorwaltet: ſo zeichnet eine ſanftere Grazie die ſchöne Toskanerin aus. —

Zu den drei Masken, alle tre Maschere.

Den 25. Juni.

Schon bei meiner frühern Durchreiſe hatte ich beſchloſſen, hier, wenn ich zurückkehren würde, zu verweilen (Th. I. S. 227.). Ein ſüßer, ſtiller Zauber der Natur umſchmeichelt den Wanderer, der in dieſer hohen Cypreſſenwaldung ausruht. Dieſer liebliche Raum iſt das kleine Paradies in einem größeren: der blühende Eingang zu den heſperiſchen Luſtgärten.

Das geräumige und ſehr wohl eingerichtete Wirthshaus, welches den obigen Namen führt, liegt auf einer ſanften Anhöhe deren Abhänge mit lieblichem Gebüſch geſchmückt ſind. Von hier aus überſieht man ein weites hügelreiches Thal, in welches ſich ein außerordentlicher Reichthum der Fruchtbarkeit niedergelaſſen hat. Es ſcheint ein unermeßlicher Garten zu ſeyn, der bis an den Fuß der Apenninen ſich erſtreckt. Ueppige Kaſtanienwälder, blaßgrüne Olivenhayne, und dunkle Ulmenſtellen, an denen die Weinranke ſich flatternd hinauf ſchlingt, wechſeln anmuthig mit einander ab; überall ſchimmern Villen aus dieſer grünen Fülle hervor, und tief im Hintergrunde erheben ſich, mit ihren vielfachen Abſtufungen die Apenninen, wie eine ewige Garten-

mauer des paradiesischen Thales. — Von unsrem Wirthshause führt ein majestätischer Cypressengang zu der nahe gelegenen Villa, die selbst mit hohen Cypressen umgeben ist. Einen unaussprechlich anziehenden Reiz hat für mich diese einsame Villa: an ihrem Eingange stand ich, und glaubte den Geist ihres Schöpfers aus der Schöpfung zu erkennen, die er hier aufgestellt hat. Gewiß war es ein tiefes Gemüth, welches den hohen Ernst und die heitre Freude des Lebens so reizend zu verbinden verstand.

Scaricalasino, den 26. Juni.

Was ein freundliches Gesicht werth ist, kann nur derjenige wissen, dem jemals nach einem beschwerlichen Reisetage an der Schwelle seiner Abendruhe, ein solches begegnet ist. Wir fanden die gefälligste liebreichste Aufnahme bei den Leuten dieses Wirthshauses, die mich von meiner vorigen Durchreise sogleich wiedererkannten. Jedes Mitglied der Familie war bemüht und beschäftiget, uns die möglichste Bequemlichkeit und Ruhe zu bereiten, deren wir so sehr bedurften. Auf rauhen Wegen, bergauf und bergab, hatten wir eine öde menschenleere Gegend durchzogen: denn das toskanische Freudenland hatte sich mit dem lieblichen Orte: alle tré Maschere hinter uns geschlossen; aber die milde toskanische Menschennatur begleitete uns noch. Der stoßende Weg nöthigte uns, eine Strecke zu Fuße zu gehn: und so erreichten wir

auf einem kahlen felsigten Bergrücken die berüchtigte Windstelle (Th. I. S. 227.). Ein heftiger Sturm, der sich seitwärts durch eine enge Felsenschlucht preßte, fuhr so ungestüm über den Weg, daß wir Gefahr liefen, von der Höhe hinabgestürzt zu werden. Der Veturino war besorgt, und wir mußten unsern Wagensitzen zueilen. Vermuthlich hat Pietra Mala den bösen Namen von eben dieser Felsenstelle, die der Wind ganz kahl gestürmt hat. Nun blieben uns noch drei Miglien zu überwinden, bis wir zu Pietra Mala, dem Toskanischen Grenzzoll-Amte, bei der Familie des ehrwürdigen Colignone (Th. I. S. 227.) eintrafen. Hier kam uns nun der erfreulichste Empfang entgegen. Die ganze liebenswürdige Hausgenossenschaft war sogleich um uns versammelt. Der herrliche Greis und die wackere, muntere Gattin begrüßten mich mit dem redlichsten Händedrucke, worin sich ein ganzes Herz voll Zuneigung äußerte. Zwischen diesem sehr würdigen Elternpaare, welches mir zunächst stand, blickten die liebevollen Jugendaugen der übrigen Familie hervor; jedes wollte mir die Hand reichen. Dann trat die lieblichste Gruppe des ganzen Kreises zu mir: es war die ältere Tochter des Hauses mit ihrem zarten Kinde auf dem Arme, und ihrem Gatten zur Seite. Die jugendlich erröthende holde Mutter, das schöne großaugige Kind, ein Töchterchen, von etlichen Monaten, an ihren Hals geschmiegt, der zärtliche Vater daneben, — nie wird dies reizende Bild aus meiner Seele ver-

ſchwinden! — Die Mutter legte in meine Arme das lächelnde Kind, dem ſie meinen Namen gegeben hatte, und ſagte mit ſichtbarer Rührung im Auge: um Ihren Segen bitte ich, um Ihr Gebet für mein Geliebtes! — Ach! erwiederte ich, müßt ich nur nicht ſo weit entfernt leben, von Euch, Ihr guten, frommen Kinder Gottes! — — „Das fromme Gebet guter Menſchen," rief der alte Vater dazwiſchen, „weiß von keiner Entfernung, und der Segen einer fernen Liebe verirret ſich nicht." — Ich reichte dankbar dem edlen Greiſe die Hand. Unterdeſſen hatte mir die jüngſte Tochter eine Mittagsruhe bereitet, welches ſie verſchämt durch ihre Schweſter mir anzeigen ließ. Nach einer kurzen Ruhe ward ich zum Eſſen gerufen. — Die Freuden der Unſchuld und der gegenſeitigen Liebe, die geſchäftige Neigung, der Fremden wohlzuthun, der zarteſte Frohſinn umkreiſ'ten die Tiſchgenoſſenſchaft. — Wären es arme, müde Pilger, wie wir, und nicht Engel geweſen, welche einſt bei dem frommen Erzvater einkehrten, ſo hätte ich unſer Mahl, mit jenem patriarchaliſchen vergleichen können.

Nicht genug, daß dieſe liebenswürdige Familie ihre ganze Fähigkeit aufbot, um uns den kurzen Aufenthalt in ihrem Hauſe recht freundlich und erquickend zu machen; ſondern der Schwiegerſohn Guercelli übernahm es auch noch, uns bis zu dem nächſten franzöſiſchen Zollamte zu begleiten, um uns die Abfertigung daſelbſt zu erleichtern. —

Mit unauslöschbaren Empfindungen verließ ich den heiter frommen Familienkreis. — Was könnte überall dem Menschen der Mensch seyn, wenn die Eigensucht nicht blind geboren wäre! —

Bologna, den 27. Juni.

Durch rauhe Felsenwege, über steile Berge mußten wir uns hindurch arbeiten, bis wir endlich jenseits der nackten Sand- und Kalkberge vor Pianova die entfernten grünen Hügel um Bologna erblickten. Nahe vor dieser Stadt begrüßte uns das Cicadengetöse, welches aus den fruchtbaren bolognesischen Fluren erscholl: dies betäubende Geschrei hatte gleichwohl etwas, wodurch es im ersten Augenblick eine Art von Wohllaut für mich wurde, indem es bei mir eine süße Erinnerung an Ischia erweckte. Was aber die Unannehmlichkeit unsres Weges hieher vermehrte, war, daß uns Haufen von jungen italienischen Soldaten begegneten, die durch Ketten an den Hälsen an einander gefesselt waren. Einzelnen hatte man die Hände zusammengekettet. Solche Erscheinungen sind immer Zeichen der unmittelbaren Herrschaft des Buonapartischen Franzosenreiches. — Im toskanischen, und wo sonst noch ein Schatten von selbstständiger Regierung statt findet, gehn die Maßregeln der Soldatenberufung durch die mildernden Hände der vaterländischen Behörden.

Carpi

Carpi, den 28. Juni.

In dieſem Orte hatten wir auf unſrer vorigen Durchreiſe ein äußerſt dürftiges Nachtlager. Ich äußerte dem Veturino mein Mißfallen darüber; er führte uns diesmal in ein beßres: es iſt das weitläuftige Gebäude eines vormaligen Kloſters, welches von dem kleinen Wirthshausverkehr einer ärmlichen Landſtadt nicht ausgefüllt wird, und der überflüſſige leere Raum giebt der großen Steinmaſſe das Anſehn von Ausgeſtorbenheit. Dieſem Wirthshauſe gegenüber liegt ein unbewohntes altes Schloß, ein verſinkender Zeuge beßrer Zeiten. Carpi ſelbſt ſcheint an dem traurigen Herrenwechſel zu ſiechen. Ueberall elende baufällige Hütten und verlaßne Straßen.

Wir kamen durch wohlangebautes Land; aber es ſind nicht mehr die lachenden toskaniſchen Felder.

Mantua, den 29. Juni.

Immer weniger unterhaltend wird unſer Weg; ſo wie die Gegend an Abwechſelung verliert, ſo verliert auch die Luft ihre ſanfte Milde, der Himmel ſeine dunkle Bläue. Die edleren Bäume verſchwinden faſt gänzlich; nur Ulmen und Weiden gedeihen, und hin und wieder erblickt man Pflanzungen von Maulbeerbäumen. In der traurigen, ſchilfreichen Sumpffläche, die vor Mantua der Po verurſacht, umwölkte ſich meine Seele, auch der Himmel ſchwärzte ſich, und ein dunkles Gewit-

ter begleitete uns bis vor die Thore von Mantua. Als wir einfuhren versammelten sich um unsern Wagen die Soldaten, die uns teutsch sprechen hörten und klagten uns ihr Schicksal, daß sie östreichische Kriegesgefangene und gezwungen wären, den Franzosen zu dienen. Ich ermahnte sie, nicht sogleich jedem Fremden ihre Klagen anzuvertrauen.

Auf dem Markte sah ich ein ärgerliches, geistloses Spiel, welches die Bürger mit einer Gans trieben. Diese war in einem Korbe so befestiget, daß an dem einen Ende der Kopf, am andern die Füße hervorragten, an Stricken schwebte der Korb zwischen zwei Pfählen. Unter der, in Schwung gebrachten, Gans liefen die Männer hindurch und hieben nach ihr mit einem Stocke; wer den Kopf traf, erhielt den höchsten Gewinn. Sollte die Obrigkeit solche Spiele gestatten? In Aegypten gab es Gesetze, welche Grausamkeiten gegen die Thiere bestraften.

Cremona, den 30. Juni.

Von Mantua lenkten wir in die Straße nach Mayland ein. Ebene gleichförmige Wege, dürftige Felder, ärmliche Wiesen und Viehweiden, Sumpfstellen, und feuchte unbehagliche Luft sind die Hauptzüge der Natur dieses Landstriches. Doch trifft man auch ziemlich häufig Reisfelder und Maulbeerpflanzungen zum Besten des Seidenbaues an. Hin und wieder gewährten wohlgebaute Landstädte in dieser unerfreulichen Ebene, einen angenehmen

Anblick. Sogar Weinreben sah ich, die sich an Weidenbäumen hinaufrankten. Der Weinstock braucht milde Luft und sonnigte Hügel: ich zweifle daher sehr, daß der cremonesische Nektar so beliebt, als die cremonesische Laute seyn möchte. Unsern Mittag hielten wir in Piedana, einem ärmlichen Orte. Die Leute unsers Wirthshauses, sehr gutmüthige Menschen, beklagten mehr, als wir, daß sie nicht vermögend seyen, uns anständig zu bewirthen, wir mußten sie beruhigen und uns selbst auf Cremona vertrösten.

Cremona ist ein vielgenannter Name in der Geschichte; aber die geschichtliche Namhaftigkeit einer Stadt, ist immer eine Andeutung unseliger Schicksale, welche sie im Laufe der Zeiten getroffen haben: so verhält es sich auch mit Cremona. In dem Partheienkriege, als Augustus und Antonius sich um den Besitz des römischen Staates rauften, fiel das Schicksal dieser unglücklichen Stadt mit dem des Antonius, welchem sie ihre Thore geöffnet, zusammen, und der tückisch grausame Sieger ließ es die Stadt entgelten, daß Antonius ein minder glücklicher Räuber, als er war. Cremona stieg aus der Asche wieder hervor. Später wurde sie in die Unruhen nach Neros Tode verwickelt, und Vitellius Horden vernichteten sie abermals. Als endlich das römische Reich den Anfällen der Barbaren erlag, stürzten sie die Gothen darnieder. Immer richtete sie sich wieder empor. In dem Mittelalter zur Zeit der

kleinen italienischen Republiken, stand sie bald selbstständig, bald ward sie, nicht ohne verheerende Gewalt, von einer Oberherrschaft zur andern hinüber gerissen. Mit der letzten Eroberung von Mayland, fiel sie in die Hände der Franzosen, welche die jüngsten Blüthen ihres Flores abstreiften.

Wer eine Strecke durch Italien gereist ist, und in die Thore von Cremona einfährt, bringt freilich schon eine düstre Idee vom jetzigen Zustande dieses Landes mit: daher es dann wohl kommen mochte, daß ich das finstere Ansehn dieses Ortes noch unerfreulicher fand, als er mir vielleicht unter andern Umständen erschienen seyn würde. An den Kirchengebäuden dieser Stadt, die so oft niedergestürzt, und aus den Trümmern wieder erstanden ist, fängt der sogenannte gothische Geschmack an in ungemischteren Formen seine Herrschaft zu zeigen. An die Stelle der, mit Säulengängen umgebenen Tempelhallen, sind die, in einem Punkt spitzig zusammenlaufenden Wölbungen getreten, die von Pfeilern, nicht von Säulen, getragen werden. Die Heiterkeit der griechischen Tempel verschwand, und in dem christlichen Heiligthume waltet ein ernstes, mystisches Wesen, welches vielleicht dem hohen Schwunge christlicher Ideen nicht ganz ungemäß ist. In diesem Geschmack ist die Cathedralkirche erbaut; neben ihr die Taufkapelle, deren Rundung durch acht gleichmäßige Ecken unterbrochen ist. Der Thurm der Kirche ist hundert Fuß hoch, und auf

498 Stufen gelangt man zu dem Glockenstuhle. Die schmalen Seiten des Thurmes stehen mit der Höhe desselben in keinem solchen Verhältnisse, daß das Ganze einen gefälligen Eindruck hervorbringen könnte.

Die vorzüglichste Nahrungsquelle der Einwohner ist der Handel: dieser liegt jetzt gänzlich darnieder; daher eine einreißende Verarmung unvermeidlich ist.

Lodi, den 1. Juli.

Auf unserm Wege von Cremona trafen wir große Abtheilungen französischer Soldaten an, die nach Teutschland zogen: da wir oft zu Fuße gingen, so wurden wir von ihnen angeredet. Wie dazu besonders abgerichtet, sprachen sie insgesammt auf eine und dieselbe ruhmredige Weise von ihren Heldenthaten. Dann warfen sie Drohungen dazwischen, die gegen den Norden gerichtet waren. Eine ziemlich starke geographische Unwissenheit gab den weit aussehenden politischen Planen in ihren Gedanken eine Leichtigkeit, welche alles, was sie träumten, ihnen schon ganz nahe und wie ausgemacht, erscheinen ließ. Ueber Rußland nach Indien, und von da nach England zu marschieren, wenn zuvor Gaeta gefallen seyn würde, meinten sie, dürfte wohl ihre erste Unternehmung seyn. Es half wenig, wenn man ihnen die geographische Unmöglichkeit eines solchen Marsches auseinander setzte. Ihr Kaiser, behaupteten sie,

würde solche Schwierigkeiten, die von den verwünschten Engländern herrührten, leicht zu beseitigen wissen.

Diese Unterhaltung mit den französischen Offizieren brachte einige Abwechselung in die Einförmigkeit unsers Weges; denn dieser zog sich ziemlich langweilig, durch eine fruchtbare Ebene hin, welche der Fleiß und die Betriebsamkeit der Einwohner der Sumpfgegend dadurch abgewonnen, daß man austrocknende Kanäle gezogen, und diese in gutem Stande erhalten hat. Getraide, Flachs und Hanffelder, Futterkräuter und wohlgepflegte Wiesen wechseln erfreulich mit einander ab; hin und wieder erscheint sogar etwas Weinbau. Der beste Parmesankäse wird in dieser Gegend bereitet, und damit ein beträchtlicher Handel getrieben.

Wir kamen durch ein paar Landstädte, die ein freundlicheres Ansehn zeigten, als Lodi. Die Festung Pizzighatto, die an diesem Wege liegt, soll, wie man mich versichert, nicht unbedeutend seyn.

Lodi ersetzt eine alte Stadt, Laus Pompeji genannt, die ihren Ursprung den Galliern, ihren Wohlstand aber dem Vater des sogenannten großen Pompejus, verdankte. Im zwölften Jahrhundert wurden sie von den Mayländern, denen die Einwohner den tapfersten Widerstand leisteten, vom Erdboden vertilgt. Der teutsche Kaiser Friedrich Barbaroſſa rächte sie an den Mayländern, und ließ, drei Miglien von dem

alten, das heutige Lodi erbauen, welches späterhin alle Zerrüttungen Italiens mit erfahren hat. In der neuesten Zeit ist diese Stadt durch den Uebergang Napoleons über die, zu ihr führende Brücke des Addaflusses merkwürdig geworden. Die Einwohner erzählen: — Buonaparte habe diesen Uebergang dadurch bewerkstelliget, daß er eine weiße Fahne hoch emporgehalten, um für einen Parlementair angesehn zu werden: und so sey es ihm gelungen, mit dem ihm, nachdringenden, Heere die Stadt und Festung zu überfallen und stürmend zu erobern. Da man gewohnt ist, Napoleons persönlichen Muth nicht ohne einige Beimischung von Betrug sich zu denken, so ist dies eine Erzählung, die in Italien ziemlich allgemein glauben findet.

Mayland, den 2. Juli.

Die Gegend bis Mayland behält fortwährend denselben Charakter von Einförmigkeit und Fruchtbarkeit. Auf einer wohlunterhaltenen Chaussee, wo zu beiden Seiten zwei breite Canäle hinfließen, gelangten wir zu dieser Hauptstadt der Lombardey, und des ganzen Oberitaliens. Sie liegt bequem zwischen den beiden Flüssen Tessino und Adda, wohlangebaute mit Canälen durchzogene Fluren um sie her, und im Inneren das ganze Zubehör eines lebhaften Handels, der aber jetzt an dem allgemeinen Uebel unsrer Tage darnieder liegt.

Die erste Gründung dieser Stadt schreibt sich von der Niederlassung der Gallier in Oberitalien her. Ein ruhiges Gedeihen scheint ihr von Anfang ihres Daseyns nicht bestimmt gewesen zu seyn. Bei dem späteren Eindrange der Gallier in Italien wurde sie hart mitgenommen. Dann fiel auch ihr das Loos von der römischen Habsucht, die nach und nach ganz Italien an sich riß, verschlungen zu werden. In ihr entwickelte sich zuerst ein Keim wissenschaftlicher Bildung: sie wurde wichtig, und hob endlich ihr Haupt blühend und stolz vor den Städten Italiens empor; so daß sie mehrmals mit dem Glanze eines Kaisersitzes erfüllt war. Dann wurde sie von allen inneren Zerrüttungen und äußeren Anfechtungen des römischen Staates bis zu dessen gänzlicher Auflösung, mit getroffen. Immer erhob sie sich wieder, errang Selbstständigkeit, neigte sich zu kriegerischen Unternehmungen und ward in sofern, in Oberitalien ein zweites Rom. Aber das Glück hat einen bösen Dämon in seinem Gefolge; er heißt Uebermuth: selten entgehen ihm beglückte Menschen, beglückte Staaten nie! Der Uebermuth war es, der, wie ich schon erwähnte, die Stadt der Rache des teutschen Kaisers preis gab. Von diesem harten Schicksale erhob sie sich wieder zu einer republikanischen Selbstständigkeit, deren die mächtige Familie Torriani sie beraubte. Mathias Visconti stürzte diese Familie, setzte sich an ihre Stelle, und beherrschte Mayland und

Pavia. Nach seinem Tode fiel Mayland seinem älteren Bruder Bernabo zu, und Pavia ward das Antheil des jüngeren Galeazzo Visconti. Dieser starb und hinterließ einen Sohn, Johann Galeazzo, dem der Oheim Bernabo das väterliche Erbtheil Pavia entriß. — Unter dem Scheine einer geheuchelten Andächtelei, brachte Johann Galeazzo eine Verschwörung gegen den Oheim zu Stande, nahm den Bernabo sammt dessen beiden Söhnen gefangen, und setzte sich in Besitz von Mayland und Pavia. Seine Regierung zeichnete sich durch treffliche Anstalten aus. Er legte die Canäle an, wodurch der Handel und der Ackerbau gleichmäßig gewannen, und Mayland überhaupt auf einen hohen Punkt der Bedeutsamkeit gehoben wurde. Seine Tochter Valentine verheirothete er mit einem Prinzen von Orleans, um, wenn sein männlicher Stamm erlöschen sollte, durch die weibliche Linie Mayland an Frankreich zu bringen. Dieser Plan gelang nicht, aber er veranlaßte Ansprüche. Als Johann Galeazzo starb, übernahm sein ältester Sohn Johann die Regierung von Mayland, und sein jüngerer Sohn Philipp wurde Beherrscher von Pavia. Der ältere ein grausamer Wüthrich, reizte das Volk zur Empörung, es ermordete ihn, und Philipp ward Herr von Mayland und Pavia. Dieser verheirathete seine Tochter mit Franziskus Sforza, einem der größten Feldherrn seiner Zeit, der sich nach dem Tode sei-

nes Schwiegervaters, des Herzogthums Mayland bemächtigte, und die Ansprüche des Herzoges von Orleans, eines Sohnes der Valentine von Mayland, verdrängte. Der Sohn dieses Prinzen von Orleans wurde unter den Namen Ludwig der zwölfte König von Frankreich. Dieser und nach ihm sein Sohn Franz der Erste, erneuerten ihre Ansprüche auf Mayland. Unglücklicher Weise aber gerieth Franz wegen der teutschen Kaiserkrone mit Karl dem Fünften in einen blutigen Zwist, der damit endete, das Franz bei Pavia gefangen genommen wurde, und das Herzogthum Mayland durch Karl an das Haus Oestreich überging, dem es in der neusten Zeit die Buonapartischen Franzosen wieder entrissen haben.

Die Stadt mit ihren bedeutenden Vorstädten hat einen Umfang von zehn Miglien, und zählt 150,000 Menschen. Die Einwohnerzahl soll zu Zeiten über 300,000 gestiegen seyn. Von den vier und neunzig Klöstern sind bereits mehrere aufgehoben, und andere von den Franzosen zerstöhrt worden. Außer sechzig Pfarrkirchen bestehen in Mayland noch verschiedene geistliche Stiftungen, und sogenannte Conservatorien.

Wir bewohnen eines der besten Wirthshäuser Albergo Reale, in einer lebhaften Gegend der Stadt. Vor meinem Fenster erlustiget sich das Volk an einem schreienden Marionetten-Theater, wo der Arlequino sich mit einem Potentaten

um die Herrscherkrone balgt. Man ist in Mayland zu furchtsam, als daß sich bei dieser Posse eine Anspielung auf die Gegenwart denken ließe.

Der ehrwürdige Kardinal Dugniani hatte uns seinem Bruder dem Grafen Dugniani empfohlen und noch an diesem Abend erhielt ich von ihm und seiner liebenswürdigen Gemalin einen Besuch. Er ist ein feingebildeter Mann, und sie die freundlichste Gutmüthigkeit selbst. Innige Frömmigkeit scheint ein Erbgut dieser Familie zu seyn.

Den 3. Juli Abends.

Früh gegen neun Uhr holte der Graf Dugniani, nebst seiner Gemahlin, uns ab, um uns zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Stadt zu führen. Den berühmten Dom sahen wir zuerst. Der oben genannte Johann Galeazzo Visconti fing 1386 den Bau an, und nach mehr als 400 Jahren ist er noch nicht vollendet. Die Peterskirche ausgenommen, stellt diese Kirche ohne Zweifel in Italien das größte christliche Heiligthum dar. Sie liegt mitten in der Stadt auf einem großen schönen Platze, umgeben mit andern schönen Gebäuden, unter denen der sehr geräumige Erzbischöfliche Pallast sich besonders auszeichnet. Diese, den heiligen Frauen Maria und Thekla gewidmete, Hauptkirche hat zu den übrigen Prachtgebäuden dieses herrlichen Platzes eine solche Stellung und ein solches Verhältniß, daß ihre eigene Größe ungehindert hervortreten kann. Von diesem

hohen, Ehrfurcht gebietenden christlichen Tempel, geht beim ersten Anblick eine so ergreifende Wirkung aus, daß der fremde Beschauer in Erstaunen gleichsam verloren davor steht. Was aber diesen mächtigen Eindruck zerstreuend unterbricht, ist die Ueberladung mit Basreliefen und Statuen von allen Seiten. Die Zahl der Bildsäulen innerhalb und außerhalb der Kirche beläuft sich, wie man mir sagte, auf viertausend. Das Gebäude ist von einer solchen Höhe, daß die auf dem Dache stehenden Bildsäulen, von unten gesehen, in einer solchen Verworrenheit erscheinen, daß der schärfste Blick ihre Umrisse nicht wahrnehmen kann. Der innere Raum der Kirche ist in fünf Schiffe getheilt. Die Pfeiler, welche die Wölbungen tragen, sind mit Mayländischem Marmor bekleidet. Die Säulen hingegen, auf denen die Kuppeln der verschiedenen Altäre ruhen, bestehn sämmtlich aus den schönsten griechischen Marmorgattungen. Der Eintritt in diesen christlichen Tempel macht sogleich einen ergreifenden Eindruck, der ein erhabenes Heiligthum ankündiget, und das Gemüth zur Andacht stimmt. Es ist eine wunderbar geistige Beleuchtung, welche sich durch die, mit sehr lebhaften Farben bemalten, Fensterscheiben ergießt und den Eintretenden, wie mit beginnender Verklärung, umgiebt. —

Hierauf besuchten wir die, einem schönen Cisterzienser Kloster gehörende Kirche des heiligen Ambrosius. Das Kloster ist durch eine vortreff-

liche Bibliothek, und durch einen bedeutenden botanischen Garten berühmt. In dieser Kirche empfingen vormals die teutschen Kaiser, welche zugleich Könige von Italien waren, die eiserne Krone, die Napoleon gegenwärtig, mit dem nach allen Seiten hin drohenden Spruch: — gare qui y touche — an sich gerissen hat. Außer dieser ehemaligen Kronenweihe, welche in dieser Kirche geschah, sind Kirche und Kloster mit zwei entgegengesetzten Stiftungen versehen, welche wie Licht und Mitternacht hier gleichsam in Einem Raume zusammentreffen. Das Kloster unterhält nehmlich eine Lehranstalt, worin [illegible] der Unterstützung, die der botanische Garten [illegible]et, besonders die naturhistorische Wissenschaft gepflegt wird. Der Erleuchtung die etwa von hier ausgehn mögte, steht in dem jährlichen Ablaßverkehr, womit die Klosterkirche bevorrechtet ist, ein tüchtiges Verfinst[illegible]erungsbestreben zur Seite.

Von hier aus begaben wir uns zu der, den Olivetanern gehörigen, Kirche St. Viktor, sie wird wie jene, zu den vier Hauptkirchen oder Basiliken gezählt; der innere Raum ist mit Vergoldung und Pracht überladen; heller aber als dieser Prunk, glänzet in ihr das Andenken eines hochverdienten Mannes, der den Muth gehabt hat, einen mächtigen Fürsten, dessen Hände mit Blutverguß befleckt waren, von der Gemeinschaft mit den Anbetern Gottes zurückzuweisen. Theodosius, den die Geschichte auch den Großen nennt,

hatte im Jahre 390 zu Theſſalonich, wo in einem Aufruhr ſein Statthalter Bothericus umgekommen war, aus Rache 7000 Einwohner niedermetzeln laſſen. Dem Manne, der ſich einer ſolchen barbariſchen Grauſamkeit ſchuldig gemacht, glaubte der fromme Eiferer das Heiligthum der göttlichen Barmherzigkeit verſchließen zu müſſen. Er legte ihm als Bedingung der Wiederaufnahme in die Kirche eine demüthigende Buße auf, welcher ſich Theodoſius reuevoll unterwarf *). — Es war wohl ſehr überflüſſig, das unbezweifelte Verdienſt des hochbegabten Ambroſius mit dem bekannten Heiligenſchein angeblicher Wunderthaten zu umhangen. Denn ſchon der erhabene und erhebende Hymnus: — Herr Gott dich loben wir (Te Deum laudamus) würde ihm, wenn er auch nichts weiter geſchrieben hätte, ein verehrendes Andenken in der Chriſtenheit zuſichern.

Von hier gingen wir zu der Kloſterkirche der Dominikaner, Marie delle Grazie. In dem zerſtörten Kloſter befindet ſich eins der ſchönſten Fres-

*) Oft ſchon ſind Montesquieu's Worte, die er bei Erwähnung dieſer kaiſerlichen Obedienz ausruft, gebraucht und gemisbraucht worden: Un prince qui aime la Religion et qui la craint, est un lion qui cède à la main qui le flatte, ou à la voix qui l'appaire. Esprit des Loix XXIV, 2. Der beſte Commentar dazu giebt Gibbons History of the Decline and Downfall of the Rom. Emp. T. V. p. 71 f. f. edit Lond.

kogemälde von Leonardo da Vinci, welches eine ganze Wand des ehemaligen Speisesaals der Mönche einnimmt. Es ist die berühmte Einsetzung der Abendmahlsfeier. Hätte der treffliche Kupferstecher Morghen durch seinen Grabstichel nicht wenigstens den Geist dieses Meisterwerkes gerettet: so würde es schwerlich dem gänzlichen Untergange entronnen seyn. Das Kloster haben die Franzosen zu einer Soldatenwohnung eingerichtet. Die rohen Krieger waren wohl nicht geeignet, diesem Bilde die verdiente Achtung zu beweisen. Das schöne Kolorit, welches einst so berühmt war, ist durch Lampenqualm und Tabacksrauch schon sehr verunreiniget und täglich verliert es mehr an seiner Herrlichkeit *).

Endlich besuchten wir noch die, auf der Stelle und aus den Trümmern eines alten Herkulestempels erbaute, Kirche St. Lorenzo. Den Ein-

*) Es ist aus öffentlichen Blättern bekannt, wie Buonaparte selbst durch eine Mosaiknachbildung dies nun fast ganz vernichtete Freskobild zu verewigen suchte, und wie sich eine (nur zu hoch gepriesene) Doublette dazu fand. Die Literatur dieses Bildes gab früher schon am fleißigsten Fiorillo Geschichte der zeichnenden Künste Th. I. S. 289 — 295. Seitdem ist viel von des nun schon verstorbenen Bossi Carton und Oelkopie und von der neuentdeckten Copie des Marco d'Oggiono die Rede gewesen. Ueber alles dies hat der erschöpfende Fleiß des trefflichen Morgenstern in seinen Auszügen Th. I. S. 587 — 602. nichts hinzuzusetzen übrig gelassen.

B.

gang schmücken sechs antike Säulen von weißem Marmor. An einem der Kapitäler lieset man den Namen Lucius Verus, Mark Aurels Mitregenten. Die Kirche selbst bildet ein Achteck, steht aber der Stephans-Rotunde in Rom, (Th. I. S. 219.) mit der sie verglichen wird, sehr weit nach. In jener römischen Kirche sind es die schönsten Marmorsäulen, worauf die Wölbung ruht, in der hiesigen sind die tragenden Säulen im Innern von unbekleideten Backsteinen aufgeführt. Die einzige Aehnlichkeit zwischen beiden ist die: daß hier, wie dort, das Licht von oben herein fällt. Die außerhalb stehenden Säulen sind übrigens die einzigen Reste des Alterthums in Mayland! In allen hier angeführten Kirchen befinden sich gute Gemälde; die mehresten aber tragen die Spuren der nagenden Zeit. Von diesen heiligen Umgebungen kamen wir zu einer geweihten Stätte, welche die fromme Menschenliebe älternlosen Kindern weiblichen Geschlechts gewidmet hat. Es ist eine der besten Waisenanstalten, die ich kenne. Den Grund dazu legte eine Mayländische Familie; und mehrere Wohlthäter, die hinzutraten, brachten diese Stiftung so weit, daß darin 270 Mädchen erzogen und in allen den Kenntnissen unterrichtet werden, die den Bedürfnissen ihrer künftigen Bestimmung angemessen sind. Es war mir eine Herzensfreude, diese Schaar an Leib und Seele wohlgepflegter Kinder zu sehen, unter denen schon ziemlich erwachsene sich befanden. Auf ihren Gesichtern blühete Gesund-

ſundheit, und in ihren Beſchäftigungen herrſchten Fleiß und Ordnung. Man zeigte mir Proben ihrer Arbeiten, und ich fand ſehr gelungene darunter. — Auf Reinlichkeit in den Zimmern, Betten und in dem Anzuge wird ſtreng gehalten. Ueberhaupt fand ich die Grundſätze der Reinlichkeit, Ordnung und Einfachheit hier in der vollſtändigſten Anwendung.

Nach dem Vorbilde und im Geiſte dieſer Anſtalt, jedoch mit zweckmäßigen Abänderungen, hat Joſeph der zweite, eine Stiftung für Knaben errichtet, wozu ein aufgehobenes Kloſter die Gebäude und den Unterhaltungsfond hergeben mußte. Ein Haus, wo ausgeſetzte Kinder aufgenommen werden, und ein Hoſpital für veneriſche Kranke, ſind ebenfalls Stiftungen, die von Joſeph herrühren.

Ein wahres Prachtgebäude aber iſt das Hoſpital *), welches Herzog Franz der erſte und

*) Ueber dies Hoſpital, ſo wie über die andern Verpflegungsanſtalten Maylands, gab ſchon im Jahre 1794 der jetzige Thurn und Taxiſche Leibarzt und Geheime Rath Schäffer in ſeinen Briefen auf einer Reiſe durch Frankreich, England, Holland und Italien im 2. Band S. 208. 209. genauere Nachricht. Er fand 1783 an 900 Betten darin. Während der Revolution büßte es 6 Millionen Livre, und den größten Theil ſeiner liegenden Gründe ein und es würde gar nicht mehr beſtehen können, wenn nicht fromme Seelen, durch anſehnliche neue Vermächtniſſe dieſer mit dem Hotel Dieu in Paris,

seine Gemahlin gegründet haben. Der große viereckte Hof ist, mit zwei, sich über einander erhebenden Gallerien umgeben, deren Bogenwölbungen auf jonischen und römischen Säulen ruhen. Ein schnell fließender Kanal, der unter den Gebäuden hinwegrinnt, nimmt die Unreinigkeiten auf, und läutert die Luft. Die Anstalt hat Raum für 1800 Kranke. Daß bei der Aufnahme der Hülfsbedürftigen nicht nach der Glaubensform gefragt wird, ist nichts weiter, als recht Die ganze Hausregierung der Anstalt fand ich zweckmäßig geordnet: nur für die Reinigung der Luft in den Krankensälen schien mir im Hospitale zu München (Th. I. S. 8.) besser gesorgt zu seyn.

dem Spital St. Spinto in Rom und em allgemeinen Krankenhause in Wien in gleicher inie stehenden Anstalt ergiebige Zuflüsse gesichert hätten. Durch die neue Behandlung der mit dem Pellagra behafteten Kranken ist es sehr erleichtert worden. Treffende Bemerkungen über diese Anstalt findet man in des der Kunst und seinen Freunden zu früh entrissenen jüngern (Eduard) Loder's Bemerkungen über ärztliche Verfassung und Unterricht in Italien, während des Jahrs 1811 (Leipzig, Cnobloch 1812.) S. 19 — 27. Mit Recht tadelt Loder, daß der große Hof des Spitals als ein vollkommen freier Durchgang, gleich einer Straße, für jedermann offen steht, ja daß sogar Wagen aller Art auf dem gepflasterten Boden fahren dürfen, wodurch die in dem Erdgeschosse reihenweis (in Carriolen) liegenden Kranken ungemein belästiget werden.

B.

Endlich besuchten wir noch das, in ein prachtvolles Museum verwandelte, Jesuiten-Kloster: il Convento di Brera. Hier ist die, an Handschriften und seltenen Büchern reiche, öffentliche Bibliothek aufgestellt, so wie ebenfalls hier die gelungensten Abgüsse der berühmtesten Meisterwerke der alten Bildhauerkunst versammelt sind, unter denen auch die vorzüglichsten neueren Werke, z. B. Canovas Hebe und andere sich befinden. Auffallend war es mir, an der, etwa 15 Fuß hohen, Wand des einen Saales, die Zeichnung eines über alle Gebühr colossalen Kopfes zu bemerken, der die ganze Höhe der Wand einnimmt. Die Beziehung dieser Schmeichelei auf den Helden unserer Zeit war leicht zu errathen. Dies ungeheure Bild soll in Bronze ausgeführt werden, und zur Herme auf einem großen Platze außerhalb der Stadt, dienen. Man will durch dies Denkmal die Ehrensäulen Mark Aurels und Trajans übertreffen, und wie im Innern dieser Säulen, soll auch im Innern der künftigen Herme, eine gewundene Treppe, und zwar bis zu der Hirndecke des Kopfes hinauf steigen. — Der Enthusiasmus kann sich im Ausdruck seiner Ehrenbezeugungen vergreifen, die Furcht, wenn sie schmeichelt, verliert den Verstand *). Dem ganzen Machwerk ist die

*) Es ließe sich eine eigene Abhandlung über den französischen Colossalgeschmack, wie ihn Napoleons riesenhafte Plane schon vorfanden, nicht erst erschufen

Inſchrift zugedacht: dem Herſteller Italiens. Ich weiß nicht, wer dieſe erklärende Inſchrift erſonnen hat: nur das weiß ich, daß ſie weder die Herſtellung Italiens erklären, noch den Italienern das Gefühl ihres Elendes ausreden wird. Unglückliches Volk! So iſt, ſeit Attila, Italien oft hergeſtellt worden; aber die Herſteller lehnten den Titel und die Dankſagungen ab. — Uebrigens erinnert dieſer Hermenentwurf an jenen alten Künſtler, der den Berg Athos im Thraciſchen Peloponnes zu einer Alexander-Bildſäule, auszuarbeiten ſich erbot *). Ein Freund, der mich

(man denke an das famöſe Coloſſaldecret des Nationalconvents vom 17. November 1793. S. Böttiger's Zuſtand der neueſten Literatur und der Kunſt in Frankreich (Berlin, 1795) Band I. S. 37 — 62.) und über den ſich dadurch nur zu ſehr ankündigenden Mangel an feinem Kunſtſinn ſchreiben. Wir erinnern hier nur an eine Stelle in Denons famöſer Rede Discours sur les Monuments d'Antiquité arrivés d'Italie prononcé le 8 Vendemiaire l'an XII. Da heißt es S. 7 ausdrücklich: Il est à desirer que les gigantesques circonstances (welch ein Ausdruck!) dans lesquelles nous vivons soient consacrées par des monumens colossaux. Und das ſpricht der Director aller Muſen beim Anblick der aus Rom geraubten erhabenen tragiſchen Muſe, der coloſſalen Melpomene!

B.

*) Der Architekt Dinocrates (nach andern Staſicrates) S. Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Archaeologie S. 205. f. f. B.

begleitete, äußerte bei dieſer Gelegenheit den Einfall: daß es unſerer Zeit und ihres Helden vielleicht nicht unwürdig ſey, wenn es ein Künſtler übernähme, den Veſuv zu einem Napoleonskopfe umzumeißeln, wobei, wenn es gelänge, ein beziehungsreiches und mit dem Originale wetteiferndes Gebilde zum Vorſchein kommen müſſe.

Unmittelbar von hier fuhren wir zu dem Platze, wo die ungeheure Herme aufgeſtellt werden ſoll: er iſt bis jetzt noch eine wüſte Ebene *); die treffendſte Umgebung der künftigen Zierde würde es ſeyn, wenn der Platz ſo bleiben dürfte.

Von dieſem Raume führte unſer gefälliger Begleiter uns zu dem öffentlichen Garten; wir durchfuhren ſchöne Schattengänge von hohen, wilden Kaſtanienbäumen. In dieſem Garten verſam-

*) Bekanntlich befahl Buonaparte auf dem geebneten Platze, wo ſonſt die Citadelle geſtanden hatte, ein Forum zu bauen, wozu Denon nach Ennio Visconti's Eingebungen einen Plan verfertigen ließ, ein großes Quadrat mit herumlaufenden doppelten Säulengängen oder Portiken und einigen Baſiliken, ganz im Sinn des Trajaniſchen Forums in Rom. Man hat einen großen Kupferſtich von dieſem Foro Buonaparte aus dem Jahre 1799. Es iſt aber alles bei dieſer papiernen Herrlichkeit und Ausführung geblieben, wie es der Architekt Luigi Canonica angegeben hatte. Früher hatte der Architekt Antolini einen noch weit rieſenhafteren Plan ausgeſonnen und ſogleich in 24 Kupfertafeln in Imperial-folio auch der Welt mitgetheilt, worüber Morgenſtern zu leſen iſt in den Auszügen Th. I. S. 588. B.

melt sich Abends die vornehme Welt, welche nachher den Corso durchfährt. Dieser ist reichlich mit Kaffeehäusern besetzt, wo Erfrischungen genommen werden; er ist übrigens nicht mit dem römischen Corso zu vergleichen; denn es fehlt ihm an hervorstechenden Gebäuden, selbst das Schloß befriedigt die Erwartungen nicht, welche die Idee einer Königswohnung erregt.

Novara, den 4. Juli.

Eine furchtbare menschenleere Einöde ist es, welche wir bis hieher durchzogen. Bald hinter Mayland kamen wir immer tiefer in Wildniß und Wüste. Nebelgrau der Himmel, und trostlos traurig die Gegend umher. Ueber die Sessia, die aus dem Lago Maggiore kommt und einsam die verlaßne Ebene durchströmt, half uns eine Schiffbrücke hinweg. Die Ufer des Flusses sind düster und dicht mit allerlei Gesträuch bewachsen, und sollen in der Nähe der Ueberfahrt den Straßenräubern zum Aufenthalt dienen. Zwar hat die französische Regierung auf der Hälfte des Weges von Mayland nach Novara ein Wachthaus erbauen lassen, von wo aus sechs Soldaten die Gegend durchstreifen, um die Räuber aufzuspüren. Kann man dies aber eine sichernde Maßregel nennen? — Uns wurden eine Menge Beispiele angeführt, welche die Unzulänglichkeit dieser Veranstaltung beweisen. Unter andern erzählte man mir, daß vor etwa 14 Tagen ein französischer Courrier

auf dem Wege hieher beraubt und ermordet worden sey. Aber seit dieser Zeit habe man von keiner Beraubung weiter gehört. Das war wohl kein tröstendes Wort für uns. Ich nahm so gut ich konnte, Sicherheitsmasregeln, vertraute meinem guten Geschick und durchwanderte einige Strassen der Stadt. Diese liegt auf einer mäßigen Anhöhe, und ist im Ganzen nicht schlecht gebaut. In ihrer Nähe erscheint die Gegend fruchtbarer: man erblickt Reisfelder und Kornbau, trift aber gleichwohl von allen Seiten auf Spuren von Armuth und Elend. Morgen verlassen wir das Buonapartische Königreich Italien und erreichen die Grenze des neuen Franzosenreiches, dem hier überall viel Böses nachgesagt wird. Fast eben so berüchtiget, als die Räuberbanden sind hier die französischen Douanen. Man erzählte mir abschreckende Geschichten von Beraubungen und Mißhandlungen, welche Reisende auf den französischen Zollämtern erfahren haben sollten. An Beimischungen von Zusätzen und Uebertreibungen fehlt es ohne Zweifel solchen Erzählungen nicht: denn die Italiener, welche die Franzosen eben so sehr hassen, als fürchten, wissen sich nicht anders, als durch gehässige Ausstreuungen an ihnen zu rächen. Wehe den Franzosen, wenn einmal an den Händen der Italiener die Fesseln der Furcht gelöst werden sollten.

Die Beschreibungen des Höllengerichtes in den französischen Zollämtern hatten, ohnerachtet mir

das Uebertriebene in Erzählungen davon nicht entgangen war, dennoch Eindruck auf mich gemacht, und wegen meiner Unkunde in den französischen Tarifgesetzen mancherlei Besorgnisse bei mir erregt. Denn wo sich die Habsucht den Mantel der Pflichtmäßigkeit umhängen darf, da ist sie nicht weniger zu fürchten, als wo sie mit offenbarer Gewalt einhertrotzet. Indem ich noch auf Mittel sann, welche mir etwa mit dem geringsten Verluste an dieser Scylla vorüber helfen könnten: kamen zwei französische Offiziere angefahren, um hier in unserm Wirthshause zu übernachten. Ich ließ sie zu mir einladen, stellte ihnen meine Verlegenheit und Besorgnisse, wegen der französischen Zollbehörde vor, und bat um ihre Belehrung. Mit der größten Bereitwilligkeit versprachen mir diese wackern Männer nicht nur ihre Unterstützung bei dem Zollamte, sondern erboten sich auch, da sie mit bewaffneter Begleitung reisten, mir ihren Schutz angedeihen zu lassen, in der Räuberwüste, die wir noch bis nach Turin zu durchziehn hatten. Bei diesen edlen Männern fand ich den Geist der alten feinen französischen Sitten vollständig wieder. Es waren Seeoffiziere, welche nichts gemein hatten mit dem System, wodurch sich die französische Landarmee vor den Augen der Welt befleckt und entwürdiget hat.

Vercelli, den 5. Juli Mittags.

Auf der Hälfte des Weges von Novara hie-

her traten wir in das Gebiet des Franzosenreiches, welches mit der piemontesischen Grenze beginnt. Wir wurden daselbst in den Zollhof geführt; aber unsre gütigen Begleiter nahmen sich treulich unser an, und der Zollbeamte selbst, ein feiner gebildeter Mann, milderte die, allerdings peinigende, Härte der Zollerhebung durch ein ungemein freundliches Betragen, welches auf diesen Grad der Gefälligkeit vermuthlich durch unsre liebenswürdigen Fürsprecher gestimmt worden war. Nicht nur bei der Durchsuchung unsrer Sachen wurden wir mit Schonung und Feinheit behandelt, sondern auch ohne alle Zögerung abgefertiget. Auf unserm Wege hieher sandten unsere Begleiter, die uns vorfuhren, oft, wenn wir etwas zurück blieben, uns ihre bewehrte Mannschaft entgegen: und so kamen wir glücklich hier an. Beide waren unsre Freunde geworden, und ließen es sich gefallen, ein Mittagessen bei mir anzunehmen. Hier fand ich nun Gelegenheit, ihre edle Sinnesart noch näher kennen zu lernen. Beide sind aus Toulon und angestellt bei der dortigen Flotte; der ältere ist Schiffskapitain und heißt Cambon, sein Gefährte Eydoux. Ueber Buonaparte äußerten sie sich mit künstlicher Vorsicht; seiner verdienstlosen Verwandten schonten sie weniger und bedauerten, daß er deren so viele hätte, die ohne Ansprüche, Ansprüche machten.

Auch hier erhielten wir allerlei Furcht einflößende Nachrichten von Beraubungen, die auf dem

Wege von hier, bis zu unserm nächsten Nachtlager Cignano vorgefallen seyn sollten. So war uns dann Eile geboten, um vor einbrechender Nacht Cignano zu erreichen: wir konnten daher Vercelli nur mit flüchtigen Blicken beschauen. Diese Stadt, die Hauptstadt eines Distriktes, enthält etwa neun bis zehntausend Einwohner, ist ziemlich gut gebaut, und hat ein paar hübsche Kirchen, unter denen sich die Domkirche auszeichnet, die auf einem etwas erhöhten Raume liegt, so daß sich daselbst eine weite Aussicht eröffnet, die aber besonders heute, wo der düstre graue Himmel keinen Sonnenstrahl durchläßt, ein unfreundliches Bild darstellt. Die fernen savoyischen Gebirge beschließen den öden Gesichtskreis.

Cignano, den 6. Juli Morgens.

Mit dem beruhigenden Gefühle der Sicherheit, welche wir unsern würdigen Beschützern verdanken, haben wir gestern unsern Weg durch die Räuberwüste wohlbehalten zurückgelegt: aber welch ein Nachtlager erwartete uns! Vielleicht sind die Nachthölen der Straßenräuber besser ausgestattet, als dieses Wirthshaus, worin sich alle Beschwerden des Mangels und der Unreinlichkeit vereinigt zu haben scheinen; selbst die Gabe der Natur, das Wasser, wurde uns nicht rein geliefert. Kein erfreulicher Anblick, wohin das Auge sich wendet! und doch ist die Landschaft zwischen Vercelli und Cignano nicht unangebaut: wir sahen gut bestellte Reis-

und Kornfelder, einen reichlichen Anbau des sogenannten türkischen Weitzens, in den Niederungen üppiges Wiesengewächs und Viehweiden, auch die Heerden, die wir sahen, waren wohlgenährt; aber die Menschen fanden wir in einem Zustande, der Mitleiden einflößt, und ein anklagendes Zeugniß, sowohl gegen die verdrängte, als gegen die jetzige, Regierung aufstellt. Eine lang fortgesetzte aussaugende Behandlung gehört dazu, um ein Volk von kräftigem Stamme bis zu dieser Tiefe des Elendes niederzudrücken. Schon die Unsicherheit auf den Landstraßen, was ist sie anders, als die Folge einer untüchtigen Landesverwaltung, in welchem Zweige derselben auch die Ursache dazu liegen mag. Mit wenig Ausnahme vielleicht kann nur der Zustand der Verzweiflung die Quelle der hier so häufigen Straßenräubereien seyn. Je allgemeiner das Elend wird, desto öfter tritt im Einzelnen jener Zustand der Verzweiflung ein. Rettungslosigkeit von allen Seiten muß den Menschen umgeben, der sich entschließt, sein moralisches Wesen gänzlich aufzugeben, und sein Naturdaseyn in eine gefahrvolle Verworfenheit zu stürzen. Wie die Menschen hier jetzt erscheinen, so hat die Natur sie nicht hingestellt auf diesen Boden, der seine Bewohner ernähren würde, wenn ein billiges Abgabenverhältniß statt fände. —

Welche Vorwelt hat hier gewaltet? — Seitwärts nicht fern von Cignano und jenseits des Po zeigte man mir das Städtchen Monteu, in

dessen Nähe sich die Stelle befindet, wo in der alten Zeit die römische Colonie Industria stand. Die Trümmer dieser alten Stadt sind im Jahre 1744 entdeckt, und die ausgegrabenen Alterthümer: Statuen, Basreliefe und Inschriften in das Museum zu Turin abgeliefert worden.

Turin Abends nach 9.

Mit einem dichten Nebelschleier, der sich in Regen auflöste, waren auf dem kurzen Wege von Cignano hieher, die Gegenstände der Landschaft umhangen: dennoch aber konnt ich an den tüchtig bearbeiteten Feldern, an den gut unterhaltenen Wiesen und den sorgfältig behandelten Viehheerden den ungemeinen Fleiß und die unermüdliche Beflissenheit des Landvolkes wahrnehmen; die Menschen selbst aber boten mir — ich sag es mit Schmerz — einen minder erfreulichen Anblick dar, als ihr Vieh. In ihren trübseligen Hütten, hinter Papierfenstern sind sie in Schmutz begraben. Ein grausamer Krieg und ein aussaugender Friede mit den Franzosen hat den vorherigen geringen Wohlstand dieses Landes völlig zu Grunde gerichtet; die fast unerschwinglichen Abgaben lassen den unglücklichen Einwohnern nur einen kleinen Rest für ihre eigenen Bedürfnisse übrig. Die Franzosen, als sie das Land an sich gerissen hatten, ließen in den Zeitungen erklären: daß die Völker Piemonts und Savoiens die Glückseligkeit der neuen französischen Regierung dankbar empfänden. Die

neuen Herren fingen ihre Völkerbeglückung damit an, das Abgabenverhältniß auf das Doppelte zu erhöhen. Unter der vorigen Regierung zogen die Staatskassen aus Piemont und Savoien fünf Millionen Reichsthaler, jetzt werden aus diesen Provinzen zehn Millionen erpreßt. Man kann die Klagen dieser armen Menschen nicht hören, ohne bis ins Innerste gerührt zu werden. Ihre Söhne verschlingt der Krieg, und ein fremdes Volk verschwelgt die Frucht ihrer Arbeit. Dieser fortwährende Druck hat ihnen ein widerwärtiges finsteres Ansehn aufgeprägt, und so scheinen sie ein dumpfes, muthloses Daseyn aus einem Tag in den andern überzutragen. — Ist das die Nachkommenschaft der alten Tauriner, dieses Heldenvolkes, welches den raubsüchtigen Römern einen so kräftigen Widerstand entgegensetzte, daß es dem August mit großen Anstrengungen, und durch den Beistand verrätherischer Nachbarvölker nur mühsam gelang, sie gänzlich niederzubändigen?

Die Ortschaften in der Nähe der Hauptstadt gewähren einen freundlichern Anblick, als die entferntern. In der Hauptstadt fließen ja durch so viele Kanäle die Kräfte des Landes zusammen, und werfen, wie zurückschlagende Wellen, von dem Zufluß einigen Antheil den nächsten Umgebungen zu; doch zeigten auch diese Orte häufige Spuren des zerstöhrenden Krieges: der merkwürdigste Punkt auf dem Wege von Mayland nach Turin ist das Mausoleum der vormaligen Könige von Sar-

dinien; es ist die Superga, die etwas über vier Miglien von der Hauptstadt, auf dem Gipfel eines hohen Berges liegt, der eine weit umfassende Aussicht gewähren soll. Bemerkenswerth ist die Superga, besonders durch ihre Entstehung. Auf dieser Höhe war es, wo Victor Amadeus, erster König von Sardinien, mit dem kaiserlichen Feldherrn dem Prinzen Eugen im Jahr 1706 den Plan entwarf, die Franzosen, welche Turin belagerten, zu vertreiben. Er gelobte der heiligen Maria auf dieser Höhe eine prächtige Kapelle zu errichten *), wenn das Unternehmen gelingen sollte. Es gelang; und der Bau der Kapelle begonnen im Jahre 1715, ward vollendet im Jahre 1731, und zur Grabstätte der Könige geweihet. Zum Andenken jener Rettung aus den Händen der Franzosen, wurde jährlich ein feierliches Dankfest dort oben gehalten. Der Weg hinauf ist breit und bequem, doch mußte ich mich bei der ungün-

*) Die Kuppel hat Aehnlichkeit mit dem Dom der Invaliden in Paris. Unter der Kirche sind in prächtig mit Marmor und Bronze geschmückte Gewölbe die Gräber der Könige und Königinnen von Victor Amadeus an. Man sehe das diesem Mausoleum gewidmete Prachtwerk: Description historique de la Basilique de Superg, Turin 1808 in fol. wo alles durch Kupfertafeln erläutert wird, von Paroletti. Der Baumeister hieß Juara. Superga soll soviel heißen als super terga montis. Die Franzosen nannten es le Temple de la reconnaissance. D.

stigen Witterung, begnügen dies Prachtgebäude von unten zu betrachten. — Je näher wir der Hauptstadt kamen, um so mehr Bezeichnungen der Kriegsfurie trafen wir an: die tiefsten Wunden aber hat Turin selbst aufzuweisen.

In meiner Vorstellung hatte sich, aus mündlichen Erzählungen und gedruckten Nachrichten, ein glänzendes Panorama von Turin zusammengesetzt: wie grell stach dagegen der erste Eindruck der Wirklichkeit ab. Alle Greuel des Krieges haben auf diesem Schauplatz gewüthet. Das Thor zu welchem man von Mayland hereinfährt, ist gänzlich zertrümmert; die Wälle der berühmten Festungswerke liegen größtentheils darnieder geworfen. Dieser Anblick und andre Spuren der Verheerung wirkten so ängstend auf mich, daß ich einen eiligen Durchflug beschloß.

Wir kamen zur Mittagszeit hier an, unsre freundschaftlichen Begleiter speiseten mit uns. Das Tischgespräch betraf Italien, und den Charakter der Italiener in Vergleichung mit den Franzosen. Unsere Freunde schienen das Bedürfniß zu empfinden, ihre Landsleute gegen die Zeugnisse in Schutz zu nehmen, welche Italien wider sie aufstellt. Sie sprachen darüber mit dem leisen Ausdruck einer sehr gemessenen Mißbilligung, und meinten, daß ihre Nation nicht nach dem Rufe zu beurtheilen sey, welchen die Schaar der Krieger hinter sich gelassen, denen noch der wilde Geist ihrer unglücklichen Staatsverwirrung bei-

wohne. Besonders war der Capitain Cambon, ein Protestant, recht froh, in der frechen und rohen Sinnesart Buonapartes einen Zug aufzufinden, der ihm vor dem Richterstuhle der Billigkeit zu gute gerechnet werden müsse; es war die von ihm geschützte Glaubensfreiheit. Um dem guten Capitain die unschuldige Freude nicht zu verderben, ließ ich dieser buonapartischen Regententugend alle Gerechtigkeit widerfahren, ohne auf die Quelle hinzuweisen, aus der sie bei ihm fließt. Im übrigen waren wir stillschweigend einverstanden, und schieden mit gegenseitiger Zufriedenheit von einander.

Die Wirthshäuser in Turin stehen in keinem guten Rufe, das unsere, Hôtel de Londres, an einem der lebhaftesten Plätze belegen, ist nicht schlecht. Vor meinem Fenster bewegt sich eine Volksmasse von allerlei Ständen. Zeichen des Luxus, den sonst auch die Verarmung nicht verdrängt, lassen sich hier nicht wahrnehmen, wohl aber zeigte sich mir manches seltsame Gemisch von Armseligkeit und Eitelkeit. Wohlgekleidete Bürger sah ich ohne Strümpfe, in Schuhen mit großen silbernen Schnallen spazieren gehn. Die Bürgerfrauen tragen thurmähnliche zugespitzte Hauben, und erscheinen überhaupt in einem Anzuge von entstellender Form, wobei ihnen noch überdem alle körperliche Grazie mangelt; so daß sie das vollständigste Gegenbild zu den Toskanerinnen darstellen.

Turin von den Urbewohnern, den celti-

schen

schen Taurinern, Taurisk a, später nachdem die Römer die Alpenvölker unterjocht hatten, Augusta Taurinorum genannt, liegt anmuthig am Po, da wo dieser den Dora-Fluß in sich aufnimmt.

Die Bevölkerung der Stadt, welche vormals, mit Einschluß der Garnison, über 120000 Seelen stark war, soll jetzt kaum noch die Hälfte betragen.

Sogleich nach Tische setzte ich mich in einen Miethswagen und besahe einige der merkwürdigsten Theile der Stadt. Die ausgezeichnete Regelmäßigkeit und Ausdehnung der Straßen und Plätze machte eine gefällige Wirkung auf mich und entsprach mehr als jene Stelle, wo wir einfuhren, der frühern Vorstellung, die ich von Turin mir gemacht hatte. Die Straßen sind breit und mit schönen großen Gebäuden besetzt, die Plätze prangen mit Palläſten, sind aber, nach der allgemeinen Sitte in Oberitalien, mit Arkaden umgeben, die, obgleich sie zum Theil auf kräftigen Säulen und architektonisch geschmückten Pfeilern ruhen, dennoch den Eindruck verderben, den die Gebäude machen würden, wenn sie frei ständen. Unter den Bogengängen sind Kramladen und Buden angebracht. Die Straße vom Schloßthore führt zu dem Schloßplatze, an den die sogenannte rue neuve stößt: diese hat eine Länge von 1710 Schritten in gerader Linie, und eine Breite von 18 Schritten. Die Straße du Po ist 1100 Schritte lang und 25

Schritte breit. Die Gebäude dieser Straße sind sämmtlich drei Geschoß hoch und ebenfalls mit Arkaden versehen. Der Platz St. Carlo, der vorzüglichste in Turin, ist mit den bedeutendsten Pallästen umgeben, wo aber wiederum die Arkaden nicht fehlen. In der Mitte der Straße ziehen sich durchgängig Abzug- und Reinigungskanäle hin. Das Schloß ist ein edles Gebäude, steht aber jedem Römischen Pallaste weit nach. Das vormalige Lustschloß der Königin umgiebt der Reiz einer ungemein freundlichen Natur; aber das königliche Leben ist aus diesen Prachtgebäuden entwichen; dürftige Familien bewohnen jetzt die Prunkzimmer, wo einst Glanz und Ueberfluß herrschten.

Ich durchzog noch einige Theile der alten Stadt Turin: diese sticht durch enge krumme Gassen sehr ab gegen die neue, wo alles auf einen prachtvollen Königssitz hindeutet, der aber gegenwärtig gleichsam mit einem düsteren Trauerflore umhangen ist. Ich konnte mir, als ich die Stadt durchfuhr, leicht vorstellen, wie belebt einst diese Straßen gewesen seyn mögen, als der Sardinische Hof alles aufbot, um Fremde herbeizuziehen, und Glanz und Herrlichkeit um sich zu verbreiten. Aber eine Bemerkung dringet vor allen dem Beobachter sich auf, der die großen jetzt so stillen Plätze Turins durchwandert: das ist Unverhältnißmäßigkeit dieser Hauptstadt zu dem Ertrag und dem Flächeninhalt des Landes, welches kaum drei Millionen Einwohner nährt. Als die Herzoge von

Piemont und Savoyen die Königskrone in ihr Fürstenhaus brachten, glaubten sie es ihrer Würde schuldig zu seyn, einen königlichen Aufwand zu zeigen, und einen prachtvollen Königssitz aufzurichten: dem zu Folge erscheint nun Turin, als eine Kopfgeschwulst des Landes, welche den übrigen Körper auszehrt.

Den 7. Juli.

Die Eile, welche mich treibt, erlaubt mir von den Merkwürdigkeiten Turins nur das vorzüglichste zu sehn. Von den drei und vierzig Kirchen besuchte ich die Kathedrale, welche Johannes dem Täufer gewidmet ist. Die Bauart derselben ist rein gothisch. Die Pfeiler an der Vorderseite sind mit allerlei arabeskenartigen Basreliefen von wirklich vortrefflicher Arbeit reichlich geschmückt, die aber seltsam genug, nicht kirchliche, sondern kriegerische Beziehungen darstellen. Das Innere der Kirche ist in drei Schiffe getheilt, und mehr bunt, als schön. Schmucküberladung zerstreut die Aufmerksamkeit, besonders in einem christlichen Tempel, wo einfache Erhabenheit der Grundton zu der Zusammenstimmung der einzelnen Theile seyn muß. Der merkwürdigste Gegenstand dieser Kirche ist die königliche Kapelle, in welcher das angebliche Schweißtuch des Heilandes *) aufbewahrt

*) Es versteht sich, daß hier nicht von einem bloßen Handtuch (Suaire) dem der Veronika ähnlich, son-

wird. Aus der Tiefe des mittleren Schiffes strahlt diese Kapelle hervor, und bemächtiget sich sogleich der Aufmerksamkeit des Eintretenden. Vor diesem inneren Heiligthume wölbt sich ein hoher, prächtiger Bogen, der, auf zwei großen kanelirten Marmorsäulen ruhend, den erhobenen Eingang zu der festlichen Kapelle bildet: diese erscheint in einer Erhöhung. Zwei Marmortreppen innerhalb des Bogens steigen symmetrisch auf beiden Seiten zu ihr hinauf; oben an jeder Treppe beginnt ein Bogengang; beide diese Gänge führen zu dem Altare, der in der Mitte steht. Auf dem Altare erblickt

dern von einem 12 Fuß langen Leichentuch (Lenzualo, Lincent) von Leinewand, in welches der Körper des Heilands von Joseph von Arimathia eingewickelt wurde, und dem sich alle Wunden blutig eindrückten, die Rede ist. Dies ist la sacra sindone, la santissima sindone, die durch die Kreuzzüge aus Jerusalem nach Cypern und von da auf mancherlei Umwegen erst nach Chamberi und zuletzt nach Turin gebracht wurde. Der Jesuit Joh. Jac. Chiflet gab zu Antwerpen 1624 ein gelehrte Monographie darüber de linteis sepulcralibus Christi, woraus alle späteren Erzählungen und Raggionamenti über diese Wunderreliquie geflossen sind. Eine vollständige Literatur derselben, so wie die ausführlichste Nachricht über den neuesten Zustand der prächtigen Kapelle, die sie bedeckt, in der Kathedrale giebt A. L. Millin in seiner alles erschöpfenden Reisebeschreibung Voyage en Savoie, en Piemont, à Nice et à Geneve (Paris, Wassermann 1816.) Vol. I. ch. IX. p. 201 — 211. Er fand im Jahr 1811 auch noch an den Wänden der Capelle allerlei ex Voto Weihungen, aber nur in dünnen Silberplättchen! B.

man die Urne, in der ſich das heilige Schweißtuch befindet; über der Urne halten zwei Engel ein Kreuz von Kryſtall empor. Der Altar, die Urne, die Pfeiler und Säulen, welche die Bogengänge bilden, ſind von ſchwarzem Marmor; die Baſen und Kapitäler von vergoldeter Bronze, der Fußboden iſt von weißem Marmor und mit eingelegten bronzenen Sternen geziert: die Kuppel aber beſteht aus ſchuppenartig an einander gefügten eyrunden Fenſtern, die in der Höhe immer kleiner werden und zuſammentreffen in dem Mittelpunkte der Wölbung, die ſich mit einem aus Marmor gebildeten Sterne ſchließt. Dieſe Kuppel verbreitet im Inneren der Kapelle ein überſchwengliches Licht, welches mit der Trauerfarbe des ſchwarzen Marmors wunderbar kontraſtiret. Sinnreich genug iſt dieſe Erfindung, welche zu den Andeutungen des Todes ein ſo verklärendes Licht hereinſtrahlen läßt. Außer einer Menge ſilberner Lampen, die den Altar umgeben, war vormals dieſe Kapelle mit einem unermeßlichen Reichthume von Weihgeſchenken und Koſtbarkeiten allerlei Art ausgeſtattet. Goldene und ſilberne Hände, Füße, Herzen und Köpfe waren dem Altare des heiligen Schweißtuches von der gutmüthigen Andacht, als Dankopfer dargebracht worden. Dieſer ganze Reichthum iſt jetzo verſchwunden.

Ein langes und breites wurde mir von den Heilwirkungen und andern Wunderthaten der verehrten Reliquie erzählt. Unter andern hat eine

fromme Prinzessin einst dieses hochgefeierte Leichentuch auf einer Reise mit sich geführt; die Prinzessin wird von Räubern ausgeplündert, und als endlich die ruchlosen Hände sich dem heiligen Tuche nähern, erlahmen sie plötzlich. —

Die Franzosen mögen die Witterung davon gehabt haben, daß die Wunderkraft des Tuches, räuberische Hände zu lähmen, sich nicht bis auf die Nebenheiligthümer erstrecke; sie haben die Kostbarkeiten der vormals so reichen Kapelle sämmtlich geraubt. Ein andermal ist das Schweißtuch, dergleichen es übrigens mehrere Exemplare in der katholischen Christenheit giebt, aus einer Feuersbrunst, die alles umher in Asche gelegt, wohlbehalten hervorgezogen worden. Gleich einem kühlenden Lufthauch, erzählt die Legende, wehete die Flamme diejenigen Männer an, die das heilige Kleinod dem Feuer entrissen: zum Wahrzeichen trug dasselbe einige Brandflecken davon. Wer will etwas einwenden gegen das Zeugniß, welches das Element selbst ausgestellt hat.

Ich setzte meine Wanderung fort und hatte nur zu oft Gelegenheit, das früher bemerkte Mißverhältniß des Thronaufwandes zu den Kräften des Landes bestätiget zu finden. Das Opernhaus ist eins der größten und prächtigsten; die königlichen

*) Margarethe, Enkelin des Kreuzfahrers Geoffroi aus der Champagne, Dame von Lire. S. Sindon Evangelick von Philiberte Pingon S. 10. B.

Schlösser zeigen noch in der Schmach, welche ihnen zugefügt worden, was sie einst waren. Ueber das ganze innere Wesen des Staates ist eine, gleichsam planmäßige, Verheerung gekommen. Die Universität soll sich, wie man mich versichert, in dem traurigsten Zustande befinden; die öffentlichen Anstalten zur Verpflegung der Armen sind zerrüttet, die Kunstschätze der Museen,*) die Bibliothek, die Münzsammlungen beraubt: und diese Beraubungen nennen die Franzosen, da sie das Land an sich gerissen haben, Versetzungen ihres Eigenthums in die Hauptstadt. Solche Verhöhnungen dienen freilich dazu, die Erbitterung der Einwohner auf das höchste zu treiben. Wenn man ihr Zutrauen gewinnt, so ergießt sich der gehemmte Strom ihrer Klage, und sie fühlen sich grausam beleidiget und tief erniedriget, wenn man sie der sogenannten großen Nation zuzählet; denn ihr

*) Doch ergiebt sich aus dem ausführlichen Bericht, welchen Millin in seiner Reise chap. XI. p. 252 f. f. über das Museum zu Turin und dessen Kunstschätze, wie er es 1811 fand, abgestattet hat, daß die meisten alten Denkmale, die Maffei in seinem Museum Veronense und die Marmora Taurinensia in zwei Quartbänden (Turin 1743. 47) beschreiben und abbilden, sich besonders durch die Sorgfalt des Kunstliebenden Baron von Vernazzo unangetastet dort erhalten hatten. Im Museum des Königs fand Millin auch noch die ungemein zierliche Statue eines auf einer Löwenhaut schlafenden Amors, wovon das Meegsische Museum in Dresden einen sehr vollendeten Abguß besitzt S. Vol. I. pag. 263. B.

schreiben sie nicht ganz mit Unrecht, alle Drangsale zu, welche sie seit Jahrhunderten erfahren mußten: daher dann der Haß gegen ihre Unterdrücker nur durch die Furcht übertroffen wird, welche riesenhafte Uebermacht ihnen eindrohet. Sie selbst brüten keine Rache; aber mit dumpfer Hingebung erwarten sie solche anders woher, und finden einigen Trost darin, wenn sie aus der Geschichte sich erinnern, daß die Strafe der Wiedervergeltung die Franzosen noch immer in Italien ereilt habe; und so wollen sie dann auch in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse zu Frankreich kein unwiderrufliches Schicksal erkennen.

Ich eilte von den Denkmalen der Verwüstung in meine Wohnung zurück und warf noch einen Blick auf die, vor meinem Fenster sich bewegenden Menschengruppen hinab. Wie würde dies geduldige, fleißige Volk sich erheben, wenn einmal eine weise und milde Regierung den entkräftenden Druck von seinen Schultern nähme! denn bei aller seiner Rauheit eröffnet dies Land seinen Bewohnern ergiebige Hülfsquellen. Die Seide, welche im Piemontesischen gewonnen wird, gehört zu der besten, die Italien erzeugt. Korn, Kastanien, Wälsche Nüsse, sogar Südfrüchte: Mandeln, Citronen, Pomeranzen, Wein und Oel liefern die Thäler und die Abhänge der Berge; die Berge selbst enthalten edle Metalle.

Unter den Herrschern dieses Landes steht, ohne

den Beinamen des Großen, Carl Emmanuel, als ein wirklich großer, edler Fürst da. Zwar schwebt um das glänzende Bild seiner Regierung ein dunkler Schatten: es ist das Mißverhältniß, worin er mit seinem Vater Viktor Amadeus dem zweiten lebte. Dieser unruhige Fürst, der weder seinen Verträgen, noch sich selbst Wort hielt, hatte im Jahre 1730 die Regierung dem Sohne abgetreten; ein Jahr nachher setzte er, wie vermuthet wird, auf Einwirkung seiner zweiten Gemahlin, einer Marquisin St. Sebastiani, hinterlistige Triebfedern in Bewegung, um den Thron wieder zu besteigen. Das Vorhaben ward entdeckt, und Carl Emmanuel glaubte, es der Ruhe seiner Staaten schuldig zu seyn, gegen das Gefühl seines Herzens, den Vater sammt dessen Gemahlin verhaften zu lassen, und über beide eine lebenslange Gefangenschaft zu verhängen, in welcher Gatte und Gattin getrennt von einander ihre Tage vertrauern mußten. Diese Trennung ist eine Härte, welche allerdings über den traurigen Zwang der gebietenden Umstände hinauszugehen scheint. Viktor Amadeus hat das Königreich Sardinien gestiftet. Durch eine unverzeihliche Wortbrüchigkeit zog er die Franzosen in sein Land, und brachte die Drangsale des Krieges über seine Unterthanen. Sein Sohn Carl Emmanuel heilte die Wunden des Staates, regierte mit Milde, Kraft und Würde. Die wohlthätigsten Anstalten in Turin sind Denkmale sei-

nes ruhmvollen Lebens. Er haßte das Kriegesspiel im Frieden, liebte den Krieg selbst nicht; führte ihn aber, wenn er ihn nicht vermeiden konnte, mit demjenigen Nachdruck, der jedoch die Grundsätze der Menschlichkeit nicht verleugnet. Er verfaßte Gesetze, brachte Ordnung in die Staatsgeschäfte, und führte bei den Landeseinkünften eine haushälterische Verwaltung ein; doch war sein höchstes Bestreben den Unterthanen die Staatslasten zu erleichtern. Als es endlich ihm gelungen war, diesen Zweck zu erreichen, sagte er zu einem seiner vertrauten Diener: — „Heute feire ich den schönsten Tag meines Lebens; denn ich habe die Freude gehabt, die letzte der außerordentlichen Abgaben aufzuheben, welche die Schulden des Landes nothwendig gemacht hatten." — Das ist ein königliches Gemüth, welches in dieser Aeusserung sich offenbart.

Auf seinen Nachfolgern ruhete nicht mehr so rein dieser landesväterliche Geist. Eifersüchtig das königliche Ansehn bewahrend, strebten sie nur dahin, den Rechten der Krone mehr Ausdehnung zu verschaffen, und den geringen Einfluß des Adels gänzlich zu unterdrücken, bis endlich das Verhältniß der Regierung zum Staate in eine vollständige Despotie sich zusammenzog, die gleichmäßig auf allen Ständen lastete. Die bleierne Gewalt des Despotismus drückt das geistige Vermögen eines Volkes darnieder, weshalb dann so wenig bedeutende Männer aus den Piemontesern hervorgin-

gen. Alfieri verließ sein Vaterland *), um freier sein Haupt emporheben zu können.

Den König Carl Emmanuel den vierten trafen die Ereignisse, die eine Folge der französischen Staatsumwälzung waren. Müde vom Drange der verworrenen Zeitumstände, trat er im Jahre 1802 den Thron seinem Bruder ab, dem jetzigen Könige Viktor Emmanuel. Jener lebt in Rom, und widmet sich ausschließend religiösen Beschäftigungen, (Th. II. S. 419.) dieser erwartet in Gaeta (Th. IV. S. 5.) eine günstigere Wendung der Weltangelegenheiten.

Suza, den 8. July.

Die erste Hälfte der, mit Ulmen eingefaßten Straße von Turin nach Suza, geht durch eine fruchtbare Ebene, die reichlich mit kleinen Städten, Flecken und anmuthigen Landhäusern besetzt ist. In dieser Gegend wird vorzüglich der Seidenbau getrieben. Je näher man Suza kommt, desto wilder stellt sich die Landschaft dar; desto rauher starren die Felsengipfel empor, auf denen ein ewiger Winter thront; desto schauerlicher umfangen den Wanderer

*) Er war zu Asti im Piemontesischen geboren. Noch trägt eine Straße in Turin den Namen Alfieris. Man zeigt darin noch das Haus, welches der große Dichter lange bewohnte und worin er sich oft auf einen Stuhl fest binden ließ, um nicht von der fast bis zur Wuth ausartenden Leidenschaft zu der Marquise de Prin, die sein so boshaft spottete, fortgerissen zu werden. B.

die feuchten, engen Thäler. Zwischen dem Felsengeklipp grauen zerfallne Ritterschlösser und Burgen. Schon begegneten uns häufiger die Mißgestalten der Kropfmenschen; das Land beginnt, wo der Cretinismus wieder erscheint*). Auf eine abschreckende Wildniß scheint es die Natur hier angelegt zu haben, aber im Kampfe mit ihr, hat der muthige rege Fleiß der Einwohner dem Boden dennoch eine belohnende Ergiebigkeit abgewonnen. Die kleinste und dürftigste Fläche an den unfruchtbarsten Abhängen und auf den schroffesten Felsenhöhen ist zum Erstaunen mühsam angebaut. In dieser Gegend soll die Stelle seyn, wo Hannibal, über die Alpen kommend, in Italien eindrang, um Rom anzugreifen **). Zu

*) Man hat neuerlich Tafeln von gebrantem Schwamm mit Gummi und einiger Versüßung zusammengesetzt als ein unfehlbares Mittel gegen diese Alpenkröpfe empfohlen. Zu Chambery und Turin werden diese tablettes antigoitriquer öffentlich verkauft. Ein Pariser Art hat dies Mittel genau untersucht. S. Foderé Traité du Goitre et du Cretinisme. Paris An VIII. B.

**) Bekanntlich ist über den wahren Uebergangsort des Hannibal ein langwieriger Streit unter den Gelehrten geführt worden; die neuste Forschung darüber findet man in folgendem Werke: Histoire de campagner d'Annibal en Italie par Fr. Guillaume II. Vol. Mitau, imprimerie Royale 1815. Nach Livius Bericht leidet es nicht den geringsten Zweifel, daß Hannibal wirklich den Mont Cenis, die Alpes Cottias passirte, wie schon Saint-Simon Histoire de la

Augustus Zeiten beherrschte ein gewisser Cottius hier ein kleines Reich von zwölf Städten, unter denen Segusium, jetzt Suza die Hauptstadt war. Dem Cottius wurde für die Treue, mit welcher er die römische Sache gegen die übrigen Alpenvölker verfocht und beförderte, ein Schatten von Königsthum zugestanden. Zur Dankbarkeit für solche Begünstigung ließ Cottius dem August einen Ehrenbogen errichten, von welchem außerhalb der Stadt am Fuße eines Berges noch bedeutende Ueberbleibsel zu sehen sind. An diesem Bogen bemerkt man, wie an dem Coliseum in Rom, die Löcher, wo die verbindenden Eisenstangen durchgingen *). Von dem Bildwerk in halb erhabener Ar-

guerre des Alpes, ou Campagne de 1744. (Amsterdam 1740 in 4.) Preface p. 33. zur Evidenz bewiesen hat. B.

*) In dem getreuesten Kupferstich, welchen man an diesem Ehrenbogen des Präfecten Cottius auf den Kaiser Augustus ohnweit Suza hat, in des Massaza, Grafen von Baldordona Arco di Suza, Torino 1750 fol. findet man auch die Löcher angegeben, in welchen die mit Blei eingelassenen eisernen Klammern gesteckt haben. Verkleinert zugleich mit den noch vorhandenen Reliefs auf beiden Seiten sieht man den Bogen in Maffeis Museo Veronensi p. 234. Millin hat ihn als Titelvignette zu seiner Reise nach Piemont und Savoyen vor dem ersten Theil stehen lassen. Um die, für die ethnographischen Namensbestimmungen der Einwohner dieser Gegend sehr wichtige Inschrift, hat sich neuerlich der Ritter Napione große Verdienste erworben. B.

heit aber, welches die Hingebung des Cottius und seines Volkes in die Gewalt der Römer darstellen soll, konnte ich nur wenig unterscheiden. — Dies Denkmal war in den Tagen seiner Herrlichkeit gleichsam die erzwungene freundliche Miene, die ein hart unterjochtes Volk gegen seinen Tyrannen annehmen mußte. Von Seiten der Römer erwies man dem Cottius sogar die Ehre, eine Abtheilung der Alpen nach ihm die cottischen zu benennen. Bei dem allen war Cottius nichts mehr, als ein unterthäniger römischer Präfekt, auf dessen Nachkommen schon Nero keine Rücksicht weiter nahm; dieser vertheilte die Provinz unter zwei gewöhnliche Präfekten.

Die heutige Stadt Suza bietet einen traurigen finstern Anblick dar, so daß es scheinen könnte, als trüge sie noch an der Stirne den Eindruck jener verheerenden Schicksale, die so oft im Laufe der Jahrhunderte sie heimgesucht haben. Sie bildet die Eingangspforte Italiens, und als solche ist sie, früher von den Römern, dann von den Gothen, und von den Vandalen, in deren Fußstapfen die Franzosen traten, verwüstet worden.

Laneburg, den 9. July.

Bald hinter Suza fängt der Weg an, sich zu erheben. Der Wanderer betritt den Fuß des Mont-Cenis. Diesen ungeheuren Felsenberg scheint die Natur hingestellt zu haben vor die Pforte des hesperischen Landes, um den Eindrang der Barba-

renroheit wenigſtens zu erſchweren. Napoleon hat es ſich von den Bewohnern bequem machen laſſen, ſie zu berauben. Es iſt wahr, der Weg über dieſe Höhe von 6440 Fuß, *) der in Schlagenwindungen hinauf ſteigt, iſt vortrefflich; er kann mit den Werken der alten Römer vollkommen verglichen werden; und der Reiſende zieht von der ſelbſtſüchtigen Abſicht Napoleons keinen geringen Vortheil. **) Wir gingen zuweilen, wo der Weg vorzüglich bequem war, zu Fuße; bei dieſer Gelegenheit traf es ſich, daß einige Eſeltreiber uns begleiteten; ich bewunderte den herrlichen Bau dieſer Bergſtraße; da rief höchſt ergrimmt einer von den Treibern mir zu: — ihr wißt nicht welchen Jammer dieſe Straße uns bereitet hat. — Ich habe oft gehört, wie hoch man Bonaparte, dieſer Straße

*) Die Angaben der Höhe über der Meeresfläche ſind ſehr verſchieden. Reinhard in der neueſten ſehr fleißig redigirten Ausgabe ſeines Itinirairs en Italie (von 1810) giebt nach ſorgfältiger Vergleichung mehrer Angaben der Höhe auf dem Poſthauſe oben von 6360 Fuß an. In dem nach Humbolds vergleichenden Meſſungen von Mechel nachgeſtochenen Tableaux des hauteurs principales du Globe wird ſie zu 1060 Toiſen berechnet. Millin rechnet 1077 Toiſen. B.

**) Und ſo lächelt man vielleicht auch, ohne ſich die Galle aufregen zu laſſen, über die Inſchrift, die Napoleon über das Hoſpice ſetzen ließ: Domitor Alpium iussit, der Alpenbändiger befahl es! B.

wegen, pries; ihm koſtete ſie einen kurzen rauhen Befehl, den Umwohnern die Erſchöpfung ihrer Kräfte.

Man kommt ſo leicht zu dem Gipfel hinauf, daß man nur an den Thälern, zu denen man hinab blickt, die Höhe ermeſſen kann, die man erſtiegen hat. Wie Heidekraut erſcheinen die Wälder in der Tiefe, wie Silberſtreifen die Flüſſe, und nach demſelben Maßſtabe verkleinern ſich die umliegenden Dörfer und Städte. Nicht ſelten thürmen ſich zu beiden Seiten des Weges Felſenberge über einander, welche die Ausſicht verhüllen, und kleinere oder größere Waſſerfälle von ihren, mit Schnee bedeckten, Gipfeln herab ſenden, welche der Starrheit einiges Leben mittheilen. Auf dem erſten Drittheile des Weges trafen wir Kaſtanienwaldung an, welche wir ſchon ſeit einigen Tagen nicht mehr geſehen hatten. Je höher wir aber ſtiegen, deſto rauher und unfruchtbarer geſtaltete ſich rund umher die Natur und dunkle Fichtenwälder umgrünten nur noch die Felſenabhänge. Doch auch in dieſem Felſengeklipp, auf dieſer kalten unfruchtbaren Höhe hatten ſich noch Menſchen angeſiedelt; aber abſchreckend iſt die Höhlenwildheit ihrer elenden Hütten, deren Gemäuer aus Steinen beſteht, die ohne Kalkverbindung auf einander gelegt ſind; und die ſchlechten ſchwarzen Schieferdächer vollenden den traurigen Anblick. Einige Klafter über dieſe Hütten hinaus, verſchwindet vollends alles Leben; das einförmige Geräuſch der, von den Felſenhäuptern niederrinnenden Waſſerfälle,

iſt

iſt die einzige Stimme der Natur, welche ſich in dieſer todten Wüſte vernehmen läßt. Dann kamen wir an eine Stelle, wo ſich der Weg achtzig und etliche Schritte lang durch eine Grotte windet, die in einem Felſenvorſprung gehauen iſt, und dem Eingange zu dem Wunderſchloſſe einer Zauberwelt gleicht. Wenn der Wanderer aus dieſer Höhle hervorkommt, ſo umfängt ihn wiederum Felſenſtarrheit und Wildniß; aber ein unermeßlicher Geſichtskreis breitet ſich vor ihm aus. Oben der unendliche Himmel, und in der Tiefe die verkleinerte Welt. — Was iſt groß und klein? Wohl manche hervorragende Erſcheinung, die von der Welt angeſtaunt, und mit lautem Jubel begrüßt und verkündiget wird, dürfte ſchwerlich in allen Beziehungen und unter allen Geſichtspunkten, als dieſelbe bewunderte Größe ſich bewähren. Wie mag ſich demnach das ganze irdiſche Getriebe, welches mit ſeinen aufſtrebenden Geſtalten, in der Geſchichte, wie in einem ſtehenden Meere zuſammenfließt — wie mag es ſich dem umfaſſenden Blick einer höher ſtehenden Natur darſtellen? — In träumenden Empfindungen verloren, kam ich höher und höher, und endlich ſah ich ein wirthliches Dach ſchimmern, und ein Spiegelſee blinkte mir im Sonnenſchein freundlich entgegen. Wir hatten den Gipfel des Berges erreicht; hier nahm das bekannte Benediktiner-Kloſter uns auf. — Die Hände der Wohlthätigkeit ſelbſt haben dieſen Tempel der Menſchenliebe errichtet. Zu dem edelſten Zwecke haben dieſe Mönche dem Leben

der Genüsse entsagt. Sie haben das Gelübde auf sich genommen: die Wanderer, welche in diesen rauhen Schlüften von einem plötzlichen Schneewetter, oder von einer Lavine überfallen werden, mit Hülfe ihrer, dazu abgerichteten, Hunde aufzusuchen, und ihnen wo möglich Hülfe zu schaffen. Vor 900 Jahren stiftete dieses Kloster ein König Ludwig von Frankreich, den die Geschichte mit Recht den redlichen nennt; der Geist des edlen Stifters ruht auf diesen Mönchen. Ein geschäftig-gutmüthiges, zufriedenes Wesen drückt sich auf ihren Gesichtern und in ihren Handlungen aus. Zu helfen, wo Hülfe Noth thut, scheint ein Bedürfniß ihrer Herzen zu seyn. Man fühlt sich wohl und heimisch bei den frommen Mönchen. Wie könnte Arges in diesen Gemüthern wohnen; retten ist ja ihr Gelübd ihr Geschäft, und Menschenliebe ihre Weihe. —

Der Gipfel des Berges bildet eine geräumige Ebene von sehr beträchtlicher Länge, und einer Breite, die etwa den achten Theil der Länge enthalten kann. Sie ist von Schneebedeckten Felsenspitzen umgeben; und Füchse, Wölfe, Bären, Murmelthiere durchstreifen die Einöde umher. In der Mitte dieser weiten Fläche steht das geräumige, aber prunklose, Klostergebäude an einem weiten See, der einen Reichthum von wohlschmeckenden Lachsforellen und andern Fischen liefert, fünf Monate aber mit einer starken Eisrinde bedeckt ist; doch versicherte man mich, daß die Berge der Nordseite eine Schutz-

wehr gegen die kalten Stürme abgäben, so daß hier eine mildere Temperatur, als auf andern Bergen von gleicher Höhe empfunden werde. An dem nördlichen Ufer des Sees hat sich eine hohe, sehr weisse Gipsmasse gelagert; an dieser Gipswand befinden sich kleine trichterförmige Hölungen, in denen die hier oben hausenden weissen und grauen Raben nisten; an einer andern Seite des Sees bricht Schiefer und Talkstein. Uebrigens bieten die Senkungen und Schlüfte Schätze von botanischen Merkwürdigkeiten dar; und im Sommer besucht eine Menge der schönsten Schmetterlinge diese Gegend. Einige von den Mönchen haben naturhistorische Kenntnisse, und diese finden für ihre Wissenschaft hier eine gnügende Unterhaltung.

Das Kloster ist mit schönem frischen Wiesengrün umgeben, und in der Nähe festungsartig *)

*) Doch befindet sich gleich neben dem Hospice des Klosters wirklich eine Caserne, von wo aus der immer wiederkehrende Trommelschlag den Frieden des Klosters stört. Im Kloster selbst hatte Buonaparte Zimmer für sich und seine Generale prächtig meubliren lassen. Auf dieser Platteforme des Montcenis sollte nach einem von den Aschenhaufen und Brandtrümmern Moskaus aus datirten Decret ein colossales Monument die Besiegung Europas verkündigen. 25 Millionen Franken waren dazu bestimmt, die vorzüglichsten Academien von Frankreich und Italien sollten die zur Preisbewerbung eingereichten Plane prüfen und krönen. Doch dies Fantom verschwand zugleich mit dem stolzen Luftbaumeister, der

mit Pallsaden und Gräben umschlossen; hinter dieser kriegerischen Aussenseite aber wohnet der Friede und ein thätiges Christenthum waltet unter dem gastfreundlichen Dache dieser Klosterbrüder.

Wir hielten bei ihnen unser Mittagsmahl, welches sie nicht nur mit den vortrefflichsten Forellen versorgt hatten, sondern auch mit der angenehmsten und geistreichsten Unterhaltung würzten. Sie erzählten uns rührende Vorfälle von Erstarrten, welche sie aus klaftertiefem Schnee hervorgezogen hätten. Solche Vorfälle sind jetzt, da die Straße erbaut ist, weit seltner, als sonst. Auch nehmen sie Reisende auf, die erkranken, und lassen es ihnen in dem gut eingerichteten Klosterhospitale an Pflege und ärztlicher Hülfe nicht fehlen.

Mit tiefgefühlter Rührung nahmen wir Abschied von unsere wackern Mönchen und setzten unsre Reise fort. In der ersten Hälfte des Weges stellten sich ziemlich dieselben Erscheinungen dar, welche wir auf der entgegengesetzten Seite des Berges bemerkt hatten: auf beiden Seiten kahle Felsenspitzen und Schneeberge, welche vielfache Ströme herabgießen. Dann kamen wir aber auch an schönen Wiesenflächen vorbei, die selbst in dem dürrsten Sommer von den Schneegebirgen mit Wässerung hinreichend versorgt werden. Die Hütten in solchen Wiesengegenden haben ein trauriges, finsteres Ansehn;

es ausgedacht hatte, noch ehe an die Ausführung gedacht werden konnte. B.

die Straße, fortwährend breit und schön, windet sich auf dieser Seite in kürzern Wendungen hinab. Der Tag war heiter, ein scharfer Wind aber stieß uns oft entgegen, der meine körperlichen Uebel wieder aufregte, von denen ich in Italien frei geworden zu seyn glaubte. Tief im Thale erblickten wir Laneburg, welches durch die schnellen Wendungen der Straße bald vor, bald hinter uns erschien. Es sandte freilich keinen erfreulichen Anblick zu uns herauf. Wir kamen an, und fanden in der That den Ort noch trauriger, als er sich in der Ferne gezeigt hatte. Hier wird schon französisch gesprochen, und Laneburg ist, wenn man von Italien kömmt, die erste savoiesche Stadt. Ein schlechtes Wirthshaus, aber eine freundliche Bewirthung nahm uns auf Es war hier mitten im wärmsten Sommermonate so kalt, daß wir ein Kaminfeuer begehren mußten. Der Ort liegt in einem feuchten Thale, in welches vom November bis zum März kein Sonnenstrahl hinab dringt. Himmelanstarrende Felsen scheinen von diesem Thale der Nacht den Tag abwehren zu wollen. Wohin man blickt, zeigt sich Elend und Armuth; was man hört sind Klagen, und was man vom Geiste der Einwohner wahrnimmt, ist Aberglaube. Finsterniß von Innen und Dunkelheit von Außen ist das Loos dieser armen Menschen.

St. Michel, den 10. July.

Schmerzlich fühle ich es, daß mich die Luft Italiens nicht mehr anweht. Ein mühseliger

Weg windet ſich von Laneburg hieher. Links und rechts hohes Schneegebirge, von denen kleinere und größere Bäche niederrinnen; dunkle Tannenwälder an den Abhängen, ſchwarze, ſchmutzige Hütten, und ſo viel verkrüppelte Menſchen: alles dies iſt wohl geeignet den heiterſten Sinn des Vorüberwandernden zu verſtimmen; bei dem allen aber bemerkte ich vielfache Spuren von Betriebſamkeit und Fleiß. Ueberall, wo nur eine Stelle anbaufähig iſt, haben die Einwohner ſie benutzt, und ſo manches Stück Fruchtland der Wildniß abgewonnen, die wir durchzogen. Die grünliche Arc begleitete uns mit ihrem lieblichen Geräuſch. Die Dörfer und Städte, Aurieu, Mondana, St. André, aus ſchwarzem Schiefer zuſammengeſetzt, bieten einen eben ſo traurigen Anblick dar, als die Mißgeſtalten, welche ſie bewohnen. Kropfmenſchen und Kretins erſcheinen hier ſo häufig, wie in den Salzburgiſchen Thälern: (Th. I. S. 73.) lauter abſchreckende Gegenſtände, außer der lieblichen Arc, die unſere Begleiterin blieb; dieſe zog bald rechts neben uns hin, bald links; zuweilen verſchwand ſie gänzlich aus unſern Blicken, und dann gab ſie durch ihr lebhaftes Geräuſch das Zeichen ihrer Nähe. Hinter Mondane wird ſie breiter und noch ſchäumender, im Kampfe mit den Felſenmaſſen, die ſich ihr entgegen ſtämmen. Auch der Weg iſt hier minder beſchwerlich und fruchtbar; die Landſchaft wird anmuthiger, wie wohl ſie auch hier nicht ganz aus ihrem rauhen Charakter fällt. Zuſammengeworfene ungeheure Stein-

blöcke, durch Lavinen herabgeriſſen, ſcheinen den Niederſturz einer ganzen Felſenwelt anzudeuten. Hin und wieder hängt von einem hohen Gipfel, den die Nebelwolke umſchlingt, ein Waſſerfall herab, der das Entſetzen des Anblickes ſolcher grauenvollen Wildniß beſänftiget. Erſt in der Nähe von St. Michel wird die Landſchaft weniger rauh: die ſüdlichen Abhänge der Berge ſind ſchon mit Weinreben, welſchen Nüſſen, Kaſtanien und Mandelbäumen bepflanzt, und gelindere Lüfte ſäuſeln um eine ſanftere Natur. Aber die Menſchen erſcheinen fortwährend in einem bedauernswerthen Zuſtande der bitterſten Armuth, niedergedrückt, gänzlich muthlos, und größtentheils mißgeſtaltet. Ein Römer, wenn er vom Grabe auferſtehen ſollte, würde in dem Geſchlecht, welches jetzt dieſe Thäler durchſchleicht, wohl ſchwerlich die Nachkommenſchaft jener Allobrogen erkennen, deren Unterjochung ſeinem Volke ſo viele Anſtrengungen koſtete. Nur die Beſitzerin unſers Wirthshauſes zeichnete ſich durch Wohlgeſtalt und Freundlichkeit aus; ſie entſchuldigte auf die gutmüthigſte Weiſe die Mangelhaftigkeit der Bewirthung, die ſie uns anzubieten habe, und beklagte mit bittern Thränen die allgemeine Noth ihres Landes. Von jeher iſt Savoien mit harten Abgaben gedrückt worden; dann haben Kriegeszüge die Einwohner vollends entkräftet; Franzoſenwirthſchaft richtet ſie gänzlich zu Grunde.

La Chambre, den 11. July.

In diesem Lande ist immer ein Wirthshaus schlechter, als das andere, die Bewirthung immer schmutziger, das Essen ungenießbarer und ekelhafter, je tiefer man eindringt. Das hiesige Wirthshaus ist noch armseliger und unreinlicher, als das zu St. Michel. Zuweilen setzt das Elend ihres Zustandes die Einwohner in eine Art von Verzweiflung, welche sich in Zorn und Unwillen gegen diejenigen auslässt, die ihnen begegnen: dies war der Fall mit unserer Wirthin; sie fuhr, als wir Essen forderten, so erzürnt auf, als ob wir zu ihren Peinigern gehörten, und erklärte: sie könne uns nichts zu essen geben, indem sie selber Hunger leide. Wer hätte auch nur mit einiger Empfindlichkeit diesen Empfang erwiedern können? Ich fühlte das tiefste Mitleiden, und suchte nur durch freundliches Zureden die Frau zu besänftigen, wodurch wenig auszurichten war. Ich that auf Essen Verzicht, flüchtete zu meinem Tagebuche, brachte meine Erinnerungsblätter in Ordnung, und überblickte in Gedanken unsern heute zurückgelegten Weg. Die Landschaft, durch welche wir kamen, stellt ein Gemälde dar von großen starken Zügen, untermischt mit gefälligen romantischen Stellen.

Als wir St. Michel verlassen hatten, war unsre treue Begleiterin, die Arc, aus unsern Augen verschwunden, nur ihr Wellengetöse rauschte aus der Verborgenheit, wie die Stimme eines unsichtbaren Wesens, zu uns herüber. Es war eine tiefe Schlucht

durch die wir uns hinzuwinden hatten. Die gewaltigen Felsenwände zu beiden Seiten und vor uns, stellten gleichsam halb vortretende ungeheure Theatercoulissen dar, die im Hintergrunde zusammen geschoben zu seyn schienen, so daß uns der Ausgang aus der Schlucht, in der wir uns eben befanden, durchaus verschlossen vorkam; und es war in der That sehr unterhaltend, nach der erfolgten Auflösung einer so räthselhaft umwundenen Aufgabe, unmittelbar wieder auf eine neue Verwickelung zu treffen. Immer sanfter und romantischer wurden die landschaftlichen Zusammenstellungen der Natur; nur die Erscheinung der Menschen und ihrer Wohnungen blieb ihrem häßlichen, schmutzigen Charakter getreu. Dann eröffnete sich plötzlich eine anmuthigere freiere Aussicht. Die Abhänge der Berge fanden wir bis zu einer außerordentlichen Höhe, entweder als Fruchtland angebaut, oder mit Waldung beschattet. Die Absätze der Höhen sind mauerartig mit Steinen eingefaßt, um das Herabsinken des Erdreichs zu verhindern. In den Wiesen und Feldern umher sahen wir Steinanhäufungen zusammengetragen, welche die erzeugungsreiche Natur in buschichte Hügel verwandelt hat, wodurch malerische Gruppirungen entstanden sind. Wir berührten die bischöfliche, aber dennoch elende, Stadt St Jean, in einem sehr engen Thale, wo die Arc wieder zum Vorschein kam. Ueber diesen Ort hinaus, wurde die Gegend nicht nur immer freundlicher, sondern reizend sogar; eine weichere Luft wehete von Weinhü-

geln uns an, und Rebengrün umrankte die schwarzen Dächer.

Die landschaftliche Natur hatte uns doch mit so manchem erfreulichen Blick den beschwerlichen Reisetag erleichtert: und so fiel uns dann der unerfreuliche Empfang in diesem traurigen Wirthshause desto widerwärtiger auf.

Aiguebelle, den 12. Juli Abends nach 9.

Wir waren froh, la Chambre hinter uns zu haben, aber der Abend unsrer gestrigen Reise scheint die trübe Einleitung zu dem heutigen widerwärtigen Tage gewesen zu seyn. Kaum hatten wir früh Morgens jenen traurigen Ort verlassen, so senkte sich ein dichter Nebel von den Bergen herab und bildete eine solche Nacht um uns her, daß ich kaum den Veturino auf den Maulthieren zu sehen vermochte. Es ist ein ängstender Zustand, auf unsichern Wegen, zwischen Abhängen und Felsengeklipp, von dem bei schlimmen Wetter, nicht selten große Steinmassen niederrollen, nicht vor sich hin sehn zu können. Drei Stunden dauerte diese Wolkennacht, aus der sich endlich ein furchtbares Gewitter entwickelte. Donnerschläge Regengüsse, Strohmungen von den Bergen herab betäubten, und furchtbare Blize blendeten uns, und kein wirthliches Dach in der Nähe, welches uns hätte in Schuz nehmen können. Endlich zertheilte sich die Wolkenfinsterniß, ein Sonnenstrahl brach durch; ich athmete freier; es war mir als hätte uns ein

Engel aus der Verirrung in einer grausen Wüste gerettet, ich konnte um mich sehn, und erblickte nun an der rechten Seite des Weges ein Sumpfthal, wo unzählige Felsentrümmer aus dem Boden hervorragten. Dort ist im Jahre 1750 am 12 Juni durch den Sturz einer ungeheuren Lavine, welche große Steinmassen mit fortriß, das schöne Dorf Randau gänzlich verschüttet worden. Mit Grauen und Entsetzen erfüllte mich der Anblick dieser Stelle. Ein Umfang von 150 Morgen Landes mit Häusern, Menschen und Vieh liegt daselbst 36 Fuß tief begraben. Nur der Kirchthurm soll noch 16 Fuß hoch aus dem Grabe des unglücklichen Dorfes als eine Denksäule des schrecklichsten Schicksals, hervorragen. Nie wird das Bild dieser Zerstöhrung vor meiner Seele verschwinden. Jemehr wir uns der Stadt Aiguebelle näherten, einen desto sanfteren Charakter nahm die Natur an; auch fanden wir hier in dem ziemlich geräumigen Posthause eine bessere Bewirthung, als wir seit einigen Tagen angetroffen hatten. Der Postmeister, ein sehr gefälliger lebhafter und gesprächiger Mann, unterhielt mich mit einer ganz guten Erzählung, von der Landesart, von den Sitten und Gebräuchen des Volkes. Zuerst ergoß er sich freilich in Klagen über das gegenwärtige Schicksal seines Vaterlandes; dann zog er mit gebührendem Lobe die angeborne Gutmüthigkeit und den redlichen Grundcharakter der Savoyarden hervor und schilderte die Betriebsamkeit, mit welcher sie

der kargen Natur des Bodens ihr kümmerliches Daseyn abgewinnen. In Körben tragen sie den Dünger auf die Flächen der höchsten Berggipfel hinauf, wo die abgespühlte Erde zu Zeiten ersetzt werden muß *). Aber der regeste Fleiß reicht nicht hin, die sämmtlichen Kinder des Landes zu ernähren. Tausende werden zu Auswanderungen genöthiget, um ihr Brot anderwärts zu suchen; doch kehren sie jährlich, oder nach längeren Fristen, zu ihrem geliebten armen Felsenlande zurück. Der Knabe, wenn er kaum das zehnte Jahr erreicht, geht nach Paris und andern Städten und giebt sich zu allerlei kleinen Diensten hin. Gegen tausend Savoyarden sind Schornsteinfeger in Paris, andere ziehen mit Murmelthieren, Leiern und Schattenspielen umher **). Mit dem kleinen Erwerbe wan-

*) Der Savoyische Ackerbau zeigt zwar von der eisernen Beharrlichkeit und Arbeitsamkeit des savoyischen Landmannes, ist aber noch in Windeln und in der Wiege und an Verbesserung ist kaum zu denken. Kenner empfehlen ein treffliches Werk von Costa: Essai sur l'amelioration de l'agriculture dans les pays montueux et en particulier à Savoie. 2 edit. Paris 1802. B.

**) Zwei beliebte Opern, Fanchon und die beiden Savoyarden schildern uns die Sitte und die Anhänglichkeit dieser armen Knaben in rührenden und rohen Zügen. Nur hat Marsollier der Verfasser der beiden Savoyarden darin einen groben Verstoß begangen, daß er Briançonnais, das Gebiet woher eigentlich die Murmelthierführer kommen, nach

dern sie gewöhnlich in ihr Vaterland zurück, wo sie das beschränkteste Auskommen einem bequemeren in jedem andern Lande vorziehn. Was ihre Sitten betrifft, so war ihnen bisher eine unverbrüchliche Pflichttreue nachzurühmen, und eine Unschuld, welche sich über ihr ganzes Leben verbreitete. Mit der Franzosenherrschaft aber hat sich vieles von ihrer ursprünglichen Rechtlichkeit verlohren; und Savoyische Straßenräuber sind keine Seltenheit mehr. Allgemein wird die vorige Regierung zurückgewünscht: das beweiset hinreichend, wie schlecht die gegenwärtige seyn muß.

In den Gebräuchen bei Hochzeiten und Kindtaufen ist der Savoyarde dem finstersten Aberglauben und symbolischen Feierlichkeiten ergeben. Wenn ein junger Mensch um ein Mädchen wirbt: so begiebt er sich mit einem Freunde in die Wohnung der Erkohrnen; findet er dort im Kamin einen Feuerbrand: so ist das ein schlimmes Zeichen, und gilt für eine verneinende Antwort. Im günstigern Falle bringt er sein Anliegen vor. Ist der Vater der Erwählten mit den Bedingungen zufrie-

Savoyen versetzt. Uebrigens ahnden die kleinen Savoyischen Essenkehrer, die uns Mercier in seinem Tableaux de Paris so liebenswürdig schildert, wohl nicht, daß sich der britische Philanthropismus schon seit zehn Jahren mit Vorschlägen beschäftiget, um alle Schornsteinfegerei den armen Knaben auf immer zu ersparen, und daß es in London eine eigene Society for bettering the condition of the climbing boys giebt. B.

den; so führt er den jungen Mann zu der Tochter, diese empfängt von ihrem Bewerber eine Art von Handgeld, und die Verlobung ist geschehen. Abends vor der Hochzeit versammeln sich im Hause der Braut die beiderseitigen Verwandten des verlobten Paares. Die Braut versteckt sich vor der Ankunft der Gäste; der Bräutigam, begleitet von Musik und lustigen Gefährten, sucht die Geliebte: sie wird gefunden, und lautes Jubelgeschrei erfüllt das Haus. Es wird gespeiset; die Braut darf jedoch nur erst zu Ende der Mahlzeit sich zeigen. Ein lustiger Tanz, beschließt den Vorabend der Hochzeit. Den folgenden Tag erscheinen dieselben Gäste, aber festlich mit Lorbeerkränzen geschmückt, und begleiten die Verlobten zur Kirche. Nach vollzogener Trauung, empfängt des Bräutigams Mutter, oder diejenige, welche ihre Stelle vertritt, die Braut am Eingange des Hauses, wo ein Besen liegen muß, den aufzuheben, die Braut ja nicht vergessen darf: sonst würde die Ehe mit einem unglücklichen Vorzeichen beginnen. Die Schwiegermutter wirft der Braut eine Hand voll Getraide entgegen, als Andeutung des künftigen Wohlstandes. Dann findet die Braut Suppe und Brod in Bereitschaft: beides muß sie unter Kranke und Arme vertheilen; denn Barmherzigkeit und Milde dürfen in einem Hause, wenn es gesegnet seyn soll, nicht fehlen. Beim Festmahle sitzt das bräutliche Paar zwischen den beiderseitigen Taufzeugen. Zuletzt sammelt ein Kind von den Gästen Almosen ein, welches nach-

her von der Braut wiederum den Armen zugetheilt wird.

Eben so haben auch die Taufen ihre symbolischen Umgebungen. Ist der Täufling ein Knabe, so wird er in einer kleinen Wiege von einem Manne auf der rechten Schulter zur Kirche getragen; das Mädchen auf der linken. Mit andern Kränzen und andern Bändern ist die Wiege des Knaben geschmückt, der mit Glockengeläute begrüßt wird; das Mädchen muß sich mit einer stilleren Weihe begnügen; doch in jedem Falle begleitet eine Schaar geputzter Kinder den Täufling zur Kirche.

Chambery, den 13. Juli Abends.

Schon gegen 11 hatten wir den kurzen Weg von Aiguebelle bis Chambery, der Hauptstadt Savoyens, zurückgelegt. Auf dem Wege kamen wir an manchen sumpfigen Niederungen vorüber: doch ließ es sich wahrnehmen, daß wir uns der Hauptstadt des Landes näherten, von der sich vermuthen ließ, daß man für sie den besten Raum des Bodens gewählt haben würde. Die Stadt liegt in einem sehr fruchtbaren, nicht zu engen Thale, an der l'aise, enthält einige recht gute Gebäude, gewährt im Ganzen aber doch keinen sonderlich heitern Anblick. Anmuthiger sind ihre Umgebungen.

Eine Empfehlung an den Doktor Socquet führte diesen würdigen Arzt in Begleitung seines Freundes Brun, mir zu. Beide geistvolle und

kenntnißreiche Männer würzten durch lehrreiche Unterhaltung unsern Mittag: und ich hatte, nach ihrer Anweisung, manche Berichtigung meiner Kunde des Landes zu Buche zu tragen. Die häufige Erscheinung des Cretinismus unter dem Volke schrieb der erfahrne Arzt der äußerst schlechten Nahrung des gemeinen Mannes, und den ungesunden Wohnungen in den tiefen feuchten Thälern zu; das Uebel, meinte er, würde noch mehr um sich greifen, wenn nicht die zurückkehrenden Auswanderer ein frischeres physisches Leben mit in die Volksmasse brächten.

Nach der Mahlzeit besahen wir, in Begleitung der Herren Socquet und Brun die Merkwürdigkeiten der Stadt. Zuerst besuchten wir die Hülfsanstalten für Nothleidende. Das wohleingerichtete Krankenhaus faßt über 280 und das Armenhaus 500 Personen, deren Behandlung ich in jeder Rücksicht nicht anders als lobenswerth finden konnte. Beide diese Stiftungen sind im funfzehnten Jahrhundert von einzelnen Menschenfreunden errichtet worden. Das Irrenhaus und die Anstalten für ausgesetzte Kinder, beide sollen, wie man mich versichert, sehr gut verwaltet werden.

Der vormalige König von Sardinien pflegte Chambery zu seinem Sommeraufenthalt zu wählen. Das Schloß auf einer mäßigen Anhöhe, wo sich die Stadt, sammt ihrer reizenden Umgebung übersehen läßt, brannte 1745 ab, wurde im Jahre 1775 wieder erbaut, und von den Gleichheitsmännern

nern aus Frankreich abermals nieder gebrannt. Die noch vorhandenen Mauern zeugen von der ehemaligen Größe des Gebäudes. Ein kleiner Theil des Schlosses ist stehn geblieben; diesen bewohnt der Präfect. An dem Schlosse hin ziehen sich schöne Spaziergänge, die aber von den Einwohnern weniger besucht werden, als das sogenannte Verney, welches in einem weiten grünen Platze besteht, der von sechs Reihen hoher Bäume beschattet wird. Unter den Namen Verney, versteht man in Savoyen jeden mit Buschwerk besetzten Raum von einer gewissen Ausdehnung. Die Plätze der Stadt sind mit Springbrunnen geziert, haben wegen der hohen Häuser aber durchgängig ein düstres Ansehn; noch düstrer erscheinen aus derselben Ursache die engen Straßen. Die außerordentliche Menge Krambuden, die man überall antrifft, zeugen von einem ehemaligen lebhaften Handelsverkehr. Die Bevölkerung der Stadt ist von 14,000 Menschen jetzt auf 8000 herabgesunken. So wie die Volkszahl des ganzen Herzogthums von einer Million auf 600,000 gefallen ist. Das Schauspielhaus, auf den vormaligen Wohlstand der Einwohner berechnet, ist von bedeutendem Umfange, und einer sehr zweckmäßigen inneren Einrichtung. Unter den hiesigen Fabriken sind besonders die Flohrfabriken berühmt: ihre Erzeugnisse werden selbst den französischen vorgezogen. Wenn nicht gewaltsame Zerrüttungen des bürgerlichen Lebens hereingebrochen wären: in welchem blühenden Zustande könnte sich

Chambery befinden! Das Volk ist fleißig, und der Boden außerordentlich fruchtbar, so daß er eine zwiefache Erndte liefert, und die Wiesen viermal gemäht werden können. Die Menge der Linden begünstiget die Bienenzucht. Ganze Waldungen von Nußbäumen liefern feines Oehl.

Als wir von unsrer Wanderung durch die Stadt zurückkehrten, kamen wir über den Hauptplatz derselben. Hier fiel mir ein empörender Anblick in die Augen: mitten auf dem Platze steht noch bis heute der von den Franzosen gepflanzte Freiheitsbaum, mit allem Zubehör der Gleichheit behangen. Der Baum ist kräftig emporgewachsen; aber welche Frucht hat er getragen! um ihn herum lagen mit Ketten aneinander gefesselt die jungen Savoyschen Soldaten, die zur Armee abgeliefert werden sollten, von denen die Zeitungen erzählen, daß sie sich zu den französischen Waffen drängen. Auf eben diesem Platze steht das Lotthaus, welches der französischen Regierung einen ungeheuren Gewinn abwerfen soll. Die Lotterie ist die Erfindung einer unväterlichen Regierung: als sie unter keinerlei Vorwand dem Unterthan mehr etwas abzunehmen vermogte, da zeigte sie von ferne dieses Glücksspiel, welches, ohne daß der Unterthan Ursache zu murren hat, ihr einen bedeutenden Gewinn abwirft, aber auch nicht selten ganze Familien zu Grunde richtet.

Den 14. Juli.

Heute führte uns der gefällige Doktor Socquet zu der entlegenen Wohnung, wo Rousseau in der Nähe von Chambery bei Madame Warens gelebt hat. — Man gelangt dahin durch einen Wald von Nußbäumen. Diese einsame Hütte, vor deren Eingange ein kleines Gärtchen grünt, liegt am Fuße eines Hügels, in einem anmuthigen Thale, voll Wiesengrün und Gebüsch, und rings umher stehen reizende Berghöhen. Ich trat in die öde Wohnung und erblickte über einem verbrauchten Sopha Rousseaus Bildniß. Mich überfiel ein kalter Schatten aus den dunkeln Tagen des unglücklichen Philosophen. — Ist Philosophie der Erwerbung werth, wenn sie zum wenigsten nicht zufrieden macht? — Aus dieser Hütte ging das Leben des Mannes hervor, der so gewaltig war, und so schwach; der überall bis jenseit des Meeres, die Ruhe aufsuchte, die aus seinem Inneren geflohen war vor der Leidenschaft, welche, alles verschlimmernd, sein Gemüth fort und fort in einer entkräftenden Spannung erhielt. Er lebte in einem Mißverständnisse mit sich und in dieser Selbstentzweiung glaubte er im Zwiste mit der ganzen Welt zu seyn: dies irrende Gefühl war sein Verfolger; nicht die Menschen waren seine Peiniger. Durften es diese entgelten, wenn etwa Einzelne, wenn hier oder da eine schwache Regierung sich einer Thorheit gegen ihn schuldig gemacht? — Wie kam der wirklich große Mann zu solchem Irrthum? — Ein zu lebhaftes Selbstgefühl trägt

mehr und weniger, aber immer etwas von eifersüchtig-argwöhnischer Eitelkeit in sich, und ist, besonders wenn es in cynische Formen sich hüllt, recht dazu geeignet, ein reizbares Gemüth bis zu der Grämlichkeit zu verstimmen, welche mit gewöhnlicher Selbsttäuschung sich für Menschenhaß ausgiebt: so geschah es, daß Rousseau die Menschen floh, von denen er nicht lassen konnte. —

Ich ging in den kleinen Garten, den dieser Sohn der Natur gepflegt hatte: hier war es, wo er an ihrem Busen die ersten goldnen Träume der Jugend träumte; wo zu der Unschuld seines frischen Daseyns die Göttergestalten der Tugend traten, und ihm die Begeisterung einflößten, mit welcher er in den geweiheten Augenblicken seines geistigen Lebens, die stille innre Seligkeit des höheren Menschen schildert *).

Der kleine Garten ist zur Wildniß geworden; nur ein Rosenstock, den Rousseau selbst gepflanzt haben soll, stand in voller Blüthe; ich brach ein paar Rosen, und hätte sie gerne auf sein Grab streuen mögen, zum Dankopfer für das Köstliche, das er aus dem reichen Schatze seiner wahrhaft großen Seele der Welt mittheilte. Friede sey mit

*) La jouissance de la vertu est toute interieure et ne s'apperçoit que par celui qui la sent: mais tous les avantages du vice frappent les yeux d'autrui, et il n'y a que celui qui les a, qui sache ce qu'ils lui coutent.

seiner Asche, und Versöhnung mit seinem Geiste dort oben!

Abends.

Diesen Nachmittag führte unser gütiger Begleiter uns in eine Gegend, welche le bout du monde genannt wird. Wir kamen durch ein schönes weites Thal; bald ging der Weg in waldigtem Nußbaumschatten, bald zwischen Fruchtland und Wiesen hin: alles zeugte von reichem kräftigen Wachsthume. Anmuthiger und reizender habe ich in ganz Savoyen keine Gegend gefunden, als dies Thal. In Absätzen erheben sich die Berge umher, und zeigen in ihren sonderbaren Formen, daß sie gewaltsame Umänderungen erlitten. An einigen scheint die ganze Hälfte der Bergmasse niedergestürzt zu seyn, und die stehen gebliebenen Gipfel zeigen eine Krümmung nach der eingestürzten Seite hin. Solcher gekrümmter Berggipfel, in einerlei Richtung, sieht man eine ganze Reihe neben einander. Unser gefälliger Begleiter erklärte mir, als ich ihn um diese Erscheinung befragte, daß in der Gegend dort die Stadt St. Andrée zwischen Chambery und Grenoble, bedeutender als Chambery selbst, vor 500 Jahren von dem Sturze jener Felsenmassen niedergeschmettert und gänzlich überdeckt worden sey. In dem Archive zu Chambery befindet sich eine Nachricht von diesem schrecklichen Ereignisse. Auf einem der stehen gebliebenen Gipfel erheben sich die Thürme des Klosters St. Me-

lians. Die Franziskaner bewohren daselbst, außer einem wunderthätigen Marienbilde, noch ein Gemälde, welches auf jenen unglücklichen Vorfall hindeutet. Es sind nehmlich zwei Teufel auf demselben dargestellt: der eine fodert den andern auf, das Dorf Chamay zu zerstöhren; dieser antwortet: daß ihn die Gottesmutter im Kloster St. Melians daran verhindere. Zu diesem Wunderbilde der heil. Jungfrau Wallfahrten nun aus der Nähe und Ferne mit Gebet und Gelübden die Einwohner. Wir gelangten endlich, indem wir ununterbrochen durch reizende, malerische Landschaften zogen, zu einer einsam gelegenen Papiermühle. Die fleißigen gutmüthigen Menschen nahmen uns wohlwollend auf, und führten uns durch eine enge lange und düstere Felsenschlucht jenseits der Mühle in einen beschränkten, etwa zwanzig Schritte breiten und dreißig Schritte langen Raum, der ohne einen Ausgang, ringsumher mit etwa vierzig Fuß hohen senkrechten Felsenwänden in einem Halbkreis eingeschlossen ist: daher dann die Stelle le bout du monde genannt wird. Aus den Ritzen der übereinander geschichteten Felsenmassen rinnen kleinere und größere Wasseradern an den Wänden herab, und sammeln sich zu einem schäumenden Bache, der die Papiermühle treibt, und weiterhin einen starkrauschenden Wasserfall bildet *). Eine wunderbare Naturgewalt

*) Ich kann es dem Drange meines Herzens nicht versagen, eine Stelle aus einem Briefe meiner

hat die Felsen dort aufgerichtet, und seit undenklichen Jahren von Zeit zu Zeit an ihnen gerüttelt. Die geheimnißvoll wirkende Natur ist eine ewige Aufgabe, die dem Menschen vorgelegt wurde, daß er daran seine Weisheit und Kraft übe.

Auf dem Rückwege theilte mir unser Begleiter interessante Nachrichten über Chambery mit. In seinen Bemerkungen trat besonders vortheilhaft das Verhältniß des Menschen zum Menschen hervor, wie solches in Chambery sich nach und nach gebildet hat. Die verschiedenen Abstufungen der Stände sind hier nicht schroff durch Abschnitte

Schwester, welche später jene Felsengegend besuchte, hier anzuführen: —

„Die nicht weit entfernten Gletscher, schreibt sie, „geben den Vorrath zu diesem Wasserfall, der höchst „malerisch, in einem Halbzirkel von ausgehölten Fel„sen ziemlich hoch herabstürzt, und von neun kleineren „umgeben ist. Mit Recht hat diese Felsenmasse den „Namen le bout du monde: denn sie verstattet kei„nen Ausweg, und verhüllt jeden fernen Blick. „So reizend dies Schauspiel der Natur auch ist, „so erschrickt doch der Gedanke: nicht weiter fort„schreiten zu können. Der Mensch bedarf einer Zu„kunft, die er in seinen Wünschen und Hoffnungen „anspricht. — Der schöne heitere Himmel über „uns, war mir eine tröstende Erscheinung; wenn „hier alles endet, was der Erde gehört, so lebt doch „das Geistige fort, und Tiedges Worte in seiner „Urania fielen mir ein:" —

„Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen
„Das zur Unendlichkeit erkohren ist!"

d. Verf.

getrennt, sondern durch sanfte Uebergänge so in einander geschmolzen, daß keine Spannung sich eindrängen kann. Aus dieser Ursache würden sich die heuchlerischen Grundsätze von Gleichheit und Freiheit bei diesem Völkchen schwerlich Eingang verschafft haben, wenn ihre Herolde nicht die Gewalt zu Hülfe gerufen hätten. Zu dem bisherigen glücklichen Einverständniß der Einwohner von Chambery haben gewisse öffentliche Volkserlustigungen, vorzüglich ein jährliches Vogelschießen das mehreste beigetragen. An diesem Spiele nahmen sämmtliche Stände und selbst die Prinzen des regierenden Hauses Theil. Wer den Vogel von der Stange herabschoß, wurde zum Könige des Festes gekrönt, und dieses mit einem fröhlichen Tanze beschlossen. Dem Könige wurden sechs junge Mädchen vorgestellt, aus denen er seine Tisch- und Tanzgenossin wählte; und diese ward durch seine Wahl zur Festkönigin erhoben. War der König ein Adlicher, so wurden sechs Bürgermädchen zur Wahl gebracht, und umgekehrt hatte der bürgerliche König nur unter sechs adlichen Töchtern zu wählen. Eben dieselbe Ständevermischung mußte, der Einrichtung gemäß, bei dem Tanze beobachtet werden. Nur ein zweideutiger Ruf konnte Ausschließungen begründen. Solche Einrichtungen haben das gute Vernehmen und die feine Geselligkeit der Einwohner unter einander herbeigeführt und bisher unterhalten. Jetzt aber höre ich schon, daß der Schießplatz zu irgend einem andern, ich weiß nicht wel-

chem, Behuf in Anspruch genommen ist *). Die Aufhebung solcher Vereinigungspunkte wird ohne Zweifel gespanntern Verhältnissen Raum geben, die mit feindlichen Stellungen nicht eben weitläuftig verwandt sind. Die Franzosen lieben und verstehen, in der Zwiespaltigkeit der Gegner zu herrschen. Ueberhaupt hat das neue System auf die alterthümliche Sitte, auf Zucht und Ehrbarkeit der treuherzigen Bergvölker sehr nachtheilig gewirkt. Vorzüglich bringt der Soldatenzwang in diesem Lande die größten Stöhrungen hervor. Die jungen Männer entweichen, flüchten in die Wälder, und brechen Nachts in die Ortschaften ein, blos um Lebensmittel zu rauben. Die Folgen sind nicht zu berechnen, die aus solchen Unordnungen hervorgehen müssen. Diese Betrachtungen umringten meinen Geist mit finstern Bildern, und sie würden ihn noch tiefer gebeugt haben, wenn die freundlichen Blicke, welche die Natur von allen Seiten uns zuwarf, ihn nicht erhoben hätten, einen höheren Standpunkt zu fassen der über die Berechnungen der Menschen hinaus liegt.

*) L'arquebuse, wie dieser Schießplatz genannt wurde, ist später wirklich seiner Alleen und seines Baumschmuckes beraubt worden. S. Millin Voyage en Savoie ect. Vol. I. p. wo auch über die mit dem Schießen nach einem Papagay — so heißt ein aus Pappe verfertigter Vogel, welcher abgeschossen wird — verbundenen Volksfestlichkeiten ausführlicher beschrieben werden. B.

Wir kamen zur Stadt zurück, die freilich mit ihren dunkeln Gassen zwischen hohen Häusern, gegen die heiteren Umgebungen unvortheilhaft absticht. Nach merkwürdigen Erinnerungspunkten aus den Zeiten des Alterthums ist hier nicht zu fragen. Chambery gehört nicht zu den früheren Städten der Allobrogen, welche hier ihren Sitz hatten. Der Ort ist zu Anfange des eilften Jahrhunderts von dem Punkte aus entstanden, wo gegenwärtig das Schloß steht, welches ursprünglich ein Lustschloß der Grafen von Savoyen war. Noch später, im funfzehnten Jahrhundert, wurde die Grafschaft Savoyen in ein Herzogthum verwandelt. Die wenigen Alterthümer, die man hier zeigt, sind aus den Aufgrabungen zu Aix hieher gebracht worden. Der freundschaftliche Doktor Socquet theilte mir seine unterrichtende Schrift über die Bäder zu Aix mit, und begleitete diese freundliche Gabe mit einer Empfehlung an Perrier, den dortigen Brunneninspektor.

Frangis, den 14. July, Abends.

Man kömmt auf dem Wege von Chambery bis Aix an merkwürdigen Punkten vorüber, und ein Reisender, dem mehr Zeit und Gelehrsamkeit zu Gebote steht, als von beiden mir zugemessen ist, wird es gewiß nicht bereuen, auf diesem Wege zu verweilen, um seine Aufmerksamkeit solchen Stellen zuzuwenden. Unter andern liegt nicht fern von der Straße ein kleiner Ort, Lemenc genannt: den alten

Namen wußte man mir nicht anzugeben, obgleich die Gründung des Ortes offenbar dem Alterthum angehört. Man hat dort Spuren gefunden, daß sich über diesen Punkt eine alte Straße nach Gallien gezogen. Bei zufälligen Nachgrabungen sind Trümmer von Tempelsäulen, Statuen und Inschriften zum Vorschein gekommen. Vermuthlich haben sich, von diesem Orte aus, römische Villen bis Aix hin erstreckt, welches Bad in der alten Zeit das Bad der Allobrogen genannt wurde.

Aix liegt etwa zwei kleine Stunden von Chambery ziemlich nah an der Landstraße, die nach Genf führt. Wir kamen zeitig genug am heutigen Vormittage daselbst an, um mit Muße die Badeanstalten zu besehn. Der Ort ist schlecht gebaut, hat enge, krumme, übelgebaute Straßen, und scheint überhaupt den Fremden, welche der Heilquelle bedürfen, wenig Bequemlichkeit darzubieten: doch liegt er in einem geräumigen Thal zwischen reizenden Naturumgebungen, wie in einem Garten an dem kleinen Landsee Bourget. Der Brunneninspektor Herr Perrier, nahm uns in seinem Hause wohlwollend auf, und führte uns zu den beiden Quellen, die nicht über hundert Schritte von einander entfernt, aus einem Kalkfelsen dringen, auf dem ein Theil der Stadt mit seinen Gärten liegt. Beide Quellen, von denen die eine schwefelichtes, die andere alaunhaltiges Wasser ergießt, enthalten einen bedeutenden Grad von Hitze. Diese Heilbrunnen waren, seit Heinrich des vierten Zeiten, der sie zu seinem

Gebrauche hatte einrichten lassen, sehr vernachläſſiget worden. Die Könige von Sardinien brachten sie wiederum in Aufnahme. Zum Behuf der Badenden wurde ein besonderes Haus errichtet, und auf die Reinigung und Herstellung der Quellen die zweckmäßigste Sorgfalt verwendet. Der Raum der Badeanstalten ist mit schönen Spatziergängen umgeben, und die ganze Oertlichkeit ist anmuthig und einladend. Das Schwefelbad ist dasjenige, welches vorzüglich benutzt wird. Das Alaunwasser dringet aus vier Oeffnungen hervor und setzt in dem Behälter, der es aufnimmt, einen dicken Schlamm ab, woraus sich, wenn er umgerührt wird, eine Menge Brennluft entwickelt, die in einer blaurötlichen Flamme sichtbar wird. Beide Quellen, deren man sich sowohl zum Trinken als zum Baden bedient, scheinen gegen den Andrang der sogenannten wilden Wasser so geschützt zu seyn, daß gewöhnliche Regen und Bergströme des geschmolzenen Schnees weder in Absicht des Wärmegrades, noch der übrigen Bestandtheile keine Abweichung darin hervorbringen. Nur die häufigen Aequinoctialregen, und die außerordentlichen Schneeauflösungen im Frühlinge, bewirken eine Veränderung in diesen Quellen, die jedoch nur 24 Stunden dauern soll. Das Erdbeben zu Lissabon im Jahre 1777 hatte einen solchen Einfluß auf die Alaunquelle, daß sie mehrere Stunden hindurch ein trübes schmutziges Wasser ergoß: dagegen haben weder die verschiedenen Erderschütterungen in Unteritalien, noch

die Ausbrüche der Aetna und der Vesuvs die mindesten Einwirkungen auf diese Quellen geäußert.

Die Heilwirkungen dieses Bades haben sich, seit der Zeit der Herstellung desselben, häufig und einleuchtend bewähret, besonders wirksam ist es gegen Lähmungen, Erschlaffung, Schwäche der Eingeweide, hartnäckige Verstopfungen, und gichtische Zufälle befunden worden. Der gelehrte Doktor Socquet hat in seiner Analyse des eaux thermales d'Aix en Savoye, eine eben so belehrende, als angenehm unterhaltende Schrift geliefert. *)

Die verborgene Werkstatt, wo die Natur diese Heilwasser bereitet, ist ein dichtes Kalkgebürge, an welchem sich hin und wieder große hölenartige Risse befinden. Aus einigen dieser Hölungen dringet ein Schwefeldampf hervor, der die Brust beengt; in andern sind die Dunstausströhmungen milder und heilsam: die letzteren würden, wenn man sie dazu zweckmäßig einrichtete, die Dampfbäder in Ischia vielleicht ersetzen. Bei verschiedenen dieser Hölun-

*) Sie ist in Chambery selbst An XI. (1803) gedruckt 240 S. in 8. und enthält in 8 Kapiteln alles, was zur Topographie, zur Alterthumskunde und zum ärztlichen Gebrauch der Heilquellen gehört. Im Anhange von S. 230 an befindet sich die chemische Analyse der Quelle: Saint Simon durch Martin. Eine Kupfertafel am Ende enthält den Plan des ganzen Ortes und der alten Bäder im Aufrisse. Die Brunnenliteratur von diesen Aquis Allobrogum oder Aix ist sehr beträchtlich. Millin führt in seiner Reise 25 Schriften darüber an. B.

gen haben sich Andeutungen gefunden, daß die Alten von diesen natürlichen Dampfhölen Gebrauch gemacht haben.

Es ist außer allem Zweifel, daß schon die Römer die allobrogischen Heilquellen kannten und benutzten. Zwar ist keine Erwähnung von dem Daseyn dieses Badeortes in den Schriften des Alterthums anzutreffen: dagegen sind desto mehr Spuren des Alterthums in der Gegend desselben zu finden. Der gefällige Brunneninspektor führte uns hinab zu einem weitläuftigen antiken Bade, welches unter dem Boden seines Gartens entdeckt worden ist: und dort bewunderte ich, bei reichlicher Fackelbeleuchtung die Ueberbleibsel der alten Welt, die unter diesem Boden bedeckt liegen. *) Säulengänge, Bruchstücke von Kunstwerken, Mosaiken, Inschriften haben sich hier gefunden. In der Stadt erblickt man den Rest eines Bogens **) an welchem der Name

*) Die treueste und zierlichste Abbildung dieser unterirdischen Baderuinen hat der Britte Albanis Beaumont in seinem Prachtwerke Description des Alpes grecques et Cottiennes in dem dazu gehörigen Atlas Tafel XVII und XVIII gegeben. B.

**) Die genaueste Beschreibung und Abbildung dieses Bogens hat Millin im Magazin encyclopedique vom Jahr 1814 im Maystück p. 7 f. f. gegeben, in der Abhandlung, welche den Titel führt: Observations sur le monument sepulcral de Pompejus Campanus à Aix en Savoye. Millin nimmt sowohl in dieser Abhandlung als in seiner Reisebeschreibung Vol. I. p. 37 f. f. an, daß in

Pompejus Campanus zu lesen ist: dies beweiset, daß hier eine, mit Bädern versehene Prachtville dieses sonst unbekannten Römers gestanden. Außer einigen Marmortrümmern, die im Garten des Brunneninspektors umher liegen, sind die ausgegrabenen Kunstsachen nach Chambery gebracht worden. Bei Gelegenheit der Ausgrabungen, welche der Bau des Badehauses veranlaßte, hat sich, wie Perrier mir sagte, eine Münze mit dem Bildnisse und dem Namen Gratians gefunden. Aus diesem Umstande haben savoysche Alterthumsfreunde die Gründung einer römisch-allobrogischen Stadt, die hier gestanden haben soll, vom Kaiser Gratian herleiten wollen. Ein solches Geldstück

der Friese dieses Bogens sich die Aschenkrüge der Familie des Pompejus Campanus befunden hätten, indem er 8 kleine Nischen in dieser Friese für Behältnisse der Aschengefäße, wie sie in den Columbariis oder Grabgewölben gefunden werden, annimmt. Man soll also unter diesen Todtentöpfen, die oben eingemauert gestanden hätten, wie durch ein Thor in die Villa des Pompejus hin und her gegangen seyn. Diese Vorstellung verträgt sich durchaus nicht mit den Begriffen von der heiligen Ruhe, die man den Gräbern zu sichern suchte und läuft ganz gegen das sogenannte ius manium. Jene Nischen haben irgend eine andere Bestimmung gehabt. Weit wahrscheinlicher ist die Muthmaßung des Beaumont in seiner Description des Alpes cottiennes. Partie II. p. 150 der diese Bogen für ein Denkmal der Dankbarkeit hält, welches die Bewohner ihrem Wohlthäter, dem Pompejus Campanus errichteten.

B.

ist auch bei Chambery ausgegraben worden, einer Stadt deren Entstehung so offenbar der neuern Zeit angehört.

Ich bestieg noch einige Anhöhen in der Nähe, und überschaute das reizende Thal, welches von Süden nach Norden in einer Länge von acht, und in einer Breite von vier Stunden sich ausdehnt.

Es zogen sich um die Häupter der Berge Wolken zusammen, die mit einem Gewitter zu drohen schienen. Wir nahmen dankbar Abschied von unserm gefälligen Brunneninspektor und eilten, unsre Reise fortzusetzen, um nicht zu spät in Frangis einzutreffen. Kaum hatten wir Aix verlassen, so umringte uns ein Nebel, der dichter und dichter wurde, so daß endlich kein Gegenstand mehr zu unterscheiden war, und eine schwarze Nacht uns umgab. Dann fuhr ein Sturm auf, und das heftigste Gewitter, das ich je erlebte, donnerte mit tausendfachem Widerhall durch die Schluchten der Gebirge, die Blitze erleuchteten die gräßliche Wildniß vor uns. Die Maulthiere gingen instinktmäßig langsamer, und blieben nicht selten stehn. Nach einer Stunde zerflossen die Wetterwolken. In der Nähe von Frangis erblickten wir Clermont, einen recht stattlichen Ort, auf einer lieblichen Anhöhe, der viel bedeutender erschien, als Frangis, wo wir unser Nachtlager nahmen. Hier wurden wir in einem reinlichen Wirthshause von der hübschen Wirthin freundlich empfangen.

Frangis, den 15. Juny, Morgens 8 Uhr.

Mit der Bedienung in diesem Wirthshause habe ich alle Ursache, zufrieden zu seyn; aber die Theuerung übersteigt meine ganze Erfahrung. Die Wirthin trat weinend zu mir und sagte: wie leid es ihr thäte, daß ungeheure Abgaben sie zwängen, Fremde so unmäßig zu übertheuern.

Genf, Abends um 9 Uhr.

Je mehr man sich Genf nähert, desto sanfter erscheint die Natur, desto anmuthiger die Landschaft. Zwischen Fruchtland, Weinhügeln und mancherlei Waldung steigt bald hinter Frangis die Straße aufwärts nach Genf, welches 1152 Fuß höher, als die Meeresfläche liegt.

Carouge, das letzte savoyische Städtchen diesseit Genf, hat eine angenehme Lage und bietet eine ungemein blühende Aussenseite dar. Es erstreckt sich bis nahe vor Genf, so, daß es als eine freundlich einladende Vorstadt betrachtet werden kann: auch mag es von der Wohlhabenheit der Nachbarin nicht unbedeutende Vortheile ziehn. Wir erblickten Genf, diese rühmliche Stadt, welche mit ihrer gartenähnlichen Umgebung und mit ihren hellglänzenden Thürmen, einen sehr angenehmen Eindruck macht. Vor ihren Mauern vereiniget sich die Arve mit dem Rhonefluß, der in lebhaftem Wellengetümmel durch die Stadt rauscht. Mit einer gewissen Vorliebe zog ich in diese ehrwürdige

Bürgerstadt ein, von der schon eine frühere Kunde mich benachrichtiget hatte, daß ihre Einwohner trotz der Abhängigkeit von den Franzosen, fort und fort Genfer geblieben, und daß sich zwischen ihnen und jener Nation eine unüberwundene Scheidewand gebildet, innerhalb welcher sie ihre alten, feinen und redlichen Sitten bewahrten.

Die Stadt liegt über alle Beschreibung reizend an dem berühmten See dem sie ihren Namen giebt. Recht stattlich prangen die, mit weißem Blech gedeckten Thürme und die mit eben solchem schimmernden Blech eingefaßten Dächer der Häuser, wodurch die Stadt ein festliches Ansehn erhält. Die Straßen sind unregelmäßig auf und absteigend, und das Steinpflaster ist, dieser Unebenheit und Abschüssigkeit wegen, nicht durchaus im guten Stande: daher das Fahren im Innern der Stadt sehr beschwerlich und unbequem wird. Aber eine gewisse Sauberkeit, die man auf den Straßen und äußerlich an den Häusern wahrnimmt, flößt eine günstige Vermuthung für das innere Familienleben der Genfer ein.

Wir bewohnen das Wirthshaus zur goldnen Waage, welches diese Vermuthung auf eine, für uns angenehme, Weise bestätiget. Ueberall herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Speisen sind gut zubereitet, und besonders ist das Weitzenbrod weiß, leicht und wohlschmeckender, als ich noch nirgend gefunden habe.

Den 16. Juli Morgens.

Die süße Nachtruhe hatte mich erquickt und mein, durch mancherlei Reiseplagen abgespanntes, Daseyn in neue Thätigkeit gesetzt. Ich trat an das Fenster, und was zuerst meinen Augen begegnete, war der entzückende Anblick des Rhoneflusses. Himmelblau gefärbt und rein gebadet, wie er aus dem herrlichen See kommt, schoß er vorüber; unendlich und rasch, wie die Zeit, fliegt er dahin. Dann traten die Veturini zu mir, welche die Reise aus Italien durch Sorgfalt und Treue mir so sehr erleichtert hatten. Sie nahmen Abschied, und ich ward innig bewegt. Es war mir, als verklängen die letzten Nachhalltöne des schönen Landes für mich nun auf immer.

Abends nach 10.

Sehr angenehm wurde ich diesen Mittag durch den Besuch des Herrn Simonde von Sismondi erfreut, dessen Bekanntschaft ich in Rom gemacht habe, wohin er die berühmte Frau von Staël begleitet hatte. Dieser junge verdienstvolle Mann, ist vielseitig gebildet und besitzt einen Reichthum von mancherlei Kenntnissen; besonders einheimisch ist er in der Geschichte: diese hat ihm die Schärfe des Blickes verschafft, der unbefangen mit Leichtigkeit und treffender Sicherheit hinter der Außenseite den Geist und das Wesen der Erscheinungen erfaßt. Anspruchslos und freimüthig legt

er seine politischen Ansichten dar, ohne Streitsucht gegen Meinungen, die mit den seinigen nicht übereinstimmen. Die litterarische Welt hat von ihm ein Klassisches Werk: Histoire des Republiques italiennes du moyen age zu erwarten. Nach den höchst anziehenden Bruchstücken, die der würdige Verfasser uns schon in Rom vorgelesen, zu urtheilen, wird dies Werk eine wichtige Stelle in der französischen Literatur behaupten. Leichtigkeit des Vortrages, und Gediegenheit der Gedanken, Fülle ohne Weitscheifigkeit in der Zusammenstellung, Klarheit und Tiefe in den Erörterungen sind die hervorstechenden Eigenschaften dieses Buches. Mit einem hellen durchdringenden Blick überschaut der Verfasser seinen Gegenstand, und mit unbefangenem Urtheil beherrscht und richtet er ihn: aber die reine, edle Gesinnung, welche die Seele des Ganzen ist, läßt uns recht erquickend fühlen: daß in diesem Buche ein Freund der Menschheit zu uns spricht. Uebrigens ist diese Schrift mit einer so kühnen Freimüthigkeit verfasset, als ob wir noch in den Zeiten der litterarischen Freiheit lebten: schwerlich dürften die neuesten Tyranneien sich einen solchen Spiegel vorhalten lassen *).

*) Das Werk von dem hier geredet wird, ist jetzt in zwölf Bänden bereits vollständig erschienen, und hat wie zu vermuthen war, den Beifall der öffentlichen Stimme, selbst in Teutschland, in einem hohen Grade erhalten. Von demselben Verfasser ist seitdem noch eine andre interessante Schrift de la

Zu diesem interessanten Besuche gesellte sich noch ein anderer, es war der Prediger Gerlach, ein geborner Gothaner, der als Pfarrer bei der hiesigen teutschen, lutherisch-evangelischen Kirche angestellt ist, und zugleich einer blühenden Erziehungsanstalt für Knaben vorsteht.

In Begleitung dieser beiden Männer besahen wir den hiesigen Dom, ein an sich gutes zweckmäßiges Kirchengebäude, welches freilich in Vergleichung mit dem Dom zu Mayland (Th. IV. S. 267.) ziemlich unbedeutend erscheint. Hier sah ich, seitdem ich Italien verließ, zum erstenmal wieder die unbeweglichen Kirchenstühle, die keinesweges ein Schmuck unsrer Kirchen sind: doch wollen wir uns gern diese Unzierde gefallen lassen, wenn nur der erhabene Zweck der öffentlichen Gottesverehrung in solchen christlichen Kirchen durch kräftige Lehrvorträge und würdige Behandlung der heiligen Glaubenswahrheiten erreicht wird.

Bei dieser Gelegenheit empfand ich es wiederum recht schmerzlich, daß die reformirte und die lutherisch-evangelische Kirche, ohnerachtet beide einander so nahe stehn, sich immer noch als getrennt

Littérature du midi de l'Europe in vier Bänden geliefert worden. d. Verf.

Der edle Sismondi wird über den Gang seines Lebens und seiner Studien selbst Nachricht geben in einer Selbstbiographie, die wir in einem der nächsten Stücke der Zeitgenossen zu erwarten haben. D.

ansehn, durch den zwischen tretenden Schatten eines Mißverständnisses, welches, wie Geistliche beider Formen mich versichern, schon längst der Vergangenheit angehört. Keiner der Zeitpunkte, durch welche der befreite Geist der Reformation gegangen ist, hat die Vereinigung jener beiden Lehrformen dringender gefodert, als der gegenwärtige, der wohl geeignet ist, den hierarchischen Bestrebungen durch solche Zwiste den Vortheil zuzuwenden.

Wir besuchten noch einige öffentliche Spaziergänge, und kamen zu dem Platze, wo die Franzosen Rousseaus Büste aufgestellt haben, und wo sie zur Zeit der Robespierrischen Tyranneyen, vor dem Bilde des Vertheidigers der Menschenrechte die Gesetze der Menschlichkeit unter die Füße traten. Mit Entsetzen erblickte ich diesen Raum, der mit hohen Bäumen umgeben ist. Hier hat zu jener fluchwürdigen Zeit die Guillotine gestanden, und der Boden ist mit dem Blute der edelsten Bürger befleckt worden. Sismondi erzählte, daß auch er, damals ein siebzehnjähriger Jüngling, sammt seinem Vater, bestimmt gewesen sey, als Opfer jener Wüthrichslaunen zu fallen. Des Tyrannen Sturz rettete sie.

Bei meiner Zurückkunft fand ich eine Einladung für den heutigen Abend zum Thee bei der Frau von Clery, der ich von meinem Arzte und Freunde, dem Hofrath Sulzer war empfohlen worden. Sismondi begleitete mich. Die Frau des Hauses, eine ziemlich bejahrte, freundliche und leb-

haft-geistreiche Matrone; die Tochter, eine liebenswürdige, sanfte, verständige Frau, und der Sohn, ein ernster gebildeter Mann, empfingen mich mit sichtbar freudiger Herzlichkeit. Ueberhaupt mochte ich der ganzen Gesellschaft, die dort versammelt war, sehr willkommen seyn; denn ein Fremder, welcher jetzt aus fernem Lande kommt, wird gleichsam als eine verbotene Schrift angesehn, die jeder begierig an sich zu bringen sucht, um hinter den wahren Verhalt gewisser Vorgänge zu kommen, welche die politische Behandlung der Tagesgeschichte zu verhüllen, Ursache hat. Mit sichtbarer Theilnehmung hörte die Gesellschaft den Nachrichten zu, die ich von der Volksstimmung in Italien, und von der Lage der Dinge dort mitbrachte. Sehr angelegentlich befragte man mich, welche Bewandniß es mit den unzähligen lügenhaften Ausstreuungen der Franzosen habe. Ein einziger Mann in der Gesellschaft hatte, ich weiß nicht welchen Beruf, in Napoleons Thun und Treiben Spuren weltbeglückender Entwürfe zu finden: aber das allgemeine Schweigen, womit die übrige Gesellschaft seine Behauptungen vorübergehen ließ, durfte er wohl schwerlich zu seinem Vortheile deuten.

Der wechselseitige Umgang der Genfer mit einander ist, wie mir es scheint, mit einem gewissen eigenthümlichen Gepräge bezeichnet, welches französische Feinheit und jene ehrbare Förmlichkeit, welche kleinen Freistaaten eigen ist, auf eine solche

Weise verbindet, die wenigstens mir sehr wohlthat.

Den 17. Juli Abends.

Jener Hang, der uns zu solchen Stellen hinzieht, die ein hochbegabter Mensch einst bewandelte, ist wohl sehr natürlich und veranlaßte auch mich, die würdige Familie Tronchin zu besuchen, die gegenwärtig im Besitz des Landhauses ist, welches vormals Voltaire besaß, woher es noch jetzt les delices de Voltaire genannt wird. Die liebenswürdigen Bewohner, bei denen mich wiederum die redlich feinen Genfer Sitten erfreuten, kamen mir liebreich entgegen.

Das wohleingerichtete Landhaus, nebst seinem Garten, liegt etwa eine Stunde von Genf, auf einem mäßigen Hügel am See. Durch den Garten ziehen sich hohe Schattengänge hin und führen zu verschiedenen Punkten, wo man reizender Aussichten genießt. Aber Voltaire fand in dem Wonnesitz, wie er seine ländliche Wohnung nannte, so wenig die Freude, als den Frieden, dem er nachzustreben vorgab. Voltaire hatte mit Rousseau ein gleiches Schicksal. Beide waren Märtyrer ihrer philosophischen Meinungen: in allem übrigen aber — wie steht der mit Reichthum und Pracht umringte, Voltaire dem güterlosen, einfachen Rousseau gegenüber! Dieser sagte seine Meinung mit redlichem wohlwollenden Ernste, jener mit hämisch-verwundendem Spott. Rousseau

redet die Sprache der Empfindung, die in ſeinem Herzen wohnt, Voltaire nimmt aus ſeinem Kopfe die Worte, welche mit großer Kunſtfertigkeit den Ausdruck des Gefühles nachahmen. Bei Rouſſeau ſtrömt alles aus einem vollen Gemüthe hervor; bei Voltaire kommt, was er zu ſagen hat, aus einem klügelnden, witzelnden Scharfſinn. Rouſſeau verachtete das Geld, liebte die Menſchen, die er floh, weil er ſie entbehren wollte. Voltaire liebte den Reichthum, verachtete die Menſchen, die er ſuchte, weil er Bewunderer brauchte.

Von dem durch Voltaires Andenken merkwürdigen, Landſitze der Familie Tronchin fuhren wir dieſen Vormittag noch zu der in der Nähe liegenden ſogenannten Campagne St. Jean, welche für dieſen Sommer die Gräfin Golowkin bewohnt, deren Bekanntſchaft ich ſchon früher gemacht hatte. Freundſchaftlich wurde ich von ihr empfangen und genoß ein paar entzückende Stunden in dieſem Paradieſe, das nicht nur durch eine bequeme und geſchmackvolle Einrichtung des Hauſes, ſondern vorzüglich durch die mannigfaltigen Begünſtigungen der Natur hervorſticht. Aus jedem Fenſter in den oberen Zimmern des Hauſes blickt man in eine maleriſch prachtvolle Landſchaft des Thales, welches die Arve und der Rhonestrom durchfließen. Etwas entfernter leuchtete, wie von den flüchtigen Sonnenblicken entzündet, der Spiegel des herrlichen Sees. Im tieferen Hinter-

grunde ragte vor andern weißen Bergſpitzen der gewaltige Montblanc hervor; und wie Lichtmaſſen ſchimmerten die Gläſcher daher. Der Nebel, welcher die näheren Berghöhen umfloß und ihre Formen durchſcheinen ließ, brachte in die weite Landſchaft umher, gleichſam ein magiſches Zauberleben, voll wandelbarer Schattengeſtalten. Wenn aber einmal ein heller Sonnenſtrahl durchbrach: dann war es, als träte plötzlich eine friſche, jugendliche Schöpfung auf die große Bühne der Natur.

Nach dieſer angenehmen Fahrt brachte ich den übrigen Tag in der Geſellſchaft meines treuen Begleiters, Herrn von Sismondi zu. Er munterte mich ſehr auf, das berühmte Chamounithal zu beſuchen, und erbot ſich, mein Führer daſelbſt zu ſeyn. Ich war ſogleich entſchloſſen, eine Reiſe dahin zu machen.

St. Martin, den 18. July, Abends.

Wir brachen früh auf, nur das Wetter begünſtigte unſere Reiſe nicht. Nebelwolken verhüllten zum Theil die Naturgegenſtände, an denen die Straße vorüber zog; doch entging meiner Bemerkung die Fülle der Fruchtbarkeit nicht, welche ſich über die Hügel und Thäler dieſer Gegend ausbreitet. Wir kamen nach Bonneville, einer kleinen Stadt, wo wir in einem reinlichen Wirthshauſe eine freundliche Aufnahme fanden. Das Städtchen hat ein ſaubres, beinahe zierliches Anſehn. So wie man in dem feinen Angeſichte einer Tochter, nicht ſelten

die Züge der Mutter wieder erkennt, ſo bemerkte ich auch an dieſem Orte des Genfergebietes die Feinheit und Treuherzigkeit der Genferſitte. Der Ort iſt wohlgebaut und zählt ohngefähr achthundert Einwohner, welche ſich noch in ziemlichem Wohlſtande zu befinden ſcheinen. Viel blühendes Leben ſah ich unter dieſem Völkchen. Die Frauen und Mädchen fand ich zierlich, mehrere ſogar mit feinem Geſchmack gekleidet.

Nachdem wir ein kleines Frühſtück genommen hatten, zogen wir durch einen Reichthum von wohlgebauten und reizend gelegenen Ortſchaften, und gelangten zwei Stunden von Bonneville nach der wunderbar gruppirten Felſenlandſchaft Clüſe. Hier verweilten wir, beſtiegen die Felſen, und blickten von dieſer Höhe zu beiden Seiten des Berges hinab in die Thäler, welche wie eine kleine Welt von heitern Städten und Dörfern ſich ausdehnen.

Die Stadt Clüſe lehnt ſich dort unten an den Fuß eines Felſens, der das Anſehn hat, als ob er jeden Augenblick auf das Städtchen niederzuſtürzen drohe. Der Ort iſt größtentheils von Uhrmachern bewohnt. Auf unſerm ferneren Wege kamen wir zu dem Arpenaz, einem Waſſerfalle, der von einer breiten Felſenwand über 600 Fuß hoch niederfällt, die Waſſermaſſe iſt dieſer Höhe nicht angemeſſen, ſie zerſtäubt in der Mitte des Falles, ſammelt ſich wieder auf einem Vorſprung der Felſenwand, wo ſie ſich ein Becken gewühlt hat, fällt von da herab in ein zweites ſolches Felſenbecken, aus dem ſie

zuletzt in das Thal niederstürzt, wo diese Fluth endlich zu einem schäumenden Bergstrome wird. Die ganze Bergwand, die wir beklettertten, ist mit Felsenspitzen, wie mit Thürmen besetzt. Wir wandelten auf einem Abhange dieser Felsenmauer, und kamen an eine Stelle, wo sich eine Art von Bucht gebildet hatte, die uns wie mit hohen Tempelwänden umfing, und deren Boden mit weichem Rasen überdeckt war. Die Aussicht von dieser Stelle ist über alle Beschreibung reizend. Wir kehrten auf unsern Weg zurück und waren heiterer, als der Tag, der uns unaufhörlich mit seinem Nebel umfloß. Das bedeutendste Städtchen, das wir auf unserm Wege berührten, ist Salanche, von etwa eilfhundert Menschen bewohnt; der Verkehr dieses Ortes mit mancherlei Fabrikwaren, soll ziemlich lebhaft seyn. Vorzüglich aber haben sich Viehhändler daselbst ansässig gemacht. Salanche ist übrigens der Punkt, wo man den Riesen unter den Bergen, den Montblanc, in seiner ganzen Herrlichkeit erblickt, wenn er sich nicht wie heute, in Wolken verhüllt.

Wir kamen in St. Martin an, welches am Fuße des Montblanc liegt, und begaben uns sogleich nach der Brücke, die in der Nähe des Wirthshauses über die Arve führt. Von diesem Standpunkte aus, läßt sich die ganze Reihe der Gletscher, welche sich dem Montblanc anschließt, am vollständigsten übersehn; jedoch kein Abendstrahl drang durch das Nebelgewölk, welches alle Gegenstände

verbarg. Wir kehrten zurück, und der Abend verfloß unter heiteren Gesprächen.

Servoz, den 19. July Mittags.

Je mehr man sich dem Thale Chamouny nähert, desto ungebahnter, enger, und für das Fuhrwerk unzugängiger lassen sich die Wege finden. Wir waren genöthigt, unsern Wagen in St. Martin stehn zu lassen, und uns eines Charabanc zu bedienen, ein für schmale Felsenwege eingerichtetes Fuhrwerk, das leicht zusammengesetzt, und schnell auseinander zu nehmen ist. Wir mietheten drei tüchtige Männer, die uns auf gefährlichen Wegen unterstützen konnten, und einen vierten, der unser Gepäcke trug, welches auf dem Charabanc nicht Raum hatte. Das Wetter setzte unsre heitre Laune auf eine harte Probe, aber sie bestand. Indessen brachte uns das Nebelgewölk um manchen schönen Anblick, den Herr von Sismondi uns verheißen hatte, und wir mußten uns begnügen, in die halb verwischten Umrisse, welche der Nebeldunst durchschimmern ließ, vermittelst der Phantasie das Vermuthliche hinein zu zeichnen. Stellenweise war der Weg so gefährlich, und drängte sich an so schroffen Abhängen hin, daß wir durch unsre kräftigen Begleiter uns mußten durchhelfen lassen: da blickten wir dann nicht selten in die tiefsten Abgründe der Felsenschlüfte hinab. Endlich nach überstandenen Beschwerlichkeiten gelangten wir hieher zu dem ärmlichen Servoz, wo wir ein kleines dürftiges Mit-

tagsmahl von Erdbeeren, Honig und übelbereitetem Brodte zu uns nahmen. Armuth und Unsauberkeit lassen uns an den Gegenständen umher deutlich genug erkennen, daß wir nicht mehr in dem wohlverwalteten Genfer-Gebiete, sondern auf savoyischem Boden uns befinden. Dies elende Dorf liegt in einem schauerlichen Thale, voll Wildniß und Fruchtbarkeit, und ist mit hohen Bergen umgeben, die Bley und Kupferausbeute liefern. Die Luft ist hier so kalt und feucht, daß wir Kaminfeuer bedurften. Trotz der Rauhheit aber ist das Thal reichlich angebaut; ich fand sogar Pflaumenbäume hier, welche ich auf meiner ganzen Reise nicht gesehn hatte.

Im Jahre 1751 stürzte hier ein Theil eines Berges nieder, der dem Dorfe große Gefahr drohte; während des Falls aber erhielt die Masse eine solche Wendung, daß Servoz verschont blieb. Das Getöse und die erdbebenähnliche Erschütterung des Bodens, die der Niedersturz einer so ungeheuren Menge von Felsentrümmern verursachte, bewog die Einwohner, in die Wälder zu fliehen, wobei mehrere Kinder in den Wildnissen verlohren gegangen und umgekommen sind. Die Reibung der niederrollenden Felsenblöcke, und mitfortgerissenen Bäume hat, wie man mir erzählte, eine solche Erhitzung der Luft, und einen solchen Dampf hervorgebracht, daß man nah und ferne den Feuerausbruch eines Vulkans in dieser Gegend vermuthet hat.

Chamouny, Abends.

Die Natur scheint auf dem Wege von Servoz hieher an Rauhheit mit sich selbst zu wetteifern, und immer mehr mit den Schrecken der regellosesten Wildniß sich zu umlagern: schwindelerregende Abgründe zur Seite, und steile Höhen vor uns, die wir zu erklimmen hatten: und über das alles schattete ein undurchdringlicher Nebel, wie das geheimnißvolle Schicksal, welches kaum einen Schatten der allernächsten Zukunft durch seinen Schleier hindurch schlüpfen läßt. In den verhüllten Thälern und Bergklüften brausten die angeschwollenen Bergströme und Wildbäche; sie umrauschten uns wie Stimmen unsichtbarer Wesen aus der Unterwelt. Ueber uns aber wälzte sich im bewegtesten Tumult das Wolkengewühl hin: es war eine Ossianische Schöpfung, die uns umgab.

Die einzige freundliche Begleiterin unseres Zuges war und blieb die Arve, über welche verschiedene Brücken führten, so daß wir sie bald rechts, bald links neben uns vorüber fließen sahen. Eine dieser Brücken ist so schmal, daß wir den Charabanc auseinander nehmen und übertragen lassen mußten.

Uebrigens scheinen nördliche Strenge und ein Versuch südwestlicher Milde in dieser rauhen Wildniß sich zu begegnen. Nicht nur die nordische Tanne und der zierliche Lerchenbaum grünen hier neben einander; sondern auch der Nußbaum bekleidet die der Mittagssonne zugekehrten Seiten der Berge. Zwi-

schen durch schimmerte mit ihrem silberweißen Stamme die Birke: sie erregte in mir süße Vaterlandsgefühle; und — ich darf es ja wohl sagen, — die Erinnerungen an die Freudenstellen meiner Jugend brachten in mein Auge eine Thräne.

Dann kamen wir an eine Stelle, wo Herr von Sismondi uns empfahl, einen Wasserfall zu besehn, der in einer kleinen Entfernung, seitwärts vom Wege, merkwürdig genug sey, um betrachtet zu werden. Wir ließen den Wagen stehen und drangen auf ungebahntem Wege durch eine Wildniß zu dem Wasserfalle Chede. Er stürzt von einem mit Tannen bewachsenen Felsen in ein enges Thal herab, und ist allerdings werth, gesehen zu werden. Ohngefähr tausend Schritte von diesem Wasserfturz führte uns Herr von Sismondi zu einem kleinen, von hohen waldreichen Felsen rings umschlossenen, See, in in welchem bei hellem Wetter das Spiegelbild des Montblanc erscheint, weshalb denn auch jener See der Spiegel des Montblanc genannt wird. Die Bedingung dieses Anblickes fehlte uns, wir sahen das Spiegelbild nicht, kehrten zu unserm Wagen zurück, und setzten unsern Weg fort, der uns oft nöthigte zu Fuß zu gehn. Endlich beim Eintritt in das Chamounythal, wo der Arveron uns begegnete, erblickten wir den Schimmer der hohen Eisfelder. In Chamouny fanden wir ein wohleingerichtetes Wirthshaus. Nachdem wir uns am willkommnen Kaminfeuer ausgeruht hatten, machten wir noch einen Gang in das Thal, und staunten die

Berg-

Bergspitzen an, welche hoch über die Wolken empor ragten, die in lebhafter Bewegung, unter ihnen an der Waldung hinzogen, oder sich auf den Eisflächen lagerten. Als wir zu dem Wirthshause zurückgekehrt waren, trafen wir daselbst drei sehr unterrichtete Franzosen an, denen wir bald abmerkten, daß sie mit dem bestehenden französischen System unzufrieden waren. Wir brachten einen angenehmen Abend mit ihnen zu. Sie erzählten uns viel von einem Unglücklichen, der vor wenig Jahren, von einer unheilbaren Leidenschaft getrieben, in diesem Thale verschwunden sey: zuvor aber noch seine Trauergeschichte in das hier befindliche Fremdenbuch eingetragen habe: Indessen sagten sie, wolle niemand in dem Orte, von dieser auffallenden Geschichte etwas wissen, welches sie, da die Geschichte kürzlich vorgefallen sey, gar nicht begreifen konnten

Den 20. July gegen Mittag.

Diesen Vormittag setzte das Wetter seine üble Laune gegen uns fort. Draußen war nichts zu thun. Herr von Sismondi las uns aus dem Fremdenbuche die Geschichte des Unglücklichen vor, der in diesem wilden Thale verschwunden seyn sollte. Nachdem er uns in die Unkosten der innigsten Theilnahme gesetzt hatte, entdeckte er uns, daß er vor einigen Jahren in eben diesem Wirthshause, bei sehr üblem Wetter, diesen kleinen Roman erfunden, und in das Buch eingeschrieben habe. Der Scherz

wurde belacht, und gern hätte ich ihn den gutmüthigen Franzosen verrathen.

Gegen Mittag hörte der Regen auf, und wir machten Anstalten zu einem Ausfluge in das hohe Gebirge.

Abends nach 9 Uhr.

Am Mittage stellten sich die Führer ein, die unsre Wanderung leiten sollten: sie versicherten, daß, nach gewissen Anzeigen der Berge, wenigstens keine bedeutenden Regengüsse zu befürchten seyen.

Es wurde beschlossen das Eisfeld zu besuchen, das sich von dem Gletscher Blois herabsenkt, welcher sein Daseyn vom Montblanc hat. Mein Führer war Pierre Balmat, der den berühmten Sausure auf seiner Reise durch die Gletscher, und bei Besteigung des Montblanc begleitete. Dann waren mit uns noch zwei andre Führer Balmat Guide des Dames, und Cachet le Géant. Der letztere ist derjenige, welcher zuerst den sogenannten Riesenberg durchwandert hat. Diese Männer sind von feinen Sitten, drücken sich in der französischen Sprache sehr gut aus, und besitzen nicht unbedeutende Kenntnisse in der Kräuterkunde und in der Naturwissenschaft überhaupt, wodurch sie ihre Begleitung anziehend, unterhaltend und lehrreich zu machen wissen. Außer diesen drei Führern hatten wir noch andre Männer mitgenommen, die uns an gefährlichen Abhängen zur Unterstützung dienen konnten. So zogen wir aus.

Durch das Thal fuhren wir auf dem Charabanc; bald fing der Weg an steil zu werden, und wir mußten uns von Mauleseln tragen lassen. Als wir eine gewisse Anhöhe erreicht hatten, gab es einen Augenblick, in welchem die Nebelwolken sich von den Gipfeln zu der Waldgegend der Berge niederließen: da erschien in voller Pracht und Majestät der Montblanc mit seiner schneehellen Umgebung von Glätschern. Unter ihm zogen dunkle graue Wolken und lagerten sich in den finstern Wäldern. Der große Anblick dauerte nicht lange. Wir kletterten weiter über furchtbare Felsenruinen; dann hörten wir plötzlich ein entferntes Donnergetön, das aus allen Bergschlüften zurück hallte. Dies Getöse rührte von einer Lavine her, die irgendwo im Gebirge niedergestürzt war. Nun sagten uns die Führer, daß die kleinen und größeren Bäche zu rinnen aufhören, aber in verstärkter Fülle bald wieder vordringen würden: so geschah es. Die gefallne Schneemasse und die mit fortgerissnen Stein- und Eisblöcke hatten, wie unsre Führer sagten, die Durchgänge augenblicklich verstopft, und hielten den Lauf der Wasser so lange zurück, bis sich die angehäufte Flut wieder durchbrach. Balmat zeigte auf den ungeheuern Felsblock, auf dem ich stand, und sagte, daß dieser vor drei Jahren, während er mit drei Engländern glücklicherweise auf einer gesicherten Höhe gestanden, von dem entgegengesetzten Berge niedergestürzt sey.

Endlich kamen wir, nachdem wir eine Stunde

lang auf und nieder gestiegen waren, zu dem Eisfelde des Glätschers Blois, der den Arveron erzeugt.

Dieser Fluß entsteht aus einer ungeheuren Anhäufung von Eismassen, die von Glätschern niedergestürzt, in der Ferne glänzenden Zauberpalläſten gleichen. In seine Flut ergießen sich aus den Eisritzen kleine und größere Bäche: so verstärkt, wirft er sich zersplittert über eine hohe, breite Eiswand, und strömt dann mit heftigem Geräusch, und immer zunehmend, in breiter Fülle, in das Thal hinab zur Arve. Unterweges reißt er große Eisblöcke mit sich fort, die etwa in der Mitte seines Laufes zwischen Felsengeklipp sich so aufthürmen, daß sie manches Jahr eine über zweihundert Fuß hohe Mauer bilden. Im Winter bedeckt sich der Arveron mit einer starken Eisrinde, die er aber im Frühlinge sprengt: und dann, durch die von den Glätschern niederrinnenden Wasser gewaltiger gemacht, durchbricht er die aufgethürmte Mauer, erweitert immer mehr seine Durchgangspforte, bis diese sich zu einem glänzenden Triumphthor gestaltet, durch welches er sich, nachdem er den Weg von einer halben Stunde gemacht, der Arve zustürzt. Dieser ganze Prunkaufwand der Winternatur fällt aber jedesmal gegen das Ende des Augustmonats in Trümmern.

Wir säumten nicht, dies feierliche Schauspiel der Eiswelt in der Nähe zu betrachten. Wie reizend ich mir solches auch zuvor gedacht hatte, so übertraf doch die Wirklichkeit jede Vorstellung davon in

einem Grade, der das höchste Erstaunen erregt. *) Ueber zweihundert Fuß hoch wölbte sich das prächtige Eisthor, und schimmerte, besonders bei vollständiger Sonnenbeleuchtung, in einer Herrlichkeit, der nichts gleich kommt. Mit dem Glanze der reinsten, kräftigsten Himmelbläue, wie aus dem schönsten Amethyst geschaffen, erhebt sich der majestätische Bogen auf einer Basis von 90 Fuß, und wie mit freudigem Jubellärm brauset der Strom durch die erhabene Pforte. Umher stehen dunkelblau glänzende Pyramiden und Säulen deren Spitzen wie eine weiße Lichtflamme schimmern. — Die mäßigste Phantasie kann sich nicht enthalten, bei diesem Anblick an das Wunderland der Mährchen zu den-

*) Der jüngere Vernet verzweifelte, dies „Feenthor zum Eispallast des Winters" nach der Natur malen zu können. Dennoch hat ein jüngerer Bruder des berühmten Philipp Hackert mit dem Vornahmen Carl, der seit 1778 in Genf und Lausanne lebte und dem wir schöne Schweizeransichten verdanken, dieses Zauberportal unter dem Titel: la voûte d'Arveiron in Kupfer gestochen und als Pendant zu seinem Prospect vom Eismeere von Montanvert herausgegeben. Eine verkleinerte Ansicht findet man in Bourrit's classischem Werke: Description des cols des Alpes. Das Schicksal des Genfers Moritz, der mit seinem Sohn in Anschauung dieses Schauspiels versunken, durch eine Flut fortgerissen wurde, die durch den Einsturz eines Theils der Grotte erfolgt, lebt noch im Andenken jener Gegend. S. Reichard's malerische Reise durch einen großen Theil der Schweiz (mit 60 Kupfertafeln Jena, 1805.) S. 376. B.

ken, wo die Palläste aus Diamanten bestehn, und die Bewohner Halbgötter sind.

Den heutigen Nachmittag wendeten wir dazu an, den Glätscher Bosson zu besteigen. Der Weg ging anfangs durch Wiesen und Wälder, bald aber ward er so steil, daß wir uns der Maulesel bedienen mußten. Von allen Seiten blinkten auf dem Gebirge uns die Eisfelder an, und die Spitzen der Berge waren mit Wolken bedeckt. Ueberhaupt scheint hier die Heimath des Winters und der Wolken zu seyn. So beschwerlich die Wege sind, so belohnend erscheinen dagegen die überraschenden Naturmerkwürdigkeiten, die dem Wanderer überall in diesen Gegenden sich darstellen. Mühsam erreichten wir den Bosson; aber welch' ein Anblick entwikkelte sich dort vor unsern Augen! — Aus einer kleinen Entfernung glaubt man eine Fluth zu sehen, welche mitten im Gewühl aufgethürmter Wellen, durch den Hauch des Winters plötzlich erstarrte. In der Nähe aber sah ich auf der weiten kristallnen Fläche, Eismassen von Thurmähnlicher Höhe sich erheben: stehende und niedergestürzte Säulen, Pyramiden und wunderbare Formen, die eine Art von Regelmäßigkeit zu zeigen schienen. Ein Riese mit ausgestrecktem Arme, dessen Zeigefinger auf eine niedergestürzte Säule hinwies, und mehr dergleichen Gebilde stellten sich dar. Täglich verändern sich diese Formen. An den hohen Pyramiden schillert das reinste Weiß der Spitzen, und das tiefe Blau der Unterlagen in einander. Alles ist in das Riesen-

hafte getrieben, was hier die Natur hervorbringt, in dieſem wüſten Reiche des Winters, welches ſie gleichwohl mit einer kräftigen Pflanzenwelt umgiebt. Das Eisfeld des Boſſon iſt mit Lerchenbäumen, Tannen und kräutervollen Hügeln eingefaßt.

Den 21. July.

Gegen vier Uhr Morgens wurden wir heute zum Anblick des Montblanc geweckt. Indem ſein Fuß in Nacht und Nebel verhüllt war, leuchtete die Silberkrone ſeines Hauptes im goldnen Morgenſtrahl, und wie eine Mauer von Rubinen zogen ſich ferne hin die Gletſcher. So prachtvoll erhaben dieſe Erſcheinung war, ſo ſchnell ging ſie vorüber, verſchleiert in Nebelgewölk. Doch blieb der Morgen regenfrei, ſo daß wir den Montenvert beſuchen konnten. Früh um 5 Uhr zogen wir aus, und kamen nach einer vierſtündigen Wanderung, auf ſehr unbequemen und gefährlichen Wegen, auf dem Montenvert an: das iſt auf derjenigen Höhe, an welche die Eisfläche ſtößt, die ihrer Ausdehnung wegen, das Eismeer genannt wird. Dieſe Eisfläche, deren Entſtehung unmittelbar vom Montblanc herrührt, iſt 10 Stunden lang, eine Stunde breit, und enthält einen Umfang von 40 Stunden. Es war eine Alpenroſenflur die uns empfing, als wir den Gipfel erreicht hatten, der gleichſam das Ufer des Eismeeres bildet. Dieſes Ufer fanden wir, mit jener ſchönen Strauchblüte, bis an den Rand des Eiſes überblühet. Mitten in dieſer unabſehbaren

ſtarren winterlichen Ebene liegt eine Wieſe, welche der Garten des Eismeeres genannt wird. Dieſer ſogenannte Garten iſt ohne Zweifel der hervorragende flache Gipfel eines Berges, der ſich aus dem Thale erhebt, welches gegenwärtig vom Grund aus mit der Maſſe des Eismeeres angefüllt iſt. Auf der Höhe des Montenvert hat Herr Desportes, vormaliger franzöſiſcher Konſul in Genf, zur Bequemlichkeit derjenigen, welche dieſe Gegend bewandern, ein kleines wirthliches Häuschen, hospice à la nature genannt, erbauen laſſen, in welchem auch wir ermüdete Wanderer bei wohlthätigem Kaminfeuer uns wohl ſeyn ließen, und ein gemeinſchaftliches Frühſtück mit unſern Führern verzehrten *). Dieſe unterhielten uns dabei mit ihren Erfahrungen, mit den Erſcheinungen und Unglücksfällen in dieſer Gegend. Zu den Erfahrungen gehört leider! die Bemerkung: daß die Eisfelder mit jedem Jahre weiter in das Thal vorrücken.

Dann erzählte einer von den Führern umſtändlich: wie ein junger Teutſcher, mit Namen Eſcher, vor einigen Jahren, in Gegenwart ſeines begleitenden Freundes, in eine 40 Klafter tiefe Eis-

*) Eine genügende Abbildung davon in Reichard's maleriſchen Reiſe n. 53. Desportes trat an Semoneilles Stelle bei der Erbauung und Ausſchmückung dieſes in einem ſchönen Geiſt gedachte und ausgeführten Hoſpice. Das Ganze hatte 95 Karolin gekoſtet. Allein Räuber ſtiegen durchs Fenſter, ſpolirten das Zimmer und ſo blieben nur die vier nackten Wände übrig. D.

spalte gestürzt sey, und daß man dessen Leichnam erst nach vier Tagen und oft wiederholten Versuchen, aus der Tiefe endlich hervorgebracht habe. Das Denkmal des verunglückten Escher, von seinem Freunde ihm gesetzt, bemerkten wir bei Servoz an dem Ufer der Arve *)

Ein zweiter Unglücksfall dieser Art hat sich mit einem gewissen Egert, einem Schweizer, zugetragen. Dieser hatte sich unvorsichtiger Weise von seinem Führer entfernt, und war, unbekannt mit der Gegend und den Tücken des Eisbodens, in einen tiefen Riß hinuntergefallen, der Führer entdeckte in dem frischgefallenen Schnee die Spuren des Vermißten; glücklicherweise war er in der Eisspaltung auf einer Querwand haften geblieben, dergleichen von hineingerollten Eisblöcken zu entstehen pflegen. Cachet le Géant, ließ sich an einem Seile in die Tiefe hinab, und es gelang ihm, den Verunglückten, der noch am Leben war, aber ein Bein gebrochen hatte, zu retten. Cachet hat bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht: daß die Temperatur in solchen Eisschlünden gemäßigter als oberhalb sey.

Ein drittes trauriges Ereigniß erzählte Pierre

*) Es fängt mit den Worten an: Voyageurs! un guide expert vous est necessaire! Escher aus Zurich, ein Lieblingsschüler des Dichters der Luise, bestieg mit seinem Freunde Zimpsen den 7. August 1800 den Buet und stürzte in eine Eisspalte 105 Fuß tief.

B.

Balmat. Madame le Cointe aus Genf mit einer Tochter und einem hoffnungsvollen Sohne von 23 Jahren, in Begleitung eines jungen Engländers Hill, war gekommen die Merkwürdigkeiten dieser Gegend zu besuchen. Die Gesellschaft traf frühmorgens ein. Mutter und Tochter waren beschäftiget, das Frühstück zu bereiten. Die Jünglinge lockte die Ungeduld hinaus, einen kleinen Vorflug in das Gebirge zu machen; jugendlicher Muth trieb sie, höher und höher zu klettern; und indem der junge le Cointe von einer Felsenspitze zu einer andern hinüberspringt, stürzt er in den Abgrund hinab. Todtenbleich kehrt Hill zurück. — Man denke sich den unendlichen Schmerz der Mutter und Schwester. Die zerschmetterten Gebeine des Verunglückten wurden nach mehreren Stunden im Felsengeklipp aufgefunden und den folgenden Tag in Genf beigesetzt.

Diese Trauergeschichte hatte, besonders ihrer begleitenden Umstände wegen, und durch den einfach rührenden Vortrag des guten Erzählers, einen tiefen Eindruck auf die ganze Gesellschaft gemacht, und wir wagten uns nur mit der größten Vorsicht auf das vor uns liegende Eismeer. Da erblickten wir nun Berg und Thal von Krystall, und sahen mit angelecktem und zurückgeschrecktem Erstaunen in die tiefen und breiten blauen Eisrisse hinab, an deren Wänden kleine und größere Wasserfälle mit lieblichem Geräusch niederrannen; und rings umher schimmerte und glänzte die azurne Pyramiden-

pracht. Zuweilen, aber nur auf Augenblicke, zeigte auch der Montblanc sein majestätisches Haupt.

Auf dem Rückwege konnten wir, wegen der mindern Anstrengung des Niedersteigens, mit mehr Empfänglichkeit die großen und erhabenen Naturgegenstände wahrnehmen. Frühlingswiesen und Eisflächen neben einander! — Wunderbar vereinigen sich hier, auf den Grenzen einer ewigen Eiswelt, winterliche Starrheit mit sommerlicher Milde. Wie gewaltig ergriffen und mächtig empor gehoben fühle sich hier das Gemüth zu dem unerschöpflichen Quell dieser Wundererscheinungen der Natur. Unendlich groß und erhaben ist der Weltengeist in den starren Bildern des Todes, wie in den Gestalten des blühenden Lebens.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druckfehler.

Th. I. Seite 316 Zeile 11 von unten lies alter ſt. aller.
— II. S. 183 Z. 10 v. u. l. im Jahre 1455 nach anderer Meinung 1467 ſtatt im Jahre 1445.
— III. S. 295 Z. 12 v. o. iſt folgende Stelle ausgelaſſen:
— Jetzt ſtiegen zwei roth glühende Rauchſäulen auf, die ſich in einer außerordentlichen Höhe vereinigten und gleichſam einen Triumphbogen von verſchlungenen Strahlen bildeten, für einen Götterauffzug. Die Gegend lag ſchweigend, wie trunken in röthlichem Lichte. Die Schiffe in dem feuerſpiegelnden Meere, ſchienen ſchwarze Rieſengeſpenſter zu ſeyn, die in einem Blutmeere ſtarrten.
Th. IV. Auf dem Schmuztitel lies: Chamouny ſtatt Chamony.
— — S. 11 Z. 20 v. oben lies Laſtvieh ſtatt Landvieh.
— — S. 12 Z. 4 v. u. fehlt das Komma nach Handlung.
— — S. 74 Z. 3 v. u. lies: der Menſch in ſtatt der Menſch aus.
— — S. 100 Z. 13 v. u. lies auf ſtatt aus.
— — S. 112 Z. 12. v. o. lies dem Anio ſtatt den Anio.
— — S. 127 Z. 15 v. o. l. Sarazenen ſt. Vandalen.
— — S. 152 die lehte Z. lies: im Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung 544 ſtatt 445.
— — S. 223 Z. 6 v. u. lies zitternden ſtatt zitternde.
— — S. 226 Z. 11 v. u. lies Traſimen ſt. Trarimen.
— — S. 228 Z. 15 v. u. iſt das Wort ein zu viel.
— — S. 237 Z. 7 v. o. lies Arezzo, den 18. Juni ſtatt den 17. Juni.
— — S. 293 Z. 11. v. u. lies umgaben ſtatt umgeben.
— — S. 301 Z. 4 v. o. lies für ſtatt fur.
— — S. 329 Z. 21 v. o. fehlt nach faſſen das Komma.